Hochland

Jos. Kösel'sche Buchhandlung
· Kempten · · München ·

H·B·G·

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Dritter Jahrgang · Band II.
(April 1906 · September 1906.)

Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
H67
Jg.3
Heft 2

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes III. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen, Gedichte.

	Seite
Fogazzaro, Antonio: Der Heilige	16
" " Ein Einfall des Ermes Torranza	513
Gnauck-Kühne, Elisabeth: Wie Heini sein Herz verlor	67
Hallström, Per: Phocas	137
Hensler, A.: Mein Vaterland, mein Österreich!	649
Krane, Anna von: Levi ben Alphäus	385
Kröger, Timm: Die alte Truhe	315
Külpe, Frances: Altmodische Leute	281
Lagerlöf, Selma: Warum der Papst so alt geworden ist	681
Strauß-Torney, Lulu von: Fritz. Eine Geschichte aus Niedersachsen	196
* * *	
Claudius, Wilhelm: Regina Auxiliatrix	136
Flaskamp, Christoph: Pfingsten	357
Franke, Ilse: Versöhnung	592
Garin, Paul: Aphorismen	659
Knodt, Karl Ernst: ‚Periissem, nisi periissem'	614
Lennemann, W.: Sommer	461
Noerr, Friedrich: Der Sohn	97
" " Ein Frühlingstag	172
Wolff, Harrick: Erinnerung	530

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Hasse, Else: Der Läuterungsweg in Dantes ‚Purgatorio'	1
Habrich, L.: Die neuscholastische Philosophie der Löwener Schule	59
Dr. Moser, Johannes: In Grammaticos. Zur Frage des deutschen Unterrichtes in den höheren Schulen	89

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.

Seite

Dr. P. Holzapfel, Heribert O. F. M.: Der Blütenkranz des hl. Franz von Assisi 105
Dr. Sauer, Univ.-Prof. Jos.: Ralph Waldo Emerson, ein Dichterphilosoph 146
Dr. Hengesbach, Joseph: Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode 181
Dr. Schell, Univ.-Prof. Herm.: Die Gotteskräfte des Christentums 257
Ernst, E.: Die Lehrerinnenfrage 345
Dr. Mausbach, Univ.-Prof. Joseph: Die Entwicklung des katholischen Dogmas 406
Dr. Weiß, Joseph: Drei bayerische Parteigänger des achtzehnten Jahrhunderts 418
L. A.: Jahwe und Christus 478
Dr. Dürrwaechter, Prof. A.: Die weltgeschichtliche Wertung des Zeitalters der Renaissance 531
Dr. Kiefl, Univ.-Prof. F. X.: Herman Schell † 548
Dr. Ettlinger, Max: Der neuzeitliche Pessimismus und seine Gestaltung bei Hartmann 575
Dr. Spahn, Univ.-Prof. Martin: Katholische Geisteskämpfe in Italien 593
Bernt, Friedrich: Aus Nietzsches Freundeskreise 597
Newmanliteratur, neue 602
Dr. Willmann, Hofrat, Uni.-Prof., Otto: Die Welt aus der Vogelschau 641
Dr. Walter, Univ.-Prof., Franz: Die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend 660
Dr. Messer, Univ.-Prof., August: Natorps Sozialpädagogik . 732
* r.: Neue Frauenberufe im Lichte der alten Ethik 107
* Dr. Ettlinger, Max: Grenzfragen der Philosophie und Naturwissenschaft 111
* Dr. E.: Dogmatismus bei ‚Freidenkern' 229
* -z.: Französisch kirchenpolitische oder allgemein religiöse Krisis? . 232
* Dr. Ettlinger, Max: Zur Ästhetik des Tragischen . . 239
* lg.: Ein Streit um die scholastische Philosophie . . . 358
* r.: Moderne Inquisition 361
* A. M.: Studentenseelsorge 378
* r.: Ein Frauenwort über Ellen Key 483
* Dr. Thalhofer: Lehrertagungen 486
* Dr. Wittmann, Prof. M.: Der Streit um die Willensfreiheit 491
* Dr. Ettlinger, Max: Herbert Spencers Selbstbiographie . 492
* r.: Schadenersatz für Märtyrerblut? 613
* Dr. Ettlinger, M.: Eduard von Hartmann 615

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Dr. Popp, Joseph: Die Beuroner Kunst. Eine Studie . . 79
Dr. Schmitz, Eugen: Richard Strauß als Musikdramatiker . 98
Lienhard, Fritz: Vom deutschen Märchen 129

Seite

Klein, Rudolf: Die deutsche Jahrhundertausstellung 163
Dr. Schmitz, Eugen: Neues aus dem Gebiete der modernen Lustspieloper 209
Flaskamp, Christoph: Jörgensens Pilgerbuch 227
Dr. Hagelstange, Alfred: Bemerkungen zu Dürers Leben, Schaffen und Glauben 296
Muth, Josef: Timm Kröger 325
Dr. Ranftl, Johann: Richard von Kralik als Essayist . . 351
Dr. Voll, Univ.-Prof. Karl: Rembrandt van Rijn 442
Carlsen, Fredrik: Ibsen und sein Epilog 450
Dr. Pfleger, Luzian: Rembrandts religiöses und künstlerisches Glaubensbekenntnis 462
Dr. Schmitz, Eugen: Robert Schumann 469
Dr. Schönbach, Hofrat, Univ.-Prof. A. E.: Ein alter Gast in neuem Kleid 475
Dr. Moser, Johannes: Paul von Jankós Neuklaviatur . . 584
Dr. Kothe, Wilhelm: Anselm Salzers deutsche Literaturgeschichte 607
Muth, Karl: Jesse und Maria. Ein literarischer Rück- und Ausblick 691
Dr. Schönbach, Hofrat, Univ.-Prof. A. E.: Ferdinand von Saar 722
Dr. Domanig, Karl: Egger-Lienz und seine ‚Wallfahrer‘ . . 727

* Literatur und Theater.

* th.: Märchen 117
* **: Eideshelfer in eigener Sache 119
* J. O.: Berliner Theater 120, 248, 621
* **: Die Indexkongregation 237
* Dr. Drerup, E.: Euripides 244
* Mumbauer, Johannes: Max Geißler 246
* Muth, Karl: ‚Wege nach Weimar‘ 367
* M. E.: Das Problem der Mütterlichkeit 370
* Weiß, K.: Münchener Theater 372
* Dr. Hengesbach, J.: Die jüngsten französischen Literaturgeschichten 497
* M. E.: Ibsens Briefe 500
* Dr. Schmidt, P. Exp.: Zu Maeterlincks Entwicklung . . 502
* -h.: Technik und Poesie 503
* Muth, Karl: Das literarische Vermittlertum 616
* Mumbauer, J.: Max Geißler 618
* Weiß, K.: Emil Ertl 619
* L.: Max Bewer 620
* E.: Kunstwerk und Privatbrief 744
* ** Ein englischer Thesenroman über katholische Reformprobleme . 758
* -th.: Die Bibliophilie 759
* Freund, Frank E. Washburn: Ein Volksfestspiel in England 760

* Kunst.

* Freund, Frank E. Washburn: Die neuen Turners . . 124
* Muth, Karl: Eugène Carrière 251

Seite

* A. H.: Zur Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession . 252
* A. H.: Von jüdischer Art und Kunst 373
* A. H.: Ein neues Buch über Velasquez 504
* A. H.: Bilder von Hans Thoma 623
* Weiß, K.: Denkmalpflege und Restaurierungen . . . 625
* K. W.: Künstlerischer Wandschmuck 628
* Freund, Frank E. Washburn: William Blake . . . 763
* Dr. M.: Die deutsche Jahrhundertausstellung 765

* Musik.

* Dr. Schmitz, Eugen: Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete des Oratoriums 253
* Dr. Schmitz, Eugen: Camille Saint-Saëns . . . 375
* „ „ „ : Musikliteratur 376
* D. N. Z.: Der schriftstellernde Musiker 505
* Dr. Schmitz, Eugen: Humperdinks ‚Heirat wider Willen' . 505
* „ „ „ Musikpädagogisches 630
* Dr. Neitzel, Otto: Etwas von der Phonola . . . 632
* Dr. Schmitz, Eugen: Zur musikalischen Renaissancebewegung . 767
* „ „ „ : Neuheiten auf dem Gebiete des Kinderliedes 768

IV. Biographisches.

* Blake, William: Von Frank E. Washburn Freund . . 763
* Carrière, Eugène. Von Karl Muth 251
Dürer, Albrecht. Bemerkungen zu seinem Leben, Schaffen und Glauben. Von Dr. Alfred Hagelstange . . . 296
* Egger, Augustinus, Bischof von St. Gallen. Von ** . . 238
Egger-Lienz und seine ‚Wallfahrer'. Von Dr. Karl Domanig 727
Emerson, Ralph Waldo, ein Dichterphilosoph. Von Univ.-Professor Dr. Jos. Sauer 146
* Hart, Heinrich. Von Karl Muth 617
Hartmann, Eduard von. Von Dr. Max Ettlinger. (Der neuzeitliche Pessimismus und seine Gestaltung bei Hartmann) . 575
* Hartmann, Eduard von. Von Dr. Max Ettlinger . . 615
Ibsen, Hendrik. Von Fredrik Carlsen 450
Kröger, Timm. Von Joseph Muth 325
* Lieber, Ernst. Von J. Mumbauer 490
Nietzsche. (Aus seinem Freundeskreise.) Von Friedrich Bernt. 597
Rembrandt van Rijn. Von Univ.-Prof. Dr. Karl Voll . . 442
Saar, Ferdinand von: Von Hofrat, Univ.-Prof. Dr. A. E. Schönbach 722
Schell, Herman. Von Univ.-Prof. Dr. F. X. Kiefl . . . 548

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Dr. Sticker, Univ.-Prof. Georg: Irrungen des Geschlechtssinnes . 217
Dr. Zieschè, H.: Wert und Bedeutung der Lungenheilstätten . 338

Seite

* Dr. Jacobi, Max: Ursache und Begleiterscheinungen erdmagnetischer Stürme 115
* Dr. Merker, H.: Spiritismus bei Naturwissenschaftlern . . 242
* Dr. Jacobi, Max: Künstliches Eiweiß 365
* Dr. Merker, H.: Das Problem des Lebens 495
* Dr. Ettlinger, Max: Karl Ernst von Baer 755

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Dr. Prévôt, René: Wohlfahrtseinrichtungen und sozialer Fortschritt 173
Dr. Jacobi, Max: Die Baikalsee-Ringbahn 213
Dr. Schorer, Hans: Physische Degeneration der gebildeten Klassen? 435
* Mumbauer, Johannes: Arbeitermemoiren 364
* Muth, Karl: Der Klerus und die Alkoholfrage 610
* Sassen, Franz Joseph: Das Kolonialrecht 749
* Dr. Neuhaus, Georg: Der Selbstmord im neunzehnten Jahrhundert 753

VII. Leuchtende Gedanken.

Aus Ralph Waldo Emersons Werken 161

VIII. Verschiedenes.

Dr. Cardauns, Hermann: Plaudereien eines alten Journalisten . 709
* *: Eine Gefahr für klösterliche Genossenschaften. 254
* Muth, Karl: Eine ernste Mahnung 481
* r.: Die Deutschen im Ausland 745
* **: ‚Eine mutige und freiheitliche Tat' 747

IX. Neues vom Büchermarkt.

381, 507, 635, 768

X. Unsere Kunstbeilagen

128, 255, 383, 511, 639, 772

XI. Unsere Musikbeilagen . . . 512

XII. Offene Briefe 128, 256, 384, 640, 772

XIII. Kunstbeilagen.

Beuroner Kunstschule: Darstellung im Tempel 32
„ „ : St. Benedikt und St. Scholastika am Throne der allerseligsten Jungfrau 64
„ „ : Das Gehorsamswunder I 96

Seite

Dürer, Albrecht: Der Apostel Jakobus 257
" " : Titelblatt zur großen Passion 288
" " : Die Grablegung (Grüne Passion) . . . 320
" " : Madonna mit der Meerkatze 352
Egger-Lienz: Die Wallfahrer 728
" " : Speckbacher 688
Friedrich, Kaspar David: Der Regenbogen 160
Graf-Freiburg, O.: Gebet vor dem Kampf 1
Koch, Jos. Ant.: Berner Oberland 129
Koninck, S.: Der Goldwäger 513
Rembrandt: Selbstbildnis 1654 385
" : Tobias heilt seinen Vater 400
" : Der Tod Mariens 416
" : Die Jünger in Emaus 448
" : Die Bettler 480
Schüz, Theodor: Mittagsruhe bei der Ernte 224
Schulte, Rud.: Ed. von Hartmann 560
Volkert, Hans: Herman Schell. Originalradierung . . . 641
Waldmüller, Ferdinand: Fürst Radzumowski 192

XIV. Musikbeilagen.

Schumann, Rob.: Jäger auf der Lauer 512

XV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

* Adam, Julie: Der Natursinn in der deutschen Dichtung . . 636
* Alkoholfrage, Literatur zur 610
* Bädekers Reisehandbücher 511
* Bischoff, Heinrich: Richard Bredenbrücker 771
* Bleibtreu, Karl: Weißenburg 509
* Boerschel, Ernst: Joseph Viktor Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe 770
* Bredenbrücker, Richard: Die Flucht ins Paradies . . 771
* " " " : Liebeswirren 771
Brémond: Newman, essay de biographie psychologique . 605
* Bromme, William Theodor: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben von Paul Göhre . . 364
* Bronner, F. J.: Bayrisch' Land und Volk in Wort und Bild . 509
* Brunetière: Manuel de l'histoire et de la littérature française 499
* Canat, René: La littérature française par les textes . . 499
* Chwolson, O. D.: Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot 112
* Denkmalpflege, Sechster Tag für — in Bamberg . . . 625
Dimnet: La pensée catholique dans l'Angleterre contemporaine 603
* Doumic, René: Éléments d'histoire littéraire . . . 499
Drews, Arthur: Eduard Hartmanns philos. System im Grundriß . 576

Seite
* Eckart, Rudolf: Die geistliche Dichtung im deutschen Volke . 507
* Ekensteen, M. v.: Meine Welt 507
* Ertl, Emil: Feuertaufe 619
* „ „ : Opfer der Zeit 619
* „ „ : Die Leute vom blauen Gugucksbaus . . . 619
* Eyth, Max: Im Strome unserer Zeit 503
* „ „ : Hinter Pflug und Schraubstock 503
* „ „ : Lebendige Kräfte 503
* Faguet, E.: Etudes littéraires 498
Falke, Gustav: Timm Kröger 327
* Falke, Gustav: Das Büchlein Immergrün 636
* Fischer, Wilhelm: Poetenphilosophie 114
* Flaskamp, Christoph: Frommer Freude voll 507
* Florack, Franz: Die Schutzgebiete, ihre Organisation in Verfassung und Verwaltung 750
* Förderreuther, Max: Die Allgäuer Alpen . . . 772
* Fugel, Gebhard: Jerusalem und der Kreuzestod Christi . . 510
* ‚Führer durch die moderne Literatur'. Herausgegeben von Hans Heinz Ewers 779
* Ganghofer, Ludwig: Die Jäger 509
* Geißler, Max: Das Moordorf 246
* „ „ : Hütten im Hochland 618
* Genast, Ed.: Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit . 508
* Glagau, Hans: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle 493
* Gnauck-Kühne, Elisabeth: Goldene Früchte aus Märchenland . 118
* Gockel, Albert: Das Gewitter 509
* Gorki, Maxim: Kinder der Sonne 250
* Güttler, C.: Wissen und Glauben 114
Handel-Mazzetti, E. von: Jesse und Maria . . . 691
* Hartmann, Eduard von: Das Problem des Lebens . . 495
* Hauptmann, Gerhart: Und Pippa tanzt 120
* Hebbel, Friedrich: Tagebücher. Herausgegeben von Herm. Krumm 381
* Heine, Anselm: Mütter 371
* Herbert, M.: Ohne Steuer 371
* Herrmann, Paul: Nordische Mythologie 381
* Hertz, Wilhelm: Bruder Rausch 382
* Hofmannsthal, Hugo von: Ödipus und die Sphinx . . 249
* Humperdinck: Die Heirat wider Willen 505
* Ibsen, Hendrik: Briefe. Herausgegeben von J. Elias und H. Koht 500
Jörgensen, Johannes: Das Pilgerbuch 227
* Julleville, Petit de: Histoire de la langue et de la littérature françaises 498
* Kaskel, Karl von: Kleine Lieder auf alte Kinderreime . . 768
* Kehrein, Valentin: Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte 381
Kröger, Timm.: Leute eigener Art 327

Seite

Kröger, Timm.: Die Wohnung des Glücks 327
* Krose, H. S. J.: Der Selbstmord im 19. Jahrhundert nach seiner Verteilung auf Staaten und Verwaltungsbezirke . . 753
* Lange, Konrad: Die Grundsätze der modernen Denkmalpflege . 626
* Lanson: Histoire de la littérature française 498
* Laser, Artur: Der moderne Dirigent 505
* Lemaître, Jules: Contemporains 498
* Lessing, G. E.: Briefe. Herausgegeben von Franz Muncker . 635
Lindemann, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Dr. Max Ettlinger 475
* Lintilhac: Précis historique et critique de la littérature française 499
* Mausbach, Joseph: Die Stellung der Frau im Menschheitsleben 108
* Mayer, Ad.: Los vom Materialismus 114
* Meyers Reisebücher 510
* Mörike: Ausgaben von —s Werken 635
* Müller, Adolf: Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles 242
Natorp, Paul: Sozialpädagogik 732
Nestle, Wilhelm: Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung 245
Newman-Literatur. 602
Nyblom, Helene: Es war einmal 118
* Panzer, Friedrich: Deutsche Heldensage im Breisgau . . 508
* Paul, Adolf: Hille Bobbe 621
* „ „ : Teufelskirche 622
* Pelissier, Georges: Précis de l'histoire de la littérature . 498
* Pesch, P. T.: Der Christ im Weltleben 639
* Petersen, Julius: Willensfreiheit, Moral und Strafrecht . 491
* Polle, Friedrich: Wie denkt das Volk über die Sprache? . . 381
* Portig, Gustav: Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes . 113
* Rafael, L.: Vom alten Sachsenstamme 636
* Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode 507
* Rembrandtliteratur 768
* Riehl, Alois: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart 111
* Ruederer, Joseph: Die Fahnenweihe 373
* Saint-Saëns, Camille: Harmonie und Melodie . . . 375
Salzer, Anselm: Deutsche Literaturgeschichte 607
* Schanz, Frida: Huberta Sollacher 382
* Schaukal, Richard: Großmutter 636
Schell, Herman: Jahwe und Christus 478
* Schnitzler, Artur: Ruf des Lebens 250
* Serao, Matilde: Schlaraffenland 382
* Shaw, Bernard: Cäsar und Kleopatra 622
* Sievers, Wilhelm: Asien 638
* Spahn, Martin: Ernst Lieber als Parlamentarier . . . 490
* Spencer, Herbert: Selbstbiographie 492
* Spinoza: Ethik. Übers. von Otto Baensch 635
* Steiner, Max: Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums 112

Seite

* Stevenson: Velasquez 504
* Stiehl, O.: Das deutsche Rathaus im Mittelalter . . 637
* Stölzle, Remigius: K. E. von Baer und seine Weltanschauung 756
* Synge, J. M.: Der heilige Brunnen 248
Taube, Otto Freiherr von: Der Blütenkranz des hl. Franz von Assisi 105
* Thode, Henry: Ein letztes Wort vor der Entscheidung über das Heidelberger Schloß 627
* " " Böcklin und Thoma 637
Thureau-Dangin, Paul: La renaissance catholique en Angleterre au XIXe siècle 602
* Tivier: Histoire de la littérature française 499
* Tschudi, Hugo von: Die deutsche Jahrhundertausstellung 1906 765
* Vial, Francisque und Denise, Louis: Idées et doctrines littéraires du XVIIe siècle 500
* Viebig, Klara: Einer Mutter Sohn 370
* Vittoria und Palästrina, ausgewählte vierstimmige Werke, red. von Hermann Bäuerle 767
* Vögele, A.: Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus 241
* Volkelt, Johannes: Ästhetik des Tragischen 239
* Ward, Mrs. Wilfrid: Out of due time 758
* Weber, F. W.: Dreizehnlinden 508
* Werke alter Meister. 100 Reproduktionen nach Originalen der kgl. älteren Pinakothek München 511
Wieman, Bernard: Er zog mit seiner Muse 119
* Wilde, Oskar: Florentinische Tragödie 249

Verlag Freiburg i/Br.

Gebet vor dem Kampf.

Dritter Jahrgang. April 1906. 7. Heft.

Der Läuterungsweg in Dantes ‚Purgatorio'.

Von

Else Hasse.

Die ‚Göttliche Komödie' — das Wunderlied des Mittelalters, zu welchem die gebildeten Nationen immer wieder zurückkehren — ist das Epos vom inneren Menschen und umfaßt alle Zustände der Menschennatur von der größten Unvollkommenheit bis zur höchsten Vollkommenheit. Nur eine Seele von gewaltigster Ausdehnungskraft, nur ein Dante, der das Leben in seinem weitesten Ausmaß durchschritten hat und durch alle lebendigen Beziehungen hindurchgegangen ist, der alles Streben und Ringen des Menschengeistes, seine Schmerzen und seine Erhebung am eigenen Leibe erfahren hat, nur eine so überragende Persönlichkeit konnte alle Kräfte überschauen, die in der Menschheit allmählich entfesselt wurden, und die im einzelnen ihr Spiel treiben.

‚Der Mensch ist zu weit angelegt, er reicht von der Hölle bis zum Himmel; man müßte ihn enger machen,' ruft Dostojewski einmal seufzend aus. Dante, die Welt des Innern von Pol zu Pol bereisend, läßt über die ersten Zeiten seiner visionären Wanderung diesen selben Seufzer hinschweben, einen Seufzer, der für ihn selbst zum glühenden Vorwurf wird. Darum stellt er die eigene Person als Symbol des Rettung suchenden Menschen in die Mitte seines Gedichts. In das Selbsterlebnis des Dichters, in seine eigene Läuterung, ist jedoch das Urteil über die ganze Menschheit, ihr Verhalten und ihre Geschicke hineinverflochten. Während er in den drei Reichen

Inferno, Purgatorio, Paradiso mit einer Kühnheit ohnegleichen seiner sittlichen Wahrheitserkenntnis alles Bestehende unterwirft und über Menschen jeder Art, Zeit und Zone Weltgericht hält, Strafgerichte und Seligkeiten verkündend, beugt doch zugleich er selbst sich in tiefer Demut unter die sittliche Weltordnung, eigene Irrtümer büßend und auch in fremde Schuld sich mit einbeziehend.

Was ein gotischer Dom mit plastischer Bestimmtheit veranschaulicht: den Gedanken des Emporstrebens, das versinnlicht durch ihre Bilderfülle auch die ‚Göttliche Komödie'.

Auf halbem Weg des Menschenlebens hat der Dichter sich in einen finsteren Wald verirrt, wo ihm die größten Versuchungen der Menschennatur in Tiergestalt begegnen und ihn arg bedrängen. Er ist ratlos; denn obwohl verlorene Strahlen der Wahrheit ihn erreichen, kann er doch von sich aus die Gefahren des Lebens nicht besiegen und den Weg des Heils nicht finden. Da naht Virgil, sein erster Führer, die Verkörperung der Vernunft, die den Menschen aus der Welt des Irrtums herausführt und seine Läuterung bewirkt. Das Verhältnis des Rettungsuchenden zu seiner Vernunft wird als eine menschlich schöne Freundschaft geschildert, wobei Ehrfurcht, Bescheidenheit und kindlicher Gehorsam auf seiten Dantes, Autorität und ruhige Besonnenheit auf seiten Virgils zu finden ist. Weil die herrliche Klarheit der Vernunft als Gnade empfunden wird, als eine Liebesgabe von oben, so erscheint Virgil als Abgesandter Beatricens. Sie, die verklärte Jugendgeliebte des Dichters, vormals und nun wieder seine Führerin zu Gott — ‚wer zu ihr sprach, kann nicht in Sünden leben!' — wird ihm erst sichtbar, als er von aller Schuld gereinigt ist, und geleitet ihn durch alle Himmel der Erkenntnis und Beseligung. In ihr verkörpert sich die Offenbarung, das erlösende Schauen, das geistige Eindringen in alle tiefsten Geheimnisse des Lebens, das Mitleben mit allen Geschöpfen, wozu der gereinigte, lieberfüllte Mensch endlich kommen muß. Wo die Erkenntnis durch Vernunft aufhört, da fängt die Erkenntnis durch Liebe an.

In Furcht und Schweigen beginnt der Dichter mit Virgil die große Phantasiewanderung, hinab in die ‚blinde Welt', wo der ‚dunkle Raum erbrüllt', und wo die führende Vernunft dem bangen Menschenkinde alle Zustände der irrenden, unerlösten Menschennatur zeigt — die Hölle. Das sind Wege in die Dunkelheit hinein, die auch der Größte braucht, um alles Menschliche zu verstehen; in seherischem Mitgefühl durchdringt er alle Seiten der Wirklichkeit, alle irdische Schwachheit, um ihre Überwindung zu lernen und zu lehren. Was der Irrtum aus dem Menschen macht, wie er ihn peinigt, in alle Feuer der Leidenschaft und Friedlosigkeit hineinpeitscht und in den Finsternissen des Wahns mit glühenden Fesseln festschmiedet, das wird in Bildern, packend und plastisch, in Worten, dunkel und grauenvoll, dargestellt. In den Tiefen der Hölle wird Gottes Name nie genannt: die allgegenwärtige Selbstsucht kann von der Allgegenwart der Liebe nichts spüren; blind für die Wahr-

heit sein heißt Gott ferne sein, und wo die Verneinungen hausen, da kann das ewige Ja nicht wohnen.

Mit einer furchtbaren Vision schließt das Inferno: in äußerster Ferne von Gott, wo der Irrtums-Höllenzauber dunkelste Nacht verbreitet, ist Luzifer in ewigem Eise köpflings eingepfählt, er, der geistesstolzeste Rebell, der die ewigen Ordnungen umstürzen wollte; und mit riesigen Fledermausflügeln, die keine sonnigen Höhen erfliegen können, verwandelt er jeden warmen Strom zu Eis: der Cocytus füllt als gefrorener See den Raum, und selbst die Tränen der Verdammten hängen als Schleier von Eis vor ihrem Antlitz. Die Bösesten sind eben die Kältesten, Gefühllosesten; nichts schmilzt ihren Trotz; wo der Wille sich einbohrt in das Schlechte, da erstarrt das Herz, Liebe und Leben erfriert, und selbst die Reue verliert ihre lindernde Kraft.

Aufatmend nach erlebtem Höllengraus steigen die Wanderer durch eine Schlucht aufwärts, dem Tränenbach entlang, der vom ‚Berg der Läuterung' die Reuezähren hinabschwemmt in die Nacht des Irrtums, um dessentwillen sie geflossen sind. Da leuchtet der Himmel ihnen in den sanften Farben des Morgens entgegen; vor ihnen steigt mit seinen Terrassen und Stiegen der Berg der Läuterungen in die klare Luft, und wie ein Bild des Gemüts, dem Hoffnung sich naht, eilen die zitternden Meereswellen zum Strande.

Was Dante im Purgatorio in Bilder und Gleichnisse umsetzt: die Zustände der Menschenseele mitten im sittlichen Aufstreben, ist etwas ewig Gültiges, was nie veralten kann; und das Interesse der Jetztzeit an psychologischen Enthüllungen hat dazu geführt, daß Dante heute wieder als Herzenskündiger auf den Schild erhoben und daß die ‚Göttliche Komödie' aus der Retorte des Gelehrten herausgeholt wird.

Eine wunderbar weiche, lichtfrohe Stimmung schwebt dem Leser im Purgatorio entgegen, eine Stimmung der Stille, in welcher alle Wehklagen der unteren Welt verstummen. Statt des Heulens und Fluchens ertönen nun Loblieder; statt der Mitleidslosigkeit herrscht Hilfsbereitschaft, und Venus, der Stern der Liebe, leuchtet am nachtblauen Firmament mit einem Viergestirn, dem Symbol der weltlichen Tugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit. Statt der tierischen Grauengestalten der Mythologie (in denen sich Furcht, Gewissensangst, Gemeinheit verkörpern), hüten nun Engel (d. i. reine Gedanken) den Ausgang und Eingang der Kreise und geleiten den Wanderer hinan. Blumen umblühen ihn: die Lilie, die der Sonne den Kelch öffnet; der Dorn, der verdorrt schien und wieder Rosen trägt.

Gefühl und Gewissen regen sich nun. In der Liebe sieht der Emporstrebende den Urgrund des Seins, damit auch den Samen alles Guten; in ihrer Verirrung freilich den Quell der Sünde.

‚So muß die Liebe, wie du wirst erkennen,
In euch die Saat zu jeder Tugend streu'n,
Doch auch zu allem, was wir Laster nennen.'

Wird die Eigenliebe so mächtig, daß man um ihretwillen das Unheil des anderen sucht, aus seinem Sturz die eigene Erhebung hofft, durch seine Größe sich beeinträchtigt wähnt oder durch Kränkungen sich so beschämt erachtet, daß man nach Rache dürstet, dann entstehen Stolz, Neid, Zorn; mit falscher Liebe liebt der Träge die Ruhe, der Habgierige den Besitz, der Schlemmer Speise und Trank, der Unkeusche die Sinnenlust.

Um der Liebe die Richtung nach oben zu geben, muß der Strebende das Gute dargestellt sehen an Gestalten, denen sein Herz zufliegt. Und so werden die Vorgänge auf den Felsterrassen des Läuterungsberges, die Bußen, Kämpfe, Überwindungen, denn noch durch besondere Bilderfolgen begleitet und erläutert: da sind, in die Felswände eingegraben, Bilder der Tugenden und Verfehlungen berühmter Männer und Frauen der Bibel und Mythe; später erscheinen dergleichen Bilder wie Visionen vor den Büßenden, und schließlich werden ihnen durch unsichtbare Stimmen Mahnungen zugerufen; je höher wir kommen, desto geistiger wird alles. In jedem Kreise ertönt aus den Lüften ein Spruch der sieben Seligpreisungen, sinnvoll angewandt. Alle diese Erscheinungen und Bilder veranschaulichen eine Form des Gewissens; Gewissen ist ja das Andenken an Tugenden und Verfehlungen großer Menschen, die Allgegenwart weiser Lehren und prophetischer Flammenworte im Geiste des Aufstrebenden, der der sittlichen Erneuerung entgegengeht.

Die Wanderer begegnen am sonnigen Strande dem alten Cato, jenem edlen Römer, der sich um Roms Freiheit den Tod gab. Es ist der Anfang der Vergeistigung, wenn wir einer Idee etwas zu opfern vermögen; darum steht Cato an der Pforte des Lebens, das zur sittlichen Freiheit führt: zur Freiheit von Begierden und Irrtümern. Eifernd und streng frägt Cato die Wanderer, durch welchen Ratschluß sie dem Abgrund entronnen seien; Virgil antwortet:

‚Nicht durch mich selber bin ich hie, —
Ein Weib kam bittend aus den höchsten Sphären,
Darob ich diesem mein Geleit verlieh.'

Auf welchen Vorgang im sittlichen Leben wird hier angespielt? Solange der irrende Mensch noch im härtesten Kampfe steht, ist er auf sich selbst gestellt und seine Kraft; der Kämpfer muß das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit haben, und wenn er fällt, so fällt er durch eigene Schuld und Schwachheit. Beim ersten befreiten Aufatmen aber kommt das tiefe Dankgefühl über den Menschen und das Bewußtsein: Nicht mein Werk ist all dies, mich trug eine höhere, gnadenspendende Kraft! Trotz und Hochmut stützen den Bösen, der hohe Mut trägt den Kämpfer, die Demut den Sieger.

Ehrfürchtig beugt Dante das Knie vor Cato; der Aufblick zu höherer Tugend, das demütige Sichbeugen steht am Beginn der Läuterung. Ehrfurcht entzündet im Innern die heilige Flamme des Strebens, erweitert den Geist und macht ihn aufnahmefähig.

Und noch eins ist not. ‚Sohn, folge mir jetzt rückwärts!' bedeutet Virgil den Heilsuchenden. Zur Stunde, da wir ein neues Ziel erschauen,

ist der ehrliche Rückblick auf die Vergangenheit noch einmal nötig; er weckt das Schuldgefühl, ohne welches der Wunsch nach Erhebung und Reinigung sich nicht entzünden kann; dann aber, mit energischer Wendung, geht's dem ‚blinden Strom entgegen', fortfliehend von Irrtum und Leidenschaft.

Um Dante zum weitern Wege zu weihen, muß Virgil ihn auf Catos Geheiß mit einem Gurt von Binsen umschnüren, wie sie rings um den Läuterungsweg aufsprießen. Die Binse, deren Halme, hundertmal geknickt, immer wieder aufstehen, ist das Symbol der Geduld, wie jeder sie braucht, der sich durch Schmerzen läutern will. Durch Geduld wird der Strebende gegen Entmutigung gefeit; wo sie ist, gibt's kein Erlahmen.

Virgil taucht seine Hände in die frischbetauten Gräser und wäscht damit den Schmutz der Hölle von Dantes beträuten Wangen. Tau ist die Segensspende der Natur, und Tränen sind die Segensspende des Gemüts; so vereinigen sich Natur und Gemüt, um der erfrischten Seele die Empfindung der Unreinheit, die dunklen Gedanken zu nehmen. Nun geht es vorwärts, freilich noch zage und unsicher, mit voranfliegendem Geist und trägem Körper, aber gehorsam; denn im Gehorsam wurzelt das sittliche Leben:

‚Stumm stand ich auf und sah auf meinen Hort,
In seinen Schutz und Willen ganz ergeben.'

Der erste Schritt ins Land der Unschuld zeigt dem Aufstrebenden das Bild der Reinheit: ein Schiff fliegt heran, die blendende Lichtgestalt eines Engels steht am Steuer, und ohne Segel und Ruder treibt sein weißes Flügelpaar mit leisem Fächeln den Nachen. Singende Seelen steigen ans Land, und der Engel weiht sie mit dem Zeichen des Kreuzes für ihren ferneren Weg: das Ideelle, Unsichtbare mehr lieben als das Materielle, Sichtbare, — das ist das Kreuz. Aber der schwerste Weg ist der beste.

Casella, ein Sänger und Dantes Freund, verläßt die Schar, auf ihn zueilend, und erfrischt alle Herzen durch den Gesang einer Canzone des Dichters, beginnend:

‚Die Liebe, die zu mir im Herzen spricht —.'

Liebe und Musik, die das Herz erweichen, es weit und froh machen, empfangen den, der seinen Sinn läutern will, und alle verweilen atemlos lauschend bei der ersten Harmonie, die durch Liebe hervorgebracht wird. Hier, wo das Streben sich nach oben wendet, beginnt auch die Vereinigung der Menschen, wie denn das Gefühl des Verbundenseins mit den Mitstrebenden die erste Freude und Hilfe im sittlichen Ringen ist. Aber das beglückte Lauschen derer, die doch vorwärts müssen, unterbricht Cato mit strenger Mahnung; der ernste Gedanke ruft, und wie aufgescheuchte Tauben, in ungestümem Vorwärtsdrängen braust die Schar dem Berge zu, ‚wo die Vernunft uns peinigt,' wo die Feinfühligkeit erwacht und zu strenger Selbstprüfung treibt.

Als Dante sein Antlitz dem Berge zuwendet, sieht er über sich Virgil stehen, hochgestaltet; so erscheint uns am Anbeginn des höheren Strebens die menschliche Vernunft das größte zu sein. In demselben Augenblick aber

macht sich ihre Begrenzung schon fühlbar; denn ratlos sucht Virgil nach einem aufwärts führenden Pfad. Wohl ist die reine Vernunft wie ein anderer Himmel, schattenlos und ätherglaich, der das Himmelslicht der göttlichen Wahrheit nicht hemmt, sondern hindurchstrahlen läßt.

„ . . . hemmt doch der Schimmer
Des einen Himmels nie des andern Licht —.'

Aber, wie Goethe zu Eckermann (15. Okt. 1825) sagt: ‚Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.'

‚Tor, wer da hofft, er dring' in alles ein
Mit der Vernunft, selbst in endlose Sphären.
Strebt, Menschen, doch das Wie nicht aufzuklären;
Denn wär's gestattet, alles zu erschau'n,
Nicht brauchte dann Maria zu gebären.'

D. h. Christus hätte nicht zu kommen brauchen, wenn uns das eigene Erkennen schon Erlösung brächte.

Langsam schwebt den Pilgern eine Schar von oben entgegen, und mit der anmutigen Höflichkeit, welche die heilsuchenden Seelen verbindet (im Gegensatz zum Haß und Streit der Hölle), fragen sie sie nach dem Wege. Die hier erscheinen, das sind die Säumigen. Dante charakterisiert sie fein: für sie ist alles Ereignis, was sie ablenkt und am Vorwärtsschreiten hindert, wie ein träger Schulknabe die Fliege auf seinem Heft zum Vorwand nimmt, um nicht zu arbeiten; auch furchtsam und neugierig sind sie und wie Herdentiere abhängig von dem, was andere tun. Ihr Leben dringt nach außen; dort liegt der Schwerpunkt ihres Interesses. Sie verlangen nach der Fürbitte: der Geist und die Kraft anderer soll sie emportragen.

Dante, von allen Eindrücken gefangen genommen, ist in Staunen versunken; Ort und Zeit empfindet er nicht mehr, und indem er sich innerlich sammelt, indem alle sinnlichen Wahrnehmungen untergehen in einer großen geistigen Sehnsucht, spürt er zum erstenmal die Gesamtkraft seiner Seele. Und plötzlich ertönt der Ruf: ‚Seht die Stiegen!' Ein Weg nach der Höhe wird sichtbar und nun: ‚Empor auf der großen Sehnsucht Schwingen!' Kein selbstisches Begehren, das große Sehnen trägt hier den Menschen aufwärts, und das ist dann kein Steigen mehr, das ist ein inneres Fliegen.

‚Doch wer hier aufstrebt, muß beflügelt sein.' ‚Mir nach, zur Höhe geht dein Pfad!' ruft die Vernunft dem Menschen zu; ‚rückwärts darf keiner deiner Schritte weichen!' Allein der Gipfel scheint fern, und der Reise Ermattung macht sich bald fühlbar; der Meister aber zeigt als Ziel den nächsten Felsvorsprung: ‚Bis dorthin schleppe dich!' Mit kleinen Leistungen soll begonnen werden; jede kleinste Selbstüberwindung ist so ein Vorwärtskommen ‚bis zum nächsten Vorsprung'. Jede Meisterschaft wird durch Übung gewonnen. Auf den Gipfel deutend tröstet Virgil:

‚Wer ihn zu steigen unternommen,
Trifft große Schwierigkeit an seinem Fuß,
Die kleiner wird, je mehr man aufgeklommen.'

Virgil verheißt dem Schüler das Ziel, das er unter seiner Führung erreichen kann: den vollen Besitz der Erkenntniskraft, die Herrschaft über den Willen und die innere Ruhe und Sicherheit, die alsdann die Seele erfüllen wird. Von höheren Zielen muß die Vernunft schweigen; jene höchsten Beseligungen, wo der Mensch sein tiefstes Selbst ganz in Liebesempfinden auflöst und geheimnisvolle Stärkungen und Offenbarungen empfängt, gehen über die Vernunft hinaus.

Von der Trägheit — einer Versuchung bei der ersten Ermüdung — hat Dante sich abgewandt; die zweite Versuchung naht: er bemerkt, wie die Seelen der Säumigen über ihn tuscheln und flüstern. Er lauscht und zögert. So läßt der Anfänger im Streben sich leicht von fremder Meinung bestimmen und ablenken. Virgil zürnt: ‚Was man auch spreche, folge mir nach oben!' Und tief errötend neigt sich Dante. Hier wiegt weniges schon schwer in der Wagschale des Gewissens: ein unstäter Gedanke ist schon ein Abirren und erzwingt Selbstvorwürfe; eine Regung edler Scham gewinnt schon Verzeihung. Buonconte von Montefeltro erzählt hier, daß er durch eine Reueträne das höhere, ewige Leben gewonnen habe; die Reue wird von Dante hoch bewertet, da sie ein Sichloslösen von Irrtum und Übel bedeutet, jene göttliche Traurigkeit, in welcher alles Edle im Menschen zu Worte kommt.

Wer ein Ziel hat, hat Eile. Der Mitfühlende aber wird immer mit Bitten bestürmt und aufgehalten. Dante, beständig zur Fürbitte aufgefordert, befragt Virgil über die Wirkung derselben: Wird nicht das strenge Recht gebeugt, wenn wir für andere mitleidig um Gnade flehen? Virgil — die Vernunft — weiß hierauf keine Antwort und verweist den Jünger an Beatrice. Sie erst lehrt ihn: Wo Liebe ist, da ist auch unsichtbarer Einfluß; Liebe findet das sanfte Zauberwort, das schlafende Seelen zu wecken vermag. Durch bloße Gedanken können wir unseren Mitmenschen Steine in den Weg werfen oder die Bahn freimachen — je nachdem, und jeder warme, vertrauende Gedanke ist eine stille Fürbitte. Das aber lernt Dante erst durch die Frau verstehen, ‚die zwischen deinem Geist und ewiger Wahrheit wird ein Licht entzünden.' In Virgils Anrufung des Ewigweiblichen liegt die Sehnsucht nach tieferem Lebensverständnis: von der festen, fühlbaren Gemeinschaft aller Wesen und von der erlösenden Kraft der Liebe weiß die Frauenseele das Tiefste auszusagen.

Dante begegnet dem Stolz in Gestalt des einst berühmten Dichters Sordello. Dieser Stolz auf den Ruhm und die Taten des weltlichen Lebens geht vor dem Tor des Fegefeuers noch ungebeugt einher; er ist überall dort, wo das tiefste Leiden noch nicht war; das Leiden beugt. Dann erst kommt die Erkenntnis: ‚Ein Windstoß nur ist Erdenruhm —!'

Es wird Nacht auf dem Läuterungsberge, und die Finsternis genügt, Zweifelsgedanken, Versuchungen, Ohnmacht heraufzubeschwören, die den Willen beirren. Sordello geleitet die Pilger an einen sicheren Ort (denn auch der Stolz vermag zu schützen), von wo sie auf das Tal der Fürsten hinabschauen.

Es ist ein feiner Zug, wenn der Dichter die Kaiser und Könige, die unten auf der Blumenwiese weilen, und die — auch Säumige — über den Staatsgeschäften die sittliche Erhebung vergaßen, wenn er die Großen der Erde zunächst von oben betrachtet. Wer sich läutern will, soll sich vor Seelengröße neigen, aber nicht vor dem prunkhaften äußeren Schein der Macht und Größe. Äußere Würde, zu nahe betrachtet, blendet und macht blind gegen innere Mängel.

Zur Abendfeier erscheinen Engel — wachsame Gedanken; die Schlange naht, die Versuchung, deren Anfechtungen im Zustand der Müdigkeit stärker werden; Engel bezwingen sie. Glaube, Liebe, Hoffnung leuchten als Sterne über dem Haupt des Furchtsamen: für den, der an die Macht des Guten glaubt, ist es nie ganz dunkel.

Im Schlaf wird Dante vor das Tor des Fegefeuers getragen; das bedeutet: In einem Zustand, wo die Sehnsucht nach dem Guten die mächtigste Kraft im Menschen ist, da wird ihm schon manche positive Arbeit erleichtert; mitten im Kampf kommt das Gelingen, Eingebungen erleuchten ihn, Ahnungen werden zur Gewißheit. Im Traume sieht der Dichter einen Adler sich zu Häupten schweben, die Wahrheit, die ihn plötzlich emporreißt, ‚schrecklich wie ein Blitz,' so daß er, durchglüht und erschauernd zugleich, erwacht. Vor der neuen Erkenntnis weicht aller Schlaf und alles Träumen; denn wo hohe Gedanken sind, da ist Leben.

Nun wird der Gang zur Höhe gewagt. Der Pförtner mit dem Schwert, der den Pilger in tiefem Schweigen lichtumflossen erwartet, ist das Gewissen. Drei Stufen sind da an der Pforte: eine marmorhelle, alles in Klarheit spiegelnd — die Selbsterkenntnis; eine zweite, rauh, geborsten wie verbrannter Stein — Selbstvorwurf und Zerknirschung; die dritte, wie blutroter Porphyr flammend — Sündenschmerz, Reue, Selbstüberwindung. Diese Stufe dient dem Engel als Ruhestelle für seine Füße, und höher sitzt er auf der diamantenen Schwelle, dem Symbol der Erlösung. Darüber hinweg schreitet der Mensch dorthin, wo alle seine Kräfte in Leid und Lust gelöst werden aus ihrer Erstarrung, daß sie lebendig werden und ihn erheben.

Der Pförtner-Engel, das Gewissen, zeichnet dem Rettungsuchenden sieben P auf die Stirn: Peccato = Sünde, Male der sieben Hauptsünden, um anzuzeigen: ‚Wer Mensch ist, schwebt in Gefahr, diesen Sünden zu verfallen; der Geist muß sie kennen, muß sich der Gefahr bewußt bleiben, um sie zu vermeiden. Aber stets wird eins der sieben P von Engelsfittichen hinweggeweht, wenn der Aufstrebende eine höhere Stufe auf dem Läuterungsberge erklommen; ein wundervolles Gleichnis für die Erfahrung, daß, je höher sich der sittliche Mensch entwickelt, desto mehr die sittlichen Gefahren und die Bedrohung durch das Böse schwinden. Wer, ohne begehrlich oder furchtsam auf Versuchungen zurückzublicken, durch die Pforte des Guten eingegangen ist, dem wird das Sündigen zur Unmöglichkeit. Der Pförtner-Engel schließt mit goldenen und silbernen Schlüsseln das Tor zum ersten Kreis des Fegefeuers auf. Die Schlüssel be-

deuten Vergebung und Rechtfertigung, die ja erst mit der Selbsterkenntnis, Reue und Selbstüberwindung sich einstellen können. Die heilige Pforte, die selten sich öffnet, weil die verworrene Begier, der matte, unklare Wille der meisten vor den Mühen des Aufstiegs zurückschreckt, knarrt in ihren Angeln, und Dante hört beim Eintritt süße, heilige Harmonien, die ihm, der selbst noch nicht ganz harmonischen Seele, erst nur halb verständlich bleiben.

Hier oben, auf schmalen Felssteigen, büßen die Stolzen. Im Inferno leiden die Seelen unfreiwillig die Strafe, die Natur selber dem Schuldigen zudiktiert; hier leiden sie freiwillig Bußen, die der Reuige sich selbst erwählt, um sich zu erziehen und zu bessern; daher einer Seele das fromme Geständnis über die Lippen fliegt: ‚Ich sage Leiden und sollte Freude sagen,' weil ja die Pein der Selbstüberwindung zur Befreiung und Beseligung führt. Am Eingang des Kreises erblicken die Wanderer ergreifende Bilder der Demut, in des Berges Marmorwände eingemeißelt, am Ausgang Beispiele des Lasters selbst und seiner Folgen; das hohe Beispiel soll zur Nacheiferung spornen, das abschreckende Beispiel den heißen Drang der Natur zügeln helfen; für beides steht hier der Sinn offen. Aus den Lüften klingt's ans Ohr der Stolzen: ‚Den geistig Armen Heil!' Sie sind zu Boden gekrümmt unter Felsblöcken: sie hatten sich selbst erhöht, und nun beugt ihr Schuldbewußtsein sie nieder. Bei ihrem Anblick entbrennt im Dichterherzen die Überzeugung, wie töricht der Stolz bei einem Geschöpf sei, das, unfertig wie die Puppe, sich noch nicht zum Schmetterling entfaltet habe. Stolz ist das erste, was auf dem Weg zur Läuterung abgeworfen werden muß, aber nicht all und jeder Stolz:

‚Senkt nicht den Blick, ihr „Evens Söhn'", er weist
Euch sonst den schlechten Weg, das eitle Streben!'

Immer gebeugt, als Mitbüßender, unterredet sich Dante mit den Seelen; solange er von eigenen Irrtümern noch nicht rein ist, fühlt er sich überall als Mitschuldiger. Auch darf unter denen, die gemeinschaftlich einem hohen Ziele zustreben, keiner sich überheben und größer sein wollen als die andern.

Die Schatten beten das Vaterunser. Wer betet, will sich innerlich in den rechten Zustand bringen und das Herz für höhere Eingebungen empfänglich machen. Gebet ist Abkehr vom Irdischen, Hinkehr zum Himmlischen, und wahrlich, wenn der Mensch sein ganzes Wesen Gott zukehren würde, so wäre ihm jede Hilfe gewiß — in jeder Lebenslage, in Krankheit und Seelennot. Beten heißt alle die inneren göttlichen Kräfte sammeln, die uns in Leid und Schmerzen helfen können.

Weiter geht's empor durch die sieben Kreise. Auf der nächsten Terrasse reinigen sich die Neidischen von ihren Fehlern. Einförmig ist der Weg dahin — eine Hindeutung auf die Unzufriedenheit, der die eigenen Verhältnisse öde und freudlos erscheinen. Lange wandern die Pilger, ohne etwas wahrzunehmen; dann schweben Stimmen an ihnen vorüber, die das Gegenteil des Neides preisen: hilfsbereite, opferfreudige Liebe, durch welche allein der Neid

überwunden wird, weil Liebe alle Ungleichheiten des Besitzes auslöscht. Die Neidischen erdulden Blindheit; Licht und Seele erlischt im Auge, weil sie zum Glücke anderer scheel geblickt haben. Die Schatten leiden aber nicht nur die Schmerzen des Neides, sie überwinden ihn auch: eng aneinander geschmiegt leiht jeder dem andern Halt und Stütze und übt sich in der Liebe. Die Mahnung ertönt, sein Herz nicht an das zu hängen, was naturgemäß nur einem gehören kann, was keinen Mitteilhaber verträgt wie aller äußere Besitz; die Besitztümer der Seele erwecken keinen Neid, und das Seelenglück wächst, je mehr Genossen es teilen.

Eine neue Vollkommenheit erscheint dem Dichter in Gestalt einer Engelsvision: der Barmherzigkeit, die sich hier, am Ausgang des Kreises der Neider, in leuchtender Schönheit fühlbar macht. ‚Sei froh in deinen Siegen!' ertönt's mit Jubelklang. Nichts gleicht der Freude des Überwindens, und Dante spürt, wie unmerklich schon das zweite P von seiner Stirn verschwunden ist.

‚Jetzt sorge nur, daß bald von deinen Wunden
Die fünf sich schließen wie das erste Paar!
Sie schließen sich, wenn du ihr Weh empfunden.'

Der Mensch wächst nur dort, wo er gelitten hat; wer aber überwunden hat, der braucht zum inneren Wachstum den Schmerz nicht mehr; den erzieht und trägt die Freude.

Immer mehr Traumbilder hoher Tugenden erscheinen; der Gedanke, diese Visionen und Gefühle in Taten übertragen zu sollen, entmutigt jedoch die Seele. Ihre leise Sehnsucht nach der alten Blindheit und Trägheit aber ist die größte Versuchung für den, der aufsteigen will. Doch vor der klaren Erkenntnis des Guten und Bösen weicht die Feigheit dessen, der sich vor dem nächsten Schritt nach oben, vor dem nächsten Opfer fürchtet. Keine Schwäche darf dauern. Da sieht er die Zornwütigen in einer schwarzen Rauchwolke nahen, — der Rauch, das Erzeugnis des Feuers, leuchtet und wärmt nicht; so umschleiert der Zorn das Licht der Vernunft und dämpft die Wärme des Herzens. Doch hier zerfleischen die Zornigen sich gegenseitig nicht mehr; sie sind eins im Streben nach Sanftmut, und voller Einklang herrscht in ihren Stimmen. Sie reden von der Willensfreiheit und begreifen: frei ist nur der Sanfte, Liebende, Erkennende, Bedürfnislose; je näher wir Gott kommen, ‚bessere Natur und größere Kraft' in uns entbinden, desto freier fühlen wir uns.

‚Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt;
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert.'

Abermals hilft ein Engel — eine reine Einsicht — Dante zum Aufstieg nach dem nächsten Kreise. Virgil erklärt, während wiederum Nacht das Weiterschreiten hemmt, wie Stolz, Neid, Zorn nur aus falscher Liebe entstehen. Trägheit liebt richtig, aber zu lau. Die drei noch folgenden Sünderklassen lieben zwar etwas an sich Gutes, das aber nicht das wahre Gut, nicht Seligkeit ist, und sie lieben es im Übermaß, nämlich irdischen Besitz, Speis'

und Trank, Liebesgenuß. Doch ist niedrige Neigung nicht entschuldbar; denn der Mensch fühlt in sich auch

„... die Kraft, die Rat gibt, walten,
Und sie, der andern Haupt und Herrscherin,
Soll Wach' an eures Beifalls Schwelle halten,
Sie, des Verdienstes und der Schuld Beginn....
Mag wirklich nun im Innern, angefacht
Von der Notwendigkeit, auch falsche Lieb' entbrennen,
So habt ihr doch auch, sie zu zügeln, Macht.‘

Dante entschlummert. Im Traum erscheint ihm eine Sirene; erst häßlich anzuschauen, dann, durch seinen Blick wie belebt und verschönt, beginnt sie den süßesten Gesang. Es ist die Weltlust. Dem unbefangenen Blick zeigt sie sich häßlich und niedrig; wenn aber Leidenschaft und Begehrlichkeit sie betrachten, schmückt sie sich mit dem Schein der Lieblichkeit, der jedoch schwindet, sobald die Wahrheit zu ihr tritt, ein hehres Weib, auf welches Virgil, die Vernunft, fest sein Auge richtet. Die Wahrheit reißt der Sirene Weltlust das Kleid vom Leibe, und dadurch entsteht im Beschauer der heilsame Ekel, der ihn aus der Verzauberung erlöst.

Dies Traumbild deutet auf die Sünden der Sinnlichkeit, die in den nächsten Kreisen gebüßt werden. Dante findet es schwer, sich das Bild der Sirene aus dem Sinn zu schlagen. Da der Mensch Leidenschaften nur aufgibt für eine tiefere Beantwortung der Frage: Wofür lebe ich? worauf habe ich zu hoffen?, so verweist Virgil den Seufzenden auf des ewigen Königs Gebiet, wo höhere göttliche Lockungen seiner harren.

Um seine Seele vom Staube zu lösen, erblickt er nun Menschen, die am Staube kleben: die Geizigen; doch fließt aus den Augen der an die Erde Gefesselten die Sünde in Reuetränen hinweg, und sie verkünden das Lob der Bedürfnislosigkeit, die dem Menschen Freiheit und Neigung läßt zu edlerem Streben, so daß nicht jeder Gedanke mit den Eitelkeiten des Lebens verschmilzt.

Statius, ein römischer Dichter, gesellt sich zu den Pilgern. Bei seinem Erscheinen bebt der ganze Berg. Warum? Virgil ergründet es nicht. Statius erklärt: soeben erst habe sein Wille sich mit aller Macht emporgewandt, und das Erdbeben ist ein Sinnbild der freudigen Erschütterung, die alle Aufstrebenden erleben, wenn sie einen andern mit gleichem Ernst streben sehen; denn einer lebt hier im andern. Ihre Jubeltöne, ihre Mitfreude fördern dann sein Steigen. Statius ist ein Mensch, der nicht nur Verstandeserlebnisse, sondern auch Charaktererlebnisse hat: wer seine Wahrheiten aus dem Erleben schöpft, blickt noch weiter als die bloße Vernunft, überschaut größere Strecken des Lebens, dringt tiefer ein in die Zusammenhänge von Tun und Folge und lehrt den, der ‚noch nicht nach seiner Art zu seh'n begonnen‘. Der Mensch, um seine Menschlichkeit ganz zu entfalten, bedarf vor allem des großen Menschen und seiner Autorität, und so bleibt Statius nun der Begleiter der beiden Pilger und hilft der Vernunft in ihrem Führeramt.

Nun wird die Mühe des Steigens immer mehr zum Genuß; jeder fühlt sich gestärkt durch die Tugend des andern. Eine neue Gruppe von Reuigen, die einst Schwelger waren, begegnet ihnen. Ihre Buße ist Enthaltsamkeit: unter einem fruchtbeladenen Baume sitzen sie, dessen Zweige, unten kurz, nach oben immer breiter ausladen, und der seine Äste emporschnellt, wenn eine Hand darnach langt; mitten im Genuß empfindet der Schwelger Hunger und Durst, weil es ihm an echter Freude mangelt; daher die unruhige Büßerschar blaß und hager erscheint. Alle nennen ihre Namen; wer empor will, wird seine Schwächen immer gern eingestehen. Auch schämen sie sich, kostbare Zeit mit Plaudern zu verlieren; jeder Augenblick soll in der rechten Weise ausgenutzt werden.

Die Pilger steigen und sprechen von der Seele. Sie ist das formgebende Element, die Urkraft und das Ursein in allen Dingen.

‚Und gleich der Flamme, die sich nachbewegt,
Wo irgend hin des Feuers Pfade gehen,
So folgt die Form, wohin der Geist sie trägt.'

Mit wacher Seele durchschreiten sie den letzten Kreis, wo die sinnliche Liebe gebüßt wird. Die Geister wandern hier auf schmalem Pfade in einem Feuer, das aus der Felswand herausfährt, während ein vom Rande herwehender Wind die Flammen anhaucht und zurückbiegt. Dieser Weg ist ein Symbol des Zustandes, den der von Sinnenlust sich Läuternde erleidet: am Abgrund wandelt er, umdroht von den Gefahren seiner Leidenschaft; der Sturm, der aus der Tiefe heraufegt, ist der unreine Trieb, der das läuternde Feuer der Reue immer wieder fortscheuchen will.

Es wird wieder Abend. Die untergehende Sonne, ein blendendes Strahlenmeer, übergießt mit lichtem Schein des Westens blaue Weite. Hochrot glüht der Schatten Dantes — ein feiner Hinweis darauf, daß die Erinnerung an Schatten aus seiner Vergangenheit ihn brennt. Die drei Wanderer erreichen die Grenze zwischen dem Fegefeuer und dem irdischen Paradiese, die aus einem Feuerwall besteht. ‚Selig sind, die reinen Herzens sind,' ruft's von oben mit frohem Ton. Dante muß hindurch, um ganz rein zu werden. Er fürchtet sich, und nicht ganz vermag Virgil, die Vernunft, das Grauen vor dem Feuerwall zu bannen; aber der Name Beatricens, die Liebe vermag es. Aus Liebe zu dem Bilde ihrer Reinheit, das ihm hier im Kreise der sündigen Liebe erscheint, nimmt er willig alle Schmerzen auf sich. Umwallt von den Flammen sinnlicher Liebe kämpft er noch einmal den Kampf zwischen der sinnlichen und geistigen Natur; die Erinnerung an Beatrice hebt ihn empor; — ‚wenn er dich ahnet, folgt er nach.' Eine wahre Vereinigung mit dem Ideal seines Lebens ist ja nur möglich, wenn er rein wird wie sie. Liebe ist das Bestreben, alle Ungleichheit auszugleichen.

Schlaf befällt ihn; ein neuer Lebensabschnitt beginnt; Traumbilder spiegeln das wider, was er schon erreicht hat, und geben ihm eine Vorahnung neuer Vollkommenheit. Er sieht Lea und Rahel, die Schwestern, Symbole

des tätigen und beschaulichen Lebens. Als er erwacht, von neuen Gedanken erfüllt, verheißt Virgil ihm den vollen Anblick der Wahrheit, und er legt zugleich, ohne daß Dante sich dessen schon bewußt wird, sein Führeramt nieder. Der Triumph sittlicher Vollendung ist zugleich der Sieg höchster Vernunft. Hat sie ihr Werk getan, — Wahn und Irrtum zerstört, die Wahrheit enthüllt, den Willen erzogen, — so darf sie schweigen.

‚Nicht harre fürder meiner Wink' und Lehren!
Frei, grad', gesund ist, was du wollen wirst. . . .
Drum sei fortan dein Bischof und dein Fürst!'

Aber noch fehlt etwas zur Vollendung und Beseligung: Offenbarungen, die die Vernunft nicht geben kann, sondern nur die Liebe. Gerechtigkeit, diese Tugend ohne Feuer, genügt nicht; es gilt noch, durch Liebe und Beseligung die innere Schönheit zu erwerben.

Dementsprechend gestaltet sich die Entwicklung im dritten Teil des Purgatorio. Dante muß noch hinauf auf den Bergesgipfel, wo das irdische Paradies die gereinigten Geister empfängt. Von einem Waldeskranz schön umgürtet, durch einen klaren Bach von ihm abgetrennt, erscheint es ihm im Morgensonnenfeuer; überall ahnungsvolle Stille, leises Wehen der Freude, Glut der Dankbarkeit, seliges Träumen. Der Bach ist ein Doppelstrom aus einer Quelle: hier der Lethe, dunkel und undurchsichtig wie die Vergessenheit, welcher die Erinnerung an Sünde und Reue hinwegnimmt; jenseits des Waldes der Eunoë, der das Gedächtnis des Guten erneuert und stärkt. Der erhobene Mensch ist eben nur noch einer Seite des Lebens zugekehrt: der positiven und schöpferischen, guten und göttlichen.

Jenseits des Baches gewahrt Dante ein einsam wandelndes Weib; singend, Blumen pflückend, schöner blickend, als Venus blickte, gleitet sie über das blühende Gefild. Er nennt sie Mathilde, und sie ist das lebendige Gegenbild der Lea, der werktätigen Heiligkeit (von welcher Dante am Eingang des Paradieses träumte), während Beatrice das Gegenbild der Rahel darstellt, der beschaulichen Heiligkeit. Mathilde hütet darum den Zugang zum Paradiese, weil nicht durch die Kraft ekstatischer Anschauung, wohl aber durch Selbstüberwindung und Nächstenliebe der Zustand des frohlebendigen Friedens herbeigerufen wird. Diese Seelenverfassung bestaunt nun Dante in der singenden Jungfrau; ihr Wesen läßt ihn ahnen, was er mit ihrer Hilfe erleben wird: das Bad des Vergessens im Lethe, das beseligende Untertauchen im Eunoë.

Mathilde belehrt ihn über die Natur des Paradieses, das keine Nebel und Stürme kennt, Wasser ohne Regen, Pflanzen ohne Samen erzeugt und auf wunderbare Weise auch noch auf ‚das andere Land', die Erde, zurückwirkt. D. h. sinnbildlich: In allem und über allem waltet die göttliche Urkraft, die aus sich selbst heraus alles gestaltet, die immer wieder hineinleuchtet in die Welt der Täuschungen und sich in herrlichen sittlichen Erscheinungen auf Erden manifestiert. Schöpferisch ist nur das Gute und der Gute, denn

nur er fügt dem Bestand der Welt etwas hinzu und mindert die zerstörende Macht des Bösen; nur im Guten ist die göttliche Ausdehnungskraft wirksam. Mit beglücktem Lächeln lauschen Dante, Virgil und Statius den Gleichnisreden Mathildens; es ist ein feiner Zug der Dichtung, daß in den höchsten Bereichen des Wissens, wo Ahnen, Schauen und hellsehende Liebe uns Erkenntnis liefert, Frauen Lehrerinnen und Führerinnen werden.

Ein wunderbares Licht, nicht flüchtig wie ein Blitz, nein, dauernd und immer heller aufstrahlend, begrüßt Dante an einer Wegbiegung — das Licht des Glaubens. Der Glaube ist diejenige schöpferische Seelenstimmung, die sich erst einstellen kann, wenn die Seele wieder einheitlich, heil und ganz vor Gott steht, von keinem Zwiespalt mehr zerrissen. Damit wir glauben können, muß sich eine Richtung des Willens voll zur Geltung gebracht haben; gläubig ist das Kind, und gläubig ist der erlöste Mensch.

Und auf den Glauben folgt das Schauen. Vor des Dichters Auge erscheinen apokalyptische Bilder: ein wunderbarer Festzug — die unsichtbare Kirche naht sich in sichtbaren Gestalten; alle Kräfte des Guten sind ihm leibhaftig nahe. Sieben Bäume werden zu strahlenden Leuchtern, — es sind die Gnadengaben des Geistes: Demut, Barmherzigkeit, Tapferkeit, Klugheit, Vernunft, Wissenschaft, Weisheit; vierundzwanzig lilienbekränzte Männer in weißen Gewändern erscheinen — die Bücher des alten Testaments, neben ihnen Symbole der Evangelien. In der Mitte wird der Siegeswagen der unsichtbaren Kirche von einem Greifen gezogen, der seine Flügel in die Unendlichkeit ausspannt, — Christus selbst; zu seiner Rechten schlingen drei Frauengestalten den Reigen: Glaube, Liebe, Hoffnung; die vier weltlichen Tugenden: Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit tanzen zur Linken. Hinter dem Wagen folgen die Apostel, mit den roten Blumen des Martyriums bekränzt, über den Brauen vor Geist glühend. Auf dem Wagen aber steht Beatrice, Olivenzweige im Haar, in feuerfarbenem Gewande und grünem Mantel — das Symbol der Offenbarung, desjenigen Wissens, das aus reingeistiger Liebe quillt. Der Zug hält, Blumen sinken aus der Höhe, Hosianna erschallt.

Mit ganzer Kraft erwacht in Dante das Hochgefühl der alten Liebe; wieder spürt er, wie sie sein ganzes Wesen auflöst; überwältigt sucht sein Auge den Freund Virgil, dieser aber ist verschwunden. Eine höhere Macht soll ihn nun führen, aber noch steht Beatrice verschleiert. In ratlosem Schmerz weint er um den Gefährten. Mit strengem Wort verlangt Beatrice seine Beichte und den Zoll der Reue für seinen Abfall von göttlichen Offenbarungen. Er sinkt in Tränen nieder und bekennt mit leisem Ja auch noch die allerletzte Schuld.

Nun wird Dante in die Gemeinschaft der Heiligen, in die unsichtbare Kirche aufgenommen, die Tugenden umringen ihn, demutsvoll nähert er sich dem Greifen. Da entschleiert sich Beatrice, seinem seligen Anschauen nicht mehr wehrend; nach vieljährigem Dürsten sieht Dante das Antlitz wieder,

dessen Herrlichkeit er nicht zu schildern vermag. Sie blickt auf Christus, in ihren Augen sein Wesen spiegelnd; Dantes Blick aber hängt fest am Auge der Verklärten, und in seinem Gemüt widerstrahlt die reine Flamme, die sich in ihrem Gemüt durch die Anschauung des Göttlichen entzündet hat.

Und warum soll fortan die vergeistigte Liebe den emporbringenden Menschen führen bis zur Erkenntnis und Anschauung Gottes? Mit kalten Gedanken erobert man sich kein Rätsel und Geheimnis. Es gibt keine andere Möglichkeit, Gott innerlich zu erleben als Liebe; nur durch Liebe zu den Menschen, zur Natur und Arbeit, zur Wahrheit und Schönheit, nur durch Liebe berühren wir uns mit dem Tiefgeheimnisvollen. Die Liebe ist's, in welcher Gottes Wesen sich leise widerspiegelt. Das ist Christi einziges Mysterium, daß er in der Liebe Gott fand und im Losssein von sich selbst, in der Hingabe und Selbstverleugnung die höchsten Seligkeiten. Dieser Zustand der Seele, wo sie nicht mehr ‚ich', sondern nur noch ‚Gott' sagt, das ist der Himmel. Und in diesen Himmel erhebt sich Dante mit Beatrice im Paradiso. Von dieser ersten Szene an, wo Dante sich vor Beatrice demütigt, sein Wesen im tiefsten weihen und heiligen läßt und die Schwingen seiner Sehnsucht steil nach oben gerichtet hält, steht das erhabene Lied ganz und gar im Zeichen der Liebe.

Vorwärts wandeln sie, Engelgesang gibt Maß für ihre Tritte, der Wagen hält am Baum des Lebens, und während die vorige Vision verschwindet, spricht Beatrice über das, was sein soll in Staat und Kirche, auf der Wurzel des Baumes sitzend. Nicht ganz vermag Dantes Verstehen dem hochfliegenden Sinn ihrer Worte zu folgen. Schulweisheit hat seinen Geistesflug gehemmt; er lebte bisher nur mit der Vernunft, und aus der Vernunft kommt wohl das Begreifen; das eindringende Verständnis und der prophetische Blick aber kommt nur aus der Liebe.

Die Redenden und ihr Geleit verlassen den Wald; hoch steht die Sonne, und zu ihren Füßen strömt licht und klar der Eunoë; Mathilde taucht auf Beatricens Geheiß den ganz in Gottes Willen ergebenen Menschen in jenen Strom, der den Durst nach dem Guten unendlich mehrt und rein und bereit macht zum Eintauchen in höhere Lichtwelten, zum Flug ins Land der Sterne.

So wandert jeder strebende Mensch aus seinem Diesseits, dem Sinnenleben, in sein Jenseits, in die Welt seiner Seele, und das Wort des Meister Eckhart bewährt sich an ihm: ‚Je mehr der Mensch in diesem Leben zu einer Erkenntnis seiner Seele kommt, desto näher kommt er der Erkenntnis Gottes.'

Der Heilige.

Von

Antonio Fogazzaro.

(Fortsetzung.)

2.

Sie brachen gegen sechs Uhr auf bei bedecktem Himmel und einem frischen Wind, der nach Wald und Berg duftete, von frohen Vogelstimmchen belebt war und auch auf die Seele reinigend wirkte. Bei den Bädern des Nero nahmen sie den Saumpfad, der in die enge, grüne Schlucht führt und zur Rechten des Aniene aufsteigt. Zu ihrer Linken ließen sie hoch oben Santa Scolastica, Sacro Speco und das Haus des Beato Lorenzo, das unter der eisenfarbenen Klippe weiß erglänzt. Zu ihrer Rechten ließen sie die Scalillabrücke, einen Balken, der über das abschüssige, wilde Ufer des tosenden Flüßchens geworfen ist. Sie sprachen unterwegs viel von diesem seltsamen Heiligen. Giovanni wunderte sich, daß Don Clemente ihm früher noch nichts von der Gabe dieses Gärtnergehilfen erzählt hatte. Jene Ansprache im Freien gefiel ihm. Das waren Dinge, über die er mit Don Clemente gesprochen hatte, als er ihm zu beweisen versuchte, daß jene Worte des Heilandes weder nach Gebühr befolgt, noch auch gelehrt würden, daß selbst die besten Christen sie, außer beim Gebrauch der Sakramente, nicht anwendeten, und daß, wenn die Gläubigen wüßten, daß sie nur reinen Herzens die Kirche betreten dürften, das christliche Volk in Wahrheit der Welt zum Vorbild dienen könne, und niemand mehr die Behauptung wagen würde, daß die Sittlichkeit überall so ziemlich die gleiche ist und in keiner Weise vom Glaubensbekenntnis abhängt.

Sehr gefiel ihm auch das in der Kirche hergesagte ‚Vaterunser'. Aber gar nicht behagten ihm die Wunder; er mutmaßte dahinter die Schwäche eines Menschen, der nicht die Tapferkeit hätte, mit einem für ihn schmeichelhaften Aberglauben des Volkes resolut zu brechen.

Was konnte Noëmi über den Charakter dieses Menschen berichten? Was für eine Vorstellung von ihm hatten Jeannes Mitteilungen ihr beigebracht? Noëmi geriet in Verlegenheit. Alles, was Jeanne ihr erzählt

hatte, hatte sie davon überzeugt, daß Maironi sich ihr gegenüber schlecht benommen, daß er sie niemals wahrhaft geliebt habe; und zugleich hatte es ihr eine eigentümliche Neugierde eingeflößt, die, so oft sie sie bekämpfte, immer wieder auftauchte: die Neugierde, zu wissen, ob dieser Mann sie echter geliebt haben würde als Jeanne. Sie antwortete, daß Maironis Charakter ihr ein Rätsel sei. Und seine Intelligenz? Seine Bildung? Weder über die Intelligenz noch über die Bildung vermochte sie etwas zu sagen; wenn aber eine Frau wie Jeanne Dessalle ihn so geliebt hatte, so mußte er sowohl intelligent wie gebildet sein. Und seine damaligen religiösen Anschauungen? Auf diese letzte Frage erwiderte Noëmi, daß sie aus gewissen Tatsachen, die Jeanne ihr erzählt habe, aus dem entscheidenden Einfluß, den die religiösen Familientraditionen laut Jeanne in einer Krisis ihres Liebesverhältnisses auf ihn ausgeübt hätten, schließen möchte, daß er damals ein Katholik der alten Schule gewesen sei, nicht ein Katholik... Hier unterbrach sich Noëmi errötend und lächelte. Giovanni lächelte ebenfalls, während Maria ein wenig finster dreinsah. Man ließ das Gespräch fallen.

Einige Zeit schritten sie schweigend dahin, nur ab und zu einen Gruß austauschend mit einem Bergbewohner, der auf seinem mit Getreide beladenen Maultier zu den Mühlen von Subiaco hinunterritt.

Auf der Wiese von S. Giovanni, die die Grenze zwischen Subiaco und Jenne bildet, hielten sie sich zu kurzer Rast auf. Der Beato Lorenzo, weißschimmernd unter der eisenfarbenen Klippe, schaute ihnen jetzt von oben auf die Köpfe. Die Wolken hatten sich geteilt. Sonnenstrahlen vergoldeten die Berge, und die kleine Gesellschaft, die sich der schattenlosen Berglehne von Jenne erinnerte, wollte sich eben wieder auf den Weg machen, als ihnen der Arzt von Jenne begegnete, der Maria wiedererkannte, da er sie vor längerer Zeit einmal im Hause eines Kollegen in Subiaco getroffen hatte. Er grüßte und hielt lächelnd seine Mauleselin an.

‚Die Herrschaften gehen nach Jenne? Sie gehen, um den Heiligen zu sehen? Sie treffen heute viel Gesellschaft dort.‘

Viel Gesellschaft? Noëmi ist verstimmt; denn sie fürchtet, daß sie dann Maironi nicht ungestört sehen kann; Selvas fragen neugierig: Warum so viele Menschen? Weil man den Heiligen in Filettino haben will und in Mallepietra und in Trevi, und die Weiber von Jenne sind gesonnen, ihn für sich zu behalten.

‚Alles, um mir Ruhe zu verschaffen,‘ fügte der Arzt hinzu. ‚Und auch, um dem Apotheker Ruhe zu geben. Heute ist der Benediktiner der Doktor, und seine Kutte ist die Apotheke.‘

Und er erzählte, daß an diesem Tage Leute aus Filettino, aus Mallepietra und aus Trevi kommen sollten, um mit Jenne zu verhandeln,

zu akkordieren, sich in den Heiligen zu teilen. ‚Wer weiß, ob es nicht zu einer Prügelei kommen wird!‘ Inzwischen waren die Carabinieri schon in Jenne eingetroffen.

‚Und Sie nennen ihn ebenfalls „den Heiligen“?‘ fragte Maria.

‚O!‘ antwortete lachend der Arzt. ‚So nennen ihn alle. Mit Ausnahme allerdings derjenigen, die ihn den Teufel nennen; denn es gibt jetzt auch solche in Jenne.‘

Überraschung. Das war neu. Wer nannte ihn den Teufel? Und warum?

‚Hm!‘ Der Arzt nahm die Miene eines Schlaukopfes an, der gut Bescheid weiß, aber nicht mit der Sprache heraus will. ‚Also,‘ sagte er, ‚da sind zwei Priester aus Rom, die in Jenne in der Sommerfrische weilen; zwei Priester, zwei Priester ...! Gewitzigte Leute. Was sie von dem Heiligen halten, haben sie mir nicht anvertraut; aber einstweilen hat der Erzpriester sich stark zurückgezogen und etliche andere ebenfalls. Das sind Leute, die arbeiten. Man merkt es nicht, aber sie arbeiten. Es sind Insekten; ... nicht um ihnen was Übles nachzusagen. In diesem Falle vielleicht im Gegenteil, um ihnen etwas Gutes anzuhängen.... Es sind Insekten, die, wenn sie eine Pflanze vernichten wollen, sich nicht an ihre Früchte machen, auch nicht an ihre Blüten und Blätter sich machen, ich behaupte, nicht einmal die Wurzeln beschädigen; denn ein Guß könnte sie treffen, ein Spatenstich könnte sie bloßlegen, und sie wollen nicht getroffen, sie wollen nicht bloßgelegt werden. Sie bohren sich ins Mark. Nun sitzen sie drin, im Mark. Ein Monat mag vergehen, vielleicht auch zwei; die Pflanze soll verdorren, und sie wird verdorren.‘

‚Aber Sie,‘ fragte Maria, ‚was halten Sie davon? Gibt dieser Mensch sich wirklich für einen Heiligen aus? Ist er damit einverstanden, daß die abergläubische Menge sich so um ihn reißt? Ist es wahr, daß er Kranke geheilt hat?‘

Der Arzt lachte unaufhörlich, während sie sprach.

‚Ich muß lachen,‘ sagte er. ‚Es ist ein Fall von kontagiöser mystischer Psychopathie. Entschuldigen Sie mich! Ich muß um acht Uhr in Subiaco sein. Viel Vergnügen!‘

Nachdem er seiner Bosheit Luft gemacht hatte, griff er seinem Maultier in die Zügel und trabte davon aus Angst, seine Behauptungen beweisen zu müssen.

Noëmi, die von den dreien am aufgeregtesten war in der Erwartung, den von Jeanne geliebten Mann zu sehen, begann müde zu werden. Man machte eine zweite Rast am Fuße des Berghanges von Jenne auf dem Kiesboden, der von den dünnen Wässerchen, die aus der Grotte von Infernillo

in den Fluß hinunterlaufen, durchzogen ist. Dort stieß jemand, von unten herkommend, zu ihnen. Welche Überraschung und welche Freude! Don Clemente! Auch des Mönches schönes Gesicht erglänzte. Er liebte und verehrte Giovanni Selva als einen großen Christen und hatte sich häufig gegen die Versuchung zu wehren, seinen Vorgesetzten, den Abt, der ihm verboten hatte, ihn zu besuchen, zu richten, gegen die Versuchung auch, vom Abte an einen Höheren zu appellieren, an einen, der größer ist als alle Äbte und auch als alle Bischöfe, und den er in seinem Innern trug. Jetzt sprach dieser eine in seiner Seele: ‚Diese Begegnung ist mein Werk,‘ und fröhlich gesellte sich der Mönch den Freunden. Maria stellte ihn Noëmi vor, und er errötete wieder, als er diejenige erkannte, die er für Benedettos Verfolgerin gehalten hatte.

‚Und Ihre Freundin?‘ fragte er und zitterte, zu erfahren, daß sie in der Nähe sei. Hierüber beruhigt, strahlte er vor Erleichterung. Noëmi mußte darüber lächeln, und als er es gewahr wurde, ward er verlegen. Auch die andern lächelten, aber niemand sprach. Giovanni war der erste, der das Schweigen brach. Sicher ging doch Don Clemente nach Jenne, gerade so wie sie? Und ging er vielleicht zu demselben Zwecke hinauf, um dieselbe Person zu sehen, den Gärtner, nun ja, den Gärtner von neulich abend? O, Don Clemente, Don Clemente! Ja, Don Clemente ging ebenfalls nach Jenne, ging, um Benedetto zu sehen. Und was den Gärtner anbetraf, so entschuldigte er sich. Betrug war nicht dabei gewesen; es war der Wunsch gewesen, die beiden Seelen möchten sich nähern ohne Gewaltsamkeit, in der natürlichsten Weise, ohne vorherige Abmachungen und Vorbereitungen.

Sie sprachen von Benedetto, während sie den Aufstieg gemeinsam begannen.

Noëmi, die ihre Müdigkeit vergessen hatte, hing an des Mönches Lippen; und der sprach absichtlich so wenig und so vorsichtig, daß sie vor Ungeduld bebte und binnen kurzem von neuem müde wurde. Sie nahm Marias Arm und ließ es geschehen, daß Don Clemente sich mit ihrem Schwager abzweigte. Nun vertraute Don Clemente Giovanni an, daß er einen peinlichen Auftrag habe. Es schien, als ob irgend jemand aus Jenne nach Rom in einem Benedetto feindlichen Sinne geschrieben und ihn verklagt hätte, Reden in nicht durchaus orthodoxem Geiste zu halten, sich für einen Wundertäter auszugeben und unberechtigt das geistliche Gewand zu tragen, was den Skandal um so ernster mache. Sicherlich hatte man aus Rom an den Abt geschrieben, und der Abt hatte ihn, Don Clemente, beauftragt, sich nach Jenne zu begeben und von Benedetto die Zurückerstattung des Gewandes zu verlangen. Vergeblich hatte Don Clemente versucht, es dem alten Abt

auszureden; mit einer Scherzrede hatte der sich aus der Affäre gezogen: ‚Lesen Sie im Evangelium die Passion nach St. Markus: Wer Christo folgt, wenn alle ihn verlassen, muß sein Kleid ablegen. Es ist ein Zeichen von Heiligkeit.‘ Und da irgend jemand die Botschaft nach Jenne bringen mußte, zog Don Clemente immer noch vor, daß er es sei. Ferner hatte er auch einen seltsamen Brief vom Erzpriester aus Jenne erhalten. Der Erzpriester, ein wackerer, aber ängstlicher Mann, hatte ihm geschrieben, daß seiner Überzeugung nach Benedetto wirklich ein frommer Christ wäre, aber daß er mit den Leuten zuviel über Religion spräche, und daß seine Reden häufig einen gewissen Beigeschmack von Quietismus und von Rationalismus hätten; daß man ihn anklage, er übe zugunsten seiner nicht ganz orthodoxen Ideen eine wahrhaft diabolische Macht aus; daß diese Anklage sicher falsch wäre, aber daß er aus Klugheit ihn nicht länger hätte bei sich behalten können, und daß es für ihn vielleicht das beste wäre, wenn er sich irgendwohin zurückzöge, wo er unbekannt sei, und dort ruhig lebte.

Das Zwiegespräch wurde durch einen Ruf Marias unterbrochen. Noëmi, von der glühenden Sonne erschöpft und von Herzklopfen befallen, bedurfte einer neuen Rast. Die Damen hatten sich im Schatten eines Felsen niedergesetzt.

Don Clemente verabschiedete sich. Sie würden sich in Jenne wiedersehen. Maria war in großer Angst um ihre Schwester; sie machte sich innerlich Vorwürfe, daß sie ihr erlaubt hatte, den Weg zu Fuß zu machen. Sie und Giovanni sahen schweigend auf Noëmi, die bleich und erschöpft ihnen zulächelte. In dieser Bergeseinsamkeit ohne Schönheit, auf diesem von der Sonne verbrannten Gestein lastete das Schweigen mit tödlicher Schwere. Es war für alle drei eine Erleichterung, als sie Stimmen von Wanderern, die hinaufstiegen, vernahmen. Es waren sechs oder sieben Personen, die zwei Maultiere mit sich führten und im Gehen den Rosenkranz leierten. Als sie nahe gekommen waren, sahen sie auf den Maultieren ein Mädchen und einen Mann, beide abgezehrt, fast leichenhaft. Als das Mädchen Selvas erblickte, riß sie die Augen weit auf; der Mann hielt sie fest geschlossen. Die andern sahen sie mit betrübten Mienen an, während sie mit ihren Gebeten fortfuhren. Die monotonen Klagelaute entfernten sich zusammen mit dem Getrappel der Maultiere und verloren sich in der Höhe. Bald nach der trübseligen Prozession tauchte von unten eine lustige Gesellschaft von jungen Bürgersleuten auf, die lachend von Quiriten sprachen, die wohl eher auf der Jagd nach Sabinerinnen als nach Heiligen wären. Beim Anblick von Giovanni mit seinen beiden Damen verstummten sie. Sobald sie vorbei waren, fing das Lachen und Scherzen wieder an; sie machten Witze über Giovanni, der wohl gar der Heilige inmitten der Versucherinnen wäre.

Eine große, silbergesäumte Wolke, die erste aus einem ganzen Geschwader, das nach Westen segelte, verdunkelte die Sonne; und Noëmi, die sich ein wenig erfrischt fühlte, schlug vor, den Schatten zu benutzen und sich wieder auf den Weg zu machen. Wenige Schritte unterhalb jenes Kreuzes, von dem nach Torquatos Aussage der Erzpriester geträumt, begegneten sie einem schwarzgekleideten Städter, der auf einem Maulesel abwärts ritt.

‚Entschuldigen Sie!‘ sagte er, sein Tier anhaltend, zu den Damen. ‚Ist eine von Ihnen Ihre Exzellenz die Herzogin von Civitella?‘

Nachdem er ihre Antwort gehört, entschuldigte er sich und erzählte ihnen, daß ein Freund von ihm, ein Senator, ihm diese Herzogin, die er nicht kenne, und die nach Jenne kommen solle, um den Heiligen zu sehen, empfohlen habe.

‚Ja, ja,‘ sagte er lächelnd. ‚Vielleicht Sie ebenfalls. Alle überhaupt. Früher kam man hierher, um einen Papst zu sehen. Ganz sicher. Hier in Jenne war ein Papst. Alexander IV. Sie werden die Inschrift sehen. „Calores aestivos vitandi causa.“ Jetzt kommt man eines Heiligen wegen her. Der sollte mehr als ein Papst sein! Ich fürchte, er ist weniger. Haben Sie die beiden Kranken gesehen? Haben Sie die Studenten aus Rom gesehen? O, Sie werden noch ganz anderes sehen, ganz anderes! Aber ich fürchte, er ist weniger! Gute Reise, meine Herrschaften!‘

Nachdem sie an dem Kreuze vorbeigekommen, stiegen sie, über sich den offenen Himmel, höher hinauf zwischen den grünen Bergeslehnen, die in die öde Schlucht von Jenne hineinhängen; eine armselige Gruppe elender Hüttchen, vom Glockenturm beherrscht, krönte gegenüber die Höhe. Giovanni war schon öfter in Jenne gewesen, und es schien ihm nicht verändert, weil jetzt dort oben ein Heiliger hauste und Wundertaten verrichtete. Seine Frau, die zum erstenmal hinaufkam, hatte den Eindruck eines Ortes, der vermittelst dieser Höhenstimmung, dieses tiefen Himmels als Hintergrund des Dorfes, vermittelst der Einsamkeit und des Schweigens eine religiöse Sammlung aushauchte, die weite Flächen niemals einflößen. Noëmi dachte mit innigem Mitleid an die arme, ferne Jeanne.

3.

Der Wirt in Jenne, ein wackerer, bebrillter Mann von würdiger Höflichkeit, der die Welt kannte, da er in Amerika gewesen war, ohne daß er jedoch von der dortigen Verderbnis angesteckt zu sein schien, sprach zu den neuen Ankömmlingen im wesentlichen günstig über Benedetto. Er nannte ihn nicht den Heiligen; er nannte ihn Fra Benedetto. Selvas erfuhren von ihm, daß Benedetto in einer ihm gehörigen Hütte wohne und als Entgelt ein kleines Feld für ihn bestelle. Wer ihn sehen wolle, müsse bis elf Uhr warten.

Augenblicklich mähe er Gras. Sein Leben verlaufe folgendermaßen: In aller Frühe gehe er zum Erzpriester in die Messe; dann arbeite er bis um elf. Er lebe von Brot, Kräutern und Früchten und trinke nichts wie Wasser. Nachmittags arbeite er umsonst auf den Feldern der Witwen und Waisen. Abends sitze er vor seiner Tür und spreche über Religion.

Um halb elf gingen Selvas mit Noëmi, um Sant' Andrea, die Kirche von Jenne, zu besichtigen, geführt von der Wirtin, einer ansehnlichen, schönen, sehr sauberen, einfachen, bescheiden-heiteren Frau. Aus dem Gewirr enger Gäßchen, in dem das Wirtshaus liegt, auf den Platz hinausgetreten, sahen sie dort eine große Ansammlung von Frauen, nach Aussage der Wirtin lauter Fremde. Sie unterschied sie nach den Miedern, nach den Röcken, nach den Fußbekleidungen. Diese waren aus Trevi, jene aus Filettino, jene andern aus Vallepietra. Die Wirtin trat in eine Backstube rechts von der Kirche, wo verschiedene Frauen von Jenne jede ihre eigenen Fladen backen ließen.

‚Fremde Weiber, die unsern Heiligen sprechen wollen,' sagte sie zu Maria. Sie sagte nicht ‚Fra Benedetto' wie ihr Mann; sie sagte ‚der Heilige'.

‚Indes nicht zu ihm,' erklärte sie errötend, ‚denn er wird wütend darüber.' Nein, natürlich wurde er nicht wirklich wütend, weil er ja ein Heiliger war; aber er bat mit Schmerzen, daß man ihn nicht so nennen möge.

In der großen, nüchternen, baufälligen Kirche, die ‚eines Sonntags', sagte die Wirtin, ‚uns alle wie Mäuse erschlagen wird', war niemand wie die beiden Kranken und ihre Begleitung. Die beiden Kranken hatte man genau in der Mitte der Kirche auf das Steinpflaster niedergelegt, mit zwei Kissen unter ihren Köpfen. Ihre Begleiter lagen auf den Knien, sangen Psalmen, achteten nicht auf die Eintretenden und fuhren in ihrem Gesange fort.

‚Wahrscheinlich haben sie sie hergebracht, um sie vom Heiligen segnen zu lassen,' sagte die Wirtin leise, ‚aber das bekümmert den Heiligen. Er will es nicht. Vielleicht wollen sie versuchen, verstohlen sein Kleid anzurühren, aber das geht jetzt nicht so leicht.'

Die armen Leute hörten auf zu singen, und eine Frau kam und fragte die Wirtin, ob es schon elf Uhr wäre. Maria antwortete, daß noch eine Viertelstunde fehle, und fragte sie nach den Kranken. Der Mann litt seit zwei Jahren am Fieber; das Mädchen, seine Schwester, am Herzen. Sie kamen aus der Ebene von Arcinazzo, einen Weg von mehreren Stunden, um sich vom Heiligen von Jenne heilen zu lassen. Eine herzkranke Frau aus Arcinazzo war vor wenigen Tagen durch die bloße Berührung seines Kleides gesund geworden. Maria und Noëmi sprachen mit den Kranken. Das Mädchen war gläubig. Der Mann, der vor Fieber zitterte, schien

lediglich gekommen zu sein, um die Seinigen zu befriedigen, um auch dies noch zu versuchen. Er hatte auf der Reise schwer gelitten.

‚Es sind Straßen, um einen ins Jenseits zu befördern,‘ sagte er, ‚und so wird auch die Heilung sein.‘

Eine Frau, vielleicht seine Mutter, brach in Tränen aus und flehte ihn an, zu beten, sich Jesus und Maria anzuempfehlen.

Die beiden Damen entfernten sich, von Giovanni wegen eines lärmenden Streits gerufen, der auf dem Marktplatz zwischen den Frauen und jenen Studenten, die auf dem Hügel von Jenne die Selvas überholt hatten, ausgebrochen war. Die Studenten mußten sich schlechte Scherze über ihre Verehrung des Heiligen erlaubt haben. Sie waren ganz giftig geworden. Die Frauen von Jenne kamen aus der Backstube. Von einer andern Seite sah man die Federbüsche von zwei Carabinieri auftauchen. Noëmi und Maria traten unter die Frauen, um Frieden zu stiften. Giovanni sprach zu den Studenten, die herausfordernd lachten, als ob sie beabsichtigten, es noch ärger zu treiben. Gesang tönte aus der Kirche, erst gedämpft, dann, als die Tür sich öffnete, laut:

‚Sancta Maria, ora pro nobis.‘

Die beiden Kranken erschienen. Das Mädchen ging, von anderen gestützt, zu Fuß; der Mann wurde beim Kopf und bei den Füßen getragen, hin- und hergeschwenkt wie ein lebloser Körper. Und auch die Trägerinnen sangen mit feierlicher Miene:

‚Sancta virgo virginum, ora pro nobis.‘

Die Frauen auf dem Platze fielen alle gleichzeitig auf die Knie rings um die verdutzten Carabinieri. Die Studenten verstummten. Eine Kavalkade von Herren und Damen, die von dem Saumpfad des Anienetals auf den Platz einbogen, hielt ihre Pferde an. Maria erst, dann auch Noëmi knieten nieder, von einem Geist, der sie mit Schauern der Rührung erfüllte, zur Erde gezogen. Giovanni zögerte. Das war nicht sein Glaube. Ihm schien es eine Beleidigung gegen den Schöpfer und Vernunftspender, daß man Kranke lange Reisen auf einem Maultier zurücklegen ließ, damit ein Heiligenbild, eine Reliquie, ein Mensch sie durch ein Wunder heile. Aber es war Glaube. Es war in der rauhen Schale zufälliger Unwissenheit jener den überlegenen Geistern fehlende Sinn für die verborgene Wahrheit, die Leben ist, das geheimnisvolle Radium in einem Haufen unlauteren Metalls. Es war Glaube, es war schuldloses Fehlen, es war Liebe, es war Schmerz, es war wie ein Sichtbarwerden der tiefinnersten Mysterien des Universums. Die Erde selbst und die große traurige Fassade der Kirche und die kleinen bescheidenen Fronten der Häuschen auf dem Marktplatz schienen Verständnis und Ehrfurcht vor diesem Glauben zu haben. Giovanni sah im Geiste eine

Verstorbene, die ihm teuer gewesen war, die so geglaubt hatte; ein eisiger Schauer lief durch seine Adern, die Knie unter ihm beugten sich. Die Gruppe der Kranken zog, das Gesicht nach oben gerichtet, singend vorüber:

‚Mater Christi.‘ Die knienden Frauen, das Gesicht zur Erde geneigt, antworteten:

‚Ora pro nobis.‘

Dann erhoben sie sich und schlossen sich dem Zuge an. Drei oder vier Frauen aus Jenne sagten laut:

‚Er will es nicht, er will es nicht!‘

Eine erklärte Maria, daß der Heilige nicht wolle, daß man ihm Kranke brächte. Man hörte nicht auf sie, und auch sie folgten, neugierig, was geschehen würde.

Die Selvas, die anfangs widerstrebend gezögert hatten, folgten ebenfalls der eifrig vordrängenden Noëmi. Hinter ihnen, in dem angemessenen Zwischenraum, der sie als Zuschauer und nicht als Gefolge kennzeichnete, kamen die Studenten. Allein und ganz aus der Ferne folgten die Carabinieri als letztes Glied dieser Menschenschlange, welche in einer Lücke der der Kirche gegenüberliegenden Häusergruppe bald auftauchte, bald verschwand.

Sie verschwand, wand sich durch die dunklen Gassen mit den hochtönenden Namen, die zu einem andern Teil des Dorfes, dem armseligsten, häßlichsten, führten. Hier, auf dem Steingeröll des Berges, nur lose an den Felsstücken, auf den Felsenplatten haftend, schlüpfen gleichsam zwischen den Kieseln die verfallenen, schlechtgefügten Hütten nach unten. Die kleinen, schwarzen Fenster blicken wie die leeren Augenhöhlen eines Skeletts auf das Schweigen des tiefen, geschlossenen Tales. Morsche Treppen führen von den Türen auf das Steinfeld. Die meisten bestehen nur aus drei oder vier in den Fels gehauenen Stufen. Bei einigen fehlen die Treppen gänzlich. Ist man mit Mühe in das Innere geklettert, so findet man Höhlen ohne Licht und Luft.

‚Mühsam zu gehen, schlechte Straßen,‘ sagte lächelnd eine Alte von ihrer Tür aus zu den Damen.

Eine dieser schwer zugänglichen Höhlen war Benedettos Wohnung. Der Schwarm, der sich bei dem Abstieg in zwei Teile gegabelt hatte, traf unter der geöffneten Tür wieder zusammen. Aus einer Backstube in der Nähe traten Frauen, um zu sagen, daß Benedetto nicht da sei. Die Menge wogte um die beiden Kranken, klagende Stimmen wurden laut. Ängstliches Fragen, Murmeln setzte sich zu beiden Seiten des Menschenstromes bis zum anderen Ende der Prozession fort, wo man den Grund dieser Schmerzenslaute nicht verstanden hatte und nach unten drängte, um zu sehen, was es gäbe. Vielleicht hatte sich das Leiden der Kranken bei dem Verweilen in der glühenden

Sonne noch verschlimmert. Drei Studenten schlüpften zwischen den Frauen hindurch, die ihnen grollende Schimpfworte nachriefen, und eilten hinunter. Da sagte eine Frau aus Jenne:

‚Tragt sie hinein, die Ärmsten!‘

Ja, ja, hinein, hinein! In des Heiligen Haus!

Die Leute erwarteten das Wunder schon von den vier Wänden, in denen er lebte, von dem Boden, auf den sein Fuß trat, von den Gegenständen, die getränkt waren mit seiner Heiligkeit. Auf das Bett des Heiligen! Auf das Bett des Heiligen! Man legt ein paar Bretter über die abgehauenen Steine, die zu Benedettos Tür führen, die beiden Kranken werden von der Menschenflut halb hinaufgezogen, halb getragen. Nun liegen sie quer auf des Heiligen Lager. Die Menge füllt den höhlenartigen Raum. Alle knien nieder, um zu beten.

Es ist in der Tat eine Höhle. Auf der einen Seite bildet der schräggehauene, gelbliche Fels die ganze Wand. Man geht auf der nackten, dürftig bekalkten Erde. Neben dem Bett steht ein zweispannhoher Herd. Fenster sind nicht vorhanden. Aber ein Sonnenstrahl, der durch den Rauchfang seinen Weg findet, entzündet eine Himmelsflamme auf dem aschenleeren Stein des Herdes. Eine braune Decke ist über das Bett gebreitet. Auf die schräge Felswand neben dem Eingang ist ein Kreuz in unbeholfener Arbeit gemeißelt. In einer Ecke sieht man, als einzigen Luxus, einen großen Eimer voll Wasser, ein grünes Waschbecken, eine Wasserflasche und ein Glas. Auf einem durchlöcherten Rohrstuhl liegen übereinandergehäuft eine Anzahl Bücher. Ein Bohnengericht und etwas Brot stehen auf einem zweiten Stuhl. Der Ort trägt den Stempel äußerster Armut, einer ordentlichen und sauberen Armut.

Der fiebernde Mann klagt über die Kälte, die Feuchtigkeit, die Dunkelheit. Er sagt, daß es ihm schlechter gehe, und daß sie ihn nur zum Sterben hierher gebracht haben. Man beschwört ihn, sich zu beruhigen, zu hoffen. Seine jugendliche Schwester, die an einer Herzkrankheit leidet, fühlt jedoch, nachdem sie eine Minute auf dem Bett gelegen, Erleichterung. Sie kündet es sofort der Menge, sie kündet ihre Genesung an. Alles um sie her weint und lacht und preist den Herrn. Man küßt ihr die Kleider, als wäre nun auch sie heilig geworden; man ruft die Nachricht hinaus ins Freie. Freudenschreie antworten, andere Leute drängen ein in die Höhle mit flammenden Gesichtern, mit gierigen Augen. In diesem Augenblick ruft einer, der auf der Suche nach dem Heiligen weiter hinunter gestiegen war, aus der Ferne: ‚Der Heilige kommt! Der Heilige kommt!‘ Ein Strom von Menschen ergießt sich aus der Höhle wie ein Sturzbach nach unten, ein Getöse von Stimmen und Schritten. In einem Augenblick stehen die

Selvas und drei oder vier Studenten allein unter dem Eingang der Hütte. Von den Frauen aus Jenne ist ein Teil an die Arbeit in der Bäckerei zurückgekehrt, ein Teil steht noch in der Tür, zu sehen, was es gibt. Maria wechselt mit diesen ein paar Worte. Ob das alles Fremde sind, die hier herunterkamen? Jawohl, alle gerade nicht, aber fast alle. Aus Vallepietra die meisten. Es wäre, weiß Gott, besser, wenn wir das Wasser von Vallepietra bekämen. Und was wollen sie? Den Heiligen aus Jenne entführen? Ja, auch das wollten sie; sie sprachen davon, daß sie etwas Großes tun würden. Und ihr? Wir wissen, daß er nicht fortgehen will. Und außerdem ... Die Frauen von drinnen rufen ihr etwas zu, die Frau dreht sich um, es folgt ein Wortgefecht; die beiden Selvas und die Studenten treten in die Hütte, um die durch Wunder Genesene zu sehen. Noëmi bleibt draußen. Sie ist ungeduldig, Benedetto zu sehen; ihr Herz klopft ungestüm, sie begreift nicht warum; sie schilt sich selbst töricht, aber sie rührt sich nicht vom Fleck.

Man sieht zwei Benediktinerkutten von weitem über die unten gelegenen Felder sich nähern. Über der zweiten blitzt ab und zu das Eisen einer Sichel auf. Als Benedetto das Lärmen der Stimmen und der Schritte von oben hörte, sagte er mit einem Lächeln zu seinem Begleiter:

‚Mein Vater!‘

Don Clemente hatte, gleich nachdem er in Jenne angekommen war, Benedetto auf der Wiese, wo er Gras mähte, aufgesucht, ihm die schmerzliche Botschaft überbracht und nach einer langen Unterredung versprochen, eine bestimmte, von Benedetto gewünschte Rede denen zu halten, die ihn einen Heiligen nannten. Auch er hörte das Getöse der herunterkommenden Menge, die Rufe: ‚Der Heilige! Der Heilige!‘, und als Benedetto lächelnd zu ihm sagte: ‚Mein Vater!‘, erbleichte er, machte eine zustimmende Gebärde und schritt voran. Benedetto legte die Sichel nieder, ging ein wenig abseits vom Wege und setzte sich hinter ein Felsstück im Schutze eines großen, blühenden Apfelbaumes, der ihn vor den Heranstürmenden verbarg. Don Clemente trat ihnen allein entgegen.

Beim ersten Anblick blieben jene stehen. Einige Stimmen sagten: ‚Er ist es nicht,‘ und andere: ‚Er ist dort hinten.‘ Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung.

‚Nun hob Don Clemente die Hand und sagte:

‚Hört mich an!‘

Dieser Mann, der nicht, ohne zu erröten, mit zwei unbekannten Menschen sprechen konnte, war jetzt blaß wie ein Toter. Die sanft verschleierte Stimme war kaum zu hören, aber man sah seine Bewegung. Das schöne, edle Gesicht, die hohe Gestalt flößten Ehrfurcht ein.

‚Ihr sucht Benedetto,‘ sagte er; ‚ihr nennt ihn einen Heiligen. Das ist ein großer Schmerz, den ihr ihm bereitet. Hat er doch vom ersten Tage seiner Ankunft in Jenne euch allen gesagt, daß er ein großer Sünder ist, der durch Gottes unendliche Güte zur Buße geführt wurde. Er will, daß ich euch das bestätige. Ich bestätige es. Es ist die Wahrheit. Er ist ein großer Sünder gewesen. Morgen könnte er zurückfallen in Sünde, wenn er euch nur einen Augenblick Glauben schenken würde, wenn ihr ihn einen Heiligen nennt. Gott würde sich von ihm entfernen. Nennt ihn nie wieder einen Heiligen und vor allem, fordert keine Wunder mehr von ihm!‘

‚Vater,‘ unterbrach ihn vortretend und die Arme ausbreitend mit feierlicher Stimme ein hochgewachsener, magerer Alter mit zahnlosem Munde und einem Adlerprofil, ‚Vater, wir fordern nicht das Wunder! Das Wunder ist geschehen. Die Frau genas, als sie die Behausung des Mannes betrat, und wir sagen Ihnen: Der Mann ist heilig, und wenn es in Jenne Leute gibt, die anderer Meinung sind, so verdienen sie in der tiefsten Hölle zu brennen. Ehrwürdiger Vater, wir küssen Ihnen die Hände, aber das ist unsere Meinung!‘

‚Es ist noch ein Kranker da, es ist noch ein Kranker da,‘ riefen zehn, zwanzig Stimmen auf einmal. ‚Der Heilige soll kommen!‘

Aus der Gruppe der Studenten bei der Nachhut ertönten Stimmen: ‚Der Heilige vor! Der Heilige soll sprechen!‘

‚Was ist das für eine Art?‘ wandte sich der Alte erzürnt als entthronter Volksredner um. ‚Was ist das für eine Art?‘

Ein Durcheinander entrüsteter Stimmen übertönte die seine, während die Studenten immer lauter riefen:

‚Der Heilige soll kommen! Der Heilige soll sprechen! Fort mit dem Priester! Fort mit ihm!‘

Die Weiber wandten sich drohend um:

‚Macht, daß ihr fortkommt! Fort mit euch!‘

Und auf der Höhe, zwischen den auf den Ruinen eingenisteten Hütten, tauchten die Federbüsche der Carabinieri auf. Da stand Benedetto auf und trat hinaus ins Freie.

Kaum hatte man ihn erblickt, als man ihn mit lautem Jubelgeschrei empfing. Die Selvas traten in die Tür der Höhle, um hinunter zu schauen; Noëmi kam heruntergelaufen. In einem Augenblick sah sich Benedetto von Leuten umringt, die ihm unter Segenswünschen das Gewand küßten. Viele sanken in die Knie und weinten. Noëmi, die allein hinter den Studenten herunter gekommen war, drängte sich nach vorn, und endlich sah sie den Mann von Angesicht.

Jeanne hatte ihr verschiedene Photographien von ihm gezeigt, jedoch dazu bemerkt, daß keine von ihnen ihr vollkommen genügte. In der

Physiognomie von Piero Maironi hatte Noëmi Schatten innerer Trauer gelesen; Benedettos Antlitz strahlte von ungewöhnlichem Leben. Seit zwei Tagen hatte er sich Haare und Bart scheren lassen, weil er eine Frau hatte flüstern hören: ‚Er ist schön wie Jesus.' Das Vergeistigte des Ausdrucks akzentuierte sich vor allem in der Nase, die stärker hervortrat durch die Magerkeit, und in den großen, dunklen Augen. Die Augen waren von unaussprechlichem Zauber. Auch jetzt sprach Trauer aus ihnen, aber eine süße Trauer, voller Kraft und Frieden, voll mystischer Andacht. Unter der weißen Wolke des blühenden Apfelbaumes, umringt von der knienden Menge, von Sonnenlicht und beweglichen Schatten umflossen, schien er die Vision eines alten Malers. Noëmi war wie erstarrt, die Kehle war ihr von aufsteigenden Tränen zugeschnürt. Einige Frauen neben ihr weinten wie durch wechselseitige Suggestion, nur weil sie ihn gesehen hatten. Eine von ihnen, die krank und müde sich auf den Wegrand gesetzt hatte, konnte den Heiligen nicht sehen; sie weinte vor Ergriffenheit, ohne zu wissen warum. Es traten einige später Gekommene hinzu, ein alter Mann und drei Frauen aus Vallepietra. Gleich fingen die drei Frauen, die Don Clemente für Benedetto hielten, an zu schluchzen und zu rufen: ‚Wie schön ist er, wie schön ist er!'

Indessen gelang es Benedetto, unter der weißer Wolke des blühenden Apfelbaumes durch Worte der Betrübnis, durch Bitten und Vorwürfe den Ansturm der anbetenden Menge zurückzuschlagen, sie zum Aufstehen zu bewegen. Aus der Gruppe der Studenten löste sich der Ruf: ‚Sprechen Sie!' Und gerade in diesem Augenblicke kündeten dort oben von der Höhe die Glocken von Jenne feierlich dem Dorfe, den Einöden, dem Monte Leo, dem Monte Sant' Antonio, dem Altuinoberge, den nach Westen segelnden Wolken die Mittagsstunde. Benedetto legte den Zeigefinger auf die Lippen; nur die Glocken sprachen. Wie eine stumme Aufforderung blickte er Don Clemente an.

Don Clemente entblößte sein Haupt und fing an, das Angelus Domini zu beten. Benedetto stand mit gefalteten Händen und betete mit ihm, und solange die Glocken läuteten, blieben seine Augen fest auf den jungen Mann gerichtet, der ihm zugerufen hatte, zu sprechen: diese Augen voller Trauer, voll mystischer Süße. Dieser unaussprechliche Blick, das feierliche Geläut der Glocken, das Zittern des Grases, das leichte Schwanken der Blütenzweige im Winde, die Verzückung so vieler weinender Gesichter, die alle einem einzigen sich zuwendeten, verschmolzen für Noëmi zu einem einzigen Wort, das sie mit Begeisterung erfüllte, ohne daß es sich ihr offenbaren wollte, wie das unter einer tragischen Folge von Musikakkorden verborgene Wort die Seele zermartert, die es erkennen möchte. Die Glocken schwiegen, und sanft fragte Benedetto die ihm zunächst Stehenden:

‚Wer seid ihr, und was ist geschehen, daß ihr zu mir kommt, als wäre ich der, der ich nicht bin?‘

Viele Stimmen auf einmal antworteten ihm. Man sagte ihm von dem Wunder, und wie man an allen Ecken und Enden des Dorfes nach ihm verlangt habe.

‚Ihr preist mich,‘ sagte er, ‚weil ihr blind seid. Wenn dieses junge Mädchen genesen ist, so habe nicht ich sie geheilt, sondern ihr Glaube. Diese Kraft des Glaubens, vermöge welcher sie aufstehen konnte und wandeln, ist in Gottes Welt überall und immer vorhanden wie die Macht des Schreckens, die uns erzittern und hinfallen läßt. In der Seele wohnt eine Kraft, wie Kräfte im Wasser und im Feuer wohnen. Wenn also das junge Mädchen genas, so geschah es, weil Gott jene Kraft in seine Welt gelegt hat; preiset Gott dafür und nicht mich! Aber höret mich an! Ihr beleidigt Gott, wenn seine Macht und seine Güte euch größer in den Wundern erscheinen. Sie sind unendlich überall und immer. Es ist schwer, zu begreifen, wie der Glaube gesund machen kann; aber es ist auch unmöglich, zu begreifen, wie diese Blumen leben. Der Herr würde doch nicht weniger mächtig oder weniger gütig sein, wenn dieses Mädchen nicht genesen wäre. Ihr sollt beten, daß ihr gesund werdet, gewiß; aber mehr sollt ihr noch beten, dieses große Wunder zu verstehen, von dem ich euch gesprochen habe. Betet, daß ihr den Willen des Herrn ehrt, ob er euch zum Tode führe oder euch das Leben gebe! Es gibt Menschen auf der Welt, die glauben, daß sie nicht an Gott glauben, und wenn Krankheit und Tod in ihr Haus treten, so sprechen sie: „Es ist das Gesetz, es ist die Natur, es ist die Weltordnung; wir beugen unser Haupt, wir nehmen es auf uns, ohne zu murren; wir gehen weiter auf dem Pfade der Pflicht.“ Schaut zu, daß diese Menschen nicht vor euch in das Himmelreich kommen! Und überlegt auch, welche Wunder ihr verlangt! Ihr wollt von den Krankheiten des Körpers geheilt werden; deshalb wollt ihr, ich solle in eure Dörfer kommen. Haltet fest am Glauben, und ihr werdet ohne mich gesunden! Bedenkt jedoch, daß ihr euren Glauben nach Gottes Willen auch noch zu besserem brauchen könntet! Seid ihr alle vollkommen gesund an eurer Seele? Nein, ihr seid es nicht, und was soll euch der heile Schlauch nützen, wenn der Wein verdorben ist? Ihr liebt euch selbst und eure Angehörigen mehr als die Wahrheit, mehr als die Gerechtigkeit, mehr als das Gesetz Gottes. Ihr habt immer im Auge, was euch zukommt und den Euren und sehr selten nur, was den anderen zukommt. Ihr glaubt, das Heil der Seele durch die Menge der Gebete zu erlangen. Und ihr versteht dabei nicht einmal zu beten. Ihr betet zu den Heiligen, die die Diener sind, ebenso wie zu Gott, der der Herr ist, wenn ihr nicht noch Schlimmeres tut. Ihr vergeßt, daß es

dem Herrn nicht auf viele Worte ankommt, daß es ihm lieber ist, man dient ihm treu in Schweigen und immer eingedenk seines Willens. Und ihr achtet nicht auf das Böse in euch; ihr seid wie der Sterbende, der sagt: „Es geht mir gut.“ Vielleicht denkt der eine oder der andere von euch in diesem Augenblick: „Wenn ich das Schlechte, das ich tue, nicht verstehe, so wird der Herr mich nicht verdammen.“ Aber der Herr urteilt nicht wie die Richter dieser Welt. Wer ein Gift zu sich nimmt, ohne es zu wissen, muß ebenso sterben wie derjenige, der es absichtlich genommen hat. Wer kein weißes Gewand hat, darf nicht zum Tische des Herrn treten, auch wenn er nicht wüßte, daß das Gewand notwendig war. Derjenige, der sich selbst über alles liebt, gleichviel, ob er seine Sünde kenne, oder ob er sie nicht kenne, geht nicht ein durch die Pforte des Himmelreichs, wie der Finger der Braut, wenn er sich krümmt, nicht durch den Ring geht, den der Bräutigam ihr reicht. Erkennet die Krankheiten eurer Seele; betet im Glauben, daß ihr davon genesetzt! Ich sage euch in Christi Namen, daß es geschehen wird. Die Heilung eures Körpers ist gut für euch, für eure Familie, für die Tiere und die Pflanzen, für die ihr zu sorgen habt. Aber die Heilung eurer Seele, glaubt es mir, wenn ihr es auch nicht begreift, die Heilung eurer Seele ist gut für alle die armen Seelen der Lebendigen, die zwischen gut und böse schwanken; sie ist gut für alle die armen Seelen der Verstorbenen, die sich in Mühen und Schmerzen läutern, wie der Sieg eines Soldaten für die ganze Nation von Nutzen ist! Sie ist auch gut für die Engel, die, wie Jesus gesagt hat, sich so freuen über die Rettung einer Seele, und die Freude erhöht ihre Macht, und glaubt ihr, daß ihre Macht für die Finsternis oder für das Licht, für den Tod oder für das Leben ist? Betet voll Zuversicht erst für die Gesundung der Seele und dann für die Gesundung des Körpers!‘

Von dem steilen Berghang beugte sich die Menge dicht aneinander gedrängter Köpfe nach vorn; die am höchsten Stehenden, zu denen nur der Ton der Stimme drang, mit gespanntem Ausdruck auf den tränendurchfurchten Gesichtern. Die Näherstehenden zeigten sich teils verdutzt, teils begeistert und teils zweifelnd. Auch Noëmi liefen die Tränen über die bleichen Wangen. Die Studenten hatten ihre spöttische Miene aufgegeben. Als Benedetto schwieg, trat einer von ihnen entschlossen und ernst vor, um zu sprechen. In diesem Augenblick rief der Alte:

‚So heilt Ihr unsere Seele!‘

Andere Stimmen wiederholten verlangend:

‚So heilt Ihr unsere Seele! Heilt Ihr unsere Seele!‘

In einem Augenblick, wie durch ein inneres Einverständnis, sank die ganze Vorhut in die Knie, die Arme flehend ausstreckend:

‚So heilt Ihr unsere Seele! Heilt Ihr unsere Seele!‘

Benedetto warf sich, mit den Händen in den Haaren wühlend, ihnen entgegen und rief:

‚Was tut ihr? Was tut ihr da wieder?‘

Ein Ruf ertönte von oben: ‚Die Geheilte!‘ Das Mädchen, das, als es auf Benedettos Bett lag, sich wieder gesund gefühlt hatte, kam jetzt am Arm ihrer älteren Schwester herunter, Benedetto zu suchen. Dieser achtete nicht auf den Ruf, nicht auf die Bewegung der Leute dort oben, die sich teilten, um die beiden Frauen hindurch zu lassen. Als es ihm nicht gelang, die Leute zum Aufstehen zu bewegen, fiel auch er auf die Knie. Nun erhoben sich die ihm zunächst Stehenden, und da die zitternde Erregung und der Ruf: ‚Die Geheilte! Die Geheilte!‘ bis zu ihnen drang, so veranlaßten sie auch ihn, der nichts gehört zu haben schien, wieder aufzustehen. ‚Die Geheilte!‘ klang es aus aller Mund, ‚die Geheilte!‘, und man suchte auf seinem Gesicht den Ausdruck der Genugtuung über das Wunder, mit Augen, die deutlich schrien: ‚Sie kommt Euretwegen, Ihr habt sie geheilt,‘ als ob er soeben nicht zu ihnen gesprochen habe.

Das junge Mädchen kam hinunter, blaß und gelblich aussehend wie die steinige Straße in dem grellen Sonnenlicht. Ihr hübsches Gesicht, das sich über den Arm der Schwester neigte, blickte traurig. Und auch die Schwester war traurig. Die Menge teilte sich vor ihnen, und Benedetto trat beiseite; er stellte sich hinter Don Clemente mit einer unwillkürlichen Gebärde, als habe er einen Entschluß gefaßt. Alle erzitterten vor Erregung und lächelten wie in der Erwartung eines neuen Wunders. Die beiden Frauen ließen sich nicht täuschen. Ohne ihn auch nur anzusehen, schritten sie an Don Clemente vorbei, wandten sich Benedetto zu, und die ältere redete ihn an ohne eine Spur von Zweifel:

‚Heiliger Gottesmann, du hast diese hier geheilt, hilf auch dem andern!‘

Benedetto zitterte am ganzen Leibe, als er beinahe flüsternd antwortete:

‚Ich bin kein heiliger Mann; ich habe diese hier nicht geheilt, und für den andern, von dem ihr sprecht, kann ich nichts tun, als beten.‘

Als er hörte, daß der andere ihr Bruder sei und in seiner Hütte auf seinem Bette liege und schwer leiden müsse, sagte er zu Don Clemente:

‚Lassen Sie uns zu ihm gehen und ihm beistehen!‘

Und er machte sich auf den Weg mit seinem Meister. Hinter ihnen schlug die brausende Menschenwoge wieder zusammen. Benedetto wandte sich um und verbot, daß man ihnen folge. Er befahl den Frauen, sich des Mädchens anzunehmen, das in der brennenden Sonnenglut den Abhang nicht zu Fuße ersteigen dürfe. Er ordnete an, daß man es in das Wirtshaus bringe, ins Bett lege und es mit Speise und Wein erquicke. Diejenigen, die ihm gefolgt waren, blieben stehen; die anderen bildeten eine

Gasse, ihn hindurch zu lassen. Der Student, der vorher das Wort an ihn hatte richten wollen, näherte sich ihm jetzt respektvoll und fragte, ob er und einige seiner Freunde ihn später auf kurze Zeit allein sprechen könnten.

‚Gewiß,‘ entgegnete Benedetto, mit männlichem, warmem Ton eifrig zustimmend. Noëmi, die in der Nähe stand, faßte Mut:

‚Darf auch ich Sie um fünf Minuten bitten?‘ sagte sie errötend in französischer Sprache. In demselben Augenblick ging es ihr durch den Kopf, daß sie ihm dadurch zu verstehen gegeben habe, daß sie ihn als einen gebildeten Menschen kenne. Wie in Glut getaucht wiederholte sie ihre Bitte in italienischer Sprache.

Don Clemente drückte ein wenig, fast ohne es zu wollen, Benedettos Arm, der höflich, aber etwas trocken erwiderte:

‚Wollen Sie Gutes tun? So nehmen Sie sich dieses armen Mädchens an!‘

Und er ging weiter.

Nur von Don Clemente begleitet betrat er sein elendes Heim. Eine alte Frau, die Mutter des Kranken, warf sich ihm, als sie ihn eintreten sah, weinend zu Füßen, mit den Worten ihrer Tochter:

‚Seid Ihr der heilige Mann? Seid Ihr's? Ein Kind habt Ihr mir geheilt, so heilt mir denn auch das andere!‘

Zuerst konnte Benedetto, der aus der Sonne in das Dunkel trat, nichts unterscheiden. Dann sah er, auf dem Bett ausgestreckt, den Mann, der schwer atmete, seufzte, stöhnte und alle Heiligen, die Weiber, Jenne und sein vermaledeites Schicksal verwünschte. Neben ihm kniete Maria Selva und trocknete ihm mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Niemand sonst war in dem Loch. Nahe bei der hell erleuchteten Tür sprach in diesem Augenblick das große, schräg in die gelbliche Felsenwand eingehauene Kreuz dunkle, feierliche Worte.

‚Vertrauet auf Gott!‘ gab Benedetto der Alten sanft zur Antwort. Und er trat an das Bett, beugte sich über den Kranken und fühlte ihm den Puls. Die Alte hörte auf zu schluchzen, der Kranke zu stöhnen und zu fluchen. Man vernahm das Summen der Fliegen auf dem hellen Herd.

‚Habt Ihr nach dem Arzt geschickt?‘ murmelte Benedetto. Die Alte begann von neuem zu schluchzen:

‚Macht Ihr ihn gesund, macht Ihr ihn gesund in Jesu und Mariä Namen!‘

Der Kranke fing wieder an zu stöhnen. Mit leiser Stimme sagte Maria Selva zu Benedetto:

‚Der Arzt ist in Subiaco. Herr Selva, den Sie vielleicht kennen, ist in die Apotheke gelaufen. Ich bin seine Frau.‘

Beuroner Kunstschule.

Darstellung im Tempel.

(Marienleben. Emaus.

Herder Land

In diesem Augenblick kam Giovanni atemlos und betrübt zurück. Die Apotheke war geschlossen, der Apotheker abwesend. Einige Herren, die mit großen Vorräten von Rom gekommen waren, hatten ihm Kognak und Kaffee gegeben. Benedetto rief durch ein Zeichen Don Clemente an seine Seite und sagte ihm ins Ohr, er möge den Erzpriester kommen lassen; dieser Mann liege im Sterben. Er könnte ja auch selbst gehen, um ihn zu holen, aber es erschiene ihm gegen die arme Mutter hart, sich zu entfernen. Ohne ein Wort zu erwidern, ging Don Clemente. Wenige Schritte vor der Hütte befand sich die elegante Gesellschaft, die aus Neugier wegen des Heiligen von Jenne aus Rom gekommen war, drei Damen und vier Herren, von jenem Herrn aus Jenne, dem Selvas auf dem Berghang begegnet waren, geführt; stand und hielt eine Beratung ab. Als sie den Benediktiner erblickten, unterhandelten sie rasch mit leiser Stimme, und einer von ihnen, ein äußerst eleganter junger Herr, schritt, nachdem er das Monokel ins Auge geklemmt, auf Don Clemente zu, den die Damen mit Bewunderung betrachteten und mit Bedauern, daß nicht er, wie ihr Führer sie belehrt hatte, der Heilige war.

Auch sie wünschten eine Unterredung mit dem Heiligen. Insbesondere die Damen wünschten sie. Mit spöttischem Lächeln fügte der junge Herr hinzu, daß, was ihn anbeträfe, er sich dessen nicht für würdig halte. Don Clemente antwortete kurz und trocken, daß es für den Augenblick unmöglich sei, Benedetto zu sprechen, und ging seines Wegs. Jener hinterbrachte den Damen, daß der Heilige sich hinter Schloß und Riegel im Heiligtum befände.

Währenddem stärkte Benedetto den Kranken, dessen verzweifelte Mutter ihn immer noch anflehte, nicht Medikamente anzuwenden, sondern das Wunder zu tun, mit einigen Schlücken der belebenden Getränke, die Giovanni Selva gebracht hatte, und dann mit Worten, mit leichten Liebkosungen, mit dem Versprechen anderer Tröstungen, die andere ihm zukommen lassen würden. Und die fromme, milde, ernste Stimme vollbrachte ein Wunder des Friedens. Der Kranke atmete wohl noch schwer und stöhnte noch, aber er fluchte nicht mehr. Und die Mutter, sinnlos vor Hoffnung, murmelte weinend, mit gefalteten Händen:

‚Das Wunder, das Wunder, das Wunder!‘

‚Du, Lieber,‘ sprach Benedetto, ‚bist in Gottes Hand, und schrecklich erscheint sie dir! Überlasse dich ihr, und du wirst sie als liebreich empfinden! Ob sie dich zurückführt ins Meer dieses Lebens, ob sie dich in den Himmel führt, sie wird dich leiten, wohin es ihr gut dünkt. Überlaß dich ihr, denke nicht darüber nach! Als du ein Kindlein warst, trug deine Mutter dich, und du fragtest nicht wie, noch wann, noch wohin; du warst in ihren Armen, du warst in ihrer Liebe, du verlangtest weiter nichts. So auch

jetzt, mein Teurer! Ich, der ich mit dir spreche, ich habe so viel Übles in meinem Leben getan; vielleicht hast auch du ein wenig gesündigt; vielleicht erinnerst du dich daran. Weine, weine, so hingegeben dem Schoße deines Vaters, der dich ruft, der dir alles vergeben, der alles vergessen will! Jetzt wird der Priester kommen, und du wirst ihm das Böse sagen, das du vielleicht getan hast, wie man Erinnerungen erzählt, ohne Bangen. Und dann, weißt du, wer im Sakrament zu dir kommen wird? Weißt du, welche Liebe, o mein Teurer, weißt du, welche Barmherzigkeit, weißt du, welche Wonne, weißt du, welches Leben?'

Mit den Schatten des Todes kämpfend, seine gläsernen Augen starr auf Benedetto geheftet, durchglüht von einem leidenschaftlichen Wunsche und zugleich von der Angst, ihn nicht ausdrücken zu können, hatte der arme Jüngling Benedettos Worte nicht recht verstanden, glaubte, er solle ihm beichten, und begann, seine Sünden herzusagen. Die Mutter, die während Benedettos Rede sich auf die Knie, mit dem Gesicht gegen die Felsenwand, geworfen und ihre Lippen auf das Kreuz gedrückt hatte in der Erwartung des kommenden Wunders, sprang bei dem seltsamen Klang dieser Stimme auf die Füße, stürzte ans Bett, begriff und stieß mit zum Himmel erhobenen Händen einen verzweifelten Schrei aus, während Benedetto bestürzt ausrief: ‚Aber nein, Lieber, nicht mir, nicht mir!' Aber der Kranke verstand ihn nicht, schlang einen Arm um seinen Hals, zog ihn zu sich nieder und fuhr in seiner atemlos-angstvollen Beichte fort, indes Benedetto sich bemühte, ihn nicht zu hören, unaufhörlich: ‚Mein Gott, mein Gott!' rief und doch nicht das Herz hatte, sich von dem Sterbenden loszureißen. Er hörte tatsächlich nichts, und es war auch kaum möglich, zu verstehen, so abgebrochen, stockend und undeutlich kamen die Worte. Und noch immer kein Erzpriester, und auch Don Clemente kehrte nicht zurück! Schritte und leise Stimmen hörte man wohl von draußen, und manchmal tauchte ein neugieriger Kopf in der Tür auf, aber niemand trat ein. Die Worte des Sterbenden verloren sich in einem Gestammel schwacher Töne; er schwieg.

‚Ist jemand draußen?' fragte Benedetto. ‚Irgend jemand soll schnell zum Erzpriester laufen und ihm sagen, er möchte sich beeilen.'

Giovanni und Maria standen bei der Mutter, die außer sich war und vom Schmerz zum Zorn übersprang. Nachdem sie zuerst an das Wunder geglaubt, wollte sie nicht glauben, daß ihr Sohn auf natürlichem Wege bei diesem Äußersten angelangt sei, und schluchzte bald um ihn, und bald verwünschte sie die Medikamente, die Benedetto ihm gegeben hätte, obschon Selvas ihr versicherten, daß es gar keine Medizinen gewesen seien. Maria hatte sie in ihre Arme genommen, um sie zu trösten und um sie zu stützen. Sie gab Giovanni ein Zeichen, er möge zum Erzpriester gehen,

und Giovanni lief davon. Die glänzenden Augen des Sterbenden hatten einen flehenden Ausdruck. Benedetto fragte ihn:

‚Mein Sohn, verlangt dich nach Christus?‘

Der Ärmste machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen und jammerte dabei unsäglich. Benedetto küßte ihn wieder und wieder zärtlich.

‚Christus sagt mir, daß deine Sünden dir vergeben sind, und daß du in Frieden scheidest.‘

Die glänzenden Augen leuchteten vor Freude.

Benedetto rief die Mutter, die aus Marias offenen Armen sich auf ihren Sohn stürzte. Und atemlos keuchend tritt Don Clemente mit Giovanni und dem Erzpriester ein.

Don Clemente hatte im Hause des Erzpriesters einen ihm unbekannten Geistlichen vorgefunden, der sich in heftigem Widerstreit mit diesem befand. Wenn man ihn hörte, so wollte eine fanatische Menge die angeblich durch ein Wunder Geheilte nach Sant' Andrea tragen, um Gott zu danken. Es war Pflicht des Erzpriesters, einen derartigen Skandal zu verhindern. Die Heilung des Mädchens war, wenn nicht überhaupt ein Betrug, keineswegs Wirklichkeit. Ferner hatte der Wundertäter einen ganzen Wust von Ketzereien über Wunder und über die ewige Seligkeit gepredigt; er hatte vom Glauben wie von einer natürlichen Kraft gesprochen; er hatte Jesus, der die Kranken heilte, kritisiert. Jetzt war er im Begriff, an einem neuen Opfer ein neues Wunder auszuhecken. Man mußte ein Ende machen. Ein Ende machen? dachte der arme Erzpriester, der schon den Duft der heiligen Inquisition spürte. Es war leicht gesagt ‚ein Ende machen‘. Aber wie zu Ende kommen? Don Clementes Besuch, der gerade in diesen Punkt der Unterredung fiel, ließ ihn aufatmen. Jetzt, dachte er, wird der mir zu Hilfe kommen. Statt dessen nahmen die Dinge die schlimmste Wendung. Der Geistliche rief, nachdem er Don Clementes traurige Botschaft gehört hatte:

‚Sehen Sie? Auf diese Weise endigen solche Wunder. Aber Sie dürfen nicht mit der heiligen Wegzehrung das Haus dieses Ketzers betreten, wenn er es nicht zuvor verläßt, um nicht wieder zu kommen!‘

Don Clemente wurde zornrot im Gesicht.

‚Er ist kein Ketzer,‘ sagte er. ‚Er ist ein Mann Gottes.‘

‚Das sagen Sie,‘ rief der Geistliche.

‚Und Sie,‘ fuhr er, zum Erzpriester gewendet, fort, ‚Sie mögen sich dessen erinnern! Machen Sie im übrigen, was Sie wollen! Mich geht's nichts an. Auf Wiedersehen!‘

Wortlos verbeugte er sich vor Don Clemente und glitt aus dem Zimmer.

‚Und jetzt? Und jetzt?‘ stöhnte der arme Erzpriester, indem er mit beiden Händen an seine Schläfen griff. ‚Das ist ein schrecklicher Mensch, aber ich will unsern Herrgott nicht kränken. Sage du mir, sage du mir, was ich tun soll!‘

Ja, er hatte eine heilige Furcht vor Gott, der Erzpriester; aber er war auch nicht ohne eine Furcht, die die Mitte zwischen heilig und menschlich hielt, vor Don Clemente, vor der strengen Überzeugung, die ihn verurteilen könnte. In dem Drang des Augenblicks blitzte Don Clemente die Entscheidung auf, die zu nehmen war.

‚Laß alles für die Sterbesakramente bereiten,‘ sagte er, ‚und komm' schnell mit mir, um diesem armen jungen Menschen die Beichte abzunehmen! Benedetto wird zeigen, ob er ein Ketzer, oder ob er ein Mann Gottes ist.‘

Die Magd trat ein, um zu melden, ein Herr bäte den Herrn Erzpriester, sich sehr zu eilen, denn der Kranke läge im Sterben.

Atemlos keuchend trat Don Clemente mit Giovanni und dem Erzpriester in die elende Hütte. Er rief Benedetto zu sich und sprach mit flüsternder Stimme zu ihm. Der Kranke röchelte. Benedetto lauschte mit gesenktem Kopf den schmerzlichen Worten, die einen Akt heiliger Demut von ihm forderten, kniete, ohne etwas zu erwidern, vor dem Kreuze nieder, das er in den Felsen gehauen, küßte es inbrünstig da, wo die tragischen Arme sich treffen, um aus dem Steine das Zeichen des Opfers, seine Liebe, sein Heil, seine Kraft und sein Leben in sich einzusaugen; und dann erhob er sich und ging von dannen für immer.

Die Sonne verschwand in einem treibenden Nebel von Wolken, die hinter dem Dorfe im Norden aufstiegen. Die Orte, die eben noch von Menschen gewimmelt hatten, lagen öde und leer. In den Windungen der kiesbedeckten Straßen, hinter den halbgeschlossenen Türen und den Ecken der kleinen Hütten lagen die Weiber auf der Lauer. Aber sobald Benedetto erschien, verschwanden sie alle. Er fühlte, daß Jenne um die Agonie jenes Mannes wußte, der Heilung von ihm erhofft hatte, daß die Stunde der Macht für seine Gegner geschlagen hatte. Don Clemente, sein Meister, sein Freund, hatte ihn zuerst geheißen, sein Kleid abzulegen, und jetzt, sein Haus zu verlassen, Jenne zu verlassen. Mit Schmerz und mit Liebe, aber er hatte es ihn geheißen. Von der Bitternis und dem Fasten — denn er hatte sein mittägliches Mahl aus Brot und Bohnen nicht nehmen können — fühlte er sich einer Ohnmacht nahe, und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Er setzte sich auf die verfaulte Schwelle eines geschlossenen Pförtchens am Eingang in die Straße della Corte. Ein langgezogener Donner dröhnte über seinem Kopfe.

Nach und nach fand er sich wieder in der Ruhe. Er dachte an den Mann, der in der Sehnsucht nach Christus starb, und eine Woge von Freudigkeit strömte wieder in seine Seele. Er fühlte Reue, daß er für wenige Augenblicke jenes große Geschenk des Herrn vergessen, daß er aufgehört hatte, das Kreuz zu lieben, kaum daß er Leben und Wonne daraus getrunken. Er barg das Gesicht in den Händen und weinte still. Ein leichtes Geräusch wie von sich öffnenden Fensterflügeln oben; etwas Weiches fällt ihm auf den Kopf. Zitternd nimmt er die Hände von den Augen; zu seinen Füßen liegt eine wilde Rose. Seit mehreren Tagen hatte er des Abends, wenn er heimkehrte in seine Klause, oder des Morgens, wenn er sie verließ, täglich Blumen auf seiner Türschwelle gefunden. Er hatte sie niemals genommen, sie beiseite auf einen Stein gelegt, damit sie nicht zertreten würden; weiter nichts. Er hatte auch nie versucht, zu erfahren, welche Hand sie ihm gebracht. Sicherlich war diese wilde Rose derselben Hand entfallen. Er hob den Kopf nicht auf und verstand, daß er fortgehen müßte, wenn er schon die Rose nicht annahm, noch auch ein Zeichen machte, sie zu nehmen. Er versuchte, aufzustehen; die Beine versagten ihm noch den Dienst, und er zögerte einen Augenblick, ehe er sich auf den Weg machte. Der Donner tobte wieder, stärker, unaufhörlich. Eine Tür öffnete sich; ein junges, schwarzgekleidetes Mädchen trat heraus, blond, wachsbleich, die blauen Augen verstört und voller Tränen. Benedetto konnte sich nicht enthalten, den Kopf nach ihr zu wenden. Er erkannte die Gemeindeschullehrerin, die er einen Augenblick beim Erzpriester gesehen hatte, und schon wollte er, ohne sie zu grüßen, weitergehen, als sie ihm entgegenstöhnte: ‚Hören Sie mich an!‘ und, nachdem sie einen Schritt in den Hausgang zurückgetan, auf die Knie fiel und ihm, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände flehend entgegenstreckte.

Benedetto blieb stehen. Er zögerte einen Augenblick; dann sagte er mit strengem Ernst:

‚Was wünschen Sie von mir?‘

Es war beinahe finster geworden. Die Blitze blendeten; das Krachen des Donners erfüllte die elende Gasse und verhinderte die beiden, sich zu verstehen. Benedetto näherte sich der Tür.

‚Man hat mir erzählt,‘ begann das junge Mädchen, ohne das Gesicht zu erheben und bei dem Dröhnen des Donners innehaltend, ‚daß Sie vielleicht von Jenne fort müßten. Ein Wort von Ihnen hat mir das Leben gegeben; Ihr Fortgehen wird mich wieder töten. Wiederholen Sie mir dieses Wort, sagen Sie es für mich, allein für mich!‘

‚Welches Wort?‘

‚Sie waren beim Herrn Erzpriester; ich war mit der Magd im Nebenzimmer, und die Tür stand offen. Sie sagten, ein Mensch könne Gott

leugnen, ohne wirklich Atheist zu sein und ohne den ewigen Tod zu verdienen, wenn er den Gott leugnet, der ihm in einer seinem Verstand widerstrebenden Gestalt aufgedrungen ist, wenn er dann nur die Wahrheit liebt, das Gute liebt, die Menschen liebt und diese Liebe betätigt.'

Benedetto schwieg. Er hatte es gesagt, ja, aber im Gespräch mit einem Priester und nicht ahnend, daß er von Personen gehört würde, die vielleicht nicht imstande waren, ihn zu verstehen. Sie argwöhnte die Ursache dieses Schweigens.

‚Es handelt sich nicht um mich,' sagte sie. ‚Ich glaube, ich bin Katholikin. Es ist wegen meines Vaters, der so gelebt hat und so gestorben ist, und ... wenn Sie wüßten ...! Sie haben auch meiner Mutter eingeredet, daß er unrettbar verloren ist.'

Während sie sprach, fingen vereinzelte schwere Tropfen an, zwischen Donnern und Blitzen auf die Straße zu schlagen, in den Staub große Flecke zu zeichnen und, die Mauern peitschend, im Winde zu prasseln. Aber weder suchte Benedetto Schutz innerhalb der Tür, noch lud sie ihn dazu ein; und das war von ihrer Seite das einzige Geständnis des tiefen Gefühls, das sich unter Mystizismus und kindlicher Frömmigkeit barg.

‚Sagen Sie mir, sagen Sie mir,' flehte sie, endlich ihr Gesicht erhebend, ‚daß mein Vater gerettet ist, daß ich ihn im Paradies wiederfinden werde!'

Benedetto sagte:

‚Beten Sie!'

‚Gott! Nichts weiter?'

‚Betet man etwa um die Vergebung für jemand, dem nicht vergeben werden kann? Beten Sie!'

‚Oh, tausend Dank! Sind Sie krank?'

Diese letzten Worte wurden so leise geflüstert, daß Benedetto sie nicht verstehen konnte. Er machte eine Abschiedsbewegung und schritt hinaus in den strömenden Regen, der die tote, wilde Rose peitschte und sie fortspülte in den Schlamm.

Noëmi, die mit dem Mädchen aus Arcinazzo im Wirtshaus weilte, sah ihn vom Fenster oder von der Tür aus dort vorübergehen. Sie ließ sich vom Wirt einen Schirm geben und folgte ihm trotz Sturm und Regen.

Sie folgte ihm und litt, ihn so unbedeckten Hauptes und ohne Schirm zu sehen, und dachte bei sich, wenn er kein Heiliger wäre, so würde man ihn leicht für einen Narren halten. Auf dem Kirchplatz angelangt sah sie, wie rechts eine Tür halb geöffnet wurde und ein langer, hagerer Priester herausspähte. Sie glaubte, der Priester wollte Benedetto einladen, einzu-

treten; aber statt dessen warf er, als Benedetto näher kam, zu ihrer großen Entrüstung die Tür geräuschvoll zu. Benedetto trat in Sant' Andrea ein, und sie trat ebenfalls ein. Er kniete vor dem Hochaltar nieder, sie hielt sich nahe der Tür. Der Sakristan, der auf den Stufen eines Altars schlummerte, stand, als er ihre Schritte hörte, auf und ging auf Benedetto zu. Aber er gehörte zur Partei der römischen Priester, und als er den Ketzer erkannte, machte er Kehrt und fragte die fremde Dame, ob sie ihm nichts über den kranken Jüngling aus Arcinazzo sagen könnte, den man heute morgen in die Kirche getragen habe, wo der Sakristan auch sie gesehen hätte. Und er fügte hinzu, er frage danach, weil er den Befehl erhalten habe, den Erzpriester zu erwarten, der gehen wollte, ihm die Sterbesakramente zu bringen. Noëmi wußte nur, daß der Mann aus Arcinazzo im Sterben liege, aber nichts weiter.

‚Ich verstehe,' sagte der Sakristan absichtlich laut. ‚Er wird nichts von Christus wissen wollen. So sind diese schönen Wunder! Gott sei gesegnet für Donner und Blitz, sonst würden sie uns das Mädchen noch herschleppen!'

Und er kehrte zu seiner Stufe zurück, um weiter zu nicken.

Noëmi konnte die Blicke nicht von Benedetto wenden. Es war kein eigentlicher, wirklicher Bann, noch war es das leidenschaftliche Empfinden der jungen Lehrerin. Sie sah ihn schwanken, sich mit den Händen auf die Stufen stützen und dann sich mühsam niedersetzen, und sie fragte sich nicht, ob er litte. Sie sah auf ihn; aber sie war mehr mit sich als mit ihm beschäftigt, gebannt durch eine allmähliche Veränderung, die sich in ihrem Innern vollzog, und die eine andere, ganz Fremde aus ihr machte, in dem noch verworrenen, dunklen Walten einer ungeheuren Wahrheit, die durch geheimnisvolle Wege sich ihr mitteilte, die die innersten Fibern ihres Herzens mit tiefem Weh zerquälte. Die religiösen Erörterungen ihres Schwagers konnten wohl ihren Sinn verwirren; ihr Herz hatten sie niemals berührt. Und jetzt, warum? Wieso? Was hatte er denn schließlich gesagt, dieser ausgemergelte Asket? Ach, aber der Blick, aber die Stimme, aber . . . Was noch? Etwas anderes noch, etwas Unbegreifliches. Eine Vorahnung vielleicht. Was für eine? Nun, wer weiß? Die Vorahnung vielleicht irgend eines künftigen Bandes zwischen diesem Manne und ihr. Sie war ihm gefolgt und war in die Kirche getreten, um die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, zu nützen, und jetzt hatte sie beinahe Furcht davor. Und von Jeanne wollte sie ja doch auch mit ihm reden. Hatte Jeanne ihn verstanden? Wie hatte Jeanne, wenn sie ihn liebte, dem Sturm hoher Gedanken widerstehen können, die in ihm lebten, die vielleicht damals noch gebunden in ihm lagen, aber die eine Jeanne trotzdem hätte herausfühlen

müssen? Was hatte sie in ihm geliebt? Bloß den Mann? Wenn sie mit ihm sprechen würde, würde sie nicht nur von Jeanne reden, sie würde auch über Religion mit ihm sprechen. Sie würde ihn fragen, welche im eigentlichen Sinne die seine wäre. Und wenn er ihr dann eine törichte, eine gewöhnliche Antwort gäbe? Deswegen hatte sie beinahe Furcht, ihn anzusprechen.

Durch die zerbrochenen Scheiben eines Fensters peitschte ein Windstoß den Regen auf den steinernen Fußboden. Noëmi hatte die Empfindung, daß sie diese Stunde niemals vergessen würde, diese große, leere Kirche, diesen dräuenden Himmel, diese Regenflut, die wie ein Tränenguß eingedrungen war, diesen Weltschiffbrüchigen, der in Gott weiß welche erhabenen Gedanken auf den Stufen des Hochaltars versunken war, und auch nicht seinen Feind, den Sakristan, der mit der nachlässigen Vertraulichkeit eines Kollegen seines lieben Gottes sich's auf den Stufen eines anderen Altars zum Schlafen bequem gemacht hatte. Eine lange Zeit verging; eine Stunde vielleicht, vielleicht mehr. Die Kirche hellte sich auf, der Regen schien aufgehört zu haben. Es schlug vier. Don Clemente trat in die Kirche, hinter ihm Maria und Giovanni, die froh waren, Noëmi zu finden, von der sie nicht wußten, wo sie geblieben war. Der Sakristan, der den Mönch kannte, ermunterte sich auch.

‚Also? Die Sterbesakramente?'

Die Sakramente? Der Mann war leider tot. An die Sakramente hatte man zu spät gedacht. Der Mönch fragte nach Benedetto, und Noëmi zeigte ihn ihm. Man sprach von der Unterredung, die Noëmi wünschte. Don Clemente errötete, zögerte, wußte aber schließlich nicht, wie er ihre Bitte abschlagen sollte und ging zu Benedetto.

Während die beiden miteinander sprachen, unterrichteten Giovanni und Maria Noëmi von dem vorgefallenen. Der Kranke hatte nach der Ankunft des Erzpriesters nicht mehr gesprochen. Es war nicht möglich gewesen, ihm die Beichte abzunehmen. Inzwischen war das Gewitter mit solcher Gewalt losgebrochen, und es hatten solche Ströme um die Hütte herum getobt, daß der Erzpriester unmöglich hatte gehen können, um das heilige Öl zu holen. Man hatte geglaubt, der Kranke würde noch einige Stunden aushalten; statt dessen war er um drei Uhr gestorben. Don Clemente und der Erzpriester hatten sich entfernt, sobald es der Wolkenbruch erlaubt hatte. Giovanni und Maria waren bis zur Ankunft der älteren Schwester des Toten bei der Mutter geblieben, die ganz von Sinnen schien. Dann waren sie fortgegangen, teils auch, um Noëmi zu suchen. Da sie sie im Gasthaus nicht gefunden hatten, hatten sie den Weg nach der Kirche genommen. Auf dem Platz waren sie dem Pater begegnet, der aus einem Privathaus eben herauskam. Was er dort gemacht hätte, wußten sie nicht.

Maria sprach enthusiastisch von Benedetto, von dem geistlichen Trost, den er dem Sterbenden gespendet. Sie, wie ihr Gatte, waren aufs äußerste empört über den Krieg, den Leute gegen ihn angezettelt hatten, die jetzt leichtes Spiel haben würden, die ganze Gegend wider ihn aufzuhetzen. Sie tadelten die Schwäche des Erzpriesters und waren auch mit Don Clemente nicht zufrieden. Don Clemente hätte sich nicht hergeben dürfen zu dieser Vertreibung seines Schülers! Denn er war es, der ihm anbefohlen hatte, sich zu entfernen, als der Erzpriester gekommen war. Sein erstes Unrecht war gewesen, daß er die Botschaft des Abtes übernommen hatte. Noëmi wußte nichts von dieser Botschaft. Als sie gehört hatte, daß man Benedetto seiner Kutte berauben wollte, brach sie los: Benedetto sollte nicht gehorchen!

Inzwischen gingen Benedetto und der Pater auf die Tür zu. Benedetto hielt sich abseits; der Mönch kam, um Selvas und Noëmi zu sagen, daß, da verschiedene Leute mit Benedetto sprechen wollten, er eine allgemeine Zusammenkunft bei einem Herrn aus dem Ort arrangiert habe. Er würde jetzt mit Benedetto dorthin vorausgehen. In wenigen Minuten würde er in die Kirche zurückkommen, um sie abzuholen.

Es war dies derselbe Herr, den die Selvas auf dem Berghang von Jenne getroffen hatten, wo er die Herzogin von Civitella erwartete. Die Herzogin war dann mit noch zwei Damen und einigen Kavalieren gekommen, unter denen ein Journalist war, der junge, sehr elegante Herr mit dem Monokel. Dem Herrn aus Jenne war, als stecke nicht mehr er selbst in seiner Haut; ein wahrhaft herzoglicher Geist an Güte und Großartigkeit hatte für diesen Tag von ihm Besitz ergriffen. Daher hatte Don Clemente, der sich auf den Rat des Erzpriesters an ihn gewendet hatte, leicht das Versprechen von ihm erlangt, für Benedetto einen alten, schwarzen Rock, eine schwarze Kravatte und einen schwarzen Schlapphut herzugeben.

Als in dem Zimmer, wo die Laienkleider bereit lagen, der Schüler, der die Kutte abgestreift, wortlos nach ihnen griff, um sie anzulegen, konnte der Meister ein Schluchzen nicht unterdrücken. Einige Augenblicke später rief Benedetto sanft nach ihm.

‚Mein Vater,‘ sagte er, ‚schauen Sie mich an!‘

Er hatte die neuen, zu weiten und zu langen Kleider angetan und lächelte friedvoll. Der Pater griff nach seiner Hand, um sie an die Lippen zu führen. Aber Benedetto, die Hand erschrocken zurückziehend, breitete seine Arme aus und drückte ihn an die Brust, ihn, der jetzt der Jüngere schien, der Sohn, der reuevolle Überbringer erbärmlicher menschlicher Anmaßungen, die sich an dem frommen Herzschlag dieser Brust in Staub und Asche, in ein Nichts auflösen sollten. Lange hielten sie einander so umschlungen, ohne ein Wort zu sprechen.

‚Ich habe es für dich getan,‘ flüsterte endlich Don Clemente. ‚Ich bin es, der dir die schmachvolle Botschaft brachte, um die Gnade des Herrn auf dieses dein niedriges Kleid noch heller erstrahlen zu sehen als auf dein Mönchsgewand.‘

Benedetto unterbrach ihn.

‚Nein, nein,‘ sagte er, ‚führen Sie mich nicht in Versuchung, führen Sie mich nicht in Versuchung! Lassen Sie uns lieber Gott danken, der mich gerecht straft für die anmaßende Genugtuung, die ich in Santa Scolastica empfand, als Sie mir das Benediktinerkleid anboten und ich daran dachte, daß ich mich in meiner Vision in diesem Kleide sterben sah. Mein Herz hatte sich damals gehoben gefühlt, als wollte es sprechen: „Wahrlich, ich bin ein Auserwählter des Herrn!“ Und nun . . .‘

‚Aber . . .!‘ rief der Pater und schwieg sogleich, das Gesicht wie mit Flammen übergossen. Benedetto glaubte zu verstehen, daß jener gedacht habe: ‚Es ist nicht gesagt, daß du es nicht wieder anlegst, das Gewand, das du abgelegt hast! Es ist nicht gesagt, daß die Vision nicht doch Wahrheit werde!‘ Und dann hatte er den Gedanken nicht aussprechen wollen, sei es aus Vorsicht, sei es, um nicht auf seinen Tod anzuspielen. Er lächelte und umarmte ihn. Der Pater beeilte sich, von etwas anderem zu sprechen; er entschuldigte den Erzpriester, der das Vorgefallene auf das schmerzlichste bedauere; er hätte Benedettos Entfernung nicht gewollt, aber er fürchtete seine Vorgesetzten. Er war kein Don Abbondio, er fürchtete nichts für sich selbst, er fürchtete den Skandal eines Konflikts mit seiner Behörde.

‚Ich verzeihe ihm,‘ sagte Benedetto, ‚und bitte Gott, daß er ihm verzeihe; aber dieser Mangel an moralischem Mut ist ein Krebsschaden unserer Kirche. Lieber als mit den Vorgesetzten gerät man mit dem lieben Gott in Konflikt. Und man glaubt, diesem Konflikt zu entgehen, wenn man an die Stelle des eigenen Gewissens, wo Gott spricht, das Gewissen der Behörde setzt. Und man begreift nicht, daß, indem man, um den Oberen zu gehorchen, gegen das Gute arbeitet oder unterläßt, gegen das Schlechte zu wirken, man der Welt ein Ärgernis gibt, man den christlichen Charakter vor der Welt befleckt. Man will nicht verstehen, daß man die Pflicht gegen Gott und die Pflicht gegen die Vorgesetzten gleichzeitig erfüllen kann, indem man niemals gegen das Gute arbeitet, noch unterläßt, gegen das Schlechte zu wirken, aber ohne die Vorgesetzten zu richten, und in vollkommenem Gehorsam gegen sie in allem, was nicht gegen das Gute oder zugunsten des Schlechten ist, indem man ihnen alles, selbst das Leben, zu Füßen legt, nur nicht das Gewissen. Das Gewissen niemals! Alsdann ist dieser Untergebene, der von allem entblößt ist, der nichts besitzt als sein Gewissen und gerechten Gehorsam, dieser Untergebene ist alsdann ein reines Salzkorn der

Erde, und wo viele dieser Körner sich vereinigt finden, da wird der Boden, dem sie anhaften, unverdorben bleiben, und dem sie nicht anhaften, der wird in Fäulnis übergehen.'

Je länger er sprach, je mehr verwandelte sich Benedettos Ausdruck. Bei den letzten Worten sprang er auf. Seine Augen schleuderten Blitze, von seiner Stirn strahlte in erhabenem Glanze der Geist der Wahrheit. Er legte die Hände auf Don Clementes Schultern.

‚Mein Meister,' sagte er, und seine Züge sänftigten sich wieder, ‚ich verlasse das Dach, das Brot und das Kleid, die mir gereicht wurden, aber ich werde nicht aufhören von Christi Wahrheit zu sprechen, solange ich Leben habe. Ich gehe fort, aber nicht um zu schweigen. Erinnern Sie sich, daß Sie mir den Brief des heiligen Peter Damiano an jenen Laien, der predigte, zu lesen gaben? Und jener predigte in der Kirche! Ich werde nicht in der Kirche predigen. Aber wenn Christus will, daß ich in den Hütten spreche, so werde ich in den Hütten sprechen. Will er, daß ich in den Palästen rede, so werde ich in Palästen reden. Will er, daß ich in Schlafgemächern spreche, so werde ich in Schlafgemächern sprechen, und wenn er will, daß ich unterm Dache spreche, so werde ich unterm Dache sprechen. Denken Sie an den Mann, der im Namen Christi handelte, und dem es seine Jünger verwehrten! Christus hat gesagt: „Laßt ihn tun, wie er will!" Soll man den Jüngern gehorchen, oder soll man Christo gehorchen?'

‚Für den Mann des Evangeliums ist das schon recht, mein Lieber,' antwortete Don Clemente; ‚aber sieh', es ist auch möglich, daß man sich heute über den Willen Christi täuscht.'

Es war nicht gerade Don Clementes Herz, das also sprach; aber die unbedachten, der Disziplin widersprechenden Worte des Herzens ließ er nicht über die Lippen kommen.

‚Übrigens, glauben Sie mir, mein Vater,' fuhr Benedetto fort, ‚ich werde nicht in die Acht erklärt, weil ich dem Volk das Evangelium gepredigt habe. Zwei Dinge müssen Sie wissen. Erstens, mir ist hier in Jenne der Vorschlag gemacht worden von jemand, der nur dies eine Mal zu mir sprach, und den ich dann niemals wiedersah, die geistliche Laufbahn zu ergreifen, um Missionär zu werden. Ich antwortete, daß ich mich nicht berufen fühlte. Das zweite ist folgendes: In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Jenne sprach ich in einer Unterhaltung mit dem Erzpriester über Religion, von der ewigen Lebenskraft der katholischen Lehre, von der der Seele der katholischen Lehre innewohnenden Macht, den eigenen Körper unausgesetzt zu entwickeln, seine Kraft und Schönheit bis ins unendliche zu steigern. Sie wissen es, mein Vater, von wem mir diese Gedanken durch Ihre Vermittlung gekommen sind. Der Erzpriester muß von meiner Rede, an der

er Gefallen fand, Bericht erstattet haben. Am nächsten Tag fragte er mich, ob ich in Subiaco Selva kennen gelernt, ob ich seine Bücher gelesen habe. Er sagte mir, daß er sie nicht gelesen habe, aber er wisse, daß man sie fliehen müsse. Sie verstehen, mein Vater! Wegen des Herrn Selva, wegen Ihrer Freundschaft mit Herrn Selva muß ich Jenne verlassen. Ich habe Sie nie so geliebt wie jetzt. Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde; aber wo der Herr mich auch hinschicken mag, in die Nähe oder in die Ferne, verlassen Sie mich nicht mit Ihrer Seele!'

Bei diesen Worten, die mit einer Stimme gesprochen wurden, in der Schmerz und Liebe kämpften, warf er sich noch einmal in die Arme des Meisters, dessen Herz ebenfalls von einem Sturme widersprechender Empfindungen zerrissen war; er wußte nicht, sollte er ihn um Verzeihung bitten oder ihm Ruhm versprechen, den wahren Ruhm, und er konnte ihm, schwer atmend, nur sagen: ‚Du weißt es nicht. Aber auch ich bedarf deiner, deine Seele darf mich nicht verlassen.'

Mit behutsamen Händen, ehrfurchtsvoll fast schnürte Don Clemente das von dem Schüler abgelegte Kleid zu einem Bündel zusammen. Nachdem er es aufgenommen, sagte er zu Benedetto, daß er ihm die Gastfreundschaft von Santa Scolastica nicht anbieten könne, daß er daran gedacht habe, die Selvas darum zu bitten, daß ihm aber jetzt der Zweifel aufsteige, ob es im Interesse seines eigenen Apostolats ratsam für Benedetto sei, sich so öffentlich unter den Schutz des Herrn Giovanni zu stellen.

Benedetto lächelte.

‚O, das nicht!' sagte er. ‚Sollen wir die Finsternis mehr fürchten, als wir das Licht lieben? Aber ich will zum Herrn beten, daß er mich, wenn es möglich ist, seinen Willen wissen lasse. Vielleicht will er dies, vielleicht etwas anderes. Und würden Sie jetzt die Güte haben, mir etwas zu essen und etwas Wein bringen zu lassen? Dann schicken Sie mir die, die mich sprechen wollen!'

Don Clemente wunderte sich im Innern, daß Benedetto ihn um Wein bat, aber er ließ es nicht merken. Er sagte, daß er ihm auch die junge Dame, die bei den Selvas wohne, schicken würde. Benedetto blickte ihn fragend an. Er erinnerte sich, daß, als das junge Mädchen, das er dann in der Kirche wieder sah, ihn um eine Unterredung gebeten hatte, Don Clemente ihm den Arm gedrückt hatte, wie um ihn schweigend zu warnen, auf der Hut zu sein. Don Clemente wurde dunkelrot. Er erklärte ihm den Grund. Er hatte das Fräulein in Santa Scolastica zusammen mit einer anderen Person gesehen. Die Bewegung war unwillkürlich gewesen. Die andere Person war weit fort.

‚Wir werden uns nicht wiedersehen,‘ schloß er, ‚denn ich muß gleich, wenn ich dir dein Essen geschickt und die betreffenden Personen benachrichtigt habe, nach Santa Scolastica aufbrechen.‘

Benedetto hatte, als er von Subiaco oder einem andern Ort sprach, mit einem so bedeutungsvollen Ton gesagt: ‚vielleicht das, vielleicht etwas anderes,‘ daß Don Clemente beim Abschiednehmen ihm zuflüsterte:

‚Denkst du an Rom?‘

Statt einer Antwort nahm Benedetto ihm sanft das Bündel aus der Hand, in dem sein armes Mönchskleid, erst freundlich zugestanden und dann wieder genommen, sich befand, näherte es, nicht ohne ein Zittern der Hände, seinen Lippen, preßte den Mund darauf und hielt es so eine lange Weile fest.

War es der Schmerz um die Tage des Friedens, der Arbeit, des Gebets, des Evangeliumworts? War es die Erwartung einer leuchtenden Stunde in der Zukunft?

Er gab das Bündel dem Meister zurück.

‚Leben Sie wohl!‘ sagte er.

Don Clemente stürzte hinaus.

In dem von dem Hausherrn Benedetto für seine Empfänge zur Verfügung gestellten Zimmer stand ein großes Sofa, ein viereckiger Tisch mit einer gelben mit blauen Ranken verzierten Tischdecke, ein paar plumpe Stühle, Armsessel, bei denen durch das alte verblichene Leder das Werg guckte; zwei Ahnenporträts, Herren mit Perücken, in nachgedunkelten Rahmen hingen an der Wand. Es waren zwei Fenster vorhanden. Das eine durch eine davorliegende kahle Brandmauer fast blind, das andere mit dem Blick auf Wiesen, auf einen schönen, nachdenklichen Berg, auf den Himmel. Bevor Benedetto die Besucher empfing, wollte er von diesem Fenster aus Abschied nehmen von den Wiesen, von dem Berg, von dem armen Ort. Von Mattigkeit ergriffen, lehnte er sich gegen das Fensterbrett. Es war eine süße Müdigkeit. Kaum fühlte er noch seine Körperschwere, und sein Herz ging auf in mystischer Wonne. Allmählich verloren seine Gedanken Gegenstand und Form; das Bewußtsein des stillen, unschuldigen, äußeren Lebens, der Tropfen, die vom Dache fielen, der würzigen Bergluft, die leicht und unmerkbar bald nach dieser, bald nach jener Seite sich bewegte, stimmte seine Seele weich. In seiner Erinnerung tauchten ferne Stunden aus seiner frühen Jugend auf, als er noch nicht vermählt gewesen, noch nicht an eine Heirat gedacht hatte, das Ende eines Gewitters im Valsoldahochtal, auf dem Kamm des Pian Biscagno. Wie anders sein Schicksal, wenn seine Eltern dreißig, zwanzig Jahre länger gelebt hätten! Wenigstens

eines von beiden! Im Geiste sah er den Grabstein auf dem Friedhof zu Oria:

Ihrem in Gott ruhenden
Franco
Seine Luisa.

Und seine Augen füllten sich mit Tränen. Aber gleich darauf machte sich eine starke Reaktion der Willenskraft gegen diese weichen Regungen gegen diese Gefühlsschwäche geltend.

‚Nein, nein, nein,‘ murmelte er hörbar. Eine Stimme hinter ihm antwortete: ‚Sie wollen uns nicht anhören?‘

Erstaunt wandte Benedetto sich um. Drei junge Leute standen vor ihm. Er hatte sie nicht eintreten hören. Derjenige, der der älteste schien, ein hübscher Junge, nicht groß, dunkel, mit Augen, die viel erfahren hatten, fragte ihn dreist und kühnlich, warum er das geistliche Gewand abgelegt habe. Benedetto antwortete nicht.

‚Sie wollen es nicht sagen?‘ fuhr jener fort; ‚tut nichts! Hören Sie! Wir sind Studenten von der Universität Rom, Leute von wenig Glauben. Ich sage Ihnen das gleich klar und bündig. Und wir genießen, mehr oder weniger, die Jugend. Auch das sage ich Ihnen gleich.‘

Einer der Kameraden zupfte den Sprecher am Rockzipfel.

‚Sei still!‘ sagte der erste. ‚Ja, einer von uns glaubt wenig an die Heiligen, aber er ist ein Keuscher. Der steht jedoch jetzt nicht vor Ihnen, wie auch andere fehlen, die im Wirtshaus beim Spiel geblieben sind. Der Keusche wollte nicht mit uns kommen. Er sagt, daß er es einrichten werde, mit Ihnen allein unter vier Augen zu sprechen. Wir sind so, wie ich Ihnen sagte. Wir sind von Rom gekommen, um einen Ausflug zu machen und ein Wunder zu sehen, wenn es möglich wäre, kurz, um uns zu amüsieren.‘

Die Kameraden unterbrachen ihn protestierend.

‚Jawohl,‘ entgegnete er, ‚um uns zu amüsieren. Entschuldigen Sie, ich bin aufrichtiger. Es fehlte allerdings nicht viel, und unser Vergnügen wäre uns teuer zu stehen gekommen. Wir trieben Spaß, und man wollte uns totschlagen, Ihnen zu Ruhm und Preis. Dann aber hörten wir die kurze Rede mit an, die Sie der fanatischen Menge hielten. Teufel, sagten wir uns, das ist eine Sprache, die neu ist im Munde eines Priesters oder Halbpriesters; das ist ein Heiliger, der uns besser paßt als die andern; entschuldigen Sie die Offenheit. Und sofort kamen wir überein, Sie um eine Unterredung zu bitten. Denn wenn wir auch ein wenig Skeptiker und Epikuräer sind, so sind wir auch ein wenig Intellektuelle, und gewisse religiöse Wahrheiten interessieren uns. Ich, zum Beispiel, werde vielleicht ein Neubuddhist werden.‘

Seine Kameraden lachten, und er wandte sich zornig zu ihnen:

‚Ja, ich werde nicht faktisch Buddhist werden, aber der Buddhismus interessiert mich mehr als das Christentum.‘

Hier erhob sich ein Geplänkel zwischen den dreien wegen dieser wenig angebrachten Wendung des Gesprächs, und ein zweiter Redner, ein aufgeschossener, schmächtiger Mensch mit einer Brille, trat an den Platz des ersten. Er sprach unruhig, nervös, mit vielen energischen Bewegungen des Kopfes und der steifen Unterarme. Seine Rede besagte folgendes: Seine Kameraden und er hätten oft über die Lebenskraft des Katholizismus diskutiert. Alle gäben zu, daß sie erschöpft sei, und daß sein baldiger Tod bevorstände, wenn nicht eine radikale Reform dazwischen trete. An die Möglichkeit einer solchen Reform glaubten einige, andere glaubten nicht daran. Sie wünschten die Ansicht eines intelligenten und von modernem Geist beseelten Katholiken, als welcher Benedetto sich offenbart habe, kennen zu lernen. Sie hätten viele Fragen an ihn zu richten.

Hier hielt der dritte Abgesandte der studentischen Gesellschaft seinen Augenblick für gekommen und überschüttete Benedetto mit einem wahren Platzregen von Fragen.

Ob er geneigt sei, sich zum Vorkämpfer einer Reform der Kirche zu machen? Ob er an die Unfehlbarkeit des Papstes und des Konziliums glaube? Ob er den Kultus der Madonna und der Heiligen in seiner gegenwärtigen Form billige? Ob er demokratischer Christ sei? Welche Grundidee er für eine wünschenswerte Reform habe? Sie hatten Giovanni Selva in Jenne gesehen. Ob Benedetto seine Bücher kenne? Ob er seine Ideen billige? Ob er es richtig finde, daß es den Kardinälen verboten sei, zu Fuß zu gehen, und den Priestern, das Zweirad zu benutzen? Was er von der Bibel halte und von der Inspiration?

Bevor er antwortete, blickte Benedetto den jungen Sprecher lange und streng an. Endlich sagte er:

‚Es war einmal ein Arzt, der stand in dem Rufe, alle Krankheiten heilen zu können. Da kam einer, der an die Medizin nicht glaubte, aus Neugier zu ihm, um ihn über seine Kunst, seine Studien, seine Ansichten zu befragen. Der Arzt ließ ihn des langen und breiten sprechen, dann fühlte er seinen Puls, so.‘

Benedetto nahm den ersten Sprecher beim Handgelenk und fuhr fort:

‚Er fühlte ihm den Puls, hielt ihn einen Augenblick schweigend fest und sagte dann: Guter Freund, Sie sind herzleidend! Ich habe es Ihrem Gesicht angesehen und jetzt fühle ich das Hämmern des Schreiners, der an Ihrem Sarge arbeitet.‘

Der junge Mann, dessen Puls er hielt, schlug die Augen nieder.

‚So spreche nicht ich zu Ihnen,‘ sagte Benedetto. ‚So spricht der Arzt zu jenem, der nicht an die Medizin glaubt. Und er fährt fort: Sind Sie zu mir gekommen wegen Ihres Lebens und Ihrer Gesundheit? Ich will Ihnen beides geben. Sie kommen nicht deswegen? So habe ich keine Zeit für Sie. — Da erschrak der, der sich immer für gesund gehalten hatte und sagte: Meister, hier gebe ich mich in Ihre Hände, machen Sie, daß ich lebe!‘

Einen Augenblick blieben die drei ganz verstört. Als sie die Fassung wieder gewonnen und Miene machten, zu antworten, fuhr Benedetto fort:

‚Wenn drei Blinde mich um das Licht der Wahrheit bitten, was antworte ich ihnen? Ich antworte ihnen: Gehet erst und bereitet eure Augen vor für das Licht; denn wenn ich euch die Lampe jetzt in die Hände gäbe, würde sie euch nicht leuchten; ihr könntet sie nur zu Schaden bringen!‘

‚Ich möchte nicht,‘ sagte der lange, schmächtige Student mit der Brille, ‚daß man die Fenster vor dem Sonnenlicht schlösse, um Ihre Lampe der Wahrheit zu sehen. Aber ich verstehe schon, daß Sie keine Lust haben, sich mit uns auseinanderzusetzen, daß Sie uns für Reporter halten. Heute haben wir oder wenigstens habe ich noch nicht die Gesinnungen, die Sie wünschen. Ich mag ein Blinder sein, aber ich verspüre keine Neigung, das Licht vom Papste und ebensowenig von einem Luther zu erbitten. Wenn Sie nach Rom kommen, werden Sie jedoch junge Leute finden, die besser als ich, besser als wir veranlagt sind. Kommen Sie, sprechen Sie, gestatten Sie, daß auch wir Sie hören! Heute war es Neugier, die uns herführte. Morgen, wer kann es wissen, ist es vielleicht schon das Verlangen. Kommen Sie nach Rom!‘

‚Geben Sie mir Ihren Namen!‘ sagte Benedetto.

Jener reichte ihm eine Visitenkarte. Er hieß Elia Viterbo. Benedetto sah ihn neugierig an.

‚Ja, mein Herr,‘ sagte er, ‚ich bin Jude, aber diese beiden Getauften hier sind keine besseren Christen als ich! Im übrigen habe ich keinerlei religiöse Vorurteile.‘

Die Unterredung war beendet. Im Hinausgehen versuchte der jüngste von den dreien, der mit dem Hagel von Fragen, einen letzten Sturmlauf.

‚Sagen Sie uns wenigstens, ob die Katholiken, Ihrer Meinung nach, sich an den politischen Wahlen beteiligen sollten!‘

Benedetto schwieg. Der andere drang in ihn:

‚Auch nicht einmal hierauf wollen Sie antworten?‘

Benedetto lächelte.

‚Non expedit,‘ sagte er.

Schritte im Vorzimmer. Zweimaliges leichtes Klopfen an die Tür. Die Selvas und Noëmi treten ein. Maria tritt als erste ein. Als sie Benedetto in den bürgerlichen Kleidern sieht, kann sie eine Bewegung des Zornes, des Mitleids, des Lachens nicht unterdrücken. Sie errötet, sie möchte ein Wort des Protestes sagen und findet es nicht. Noëmi steigen die Tränen in die Augen. Alle vier schweigen einen Augenblick und verstehen sich. Dann murmelt Giovanni:

‚Vom Schleier löste niemals sich das Herz' und drückt dem Manne die Hand, der ihm in seinen plumpen Kleidern erhaben erschien.

‚Ja, aber Sie dürfen dieses Kleid nicht tragen!' rief Maria, weniger mystisch als ihr Gatte.

Benedetto machte eine Gebärde, als wollte er sagen: ‚Sprechen wir nicht davon!' und schaute auf den Lehrer seines Meisters mit verlangenden und ehrerbietigen Blicken.

‚Wissen Sie,' sagte er, ‚wieviel Wahres und Gutes mir von Ihnen gekommen ist?'

Giovanni wußte nicht, daß er diesen Mann durch Don Clemente so beeinflußt hatte. Er nahm an, daß er seine Bücher gelesen habe. Er war gerührt davon und dankte Gott im Herzen, daß er ihm die süße Freude gewährte, tatsächlich in einer Seele etwas Gutes bewirkt zu haben.

‚Wie glücklich wäre ich gewesen,' fuhr Benedetto fort, ‚in Ihrem Garten zu arbeiten, um Sie dann und wann zu sehen, Sie sprechen zu hören!'

Als sie von jenem Abend sprechen hörte, entschlüpfte Noëmi ein leiser Ausruf voll unnennbarer Erinnerungen. Giovanni nahm die Gelegenheit wahr, Benedetto seine Gastfreundschaft anzubieten, da Don Clemente ihm gesagt habe, daß er noch am heutigen Abend beabsichtige, Jenne zu verlassen. Sie könnten, wann es ihm gefiele, gemeinsam aufbrechen nach der Unterredung, die er seiner Schwägerin gewähren würde. Ganz blaß blickte Noëmi in Erwartung seiner Antwort Benedetto zum erstenmal ins Gesicht.

‚Ich danke Ihnen,' sagte er nach kurzem Nachdenken. ‚Wenn ich an Ihre Türe klopfe, werden Sie mir auftun. Mehr kann ich für jetzt nicht sagen.'

Giovanni war im Begriff, sich mit seiner Frau zurückzuziehen. Benedetto bat sie, zu bleiben. Gewiß habe das Fräulein keine Geheimnisse vor ihnen; wenigstens, wenn vor dem Schwager, nicht vor ihrer Schwester. Auch diese versteckte Aufforderung an Maria wurde hinfällig; denn Noëmi bemerkte verlegen, daß es sich nicht um ihre Geheimnisse handele. Die Selvas gingen hinaus.

Benedetto blieb stehen und forderte Noëmi nicht zum Sitzen auf. Er wußte, daß Jeannes Freundin ihm gegenüberstand; er ahnte die Rede, die kommen würde, eine Botschaft von Jeanne.

‚Mein Fräulein!‘ sagte er.

Seine Art war nicht unhöflich, aber es lag mit zweifelloser Deutlichkeit darin ‚je schneller, desto besser.‘

Noëmi verstand ihn. Von jedem anderen hätte es sie beleidigt.

Von Benedetto nicht. Sie fühlte sich klein ihm gegenüber.

‚Ich habe den Auftrag, Sie zu fragen,‘ sagte sie, ‚ob Sie nichts von einer Person gehört haben, die Sie sehr gut gekannt haben müssen. Auch sehr geliebt, glaube ich. Sie heißt, — ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig ausspreche, weil ich keine Italienerin bin, — ihr Name ist Don Giuseppe Flores.‘

Benedetto zuckte zusammen. Das hatte er nicht erwartet.

‚Nein,‘ antwortete er angstvoll, ‚ich weiß nichts von ihm.‘

Noëmi sah ihn einen Augenblick schweigend an. Sie hätte ihn, bevor sie sprach, um Verzeihung bitten mögen wegen des Schmerzes, den sie ihm zufügte. Mit leiser Stimme sagte sie traurig:

‚Man hat mir geschrieben, ich solle Ihnen mitteilen, daß er nicht mehr in diesem Leben ist.‘

Benedetto neigte das Gesicht und verbarg es in seinen Händen. Don Giuseppe, teurer Don Giuseppe, teure große, reine Seele, teure leuchtende Stirn, teure gotterfüllte Augen, gute, teure Stimme! Er weinte zwei sanfte Tränen, nur zwei Tränen, die Noëmi nicht sah; er hörte in seinem Innern Don Giuseppes Stimme, der zu ihm sprach: ‚Fühlst du nicht, daß ich hier bin, daß ich bei dir bin, daß ich in deinem Herzen bin?‘

Nach einem langen Schweigen flüsterte Noëmi:

‚Verzeihen Sie mir! Ich wollte, ich hätte Ihnen einen so tiefen Schmerz nicht zuzufügen brauchen.‘

Benedetto nahm die Hände vom Gesicht.

‚Schmerz und doch kein Schmerz,‘ sagte er.

Noëmi schwieg ehrfurchtsvoll. Benedetto fragte sie, ob sie wisse, wann er gestorben sei.

Gegen Ende April, glaubte Noëmi. Sie sei damals nicht in Italien gewesen. Sie war in Belgien, in Brügge, mit einer Freundin, der die Nachricht schriftlich mitgeteilt worden war. Nach dem, was sie von ihrer Freundin gehört, sei jener Mann — Noëmi wiederholte aus zarter Rücksicht den Namen nicht — eines heiligen Todes gestorben. Seine Papiere, auch das zu berichten hatte sie den Auftrag, waren dem Bischof der Stadt anvertraut worden. Benedetto machte eine Gebärde der Zustimmung, die auch als

Beendigung der Unterredung aufgefaßt werden konnte. Noëmi rührte sich nicht.

‚Ich bin noch nicht zu Ende,‘ sagte sie.

Und sie fügte sogleich hinzu:

‚Ich habe eine katholische Freundin, — ich bin nicht katholisch, ich bin protestantisch, — die den Glauben an Gott verloren hat. Man hat ihr geraten, sich den Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Sie lebt mit einem Bruder, der jeder Religion abgeneigt ist. Dieser neue Einfall, daß seine Schwester sich mit Wohltätigkeit beschäftigt, daß sie sich mit Leuten in Verbindung setzt, die sich den Wohlfahrtseinrichtungen aus religiösem Prinzip widmen, mißfällt ihm in hohem Grade. Jetzt ist er krank, gereizt, er schmäht, ereifert sich gegen die frömmelnden Wohltäterinnen; er will nicht, daß seine Schwester sich damit abgibt, die Armen zu besuchen, gefallene Mädchen zu beschützen oder verlassene Kinder aufzunehmen. Er behauptet, das alles sei Klerikalismus, Utopie; die Welt gehe doch, wie sie gehen wolle, und daß man sie ruhig gehen lassen solle, und daß durch dieses Sichgemeinmachen mit den unteren Klassen man diesen nur falsche und gefährliche Gedanken in den Kopf setze. Nun hat man meiner Freundin gesagt, daß sie entweder ihren Bruder belügen und, was sie früher offen getan, jetzt heimlich tun oder sich von ihm trennen müsse. Sie bedarf so sehr eines entschiedenen Rats. Sie schreibt mir, Sie darum zu bitten. Sie hat in den Zeitungen gelesen, daß Sie hier in den Bergen so vielen Leuten mit Ihrem Rate helfen; sie hofft, daß Sie ihn ihr nicht verweigern werden.‘

‚Da ihr Bruder krank ist,‘ antwortete Benedetto, ‚krank an Leib und Seele, bietet sich ihr da nicht im eigenen Hause die Gelegenheit, das Gute zu tun? Soll sie eine schlechte Schwester werden, um zur Erkenntnis Gottes zu gelangen? Sie soll ihre werktätige Beschäftigung unterbrechen, sich ihrem Bruder widmen, ihn von der Krankheit seines Geistes ebenso wie von der des Körpers heilen, mit der ganzen Liebe, die . . .‘

Er war im Begriff, zu sagen: ‚Die sie für ihn hegt,‘ verbesserte sich aber, um nicht so deutlich zuzugeben, daß er die betreffende Person kannte, ‚mit der ganzen Liebe, deren sie fähig ist, sich ihm nützlich machen, ihn nach und nach besiegen ohne Predigten, nur durch ihre Güte. Es wird auch ihr so gut tun, zu versuchen, die Güte in sich selbst lebendig zu machen, die werktätige, unermüdliche, geduldige und kluge Güte. Und sie wird ihn besiegen, sie wird ihn überzeugen, ganz allmählich, ohne Reden; sie wird ihn davon überzeugen, daß alles, was sie tut, wohlgetan ist. Alsdann wird sie ihre Arbeiten wieder aufnehmen können; sie wird sie von selbst wieder aufnehmen. Und es wird ihr besser gelingen. Jetzt beschäftigt sie sich damit, weil es ihr geraten wurde; vielleicht gelingt es ihr nicht allzu gut. Dann

aber wird sie die Werke der Barmherzigkeit aus der bei ihrem Bruder erworbenen Gewohnheit heraus tun; es wird ihr besser gelingen.'

‚Ich danke Ihnen,' sagte Noëmi; ‚ich danke Ihnen für meine Freundin und auch für mich, denn mir gefällt, was Sie gesagt haben, so sehr. Und darf ich Ihre Ratschläge, Ihren Trost in Ihrem Namen wiederholen?'

Die Frage schien überflüssig, da Trost und Ratschläge gerade von Benedetto im direkten Auftrag der Freundin erbeten worden waren. Aber Benedetto verlor die Fassung. Es war eine ausdrückliche Botschaft, die Noëmi für Jeanne von ihm forderte.

‚Wer bin ich?' sagte er. ‚Welchen Einfluß kann ich haben? Sagen Sie ihr, ich werde beten!'

Noëmi erbebte innerlich. Es wäre so leicht gewesen in diesem Augenblick, ihm von Religion zu sprechen. Sie wagte es nicht. Ach, eine solche Gelegenheit zu verlieren! Nein, sie mußte jetzt sprechen, aber sie durfte nicht erst eine Viertelstunde überlegen, was sie sagen wollte. Sie sagte das erste beste, was ihr einfiel.

‚Verzeihen Sie, aber da Sie von Beten sprechen! Ich möchte so gern wissen, ob Sie wirklich alle die religiösen Ideen meines Schwagers billigen?'

Kaum hatte sie die Frage ausgesprochen, als sie ihr so dreist, so plump, so beschämend erschien. Und sie beeilte sich, hinzuzufügen, obwohl sie fühlte, daß sie noch Törichteres sagte:

‚Weil mein Schwager katholisch ist und ich protestantisch und ich gern das Richtige finden möchte.'

‚Mein Fräulein,' antworte Benedetto, ‚es wird der Tag kommen, an dem alle den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden auf den freien Gipfeln! Heute ist es noch an der Zeit, ihn in der Dunkelheit und in den Symbolen anzubeten im tiefen Grund der Täler. Viele vermögen emporzusteigen, die einen mehr, die anderen weniger, zum Geist und zu der Wahrheit; viele vermögen es nicht. Es gibt Pflanzen, die über eine bestimmte Zone hinaus keine Frucht mehr tragen und noch höher verpflanzt sterben müssen. Ich kenne Sie nicht; ich kann Ihnen nicht sagen, ob die religiösen Ideen Ihres Schwagers, ohne Vorbereitung in Sie hineingetragen, bei Ihnen gute Früchte tragen werden. Ich sage Ihnen jedoch, machen Sie sich mit Hilfe Ihres Schwagers mit dem Katholizismus vertraut, innig vertraut; denn es gibt nicht einen überzeugten Protestanten, der ihn wirklich gut kennt!'

‚Sie werden nicht nach Subiaco kommen?' fragte Noëmi schüchtern.

Eine versteckte Trauer lag in ihrer Stimme, die in Benedettos Herz ein Gefühl süßen Schmerzes anklingen ließ, ein Gefühl, das sich sogleich in Schrecken verwandelte, weil es so neu war.

‚Nein,‘ sagte er, ‚ich glaube nicht.‘

Noëmi wollte sagen, daß es ihr sehr leid täte, und sie wollte es auch wieder nicht; so brachte sie nur einige verwirrte Worte heraus.

Man hörte Leute im Vorzimmer. Noëmi neigte das Gesicht, Benedetto ebenfalls; die Unterredung war beendet ohne einen anderen Gruß.

Auch die Herzogin wollte Benedetto sprechen. Sie hatte ein Gefolge von Begleitern und Begleiterinnen mit sich. Nicht mehr jung, aber noch empfänglich für galante Abenteuer, halb abergläubisch, halb skeptisch, eine Egoistin, jedoch nicht ohne Herz, hatte sie zu der schwindsüchtigen Tochter eines ihrer alten Kutscher eine gewisse Zuneigung gefaßt. Als sie von dem Heiligen von Jenne und seinen Wundern sprechen hörte, faßte sie, ein wenig zu ihrer Zerstreuung, ein wenig aus Neugier, den Plan zu diesem Ausflug, um zu sehen, ob es angebracht wäre, den Heiligen nach Rom kommen zu lassen oder ihm das Mädchen zu schicken. Als Cousine eines Kardinals hatte sie bei diesem einen der in Jenne sich aufhaltenden Geistlichen kennen gelernt. Derselbe Geistliche hatte ihr schon, als er ihr begegnete, in seiner Weise von dem Heiligen gesprochen und ihr die Erschütterung seines Rufes mitgeteilt. Da die Herzogin jedoch keinem Priester traute und neugierig war, einen Mann kennen zu lernen, dem man eine romantische Vergangenheit nachsagte, und ihr Gefolge, darunter insbesondere eine der Damen, diese ihre Neugier teilte, so beschloß sie, ihn auf jeden Fall aufzusuchen.

In ihrer Gesellschaft befand sich eine alte aristokratische Engländerin die berühmt war wegen ihres Reichtums, ihrer bizarren Toiletten, ihres theosophischen und christlichen Mystizismus, die metaphysisch in den Papst verliebt war und auch in die Herzogin, die mit ihren Freunden darüber lachte. Besagte Freunde wechselten Blicke und lächelten, als sie Benedetto in seiner veränderten Tracht erblickten, und dieses Lächeln wäre fast in ein Gelächter ausgeartet, als, allen anderen zuvorkommend, die alte Engländerin das Wort ergriff.

Sie sagte in schlechtem Französisch, daß sie wisse, sie spreche zu einem Manne von Bildung; sie arbeite in Gemeinschaft von Freunden und Freundinnen aller Nationen daran, alle christlichen Kirchen unter dem Papst zu vereinen und den Katholizismus in einigen allzu absurden Teilen, die niemand mehr im Herzen anerkenne, wie zum Beispiel der geistliche Zölibat und das Dogma von der Hölle, zu reformieren. Sie sagte, daß sie zu diesem Zweck eines Heiligen bedürften, daß dieser Heilige er selbst sei; denn ein Spirit — sie sei keine Spiritistin, aber eine ihrer Freundinnen sei es — und zwar der Geist der Gräfin Blawatzky selbst habe solches enthüllt. Daher sei sein Kommen nach Rom eine absolute Notwendigkeit. Und in

Rom könnte er auch mit den Gaben seiner Heiligkeit der hier anwesenden Herzogin von Civitella einen Dienst leisten. Sie schloß ihre Rede mit den Worten:

‚Nous vous attendons absolument, monsieur! Quittez ce vilain trou! Quittez-le bientôt! Bientôt!‘

Benedetto, der mit strengem Blick sein Auge über diesen Kreis von boshaften oder dummen Gesichtern hatte gleiten lassen, von der Lorgnette der Herzogin bis zum Monokel des Journalisten, antwortete:

‚A l'instant, madame!‘

Und er verließ das Zimmer.

Er verließ das Zimmer und das Haus, schritt quer über den Platz, behindert im Gehen durch die Kleider, die ihm nicht paßten, schlug den Bergweg ein, ohne nach rechts oder links zu blicken, mehr vom Geiste getragen als von seinem geschwächten Körper, und gedachte die Nacht unter irgend einem Baum zu verbringen. Am nächsten Morgen würde er nach Subiaco gehen, von wo er sich mit Don Clementes Hilfe nach Tivoli begeben würde; dort kannte er einen alten Priester, der von Zeit zu Zeit nach Santa Scolastica zu kommen pflegte. An die Gastfreundschaft der Selvas, die ihm willkommen gewesen wäre, dachte er nicht mehr. Sein Herz war rein und ruhig, aber er konnte nicht die süße Stimme der jungen Fremden vergessen und den traurigen Ton, in dem sie gesagt hatte: ‚Sie werden nicht nach Subiaco kommen?‘ Sie hatten seltsam in seinem Innern nachgeklungen, und eine kurze Sekunde hatte genügt, um diesen Gedanken in ihm aufblitzen zu lassen: ‚Wenn Jeanne so gewesen wäre, hätte ich mich nicht von ihr losgelöst.‘ Sie hatten recht, die Mystiker: Buße und Fasten tun es nicht. Gleichviel, jetzt war alles vorüber. Es war nichts weiter geblieben als das demütigende Gefühl einer wesentlich menschlichen Schwäche, die, nachdem sie schwere Proben siegreich bestanden, plötzlich wieder auftauchen und von einem Hauche besiegt werden kann. Das Dörfchen war einsam. Die Leute aus Trevi, aus Filettino, aus Vallepietra waren, als das Gewitter vorüber, aufgebrochen, die Ereignisse des Morgens, die zweifelhafte Heilung, die mißlungene Heilung, die aus zweiter Hand gegen den Volksverführer, den falschen Katholiken bereitwillig ausgestreuten Warnungen lebhaft kommentierend. Am Ausgang des Dorfes wurde Benedetto von zwei oder drei Frauen aus Jenne gesehen. Das Laienkleid erschreckte sie; sie glaubten, er sei exkommuniziert, und wortlos ließen sie ihn vorübergehen.

Ein paar Schritte weiter holte ihn jemand, der ihm nachgelaufen war, ein. Es war ein schmächtiger, blonder Jüngling mit blauen, sehr intelligenten Augen.

‚Sie gehen nach Rom, Herr Maironi?‘ sagte er.

‚Ich bitte Sie, mich nicht so zu nennen,‘ antwortete Benedetto, peinlich berührt davon, daß sein Name, Gott weiß wodurch, bekannt geworden war. ‚Ich weiß nicht, ob ich nach Rom gehe.‘

‚Ich folge Ihnen,‘ sagte ungestüm der Jüngling.

‚Sie folgen mir? Warum folgen Sie mir?‘

Statt aller Antwort griff der Jüngling nach seiner Hand und führte sie trotz Benedettos Widerstand und Einspruch an seine Lippen.

‚Warum?‘ sagte er. ‚Weil ich einen Ekel vor der Welt hatte und Gott nicht fand. Und heute scheint es mir durch Sie, als sei ich zur Freude geboren. Erlauben Sie, erlauben Sie, daß ich Ihnen folge!‘

‚Mein Lieber,‘ antwortete Benedetto gerührt, ‚ich weiß nicht einmal selbst, wohin ich gehen werde!‘

Der Jüngling flehte ihn an, ihm wenigstens zu sagen, wann er ihn wiedersehen könnte, und da Benedetto in der Tat nicht wußte, was er ihm antworten sollte, rief er:

‚O, ich werde Sie in Rom sehen! Gewiß, Sie gehen nach Rom.‘

Benedetto lächelte.

‚Nach Rom? Und wo wollen Sie mich in Rom finden, wenn ich hingehe?‘

Und jener antwortete, daß man in Rom sicher von ihm sprechen, daß jedermann wissen würde, wo er zu finden sei.

‚Wenn Gott es will,‘ sagte Benedetto mit einem herzlichen Abschiedsgruß.

Der Jüngling hielt ihn einen Augenblick bei der Hand zurück.

‚Auch ich bin ein Lombarde,‘ sagte er. ‚Ich bin Aliberti aus Mailand. Gedenken Sie meiner!‘

Und er folgte Benedetto mit gespanntem Blick, bis er hinter einer Biegung des Saumpfades verschwand. —

Beim Anblick des Kreuzes mit den großen Armen am Rande des Berghanges fühlte Benedetto eine plötzliche heftige Rührung; er mußte stehen bleiben. Als er seinen Weg fortsetzte, befiel ihn ein Schwindel. Er taumelte, tat noch einige Schritte abseits von der Straße, um sich nicht der Begegnung mit Menschen auszusetzen, und sank erschöpft an einer Senkung der Wiese auf das Gras nieder. Er schloß die Augen und fühlte nun, daß es nicht ein vorübergehendes Unwohlsein sei, daß es sich um ernsteres handelte. Er war bei vollkommen klarem Bewußtsein, aber er verlor Gehör, Gefühl, Gedächtnis, den Sinn für Zeit.

Als er wieder zu sich kam, erweckte die Empfindung des groben Tuches, das sich anders als sein gewohntes Kleid auf dem Handrücken an-

fühlte, ein seltsames, nicht quälendes, eher amüsiertes Erstaunen in ihm über die eigene Identität. Er betastete seine Brust, die Knöpfe, die Knopflöcher, ohne zu begreifen. Er dachte nach. Ein Knabe aus Jenne, der auf der Wiese dicht an ihm vorbeiging, lief nach Jenne und erzählte atemlos, daß der Heilige tot auf der Wiese neben dem Kreuze liege.

Mit dem Schatten verdunkelter Denkkraft, wie sie uns im Traume oder beim ersten Erwachen eigen, grübelte Benedetto. Das waren nicht seine Kleider. Es waren die Kleider von Piero Maironi. Er war wieder Piero Maironi. Er erschrak darüber und kam völlig zu sich. Er setzte sich auf, sah an seiner Person nieder, blickte um sich, ließ das Auge über die Wiese, über die Berge schweifen, die die Abendschatten verschleierten. Beim Anblick des großen Kreuzes kam sein Gemüt zur Ruhe. Er fühlte sich krank, sehr krank. Er versuchte, aufzustehen, und mit Mühe gelang es ihm. Er ging dem Saumpfade zu und fragte sich, was er in diesem Zustand beginnen sollte. Er sah, wie jemand auf dem Saumpfad von Jenne her sich eilig näherte, vor ihm stehen blieb; er hörte den Ausruf: ‚O Gott, Sie sind es!' und erkannte die Stimme jenes weiblichen Wesens, das bei Donner und Blitz so voller Leidenschaft mit ihm gesprochen hatte. Sie allein von allen, die den Bericht des Knaben in Jenne gehört hatten, war gekommen. Die anderen hatten nicht geglaubt oder nicht glauben wollen. Sie war hergelaufen, toll vor Angst. Nun war sie plötzlich, zwei Schritte von ihm entfernt, stehen geblieben, unfähig, ein Wort herauszubringen. Er ahnte nicht, daß sie seinetwegen gekommen war, bot ihr einen guten Abend und ging weiter. Sie erwiderte den Gruß nicht, nach der ersten Freude bekümmert, ihn so schlecht gehen zu sehen, und nicht wagend, ihm zu folgen. Sie sah ihn bei einem Reiter, der absaß, stehen bleiben und mit ihm sprechen; mit einem Satz eilte sie nach, um zu hören. Der Mann war ein Maultiertreiber, den die Selvas auf die Suche nach Benedetto geschickt hatten. Die Selvas waren kurz nach ihm von Jenne aufgebrochen mit zwei Maultieren für die beiden Damen; sie hatten geglaubt, ihn auf dem Hügel einzuholen. Beim Aniene angelangt, ohne jemand gesehen zu haben, hatten sie einen aus Subiaco kommenden Fußgänger befragt. Dieser wußte ihnen keine Auskunft zu geben. Noëmi, die den letzten Zug nach Tivoli benutzen mußte, hatte, ihr Bedauern verbergend, mit Giovanni den Weg fortgesetzt. Der Maultiertreiber wurde nach Jenne zurückgeschickt, um Benedetto dort zu suchen, und auch um einen im Gasthaus vergessenen Sonnenschirm zu holen. Maria war zurückgeblieben, um ihn auf dem Steingeröll des Infernillo zu erwarten. Die junge Lehrerin hörte Benedetto den Maultiertreiber bitten, ihm um Gottes Barmherzigkeit willen ein wenig Wasser aus Jenne zu holen. Die beiden sprachen noch miteinander, aber sie wartete keinen Augenblick länger, verschwand. Benedetto

hatte nach einer kurzen Unterredung mit dem Maultiertreiber eingewilligt, Frau Selva nachzureiten. Allein geblieben setzte er sich unter das Kreuz, um die Rückkehr des Maultiertreibers mit dem Wasser und dem Schirm zu erwarten. Über den Bergen von Arcinazzo vergoldete sich die Mondsichel an dem klaren Himmel. Der Abend war lau und windstill. Benedettos Schläfen brannten, er fühlte den Puls dagegen hämmern; beschleunigt und kurz ging sein Atem. Er fühlte keinen Schmerz. Und das würzige Gras der Wiese, die zerstreuten Bäume, die großen, beschatteten Berge, alles lebte ihm, alles war ihm heilig, alles war ihm eines süßen Geheimnisses anbetender Liebe voll, die selbst die Mondsichel am opalschimmernden Himmel den friedvollen Gipfeln zuneigte. Don Giuseppe Flores sprach zu ihm in seinem Herzen, daß es süß sei, so mit dem Tag zu scheiden, sich im Gebet vereinend mit den reinen, unschuldsvollen Dingen.

Eilende Schritte von Jenne. Sie halten ganz in der Nähe an. Ein kleines Mädchen nähert sich Benedetto, reicht ihm schüchtern eine Flasche Wasser und ein Glas, läuft wieder fort. Verwundert ruft Benedetto sie zurück; sie kommt langsam, verschämt. Er fragt sie nach ihrem Namen, sie schweigt; nach ihren Eltern, sie schweigt. Eine Stimme sagt:

‚Sie ist das Kind des Gastwirts.‘

Benedetto erkennt die Stimme und bei dem schwachen Licht des Mondes die schweigende Person, die aus demselben feinen Gefühl heraus, aus dem sie das Kind mitbrachte, sich abseits hielt.

‚Danke,‘ sagte er.

Das Kind an der Hand haltend trat sie ein wenig näher und flüsterte: ‚Wissen Sie, daß die Geistlichen mit der Mutter des Toten gesprochen haben? Wissen Sie, daß diese Frau Sie jetzt anklagt, an seinem Tode schuld zu sein?‘

Benedetto antwortete, und Strenge lag in seiner Stimme:

‚Warum sagen Sie mir das?‘

Sie begriff, daß ihn diese Mitteilung gekränkt hatte, und rief:

‚Verzeihen Sie mir!‘

Dann fuhr sie fort:

‚Darf ich Sie etwas fragen?‘

‚Sprechen Sie!‘

‚Werden Sie niemals wieder nach Jenne kommen?‘

‚Nein.‘

Das Mädchen schwieg. Man hörte aus der Ferne den Maultiertreiber und sein Maultier kommen. Mit noch leiserer Stimme sagte sie:

‚Aus Erbarmen noch eine Frage: Wie denken Sie sich das andere Leben? Glauben Sie, daß man dort die Menschen wiederfindet, die man in diesem Leben kannte?‘

Wenn das Mondlicht nicht so schwach gewesen wäre, hätte Benedetto die beiden großen Tränen gesehen, die über die Wangen des jungen Mädchens perlten.

‚Ich glaube,‘ antwortete er ernst, ‚daß bis zum Tode unseres Planeten das jenseitige Leben für uns ein großes beständiges Arbeiten über ihm sein wird, und daß alle nach Wahrheit und Einigkeit trachtenden Intelligenzen sich dort zu gemeinsamem Werke zusammenfinden werden.‘

Die eisenbeschlagenen Schuhe des Maultiertreibers tönen ganz aus der Nähe auf den Kieselsteinen. Die Frau sagt:

‚Leben Sie wohl!‘

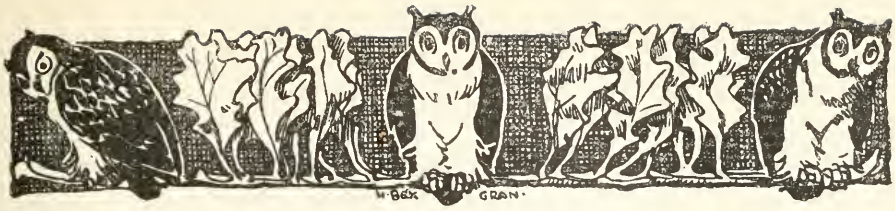
Diesmal klingen auch aus ihrer Stimme Tränen. Benedetto antwortet ihr:

‚Mit Gott.‘

Auf dem Maultier reitet er, von brennendem Fieber geschüttelt, hinunter in die Schatten des Tales. Er wird also bei den Selvas einkehren. Er weiß, — vom Maultiertreiber hat er's erfahren, — daß er Noëmi nicht dort finden wird, aber das ist ihm gleichgültig; er fürchtet sie weder, noch erinnert er sich jenes Augenblickes leichter Erregung. Ein anderer Gedanke, vom Fieber entzündet, bewegt seine Seele. Worte, die Don Clemente gesprochen, Worte des jungen Aliberti, der alten englischen Dame führen einen tollen Wirbeltanz auf; dazwischen leuchten blitzartig abgerissene Bilder der Vision. Zu den Selvas, ja, aber nicht auf lange! Abwärts geht der Weg, und die laute Stimme des Aniene in der Tiefe brüllt es ihm zu, mächtiger und mächtiger brausend:

‚Rom, Rom, Rom.‘

(Fortsetzung folgt.)



Die neuscholastische Philosophie der Löwener Schule.

Von

L. Habrich.

Unter der scholastischen Philosophie versteht man im allgemeinen in voreingenommener Weise eine Philosophie, welche sich zur einzigen Aufgabe setzt, die Grundanschauungen der Religion, insbesondere der christlichen Religion, zu verteidigen, und welche unter Nichtbeachtung der neueren Philosophie und Naturwissenschaft, nur mit den Anschauungen mittelalterlicher, kirchlicher Denker und besonders des hl. Thomas von Aquin die Lehre von einem persönlichen Gott, von der Weltschöpfung, vom Dasein und von der Unsterblichkeit der Seele, die sittliche Pflicht u. s. w. beweisen will.

‚Man hat', wie Mercier sagt, ‚die vorgefaßte Meinung, daß der katholische Gelehrte ein Soldat im Dienste des religiösen Glaubens sei, und daß die Wissenschaft in seinen Händen nichts anderes sein könne als eine Waffe zur Verteidigung seines Credo. In den Augen zahlreicher Männer scheint es, daß der katholische Gelehrte, um seinem Glauben treu zu bleiben, auf eine freie Pflege der Wissenschaften und auf eine Liebe derselben ohne Nebenabsichten verzichten müsse.'[1])

Diese falsche Ansicht von der aristotelisch-scholastischen Philosophie ist indes nicht ohne Verschuldung auf katholischer Seite entstanden. Es gibt in der Tat einen Thomismus, welcher zu einseitig in der Vergangenheit wurzelt und auf die Wissenschaft der neueren Zeit nur den Blick hinlenkt, um sie zu bekämpfen, nicht aber, um an ihren Aufgaben mitzuarbeiten, um ihre haltbaren Ergebnisse in sich aufzunehmen. ‚Paläothomismus' nennt der Franzose Cl. Besse diese Richtung, über welche er sich in seiner Schrift: ‚Zwei Zentren der thomistischen Bewegung' sehr scharf ausspricht.[2])

Es gibt indes auch eine andere Form der aristotelisch-scholastischen Philosophie, eine Scholastik, welche es ablehnt, in der Philosophie nur die ‚ancilla theologiae' zu sehen, welche vielmehr die Philosophie um der

[1]) D. Mercier, Rapport sur les études supérieures de philosophie, présenté au congrès de Malines 1891, Louvain 1891.

[2]) Deux Centres du Mouvement Thomiste par C. Besse. Paris, Letouzey et Ané 1902. Sonderabdruck aus der Revue du Clergé Français.

Philosophie willen pflegt, welche in den aristotelisch-scholastischen Grundanschauungen nur das Fundament sieht, auf dem das wissenschaftliche Gebäude stehen müsse, das die reichen Forschungsergebnisse späterer Zeiten in sich aufnehmen soll, welche die Philosophie und die Naturwissenschaften der neueren Zeit nicht bloß ins Auge faßt, um sie zu bekämpfen, sondern um deren Ergebnisse ihrem Rahmen, der eine umfassende Ausdehnung hat, einzufügen, welche an den Problemen einer neuen Zeit rückhaltlos mitarbeiten will. — Wenn Besse jenen vorher geschilderten Thomismus ‚Paläothomismus' genannt hat, so verdient diese letztere Form den Namen ‚Neothomismus' oder ‚Neoscholastik'.

Hören wir, was Mercier über diese ‚Neuscholastik' sagt: ‚Das Bekenntnis des christlichen Glaubens darf kein Hindernis sein für die hochherzigen Unternehmungen des Gelehrten, auch nicht für die Kühnheit des Genies . . . Unter der Herrschaft übertriebener religiöser Befürchtungen soll die berechtigte Freiheit des Mannes der Wissenschaft nicht eingeschränkt worden . . . Pflegen wir die Wissenschaft um ihrer selbst willen, ohne ein unmittelbares apologetisches Interesse in ihr zu suchen . . . Die Wissenschaft der Gegenwart ist vor allem eine Wissenschaft der genauesten Einzelforschung, der Analyse . . . Schaffen wir Männer, welche sich in großer Zahl der Wissenschaft um ihrer selbst willen widmen, ohne professionellen Zweck, ohne unmittelbaren apologetischen Zweck!'

‚Ein ungeheures Feld liegt der wissenschaftlichen Beobachtung offen. Die Rahmen der alten Philosophie sind zu enge geworden, man muß sie erweitern.' ‚Der Mensch hat die Kraft seines Auges vervielfältigt; er dringt ein in die Welt des unendlich Kleinen, er trägt seinen Blick hinein in Sphären, in welchen unsere schärfsten Teleskope keine Grenzen entdecken können; Physik und Chemie schreiten mit Riesenschritten vorwärts in Untersuchung der Eigenschaften der Materie und der Verbindung ihrer Elemente; die Geologie und Kosmogonie gestalten eine neue Geschichte der Bildung unseres Planeten, der Entstehung unserer Erdkugel; die Biologie und die Naturwissenschaften untersuchen die innerste Struktur der lebenden Wesen, ihre Beziehung zum Raume oder zur Folge der Zeiten, und die Biologie beginnt, sich Rechenschaft zu geben über deren Ursprung; die archäologischen, philologischen und sozialen Wissenschaften steigen hinab in die Vergangenheit unserer Geschichte und unserer Zivilisation; welche unerschöpflichen Schätze sind da zu graben, wie viele Gebiete zu durchforschen und wie viele Materialien zu sichten! Wie vieler Pioniere bedarf es aber auch, um einen Vorteil zu ziehen von all diesen Schätzen!'

‚Wir müssen, wie Papst Leo XIII. sagt, auf all diesen Gebieten Forscher und Meister haben, welche durch ihre Tätigkeit, durch ihre Werke an sich das Recht erwerben, in der gelehrten Welt zu sprechen und sich Gehör zu verschaffen, und dann, an dem Tage, wo man sich einfallen lassen wollte, den ewigen Vorwurf zu wiederholen, daß der Glaube blind mache, daß Glaube und Vernunft sich nicht vertrügen, dann werden wir antworten, besser als mit abstrakten Prinzipien, besser als mit gelehrten Bänden, besser als mit

einem Hinweis auf die Vergangenheit, wir werden antworten mit dem Zeugnis der gegenwärtigen und lebendigen Tatsachen.'

Die aristotelisch-scholastische Philosophie soll also der erweiterungsfähige Rahmen sein, in welchem die Einzelergebnisse der modernen Wissenschaften gesammelt, oder vielmehr, sie soll das Fundament sein, auf welchem das wissenschaftliche Gebäude errichtet, das Einzelwissen in einer überschauenden Synthese zusammengefaßt werden soll. Und das alte Fundament ist stark genug, um die neuen Auf- und Ausbauten zu tragen, auch geräumig genug, um noch neue Anbauten angliedern zu lassen.

Zur Kenntnis der Neuscholastik, wie dieselbe in Löwen aufgefaßt und betrieben wird, ist die ‚Einführung in die neuscholastische Philosophie',[1]) welche Professor De Wulf herausgegeben hat, von hervorragender Bedeutung. De Wulf sagt: ‚Die Unabhängigkeit der Neuscholastik gegenüber der Theologie wie gegenüber jeder beliebigen anderen Wissenschaft ist nichts anderes als eine Anwendung jenes unanfechtbaren Prinzips wissenschaftlichen Fortschrittes, das im 20. Jahrhundert ebenso in Geltung ist wie im dreizehnten, nämlich, daß eine wohl begründete Wissenschaft ihr formales Objekt, ihre Prinzipien, ihre konstruktive Methode dem eigenen Gebiete entnimmt, und daß in dieser Hinsicht jede Entleihung aus einer fremden Wissenschaft das Recht der eigenen Existenz gefährden würde.

‚Es kann also keine Rede davon sein, die alte Scholastik in ihrem Gesamtinhalte wieder aufzunehmen. Nur die Dinge ihrer Zeit interessieren die Zeitgenossen, und unser Zeitalter vor allem verlangt das „Moderne". Jede Form, scholastisch zu denken, muß also, wenn sie nicht ohne Einfluß und Dauer bleiben will, „neuscholastisch" werden, d. h. sie muß sich eine Anpassung ihres Standpunktes gefallen lassen, welche ihr den besonderen mittelalterlichen Charakter nimmt und sie zu einer aktuellen Sache macht.'

‚Dem Positivismus und Neukantianismus stellt die Neuscholastik einen rationellen Dogmatismus gegenüber, und sie ist auf dem Gebiete des Dogmatismus das einzige zeitgenössische System, das ernstlich in Frage kommen kann. Erbe jenes traditionellen Spiritualismus eines Plato, Aristoteles, eines hl. Augustin, eines hl. Thomas von Aquin, sucht sie den Grund ihrer Glaubwürdigkeit nicht in der Tradition, welche sie fortführt, oder in Autoritätsgründen, welche ein Scholastiker des 12. Jahrhunderts (Alanus von Lille) mit Wachsgesichtern vergleicht, deren Nase man nach verschiedenen Seiten drehen kann. Im Gegenteil, indem sie den Tatsachen Rechnung trägt, welche unsere Zeitgenossen beschäftigen, indem sie die Fortschritte ihrer Wissenschaften deutet, macht die Neuscholastik, nach einer kontradiktorischen Prüfung der Prinzipien ihre Schlußfolgerungen und ladet die Philosophen des 20. Jahrhunderts ein, ihr Beachtung zu schenken, ihr ebensowohl wie dem Neukantianismus und dem Positivismus.'

[1]) M. de Wulf, Introduction à la philosophie Néo-Scolastique, 1904, Louvain, Institut sup. de Philos. Paris, Félix Alcan. (350 S. gr. 8°.)

Das ist der Sinn, in dem Mercier und die Löwener Schule die scholastische Philosophie auffassen. ‚Nova et vetera' ist darum die Devise dieser Schule. Die philosophia perennis ist ihnen nicht ein für alle Zeiten abgeschlossenes System von Wahrheiten, sondern eine brauchbare, tragfähige Unterlage, auf welche die Ergebnisse der Forschung und des Nachdenkens auch späterer Zeiten mit vollkommener Sicherheit gestellt werden können. Wenn die Scholastik eine Übereinstimmung zwischen Religion und Philosophie erstrebt, so teilt sie diese Richtung mit anderen Philosophien. Die Vertreter der verschiedensten Philosophien haben sich bemüht, ihre Philosophie mit Religion und Christentum in Übereinstimmung zu setzen. Das war z. B. das Streben des Cartesius; das war selbst das Streben Kants, der mit seinem intellektuellen Agnostizismus doch nach seinem eigenen Geständnis der praktischen Seite der Religion die Bahn frei halten wollte. Warum soll man allein der scholastischen Philosophie ein Verbrechen daraus machen, wenn sie die Übereinstimmung zwischen Religion und echter Philosophie behauptet, wenn sie, abweichend von anderen, die Ansicht vertritt, daß die aristotelisch-thomistischen Grundanschauungen eine geeignete Basis für den Ausgleich zwischen christlicher Religion und Philosophie gewähren? In diesem Sinne hat man in Löwen die Aufforderung Leos XIII. verstanden; in diesem Sinne entwickelt das Löwener philosophische Institut, das nunmehr fünfzehn Jahre an der dortigen Universität besteht, seine umfassende, einflußreiche Tätigkeit.

Nach Erlaß der Enzyklika ‚Aeterni Patris' (1879) errichteten die belgischen Bischöfe, einem Wunsche Leos XIII. folgend, an der katholischen Universität Löwen einen Lehrstuhl für thomistische Philosophie und übertrugen denselben dem Professor Désiré Mercier (1882). Mercier trug die scholastische Philosophie zunächst acht Jahre hindurch allein vor. Auf seine Bitte und auf weitere Anregung Leos XIII. errichteten die belgischen Bischöfe noch mehrere neue Lehrstühle für Philosophie, und so entstand das Institut für thomistische Philosophie (1890) an der Universität Löwen, welches gegenwärtig sechs ordentliche Professuren umfaßt. Neben Mercier sind tätig die Professoren: De Wulf (Geschichte der Philosophie), Nys (Chemie und Kosmologie), Thiery (Physik und Experimental-Psychologie), Deploige (Rechts- und Sozialphilosophie) und Defourny. Außerdem wirken im Institut weitere Dozenten mit, welche durchweg dem Lehrkörper der Universität angehören.

Das philosophische Institut nimmt innerhalb der Universität etwa die Stellung einer besonderen Fakultät ein, und sein Direktor Mercier gehört dem Lehrkörper der Universität als Dekan dieser Fakultät an.[1]) Durch Breve vom 7. März 1894 verlieh Leo XIII. dem Institut die Vollmacht, in der thomistischen Philosophie die Grade des Baccalaureats, Lizentiats und Doktorats zu verleihen und die Aufnahme in die Schule des hl. Thomas zu erteilen.

Das auf drei Jahre verteilte Studium des Institutes umfaßt zunächst allgemeine Kurse, welche für alle Studierenden verbindlich sind. Sie erstrecken

[1]) In allerjüngster Zeit ist Mercier zum Erzbischof von Mecheln ernannt worden.

sich auf alle philosophischen Disziplinen, auf Geschichte der Philosophie, auf Psycho-Physiologie und auf die unmittelbar mit der Philosophie zusammenhängenden naturwissenschaftlichen Fächer. Dann finden besondere Kurse statt, welche in zwei Gruppen gegliedert sind; die erste davon umfaßt die höhere Mathematik und diejenigen naturwissenschaftlichen Fächer, welche von Bedeutung für die Philosophie sind, aber in die allgemeinen Kurse nicht mitaufgenommen sind. Die zweite Gruppe umfaßt die politischen und sozialen Wissenschaften. Die Studierenden können zwischen den beiden Gruppen der besonderen Kurse wählen. Außerdem finden Vorträge statt über die großen Philosophen der modernen Zeit, über Kriminal-Anthropologie, Soziologie, wissenschaftlichen Sozialismus u. s. w., an denen die Teilnahme fakultativ ist.

Dieser theoretische Unterricht wird ergänzt durch Arbeiten in den Laboratorien und durch Seminarübungen, welche den Studierenden Gelegenheit bieten, sich unter Anleitung der Professoren auf bestimmten Gebieten in wissenschaftlichen Arbeiten zu versuchen.

Das philosophische Institut verfügt für seinen Unterricht über ein physikalisches, ein psycho-physiologisches und ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek und ein Zeitschriften-Kabinett, welches die philosophischen Zeitschriften der ganzen Kulturwelt umfaßt.

Eigentümlich ist dem Studiengange des Löwener Instituts die bedeutsame Einrichtung, daß die Philosophie in enger Verbindung mit den Einzelwissenschaften gelehrt wird, als deren Synthese oder generelle Zusammenfassung sie erscheint. Mercier sagt darüber:

‚Die Philosophie geht den Einzelwissenschaften nicht voraus, sondern folgt ihnen, um ihre Ergebnisse unter Leitung der obersten Grundsätze des menschlichen Erkennens zusammen zu fassen . . . Die Philosophie hat nicht die Aufgabe, vorzuschreiben, wie es sein soll, sondern zu erklären, was ist. — Die Tatsachen zu studieren, sowohl diejenigen der organischen wie der anorganischen Natur, die der Geschichte sowohl wie die der wirtschaftlichen und politischen Ordnung, das muß die erste Sorge eines jeden sein, der immer darnach strebt, eine wahre Philosophie zu begründen . . . Aber die Wissenschaft liegt nicht in der Beobachtung, nicht in der experimentellen Feststellung der Tatsachen, sondern im Begreifen der Tatsachen auf Grund höherer Prinzipien.‘

Die Studierenden sind zum Teil Geistliche oder junge Kleriker und zum Teil Laien. Für die Kleriker ward 1894 das Seminar Leos XIII. errichtet, das 1903 über fünfzig Mitglieder zählte. Die thomistischen Kurse zogen gleich von vorne herein auch die Laien mächtig an. Ein Rückschlag nach dieser Seite trat ein, als man in den Jahren 1895—98 gezwungen war, die Vorträge statt in französischer in lateinischer Sprache abzuhalten. Man ist nachher wieder zum Französischen zurückgekehrt. Neben Belgiern und Franzosen ist auch das nicht französisch redende Ausland (Deutschland, England, Amerika, Italien, Spanien, Portugal ꝛc. ꝛc.) zahlreich vertreten. Ein Drittel der von 1890—1905 eingeschriebenen Studierenden war Ausländer.

Die literarischen Erzeugnisse des ‚philosophischen Instituts' umfassen eine ansehnliche Bibliothek von philosophischen Werken und drei hervorragende Fachzeitschriften (die ‚Revue Néo-Scolastique', die ‚Revue sociale catholique' und die ‚Revue catholique de Droit'). Der wichtigste Teil der Bibliothek des philosophischen Instituts ist Merciers ‚Lehrbuch der Philosophie', von dem zur Zeit sechs Bände vorliegen[1]) und noch zwei weitere in Vorbereitung sind. Von den erschienenen Bänden sind vier von Mercier selbst und zwei von seinen Mitarbeitern De Wulf und Nys bearbeitet. Die Revue Néo-Scolastique, von Mercier und De Wulf herausgegeben, wurde 1894 gegründet und hat heute einen hervorragenden Kreis von Mitarbeitern und zahlreiche Leser, letztere besonders im Auslande, gewonnen.

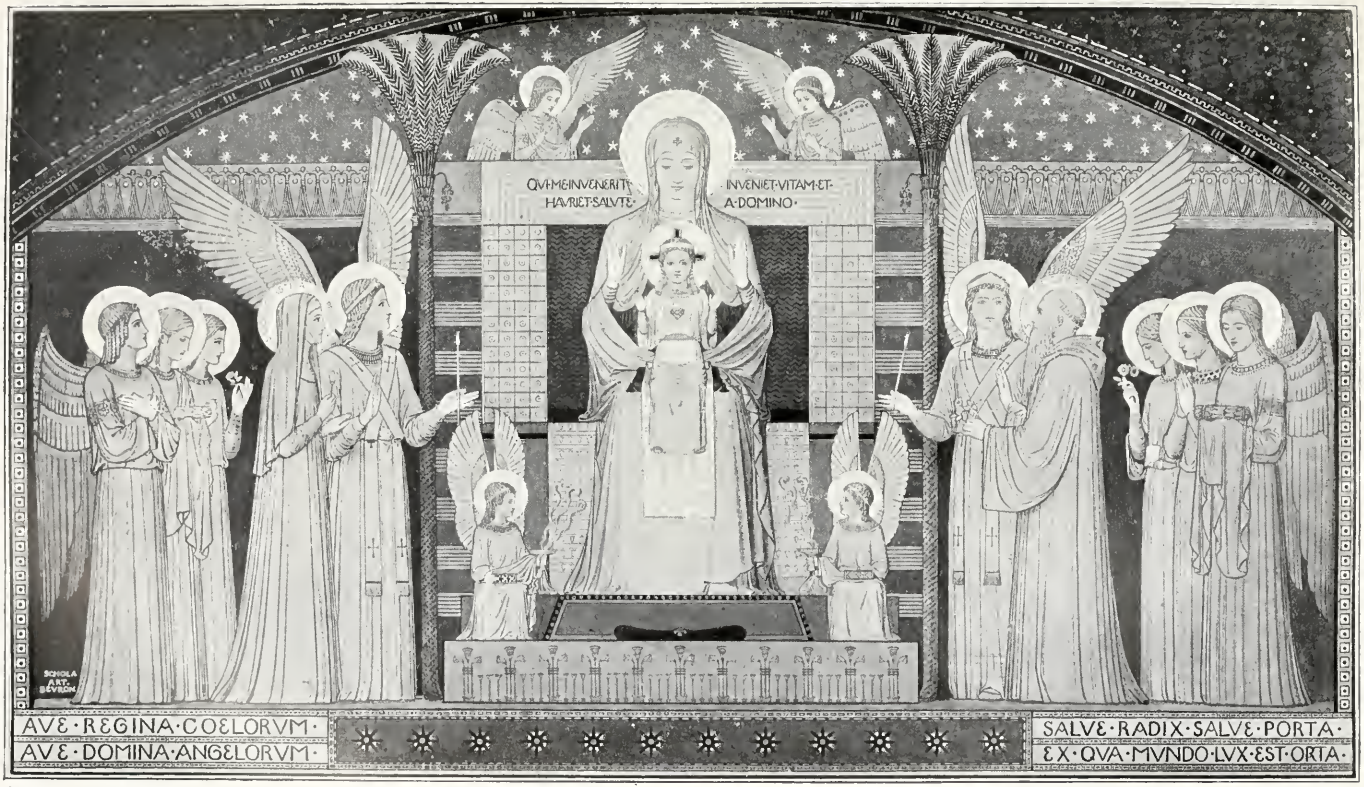
Das ist das philosophische Institut, der Träger der Löwener neuscholastischen Schule. Es läßt sich nicht verkennen, daß hier die Pflege der thomistischen Philosophie in anderem, tieferem oder, wenn man will, mehr modernem Sinne aufgefaßt wird als anderwärts.[2]) Und so hat es denn auch nicht an Gegnern, ja, an Anklägern gegen das Werk von Löwen gefehlt, das man ein Werk der ‚Zwietracht', des ‚Ungehorsams', ja sogar des ‚Verrates' nannte. Aber nichts war ungerechter als diese Anklagen.

‚Mercier war der verständnisvollste Bewunderer der Idee Leos XIII. Aber er hat sie ganz und gar hingelenkt auf das 20. Jahrhundert; er hat sie instinktmäßig mitten in den zeitgenössischen Kampf verpflanzt, indem er sie aktuell und lebendig machte, auf das Gebiet der Beweisführung und der Kritik versetzte und ihr eine entgegenkommende und vertrauensvolle Haltung gegenüber den Entdeckungen, der Erfahrung und den Aufstellungen der Naturwissenschaft verlieh. Das war weder eine Ablehnung des Verständnisses, noch Verstellung, noch Verrat, es war im Gegenteil das vorwurfsfreie Verfahren eines Geistes, der dem Papste mit derselben Hingabe vertraut wie der Wahrheit, und der die gegebene Anregung vertieft, indem er sich ihr unterwirft.' (Besse.)

Und so hat denn auch Leo XIII. nicht aufgehört, dem Löwener philosophischen Institut seine Teilnahme, seine Billigung, sein Lob auszusprechen. Auf seine Anregung ward der erste thomistische Lehrstuhl in Löwen gegründet, auf seine Anregung ward das philosophische Institut eingerichtet, zu dessen

[1]) Der ‚Cours de philosophie' umfaßt folgende Bände: I. Logique von Mercier, 4. Aufl. II. Métaphysique Générale ou Ontologie von Mercier, 4. Aufl. III. Psychologie von Mercier, 2 Bde., 6. Aufl. IV. Critériologie Générale ou Traité Général de la certitude von Mercier, 5. Aufl. VI. Histoire de la Philosophie Médievale von De Wulf, 2. Aufl. VII. Cosmologie ou Étude philosophique du monde inorganique von D. Nys. — Gegenwärtig wird eine kleinere Ausgabe des philos. Lehrbuches in 2 Bänden vorbereitet.

[2]) Eine treffliche Darstellung über den heutigen Stand des Löwener Instituts gibt Dr. A. Pelzer in seinem Bericht: ‚L'Institut supérieur de philosophie à l'université catholique de Louvain' (1890—1904). Louvain 1904. — Einen guten Bericht über die literarischen Hauptwerke des Löwener Instituts hat Prof. Döcholt in der ‚Theolog. Revue' veröffentlicht (Münster 1903).



Beuroner Kunstschule.

St. Benedikt und St. Scholastika am Throne der allerseligsten Jungfrau.

(Monte Cassino.)

Begründung er selbst als erster einen Beitrag von 150,000 Franken spendete. Nach ihm ward das Seminar für die jungen Kleriker benannt. Als die belgischen Katholiken, unter ihnen auch Löwener Professoren, am 27. Dezember 1900 eine Audienz bei Leo XIII. hatten, sagte dieser u. a. zu ihnen: ‚Wenn Belgien Gott und der Kirche treu geblieben ist, wenn es die Religion und den Glauben bewahrt hat, so ist es die Universität Löwen, der es das zu großem Teile verdankt. Von ihr sind so viele ausgezeichnete Katholiken hervorgegangen, welche wichtige Stellen in der Kammer, in den Gerichtshöfen, in der Verwaltung bekleidet haben. Ich selbst habe ihre Arbeiten unterstützen wollen, darum habe ich „mein" St. Thomas-Institut gegründet, um das Studium der Philosophie zu heben, und ich habe es dem Geistlichen Mercier, dem ausgezeichneten römischen Prälaten, anvertraut. Die höheren Studien, welche Mercier leitet, dienen nicht bloß den Geistlichen, sie dienen auch den Laien, welche gekommen sind, um die Philosophie des hl. Thomas zu studieren . . . Ich will und wünsche das Gedeihen „meines" Institutes.' Auch Papst Pius X. hat das philosophische Institut und seinen Direktor Mercier durch ein anerkennendes Breve (vom 20. Juni 1904) ausgezeichnet.

* * *

Désiré Mercier, die wichtigste Persönlichkeit, die Seele des philosophischen Instituts und der Löwener neuscholastischen Schule, wurde 1851 in Braine-l'Alleud (eine halbe Stunde von Waterloo) im wallonischen Brabant geboren. Nach eingehenden philosophischen und theologischen Studien ward er zu Löwen Lizentiat der Theologie. Im selben Jahre wurde er Professor der Philosophie am kleinen Seminar in Mecheln und war als solcher fünf Jahre tätig. Im Jahre 1882 wurde er von den belgischen Bischöfen auf den Löwener Lehrstuhl der thomistischen Philosophie berufen.

Der Bedeutung Merciers entspricht die Beachtung, welche seine Werke sowie auch diejenigen seiner Mitarbeiter allenthalben in der wissenschaftlichen Welt finden. Das geht schon aus den zahlreichen Auflagen und aus den vielen Übersetzungen der Werke Merciers hervor. Es möge hier auf einzelne Stimmen aus Deutschland und Frankreich hingewiesen werden. Nicht bloß auf katholischer Seite, auch im gegnerischen Lager hat man der Philosophie Merciers Beachtung geschenkt. Wir erinnern an die Abhandlung von Dr. Medicus in Vaihingers ‚Kantstudien': ‚Ein Wortführer der Neuscholastik und seine Kantkritik,' an Euckens Artikel in der Münchner ‚Allg. Zeitung': ‚Das wissenschaftliche Zentrum des heutigen Thomismus' (1904, Nr. 221), an Professor Uphues in Halle, Professor Döring in Berlin u. a.

Professor Eucken sagt in seinem vorerwähnten Bericht über ‚das wissenschaftliche Zentrum des heutigen Thomismus' folgendes:

> ‚Wir haben hier also einen Thomismus moderner Art, einen Thomismus, der die alten Prinzipien mit den neuen Tatsachen vereinigen möchte, der glaubt, die wissenschaftlichen Bewegungen der Gegenwart voll aufnehmen und

zugleich die mittelalterlich kirchliche Grundüberzeugung wahren zu können. Möglich wäre das natürlich nur bei der Voraussetzung, daß die neue Wissenschaft wohl neue Tatsachen und Methoden, aber nicht eine neue Denkweise und Lebensanschauung mit sich bringt, daß sie nicht den Ausdruck eines neuen Lebensprozesses und eines neuen Grundverhältnisses des Menschen zur Wirklichkeit bildet. An diesem Punkte müssen und werden sich die Geister scheiden. Aber auch wer jenen Versöhnungsversuch ablehnen muß, ablehnen muß im Interesse sowohl der Religion als der Wissenschaft, wird die ehrliche Überzeugung, in der er unternommen ist, sowie die Energie und das Geschick, womit er durchgeführt wird, anzuerkennen haben. Namentlich zwingt das unermüdliche Schaffen Merciers zur Hochachtung, ja Bewunderung. Und sehr bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß der Thomismus heute da die größte Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zeigt, wo er das mitteralterliche Gewand abgelegt hat und in der Sprache der Gegenwart redet.'

Auch in Frankreich hat man den Werken der Löwener Schule Beachtung und vielseitige Anerkennung gezollt auf gegnerischer wie auf befreundeter Seite. Professor Thamin (am Lycée Condorcet) meint von der Philosophie der Löwener Schule: ‚Der Peripatismus ist umfassend genug, um sich allen positiven Tatsachen anzupassen, welche die Philosophie zu beachten von der Naturwissenschaft genötigt wird. Darum gibt sich die neuere Philosophie den Anschein eines ernstlichen Liberalismus. — Die Argumente der Philosophie des 18. Jahrhunderts gelten nichts mehr gegen den erneuerten Thomismus. Man muß da andere Dinge ausfindig machen.'[1])

Angesichts dieser und zahlreicher ähnlicher Zeugnisse dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Werke Merciers und seiner Mitarbeiter auch in Deutschland in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Von vielen Seiten verlangt man nach einem philosophischen Lehrgebäude, welches das bewährte Alte, die philosophia perennis, mit den haltbaren Ergebnissen der neueren Wissenschaften verbinde. Uns scheint, daß in Merciers ‚Lehrbuch der Philosophie' ein hochbedeutsamer Versuch zur Lösung dieser Aufgabe vorliegt.

[1]) Histoire de la Litt. franc. publiée sous la direction de M. Petit de Julleville. Bd. VIII. S. 491.

Wie Heini sein Herz verlor.

Von

Elisabeth Snauck-Kühne.

Evi und Heini waren Geschwister. Sie hatten weder Vater noch Mutter. Der Vater war schon lange tot, und nun war auch die Mutter gestorben. Gestern hatten schwarzgekleidete Männer sie auf dem Friedhofe in die Erde gebettet. Evi weinte bitterlich. Der Pfarrer nahm die Kinder bei der Hand und brachte sie zu seiner Schwester. Die tröstete sie und sagte ihnen, sie wären nicht verlassen. Ihre fromme, gute Mutter warte im Himmel auf sie, und die liebe Muttergottes sei braven Kindern besonders gut. Übermüdet waren die Kleinen abends eingeschlafen.

Nun graute der Morgen. Als der Hahn krähte, fuhr Evi aus dem Schlafe auf, weckte Heini und zog ihn an, und dann traten beide an das kleine Fenster und sahen vom Berge hinunter in die weite, weite Ebene, die sich endlos ausdehnte, bis sie sich in blauem Dufte verlor. Hoch wölbte sich der Himmel über der schlummernden Welt.

‚Wie hoch ist der Himmel,‘ sagte Evi, ‚o, so hoch!‘

‚Ja,‘ meinte Heini nachdenklich, ‚und da ist unsere Mutter und wartet auf uns.‘

‚Und die Muttergottes und das liebe Jesuskind, Heini!‘ Wieder schauten die Kinder mit großen Augen hinaus.

‚Siehst du,‘ rief da Evi, ‚siehst du da ganz, ganz hinten, da berührt der Himmel die Erde! Wenn wir dorthin kämen, könnten wir in den Himmel kommen.‘

‚Ja,‘ rief Heini, ‚ich sehe es; wir klettern hinein, komm, komm, wir wollen in den Himmel!‘

Die Kinder schlüpften aus dem Hause und gingen Hand in Hand in die Ebene hinunter, dahin, wo der Himmel die Erde berührt. Anfangs kamen sie nicht recht vorwärts, obschon es bergunter ging. Evi sah gelbe Blumen auf einer Wiese; die mußte sie pflücken. ‚Es sind Himmelsschlüssel,‘ sagte sie. ‚Weißt du, vielleicht können wir die Tür damit aufschließen,

wenn wir an den Himmel kommen. Paßt die eine Blume nicht in das Schloß, so paßt vielleicht die andere.'

Die Kinder pflückten, so eifrig sie konnten, aber bald wurden sie müde und hungrig. Heini weinte, legte den Kopf in Evis Schoß und schlief ein. Evi deckte ihn mit ihrem Röckchen zu, wie die Mutter es gemacht hatte; dann schlief auch sie ein.

Ein Jägersmann kam des Wegs daher, seinen Hund am Riemen. Waldmann zerrte seinen Herrn zu der Stelle, wo die Kinder schliefen. Der Jäger weckte die Kleinen. ‚Wie kommt ihr denn hierher?'

‚Wir wollen in den Himmel,' antwortete Evi, ‚unsere Mutter wartet auf uns und die Muttergottes und das liebe Jesuskind.'

‚Da hinten, wo der Himmel die Erde berührt, da klettere ich hinein,' fügte zuversichtlich Heini hinzu. ‚Aber ich bin so hungrig!' Und weinend hockte er auf der Erde.

Der Jäger öffnete seine Jagdtasche und gab ihm ein großes Stück Brot, und auch dem guten Waldmann tat das Kind leid; er setzte sich zu ihm und legte zutraulich seine breite Pfote auf Heinis Füße, als wollte er ihn trösten. Heini aber wehrte den Hund barsch ab, verzehrte das Brot, ohne aufzusehen, und seine Tränen versiegten. An Evi dachte er nicht.

‚Weißt du, wo der Himmel die Erde berührt?' fragte Evi den Jäger.

‚Nein, Kind, das weiß ich nicht! Hier herum kann es nicht sein, denn hier kenne ich Weg und Steg. Fragt da unten in der großen Stadt den Herrn Pfarrer, der weiß es gewiß! Immer gradaus, da kommt ihr von selbst in die Stadt. Just zu Mittag seid ihr dort.'

Damit ging der grüne Jägersmann weiter, und die Kinder faßten einander bei der Hand und wanderten immerfort der Stadt entgegen. Es war Frühling. Die Kirschbäume schütteten Blütenschnee über die Erde. Das erste Gras grünte, und auf den Feldern zog der Pflug schon Furchen für die neue Saat.

Plötzlich ließ Evi Heinis Hand los und zeigte auf ein kleines Bübchen. Das versuchte vergeblich, die steile Böschung wieder emporzuklettern, die zu einem Bächlein hinunterführte. Aus dem Bache hatte es einen Krug Wasser geschöpft. Evi legte sich auf die Erde und nahm dem Kinde den gefüllten Krug ab, so daß es sich mit beiden Händen anklammern konnte. Gleich ergriff Heini den Krug und trank. Das Bübchen bat: ‚Trink nicht alles aus! Drüben auf dem Felde pflügt mein Vater; er ist durstig und wartet auf das Wasser.' Aber da trank Heini erst recht, und den Rest goß er aus. Das fremde Kind weinte. Evi stieg zum Bache hinunter, füllte das Gefäß und gab es dem Kinde vorsichtig in die Hand. Das eilte getröstet davon, und Evi schaute ihm zufrieden nach. ‚Das gute Kind,'

sagte Evi; ‚wie konntest du so garstig sein, Heini!‘ ‚O, das ist kein gutes Kind!‘ murrte Heini; ‚es hat mich mit einem Stein geworfen, hierher,‘ und er zeigte auf sein Herz. ‚Nein, Heini, das hat es nicht getan!‘ ‚Doch,‘ rief Heini trotzig, ‚hier hab ich's gefühlt, es schmerzte sehr; das Kind hat mich mit einem Stein geworfen.‘ Evi starrte Heini ganz verdutzt an, sagte aber nichts, als sie sein schmerzlich verzogenes Gesicht sah.

Als sie ein Stück weiter gegangen waren, holten sie eine Frau ein; die trug einen schweren Sack auf dem Rücken und ein Bündel in der Hand. Sie war alt und matt und setzte sich an den Wegrand, um auszuruhen. ‚Wir wollen dir dein Bündel tragen helfen,‘ sprach Evi; ‚nicht wahr, Heini, wir nehmen es zwischen uns?‘

‚Nein,‘ schmollte Heini, ‚ich bin auch müde, und wenn du was tragen kannst, sollst du mich tragen. Das Bündel rühr' ich nicht an.‘

‚So will ich dich ein Stückchen tragen, Heini, wenn du versprichst, darnach das Bündel mit mir zu tragen!‘

‚Es ist nicht mein Bündel,‘ brummte Heini und sah Evi bitterböse an, ‚nein, ich will nicht!‘ Plötzlich stand er still, preßte die Hände gegen die Brust und schrie auf: ‚Au! Sie hat mich mit einem Stein geworfen! Au!‘

‚Aber Heini, niemand hat dich geworfen!‘ rief Evi ganz erschrocken; ‚was hast du nur?‘ Sie nahm ihn auf den Rücken, hielt ihn mit der linken Hand, und mit der rechten half sie der alten Frau das Bündel tragen, bis diese in den Wald abbog. Da war aber auch Evi todmüde. Sie ließ Heini hinuntergleiten. ‚Warum willst du mich nicht mehr tragen?‘ rief Heini.

‚Weil ich müde bin, Heini, und du bist so groß, daß du allein gehen kannst; ja, du könntest jetzt einmal unser kleines Bündel mit dem Sonntagszeug tragen!‘

Aber Heini hatte keine Lust, er setzte sich trotzig an den Wegrand. ‚Wenn du mich nicht tragen willst, so sollst du wenigstens das Bündel tragen, sonst bleib ich hier sitzen.‘

Evi hatte Tränen in den Augen; sie bat ihn innig, gut zu sein, ihr zu helfen und ihr das Leben nicht so sauer zu machen.

Wieder schrie Heini auf: ‚Du, du machst mir das Leben sauer! Jetzt hast du mich mit einem Stein an die Brust geworfen, hierher, wie vorhin die andern,‘ und wieder zeigte er auf sein Herz und krümmte sich zusammen.

Evi schüttelte traurig den Kopf. ‚Komm, so trage ich das Bündel allein!‘ Sie zog ihn empor, hielt ihn bei der Hand und ging voran. Heini ließ sich nachziehen.

So wanderten sie Jahr und Tag, lange, lange Zeit. Endlich, als die Sonne im Mittag stand, lag die große Stadt mit Türmen und Mauern

vor ihnen. Die Sonne spiegelte sich herrrlich auf Dächern und Zinnen. Evi und Heini sahen einander erwartungsvoll an, und jedes wunderte sich im stillen, wie groß und stark das andere geworden sei.

Das Haus des Pfarrers hatten sie bald gefunden. Er ließ die Geschwister vor sich kommen, hörte, was sie wollten, und sah sie lange an. Dann faßte er sie liebevoll bei der Hand. ‚Ihr wollt in den Himmel und meint, ihr fändet ihn in der Ebene. Nein, hinauf führt der Weg. Wenn ihr geradeaus geht, kommt ihr schließlich an einen steilen Berg, damit hat es eine besondere Bewandtnis. Immer, wenn ein guter Mensch stirbt, nimmt sein Schutzengel ihm die Dornenkrone, die er im Leben getragen, vom Haupte und legt sie auf diesen Berg nieder. Dann gießt er aus einer goldenen Schale die Tränen darüber, die dem guten Menschen nachgeweint worden sind, und gleich sprießen Gras und duftende Blumen und würzige Kräuter hervor und hüllen die Dornen ein und decken sie ganz zu. So wächst der Berg dem Himmel entgegen. Diese Höhe müßt ihr erklimmen. Habt ihr den Gipfel erreicht, so seht ihr vor euch die Himmelstür. Gott walt's!‘ Damit hing er jedem ein kleines Kreuz um den Hals, segnete sie und ließ sie gehen.

Evi und Heini gingen sinnend weiter. Heini war ganz in sich gekehrt und hielt sich an Evis Seite. Aber es dauerte nicht lange. Das Menschengewühl in den Straßen war groß, und bald ließ er seine Augen neugierig umherschweifen. Er sah vielerlei, das ihm gefiel, und ehe Evi sich dessen versah, rief er: ‚Ade, Evi, ich gehe meinen eigenen Weg!‘

‚Ach, Heini,‘ bat die Schwester, ‚verlaß mich doch nicht so plötzlich! Willst du denn nicht mit dahin, wo der Himmel die Erde berührt?‘ Sie faßte liebevoll seine Hand. Heini aber stieß sie zurück. ‚Gehe du nur dahin, ich will mir's hier erst wohl sein lassen! Warum sollte ich's nicht?‘

‚Ach, Heini, spricht denn dein Herz nicht für mich? Bin ich nicht deine Schwester?‘

Heini wurde bleich. ‚Mein Herz sagt nichts,‘ sprach er; ‚mir ist's aber, als hättest du mich wieder mal vor die Brust gestoßen oder mit einem Stein geworfen. Ich habe das satt. Lebe wohl! Wenn ich alt bin, komme ich wieder zu dir, dann kannst du mich pflegen.‘ Damit lief er fort, hinter einem blonden Mädchen her; das hatte blühende Myrten in seine Flechtenkrone gesteckt. In den Händen hielt es einen Henkelkorb. Heini mochte das Mädchen wohl leiden. ‚Wohin gehst du?‘ fragte er.

‚Zu meinen Eltern.‘

‚Was hast du denn in deinem Korbe?‘

Sie öffnete lächelnd den Deckel: ‚Wein und kräftiges Brot und süßen Kuchen, lauter gute Dinge.‘

‚Ei, da wollen wir zusammen gehen, aber nicht zu deinen Eltern, lieber dahin, wo wir frei sind! Wir können ja den Korb abwechselnd tragen.‘ Sie nickte, und so gingen sie zusammen und ließen sich das Gute schmecken. Als der Korb leer war, stand Heini still. ‚Nun mußt du erst den Korb wieder füllen,‘ sagte er zu der blonden Gespielin, ‚so lange gehe ich meiner Wege.‘

Das Mädchen ließ vor Schrecken den Korb fallen und weinte bitterlich. ‚Das kannst du doch nicht tun! Mein Korb war voll, jetzt ist er leer, und nun willst du mich verlassen? Was soll ich denn allein machen? Alles hast du mir genommen, und der Myrtenkranz ist verwelkt! Ach Gott, wie werden meine Eltern zürnen, wenn ich ohne Kranz und Korb nach Hause komme! Ich bitte dich, verlaß mich nicht!‘

Aber Heini blickte verdrossen drein. ‚Habe ich dich etwa gezwungen, mit mir zu teilen oder mit mir zu gehen? Deine Schuld ist es. Nun sieh zu, wie du fertig wirst!‘ Damit wandte er sich von der schluchzenden Gespielin ab und ging davon, aber nicht ohne daß er sich noch einmal umdrehte und mit der geballten Faust drohte; denn wieder war es ihm, als hätte ein spitzer Stein seine Brust getroffen.

Mißmutig ging er vorwärts. Aber nach kurzer Zeit hellte sein Gesicht sich auf. Er sah eine andere Gespielin, die ihm wohlgefiel. Sie hatte einem alten Manne die Hand gegeben und führte ihn sanft vorwärts. ‚Wollen wir zusammen gehen?‘ fragte Heini.

‚Das können wir,‘ meinte sie, ‚aber du mußt langsam gehen, weil ich meinen lieben Vater führe.‘

Eine kurze Strecke hielt es Heini aus, sie scherzten und lachten zusammen und hatten sich lieb. Aber dann stand Heini still. ‚Laß den alten Mann hier stehen!‘ forderte er; ‚es ist langweilig, komm allein mit mir. Er mag sich an den Wegrand setzen.‘

‚Lieber Heini,‘ flüsterte die Gespielin erschrocken, ‚das geht doch nicht an!‘ Aber obschon sie leise gesprochen hatten, mußte der hilflose Alte sie verstanden haben. ‚Kinder,‘ rief er zitternd, ‚verlaßt mich nicht! Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben, dann befreit euch der Tod von der Sorge um mich. Aber jetzt seid barmherzig!‘

‚Vater, Vater, ich bleibe bei dir!‘ beruhigte ihn die Gespielin.

‚Ich nicht,‘ sprach Heini. ‚Du bist ja nicht mein Vater. Ich gehe in die Weite.‘

‚Heini, Heini, ich habe dich von Herzen lieb, hast du mich nicht mehr lieb?‘ flehte die Gespielin. ‚Bitte, bleib doch hier! Es wird des Vaters Tod, wenn du gehst.‘

Heini schwankte einen Augenblick, aber dann wandte er sich um und schritt davon. Der Alte umschlang sein weinendes Kind und streckte die

zitternde Rechte gegen Heini aus. ‚Gott ist gerecht. Er wird dich strafen, du Herzloser!‘

Es war Heini, als legte sich die schwache, zitternde Hand des Alten kalt und schwer auf seine Brust. Unmutig und unlustig ging er vorwärts. Nichts lockte ihn. Finster blickte er drein. Mißtrauisch beobachtete er die Vorübergehenden, und wollte ihn jemand anreden, so wich er aus. Es war eine trübe Wanderung. Die Sonne war ihre Straße weiter gezogen und stand schon vor dem Untergange. Heini wurde immer schlimmer zu Mut. Er fühlte einen unerträglichen Druck in der Brust. ‚Ich will einen klugen Arzt fragen, was es ist,‘ dachte er. Der Arzt beklopfte Heinis Brust, horchte, klopfte wieder und sagte: ‚Du hast einen Stein in der Brust. Ich kann dir nicht helfen. Es ist zu spät.‘

Kleinmütig zog Heini von dannen. ‚Ach,‘ seufzte er, ‚wenn nur wenigstens Evi da wäre, es würde doch eine Gesellschaft sein!‘ Und er fing an, nach ihr auszuschauen. ‚Sie wollte ja dahin, wo der Himmel die Erde berührt; ich muß also den Weg zum Himmel nehmen, wenn ich sie treffen will. Es ist ja schließlich auch für mich besser, ich gehe in den Himmel als in die Hölle. Es ist doch eine bessere Gesellschaft da oben wie unter dem Teufelszeug, wo es nach Schwefel riecht.‘ Somit schickte er sich an, Evi auf dem Wege zum Himmel zu suchen und selber in den Himmel zu kommen.

Unterdessen hatte Evi ihre Wanderung fortgesetzt. Wo sie helfen konnte, da faßte sie zu, und wohin sie kam, da hatte man sie lieb. Heiter blickten ihre stillen Augen in die Welt. Nachdem sie die Stadt verlassen hatte, wurde es mit den Jahren allmählich still und stiller um sie. Auf den Feldern stand schon das Getreide in Garben, und hochbeladene Wagen führten den Erntesegen in die Scheunen. Weiße Fäden hingen in der Luft. ‚Es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt,‘ dachte Evi. ‚Ob es noch weit ist bis zum Himmelstor? Wie leicht und froh würde ich dahinwandern, wenn ich nur Heini bei mir hätte! Ich wollte, er käme zu mir zurück. Lieber Herrgott, daß nur mein Bruder in den Himmel kommt!‘ Sie spähte nach ihm aus, aber ihre Augen waren dunkel von Tränen; denn sie weinte viel, wenn sie an ihn dachte. So sah sie gar nicht, wie er hinter ihr herankam. Als sie sich endlich niedersetzte, um auszuruhen, holte er sie ein. Voller Freude grüßte sie ihn, und dann gingen sie zu zweien weiter. ‚Fast hätte ich dich nicht erkannt,‘ sagte Heini, ‚so hast du dich verändert. Schneeweiß ist dein Haar.‘

‚Ich habe dich gleich erkannt,‘ lächelte Evi, ‚obgleich du so krumm gehst wie ein Fragezeichen.‘

Heini stand still und seufzte drei Klafter tief.

‚Warum seufzest du so, Heini?‘

‚Weil der Weg so steil bergan geht.‘

‚Nein, deine Füße haben nicht geseufzt, sondern dein Herz.‘

‚Mein Herz hat geseufzt, weil es so schwer ist.‘

‚Warum ist dein Herz so schwer?‘

‚Weil es von Stein ist. Evi, wie das drückt, das glaubst du nicht!‘

‚Armer Heini, wie gut, daß wir auf dem Wege zu Petrus sind! Im Himmel ist für alles Rat. Du weißt doch, daß wir den Himmel suchen, wo die Mutter auf uns wartet und die Muttergottes?‘

‚Ja, ja, da wo der Himmel die Erde berührt, da klettere ich hinein.‘ Heini wollte lächeln, aber er konnte nur den Mund verziehen, denn sein Herz lachte nicht mit. Nun gingen die beiden fürbaß. Heini keuchte.

‚Verliere nicht den Mut!‘ bat Evi; ‚sieh, da ist schon der Berg, von dem der Pfarrer gesagt!‘ Der Weg wurde steiler und steiler. Heini brach fast zusammen.

‚Siehst du den Gipfel, Evi?‘ rief er ihr zu, denn sie war ein Stück voraus.

‚Nein, Heini, noch sehe ich den Gipfel nicht; aber der Weg wird schmaler und schmaler, bald müssen wir oben sein!‘

Und wieder nach einer Weile rief Heini: ‚Siehst du noch nichts, Evi?‘

‚Ich sehe eine schöne Blume, die ist so blau, daß sie vom Himmel gefallen sein muß; er kann nicht weit sein.‘

So ging es wieder ein Weilchen. Aber allmählich mußte auch Evi hin und wieder still stehen und sich den Kopf halten.

‚Friert dich,‘ fragte Heini, ‚oder fühlst du Schwindel?‘

‚Nein, Heini, der Kopf schmerzt, als grüben sich spitze Nadeln hinein; aber es geht schon, komm nur!‘ Und sie lächelte ihm unter Tränen zu. Und zum drittenmal rief Heini: ‚Siehst du den Gipfel noch immer nicht, Evi?‘

‚Ich sehe ihn nicht, aber ich höre ein Brausen wie von Frühlingswinden. Das ist das Rauschen der Engelsflügel. Gleich sind wir oben.‘

Nun aber fing es an zu dunkeln, und ein feuchter Nebel hüllte sie ein. ‚Ich sehe den Weg nicht mehr,‘ klagte Heini; ‚ich gebe die Hoffnung auf, ich kann nicht mehr.‘

‚Ich sehe Licht,‘ rief da Evi; ‚gewiß hat uns die Mutter kommen sehen und einen Stern angezündet, um uns zu leuchten.‘ Sie freute sich so, daß ihr Gesicht anfing, zu strahlen. Wenn sie sich umwandte, fiel der helle Schein auf Heinis Weg, dann faßte er neuen Mut und strebte ihr nach. Beide sprachen nun nicht mehr, sondern arbeiteten sich hinauf.

Und endlich, endlich kam der große Augenblick! Evi war eine Strecke voraus. Plötzlich hub sie beide Arme hoch empor und jubelte laut.

Ein Ton war's, wie Heini ihn noch nie gehört. Sein steinernes Herz bebte in der Brust. Mit wenigen Schritten war er neben ihr. Und was sah er? Sie waren oben. Unter ihnen lag der feuchte Nebel und deckte die Erde zu, und vor ihnen, im leuchtenden Sonnenglanze, funkelte das hohe, goldene Himmelstor. Verzückt standen beide da. Heini faßte sich zuerst und wollte anklopfen. Aber so nahe das Tor auch schien, er konnte nicht hinanreichen. Er reckte und streckte sich, aber vergeblich. ‚Petrus!' rief er laut, ‚mache mir doch auf!' Aber niemand antwortete. ‚Mutter, Mutter,' rief er dann, ‚siehst du mich denn nicht? Reiche mir doch nur eine Hand, daß ich mich hinaufschwingen kann!' Alles blieb still. Evi kniete mit gefalteten Händen neben ihm. ‚Ach,' klagte sie, ‚es fehlt gar nicht viel, dann könntest du anklopfen! Wenn nur du wenigstens oben wärest, lieber Bruder, du! Ach, was soll ich machen?' Und in liebevoller Sorge faßte sie ihr schmerzendes Haupt. Da fühlte sie etwas Hartes in den Händen und gewahrte, daß sie eine Dornenkrone trug. Die nahm sie von ihrem Haupte, legte sie vor Heinis Füße und rief: ‚Hier, hier tritt herauf, dann bist du oben!' So opferte sie das Leid ihres ganzen Lebens für den Bruder. Daran dachte Heini aber nicht. Gleich setzte er den Fuß auf die Dornenkrone, und nun konnte er wirklich die Himmelstür ohne Mühe erreichen; denn wo ein Mensch den andern mehr liebt als sich selbst, da berührt der Himmel die Erde.

Als Heini nun anklopfte, sprang das goldene Himmelstor weit auf, und da stand Petrus groß und ernst. In demselben Augenblicke schwebten vier Engel mit schimmernden Flügeln an ihm vorüber; die senkten sich zu Evi hinab, hoben sie sanft auf und trugen sie über linde Lüfte durch den blauen Himmelssaal in das Paradies. Da saß in süßem Dufte unter blühenden Rosen und Lilien die Muttergottes mit einer güldenen Krone auf dem Haupte, und neben ihr kniete Evis Mutter in stiller, wortloser Seligkeit. Die Muttergottes lächelte hold, breitete die Arme aus, und die Engel betteten Evi in ihren Schoß. Evi war wie betäubt. Sie lag in himmlischer Ruhe mit geschlossenen Augen. Nur hin und wieder streichelte sie das friedvolle Antlitz ihrer Mutter mit den äußersten Fingerspitzen. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, und als sie das holde Angesicht der Muttergottes so nah vor sich sah, faßte sie Mut und flüsterte: ‚Ich bin im Himmel, nicht wahr?' Maria neigte lächelnd das Haupt.

Und wieder flüsterte Evi: ‚Dann werde ich auch die heilige Elisabeth sehen, nicht wahr? Und — und —' sie barg ihr Gesicht in Marias duftenden blauen Mantel — ‚und — das Jesuskind —?'

‚Du wirst Gott schauen.' Die Muttergottes sprach es mit heiligem Erschauern.

Evi richtete sich auf. Sie fühlte eine wunderbare Kraft und konnte ohne Mühe einem Englein folgen, das ihr voranflog. Wie schön war alles, was sie sah! Die Wiesen waren ein Blumenteppich. Der rote Klee war noch einmal so groß wie unten auf der Erde, und zahme Vögel spielten froh im Äther und kamen zutraulich herbeigeflogen. Evi verstand jetzt die Sprache der Vögel und Blumen.

Die blauen Glockenblumen wiegten sich sanft hin und her und läuteten in zarten Melodien: ‚Gelobt sei Jesus Christ!‘ Und Akelei und Türkenbund neigten tief ihre Köpfchen und antworteten andächtig: ‚In alle Ewigkeit!‘

Die Schwalbe zwitscherte: ‚Im Stall zu Bethlehem, da war mein Nest, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Das Veilchen flüsterte: ‚Verborgen lebte er in Nazareth, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Die Trauerweide seufzte: ‚Mit meinen Ruten hat man ihn gegeißelt, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Der Schwarzdorn zürnte: ‚Aus meinen Dornen flocht man ihm die Krone, — gelobt sei Jesus Christ?‘

Die roten Rosen dufteten: ‚Rot waren seine Wunden, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Die weißen Rosen klagten: ‚Bleich ward sein Mund im Tode, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Die Lilie sprach: ‚Starr hing sein Leib am Kreuze, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Kreuzschnabel rief: ‚Die Nägel zog ich aus den Wunden, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Der blaue Flachs wogte: ‚Sie hüllten ihn in Linnen, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Die Palme rauschte: ‚Ich sah ihn auferstehen, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Die Lerche jubilierte: ‚Er ist gen Himmel fahren, — gelobt sei Jesus Christ!‘

Und mit hellem Jubelklang antworteten die Stimmen der Vögel und Blumen, zu einem vollen Akkorde verschmelzend: ‚In alle Ewigkeit!‘

Und die Lüfte nahmen den Klang auf und ließen ihn anschwellen wie Sturmesbrausen: ‚In alle Ewigkeit!‘

Und ein Stern warf den Klang dem andern zu: ‚In alle Ewigkeit!‘

Und die Sonne fing ihn auf, erglühte heißer und strahlte ihn dem Monde zu. Alle Sphären waren erfüllt von der wunderbaren Weise: ‚Gelobt sei Jesus Christ in alle Ewigkeit!‘

Es war so schön, daß Evi verweilte. Das Englein wandte sich nach ihr um. ‚Ach,‘ bat Evi, ‚laß mich lauschen, es ist so schön!‘ ‚Dies ist erst

der Anfang,' lächelte der Engel. ‚Was wirst du sagen, wenn jetzt die Jungfrauen den himmlischen Lobgesang beginnen! Höre nur, die Engel stimmen ihre Harfen und die Erzengel die Posaunen!' Und damit flog er weiter, und Evi folgte ihm aufwärts. Unter dem höchsten Himmelsdome stand Gottes Thron. Gott Vater saß darauf und Jesus zu seiner Rechten. Unzählige Stufen führten hinan, und auf ihnen knieten in seligem Schauen die Verklärten. Und nun hob Evi die Augen auf und schaute Gott. Ohne Furcht blickte sie zu ihm auf, regungslos und selbstvergessen; aber beide Hände mußte sie fest auf ihr Herz drücken, sonst wäre es vor Wonne gesprungen.

Unterdessen hatte Petrus mit seinen scharfen Augen den Heini angeschaut. Der Blick durchbohrte Mark und Bein.

‚Hast du angeklopft?' fragte Petrus.

Heini schlug die Augen nieder und wurde rot bis über die Ohren. Sein Herz fiel ihm in die Schuh, und weil das von Stein war, so gab es ein dumpfes Gepolter auf der goldenen Schwelle.

‚Was ist das für ein Lärm?' zürnte Petrus.

‚Ach,' stotterte Heini, ‚ich konnte nichts dafür, mein Herz fiel mir in die Schuh!'

‚Das könnte nicht solches Gepolter geben, wenn es nicht von Stein wäre,' schalt Petrus.

‚Dafür kann ich doch nichts, lieber heiliger Petrus! Sei doch gut und laß mich in den Himmel!' bat Heini wieder und bückte sich schnell und steckte sein Herz in die Tasche.

‚Wenn du nichts dafür kannst, wer denn?' meinte Petrus kurz. ‚Jedesmal, wenn du lieblos gewesen bist, hat sich ein Stück deines Herzens versteint. Du wirst den Ruck schon verspürt haben. In den Himmel kannst du nicht hinein, und wenn ich's zehnmal erlaubte. Krüppel kommen schon herein, du nicht. Ich habe hier Blinde, Stumme, Taube, Lahme, ich habe auch Krüppel ohne Arme und Krüppel mit Stelzbeinen; sie alle gelangten über die Schwelle, du nicht.'

‚Lieber heiliger Petrus, dein Wort in Ehren; aber wenn du mir nur erlauben willst, die Schwelle zu überschreiten, so will ich schon in den Himmel kommen!'

‚So komm!' sagte Petrus und runzelte die Stirn. Heini ließ sich's nicht zweimal sagen; er hob schnell einen Fuß und streckte den Kopf vor, aber weiter kam er nicht. Eine geheimnisvolle Kraft hielt ihn zurück. Er stemmte sich gegen die Pfosten, daß seine Gelenke krachten, aber er kam nicht von der Stelle. Erschöpft hielt er inne.

‚Kann ich mich nicht wenigstens einen Augenblick im Himmel ausruhen, lieber heiliger Petrus?' bat er; ‚ich sinke um vor Erschöpfung.'

‚Du siehst ja, daß ich nichts dagegen habe. Komm nur herein! Soeben wollen die Jungfrauen das himmlische Tedeum singen, die Engel und Erzengel stimmen schon ihre Harfen und Posaunen. Dergleichen hast du noch nicht gehört.‘

Von neuem strengte Heini sich an, und wieder war er festgebannt.

‚So hilf mir doch!‘ Er schrie es fast heraus.

‚Siehst du, Heini,‘ sprach da Petrus und betonte jedes Wort, ‚so ist's dem zu Mute, der vergeblich um Hilfe fleht! Wie oft hat dich wohl ein armes Herz vergeblich um Mitleid angefleht! Denkst du noch an das verwelkte Myrtenkränzlein? Denkst du an den alten Mann? Denkst du an Evi?‘

‚Ich will es wieder gut machen, lasse mich noch einmal hinunter auf die Erde! Wie will ich die Menschen lieben!‘

‚Zu spät, Heini, es ist zu spät!‘ Petrus sprach es langsam und unerbittlich ernst.

Heini schluchzte und bat immer beweglicher um Einlaß. ‚Du kannst nicht herein,‘ wiederholte Petrus; ‚wir können hier keinen ohne Herz gebrauchen.‘

‚Aber ich habe ja ein Herz,‘ rief Heini und griff in die Tasche und zeigte es Petrus in der hohlen Hand.

‚Was ich sehe, das ist ein Stein,‘ sprach da Petrus, ‚und kein Herz. Und dieser Stein ist es, der dich so beschwert, daß du die Himmelsschwelle nicht überschreiten kannst.‘

‚So laß mich's hinunterschleudern in den Höllengrund, wo er am tiefsten ist!‘ rief Heini.

‚Dann zieht es dich nach, und auch du fährst in den Höllengrund. Wo dein Herz ist, da bist du.‘

‚Aber Petrus, lieber, einziger, allerbester, allerheiligster Petrus, was soll denn aus mir werden?‘

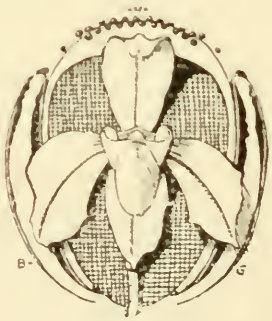
‚Ja, ja, das fragt sich,‘ meinte Petrus und schob die Himmelstür ein wenig zu. ‚Um deiner frommen Mutter und deiner Schwester willen habe ich dir schon viel Zeit gewidmet und die Himmelstür über Gebühr offen gelassen. Länger geht's aber nicht. Es zieht. Eine solche Kälte strömt von dir aus, daß drinnen die Blumen schon die Köpfe hängen lassen. Mich selber friert, wenn ich dich nur ansehe.‘ Und wieder schob er die Tür ein Stückchen zu.

Da jammerte Heini: ‚Was soll denn aus mir werden? Ich bin todmüde und kann mich nicht einmal hinsetzen; ich bin hungrig und kann nicht essen; ich bin durstig und kann nicht trinken; mich friert, und keiner wärmt mich; ich bin verlassen, und keiner erinnert sich meiner.‘

Es war, als klänge des Petrus Stimme ein wenig milder, als er sagte: ‚So hast du es gewollt. Du selbst hast dir dies Schicksal bereitet. Nun halte aus! Damit du aber nicht verzweifelst, will ich dir einen Trost geben. Du bleibst hier stehen. Dein Herz, zu dem im Leben niemand den Weg finden konnte, hältst du mit beiden Händen vor dich hin. Wenn du den starren Frost, der Steine sprengen kann, geduldig erträgst, so wird er dein steinernes Herz allmählich zerbröckeln. Diese Brocken lösen sich in den heißen Tränen auf, die ernste Reue weint. Bist du so weit, dann rufe mich! Dann kann ich dir helfen.‘

Damit ließ Petrus die goldene Tür schwer ins Schloß fallen, daß es wie ein Donnerschlag war, den man noch in Afrika hörte. ‚Nach einem Jahre schaue ich mich mal wieder nach dir um,‘ rief er noch durch das große Schlüsselloch. Dann schob er einen Riegel vor und ging davon, indem er sich in die Hände blies; denn sie waren ganz blau geworden vor Kälte in Heinis Nähe.

Da stand nun der arme Heini mutterseelenallein und hielt sein steinernes Herz in der Hand und konnte weder vorwärts, noch rückwärts. Der feuchte Nebel stieg, und der Wind wehte eisig kalt. Ihn fror, daß seine Zähne klapperten. Und wenn durch große Geduld im Leiden sein Herz nicht weich geworden und unter heißen Reuetränen geschmolzen ist, so steht er heute noch da.



Die Beuroner Kunst.

Eine Studie

von

Joseph Popp.

Die Ausstellung religiöser Kunst, die die Wiener Sezession im Dezember 1905 geboten, gab das hochinteressante Gesamtbild dreier ganz verschiedenen Gruppen. Keine war durch ihre besten Werke vertreten, aber das Vorhandene reichte zur Charakteristik jeder einzelnen aus.

Die Beuroner Kunstschule hatte den Hauptsaal inne, den sie mit Kartons, Farbenskizzen, Plastik und Kleinkunst ausschmückte. Ein paar Wiener Sezessionisten fügten sich diesem Stile geschickt und geistvoll an. Die feierliche Stimmung wurde nur durch die Farbenfanfaren Mehoffers gestört. Dessen Entwürfe für die Kathedrale zu Plock, an sich eine enthusiastische, künstlerisch bedeutende Leistung, wirkten hier fast verwirrend, jedenfalls zu stürmisch. Im linken Raume fand man die Subjektivisten Stuck, Uhde, Corinth, Besnard, Leempoels, Landenberger, Gebhardt u. a. Viel religiöse Stimmung — tiefe und volle Akkorde trafen unser Herz — aber gedanklich undogmatisch und für das Gefühl zu persönlich lyrisch. Ein wirres Kunterbunt in Technik und Auffassung zeigte die ‚Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst'. Neben schüchternen oder unklaren Versuchen, sich in moderner Kunstsprache auszudrücken, vermißte man für die streng kirchlichen Schöpfungen den liturgischen Geist und jede Originalität in der Form. Die Nachahmung aller bisherigen Stilarten erstreckte sich teilweise bis auf die Patina, so daß ein witziger Kenner meinte, hier sei geradezu ein Museum von Antiquitätenfälschungen.

Den stärksten und reinsten Eindruck erweckten, selbst bei den Sezessionisten, die Beuroner. Das Geschlossene ihrer Auffassung und die unerbittliche Logik der Ausdrucksmittel wirkten ebenso stark wie die Sicherheit, mit der sich beides vortrug. Ich muß von mir selbst gestehen, daß mir erst in diesem Zusammenhang der Wert und die Bedeutung dieser Klosterschule aufgegangen ist. Ich bin auch jetzt nichts weniger als ihr bedingungsloser Anhänger; aber ich konnte mich doch der Überzeugung nicht verschließen, daß wir in ihr die einzige, streng

liturgische Kirchenkunst der Gegenwart besitzen. — Die Eigentümlichkeit dieses Stiles hat Bischof Keppler scharf erfaßt und glücklich gezeichnet:

‚Welchen Namen soll man ihrem Stil geben, wo ihn einreihen? Er ist nicht gotisch und nicht romanisch; noch viel weniger freilich könnte man ihn antigotisch oder antiromanisch nennen oder behaupten wollen, daß er sich mit romanischer oder gotischer Architektur nicht vertrage. Man möchte versucht sein, ihn antik-klassisch zu nennen, wenn nicht sofort unverkennbare Unterschiede, vor allem ein unendlich reiner und keuscher Zug, gegen diese Benennung Verwahrung einlegten. Man fühlte sich an Ägypten erinnert, und in der Tat, ein Blick in die merkwürdige Kunstwelt des Pharaonenlandes kann manche Fäden des Zusammenhangs und eine gewisse Verwandtschaft entdecken, namentlich im Punkte des reinen, klaren Ebenmaßes, der strengen Logik, der statuarischen Ruhe, der großartigen Ordnung, der wuchtigen Kraft und Majestät, der imponierenden Strengheit. Und doch kann man den Stil mit dem ägyptischen nicht identifizieren; dazu ist er zu natürlich und zu belebt. Er berührt sich mit der edelsten Renaissance, insoweit als diese sich mit der echt klassischen Kunst berührt. Er partizipiert an der großartigen Würde und der liturgischen Feierlichkeit des byzantinischen Stils und am Realismus der modernen Kunst; aber von beiden ist er wieder streng geschieden. Er erscheint als der vollendete Gegensatz und als energischer Protest gegen allen Zopf, alles Launenhafte, Willkürliche, Regellose, Unklare, Taumelnde und Trunkene, gegen alle Sinnlichkeit und allen Naturalismus in der Kunst, und vom byzantinischen Stil scheidet ihn seine Naturwahrheit und tiefinnere Schönheit.‘

Vermögen wir auch nicht die Beuroner Schule so hoch einzuschätzen, so stimmen wir doch dem Grundgedanken Kepplers vollständig bei: daß das charakteristische dieses Stils nicht der Eklektizismus ist. Nur dem oberflächlichen Betrachter wird sich ein derartiges Urteil aufdrängen. Ein eklektischer Stil kann niemals so organisch sein, wie es der Beuroner Stil ist. Dessen beste Werke — und auf diese kommt es bei der Kritik zunächst an — gehen nach Form und Inhalt harmonisch ineinander auf.

Man kann auch eine Schule von solcher Eigenart und Fülle der Schöpfungen, von solcher Vielseitigkeit des künstlerischen Schaffens nicht auf ein paar Seiten genügend zur Darstellung bringen. Wir müssen uns deshalb mit einer ungefähren Andeutung des Wesentlichen hier begnügen. Eine abschließende Beurteilung wird erst das große Prachtwerk ermöglichen, das uns in einigen Jahren die ganze Beuroner Kunst in Bild und Wort vorlegt.

Sie ist in der Hauptsache, jedenfalls in ihren reifsten Werken, Kirchenmalerei, die aber nicht als das Produkt des benediktinischen Geistes, noch als das Ergebnis autoritativer Weisungen dargestellt werden darf. Wie alles bedeutungsvolle Neue ist sie die Tat eines großen Einzelnen. So war es selbst mit der Gründung der Orden; man denke nur an Benediktus und Franz von Assisi! Für die Beuroner Kunst heißt dieser Schöpfer P. Desiderius Lenz. Dessen ganzer Charakter wie künstlerische Anlage eignen ihn

vorzüglich zum Gründer einer religiösen, ja einer streng monastischen Kunst. Sein durchaus dogmatisches Denken und der starke Symbolismus seines Empfindens weisen ihn vor allem auf die Liturgie der Kirche hin, d. h. auf eine Anbetungskunst. Die vorwiegend architektonische Begabung des Künstlers wie seine Vorliebe für das Plastische lassen ihn den Schwerpunkt seiner Schöpfungen in der Linie suchen. Dadurch wird er als Maler zum Fresko und hier wiederum zu jener Gestensprache veranlaßt, die das besondere Kennzeichen der Beuroner Schule sind.

P. Lenz (geb. 12. März 1832) war ursprünglich Schreinergehilfe. Im November 1850 kam er nach München, um am dortigen Polytechnikum die Modellierschule zu besuchen. Bald darauf trat er in die Bildhauerklasse der Akademie über. Von 1858—62 war er Professor an der Nürnberger Kunstschule. Dann zog er nach Italien, um weitere Studien zu pflegen. Aber nicht die Renaissance wurde sein Vorbild, sondern die Antike, vor allem die ägyptische Kunst. Es gibt von ihm aus dieser Zeit ein paar Statuetten Mariens, die, rein linear und formell betrachtet, eine Isis darstellen könnten. Nur der jungfräuliche Schimmer, der sich in die Auffassung mischt und selbst das Gewand durchgeistigt, läßt den kommenden Stil ahnen.

Zunächst fesselte Lenz die archaische Kunst der Griechen. Die Äginetengruppe in der Münchener Glyptothek zog ihn durch ihre architektonischen Formen und strengen Proportionen ‚magisch' an. Was ihm an diesen Werken besonders gefiel, führte ihn durch konsequentes Studium zu deren Quelle, zur ägyptischen Kunst. Sein ganzes Streben ging nun darauf, die Prinzipien zu finden, ‚wodurch solche Schöpfungen ermöglicht wurden.' Daß die Geometrie und Teilung Hauptfaktoren seien, hatte er längst erkannt. Dazu kamen zwei neue Elemente: unerbittliche Kritik über das unbedingt Notwendige — also Ausschluß jeder Subjektivität — und Harmonie des Ganzen. So wird ihm die Kunst das absolute Gegenteil der Natur. Um so mehr muß seine religiöse Kunst über die Natur hinausgehen; denn das Monumentale und Statische, das ihr Wesen ausmacht, fehlt der Natur durchaus. Zu diesem Ziele führt nicht die Phantasie, sondern allein das Messen, Zählen und Wägen. ‚Das Ziel aller hohen Kunst ist die Übertragung, die charakteristische Anwendung der geometrischen, mathematischen, symbolischen Grundformen aus der Natur im Dienste großer Ideen. . . . Die einfachsten Figuren und Formen, die einfachsten Grundzahlen, Grundmaße, Klang- und Farbentöne sind die edelsten und besten, die künstlerisch wertvollsten. Je näher dem Ursprung, der Quelle, dem Eins, um so besser und heiliger und fähiger sind sie, Heiliges auszudrücken.' — So arbeitet in dieser Ästhetik und Kunst alles auf das Typische, Normale hin. Die letzte Konsequenz ist der Kanon, d. h. ein bestimmtes Schema, an das man sich wie an ein Dogma halten muß. Er stammt ‚nicht eigentlich aus der lebendigen Natur, sondern aus der ästhetischen Geometrie'.

P. Desiderius übersieht aber bei seiner Anpreisung dieses Generalrezeptes ein Doppeltes. Bei den Ägyptern ist der Kanon eine notwendige

Äußerung ihrer strengen Gesellschafts- und Religionslehre, die dem Individuellen keinen Raum lassen. Auch ist ihre Kunst ein Reflex ihres mathematischen Genies.

Wenn aber die Griechen durch Polyklet eine Art Kanon besaßen, so ist dieser nicht in dem scharfen Sinne des P. Lenz aufzufassen. Wohl läßt sich die griechische Plastik der klassischen Zeit auf verhältnismäßig wenige Typen reduzieren; doch diese Beschränkung entspringt lediglich dem einzigartigen Kunstgefühl und der hohen ästhetischen Kultur der Griechen als eine gleichsam instinktive Forderung.

P. Desiderius' unmalerische Kunstrichtung erhielt eine sehr glückliche Korrektur und Ergänzung durch seinen Freund P. Gabriel Wüger und dessen Schüler Lukas Steiner.

Wüger (geb. 2. Dezember 1829 zu Steckborn in der Schweiz, gest. 31. Mai 1892) studierte von 1847—59 in München, die folgenden zwei Jahre zu Nürnberg; 1862—69 lebte er in Florenz und Rom, wo er 1865 vom Kalvinismus zur katholischen Kirche übertrat. Wüger war, wie seine Studien und Skizzen beweisen, durchaus Maler und von weicher, feiner Empfindung. Seine Lyrik brachte einen zarten Klang, eine menschlich sympathische Note in die ehernen Gedanken und Formen des P. Desiderius.

P. Steiner (geb. 9. Juli 1849 zu Innenbohl) hatte eine treffliche Begabung für malerische Komposition, die den Bildhauer Desiderius wie den mehr im Einzelnen wirksamen P. Gabriel harmonisch ergänzte. Der schönste und reinste wie reichste Akkord, den die gemeinsame Arbeit dieser drei ergab, ist die St. Mauruskapelle bei Beuron; einige Jahre später, 1872, traten sie in den Orden.

Die verwitwete Fürstin Katharina von Hohenzollern, die den Benediktinern das Kloster eingeräumt hatte, wollte 1868 in dessen Nähe eine Kapelle erbauen. Professor Lenz, der damals gerade in seiner Heimat war, wurde um einen Plan gebeten, der den Beifall der Fürstin fand. — Richard v. Kralik meint über dieses Werk: ‚Es dürfte kaum zu viel gesagt sein, wenn man diesen Bau trotz seiner Kleinheit für das Reinste, Logischeste, Wahrste und Vollkommenste erklärt, was seit den Bauten der Akropolis von Athen geleistet wurde. Form und Gehalt, Idee und Technik haben sich kaum je zu einer harmonischeren Einheit verbunden.'

Wenn wir auch nicht dieser absoluten Wertung zustimmen können, so gestehen wir doch gerne, daß auch uns dies Kirchlein wie weniges derart ergriffen hat. In seinen Linien und Farben mutet es durchaus antik an; sein Geist darf ohne Übertreibung als seraphisch bezeichnet werden.

Der Grundriß der Kapelle ist ein Quadrat, dem sich eine offene Halle mit zwei vierkantigen Säulen vorlegt. Der Bau erhebt sich wie organisch aus den Hügelwellungen der Landschaft. Eine kleine Stufenterrasse führt zum Eingang empor. Sie bildet in der Seitenansicht mit der durchbrochenen Vorhalle eine malerisch bewegte Linie, die sich unter den beiden Dachseiten in

einen Fries fortsetzt — Szenen aus dem Leben des hl. Benediktus und Maurus. Deren heitere Farbenstimmung wie klare Umrisse atmen den Geist der Legende; durch die liebliche Auffassung wird dieser Eindruck noch gesteigert. Ein wohl erwogener Rhythmus in der Verteilung der Gestalten gibt dem Ganzen etwas Melodiöses. Ernster repräsentiert sich die äußere Portalwand. Über dem Eingang thront auf tiefblauem Grunde Maria mit ihrem Kinde. Das wunderbar feine Gesicht zeigt einen ergreifend zarten Ausdruck jungfräulicher Hoheit. Das weiße Gewand erhebt in der feierlichen Geschlossenheit seiner antiken Liniatur diese Jungfrau zur majestätischen Gottesmutter, ohne ihre Lieblichkeit zu unterdrücken. Zur Rechten und Linken stehen säulengleich, ehrfurchtsvoll St. Benedikt und Scholastika. Darunter läuft, durch den Eingang geteilt, ein Fries von Mönchen und Nonnen, die Schalen emporhalten. Die tiefempfundene Bewegung dieser Opfernden überträgt sich mit filigraner Feinheit auf ihre Draperie. Die harmonische Raumverteilung, die sich auch sonst noch in dieser vielfach gegliederten Fläche offenbart, zeigt wohl die stärkste Seite der Beuroner Kunst. Dieser Sinn für das Organische läßt ihren Schöpfungen auch da noch etwas abgewinnen, wo das Einzelne hart oder schematisch erscheint.

Der Innenraum erhält durch ein kleines Doppelfenster von links und rechts nur spärliches Licht. Die Altarwand zeigt auf tiefblauem Grunde den Gekreuzigten mit je drei Heiligen. Über ihnen schweben die Symbole der Evangelisten. Die Disposition der einzelnen Figuren und ihre monumentale Einfachheit geben im Bund mit der klaren, ungebrochenen Farbe eine ernst liturgische Stimmung, deren Feierlichkeit uns innig ergreift. Die Heiligen spiegeln nicht ihr persönliches Erleben des furchtbaren Geschehnisses wieder, sondern leben ganz in Anbetung, Hingebung, Staunen, Dankbarkeit gegen Gott. Die Lotosstengel, die mit Fächerpalmen gekrönt sind, ziehen als einzige Dekoration unser Auge auch an den Seitenwänden in die Höhe, wo in zwei Friesen je vier Engel den Geist des Gebetes versinnbilden. Sie knien vor Schalen, aus denen der heilige Rauch wie eine bewußte Opferhandlung quillt. Ihre Flügel beben in visionären Schauern, und ihr Gewand ist wie das Atmen ihrer Seele. Die Hände werden zum Deuter der Gedanken und Gefühle. Es spricht ein unbeschreiblicher Drang der Auflösung, des sich Verlierens in das Göttliche aus diesen Engeln und zwingt uns ganz in ihren Anbetungsbann. Ich zweifle, ob es in der gesamten Kunst eine ähnlich suggestive Verkörperung rein geistiger Wesen und ihrer Tätigkeit gibt.

Derartiges haben die Beuroner selbst nicht mehr erreicht, obwohl gerade ihre Engelsgestalten auch in den schwächeren Schöpfungen immer noch zu ihren besten Leistungen gehören, ja sogar für die christliche Kunst der Gegenwart ein fruchtbares Element werden könnten. Die Fähigkeit, durch eine deutliche Form Abstraktes konkret werden zu lassen, gehört mit zu den starken Eigentümlichkeiten dieser Kunst, der die Andeutung wichtiger ist als der erschöpfende Ausdruck des Darzustellenden.

Wenden wir uns dem Ausgang zu, so sehen wir an dessen Wand den Tod des hl. Maurus. Die Komposition fällt auseinander, aber manche Gestalten sind von patriarchalischer Größe und innigster Anteilnahme. Wie die schwarzen Kutten uns schon die Empfindung ihrer Träger erkennen lassen, bevor wir diesen ins Gesicht schauen, verrät eine Fähigkeit des linearen Ausdruckes und seiner Belebung, die wir nur bei Giotto und der Antike finden.

Der Altar ist in den allereinfachsten Formen gehalten. Eine leichte Dekoration von ägyptischen Motiven und griechischem Geschmack ziert ihn diskret. Unter der Opferplatte liegt St. Maurus wie im Todesschlaf. Seine Seele weilt bereits im Jenseits; sie sendet dem Leib, der sie so lange geborgen, als leisen Ewigkeitsgruß eine verklärte Ruhe. Es ist ein typisches Hinscheiden des Gerechten ohne die harten Akzente, denen eine derartige Darstellung sonst leicht verfällt.

Beschaulichkeit, sich mit Gott eins fühlen und daraus fröhlich werden für seine Lebensaufgabe kündet uns St. Maurus im Innern; das Äußere wirkt durch seine Farbenfreudigkeit und die reinen Reize der Linien, wie durch die Klarheit seiner Teile und deren Symmetrie als ein schönes Symbol der Gottesnähe.

So stimmen wir P. Pöllmann vollkommen bei, wenn er in seiner Studie ‚Vom Wesen der hieratischen Kunst' meint: die St. Mauruskapelle sei ‚das reinste und reifste Werk der Beuroner Schule'. Nur muß ausdrücklich betont werden, daß deren Schöpfer damals noch keine Beuroner waren, daß sie vielmehr aus ihrer künstlerischen Auffassung heraus zu jenem Werke kamen. Wenn ihnen später ähnliches nie mehr gelang, so liegt dies nicht zunächst und zumeist an dem Fehlen einer ähnlichen Aufgabe, sondern an der wachsenden Strenge ihres mönchischen Geistes, der ihre Kunst einschnürte.

Nicht verkannt werden soll, daß das Ordensleben die Künstler tiefer, symbolischer, typischer gemacht, gewiß hohe Vorzüge für eine rein liturgische Kunst; aber sie haben darüber fast alle Rücksicht auf die Bedürfnisse der Menschen verloren. Sie lassen nicht bloß deren ästhetisches und ethisches, sondern auch ihr Trost- und Erbauungsbedürfnis außer acht, wie solches selbst in der kirchlichen Kunst stets als berechtigte Forderung anerkannt und gepflegt wurde. Eine reine Anbetungskunst kann Mönchen genügen, die aller Sorge um das Irdische durch ihr Kloster enthoben sind; uns andern wird sie eine erhabene Predigt, — aber man kann nicht immer nur predigen hören.

Rein formal hat sich die Schule durch ihre vorwiegend typische Kunst und ihre strengen Absichten auch verhärtet, namentlich seit dem wachsenden Einfluß des P. Desiderius und durch den Tod P. Wügers wie die Krankheit P. Steiners, der nicht mehr arbeitsfähig ist. So hat sich der Beuronerstil auch in seinen guten Leistungen die letzten zwei Jahrzehnte in eine Steifheit, unkörperliche Behandlung des menschlichen Leibes und in eine Geschraubtheit der Gebärdensprache eingeschnürt, die für jedes künstlerisch empfindende Auge eine Vergewaltigung bedeuten.

Nicht geleugnet werden soll, daß über die St. Mauruskapelle hinaus der Stil noch eine Steigerung für monumentale, statische und grandiose Aufgaben anstreben mußte. Für unser Empfinden hat er das am besten vorläufig in Emaus erreicht. Diese sechzehn Fresken aus dem Leben Mariens sind in dem Sinne die schönste, einheitlichste Schöpfung der Schulbegründer. Hier haben sie auch in der Farbe ihre höchste Leistung zu verzeichnen.

So fein diese Künstler im einzelnen koloristisch wirken und oft jene merkwürdigen Seelenreflexe auslösen, auf die schon Goethe in seiner Farbenlehre hingewiesen, — daß gewisse Töne gewisse Eindrücke in uns erwecken, z. B. violett ein Gefühl der Feierlichkeit, — so selten gelingt ihnen der Ausgleich der Farbenwerte untereinander. In St. Emaus aber haben sie auch dies in manchen Bildern nahezu vollkommen erreicht, wie der ganze Zyklus mit den Wänden und Säulen des Kirchenraumes glücklich zusammen gestimmt erscheint.

Die sonstigen Werke der Beuroner: die Klostergänge und Kirche zu Beuron, die Ausschmückung von Kapellen und Gotteshäusern in Konstanz, Königgrätz, Teplitz, Röckelwitz und Ehrenbreitstein, der große Kreuzweg für die Marienkirche zu Stuttgart und die ersten Malereien zu Monte Casino zeigen keine neuen Elemente außer dem immer stärkeren Einfluß von P. Desiderius' mathematischer Art.

Zwischen St. Maurus und jenem ersten großen Stil von Monte Casino, wie dem zweiten strengen Stil des P. Desiderius, steht der Kreuzweg. Er ist durchaus reliefartig gedacht und empfunden. Dies gereicht ihm um so weniger zum Vorteil, als auch die Färbung eine wenig glückliche ist. Auch vermissen wir das Organische der Gruppierung. Das Ganze wirkt wie schlecht gestellte lebende Bilder. Rein psychologisch erscheint eine Reihe von Gestalten zu gleichförmig und deshalb unwahrscheinlich oder doch ermüdend. Aber es finden sich auch Figuren von ergreifendster Plastik. Jedenfalls leben in dieser Schöpfung viel Geist, viel Betrachtung und religiöse Weihe. Auch das künstlerische Können steht auf hoher Stufe; man darf nur nicht vergessen, daß da, wo es für uns unnatürlich oder wenigstens geschraubt erscheint, diesen Künstlern nicht das technische Vermögen, sondern der Wille zu anderer Äußerung ihrer Gedanken und Gefühle fehlt.

In St. Gabriel ist P. Desiderius' letzter Stil zu einer für uns ungenießbaren Entfaltung gekommen. Eine derartige Umsetzung der menschlichen Gestalten in fast geometrische Gebilde, so daß die Figuren zu Walzen und Rechtecken werden, kann nicht mehr mit der Naturüberwindung der kirchlichen Kunstformen begründet werden. Dies ist Naturfeindlichkeit, und die Gesamtwirkung wird eine unnatürliche.

Ein merkwürdig einseitiger Symbolismus und eine zähe Vorliebe für dessen theoretisches Ausspinnen charakterisiert schon den jungen Lenz. Mit dem Eintritt in den Orden und dem zunehmenden Alter hat sich diese Eigenart fast zur seltsamen Zahlen- und Maßphantasie eines Raymundus Lullus ent-

wickelt. Das Malerische geht dadurch bis auf gewisse Farbentöne und lineare Feinheiten beinahe verloren. Das Plastische wird zur geometrischen Zeichnung, das Ganze zu lebensgroßen Hieroglyphen; das aber ist nicht mehr bildende, sondern Zeichen- und Schreibkunst.

Wird eine solche Auffassung und Kunstübung gar noch in die unerbittlichen Regeln eines mathematischen Kanon festgelegt, so kann dieser wohl eine Schule nachahmender, nachempfindender Handwerker hervorbringen, aufstrebenden Künstlern aber wird eine so unerbittliche Regel zum Hemmnis, ja zur Erstickungsgefahr. Das Mittelmäßige des Könnens und das Durchschnittliche des Geschmacks kommen damit zur Herrschaft. — Man ahnt auch in den meisten Schularbeiten, die die Beuroner in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren geschaffen, kaum mehr die Größe, Tiefe und Feinheit ihres Anfangs, etwa jener Pietà, die durch farbige Nachbildungen weit bekannt und eine besonders charakteristische Arbeit der Beuroner Kunst ist.

Und das alles noch bei Lebzeiten des P. Desiderius, der sich selbst in seinen Versteinerungen das erstaunlichste Kompositionstalent und eine fast mimosenhafte Empfindung für reine Linienwirkungen bewahrt hat, wie kaum ein Künstler der Gegenwart, auch nicht ein Fernand Khnopff.

Den nicht künstlerischen Patres wird durch diese Theorie ihres Künstlers par excellence eine furchtbare Waffe der Kritik in die Hand gegeben. Sie können damit gleichsam fachmännisch jede freiere Regung zurückweisen und ihre Klosterkunst noch mehr als bisher zur Illustration theologischer Begriffe und Formeln ausbilden, während die kirchliche Kunst doch ihre schönste und fruchtbarste Aufgabe darin hat: in die Geschichte und Geheimnisse der Religion einzuführen.

Die Überschwemmung mit solcher Schulware schädigt nicht bloß das Ansehen der Beuroner Kunst überhaupt. Sie verhindert vor allem die Aussicht, daß sich wahre Künstler ihr anschließen. Nur dadurch aber, nicht durch einen Kanon oder ein mustergültiges Ordensleben wird die Erneuerung der Beuroner Kunst erreicht, wird sie vor dem endgültigen Sieg des Schemas, vor dem Aussterben oder vollständiger Erstarrung bewahrt.

Wie wenig wir mit unserer Befürchtung Gespenster sehen, zeigt die schon genannte Broschüre des P. Pöllmann, worin sich dieser feine Kopf krampfhaft abmüht, die Beuroner Kunst als ein Ergebnis des benediktinischen Geistes zu erklären, — und sie ist doch die Schöpfung eines Künstlers, der wesentlich fertig war, als er in den Orden trat. Damit aber nicht zufrieden, will P. Pöllmann die Beuroner Kunst auch noch als die hieratische Kunst erweisen. Ganz abgesehen davon, daß zu solchem Beweis Kunstgeschichte und Kunsturteil eine gleich starke Vergewaltigung erleiden müssen, geht diese Forderung auch viel weiter, als die Kirche selbst je gegangen ist. Diese hat keinen Stil als den kirchlichen Stil erklärt und nicht einmal in Fiesole ein künstlerisches Seitenstück zu den Kirchenlehrern aufgestellt, indem sie ihn zum ‚Kirchenmaler' erhoben. Die Liturgie endlich, auf die sich P. Pöllmann vor

allem berust, kennt sogar im Meßritus eine liebevolle Rücksichtnahme auf die Beter; man denke nur an die Orationen! Es wird auch im Ernste wohl niemand behaupten dürfen, daß durch den ersten Zweck der Religion, die Verherrlichung Gottes, die sittliche Vervollkommnung des Menschen vom Gotteshause ausgeschlossen sei. Ist dies aber nicht der Fall, so hat dessen Besucher sogar ein Recht darauf, hier Friede, Freude, Klarheit und Trost zu finden. Für alles das geht man in der Beuroner Kunst ziemlich leer aus. Die Heiligen schildert sie nur in ‚verzückter Anbetung'. Wir brauchen sie aber ebenso sehr als Vorbilder des sittlichen Ringens, und hiefür sind sie uns selbst in ihren Kämpfen, Versuchungen und Leiden eine Quelle der Kraft.

Will die Beuroner Kunst auf weitere Kreise wirken, — und sie soll es, weil ihr Geist ein so reiner, heiliger und starker ist, — so muß sie sich aufs neue mehr an die Natur anschließen; diese war immer die Schule der Kunst und muß es auch für Beuron wieder werden. Es braucht dies nicht im Sinne irgend welchen ‚Realismus' zu sein, der sich für eine strenge, liturgische Kunst nicht eignet. Aber es muß doch in dem Sinne auf die Wirklichkeit Rücksicht genommen werden, daß die Grundlage der menschlichen Gestalt nicht ein Schema, sondern die Natur ist.

In dieser Richtung hat uns das Bild des P. Vercade ‚Maria und Eva' zu Wien freudig berührt. Wir sahen nämlich daraus, daß bei aller Strenge des benediktinischen Geistes doch die Freiheit des Künstlers nicht unterdrückt wird, wie wir in P. Vercade einen Künstler begrüßen, der die wahre Quelle zur Erneuerung der Beuroner Kunst, die Natur, wieder aufsucht. Es soll nicht geleugnet werden, daß sein Stil erst ein Versuch ist. Aber auch P. Desiderius hat den seinigen erst nach jahrelanger Arbeit und mühseligem Studium gefunden.

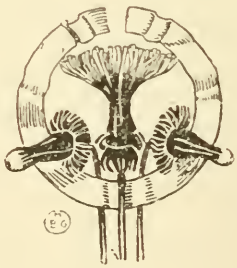
Um das Bild dieser Kunstschule wenigstens in den Grundzügen zu vervollständigen, mag noch mit wenigen Worten auf deren mehr gewerbliche Tätigkeit hingewiesen werden.

Die feierliche Erhabenheit und Ruhe der großen Kunst spiegelt sich auch in den reifsten Werken der Beuroner Kleinkunst. In der Wiener Ausstellung waren vor allem ein Ziborium nach den Angaben des P. Desiderius und Kelche nach P. Andreas zu sehen. Die Verhältnisse der einzelnen Teile untereinander wie der Totaleindruck der Gefäße war ein streng organischer. Die Farben wie die ganze Ornamentik zeigten wieder die erlesene Dekorationskunst des Meisters. Eine mächtige Monstranz wies fein ziselierte Formen auf, während sie als Ganzes zu wenig einheitlich wirkte. Eine Schöpfung bedeutendster Art ist ein Kruzifix, besonders auch in der Farbenstimmung überaus reich und von mystischem Eindruck. Die Leuchter und sonstigen Altargefäße weisen durchaus das Streben nach neuen Formen auf. Kann man auch nicht immer von einer Lösung des Problems reden, so zeichnet doch alle ihre stark konstruktive Anlage aus, die ihnen stilistische Kraft und religiösen Ernst verleiht. Jedenfalls liegt hier eine besonders zukunftsreiche Quelle der kirchlichen Klein-

kunst überhaupt beschlossen. Die Paramente, die von den Nonnen zu St. Gabriel in ihrer Ornamentik und Ausführung durchaus selbständig gearbeitet sind, zeigen den erlesenen Geschmack und die hohe Kultur derer, die sie verfertigt. Es stehen diese Arbeiten weit über unserer landläufigen Paramentik und gehören jedenfalls zum Reifsten, was die Beuroner Kleinkunst bis jetzt hervorgebracht. Weniger begeistern können wir uns für die Pergamentmalereien, die in der Farbe von außerordentlicher Zartheit sind, das Figürliche aber doch zu leblos behandeln, den Menschen fast zum Ornament herabdrücken. Alles aber atmet jenen gesunden, reinen und zielbewußten Geist, der die Beuroner Kunst auszeichnet.

Einige Worte wären noch über deren Heiligenbildchen zu sagen. Durch ihre scharfe Linie, klare Farbe und flächenhafte Behandlung des Körperlichen wirken die Beuroner Bilder auch in starker Verkleinerung noch sehr deutlich und eindrucksvoll, eignen sie sich sehr für Miniaturausgaben. Als einen starken Verstoß gegen die eigenen Grundsätze und eine bedauerliche Rücksichtnahme auf den schlechten Geschmack des kaufenden Publikums muß es aber bezeichnet werden, wenn die Beuroner um ihre Bildchen Spitzen fügen. Sie hätten doch in ihren reichen Studien- und Skizzenmappen wie in zahlreichen Motiven ihrer bisherigen Schöpfungen die herrlichste Auswahl von stilgemäßen Umrahmungen. Überdies ist das Dekorative eine der stärksten Seiten ihres Künstlertums. Ebenso unzulässig ist es, moderne Elemente klischeemäßig herumzulegen. Die Künstler der Schule dürfen es nicht unter ihrer Würde halten, hier fördernd einzugreifen. Sie sind das ihren Prinzipien wie der Volkserziehung schuldig.

Unsere christlichen Künstler aber, denen die Beuroner ‚weniger liegen', könnten von diesen außerordentlich viel lernen — nicht als Nachahmer, wohl aber für den Geist und die Form einer neuen monumentalen, liturgischen Kunst. Solange nicht ein Genius uns seine Formen bringt, solange bleibt den Durchschnittstalenten nichts anderes übrig, als von all denen zu lernen, die mehr können als sie selbst.



In Grammaticos.

Zur Frage des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen.

Von

Johannes Moser.

Von der angeblichen Notwendigkeit des deutschen Grammatikunterrichts reden die Lehrpläne mit einer Sicherheit, als wäre ein Zweifel nicht mehr möglich. Ich glaube aber, daß hier schulmeisterliche Lust am Systematisieren und Autoritätsglaube mehr beteiligt sind als die im praktischen Schulleben gewonnene Überzeugung.

Welches Ergebnis hatte denn der Grammatikunterricht in den letzten vierzig Jahren?

Gehen wir nach dem Satze: ‚An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen,‘ dann ist die Erfolglosigkeit erschreckend.

Setzen wir das Ziel des Unterrichts in irgend einem Fache gleich hundert Prozent, so mag in einer gut geleiteten höheren Mädchenschule der Grammatikunterricht im Französischen und Englischen siebzig bis achtzig Prozent davon erreichen. Für den deutschen Grammatikunterricht, als reinen Wissensstoff genommen, werden nicht fünf Prozent übrig bleiben. Die Unlust am Gegenstand sehen wir auf Lehrer und Schüler gleichmäßig verteilt. Eine geheime Abstimmung müßte jeden Zweifel widerlegen.

Ich dächte, die Sache sei ernst genug, um die Frage: Warum? und woher? einmal ehrlich zu erwägen.

Entspricht die den Lehrplänen beigegebene Begründung der psychologischen Wahrheit, der pädagogischen Erfahrung? Ist der deutsche Grammatikunterricht ein wesentliches Element der formalen Bildung?

Hier liegt, wie mir scheint, der ganze Kern der Frage. Ich sage: ‚Nein‘ und behaupte, daß gerade der Grammatikunterricht im Deutschen für sich allein

so gut wie keine formale Bildung vermittelt,

Zeit und Nervenkraft unnötig und deshalb in schädlicher Weise in Anspruch nimmt,

daß er endlich das Kind der Liebe zur Muttersprache entfremdet.

Machen wir einen Vergleich. Lautes Denken oder Sprechen ist dem Menschen so natürlich wie das Gehen. Man sagt mit Recht: sich in Gedanken ergehen. Ganz gewiß gehört zur vollendeten Erziehung auch eine Ausbildung im Gehen mit Rücksicht auf die Gesundheit sowohl wie auf Anmut der Haltung. Leider wird das bei uns sehr vernachlässigt im Gegensatz zu

Frankreich, wo der Satz: Soyez un peu plus gracieuse zu den gewöhnlichsten Mahnungen der Institutsvorsteherin gehört. Wollen wir nun dem Kinde eine Analyse der Fußbewegung eintrichtern? Wollen wir es über den komplizierten Knochenbau von Unter- und Oberschenkel oder des Fußgewölbes unterrichten und noch ein Dutzend gelehrter Namen dazugeben für Bänder, Sehnen, Muskeln und Nerven? Wäre es nicht richtiger, diese Dinge denen zu überlassen, die sich mit der Systematik des Körperbaues berufsmäßig beschäftigen? Wollten wir doch die kostbare Schulzeit besser verwenden und

das Kind über die Notwendigkeit des schönen Gehens belehren,
ihm Beispiele einer tadellosen Gehbewegung vorführen,
es durch Übung in die kleinen Geheimnisse davon einweihen; und
durch die ganze Art und Weise des Unterrichts ihm soviel Lust und Liebe an einem anmutigen und würdevollen Gange beibringen, daß es, mehr von der Schönheit der Sache, als von den Worten des Lehrers bewogen, sein ganzes Leben hindurch das Gelernte beibehält und praktisch zu vervollkommnen strebt.

I.

Was man vom deutschen Grammatikunterricht bis heute in den analogen Beziehungen erwartete, hat er nicht erreicht und konnte er nicht erreichen. Zum Beweise genügt ein Blick auf den Unterrichtsbetrieb dort, wo am gewissenhaftesten nach dem Lehrplan gearbeitet wird, wo der Grammatikunterricht in der Blüte steht, ich meine im Lehrer- und Lehrerinnenseminar.

Um uns das ‚höchst Schaudervolle' an der Sache, das Auswendiglernen und Aufsagen wissenschaftlich (!) abgefaßter Paragraphen zu vergegenwärtigen, mag ein kleines Beispiel aus der weit verbreiteten Grammatik von Wetzel hier folgen. Nehmen wir ein beliebiges Kapitel:

§ 101. Das Attribut. Hier wird das arme Attribut unter einem wohlgezählten Dutzend Nummern abgehandelt.

Nachdem zuvor tiefsinnig bemerkt worden:

‚Als Attribut ist nicht zu fassen der Artikel, weil er ein Glied des Substantivs ist,' heißt es, mit Weglassung der Beispiele, in No. 1:

‚Attribute sind: das attributive Adjektiv (adjektivische Begriffswort), das jetzt in der Regel dem Substantiv vorangeht.

Bezieht sich ein Adjektiv auf ein Adjektiv-Substantiv oder auf ein substantiviertes Partizip, so ist dasselbe als Adverb zu fassen, weil bei den Beziehungswörtern die adjektivische Natur zu sehr hervortritt.

Bezieht sich das attributive Adjektiv auf ein zusammengesetztes Substantiv, so richtet es sich in allem nach dem Grundworte des letzteren. Fehlerhaft ist es, es auf das Bestimmungswort zu beziehen. In solchen Fällen löse man das Kompositum lieber auf oder ziehe das Attribut mit in die Zusammensetzung hinein.

Manche durch ein substantivisches Attribut bestimmte Substantive werden gleich Kompositis behandelt, wie überhaupt bei sächlichen Namen für weibliche Personen häufig das natürliche Geschlecht angewandt wird, wenn der Artikel oder das Pronom dem Substantiv nicht eingeordnet ist.'

Die elf weiteren Nummern sind ebenso klar und anziehend in der Form.

§ 106 beschäftigt sich mit den elliptischen Sätzen.

Der ganze Paragraph ist ein Muster unangemessener Definitionen und überflüssiger Einteilungen. Oder glaubt man, das Stilgefühl des Schülers zu heben, wenn wir ihn lernen lassen, daß es logische und grammatische Ellipsen gibt, die wieder Nominal-Ellipsen und Verbal-Ellipsen sein können? Ich frage: Was soll der arme, Deutsch lernende Schüler überhaupt anfangen mit diesem Wust fremdartiger Benennungen von attributiven Adjektiven, von adjektivischen Substantiven, von substantivischen Attributen, Nominal-Ellipsen usw.? Wird hier nicht Zeit und Nervenkraft in unverantwortlicher Weise verbraucht? Erfaßt den Schüler nicht geradezu Ekel vor einem Unterrichtsgegenstande, der ihn innerlich aufreibt, ohne ihm den geringsten Nutzen zu gewähren? Oder sollen später auf der Konferenz die Kollegen verblüfft werden durch geistreiche Anwendung von Nominal- und Verbal-Ellipsen?

Die Schulgrammatik der deutschen Sprache von Fr. Martin macht dem Kinde den Begriff der Zeitwörter folgendermaßen deutlich:

‚Es sind solche Wörter, welche, wie früher angeführt, Begriffe des Geschehens enthalten, d. h. solche Begriffe, die nicht eine in sich abgeschlossene, sondern eine sich in der Zeit vollziehende, aus einer Anzahl einzelner, zeitlich aufeinander folgender Teilvorstellungen sich zusammensetzende Vorstellung darstellen. Diese Fortbewegung ist natürlich nicht als eine örtliche zu fassen, sondern als eine logische; es ist dies nichts anderes als das, was oben als Tätigkeit (im weitesten Sinne des Wortes) bezeichnet wurde.'

Vor Erfindung des Marterwerkzeuges, so man ‚Deutsche Schulgrammatik' nennt, wurde den Kindern einfach gesagt: Das Zeitwort gibt an, was ein Ding tut oder leidet. Heutzutage, wo das Problem der Bewegung viel tiefer erforscht ist, fügt man gewissenhaft hinzu, daß ‚zeitlich aufeinander folgende Teilvorstellungen' keine örtliche Fortbewegung in sich schließen.

Ist das nicht wissenschaftlich gedacht und pädagogisch fein ausgedrückt?

* * *

Altmeister Goethe sagt einmal: ‚Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns Herrschaft über uns selbst zu geben, das ist vom Übel.' So darf man auch sagen: Alles, was unseren Geist ergreift, ohne ihn zu befreien, ohne ihn groß zu machen und zu bereichern, das ist vom Übel. Was soll eine grammatische Analyse in einem sonderbaren Sprachmischmasch von unverstandenen griechischen, lateinischen und deutschen Wörtern dem Schüler nützen? Wozu diese Häufung von Namen und Einteilungen? Warum von kopulativen, adversativen und kausalen Verhältnissen viele Seiten lang reden?

Soll das die ersehnte formale Bildung bringen? ‚Hast du dir's auch redlich selbst bekannt?' Wagst du vielleicht nur deshalb nicht zu widersprechen, weil es so im Lehrplan steht, und weil auch dein Vordermann in der Konferenz geschwiegen hat? Wird sich deiner ehrlichen praktischen Überzeugung nach in einem Schüler das Gefühl für Klarheit der Gedankenreihe, für Durchsichtigkeit und Feinheit der Darstellungsform günstig entwickeln, indem sein Gedächtnis mit Examensätzen, will sagen mit allerhand examinierbaren Fremdwörtern angefüllt wird? Wollen wir das nicht lieber den Chinesen überlassen? Müssen wir den Schüler unnötig quälen, anstatt ihm zu zeigen, daß er Satzungeheuer mit verwickelten grammatischen Verhältnissen überhaupt nicht machen soll? Könnten wir das gute Deutsch vieler Schulgrammatiken nicht gleich als abschreckendes Beispiel benützen?

Die Entwicklung der deutschen Prosa in den letzten Jahrzehnten drängt mit elementarer Gewalt nach Einfachheit und Durchsichtigkeit. Die Schnelligkeit des Verkehrs, das rasch redigierte Telegraphendeutsch der Zeitungen, der Einfluß des Englischen in der Handelswelt sind daran ebenso beteiligt wie das Stilgefühl des modernen Schriftstellers überhaupt und die Sucht nicht weniger, aufzufallen und etwas Besonderes zu bringen. Wir stehen hier vor einer gewaltigen Strömung, und die Schule muß damit rechnen. Die Gefahr, an seinem langatmigen, schlechten deutschen Stil als Schulmeister erkannt zu werden, wächst bedenklich mit jedem Jahre. Soviel aber steht fest: Mit Menschen, die unter zweiundachtzig Stunden wöchentlicher Schul- und Arbeitszeit zu seufzen haben, und die nächstens noch an Hygiene, Soziologie, Statistik und anderen schönen Dingen sich erbauen werden, darf man gerade der ‚formalen Bildung' zulieb solche Bildungsexperimente wie bisher nicht länger machen. Sie zeitigen kein germanistisches Wissen und kein stilistisches Können. Sie sind also mehr als überflüssig, sie sind schädlich. Wird aber der angehende Lehrer mit solchen Dingen nicht behelligt, so fehlt ihm auch die Versuchung, später mit den eigenen Schülern sprachliche Vivisektionen vorzunehmen.

II.

Man wende nicht ein, geistloser Grammatikunterricht mit Abfragen und Aufsagen endloser Unterscheidungen und Regeln könnte nur die Ausnahme bilden. Beweis dessen die tägliche Erfahrung in allen Schulen, wo man von der deutschen Grammatik wirklich oder angeblich ‚für die formale Bildung' etwas erwartet. Und außerdem: Was soll denn der Lehrer anfangen mit dieser Grammatikstunde, die wie ein Fremdkörper im Organismus des Lehrplans von ihm empfunden wird? Nehmen wir den günstigsten Fall. Der Lehrer versteht mit der Sprache umzugehen. Er läßt von Zeit zu Zeit eine Jugenderzählung erscheinen; selbst ein Band Gedichte ziert das Bücherbrett seiner Freunde. Aber ist er deshalb Germanist? Gewiß nicht. Die Geheimnisse der indogermanischen Sprachfamilien haben sich ihm nicht soweit entschleiert, daß er interessant und fruchtbringend darüber reden könnte. Auch seinen Zu-

hörern fehlt jede ernste Vorbildung zum Verständnis sprachlicher Wurzeln und der Gesetze ihrer Bewegung.

Systematisches Wissen bedarf des Unterbaues, den das klassische Studium überall am besten liefert, wo es sich um die Sprache als solche handelt. Was aber Wetzel und seine Freunde ihren Schülern zumuten: am eigenen Sprachstamm sich hinaufzuziehen und wissenschaftlich festen Stand zu gewinnen, das ist bisher noch keinem gelungen, er habe denn das Talent des seligen Freiherrn von Münchhausen, sich am eigenen Zopfe emporzuheben. Woher der Wind weht, kann der Luftschiffer ohne künstliche Hilfsmittel nicht bestimmen, weil er sich mit der Luft zugleich bewegt; er spürt den Wind nicht einmal. Verstand, Phantasie und Gehör des Kindes sind in die Muttersprache eingetaucht wie die Insassen des Ballons in das lichtdurchflossene Luftmeer. Zu dieser unabsehbaren Masse bewegter Teilchen, zu diesem allgegenwärtigen Lichte, das in jeder Sekunde in seinem eigenen Gehirn auftaucht, das aus jeder Antwort seiner Umgebung, aus den groß hingeschriebenen Buchstaben der Straßen- und Ladenschilder, aus den zahllosen Wörtern der Bücher und Zeitungen ihm stetig wechselnd und doch immer neu entgegenstrahlt, zu dieser unendlichen Fülle geistigen Lebens einen objektiven Standpunkt zu gewinnen, mit anderen Worten diese geistigen Lichtstrahlen in ihrer Fortpflanzung, Ablenkung und Durchdringung zu beobachten und die Stärke ihrer Wirkung auf die Seele aus ihren sprachlichen Ausdrucksformen herzuleiten, — das ist zuviel verlangt. Das führt nicht zur formalen Aufhellung und Bildung, sondern zum Gegenteil, so gewiß allzu schwieriger Mathematikunterricht nicht zum Wissen, sondern zur Verdummung führt. Der moralische Nachteil, das Knirschen des inneren Menschen ist dabei nicht gerechnet; er ist vielleicht noch schlimmer als die materielle Vergeudung von Zeit und Nervenkraft.

Also gar keine Grammatik, weder bei Deutsch noch bei Englisch und Französisch?

Gemach. Die fremde Sprache tritt dem Lernenden nur nach und nach und mit einem sehr bescheidenen Wortschatz gegenüber. Der Schüler aber ist fortwährend in der Lage, ja in der Notwendigkeit, die Bedeutung der Wörter zu vergleichen, Stamm und Endung zu unterscheiden, Wortstellung und Satzbildung als ein neues, objektiv gegebenes sprachliches System anzuschauen und zu begreifen. Wo diese dreifache geistige Tätigkeit geschehen muß, wirkt die Grammatik als natürliche Hilfe, und ihr Gebrauch erscheint notwendig. Die fremde Sprache wird deshalb nur künstlich ohne Grammatik erlernt, nach der ‚Vogelorgelmethode'. Die Muttersprache aber wird nur künstlich aus der Grammatik gelernt. Das muß jeder Germanist am eigenen Leibe erfahren.

* * *

Und wozu hat diese künstliche, also unnatürliche Grammatikdressur schließlich geführt? Nur dazu, den Lehrer unfähig zu machen, den Schüler von dem unvergleichlichen Werte seiner Muttersprache zu überzeugen und für ihre Schönheit zu begeistern.

Schon oft wurde geklagt, daß in England und Amerika kein Volksteil so rasch die eigene Sprache einbüßt wie der Deutsche, obschon keine Sprache so wenig geeignet ist, sich mit dem fremden Sprachgut zu vermischen, wie das Deutsche. Es hilft nichts, das häufig ausgesprochene Wort von der staunenswerten Anpassungsfähigkeit der Deutschen hier zu wiederholen. Im Verlassen der Muttersprache ist diese Anpassungsfähigkeit tadelnswert, und wir müssen ernstlich nach einer greifbaren Ursache suchen. Die tiefste Wurzel unserer sprachlichen Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Apathie, liegt meiner Überzeugung nach in der falschen Behandlung der deutschen Sprache durch die Schule. Der Italiener lernt seine Sprache mit Bewußtsein schätzen, lieben und schön sprechen. Bei den Franzosen und Spaniern ist es ebenso. Der Deutsche weiß davon im allgemeinen nichts. Das ist um so trauriger, als die deutsche Sprache an innerer Kraft, wie an Umfang und Tiefe der Literatur den anderen modernen Sprachen weit voraussteht.

Wenn in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Polen erstarkten und wirtschaftlich und politisch kaum für möglich gehaltene Fortschritte machen, so gelingt ihnen dies in erster Linie durch die Pflege der Muttersprache, die das Gesetz ihnen erschwert. Wer kann bei uns von einer ähnlich opferwilligen Pflege der deutschen Sprache reden? Unser Sprachverein liefert zwar vortreffliches Material, allein vom Katheder und vom Redaktionstisch bis zum Herzen des Volkes ist ein weiter, nur zu weiter Weg. Der Berliner Geschäftsstelle gegenüber, die an einem kleinen Schildchen mit der Aufschrift ‚Deutscher Sprachverein' kenntlich ist, ladet uns ein Zuckerbäcker mit weithin schillernden Goldbuchstaben in die ‚Grande Confiserie des Westens'. Das ist symbolisch für die Lage der Dinge.

III.

Wann wird nun die Zeit kommen, daß auch der Deutsche seine Sprache schätzt, liebt und mit Bewußtsein schön spricht? Ich weiß nur eine Antwort: Wenn die Lehrpläne für den deutschen Sprachunterricht nicht mehr ein ‚szientifisches', sondern ein technisches und ästhetisches Ziel verfolgen, wenn angequälte grammatische Wissenselemente ersetzt werden durch bewußte Sprachtechnik, d. h. Stilgefühl und Sprechenkönnen.

Eine Methode, dieses Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen, ist nicht schwer zu finden. Wir dürfen nur das Sprachgefühl des Schülers durch geschickt ausgewählte praktische Übungen so ausbilden, daß er nach Beherrschung des Notwendigen aus der Formenlehre sich Rechenschaft geben lernt, warum dieser Gedanke so klar heraustritt, warum der sprachliche Ausdruck dem Gegenstand so angemessen ist, warum er die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt und seine Phantasie dem Willen des Schriftstellers gehorsam macht, warum der Satz verständlich und behaltsam, warum die Wortfolge künstlerisch abgerundet erscheint, d. h. melodisch und rhythmisch wohltuend ins Ohr fällt.

Die Beurteilung und Schätzung von Prosa-Schriftstellern würde nicht mehr das Geheimnis weniger bleiben, und unsere besten Gedichte brauchten

nicht als Material elender Wortklaubereien zu dienen. Sie würden ihren künstlerischen Zweck erfüllen, ähnliche Gefühle auszulösen, wie sie in der Brust des Dichters wohnten, und immer neue Freude an der Schönheit unserer Sprache zu bereiten. Dem deutschen Lehrer, auch dem Gymnasialprofessor, muß das Ziel vor Augen schweben: Wenn meine Schüler ins Leben treten, soll in ihrer Seele die unerschütterliche Überzeugung wurzeln, daß ihre Muttersprache *schön* ist, und daß sie der Schule dankbar sein müssen, die sie zur Erkenntnis dieser Schönheit geführt hat.

Der Segen solcher Ausbildung wäre unermeßlich groß. Die Schule würde die Pflanzstätte einer wahren Liebe zum Vaterlande, die vom Hurra-Patriotismus sich unterschiede wie der Glasfluß vom Edelstein.

Der Lehrer könnte taktvoll und erfolgreich diesen Patriotismus pflegen durch lebendige Darstellung sprachlicher Schönheit. Er wäre der geborene Vorleser in der Gemeinde. Wenn früher die Leute in den Spinnstuben zusammenkamen, um zu schwätzen, so könnten sie jetzt wohl zusammenkommen, um zu sprechen. Sie würden aus dem Munde des geschulten Sprechers die Sagen und Geschichten und die Lieder klingen hören, die deutscher Geist und deutsches Gemüt in den letzten hundert Jahren geschaffen. In den Grenzorten wäre der Lehrer durch sein sprachliches Wirken der gern gesehene natürliche Germanisator. Die auswandernden jungen Leute aber würden sich bestreben, die Muttersprache in der eigenen Familie zu erhalten; sie würden durch vereintes Wirken die früher Eingewanderten ermuntern, gleich ihnen das nationale Erbgut zu bewahren.

Jetzt ist es Regel, daß auch gebildete Menschen noch keinen Rezitator gehört haben, also nicht wissen, wie die deutsche Muttersprache klingt. Das Theater bietet nur schwachen Ersatz. Ebenso ist gewiß, daß in einer Versammlung von hundert Lehrern oder Lehrerinnen nicht drei sind, die ein Gedicht so vorzulesen wissen, daß es uns kalt über den Rücken läuft, oder ‚leise Tränen sich ins Auge stehlen'. Dabei ist kein Unterschied, ob es sich um Volksschullehrer oder Philologen handelt.

Soll man noch davon reden, wie neben diesen Vorteilen des einzelnen wie des Vaterlandes der *Stand der Lehrer* selbst gefördert würde? Nachdem das *Wissen* aufgehört hat, eine Auszeichnung zu bedeuten, weil jeder Käufer eines Konversationslexikons mehr ‚Wissen besitzt' als jeder Lehrer, mag nun das *Können* an Stelle treten durch Pflege der Sprachtechnik und vielleicht auch der Sprachkunst.

So könnte der Weg durch unsere Bildungsanstalten sich freundlicher und freudiger gestalten. Nicht mehr würde die halberregte Stimme des Pädagogen den größten Teil des deutschen Unterrichtes ausfüllen mit widerwillig angehörten, deutsch-lateinisch-griechischen Unterscheidungen und Namen aus der grammatischen Technologie. Der Schüler würde sich selber sprechen hören. Seine Kameraden werden aus seinen Fehlern wirklich lernen. Sie

werden geistig mitarbeitend einen besseren Ausdruck suchen und den Tonfall nach des Lehrers Willen richtiger gestalten. Kein Lehrer wird mehr in Verzweiflung sein, weil er nicht weiß, was er mit den deutschen Stunden machen soll. Nur wenigen käme noch die Versuchung, an einem Lieblingsfache ihre und der Schüler Zeit zu verlieren, nachdem sie für ihr ideales Streben einen würdigeren Gegenstand gefunden. In Zukunft hätten unsere Lehrer und die Millionen ihrer Schüler nicht mehr unter jenem drückenden Gefühl zu leiden, das auf dem deutschen Unterrichte lastet und einer finsteren Wolke gleich die Strahlen sonniger Lehr- und Lernfreudigkeit verdunkelt.

* * *

Soll nun in unseren höheren Schulen, besonders in den Mädchenschulen und in der hoffnungsvollen Neuschöpfung der Lyzeen ein so gründlich verfehlter Grammatikunterricht fortgesetzt werden? Davor möge das Volk der Denker durch seinen guten Geist bewahrt bleiben.

So notwendig und fördernd das Denken, so überflüssig und schädlich das Grübeln des Hypochonders. Ein solcher Sprachhypochonder ist aber der Grammatiker, der sinn- und zwecklos in der Struktur der Muttersprache herumwühlt, um mir irgend etwas daran zu zeigen, das er an einer fremden Sprache beobachtete. Daß ich davon besser schreiben und sprechen lerne, ist ebensowenig wahr, wie der Soldat besser gehen lernt, wenn man ihm allgemeine Anatomie beibringt, oder so wenig der angehende Jäger besser schießt, wenn er die chemischen Eigenschaften von Stahl, Pulver und Blei sich ins Gedächtnis prägt. Wozu also in der Schule eine wissenschaftliche deutsche Grammatik mit einer gekünstelten Spekulation, der ein verständliches Wissen nicht zu entnehmen ist? Ihr Urheber kann uns nicht zu Dank verpflichten; ihm hat Goethe das Urteil gesprochen:

Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher ist schöne grüne Weide.

Unsere deutschen Mädchen, mögen sie sich für die Familie oder für einen besonderen Beruf vorbereiten, sollen sich bilden an dem reichen Inhalt unserer Literatur. Sie sollen denken lernen durch selbständiges Eindringen in das, was der Schriftsteller hat sagen wollen; sie sollen nicht grübeln über die grammatische Form des Ausdrucks. Sie sollen formale Bildung gewinnen, indem sie den fremden Gedankengang ‚analysieren', den eigenen daneben stellen und das Ergebnis mit klaren und knappen Worten vor Lehrer und Mitschülerinnen darzulegen suchen.

Die werdende Frau soll ihr Gefühlsleben bereichern und veredeln, nicht ihrem Geiste Zwang antun durch künstliche und gewaltsame Objektivierung abstrakter Dinge, die ihr durch das angeborene Sprachgefühl längst natürlich und verständlich sind. Die künftige deutsche Mutter soll lernen, ihren Söhnen von der Schönheit der deutschen Sprache zu reden. Sie soll fähig werden,

Beuroner Kunstschule.

Das Gehorsamswunder I.

(Mauruskapelle, Beuron.)

jene Gestalten, die der Dichter in tote Buchstaben hineingezaubert, mit ihrer eigenen Stimme — viva voce — vor der Phantasie des Kindes lebendig erstehen zu lassen und seinem Herzen nahe zu bringen.

An der neu organisierten höheren Mädchenschule sollte man deshalb die herrliche deutsche Muttersprache nicht mehr ‚wissenschaftlich' zerhacken, nicht mehr tote Namen und Formen den Schülerinnen dutzendweise ins Gedächtnis stopfen, damit der Examinator leichte Arbeit habe. Vielmehr soll jeder Lehrer und jede Lehrerin sich berechtigt und verpflichtet fühlen, alle Kraft dafür einzusetzen, daß der Geist der Schüler die lebendige Sprache auch lebendig erfasse.

So, wollen wir hoffen, wird die Abschlußprüfung im Deutschen ihren Schrecken verlieren; ja, sie wird zur willkommenen Gelegenheit werden, wo Lehrer und Schüler sich freudig begegnen, wo das Herz davon übergeht, wovon es voll ist: Muttersprache, Mutterlaut — — —

Der Sohn.

Der letzten Stunden denk' im Elternhaus.
Der Tag war laut. Nun aber ging er still
Und unvermerkt. Und ließ im Dämmerlicht
Getürmte Kisten. Einsam ließ er dich,
Und fremden Nachhall scheucht dein Tritt empor.
Bleich ist am Abend nun das Tannenholz
Der Kisten. Und das schwarze Hängeschloß,
Als sei dein Schicksal hinter ihm verschlossen,
Schweigt. Du, den dies geheim verdroß,
Vertriebst die Nacht mit lärmenden Genossen.

Und dann des Abschieds denk' vom Elternhaus.
Die Schwestern, von der letzten Arbeit müd,
Die sie für dich getan, umstanden dich
Und lächelten. Es war ein scheuer Stolz
Um ihres Bruders Zukunft in dem Lächeln. Ernst
Geleitete der Vater dich zur Tür
Treu, aber still, weil er dich nie verstand.
— Sie sprach allein dir nichts von Wiedersehen.
Sie weinte. Ihre greise Mutterhand
Berührte dich in bitterstem Verstehen.

Friedrich Noerr.

Richard Strauß als Musikdramatiker.

Der große Erfolg, der den Liedern und Instrumentalwerken von Richard Strauß von Anfang an gezollt wurde, blieb aus, als der Künstler mit seinem Musikdrama ‚Guntram' im Jahre 1894 erstmalig die weltbedeutenden Bretter betrat. Die allzu große Ähnlichkeit mit ‚Parsifal' hinsichtlich der Grundidee (Entsühnung durch Entsagen) hat wohl erdrückend auf das jüngere Werk gewirkt und es um selbständige Wirkung gebracht. Sieben Jahre blieb nun der Künstler dem Theater ferne; die bedeutenden sinfonischen Dichtungen ‚Zarathustra', ‚Eulenspiegel', Don Quixote' und ‚Heldenleben' waren vor der staunenden Welt erstanden und hatten ihrem Schöpfer den Ruhm eines neuen Großmeisters gebracht, als 1901 mit ‚Feuersnot' ein zweites dramatisches Werk erschien, das großen Erfolg hatte, welcher Erfolg sich bei der jüngst stattgehabten Aufführung des neuesten Musikdramas ‚Salome' zur Sensation steigerte. Mit diesen beiden letzteren Werken hat sich Strauß auch unter den Musikdramatikern der Gegenwart einen der ersten Plätze gesichert.

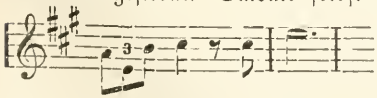
‚Salome' und ‚Feuersnot' repräsentieren so recht die Doppelnatur des Komponisten; Tragödie und Satirspiel stehen nebeneinander; hier der Strauß des ‚Eulenspiegel', dort der des ‚Zarathustra' und ‚Heldenleben'.

So ist die von dem Komponisten selbst angeregte Idee, beide Werke an einem Abend hintereinander zu geben (es sind zwei Einakter), ungemein stilvoll; abgesehen davon, daß eine Abwechslung von ernster und heiterer Kunst einem psychischen Bedürfnis entspricht, stimmen die beiden Werke trotz aller Verschiedenheit doch infolge der Kunstauffassung sowie der ganzen künstlerischen Technik überraschend zusammen.

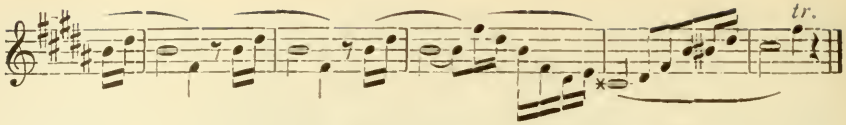
Die dichterische Behandlung des Salomestoffes ist oft versucht worden, nie jedoch mit größerer künstlerischer Wirkung als von Oskar Wilde. Mag man auch vielleicht eine prinzipielle Abneigung gegen die künstlerische Verwertung derartiger Stoffe überhaupt haben, man muß doch zugeben, daß das grausige Bild aus der Zeit der jüdischen Dekadenz von unvergleichlicher Wirkung ist. Strauß hat die Wildesche Dichtung in ihrem Wortlaut komponiert; nur einige kleinere Kürzungen wurden vorgenommen. Operndichtungen in Prosa sind in der modernen Zeit nichts Seltenes; man braucht nur an Charpentiers ‚Louise' oder Bruneaus ‚Messidor' u. a. zu denken; doch hat z. B. auch Berlioz

seinem kleinen Oratorium ‚Die Kindheit Christi' einen Prosatext zugrunde gelegt. Mozart hat einst in einem Brief an seinen Vater geschrieben: ‚Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste.' Auch heute noch lassen sich Stimmen vernehmen, die einen Prosatext für zu ‚unmusikalisch' zum Komponieren halten. Nun läßt sich allerdings nicht leugnen, daß zu der ihrem Wesen nach stets auf einem regelmäßigen rhythmischen Schema beruhenden Musik eine ebenfalls nach bestimmten Gesetzen rhythmisierte Sprache besser paßt als die ‚ungebundene' Rede. Allein in unserer modernen Musik haben wir wieder die Fähigkeit erlangt, den periodischen Aufbau in der Tonkunst zwar nicht zu durchbrechen, — das ist unmöglich, — wohl aber stark zu verschleiern, so daß es uns technisch leicht möglich ist, der ungebundenen Rede musikalisch zu folgen. Dabei gewährt diese Verbindung der gewöhnlichen Sprachweise mit der Musik nicht nur einen aparten *musikalischen* Reiz, sondern ist auch von dramatischer Wirkung, insoferne sie eine Annäherung an den Realismus bedeutet. Wenn daher in Strauß' ‚Salome' die Behandlung der Singstimmen an musikalischer Bedeutung etwas hinter den orchestralen Teil zurücktritt, so hat das seinen Grund nicht in dem Prosatext, sondern in dem Stil des Komponisten überhaupt. Ein Kritiker hat mit absichtlicher Übertreibung die ‚Salome' eine ‚sinfonische Dichtung mit pantomimischem Spiel von Opernsängern' genannt. Es ist tatsächlich etwas Wahres daran; allein man darf nicht übersehen, daß trotzdem die musikalische Deklamation der Singstimmen bei Strauß eine ungemein feine und durchdachte ist, oft sich auch zu wundervoller Melodik aufschwingt. Und schließlich kommt es ja doch nur auf die dramatische Gesamtwirkung des Ganzen an, ohne Rücksicht darauf, wieviel der eine oder andere mitwirkende Faktor im einzelnen dazu beiträgt.

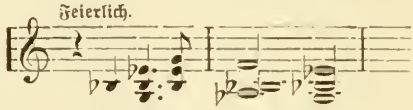
Die Salomedichtung, die ein psychologisches Drama im vollsten Sinn des Wortes ist, ist als solches zu musikalischer Behandlung ganz besonders geeignet; denn Seelenstimmungen auszudrücken ist ja das Wesen der Musik. Dazu bietet der Stoff auch an sich dankbare musikalische Momente und Gelegenheit zu abwechslungsreicher Charakteristik der Tonsprache. Salomes Liebe zu Jochanaan mit ihrem tief sinnlichen Zug, dagegen die herbe und schroffe Größe des Gottesmannes und wieder andererseits die schwächliche dekadente Lüsternheit des Herodes, endlich als Staffage die ewig in Religionsstreitigkeiten verwickelten Juden, die ein Moment grotesker Komik in das tiefernste Milieu des Ganzen bringen: das alles bietet ungemein interessante und abwechslungsreiche Momente für die Vertonung. Die Straußsche Musik baut sich auf einigen wenigen kurzen Motiven auf, deren thematische Entwicklungsfähigkeit allerdings mit seltener Kunst ausgenützt wird; frei erfundene musikalische Episoden oft von berückender Schönheit werden eingestreut. Salome selbst ist charakterisiert durch das einfache Motiv:



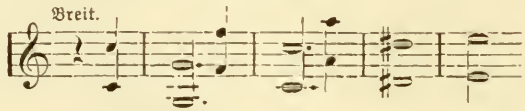
welches sich durch die ganze Oper durchzieht; ihr verführerisch-lüsternes Dringen in Jochanaan ist durch eine berückende weitgeschwungene Melodie gestützt:



man könnte sie als Salomes ‚Schmeichelmotiv' bezeichnen; denn sie kehrt wenigstens in ihren ersten Takten auch wieder, als Salome nach dem Tanz von Herodes das verhängnisvolle Geschenk erbittet. Auch im ‚Tanz der sieben Schleier', welcher ein selbständiges hochbedeutendes Instrumentalstück, eine sinfonische Dichtung im Rahmen der Oper ist, spielt dieses Motiv eine Rolle. Freilich die bloße Wiedergabe der Melodie, wie sie hier nur möglich ist, vermag nur eine schwache Idee zu geben von dem wahrhaft hinreißenden Tonbild, das der Komponist daraus in den einzelnen Szenen zu entwickeln vermag, und bei dem die berauschende Harmonik, das blühende Orchesterkolorit und nicht zuletzt die reichlich eingestreuten wundervollen melodischen Nebengedanken von faszinierender Wirkung sind. In schroffen Gegensatz zu dieser Tonsprache voll sinnlicher Glut und Leidenschaft, mit der der Komponist seine Heldin ausgestattet hat, tritt Jochanaan mit seinen beiden Hauptmotiven:

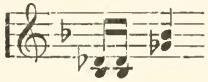
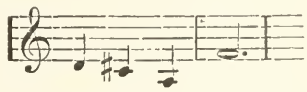


und

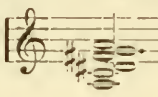


Herbe und ernste Größe spricht aus diesen Tönen. Schon in der Dichtung wird ein ungemein wirkungsvoller Kontrast erzielt zwischen der kraftvoll poetischen Bibelsprache in Jochanaans Reden und der dekadent-schwächlichen Sprechweise der übrigen Personen. Im Musikdrama ist dieser Gegensatz noch vertieft und daher in seiner Wirkung gesteigert. Die ganze Partie des Jochanaan sondert sich sowohl bezüglich der musikalischen Deklamation und Melodik der Singstimme wie bezüglich der orchestralen Behandlung scharf von allen anderen; die Deklamation ist breit und markig, die Melodik von choralartiger Feierlichkeit, die orchestrale Behandlung von kraftvoller Einfachheit. Dabei tritt aber nicht nur der strenge Büßer des Geistes im härenen Gewand, der Bußprediger, der dem Herrn die Wege bereitet, vor uns hin, sondern auch der erleuchtete Prophet, dem es vergönnt ist, mit Gott dem Herrn zu verkehren; hier ist besonders die visionäre Weissagung von dem Messias: ‚Er ist in einem Nachen auf dem See von Galiläa usw.' zu erwähnen, eine der schönsten Stellen der Oper, eine wundersame as-dur-Kantilene voll bestrickenden Wohllauts und verklärter Verzückung, in der Jochanaan so recht als der Erwählte des Herrn erscheint, als ein Wesen aus einer anderen Welt. — Diese Szene zwischen Salome und Jochanaan mit der eminent prägnanten und wirkungsvoll kon-

trastierenden Charakterzeichnung der beiden Personen vereinigt größte dramatische Wirkung mit hoher musikalischer Schönheit und ist der Glanzpunkt der ganzen Oper. Die Schlußszene der Oper, Salome mit dem Haupt des Jochanaan, schwingt sich zu ähnlicher Höhe auf, bringt indessen der Situation gemäß auch viele musikalische Reminiszenzen an die genannte frühere Szene.

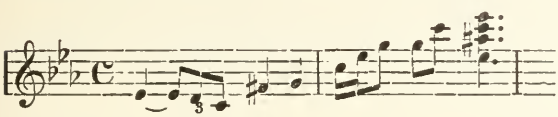
Wenn sich auch naturgemäß das Hauptinteresse des Hörers wie des Tondichters auf Salome und Jochanaan erstreckt, so sind die anderen Personen des Dramas doch nicht minder interessant charakterisiert. In erster Linie gilt das von Herodes; musikalisch am schönsten von seiner Partie sind die Versprechungen, die er Salome macht, um sie von ihrer schrecklichen Forderung abzubringen, namentlich die des-dur-Stelle: ‚Ich habe an diesem Ort Juwelen versteckt;' ferner vor Salomes Tanz die Reden an seine schöne Stieftochter, mit denen er sich um ein Zeichen ihrer Gunst bewirbt und schließlich in sie dringt, für ihn zu tanzen. Hier kommt auch das sinnliche Element in der Musik wieder stark zum Ausdruck, wie auch Salomes Motive anklingen. Wirkungsvoll ist auch die Stelle, wo er die Schwingen des Todesengels rauschen hört, unheimlich in der orchestralen Ausgestaltung. Die Herodias ist namentlich durch eine besonders ausdrucksvolle Deklamation der Singstimme ausgezeichnet; die Nebenpersonen treten musikalisch weniger hervor; dies wird zum Mangel bei dem jungen Syren Narraboth, der sich aus Gram über Salomes Neigung für Jochanaan ersticht, und der immerhin eine so wichtige Rolle spielt, daß er auch eine etwas selbständigere musikalische Charakterisierung vertragen könnte. Köstlich ist dagegen, wie bereits erwähnt, die musikalische Charakteristik der über ihre Religion streitenden Juden, die sich nicht darüber einigen können, ob dem Elias wirklich Gott oder nur der Schatten Gottes erschienen sei. Charakteristische kleine Orchestermotive begleiten die Reden der Übereifrigen, wobei die kleine Phrase  besonders durch ihren Rhythmus eine Rolle spielt, während dieses Motiv  mit seinen melodischen Tonschriften öfters wiederkehrt; schließlich vereinigen sich die Streitenden zu einem reich kontrapunktischen fünfstimmigen Satz von grotesker Komik. Ungemein wirkungsvoll tritt mit dem Schlußtakt die Stimme des Jochanaan ein: ‚Siehe, der Tag ist nahe, der Tag des Herrn,' ein dichterisch wie musikalisch gleich packender Kontrast (es erklingt das oben mitgeteilte feierliche Akkordthema des Propheten), der zugleich von dem lustigen Intermezzo wieder in das ernste Milieu des Dramas überleitet.

Wie bei jedem Werk von Strauß und wie bei den meisten bedeutenden Werken überhaupt, wurde auch beim Erscheinen der ‚Salome' viel von der schweren Verständlichkeit der Musik, von den technischen Rücksichtslosigkeiten der Konzeption usw. gesprochen. Man kann ruhig sagen, daß das übertrieben ist.

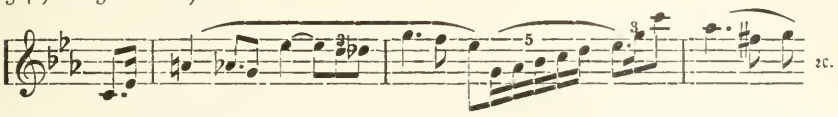
Zwar ist es wohl richtig: die Schwierigkeiten für Orchester und Sänger sind sehr bedeutend, aber auch nicht größer als bei anderen modernen Werken und lassen sich mit unserem an Wagner geschulten modernen Künstlerpersonal wohl überwinden. Auch mit der schweren Verständlichkeit ist es nicht so schlimm. Man hat erzählt, Strauß selbst habe gesagt: ‚In meiner „Salome" kommen Sachen vor, die ich selbst nicht verstehe.' Vorausgesetzt, daß der Meister dies wirklich gesagt hat, ist es doch wohl nur als scherzhaftes Bonmot aufzufassen, das nichts weiter besagen will, als daß die ‚Salome' allerdings mit allen Prätensionen eines modernen Musikwerkes an den Hörer und seine Auffassungsfähigkeit herantritt. Auch hier dürfen wir sagen, daß unser an Wagner geschultes Publikum, das künstlerische Erscheinungen wie Reger und Pfitzner zu verstehen vermag, das den Instrumentalkomponisten Strauß kennt und versteht, auch ‚Salome' verstehen kann. Wer freilich, wenn er beim Durchblättern des Klavierauszugs auf den Akkord  stößt, erschrickt und über die Indolenz der modernen Komponisten, die den Dreiklang verleugnen, jammert, der wird zu dem Werk des Ganzen nie Stellung finden können.

Und nun nach der Tragödie das Satirspiel! Die um vier Jahre ältere ‚Feuersnot' ist, wie bereits erwähnt, im musikalischen Stil der ‚Salome' ganz ähnlich, soweit dies eben bei zwei einem so verschiedenen Milieu angehörigen Werken überhaupt möglich ist. Im übrigen charakterisiert sich die Musik der ‚Feuersnot' aber auch durch einen gewissen volkstümlichen Grundzug, der ihrer Musik trotz aller Kompliziertheit innewohnt. Auch dieser ist diesmal durch das Milieu bedingt. Die Dichtung der ‚Feuersnot' (von Ernst von Wolzogen) berichtet von einem spröden Bürgermeisterstöchterlein, das einen liebevollen Anbeter in einem Korb nachts ins Kammerfensterlein zu ziehen verspricht, ihn aber dann in halber Höhe des Hauses hängen und zum Gespött der herbeigerufenen Nachbarn werden läßt; allein der zauberkundige Jüngling straft ihren Übermut und beschwört dunkle Feuersnot über die Stadt herauf; alle Flammen und Lichter erlöschen. Da erweicht das Mägdlein seinen stolzen Sinn und schenkt dem schönen Zauberer die ersehnte Liebe; so gewinnt sie sich einen Gatten und den Bürgern der Stadt wieder das schwer vermißte Feuer. Der Hauptwitz bei dieser Dichtung ist nun aber der, daß Kunrad, der junge Zauberer, als Nachfolger des alten Meister Reichhart erscheint, den die Münchener — das Stück spielt nämlich in München — einstens in schmählichem Unverstand und ohne Rücksicht auf die großen Ehren, die er der Stadt gebracht, vertrieben haben. Damit ist eine köstliche Satire auf die Vertreibung Richard Wagners aus München gegeben, als dessen Nachfolger hier Strauß selbst — denn kein anderer verbirgt sich hinter dem Meister Kunrad — erscheint. Am wirkungsvollsten und ausdrücklichsten tritt diese Satire in Kunrads großem Monolog hervor, in der Standrede, die er den verblüfften Münchener Bürgern, welche ihm wegen der heraufbeschworenen Feuersnot hart zusetzen, vom Balkon des Bürgermeisterhauses herab über ihren Unverstand und ihre Beschränktheit hält. Hier

wird der Witz auch musikalisch durchgeführt, indem Meister Reichhart mit zwei bekannten Wagnerschen Motiven (Walhallthema und Holländermotiv) charakterisiert wird, während Meister Kunrad-Strauß mit dem Kampfesmotiv aus Guntram:



vertreten ist. Dieser Monolog bedeutet überhaupt den Höhepunkt der Oper. Ausgehend von dem weitgeschwungenen Thema:



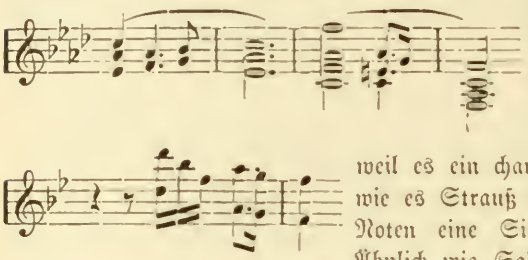
bringt er im weiteren Verlauf die bereits erwähnten Zitate und dann eine wahrhaft reizende Schilderung des Münchener Lebens, wobei gar die gute ‚Alte Peter'-Melodie benützt wird und schließlich ein entzückendes Walzerthema alle die Freuden des schönen Isarathens ausmalt,

‚Wo leichter Sinn die Sorgen
Mit Singen jach verjagt,
Wo jeder sonnige Morgen
Feuchtfröhlichem Feste tagt,
Wo weißer Gipfel Grüßen
So weit das Herze macht
Und aus Augen soviel süßen
Lockendes Leben lacht.'

Auch an anderen Stellen hat Strauß, um das Lokalkolorit recht deutlich zu geben, originale Münchener Volksmelodien verwendet. Wenn Meister Tulbeck und Meister Kofel sich über das Wesen des seltsamen Meister Kunrad streiten, und ersterer die schaurige Geschichte vom Riesen Onuphrius, der mit Herzog Heinrich einst nach München gekommen sei, erzählt, ertönt bald in Dur und bald in Moll das bekannte ‚Mir san net von Pasing, mir san net von Loam', in der Mollfassung noch mit einer Vorschlagsverzierung versehen, die es in drastische Ähnlichkeit mit dem Riesenmotiv aus ‚Rheingold' bringt. Auch das jetzt schon etwas seltener gewordene Bierlied ‚Guten Morgen, Herr Fischer!' ist gelegentlich verwendet.

Fast scheint es, als hätte diese Aufnahme von Volksliedern den Geist des Komponisten in melodischer Hinsicht besonders befruchtet; denn ‚Feuersnot' weist sowohl in den Singstimmen wie im Orchester einen so blühenden Melodienreichtum auf wie kaum eine zweite moderne Partitur. Und zwar erstreckt sich diese Melodienfreudigkeit auf alle Situationen und Partien des Werkes. In den Chören der Kinder, die sich Holz für ihr ‚Subendfeuer' erbetteln (die Handlung spielt am Sonnwendtag), und in den Chören des bald fröhlichen, bald zornig polternden Volkes herrscht sie nicht minder als in den Einzelreden der Bürger und in den Gesängen des Liebespaares. Erwähnt sei zunächst die kurze Erzählung des Kofel vom alten Meister Reichhart, der ehemals als ‚würdiger Hexenmeister' in dem jetzt von Kunrad bewohnten Hause gelebt habe; die Stelle ist musikalisch besonders bemerkenswert, weil hier zu der schönen fließenden e-dur-Melodie der Oberstimme als Kontrapunkt in den Mittelstimmen das eben erwähnte ‚Mir san net von Pasing' erscheint. Von

wahrhaft hinreißendem melodischem Schwung ist Kunrads Stelle: ‚Daß ich den Zauber lerne, den mir der Meister wies', eine Leistung, mit der sich Meister Kunrad-Strauß wirklich als berufener Erbe des Meister Reichhart-Wagner bewährt hat. Auch das Liebesmotiv der Bürgermeisterstochter Diemut ‚Mittsommernacht, Wehvolle Wacht' ist von großer Schönheit und tiefstem Ausdruck:

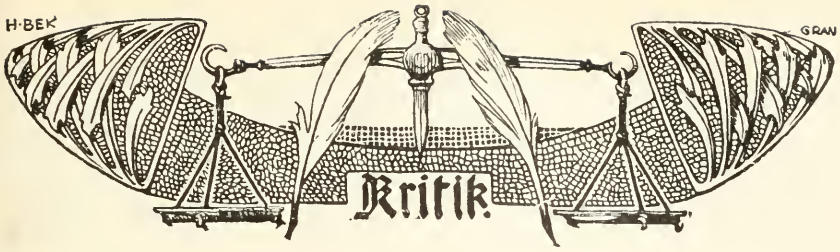


Nicht vergessen wollen wir, schließlich auch das Triumphmotiv der beiden Liebenden, mit dem sie ihre endliche Vereinigung feiern, zu zitieren:

weil es ein charakteristisches Beispiel dafür ist, wie es Strauß versteht, mit einigen wenigen Noten eine Situation treffend zu zeichnen. Ähnlich wie ‚Salome' enthält auch ‚Feuersnot' eine selbständige ‚sinfonische Dichtung', die rein orchestrale Liebesszene, welche dem Wiederaufflammen des verlöschten Feuers vorangeht. Es ist ein Stück reichster und feinster moderner Orchesterkoloristik, welches die aus der Oper bekannten Motive verwertet und durch solistische Verwendung von Harfe, Harmonium und Glockenspiel besondere klangliche Effekte erzielt.

‚Feuersnot' gehört einem bisher fast unbeachteten Genre an, der satirischen Oper. Auf dem Gebiet des gesprochenen Dramas sind Satiren längst gebräuchlich; auch auf dem Gebiet der Oper sind sie keineswegs neu. Die berühmte englische ‚Bettleroper' von John Gay (1727), die seinerzeit den Werken Händels so bedeutende Konkurrenz machte und soviel Nachahmung fand, war eine Satire auf die damaligen gesellschaftlichen Zustände und auf die italienische Oper. Von modernen Werken wüßten wir keines, welches die Gattung so prägnant repräsentierte als Strauß' ‚Feuersnot'. Opern wie ‚Lobetanz' von Thuille oder ‚Walhall in Not' von Neitzel haben wenigstens einige Merkmale der Gattung. Daß die Satirenoper nicht viel kultiviert wird, liegt wohl darin, daß die Wirkung derartiger Werke stets in gewissem Sinne zeitlich beschränkt sein muß, da sie aufhört, sobald infolge der veränderten Verhältnisse die satirischen Anspielungen nicht mehr verstanden werden oder nicht mehr interessieren. So ist ohne Zweifel auch der künstlerische Erfolg der ‚Feuersnot' ein zunächst zeitlich beschränkter; auf spätere Generationen wird das Werk vielleicht nur den Eindruck einer künstlerischen Rarität machen. Allein sei es drum! Auch hier gilt das Dichterwort: ‚Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.'

Dr. Eugen Schmitz.



Der Blütenkranz des hl. Franz von Assisi.

‚Sankt Franziskus ist ein von aller Welt Verehrter geworden, ein Heiliger der Protestanten so gut wie der Katholiken; versöhnend erhebt sich über dem Widerstreit der Konfessionen sein Bild als die strahlende Gewißheit einer christlichen Gemeinschaft, welche aller Verschiedenheit religiöser Lehrmeinungen zum Trotz besteht. An die Stelle der begrenzten kirchengeschichtlichen Auffassung, der er nur als ein Ordensbegründer unter vielen anderen, nur als einer unter vielen Wundertätern galt, ist die freudige, begeisterte Würdigung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung getreten; in dem Armen von Assisi preisen wir den Spender höchster Kulturgüter, in ihm, der sich zum Knechte aller seiner Menschenbrüder machte, deren geistigen Befreier, in dem Verkündiger alter geheiligter Lehre den Herold einer neuen, jungen Welt.‘ Mit diesen Worten führt einer der bedeutendsten Franziskusforscher, Prof. H. Thode in Heidelberg, eine neue deutsche Übersetzung der Fioretti[1]) empfehlend ein. Das Lob versteht sich im Munde Thodes leicht; auffallend könnte es nur erscheinen an der Spitze einer Legendensammlung, aus der nach manchen Gelehrten für die Kenntnis des Heiligen überhaupt nichts gewonnen werden kann.

Ist dem wirklich so? Angesichts der Wahrscheinlichkeit, daß durch diese Übersetzung die ‚Blüten‘ dem deutschen Volke näher gebracht werden, verlohnt es sich, über ihren Inhalt, ihre historische und religiöse Bedeutung kurz zu orientieren.[2])

Ein Zeitgenosse Dantes, Fr. Hugolin de Monte Giorgio, gilt ziemlich allgemein als der Verfasser, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann. Nicht ohne Grund ist schon das italienische Volk als Verfasser bezeichnet worden, insofern es zweifellos eine große Anzahl der ‚Blüten‘ lange Zeit mündlich weiter gab, ehe sie von Fr. Hugolin redigiert wurden. So erklärt es sich auch leicht, wie die Fioretti in Italien ein Volksbuch wurden, bei hoch und niedrig gelesen mehr als die Bibel und die göttliche Komödie. Freilich fällt hiefür noch schwer ins Gewicht der Inhalt selbst, der sich mit dem Lieblingsheiligen des Volkes beschäftigt, dem Poverello und seinen Genossen. Etwa die ersten vierzig Kapitel beziehen sich direkt auf die Person des Heiligen oder seine frühesten Jünger, und diese Erzählungen sind zweifellos die anmutigsten, die man immer wieder gerne liest. Die übrigen (etwa 20) Kapitel sind ausgefüllt mit den Wundertaten der Brüder aus der Mark Ancona. Hier begegnet man schon soviel Schematischem und gesucht Wunderbarem, daß die Aufmerksamkeit und Begeisterung stark nachläßt. Diesem Inhalte der

[1]) Blütenkranz des hl. Franziskus von Assisi. Fioretti di S. Francesco. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Freiherr von Taube, mit Einführung von Henry Thode, mit Initialen von F. H. Ehmcke. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905. 8°. 247 S. geb. 8 Mk., die Liebhaberausgabe 30—100 Mk.

[2]) Vgl. dazu die krit. Bemerkungen zur neuesten italienischen Ausgabe von Manzoni, Rom, Loescher, 1902, und zu den beiden lateinischen Ausgaben von P. Sabatier, Actus B. Francisci et sociorum eius und Floretum S. Francisci Assis., beide Paris, Fischbacher, 1902.

eigentlichen Fioretti schließen sich in der Ausgabe von Taube wie auch sonst häufig an fünf Betrachtungen über die Wundmale des Heiligen mit vielen interessanten Einzelheiten, dann vierzehn Kapitel über das Leben des Bruders Juniperus (Ginepro) voll urwüchsigen Humors, zehn Kapitel über den Bruder Egidius und als Anhang noch sieben kurze Kapitel aus dem Leben des Heiligen selbst.

Die Inhaltsübersicht gibt schon einen Einblick in die historische Bedeutung der Fioretti. Die Frage ist: Sind die in den früheren Biographien des Heiligen übergangenen Erzählungen auch historisch? Bis in die Details sicher nicht; das folgt aus der Art der Darstellung wie aus dem Vergleiche mit den zuverlässigen Quellen. Aber eben daraus ergibt sich auch, daß ihnen ein historischer Kern zugrunde liegt, der dann vom Volke weiter ausgeschmückt wurde entsprechend dem in Geist und Herz fortlebenden Bilde des Heiligen. Daß die Hauptzüge des Bildes richtig wiedergegeben sind, darin liegt der historische Wert der Sammlung. ‚In einfacher, volkstümlicher Sprache erzählen die Fioretti vielleicht beredter als alles andere durch Jahrhunderte hindurch dem Volke von dem geliebten Manne, der es so gut mit allen gemeint. In ihnen hat vielleicht dessen Geist wahrhaftiger und lebendiger fortgelebt als in allen andern Zeugnissen.'[1]) Etwas drastisch drückte Sabatier denselben Gedanken aus, wenn er meinte, ohne die Fioretti wäre der hl. Franz einfach ein Name mehr im Commune Confessorum non Pontificum. Das ist nun freilich übertrieben, da uns der Hauptbiograph Thomas von Celano schon ein Bild entworfen, so individuell, wie wir es von keinem zweiten Heiligen des Mittelalters haben.

Sabatier weist auch auf die religiöse Bedeutung der Fioretti hin und vergleicht sie geradezu mit der ‚Nachfolge Christi'. Während aber diese für das gewöhnliche Volk meist schwer verständlich ist, sind die Fioretti mit ihren Erzählungen leicht faßbar; gerade in diesen Erzählungen steckt aber der sittliche Gehalt, den man unschwer herausfühlt wie aus den Parabeln des Evangeliums. Hier wie dort wird dem Volke gelehrt, daß es arbeiten, entsagen, leiden müsse, um das Heil zu erlangen. Nichts wird geboten, was auf eine rein äußere, mechanische Frömmigkeit schließen ließe, wie es in den späteren Jahrhunderten leider oft geschehen.

Wenn es nach Schnürer[2]) ein gutes Zeichen für unsere Zeit ist, daß alle, die über Franz schreiben, einig sind, in ihm ein reines, religiöses Empfinden zu verehren, so darf es auch freudig begrüßt werden, daß nun von protestantischer Seite die ‚Blüten' neu übersetzt worden sind. Denn nicht bloß die Schreiber, auch die Leser werden im hl. Franz ein reines religiöses Empfinden verehren und sich so wenigstens hier mit den getrennten Glaubensbrüdern zusammenfinden. Überdies weist die neue Ausgabe gegenüber den Arbeiten von Kaulen[3]) und Heinrizi[4]) bedeutende Vorzüge auf. Besondere Anerkennung verdienen die gelungenen Initialen, die mit erfrischender Natürlichkeit auf den Inhalt Bezug nehmen. Das Blatt mit ‚Berichtigungen' zeigt, daß der Übersetzer mit der spezifisch katholischen Terminologie nicht genug vertraut ist.

Dr. P. Heribert Holzapfel, O. F. M.

---

[1]) H. Thode, Franz v. Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. 2. Aufl. Berlin 1904.

[2]) Franz v. Assisi, Weltgeschichte in Charakterbildern. München 1905.

[3]) St. Francisci-Blütengärtlein, zu deutsch ans Licht gestellt. Mainz 1860.

[4]) Die Blüten des hl. Franz v. Assisi, Regensburg 1870.

Neue Frauenberufe im Lichte der alten Ethik.

Ein stetes, unaufhaltsames Vordringen der Frauenwelt in zahlreiche ihr bisher verschlossene oder minder zugängliche Berufsklassen ist eine soziale Tatsache; ihrer Anerkennung kann sich niemand entziehen, mag man sie nun theoretisch begrüßen oder nicht. Zur wirklichen Beantwortung und Lösung der Frauenfrage wird nicht mehr auf den Vortrags- und Diskussionsabenden der ‚Frauenrechtlerinnen', sondern an den Stätten praktischer Frauenarbeit, von den Fabriksälen angefangen bis zu den Amtsräumen und Studierzimmern, der wesentlichste Teil beigetragen. Soweit man heute schon beurteilen kann, fällt keineswegs in allen Berufen die praktische Probe zugunsten der Frauenarbeit aus. Erst in der Reichstagssitzung vom 8. März hat Staatssekretär Kraetke sich wieder dahin ausgesprochen, daß die Frauen ‚dem Post-, Bahnhofs- und Nachtdienst nicht gewachsen sind' (laut Köln. Volkszeitung Nr. 197). Aber die Erfahrungen sind noch viel zu unvollständig, um endgültige Entscheidungen zu ermöglichen, und allem hitzigen Theoriengefecht zum Trotz heißt es abwarten und weitere Erfahrungen sammeln. Durch diese Entwicklung sind manche theoretische Vorkämpferinnen, die sich gewiß anfänglich um die Aufklärung der öffentlichen Meinung erhebliche Verdienste erworben haben, etwas ins Hintertreffen geraten, und infolgedessen haben ihre Theorien, um wieder mehr Aufsehen zu erregen, immer krassere und schreiendere Farben angenommen, ganz ähnlich, wie gegenüber den fortschreitenden Erfolgen der Sozialreform die Sozialdemokratie durch radikales Auftrumpfen sich oben zu halten sucht. Aber wie auf sozialpolitischem Gebiet der Radikalismus nachgerade die größte Gefährdung wirklichen Fortschritts bedeutet, so drohen auch in der Frauenfrage die theoretischen Exzesse zu einem Hindernis weiterer Erfolge zu werden. Ganz besonders gilt dies von jener Bewegung, die nicht nur neue Frauenrechte, sondern eine grundstürzende Andersstellung der Frau, eine ‚neue Ethik' für die Frau erstrebt. Im wohlverstandenen Interesse der gesamten Frauenbewegung hat Helene Lange, die erste Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, auf dessen Generalversammlung 1905 eine scharfe Absage an alle diese Theorien gerichtet, welche mit Schlagworten wie ‚Recht auf Mutterschaft', ‚Freie Liebe' u. dgl. der Würde des eigenen Geschlechts ins Gesicht schlagen.

Aber mit der Absage allein ist es nicht getan. Es muß positiv daran gearbeitet werden, daß sich die Frauenwelt in allen Kämpfen um neue soziale

und politische Rechte vor allem ihrer sittlichen Grundrechte und Grundpflichten klar bewußt bleibe und, wo es not tun sollte, noch klarer bewußt werde. Die verschwommene Humanitätsmoral, welche bisher von den sog. gemäßigten bürgerlichen Frauenrechtlerinnen festgehalten wird, erweist sich gegenüber dem radikalen Ansturm als nicht hinreichend widerstandskräftig. Nur eine klare und entschiedene Betonung des Christentums, das einst schon dem weiblichen Geschlecht die erste und größte Emanzipation, die sittliche Gleichwertung gebracht hat, kann die bisherigen Errungenschaften und alle noch zu schaffenden auf sichere Grundlage stellen. Die Mission, welche gerade auch in dieser Hinsicht dem jungen katholischen Frauenbund und den protestantischen Schwesterverbänden von der Zeitlage beschieden wird, ist eine außerordentlich hohe und verantwortungsvolle. Mit Recht betont Prof. Dr. Joseph Mausbach im Vorwort seiner herrlichen Programmschrift über ‚Die Stellung der Frau im Menschheitsleben‘:*

‚daß die auf christlichem Boden stehenden Frauenverbände kein ernsteres Anliegen haben dürfen, als unter Zurückstellung des Trennenden mit vereinter Kraft zum Schutz gefährdeter christlicher und deutscher Sitte einzutreten.‘

Über allen Berufsnöten im einzelnen steht der oberste sittliche Beruf der Frau. Hier gilt es, zum Schutz der christlichen Ehe wie des christlichen Jungfrauentums der entwürdigenden Auffassung einer Ellen Key entgegenzutreten, wonach die Frau ‚in ihrem Lebensinhalte vom Manne abhängig‘ wäre. Durch sakramentale Weihe und Unauflöslichkeit hat die Ehe im Katholizismus die denkbar höchste Würde gewonnen; aber es geht doch nicht an, sie als einzigen und höchsten Beruf des Weibes schlechthin zu nehmen; weder Mann noch Weib können zur Vollendung ihres tiefsten sittlichen Wesens auf das andere Geschlecht angewiesen sein. Und auch die Mutterschaft ist nicht das Ideal des Weibes schlechtweg, sowenig als die Vaterschaft des Mannes.

‚Die Gattin ist nicht ohne den Mann, die Mutter nicht ohne das Kind; das sind Beziehungen, die sich logisch nicht abschwächen lassen; sie begründen auch sachlich eine Art von Bindung und Abhängigkeit. Mag diese Abhängigkeit noch so ehrenvoll, diese Bindung noch so beglückend sein, sie läßt doch die Selbständigkeit und Freiheit der menschlichen Person in etwa zurücktreten. Das Wort „Person“ bezeichnet die Ganzheit und innerliche Abgeschlossenheit der geistigen Natur; die wesentliche Unabhängigkeit des Ich von dem, was unter oder neben ihm ist. Das Weib muß, auch wenn niemand ihm als Gemahl zur Seite tritt, niemand seiner Mutterfreude sich anvertraut, imstande sein, seine wahre und höchste Bestimmung nach dem Maße seiner sittlichen Bemühung zu verwirklichen. Die Würde der Persönlichkeit bleibt nur dann für jeden Menschen gewahrt, wenn sie im Geiste gesucht wird, innerhalb des Geistes aber in der Beziehung des Seins und Handelns auf Gott. Nach der leiblichen Seite, in ihrer geschlechtlichen Verschiedenheit, sind Mann und Weib ergänzungsbedürftig, Hälften der Menschheit; die Ganzheit und persönliche Vollkommenheit beider liegt jenseits der geschlechtlichen Differenz, jenseits der sozialen Arbeitsteilung, im gottebenbildlichen Geiste.

* Erschienen als 5. Heft der Apologetischen Tagesfragen, München-Gladbach 1906, Verlag Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland.

„Wer möchte," so sagt der hl. Augustin, „die Frauen von dieser Gemeinschaft (des Ebenbildes Gottes) ausschließen, da sie doch mit uns Erben der Gnade sind! . . . Aber haben denn die gläubigen Frauen ihr Geschlecht verloren? Keineswegs; aber wie sie da, wo es kein Geschlecht gibt, zum Bilde Gottes erneuert werden, muß auch der Mensch da, wo es kein Geschlecht gibt, nach Gottes Ebenbild geschaffen sein, d. h. im Geiste seiner Seele." Die Worte Mann und Weib, Vater und Mutter, so ursprünglich und edel sie sind, enthüllen uns nicht so tief den Adel und die Vollkommenheit des menschlichen Wesens als der demütige Name des Kindes, des „Kindes Gottes". Durch die Idee der Gotteskindschaft ist die Würde der menschlichen Persönlichkeit, speziell die Ebenbürtigkeit der Frau, klargestellt und besiegelt worden. „Ihr alle (so schreibt der hl. Paulus an die Galater) seid Kinder Gottes durch den Glauben in Christus Jesus. . . Da ist nicht Jude noch Heide, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib. Denn ihr alle seid eins in Christus Jesus.'

Der höchste Beruf des Weibes wie des Mannes ist, vollkommener Mensch, vollkommener Christ zu sein. Die Wege zur Verwirklichung dieses höchsten Berufes sind verschiedene. Nur ein solcher Weg, aber der natürlichste und meistgegangene, heißt Ehe und Mutterschaft. Darum werden auch die Tätigkeitsformen, welche weibliches Tun im Pflichtenkreis der Familie annimmt, das angemessenste Vorbild abgeben für die sonstigen Formen und Arten der Tätigkeit, welche die Frau im Rahmen der größeren sozialen Gebilde vorzugsweise üben wird, je mehr sich der Kreis der ihr zugänglichen Berufe erweitert. Nicht mit Unrecht hat man ja auch bei den hauptsächlichsten Tätigkeitsformen der katholischen Ordensschwestern von einer Art geistiger Mutterschaft gesprochen. Das gleiche gilt vom Stand der weltlichen Lehrerin, dessen idealste Auffassung ebenfalls den Eheverzicht erfordert. Noch kürzlich haben die katholischen Lehrerinnen in ihrem nach Tausenden zählenden Verband die Jungfräulichkeit als ‚Wurzel ihrer Kraft und Krone ihrer Berufswürde' bezeichnet. Das aufopferungsvolle Wirken in der großen Menschheitsfamilie vermag weibliche Herzen ebenso gänzlich auszufüllen und vollkommen zu beglücken als die Hingebung an einen engeren Kreis; vorausgesetzt, daß beide Tätigkeitsformen getragen sind von der unersetzlichen Kraftquelle eines religiösen Lebensideals. Auch die neuen Berufsfelder öffentlicher Wirksamkeit, welche sich in unseren Tagen der Frau eröffnen, werden nur dann segensreiche Früchte tragen, wenn sie im gleichen Sinn beschritten werden. Mausbach weist vor allem auf das unendliche Gebiet sozialer Fürsorge im weitesten Sinne hin, das noch der Bearbeitung harrt.

‚Es kann der mächtig erweiterten Aufgabe des modernen Staates, der nicht bloß Rechtsstaat, sondern auch Kultur- und Wohlfahrtsstaat ist, nur willkommene Förderung bringen, wenn neben und unter der politischen Staatsverwaltung, die in der Hand des Mannes liegt, eine ergänzende „mütterliche" Tätigkeit der Frau in geordneter und geschützter Form platzgreift. Solche weibliche Hilfe ist besonders angebracht an Stellen, wo es mehr ankommt aufs Durchführen als aufs Schaffen gesetzlicher Normen, mehr auf taktvolles persönliches Urteil als auf richterlichen Entscheid, mehr auf teilnehmende erzieherische

Anleitung als auf strenges Gebieten, mehr auf stilles Umstimmen und Bessern als auf eisernes Brechen des bösen Willens, mehr aufs Heilen von Wunden als auf den verletzenden, wundenschlagenden Kampf. Auch in solchen Ländern, die nicht an die Heranziehung der Frau zur großen Politik denken, hat man ihr bereits weiten Spielraum gegeben, Nächstenliebe und Tatkraft zu entfalten in kommunalen Körperschaften, sowie in Beamtenstellungen für Zwecke der Armenfürsorge, für Waisenpflege, der Schulverwaltung, der Gefängnisaufsicht, der öffentlichen Gesundheitspflege, der Gewerbeinspektion. Vor allem, wo das Wohl und die Förderung von Kindern und weiblichen Personen in Frage kommt, ist das weibliche Takt- und Solidaritätsgefühl oder das mütterliche Talent der Frau imstande, Widerstände zu überwinden, Reibungen auszugleichen, Gefahren zu beseitigen, die der Kraft des Mannes trotzen. Je mehr ferner die Sozialreform den verschiedenen Ständen Selbstverwaltung, organisierte Vertretung ihrer Interessen ermöglicht, um so mehr müssen auch die beruflich tätigen Frauen eine solche Einigung und Selbstleitung erstreben und durchsetzen. In dem Maße, wie solche Organisationen den Frauen gestatten, ihre Einsicht und ihren Willen in Frauenangelegenheiten gesetzlich kundzugeben, in dem Maße, wie solche Kundgebungen bei Regierung und Volksvertretung Beachtung finden, wird voraussichtlich ihr politischer Ehrgeiz abflammen, ihr Streben nach Änderung der staatlichen Verfassung schwächer werden, ähnlich, wie in den englischen Gewerkschaften die energische und erfolgreiche soziale Arbeit die Schärfe der politischen Tendenz gemildert hat.'

Mit einer Fülle weiterer eigenartiger Gesichtspunkte und praktischer Einzelvorschläge, die man aus der Schrift selbst kennen lernen muß, führt Mausbach den Grundgedanken näher aus, daß die neuen Berufe der Frau nicht einfach in der Teilnahme an allen Berufen des Mannes gesucht werden können, sondern auf solchen Gebieten liegen müssen, die den natürlichen und spezifischen Betätigungsrichtungen weiblichen Wesens entsprechen und eine volle Ausnutzung der im Frauentum enthaltenen, heute oft brachliegenden Kräfte ermöglichen und verbürgen. Wie sich in der Ehe der männliche und weibliche Pflichtenkreis nicht entgegenstehen, sondern ergänzen, so werden sich auch unter den neuen Frauenberufen nur diejenigen als dauernd förderlich und beglückend erweisen, welche eine Unterstützung und Ergänzung der Männerarbeit nach den gemeinsamen letzten Zielen alles menschlichen Tuns hin bedeuten.

r.

Philosophie.

Grenzfragen der Philosophie und Naturwissenschaft. In dem mit ebensoviel darstellerischer Schönheit als künstlerischer Willkür gezeichneten Bilde, welches der geistvolle Hallenser Positivist Alois Riehl von der ‚Philosophie der Gegenwart'* entwirft, leitet er das Neuaufblühen der philosophischen Interessen in unseren Tagen vorwiegend aus den immer weiter greifenden Erfolgen der Naturwissenschaften ab. So große und neue Einheitsgedanken wie das physikalische Prinzip von der Erhaltung der Energie, wie das biologische Prinzip der Abstammungslehre müssen in der Tat auf das spekulative Denken wieder befruchtend wirken. Aber das Neuaufblühen der Spekulation ist es nicht, was Riehl als einen Fortschritt der Philosophie ansähe; sondern wie er bereits die philosophische Entwicklung seit der Renaissanceepoche einseitig nach ihren Zusammenhängen mit den exakten Wissenschaften einschätzt (dabei wird selbst ein Geist wie Leibniz, der doch wenigstens als Erfinder der Differentialrechnung Gnade finden sollte, nur in einer Parenthese erwähnt), so wird auch der Denkfortschritt der neuesten Zeit allein in den methodischen Untersuchungen der Erkenntnistheorie gefunden und die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart nicht den Fachphilosophen, sondern den großen Naturforschern, einem Robert Mayer, Helmholtz, Hertz, zuerkannt. Freilich wird die Betonung des empiristischen Standpunkts durch das kantianische Zugeständnis abgeschwächt, daß in alle Erfahrung bereits die Formen des Denkens eingehen, freilich wird neben der Philosophie als Erkenntnistheorie eine disparate von künstlerisch-schöpferischen Persönlichkeiten auszubildende Philosophie als Wertlehre zugestanden, aber die fruchtbarsten Wechselbeziehungen zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie sind in beiden Fällen aufgehoben. Der Begriff der ‚Exaktheit' hat es Riehl wie so vielen andern angetan; infolgedessen tritt das weite Gebiet der biologischen Naturwissenschaften bei ihm ganz in den Hintergrund, und auch für das physikalische Gebiet verlangt er eine völlig ‚hypothesenfreie Wissenschaft', die Robert Mayer allerdings einmal mit diesem Ausdruck als Ideal hingestellt hat, die sich aber nimmermehr wird verwirklichen lassen, solange die Physiker nicht auf ihrem Gebiete allwissend geworden sind. Solange überhaupt noch irgendwelche Forscherarbeit zu leisten ist, solange noch Lücken des Wissens auszufüllen und Rätsel zu lösen sind, wird auch die Physik, trotz aller ihren meßbaren Erscheinungen zu dankenden ‚Exaktheit', der Hypothesen nicht entbehren können und es der philosophischen

* ‚Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart.' 8 Vorträge. Zweite Auflage. Leipzig 1904. Teubnerscher Verlag.

Spekulation nicht wehren wollen, gerade an die Hypothesen und Theorien ihre noch weiter verallgemeinernden Gedankengänge anzuknüpfen.

Freilich, *eines* kann der Physiker mit Recht von dem Naturphilosophen verlangen, daß dieser die physikalischen Grundbegriffe, die er übernimmt, auch verstehe und in ihrer Begründung zu würdigen wisse. Wo es daran fehlt, werden mit Fug und Recht so derbe Lektionen erteilt, als sie der Petersburger Physiker O. D. *Chwolson* (Verfasser eines von Fachmännern vielgerühmten mehrbändigen Lehrbuchs der Physik) in der lehrreichen kritischen Studie ‚Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot'* namentlich dem Jenenser Weltenträtsler mit wahrhaft vernichtender Beweisführung zuteil werden läßt. Unter dem zwölften Gebot versteht Chwolson den Satz: ‚Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst.' Nach seiner Meinung ist totale Unwissenheit in der Philosophie bei Naturwissenschaftlern selten (???); dagegen weist er an drei Fällen eine stupende physikalische Unwissenheit dreier Philosophen nach, und bei weitem der krasseste Fall ist der Häckels. ‚Alles, aber auch alles, was Häckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. *Selbst von dem Gesetze, welches er selbst als „Leitstern" seiner ganzen Philosophie proklamiert* (dem Energiegesetz), *besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse.*' Und wenn Chwolson weiterhin bezweifelt, ob sich Häckel nur zur Physik so verhält, und argwöhnt, daß es auch auf andern Wissensgebieten gerade so mit ihm stehe, so hat erst jüngst wieder in philosophischer Hinsicht *Max Steiner* dies bestätigt und in seiner temperamentvollen Schrift ‚Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums'* nachgewiesen, daß Häckel bei Abfassung der ‚Welträtsel' Kant, auf den er sich beruft, überhaupt nicht gelesen hatte, daß er dies zwar vor Abfassung der ‚Lebenswunder' auszugsweise nachgeholt hat, aber dabei ‚schaudernd entdecken mußte', daß Kant ungefähr das Gegenteil von dem sagt, was ihm die ‚Welträtsel' in den Mund legen, weshalb nunmehr Häckel ‚mit dem Mut der Verzweiflung' auf einmal die Kantsche Erkenntnislehre für falsch erklärte. Doch kommen wir auf Chwolson zurück! Im Gegensatz zu Riehl ist dieser der Meinung, daß in der Naturwissenschaft der hypothesenreine Positivismus sich ‚ebensowenig imstande erwies, eine wahre Wissenschaft aufzubauen, wie sein äußerster Antipode, die rein spekulative erfahrungslose Philosophie'. Zu wirklicher Förderung der Grenzfragen bedarf es gründlichster Orientierung (nicht lückenlosen Spezialwissens) auf beiden Nachbargebieten, und eine solche ist auch in unseren Tagen noch für den einzelnen Denker erreichbar. Chwolson hebt als rühmliches Beispiel des Philosophen Eduard von Hartmann Werk über ‚die Weltanschauung der modernen Physik' hervor und nennt auch einige andere ähnliche Schriften von Philosophen. In dieser Beziehung kann Hartmann wirklich für die meisten zeitgenössischen Metaphysiker vorbildlich sein; das muß man auch dann zugeben, wenn man zu seinen metaphysischen Leitideen in schroffem Gegensatz steht. Auch von den Grundgedanken der neueren Psychologie z. B. weiß Hartmann, wie sein Buch über ‚die moderne Psychologie' (1901) trotz mancher Mängel bekundet, weit mehr als viele psychologische Spezialisten, und mit seinen biologischen Kenntnissen scheint es, soweit wir darüber urteilen können, ebenfalls nicht schlecht bestellt zu sein.

Was aber einem solchen wirklich universell veranlagten Geist zur Förderung

* Braunschweig 1906, Verlag von F. Vieweg und Sohn.

* Berlin 1905, bei Ernst Hofmann und Co.

gereicht, kann bei anderen minder glücklich organisierten Köpfen trotz allen aufgewandten Fleißes, trotz allen ‚Schöpfens aus den ersten Quellen', trotz aller erstaunlichen Anhäufung wertvollen Wissensstoffs zur Verwirrung statt zur Klärung führen. Wer möchte nicht die Grundabsicht von Gustav Portigs großem Lebenswerk ‚Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur und des Geistes'* begrüßen, die dahin geht, nachzuweisen, ‚welche Verdienste sich die Naturwissenschaft um eine neue Begründung der optimistisch-theistischen Weltanschauung unabsichtlich erworben hat'. Wer möchte sich nicht freuen, wenn endlich einmal mit dem immer inhaltleereren Schlagwort ‚Monismus' aufgeräumt wird; denn dieses bedeutet ja meist entweder nur eine Verhüllung des Materialismus (so bei Häckel) oder eine spekulativ konstruierende Willkür nach Art Hegels oder Schellings (so in Hartmanns ‚konkretem Monismus') oder aber ein erkenntnistheoretisches Idol (wie Riehls ‚philosophischer Monismus'). Aber ein derartiger schellingianisierender Dualismus von Geist und Materie, wie ihn Portig unter Verwertung eines sehr anfechtbaren Substanzbegriffs durchführt, scheint uns doch nach oben (Gott-Schöpfer als unendliche Substanz) wieder in eine monistische, wie nach unten (drei geistige ‚Untersubstanzen': Vernunft, Gefühl, Wille und drei materielle: Stoff, Äther, Energie 2c.) in eine pluralistische Wendung umzuschlagen. Und was den theistischen Grundgedanken angeht, den Portig klarer als sein Lehrer Chr. H. Weiße durchführen will, so erscheint uns, kurz gesagt, die Fortentwicklung bei einem anderen Weiße-Schüler: Hermann Lotze (der übrigens, obwohl doch auch namhafter Naturforscher, für Riehl gleich Leibniz quantité négligeable ist) viel glücklicher, dessen teleologische Formulierungen auch viel mehr einleuchtend als Portigs sozusagen mehr ökonomische in seinem ‚Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwands'. Wenn Portig dem ganzen Weltprozeß schließlich ‚keinen anderen Zweck' vindiziert, ‚als das ursprünglich von Gott gesetzte Verhältnis der größeren Quantität und geringeren Qualität umzukehren in ein solches der vorherrschenden Qualität in der Welt des Geistes und der Materie', so läuft das eigentlich auf dasselbe hinaus wie Spencers Entwicklungsbegriff der fortschreitenden ‚Differentiation' und ‚Integration', dessen ökonomische Grundtendenz wir schon einmal im ‚Hochland' ausführlicher charakterisierten.* Noch nachteiliger erweist sich die Ähnlichkeit mit Spencer bei der Durchführung der Leitgedanken ins einzelne. Dieselbe Ausbeutung äußerlicher Analogien verquickt sich hier vielfach mit einer geradezu pythagoräisierenden Zahlenspielerei, der, wie uns eine Probe lehrte, ausgesprochen mathematische Köpfe am allerwenigsten Geschmack abgewinnen können. Gewiß dürfen wir uns für die mit staunenswerter Belesenheit durchgeführten Einzelanwendungen im mathematischen, physikalischen und chemischen Gebiet kein fachmännisches Urteil anmaßen, aber neben den bereits im ersten Band gelegentlich auftretenden psychologisch-biologischen Entgleisungen scheinen uns doch auch die physikalischen Ausführungen selbst nach Maßgabe unseres orientierungsbemühten Laienverstandes vielfach unannehmbar. Wir vermögen z. B. nicht einzusehen, daß die beiden Hauptsätze der mechanischen Wärmetheorie: Energie- und Entropieprinzip in der üblichen Formulierung von der monistischen

* Vor uns liegt bisher der erste Band, der die Geltung obgenannten Gesetzes ‚In der Mathematik, Physik und Chemie' behandelt, und vom zweiten Band, der das astronomische und biologische Gebiet behandeln soll, ein vorläufiger Sonderabdruck unter dem Titel ‚Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung'. (Stuttgart 1903 bezw. 1904, Verlag von M. Kielmann.)

* Vgl. ‚Der Entwicklungsgedanke bei Herbert Spencer' im Märzheft 1904.

Weltanschauung imprägniert sind. In beiden ist (so betont z. B. Chwolson in der oben besprochenen Schrift, oder Auerbach in seinem ‚Kanon der Physik') nur von ‚geschlossenen Systemen', höchstens von der ‚Welt des Physikers' die Rede. Welt des Physikers und Welt des Metaphysikers sind aber von vornherein begrifflich verschiedene Welten und bleiben es auch tatsächlich zum mindesten so lange, als nicht alle Wissenschaften auf Physik reduziert sind, noch unsere Fernrohre die letzte Ecke des Universums ausgeforscht haben.

Neben der anmaßenden Ignoranz vom Typus Häckel und der außer Atem kommenden Vielwisserei vom Typus Portig gibt es noch eine dritte Trugkraft, der man sich beim Übersetzen von dem naturwissenschaftlichen Erfahrungswissen zum Gestade der Metaphysik nicht anvertrauen darf: das ist die freischweifende Phantasie. Ihr hat der treffliche Grazer Novellist Wilhelm Fischer allzu freien Lauf gelassen, als er uns in seiner ‚Poetenphilosophie'* eine Weltanschauung darzubieten vermeinte. Von physikalischen Begriffen ist in diesem Gedankenspiel wenig die Rede, um so mehr von biologischen. In großen Zügen malt der Dichter aus, wie sich im Sinne Darwins die Natur allmählich bis hinauf zum Menschen, ihrer eigentlichsten Sehnsucht, entwickelt habe, und in dem ausführlichen Intermezzo ‚Der Zweihänder' verweilt er mit besonderer Vorliebe bei dem urmenschlichen Stadium; man denkt unwillkürlich an das bekannte Affenmenschengemälde von Gabriel Max. Trotzdem dürfte der strenggläubige Darwinismus mit seinem dichterischen Verklärer nicht zufrieden sein; denn einen großen Sprung erkennt Fischer in der Entwicklung an: die Menschwerdung des Tieres durch das aufblitzende Licht des Selbstbewußtseins, der Vernunft. Und auch den letzten Ursprung der Welt vor aller Tiernatur sieht er in einer wesenhaft wirklichen ‚Lichtnatur' und deutet sich selbst die Grunddogmen des Christentums in einer objektiv nicht eben würdigen Weise ins Darwinistisch-phantastische um. Am bedenklichsten in diesem Gedankenspiel, welches denkende Leser kaum sachlich ernst nehmen, sondern nur bald ergötzt, bald befremdet mitanschauen können, sind die ethischen Ableitungen der höchsten Tugenden aus tierischen und selbstischen Trieben. Etwas glücklicher sucht Ad. Mayer in seinen ebenfalls von darwinistischen Phantasien durchsetzten ‚Bekenntnissen eines alten Naturforschers' (Agrikulturchemikers) ‚Los vom Materialismus'* auf der Grundlage des menschlichen Selbsterhaltungstriebes und Glücksbedürfnisses die Notwendigkeit idealer Moralbegriffe und eines dogmatisch ‚geläuterten' Christentums zu beweisen. Aber seine Gedankengänge sind doch zu wenig eigenartig und zu unabgeklärt, als daß sie mehr denn symptomatisches Interesse beanspruchen könnten. Das gilt auch von den gelegentlichen naturphilosophischen Bemerkungen, von denen nur hervorgehoben sei, daß der Verfasser, obwohl Chemiker, nicht an die Überbrückbarkeit der Kluft zwischen toter und lebender Materie glaubt. —

Die Betonung der Grenzen unseres wissenschaftlichen und speziell naturwissenschaftlichen Erkennens ist sicher bei vielen zeitgenössischen Geistern ein wirksameres Argument für die Notwendigkeit religiöser Gläubigkeit als die Versuche eines positiven metaphysischen Unterbaus der geoffenbarten Glaubenswahrheit. Angesichts dieser geistigen Zeitlage kann man einem Buch wie dem Prof. C. Güttlers über ‚Wissen und Glauben'** das Verdienst nicht absprechen, daß es den Weg der ‚gläubigen Skepsis' mit Glück beschreitet und in raschem Durchschreiten der einzelnen Wissensgebiete, der naturwissen-

* München und Leipzig 1904, bei Georg Müller.

* Heidelberg 1906, Karl Winters Verlag.

** 2. Aufl. München 1904, Beckscher Verlag.

schaftlichen und geisteswissenschaftlichen, darlegt, daß nirgends eine gesicherte Erkenntnis besteht, die den Lehren der Offenbarung widerstritte. Aber mit dieser negativen Beweisführung und dem Appell an die Bedürfnisse des Gemüts und Willens kann sich nur die resignierende Einzelpersönlichkeit, doch nicht das philosophische Denken als solches zufrieden geben. Auch Güttler, der im Gegensatz zur Scholastik Kant folgen will, tut dies nicht ganz folgerecht, sondern mißt z. B. dem kosmologischen und teleologischen Gottesbeweis höhere Beweiskraft zu. Sein Standpunkt mit der nur ‚methodisch' vermeinten ‚Voraussetzungslosigkeit' und gar manchen Unklarheiten, zumal der psychologischen und biologischen Kapitel, vermag einer konsequenteren und nicht mehr gläubig gestimmten Skepsis nicht standzuhalten; Güttler gibt dies auch selbst indirekt zu, wenn er Kants Kritizismus nur als ein ‚Übergangssystem' betrachtet wissen will gleich dem Neuplatonismus und Cartesianismus. Eine positive, dem naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand vollkommen Rechnung tragende Metaphysik setzt in unseren Tagen trotz aller kritischen Skepsis an vielen Stellen wieder verheißungsvoll ein, und wenn es ihr auch an Irrungen nicht fehlt, wenn auch schwerlich, wie Portig meint, ein einzelner ‚Bismarck der Wissenschaft' das neue Reich fest zu begründen vermögen wird, aus einem systematischen, zielbewußten und auf früheren Errungenschaften weiterbauenden Zusammenarbeiten von Spezialwissenschaftlern und Philosophen als ‚Spezialisten des Allgemeinen' (wie Comte sie nennt) wird sicherlich wieder eine neue, die Übereinstimmung von Glauben und Wissen dartuende ‚Scholastik' sich aufbauen, und wir meinen, das Bild, welches gerade in diesem ‚Hochland'heft von der Arbeitsweise und den Leitgedanken der Löwener Neuscholastik gegeben wird, sei sehr dazu angetan, diese Zuversicht zu bestärken. Sie wird ja auch von einem beträchtlichen Teil gerade jener großen Naturforscher geteilt, auf welche sich Riehl bei seiner Verwerfung der Metaphysik berufen zu dürfen glaubt. Kein geringerer als gerade Robert Mayer hat es auf dem Innsbrucker Naturforschertag 1869 ausgesprochen und den Satz sogar in sein Hauptwerk, die ‚Mechanik der Wärme' (1874, S. 319), eingeflochten, daß eine richtige Philosophie nichts anderes sein kann als eine ‚Propädeutik der christlichen Religion'. Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Ursache und Begleiterscheinungen erdmagnetischer Stürme. Die bedeutenden erdmagnetischen Störungen am 31. Oktober 1903, die als außerordentlich starke magnetische Sturmwellen vor allem auch durch Hemmung und Verwirrung des telegraphischen Weltverkehrs wie der nautischen Orientierungen unliebsame Folgen für das bürgerliche Leben gezeitigt haben, sind neuerdings in ihren Ursachen und Folgeerscheinungen eine bevorzugte und fruchtbar ausgebeutete Studienquelle der erdphysikalischen und seismologischen Forschung geworden. — Im Jahre 1885 hatte zuerst der Astronom und Physiker Tacchini in Rom auf die Beziehungen zwischen Maxima und Minima der Sonnenprotuberanzen und Maxima und Minima der täglichen Schwankungen der magnetischen Deklinationsnadel hingewiesen. Auf Grund kritisch verwerteter Beobachtungsreihen aus den Jahren 1877 bis 1884 glaubte Tacchini die Schlußthese aufstellen zu können, daß die Erscheinung der Sonnenflecken, der Protuberanzen und des Erdmagnetismus in ihren Maxima und Minima eine gleichlange Periode von elf Jahren innehalten, also jenen Zeitraum, den zuerst Rudolf Wolf in Zürich für das Phänomen der Maxima und Minima der Sonnenflecken nachgewiesen hatte. Von den Vorgängen auf der Sonnenoberfläche mußten die Schwankungen des Erdmagnetismus so-

mit abhängig sein. W. J. S. Lockyer, der berühmte englische Kosmophysiker, wollte dann diese rasch allgemein adoptierte Erklärung erdmagnetischer Störungen berichtigen durch die Hypothese, daß das Auftreten magnetischer Stürme nicht von dem Maxima und Minima der Sonnenflecken, sondern demjenigen der Protuberanzen abhängig wäre. Auf Grund fast dreißigjähriger Beobachtungen glaubte Lockyer noch die Beziehungen zwischen Maxima der Protuberanzen und des Nordlicht-Phänomens feststellen zu können, dessen Einwirkung auf erdmagnetische Strömungen frühzeitig erkannt worden ist.

Die Protuberanzen, die an den Sonnenpolen einen relativ ruhigen Charakter zeigen und dort die gewaltigen Störungen des Erdmagnetismus nicht veranlassen können, entgehen leicht in hohen Sonnenbreiten als Sonderphänomen dem beobachtenden Auge und gelten ihm nur als Zeichen erhöhter Sonnentätigkeit. Durch die Berechnung der allmählichen Verschiebung dieser als Protuberanzen bemerkbaren Explosionen auf dem Sonnenkörper vom Äquator zum Pol soll nach Lockyer ein Hilfsmittel gewonnen werden, um die Periodizität des erdmagnetischen Störungsphänomens mit Sicherheit vorauszusagen. Dies wäre für das Verkehrsleben von größter Wichtigkeit. Lockyer hat nun ein Maximum erdmagnetischer Störungen für das Jahr 1906 vorausberechnet. Doch kann die Einseitigkeit der Folgerungen Lockyers einer kritischen Prüfung nicht standhalten. Das beweisen gerade die Beobachtungsresultate aus dem erdmagnetischen Unwetter des 31. Oktober 1903, der auch Lockyers ‚Zirkel' arg gestört hat. Zuerst hat A. Wolfer, der bewährte Schüler und Nachfolger Rudolf Wolfs an der Züricher Sternwarte, auf Grund mehrmonatlicher, sorgfältig registrierter Sonnenbeobachtungen aus dem Jahre 1903 darauf hingewiesen, daß von einer erhöhten Protuberanzentätigkeit an den Sonnenpolen nichts zu bemerken gewesen wäre, und daß allein eine erhöhte Fleckenbildung an der Sonnoberfläche, ein Maximum der Sonnenflecken, mit dem ungewöhnlichen erdmagnetischen Phänomen in Beziehung gebracht werden könnte. Die Richtigkeit dieser Ansicht wurde dann bestätigt durch die Beobachtungen von Quenisset in Paris und Archenhold an der Sternwarte zu Treptow bei Berlin, die beide am 31. Oktober konstatiert haben, daß eine große Gruppe von Sonnenflecken und Sonnenfackeln gerade den Zentralmeridian der Sonne passierten, als der gewaltige erdmagnetische Sturm losbrach. Archenhold machte nun darauf aufmerksam, daß man mit einfachen astronomischen Hilfsmitteln stets den Durchgang einer Sonnenflecken- oder Fackelgruppe durch den Zentralmeridian auf sechs Tage vorausbestimmen könnte. Damit wäre dem telegraphischen Verkehr und der Schiffahrt eine Sicherung gegen unliebsame erdmagnetische Überraschungen gegeben. Archenhold und mit ihm die sachkundigsten Gelehrten sind jetzt zu der sicheren Überzeugung gelangt, daß nicht das Maximum der Protuberanzen, sondern das der Sonnenflecken oder -fackeln (hier schwanken noch Vermutungen) die erdmagnetischen Stürme zeitigt. Und der Fernleiter zwischen beiden Phänomenen sind die elektromagnetischen Wellen des Äthers, deren Konstatierung durch deutsche Physiker bekanntlich eine fundamentale Revolution der ganzen kosmischen Physik bedingt hat.

Bemerkenswert ist nun noch, daß die Beobachtungsreihen einer größeren Anzahl seismologischer Stationen für die Zeit um den 31. Oktober 1903 eine außergewöhnlich große Unruhe des Erdbodens auf den Erdbeben häufig ausgesetzten Gebieten Europas festgestellt haben. Erdstöße wurden gespürt in Benevent, auf Ischia, an der sizilischen Küste, in Kroatien, in dem so oft heimgesuchten

Laibach, ja selbst in Essex (England). Bald darauf brachte der Draht die Kunde von einem schweren Erdbeben in Persien, das die Stadt Turschitz zerstörte. Ein Zusammenhang zwischen seismischem und erdmagnetischem Paroxismus ist sicher nicht von der Hand zu weisen. Eine Bestätigung dieser Hypothese bieten die von japanischen Forschern gewonnenen Beobachtungsresultate, die schon einige Tage vor dem Auftreten eines Erdbebens außergewöhnliche erdmagnetische Schwankungen an Erdbebenzentren feststellen konnten. Diese Schwankungen nahmen an Intensität mit der Nähe des Erdbebenherds zu.

Für die kausalen Beziehungen zwischen Erdbeben, erdmagnetischen Störungen und Sonnenflecken spricht auch die auffallende Tatsache, daß die jährlich zu konstatierenden Erdbebentage von 1897 bis 1903 ständig abnehmen, zuletzt auf 124 gesunken sind, um von 1904 ab wieder anzusteigen. Es liegt nicht so fern, das Maximum des Sonnenfleckenphänomens mit einem Minimum seismischer Störungen in Beziehung zu bringen.

Je tiefer wir in das Neuland kosmisch-physikalischer Forschung eindringen, um so deutlicher erkennen wir in den auf der Sonne tätigen Kräften die Grundursache aller Leiden unseres Erdkörpers. Und mit der wachsenden Erkenntnis der Sonnenkräfte wie ihres Vermittlers im Atherraum wird uns auch die Möglichkeit zuteil werden, die schweren Folgen dieser ‚Erdleiden' für das Kulturleben aufzuheben oder doch zu mildern. Nicht mit Unrecht hat da Lionardo da Vincis Heroengeist auf die Sonne als Hauptquelle der Erkenntnis aller kosmischen Kräfte und aller ‚Krankheiten' unseres Erdkörpers hingewiesen.

Dr. Max Jacobi.

Literatur.

Märchen. Auf dem schönen Bilde Steinles: ‚Die Märchenerzählerin'* steigt der vielfältig reiche Märchenfrüchtebaum aus der dunkel treibenden Erde und einer dicken Rübe herauf. Das Märchen ist eine Sonnenblüte, die im Winde schaukelt und luftige Ranken wirft, aber seine Wurzel ist eine unscheinbare Wirklichkeit. Nur im Glanz von Träumeraugen kommt das Fliegen und Spielen, das Tanzen und Klingen, Schauer und Necken über die Dinge und befruchtet sie zu goldenen Früchten. Volk und Kinder haben solche Märchenseelen und hatten sie zuerst, und nicht leicht ist eine Saite im Leben eines Volkes charakteristischer nach seiner Art gestimmt, als die mit Märchen klingt. Heute ist das Märchen Literatur geworden; es ist darüber vereinsamt und verkannt. Gestorben ist es nicht auch als Kunstmärchen. Es hat ja gerade mit der höchsten Kunst das gemein, daß es sich am stärksten über den Stoff erhebt, wenn auch die Mittel ihrer Willkür verschieden sind. Das Märchen hat zugleich eine Vertiefung seiner Ahnungen erfahren und eine Erhöhung seiner Stilmittel. Dennoch verliert es nichts von seinem alten Jugendreiz, seiner Kindersprache und seinen Altersgeheimnissen, sofern es nur aus einem Dichterhause kommt.

Zwei neue Märchenbücher, die auch sonst zusammengehören, beweisen dies aufs beste. Daß beide von Konvertiten sind, ist möglicherweise interessant; daß sie Frauen sind, erscheint wie natürlich. Ihre Individualitäten sind zugleich Typen der Märchengattung.

Naturleben und Lebenserfahrung sind die Wurzeln des Märchens. Die Phantasie flicht eine duftende Brücke über die Spalten, die der Strom der Wirklichkeit zwischen inne gewühlt hat, und sie gewährt damit einen grenzenlos sicheren und klaren Umblick über die ganze weite Runde. Aber es ist die Sicherheit und Klarheit der Ahnung, die einfache Bilder und Vorgänge sieht und das Letzte und Tiefste dabei weiß. Alles ist symbolisch für den Reifen, nichts ist bloß ein Symbol. Alles ist

* S. Hochland 1903/04, II. S. 385.

Sinn und alles auch wieder nur Spiel. Zwischen beiden Polen liegt das Märchen, aber man weiß kaum wo. Doch in der Bewegung seines Flusses kommt es beiden nahe, und der Hauch gewisser Stimmungen treibt auch bald stärker zum einen, bald zum anderen Pol. So stehen Elisabeth Gnauck-Kühnes ‚Goldene Früchte aus Märchenland' (Verlag G. A. von Halem, Bremen 1905) und Helene Nyblomś ‚Es war einmal' (Alb. Langen, München 1905) in einem gewissen Abstand zu einander auf derselben Basis. Die ‚goldenen Früchte' sind gefaßt in Franz Stassens formstarke Linienkunst; bei Nyblom hat man Böcklins buntlebendige Wunderwelt vor der Seele. So auch verhalten sich diese Geschichten.

Die Natur ist ihr Erstes und Letztes. Sie gibt den Schauplatz ab, sie wird lebendig in Tieren und Pflanzen, in Stein und Wolke, in Bach und Fluß und Wasserfall und Meer. Wiese und Wald, Sterne und Sonne, alles wird eine große Symphonie, in der es erhaben und heiter, frisch und dumpf, grausig und trunken tönt. In all der Natur fühlt sich der Mensch, und freier, wunderbarer, ahnungsvoller, als er aus sich weiß. Darum je mehr die Naturpoesie nur sich selber will, desto mehr ist sie voll von Kostbarkeiten der Seele und des Lebens. Hervorstechende Träger solcher gemeinsamer Rhythmik sind stets der Tanz und der Klang. Sie kehren bei Nyblom immer wieder und treten bei Gnauck-Kühne nachdrücklich hervor. Die Geschichten ‚Vom Jungen und seiner Fidelunka' und ‚Vom Mädchen, das allen vorbeitanzte' bei Nyblom sind reiner und wundervoller Ausdruck dieser Stimmung des naiven, natürlichen Genießens in aller Kreatur. Dennoch ‚Alles, was fliegen kann', ist diese Mücken- und Libellenfreude nicht. Denn die Sehnsucht ist ein Flug vom Flecke in die Weite und Höhe. Höher fliegt der Adler, höher die Wolke, höher das heitere, kindliche Gebet. In die Weite aber zieht die Sehnsucht das Meer, ‚die wilden Wogen des Meeres.' Unerreichbar weit gar ist das Ziel des Herzens. Die wilden Wogen des Meeres verschlingen das Mädchen, das ihnen von allem ruhigen Glücke fort zugeeilt war. Gnaucks ‚Agave' sieht das Meer, von dem die flugmüde Möve erzählt hatte, und muß darnach sterben. Aber sie tut es dann gerne. Auch im ‚Duftenden Dornbusch', der ‚Tanne', der ‚Distel', dem ‚Adler' klingt Gnaucks schmerzliche Resignation als Grundton vor, bald als individuell persönlicher, bald als allgemein menschlicher und künstlerischer. Der Zwiespalt zwischen Leben und Erleben, Ideal en und Wirklichkeiten zieht sich überall durch. Unüberwindlich tragisch bleibt er in der Einsamkeit des Großen (‚Adler'), in der Kunsttragödie der ‚Nachtigall'. Der Schmerz erscheint als wohltätige Läuterung, aus der Maß und Beschränkung (‚Der Wildbach') hervorgehen, und die Resignation setzt an die Stelle der versagten Größe die fruchtbare Liebe (‚Ein Weg in den Himmel'). Aber eine wundervolle Ahnung einer künftigen Harmonie eröffnet ‚Das Reh'. Dieses Märchen ist zugleich auch das einzige im Gnauckschen Buche, das den Märchenton durchaus getroffen hat. Es hat nichts mehr von der Fabel, nur noch vom Märchen an sich und kommt auch darin den Nyblomschen nahe, daß es nicht mit einem Naturbild, sondern mit einem ‚Es war einmal' einsetzt, das der novellistisch fabulierenden Märchenart so durchweg am besten entspricht. Nybloms ‚Eyvin mit dem Pferd', ‚Dummklas', ‚Vom Prinzen, der das Schweigen zum Reden brachte,' vereinigen in ganz ähnlicher Weise Idee und Phantasie. ‚Das Meerkind', ‚Vom Berggeist geraubt' und ‚Vom Mädchen, dem die Waldfrau begegnete,' sind in derselben Art Höhepunkte.

Farbe und Form unterscheiden den Stil der beiden Bücher. An Bildkraft sind sie zuweilen gleich groß; beide be-

herrschen virtuos die alte Märchentechnik. Der Humor der Nyblom ist sprudelnd und blühend, der der Gnauck von einer geruhigen Sachlichkeit. Es sind Unterschiede der Temperamente und der Landschaften. Wie Gnauck ihrer Heimat die Widmung schreibt: ‚Was du mir gegeben, hier gab ich's dir wieder,' so spricht aus jeder Zeile Nybloms Schweden.

Die Übersetzung der Nyblomschen Märchen von Martha Sommer verdient besonderes Lob. Das in diesem Hefte hier erstmals gebotene Gnauckſche Märchen läßt vielleicht nicht alle, aber viele der schönsten Seiten der Dichterin entnehmen. Man beachte etwa die feine Symbolik des Psychologischen, den leichten und poetischen Tonfall der Erzählung, die bei aller Oekonomie so sichere Charakteristik auf das Wesentliche hin, den köstlich trockenen, bis in die Wortwahl reichenden Humor. Wie schön, daß unsere Zeit noch solche Märchen hat! Es ist geistiges Hochland darin, mehr, als die meisten ahnen und fühlen!

-th.

Eideshelfer in eigener Sache. Habent sua fata libelli; das Wort ist auch geprägt für Bernard Wiemans Werkchen ‚Er zog mit seiner Muse'.* Das war doch kein belletristischer Beitrag, mit dem man eine Zeitschrift (‚Hochland') inaugurieren konnte. Das sah nicht aus wie ein Zeitschriften- oder Zeitungsfeuilletonroman. Es hatte ja weder Kopf noch Hand noch Fuß. Nein, das hatte es alles nicht; aber es hatte ein Herz. Es gibt halt zweierlei Dichtkunst, je nachdem man die Kunst oder den Dichter mehr betont. Beides gehört zusammen; und das wahre Kunstwerk ist dieses, dessen Mutter das dichtende Herz und dessen Vater die künstlerische Hand. Die letztere hat ihre Gesetze, und diese haben schon etwas von Wissenschaftlichkeit; das Dichten aber ist Herzenssache, Natur und Gottesgabe. Nach den ‚Gesetzen' kann man kritisieren — laienhaft zu reden; die Gottesgabe muß man genießen. Das eine soll den Krittlern zugestanden werden; die Frucht in Portionen verabreicht schmeckt nicht so gut wie die ganze. Wieman ist ein ‚Künstler nach innen'; der Ausdruck ist von ihm selbst für eine dritte Person geprägt. Seine innerliche Kunst hat es manchem angetan, der nun für uns zeugen soll.

August Friedrich Krause bespricht das Bändchen im ‚Literarischen Monatsbericht' des Märzheftes 1906 von ‚Nord und Süd' also: ‚Ich kann nicht viel sagen über dieses Buch, weil es mir noch zu lebendig ist und mit seiner deutschen Innigkeit und weichen Lyrik noch stark in mir nachwirkt. Es ist eines, das man lieb gewinnt, weil es stillt und läutert und reif macht. Man fühlt des Lebens schwere Süße in sich aufsteigen, wenn man es liest, und wird rein und glückselig dabei wie ein Kind, weil es aus innigstem Kinderglauben und Kinderschauen heraus geschrieben ist. Wer sich lieb hat und sich nach stiller Stunde sehnt, nehme es oft zur Hand; es ist ein Buch, das man nie ausliest.'

Der Dichter Karl Busse erwärmt sich nicht weniger dafür (‚Velhagen u. Klasings Monatshefte', Febr. 1906): ‚Ein Buch voll Herzlichkeit, eins zum Liebhaben. Es ist Freude darin und Andacht, etwas innig Deutsches, ein reines und feines Naturgefühl. Skizzenhaft das Ganze, hingekritzelt in Feierstunden: Blätter aus sommerlichen Tagen, „ich nahm sie so beim Wandern mit," wie Storm singt. Stille umatmet uns, aber es ist nicht die Stille der Weltflucht, der Schwäche, sondern die Stille der Stärke; Träume gaukeln vor uns, aber es sind nicht Träume, die müde machen und unsere Kraft einlullen, sondern die freundlichen Sonntagsheimwehträume, in denen nach kräftigem und richtigem Alltagsschaffen die Seele tief Atem holt und sich erquickt, daß sie frischer an neues Tagewerk geht... Die stillen

* Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten-München 1906.

Menschen, die Sommers wohl mit dem Eichendorffschen „Taugenichts" im Grase liegen und die die Natur lieben, wo immer sie sie finden, draußen vor den Toren und drinnen in den Herzen der Menschen, sie sollen mit dieser „Muse" mitziehen.'

Das sind immerhin respektable Eideshelfer, zu denen sich noch als dritter Fritz Lienhard gesellt, der im Dezemberheft seiner ‚Wege nach Weimar' diesem Plauderbuch voll ‚Poesie und Gemüt' warmherzigen Gruß entgegenwinkt. Zu einer literarischen Clique gehören diese Beurteiler nicht. Aber eine Eigenschaft haben sie gemeinsam, eine für Kunsturteile sonst ganz bedeutungslose Eigenschaft, die aber angesichts zweier Tatsachen zu einer merkwürdigen wird. Diese Eigenschaft ist: die Eideshelfer sind keine Katholiken. Von den Tatsachen heißt die eine, die nicht unbedingt feststeht: Catholica non leguntur; die andere, die um so sicherer feststeht, ist die, daß eben diese besprochene Dichtung eines Katholiken von den Kreisen, die sich am ehesten darüber hätten freuen sollen, gleich bei ihrem Erscheinen fast durchweg nicht nur unter-, sondern geringgeschätzt wurde. Man darf das doch auch konstatieren.

* *

Theater.

Berliner Theater. Und Pippa tanzt! Ein Glashüttenmärchen in vier Akten von Gerhart Hauptmann. (Als Buch bei S. Fischer, Berlin.) Uraufführung des Lessingtheaters.

Der Künstler:

O Gabriel!...
Willst du mich führen, leite mich ins Helle,
Ins klare Sonnenlicht des frischen Tags!
Mit Träumen schreckst du mich. Laß endlich mir
Den starken Morgen alles Traumgewölk
Durchtrennen! Gib mir jenes ganze Sein,
Das keines Traums bedarf!

Der Engel:

Das Sein, das keines Traums bedarf, heißt Tod.
Ich aber führe dich ins Land der Träume,
Der bunten Wolken, deren Mutterschoß
Allein uns geben kann, wonach wir schmachten.

Also dichtete ein deutscher ‚Naturalist', G. Hauptmann, in seinem Fragment gebliebenen ‚Hirtenlied' von 1898. Darnach sprach er noch mehrmals bald tagverlangend, bald traumfroh in seinen Werken. Und heute hat er gestaltet, was lange kein Engel keinem Künstler mehr gezeigt hat. Der Inhalt ist alltäglich und überzeitlich. Ein Märchen hat's Hauptmann genannt, was künstlerisch betrachtet ein idealistisches Stilwerk und ideell eine symbolische Lebensdichtung ist; und wenn es auch nicht das Volks- und Hausmärchen ist, ein Märchen wird man es nach Stil und Stimmung mit Lust nennen. Nicht die konturenscharfe Kongruenz des Symbolismus, wohl aber der runde Ton ahnungsvoller Leitmotive ist Hauptmanns Art.

Die wundersame Fahrt eines deutschen reisenden Handwerksburschen. Keiner von denen, die ‚Lieder aus dem Rinnstein' singen. ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen' oder aus seinem eigenen Ränzel ein Poem, das zu dem hohen Winter und dem heulenden Bergsturm und der Musik klingender und singender Eiskristalle im schlesischen Waldgebirg paßt. Dieser Michel, ‚ein Sohn der verwitweten Obstfrau Hellriegel,' ‚möchte was ganz Besonderes erlernen' in seiner Glasmacherkunst, und da ‚schleudert's ihn manchmal förmlich vor Ungeduld', ins Böhmische hinüberzukommen und zu lernen, was man in seinen schlesischen Glashütten nicht kann, ‚etwa klares Wasser mit bloßen Händen zu Kugeln ballen;' und überhaupt, ‚es muß alles anders werden. — Die ganze Welt!' So ist der feine, blasse Michel mit dem einzigen Taler im blauen Rockschoß und verkühlt an Herz und Haut. In der Dorfschenke im Rotwassergrund, wo er zu übernachten kommt, hocken Waldarbeiter, sitzt der Glashüttendirektor beim Sekt auf der Lauer nach Pippa, dem schönen, jungen Glaskünstlerkind, das oben in der Kammer schläft, dieweil, ein Lebensspieler von südlicher Abenteuerlichkeit und Kunstfertigkeit, ihr

Vater, der Italiener Tagliazoni, mit anderen Glastechnikern, biederen deutschen Häuten, einer tollen Spielwut frönt, und im dunklen Ofenwinkel der alte, irrsinnige Huhn, der vom Glasblasen noch den Kropf und Ballonbacken hat, in riesenhafter, rotzottiger Gestalt wie ein eingekehrter Waldschrat sich unvernehmlich in den Bart brummelt, was die geheime Jagd seiner glotzenden Augen ihm aufgebracht hat. Ums Geld verkauft Tagliazoni den Kinderschlaf Pippas der Laune des Direktors, der das lebensleere Gefühl des Weltmenschen mit dem bittersüßen Taumel zwischen Begierde und Genuß auszufüllen sucht. Aber Pippa gefiele lieber der sonderbare Fremde; und den alten Huhn zieht's schwer und dumpf zu Pippa hin. ‚De Kleene sull tanzen,' rufen die Waldarbeiter und wieder einmal haben alle, den goldtrunkenen Vater nicht gerechnet, ihre Freude an einem beklommen-lustigen Fangetanz, den die gorillahafte gierige Plumpheit des Alten mit der flirrenden Grazie der Tänzerin spielt. Und Spiel ist Ernst, und Huhn will Pippa fassen; da bricht der verhaltene Streit der Spieler furchtbar aus und endet draußen im Wald mit dem Tod des welschen Falschspielers, dieweil Hellriegel kaum auf Erden zu Hause ist, der Direktor davonreitet, und der alte Huhn die schreckensstarre kleine Italienerin vom leeren Plane in die Berge hinaufschleppt, wo er mit Dohle und Ziege in einer wüsten Blockhütte haust. Hier erzeugen am Anfang des 2. Aktes der mit Gejohl und Gedonner draußen fahrende Schneesturm und der im Spukwahn lebende Alte die atembeklemmende Naturstimmung, die die erwachende Pippa ins Entsetzen jagt. ‚Ich greif' dich ni oa, ich rühr' dich ni an, Madla! Ock bei mir mußte ... ock bei mir bleibe.' — ‚Vater Huhn, Vater Huhn, du tust mir doch nichts?' — ‚Und o kee andrer soll dir kee Hoar krimma, kee Voater und kee Direkter nich. Hie bist du sicher, und meine bist de.' An diese Hütte klopft von dem Geschehenen unbeschwert im Weiterziehen am gleichen Abend noch Michel Hellriegel, — ‚ein ergebenst zerfrorener Handwerksbursch.' Der ‚ahle Huhn' rennt mit einem Knüttel, das ‚Gespenst' zu verjagen; von ihrer Furcht erlöst sinkt Pippa in Schlummer, und Michel tritt herein. Er sieht sie nicht, aber er trägt sie in sich, seit er sie gesehen, nicht ihr Bild, aber ihren Reiz und ihre Freude. Er spürt nicht mehr Fremdheit und Unwetter, und sein suchendes Herz speist sich mit Spielen naiver Phantasie, darin fröhlich glänzender deutscher Märchenzauber, Volksmutterwitz und Jugendschalkheit anschaulich zusammengeträumt und in köstlichen Zwiegesprächen mit sich und allen Dingen voll seligen Glaubens für wirklich geachtet werden. Nun lockt er sie mit der Okarina, die er in der Schenke für seinen Taler erhandelt hat, und ist nicht im geringsten verwundert, daß Pippa wie zu leibhaftigem Tanze vor ihm steht.

Das Wiedersehen wird köstlich auch in der Wirklichkeit; ein zartes Minnespiel, hohe lyrische Töne, da der Dichter die Schönheit findet. ‚Horch, wie das Glas an den Berg-Fichten klingt! Hörst du? Die langen Zapfen klirren. Es ist kurz vor Tage, doch bitter kalt. Ich wickle dich ein, ich trage dich; wir wärmen eins das andre, nicht? Und du sollst erstaunen, wie schnell wir fortkommen! Es kriecht schon ein bißchen Licht herein; sieh dir mal meine Fingerspitze an! Da ist schon ein bißchen Sonne dran. Die kann man essen! Die muß man ablecken! Da steht man nicht ab und behält heiß Blut! Hörst du auch Vögel singen, Pippa?' ‚Ja, Michel! ... Weinst du, Michel?' ‚Komm, kleine Pippa, du täuschest dich.'

Sie fliehen fort von Huhns Hütte, der sich im Winterwalde vergessen hat. Der Weg zieht über den höchsten Kamm des Gebirges, wo in einem eingeschneiten Observatorium ein greiser Gelehrter unter Büchern, Instrumenten und wissenschaft-

lichem Material wie im Vollbesitz menschlicher Erkenntnis mit seinem Faktotum, einem Stummen, ein einsames, reiches Leben führt. (3. Akt.) Auch so hoch in den Bergen Pippa zu suchen, scheut der Direktor die Mühen nicht. In einer witzigen Konversation, die doch nicht ohne Bedeutung ist, zeichnet sich der nur um den Außenreiz geschichtete Horizont des Direktors klein und komisch von dem überlegenen des Weisen ab. Halberfroren stürzt Pippa herein, Michel ist trotz seiner Zuversicht im Schnee des Hochlands zusammengebrochen; man rettet ihn und ruft ihn ins Leben. Vor der Liebesharmonie der beiden verpufft die Laune des Direktors; er nimmt seine Schneeschuhe und geht. Huhn denkt nicht daran, seine Beute entschlüpfen zu lassen. Er giert, hinter dem Ofen versteckt, nach dem günstigen Augenblick. Da sieht er den Greis wunderbare Dinge tun. Ein einfaches Modell eines vorzeitlichen Gondelschiffchens entführt in Pippas Hand, unter Wanns leise leitenden Worten Michels Dichterseele in ein entrücktes Hellsehen, aus dem nicht ein Dichter mehr, aus dem, was mehr ist, ein Künstler stilstarke Bilder offenbart. Zu schnell folgt der Himmelsfahrt der Erdensturz, folgt das Erwachen zur Alltäglichkeit.

Michel und Pippa willigen ein, über die Nacht zu bleiben. Wann hat Pippa zu behüten, soll Michel ruhig schlafen. Flüchtig wallt selbst das weise, gütige Alter auf vor der reizenden Gestalt; dann wirft es sich groß dem wilden Huhn entgegen, der sich Pippa rauben will, und bringt ihn mit überlegenem Kunstgriff zum todwunden Fall.

Der 4. Akt zeigt Huhn im Sterben. — Doch noch einmal kehrt seine Kraft zurück, als Pippa erscheint. In einem wirren Empfinden wird sie ihm zu einem Geschöpf des Glasofens, zu einem Feuerfunken, und er hebt einen grotesken Tanz mit ihr an und tanzt sie bei Michels fröhlichen Okarinatönen zu Tode. Michel Hellriegel merkt es lange nicht. Dann wird sein Auge blind für diese Erde. Jetzt, vom Irdischen, vom höchsten Erdliebsten frei, jetzt hat er den goldenen Schlüssel zur goldenen Pforte gefunden, jetzt kann er in die hohe Halle, und alles ist sein. Der Morgen tagt. Hinter ihm liegt nichts, und vor ihm liegt nichts, denn seine Welt kommt nicht und geht nicht, der Wasserpalast seiner Träume ist immer in einem in ihm da. Seine Pippa ist nicht tot, Pippa soll nicht leben; ‚Pippa soll tanzen!' ‚Und Pippa tanzt!' [Es ist ganz hell geworden. Wann gibt dem blinden und hilflosen Michel einen Stock in die Hand, setzt ihm den Hut auf und führt den Tastenden, aber leise und glücklich Kichernden nach der Ausgangspforte. Nun setzt Michel die Okarina an den Mund und spielt eine herzbrechend traurige Weise. Im Flur übernimmt Jonathan den Blinden, und Wann kommt zurück ... und spricht mit schmerzlicher Entsagung im Ton:] ‚Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelschiffchen!'

So etwa ist der dürftigste Aufriß der Handlung. Von außen das seltsame Abenteuer eines fahrenden Künstlers, der wie der Dumme im Märchen das allbegehrte schöne Wesen findet und verliert, sein Augenlicht im Hochgebirg einbüßt, und als ein anderer weiterzieht, als der er gekommen. Reizvoll und poetisch ist das Glasbläsermilieu gemacht. Von echtester Wirkung für die Bühne ist der Chor der winterlichen Landschaft. Wen es wundert, wie sehr beim selben Faden der Handlung die realistisch starke Buntheit und Bewegtheit des ersten Aktes von der finsteren Naturmacht und der lichten Naturinnigkeit des zweiten, der erhabenen Harmonie des dritten, der seherischen Tragik des letzten sich abhebt, der mißachtet den organisch-künstlerischen Zusammenhang in dieser Stilsteigerung, die in der Folge dreier Schauplätze — Alltag, Natur, Kultur — ihre Parallele findet. Eine solche Formkunst stammt aus dem Märchen, und mit symbolistischer Ausdeutung hat sie so wenig zu tun, als

es im Sinne der höchsten Stilkunst überhaupt kein Ausdeuten von Gestalten, sondern gerade nur eine Ausgestaltung des Bedeutenden gibt.

Phantast und Träumer ist Michel Hellriegel als seiner Mutter Sohn. Und wenn er mit sich selber spricht, ist es nicht der technische ‚Monolog', wie wenn ein möglichst tatenstarker Mann in vielen Worten erst Entschlüsse finden soll, noch ist es der Interjektionenbezirk des Realismus, sondern es ist seine Wirklichkeit, in der kein Ding von außen gilt, in der keine Kluft empfunden wird zwischen Gedanke und Tat, zwischen Ich und Welt, Leib und Seele. Die kein dingliches Begehren kennt nach Speise und Trank, noch nach dinglicher Schönheit (Pippa), der ein Zahnstocher ein Heldendegen und ein Wunsch Erfüllung ist. In dem Schönen findet er sich und küßt seine Schönheit sich ins lebenswarme Gemüt. Auf ihren Spuren lockt ihn die Eisgefahr der Erkenntnisse, und mit der Kunst belohnt — greift ihm auch die Natur und Gott in den Weg, vergeht auch das Schöne, die Freude, das Licht und muß gewaltsam sein Fuß noch so viel irdischen Jammers nicht achten, folgt auch dem leuchtendsten Himmelsflug abgrundtiefer Sturz und Grausen — trägt er Gott in seinem ewig jungen Schöpfungsfunken in sich, und an das Verhängnis glaubt er nicht; es kann ihm ‚ja nix g'schehn'. Eines Betrachters Geist zwar, Wann, muß aus eigener Resignation heraus, hineinschauen in die überpersönliche Tragik des großen Künstlers, der nach dem ersten Schritte schon einsam und abgeschlossen unter den Menschen steht, ohne die er nicht sein kann, und deren drei Reiche für ihn doch nur drei Herbergen sind auf der Fahrt nach dem südlichen Lande der Sehnsucht.

Dieser Michel Hellriegel wird eine der schönsten Gestalten Hauptmanns bleiben. Pippa, die sprühende Erdenschönheit, des verwegenen Lebensspielers feineres Geschöpf, nach der der stiere Trieb wie der launige Reiz mit gleicher Kraft, ungleicher Geduld verlangen, die noch den hochstehenden Weisen unruhvoll macht; und die so kindlich selber nur den erkennt, der ihr wesensähnlich; und die vergehen muß wie die Naturkraft (Huhn!), deren wildes Blut mit ihr zuletzt doch denselben Schlag hat, ein uraltes mythisches Spiel vom wechselvollen Kampf der dunklen und hellen Mächte — Pippa, was ist mit ihr? Pippa tanzt. Die frauenhafte Lebensfreude, deren Wesen sich im unmittelbarsten, urältesten Ausdruck gesteigerten Empfindens tanzend erschöpft. Diesem naturhaften Wesen ist der Dichter nur mit sparsamem, aber wahrhaft feinem Schmuck nachgegangen. Dem gegenüber hat an dem alten Huhn, der männlichen Seite der Naturhaftigkeit im Menschen, der Dichter der Weber und des Henschel geschaffen, des nicht schlimmen, des dumpfen, armen Instinktmenschen, vor dem ‚gilt — kee Wort', nur Gewalt, und über den die Kultur ohne Zagen und nicht ohne Mitleid hinwegschreiten muß. Naturpoesie, Mythus und soziale Frage birgt er in sich und ist doch nur ‚der alte wahnsinnige Huhn, ein alter, entlassener Glasbläser, weiter nichts' vor naiven Augen wie Pippas; der für Freude und Tod den einen gleichen atemstarken Naturlaut hat: ‚Jumalaï'; dessen elementares Empfindungsleben Pippas bloße Berührung abwehren muß: ‚Riehre mich ni an, sonste derschlägt mich mei Herze!' und dem im Sterben Pippas Berührung Ruhe und letzte Kraft wiedergibt.

Wann, den hundertjährigen Überschauer der Erdenkultur, in dem die höchsten geistigen Mächte, Wissenschaft und Kunst, sich finden und sich lösen, bezeichnet Hauptmann als ‚eine mythische Persönlichkeit'. Es tritt heraus, daß vor der Kunst die Welt eine große Mythe wird, deren Kern in allen Formen der Mensch ist. Und so ist auch Wann der liebe, verstehende Mensch, der die Träne kennt, selbst hinter ‚der Weisheit Eiswall', wo doch sogar der

Zufall an seine kosmische Stelle gerückt erscheint. Wer das Organ dafür nicht hat, der sieht nur Spielzeug und Zauberei, sieht nicht ‚die große, goldene Treppe' und hört nicht ‚den Strom des Weltalls fließen'. Doch so viel auch Wann (das Wissen) für Michel (die Kunst) bedeutet, daß er ihm den ekstatisch reifen Tiefblick mit verdankt, darin ist er ihm untergesetzt, daß ein demütiges ‚ecce deus fortior me' ihm die Grenze steckt, während des Künstlers wehe Wonnen Michael Hellriegel über die Erde tragen.

Es sind kantige Stellen da, wo das Feierkleid zerriß und eine symbolistisch stimmungslose Nacktheit vorscheint, aber sie sind wenige. Denn im großen ist es doch ein Horizont und viele Optiken, die darin sich kreuzen und das eine starke Licht für niedere und hohe Organe farbig zerteilen. Und es erscheint das wunderbare Zusammenspielen der verschiedensten Formen, dieser Menschen unterwegs, die keinen Anhang haben, doch wie ein farbiges, geordnetes Lebensbild einer großen Familie nach einem biogenetischen Kunstgesetz.

Die Grundlagen der Weltalls- und Menschheitsgeschichte, Lebens- und Kunstperspektiven hat Hauptmann vor Augen gehabt, als er durch eine schlesische Sage von italienischen Glasmachern angeregt sich diesem Märchen hingab. So viel Anerkennung es verdient, daß solches Streben sich über die Problematik des modernen Dramas erhebt, liegt es doch fast in der Natur der Sache, daß so hochgespannte Vorwürfe nie ganze Versinnlichung finden. Im Märchen noch am ehesten, weil es große Freiheit in den Beziehungen kennt. Hier fehlt bei Hauptmann manches. Lebendig und sinnenhaft sind doch im ganzen die Gesichter, und so machen sie sich lieb. Der Dichter hat auch die Musik in den Kreis genommen und ihr an sparsamen Höhepunkten seine ‚Gondelschiffchen' zur stärksten Fahrt auf die tiefen Fluten gesetzt, und man wird auch hierin ein Teil idealistischen Stilstrebens, wie auch in Einzelheiten der Komposition, nicht verkennen dürfen.

Wie aber jedem Ideale die Zwillingsschwester Sehnsucht zugeteilt ist, so klingt durch die Weltanschauung Hauptmanns trotz aller Kunstberuhigung eine wehe, sehnsüchtige Frage: ‚Was jagt der Jäger? Das Tier, das er mordet, ist es nicht! Was jagt der Jäger? Wer kann mir antworten?' J. O.

Kunst.

Die neuen Turners. Man ist gewohnt, dann und wann von großen und bedeutsamen Kunstfunden aus alter, grauer Zeit irgendwo in einem ägyptischen Grabe oder auf einer Insel des Archipelagos unter Schutt und Asche zu hören; kaum aber dürfte es bisher vorgekommen sein, daß einundzwanzig Bilder, darunter viele von einzigartiger Bedeutung, eines nur vor wenig mehr als fünfzig Jahren geschiedenen Künstlers plötzlich und ganz unverhofft ans Tageslicht gezogen werden, um in strahlender Frische von den Lichtträumen eines der Großen im Reiche der Kunst zu zeugen. Das aber ist vor nicht langer Zeit in London mit Turners Bildern geschehen, die nun in der Tate Gallery, der ‚Nationalgalerie englischer Kunst', in einem eigenen Saale zur Aufstellung gelangt sind. Wer Turner, der bei uns nur durch die allerdings trefflichen Photographien Hanfstängls, vornehmlich seinen ‚Temeraire', bekannt ist, nun wirklich kennen lernen will, kann sich nicht mehr auf den Saal in der National Gallery beschränken, der sein ‚Vermächtnis' an die Nation umschließt; er wird nunmehr auch zur Tate Gallery hinauspilgern müssen. Aber die Mühe wird sich bezahlt machen; denn während die alten Bilder durch zu frühes Firnissen und allerlei andere Ursachen teilweise schon stark gelitten haben und nachgedunkelt sind, haben sich trotz der verächtlichen Behandlung,

der die neuentdeckten Bilder über fünfzig Jahre ausgesetzt waren, diese doch ganz wunderbar erhalten und strahlen nun nach sorgfältiger Reinigung und teilweiser Ausbesserung der feuchtgewordenen Leinwand so ‚herrlich wie am ersten Tag'. — Turners Entwicklungsgang, sein Anlehnen an holländische, dann an französische Künstler war ja längst bekannt und trat in den bisher sichtbaren Bildern klar genug zutage. So können unter den in der Tate Gallery ausgestellten Stücken Bilder wie ‚A Harvest Home' und ‚River Scene', letzteres stark an Cuyp erinnernd, nicht weiter überraschen. Was aber diese neuaufgefundenen Bilder für unsere Kenntnis und Schätzung Turners bedeuten, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Art Ehrenrettung seiner späten, so oft als Niedergang beklagten und verurteilten Malperiode. Hier zum erstenmal tritt rein und jugendfrisch vor uns hin, was er gewollt, was er ersehnt, was er, der damals schon stark alternde Mann, innerlich geschaut, soweit er imstande war, den Traum seiner Seele mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln sichtbar zu machen, ihm Gestalt zu verleihen. Denn das Letzte, das Höchste, das, was sein Hirn und sein Herz wie Feuerflammen durchzuckte, die wunderbarsten Ekstasen mystischen Schauens, ihnen konnte er ja keinen Ausdruck geben. Zwischen Auge (äußerem wie innerem) und Pinsel geht ja doch ebensoviel verloren wie zwischen bewegendem Geist und Feder, und jeder hat sich zu bescheiden. Aber in diesen Bildern wurde die Vision, die sie geboren, nicht über das Stadium der Geburt hinausgezogen. Kein allmähliches, lang sich hinziehendes, zufügendes, wegnehmendes Ändern und handwerkliches Fertigstellen brachte sie zur ‚Ausstellungsreife'. Sie sind wie in mystischer Raserei hingesetzt, solange das innere Feuer währte; dann, sobald dieses ebbte, sobald des äußeren Lebens rauhe Stunde von außen wieder anklopfte, wurden sie weggestellt. Der Meister hatte getan, was er genußt; er wandte sich wie einst Lionardo in solchen Fällen anderem zu. So sind sie ‚unfertig' geblieben, diese Bilder, und doch verraten sie mehr als die sogenannten ‚fertiggestellten' Werke. Aus ihnen spricht es deutlich: Es gab eine Zeit, da sah Turner nur noch in sich hinein; dort hatte er in langen Jahren all die herrlichsten Bilder auf Erden aufgespeichert, und nun schuf er aus der Erinnerung, nicht mehr bestimmte Landschaften, diese oder jene Szene, sondern Stücke des Weltalls, das sich ihm geoffenbart. Er wurde der Maler des Chaos und Kosmos, der Maler der Elemente, die sich ewig verbinden, sich wieder bekämpfen, umschmeicheln, endlich in untrennbare Einheit zerfließen. Über allen aber leuchtet das Licht, das ewig währende Licht. Es gießt seine Strahlen aus bis in die äußersten Winkel, alles erhält sein Leben von ihm, es reinigt alles, entsündigt alles. Und einmal malt er einen Engel, der mitten in der Sonne steht, die Arme weithin breitend; und es ist, als hörte man die Worte: Es werde Licht! — Da ward Licht.

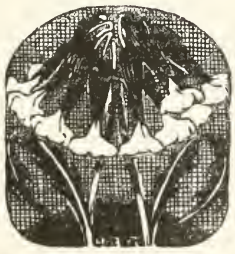
Man hat Turner immer nachgesagt, auch er habe mit seiner Kunst wie die meisten englischen Künstler ‚moralisch' wirken wollen. Faßt man das ‚moralisch' weit genug, entkleidet man es jeglichen puritanischen Beigeschmacks, so hat man recht mit diesem Ausspruch. In Turner hatte sich die Gottheit, die sich ja alle wahren Künstler zu ihren Propheten erkürt, einen Verkünder der Herrlichkeit des Lichtes geschaffen. Er sah und stellte dar den ersten Teil des Schöpfungsdramas, das einst ein Milton — Milton, der für die englische Kunst einigermaßen das darstellt, was Dante für die italienische bedeutet — vor ihm in Versen geschildert, und als er von dannen ging, war schon sein eigentlicher Nachfolger im Geist an der Arbeit, der den letzten Teil des Dramas behandeln sollte, Watts, der von der Schöpfung des Menschen, seinem

Fall und seinen Sünden zeugte. Was Turner für die Welt der Elemente getan, tat Watts für die Welt des Menschen. Turner sah in mystischem Schauen Kampf und Liebe und heiliges Gesetz des Weltenalls, Watts das der moralischen, der menschlichen Welt. Geht man aus diesem neuen Turnersaal hinüber in den Wattssaal der gleichen Galerie, so ist's, als erlebte man das ganze Weltendrama mit, Anfang und Ende, und man begreift, daß hier Heiligstes und Größtes zusammengekommen. — Zu solcher Tätigkeit mußte ein ‚Landschafter' (unter welcher Rubrik Turner ja gewöhnlich figuriert) kommen, der nicht bloß mit äußerem Auge und einer Freude an der Wirklichkeit, sondern mit innerem Auge schaute, und dem alles Seiende aus einem Quell stammte und eine Offenbarung war. In wie vielem Watts seiner Wesensart nach Turner verwandt war, wie sehr sich dies im Schaffen und natürlich auch der Schaffensart der beiden kundtut, wie Watts aber, der viel mehr bewußte Geist — diese Bewußtheit gibt sich künstlerisch in seinem Hinneigen zu statuarischer Kunstanschauung zu erkennen — nach der Richtung der Darstellung des moralischen Reiches sich entwickeln mußte, wie ferner daraus sich bei zunehmendem Alter, das das innere Schauen nicht trüben kann, in Turner das Stärkerwerden der Sehnsucht und Liebe zum allesbelebenden Licht, in Watts aber mehr und mehr zur zukunftstragenden, siegverheißenden Jugend (sein Sonnenreiter, seine Statue ‚Energie', der kühne Eroberer auf dem gewaltigen Roß) erklärt, all das hier darzulegen würde zu weit führen. Uns soll nur noch ein Punkt hier beschäftigen: Turners Stellung zu den sog. Impressionisten.

Man hat sich gewöhnt, das Wort Impressionismus in sehr weitem Sinne, und nicht mehr bloß als Schulbegriff, zu gebrauchen. Im Sinne einer Kunst, die auf momentane Bewegung, auf die die festen Formen auflösende Tätigkeit der Luft und des Lichtes gerichtet ist, darf man den Ausdruck Impressionismus auf gar manche Schöpfung Turners sicherlich anwenden. Man sehe sich nur mal in dem neuen Saal seine Segelbootrennen daraufhin an, die überhaupt ganz lebenerfüllte, große Meisterwerke sind: wie mit gesteigertster Konzentration alle Mittel angewandt sind, eines das andere immer hebend und steigernd, das Thema, eben die über die Wellen dahinsausende Bewegung der Boote wiederzugeben! Aber dieser Impressionismus ist bei Turner nur eine Begleiterscheinung, kein Ziel, dem er nachstrebt, das seiner Kunst Wollen umschließt. Und nun gar den eigentlichen französischen Impressionisten, die diesen Namen ja für sich selbst wählten, ihnen steht er in seiner Wesensart geradezu diametral gegenüber. Was er wollte, besser, was er mußte, haben wir gesehen. Was nun wollten die Franzosen, ein Monet, ein Pizzaro, ein Sisley usw.? Denn von einem Müssen, einem innerlichen Müssen ist bei ihnen, das fühlt man, nicht die Rede, wenn es sich auch bei ihnen um eine ganz logische und daher sich natürlich ergebende Folge handelt. Der Unterschied aber von innerlichem Müssen, Getriebensein und einer logischen Folge ist schon bezeichnend. Die Franzosen nun wollten, was ihr äußeres Auge wirklich sah, unbeirrt von jeglicher Tradition wiedergeben. Man sieht draußen in der Natur, so argumentieren sie, keine scharfabgegrenzten Formen, folglich stellen wir sie nicht dar; man sieht keine bestimmten Lokaltöne, folglich vermeiden wir sie. Das alles wurde im Namen der Realistik gepredigt, des ‚Naturalismus'. Und dessen Hauptvertreter auf literarischem Gebiete, Emile Zola, ward ihr bedeutendster Kämpe! Und statt der Tradition, die in jedes Menschen Brust gebettet ist, riefen sie sich die neue Wissenschaft zur Stütze herbei. Sie wurde ihr Inspirator, und mit ihrer Hilfe bauten sie sich nun logisch, ganz logisch ihr System auf, das

sie technisch zum sogenannten Pointillismus, dem mosaikartigen Nebeneinandersetzen der einzelnen ungemischten Farben führte. Von all dem ist bei Turner keine Rede. Er folgt zwar in seiner späteren Kunst keinem Vorgänger, aber der alten, der uralten, wirksamen Tradition in der Seele folgt er; aus der sind seine Werke geboren; aus Ahnungen, nicht aus Experimenten steigen sie auf. Und wie eines Dichters Inspirationen tieferen Einblick in des Weltalls Rätsel gewähren als die Folgerungen des Gelehrten, so eröffnet des innerlichen Sehers Schauen ein nur dunkel geahntes Wunderland, während die anderen uns nur lehren zu sehen, was unser leibliches Auge erblickt. Es soll das keine Verkleinerung der Kunst dieser Meister des offenen Auges und hellen Verstandes sein; auch ihre Kunst ist wertvoll, hat uns sehr vieles gezeigt, uns vieles schon gelehrt und uns den Weg zu manchem Schönen geöffnet. Aber es ist wichtig, sich über innerliche Unterschiede klar zu werden und sich nicht durch Worte täuschen zu lassen. Die Technik nun, die Art und Weise, wie ein Künstler seinem Wollen äußere Gestalt verleiht, wird, sobald der Künstler Herr seiner selbst geworden, ganz selbstverständlich seiner bestimmten inneren Art entsprechen. Deswegen sagte ich vorhin: Die französischen Impressionisten kamen ganz logisch zu jenem Pointillismus, der in seinem wissenschaftlich ergründeten Wesen eben ganz ihrer Geistesrichtung und ihrem Wollen entsprach. Deswegen auch entwickelt sich Turners Technik nach einer durchaus anderen Richtung. Was die Franzosen sich von Turner entnahmen, als einige von ihnen während der Pariser Belagerung in London weilten, war nur eine allgemeine Anregung vornehmlich nach seite der Hellmalerei und des Eliminieren des Schwarz hin, und das war nur eine Bestärkung dessen, was sie selbst vorher schon angestrebt hatten. Sie wären auch ohne Turner zu dem gekommen, was sie erreicht haben. Turner ist überhaupt ein Meister, der keine eigentlichen Schüler haben kann; nur Geister ähnlicher Anlage können ihm nahetreten, ihn berühren und dann auch von ihm lernen, wie es eben ein Watts getan, der aber auch seine vollständige Selbständigkeit wahrte. Jedem wahren Künstler, d. h. jedem echten Seher und Wahrsager (welch schönes und bezeichnendes Wort!) offenbart sich eben ein anderer Teil der ewigen Wahrheit, lüftet sich der mystische Schleier um ein Stückchen da oder dort, so daß er einen Blick tun kann in unerforschte und unerforschbare Tiefen. Welch anderer könnte ihm hierin folgen! ... Wir aber können nur ahnend durch den engen Spalt der Pforte blicken, den uns jene Großen gesprengt, durch den es aber wie helles Morgenrot dringt.

Frank E. Washburn Freund.



Unsere Kunstbeilagen.

Durch die Gravüre ‚Gebet vor dem Kampf' lernen die ‚Hochland'-leser einen deutschen Malerradierer kennen, der zu den ersten seiner Gattung gehört. Oskar Graf wurde am 26. Dezember 1870 zu Freiburg i. Br. geboren und zum Kaufmann bestimmt. Von 1890 an ist er in München, um bei Knirr und Schmidt-Reutte zeichnen, später bei Hölzl in Dachau malen zu lernen. 1894 genießt er in Paris die Lehre Comons. Im Radieren ist er Autodidakt. Er begann damit 1890. Von der Strichradierung wandte er sich 1893 zur Aquatintamanier, ‚in welch letzterer,' so sagt Dr. Mich. Berolzheimer in dem bei Hugo Helbing-München erschienenen räsonierenden Katalog von Grafs Werken, ‚sich in Deutschland mit ihm niemand, im übrigen höchstens Louis Legrand in Paris messen kann, der aber an Gemütstiefe und poetischer Auffassung hinter Graf zurücksteht.' Dem Naturalismus war Graf nur ganz kurze Zeit verschrieben. In seinen reifen Schöpfungen ist ihm die Natur nicht mehr Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, seelische Spiegelungen, Zustände, Stimmungen darzustellen. Darin leistet er hervorragend Bezwingendes, machtvoll Ergreifendes. Blätter wie Abendläuten, Seelenkämpfe, Moosschwaige wird man, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergessen. Eine wunderbare Leistung, gleich groß in der Komposition, in der malerischen Verteilung und Stufung von Hell und Dunkel und in der Technik des Aquatintaverfahrens ist das Blatt ‚Gebet vor dem Kampf'. Ein kraftvoller, ernster Ritter kniet vor seinem Roß, die Hände auf das Schwertkreuz gestützt, und empfiehlt in kurzem Aufblick zum Himmel seine Seele Gott. Durstig senkt der Schimmel den Kopf zu einem Bach oder Wassertümpel. Rechts hinten ebenso ernste Rittergestalten; wie eine Mauer, des Angriffs gewärtig. Links in der Tiefe das Städtchen, nach oben eingerahmt von einer Baumgruppe. Das ganze eine Symphonie aus Licht und Schatten, zauberhaft bewegt durch die feinen Reflexe, die die Rüstung des Knienden wirft. Das alles ist feine, tiefe, altmeisterliche Kunst, die uns den Namen Albrecht Dürers ins Bewußtsein zwingt, aus dessen Geist dies Blatt mit modernsten Mitteln geschaffen ist.

Die übrigen Beilagen zu diesem Heft finden ihre Erläuterung in dem Artikel über ‚Beuroner Kunst'.

Offene Briefe.

Stud. E. W. in H. Ihre Anfrage ist durch die kritische Übersicht ‚Über psychologische Ästhetik' in unserem Märzheft bereits teilweise erledigt. Über die ästhetischen Systemversuche katholischer Denker von F. Schlegel und Deutinger bis auf Kralik, Gietmann, J. Müller 2c. ist eine größere Abhandlung aus der gleichen Feder vorgesehen. Von den kleineren Handbüchern empfehlen wir Ihnen — sofern Sie sich ein paar schiefe Sätze über christliche Dogmatik selbst korrigieren können — angelegentlich die ‚Vorlesungen über Ästhetik' von Heinrich von Stein (Stuttgart 1897, Cottascher Verlag), wozu Sie des gleichen Verfassers Schrift über ‚Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker' (in Reclams Universalbibliothek) als wertvolle Ergänzung hinzunehmen mögen.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Jos. Ant. Koch pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Berner Oberland.

Hohe Land

Photographischer Verlag F. Bruckmann, München.

Dritter Jahrgang. Mai 1906. 8. Heft.

Vom deutschen Märchen.

Von

Fritz Lienhard.

Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reinen Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.

Schiller.

Es ist ein bedeutungsvolles Zusammentreffen, das man jetzt, bei einer Rückschau, wie eine künstlerische Absicht empfindet: im Jahre 1806, zur Zeit des tiefsten nationalen Verfalls, begannen die beiden Grimm mit der Sammlung deutscher Märchen und Sagen aus dem Munde des Volkes. Dem Drängen ihres Freundes Arnim nachgebend veröffentlichten die Brüder, die sich im gewissenhaften Sammeln und Forschen nicht genug tun konnten, sechs Jahre darnach den ersten Band. Und zwar ist Wilhelms Vorrede genau ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig geschrieben: 18. Oktober 1812. Dieser erste Band enthielt 85 Märchen. Im Jahre der Schlacht bei Waterloo erschien ein zweiter Band mit weiteren 70 Märchen. Und das folgende Jahr brachte die gleichzeitig mit den Märchen gesammelten ‚Deutschen Sagen'.

So ist die Begründung germanistischer Wissenschaft, die von der allerunscheinbarsten Ecke, vom deutschen Märchen, ausging, eng verknüpft mit der Zeit unseres politischen Verfalls und nationalen Aufschwungs. Mit der wachsenden

Sehnsucht nach dem zu gründenden Reiche gedieh auch diese in den Tiefen pochende Wissenschaft. Im Jahre 1846 sah man die erste germanistische Versammlung in Goethes Vaterstadt tagen, in derselben Stadt also, die zwei Jahre darnach das berühmte Parlament in ihren Mauern beherbergte. Unter jubelndem Beifall schlug Ludwig Uhland zum ersten Vorsitzenden dieses ersten Germanistentages den Mann vor, ‚in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden deutscher Geschichtswissenschaft zusammenlaufen: Ich brauche kaum den Namen Jakob Grimm zu nennen.' Und bezeichnend ist dann auch Jakobs Eröffnungsrede: ‚Was ist ein Volk?' Antwort: ‚Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe *Sprache* reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen kann und jetzt schon den Blick auf eine näher und ferner liegende, aber ich darf wohl sagen einmal *unausbleiblich herannahende* Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird: daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volke, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann . . . Wer nach jahrelangem Auswandern wieder den Boden seiner Heimat betritt, die mütterliche Erde küßt, in wessen Ohr die altgewohnten Laute dringen, der fühlt, was er entbehrt hatte, und wie *ganz* er wieder geworden ist. Allen edlen Völkern ist darum ihre Sprache höchster Stolz und Hort gewesen.'

Von dieser Seite her hat sich die deutsche Seele erneuert. Dann kam das Jahr 1870. Man hätte nun ein Offenbarwerden dessen erwarten sollen, was von diesen Alben der Berge Jahrzehnte hindurch unterirdisch geschürft worden. Statt dessen war es, als hätten die Schmiedeschläge der Reichsgründung alle guten Geister, alle fleißigen Wichtel in die Berge zurückgejagt. Brutalismus setzte ein; die Seele war verflogen; der Nibelungenhort blieb einstweilen bloße Wissenschaft.

* * *

Die Brüder Grimm gingen in ihren allerersten Stimmungen von der Romantik aus. Aber ihre feste Sachlichkeit und Seelenwärme war von vornherein vom ungeklärten Subjektivismus der meisten Romantiker frei. Eine feine Poesie, sogar die trockene altdeutsche Rechtswissenschaft verschönend, blieb als eine vergoldende Atmosphäre beiden Forschern zeitlebens treu. Eine feine und feste Stille verklärt ihre hervorragend schöpferische Arbeitskraft. Jakob war der Kühne, der Wagende; Wilhelm, mehrfach kränkelnd, war der säuberlich Sorgsame. Jener wandelte mit großen, weitausgreifenden Schritten bei ihren gesonderten Spaziergängen seines Wegs; Wilhelm schritt bedächtiger. Trafen sie sich im Tiergarten, — wie Karl Bartsch launig erzählt, — so nickten sie sich stumm und freundlich zu und wanderten aneinander vorüber. Aber in ihren Arbeiten waren sie unzertrennlich. Von Kind an hingen die Brüder mit einer geradezu rührenden Geschwisterliebe aneinander. Jakob war der ältere (geb. 4. Jan. 1785) und blieb unverheiratet; er hatte, wie er scherzend

bemerkte, keine Zeit zum Heiraten. Wilhelm (geb. 24. Febr. 1786) ließ sich durch seine Ehe nicht abhalten, mit dem Bruder zusammenzuarbeiten bis an sein Lebensende (1859), das ihm vier Jahre vor Jakobs Tod gesteckt war.

Die Märchen hatten sogleich einen durchschlagenden Erfolg. Sie sind eine Kinderbibel geworden; kein Märchenbuch kommt an Beliebtheit den Grimmschen Märchen gleich. Die jetzt verbreitete kleinere Ausgabe, eine Auswahl der schönsten, erschien 1825. Einige, z. B. die in niederdeutscher Mundart, sind von Freunden gesammelt. Die eigentliche Form hat dem Buche der sorgfältige Wilhelm gegeben unter möglichst treuer Anlehnung an die Art, wie ihnen diese Seelengeheimnisse des Volkes mitgeteilt worden waren. So hat Herders bedeutsame Anregung hier endlich segensreichste Erfüllung gefunden: Herders, der auf die Volkspoesie so ahnungsreich hingewiesen hatte, unserm Goethe zum größten Vorteil. Schon 1771 sammelten unsere Dichter Volkslieder. ‚Ich habe noch aus Elsaß' — schrieb Goethe Herbst 1771 an Herder — ‚zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht habe.' So haschten die hessischen Brüder Grimm aus der Kehle des alten Mütterchens Frau Viehmann im Dorfe Niederzwehrn bei Kassel ihre meisten Märchen auf. Und seitdem ist ein Reichtum von Sagen und Märchen in allen Gauen Deutschlands aufgefunden und buchfest gemacht worden.

Über den Eindruck der Grimmschen Märchen bei ihrem ersten Erscheinen berichtet ein Brief des gleichfalls für diese Stoffwelt begeisterten Joseph Görres: ‚Die Kindermärchen, von meinen Kindern mit Verlangen erwartet, sind gekommen und seither nicht aus ihren Händen zu bringen. Mein jüngstes Mädchen, Arnims Patchen, weiß schon viele der Erzählungen und besonders die mit Reimen zu erzählen. Mein älteres hat sie schon in die Stadt unter die Kinder gebracht, und schon drei Tage nach der Ankunft des Buches kam ein Bube, um das Buch, wo von Blutwurstchen und Bratwurstchen stünde, zu leihen.'

So ging von den Kindern aus ein Strom von Poesie in die Welt der Erwachsenen. Er wird ja wohl endlich in die herrschende Literatur vordringen, wenn die Ära der Nervenzerrüttungen erledigt ist und Liebe die Herrschaft antritt statt des Hasses.

Auch diese gesunde und reine Richtung geht zum Teil auf Goethe zurück: die sachlich-warme Ausgeglichenheit der Brüder Grimm in Stil und Arbeitsweise deckt sich mit Goethes Grundforderungen einer aufmerksamen und ruhigen Sachlichkeit. So ist ihre Art vorbildlich geworden, nachdem sie selber von Savigny bedeutende Eindrücke erhalten hatten. Es ging ein Segen von dieser Forschungsweise aus. In ihr erkennen wir den literarischen Hauptwert des fleißigen neunzehnten Jahrhunderts.

* * *

Wenn ich in meiner Schrift ‚Die Vorherrschaft Berlins' davon sprach, man möchte wieder zur unironischen Gesundheit und unspöttischen Innigkeit des Märchens zurückkehren, so meinte ich damit etwas Tieferes als bloße

Stoffwahl. Es handelt sich dabei um eine seelische Gesundung. Denn das hält doch auf die Dauer kein Gehirn und kein Herz aus, immer und immer nur Haß und Hohn, Satire und Ironie in Dichtung und Kritik erleben zu müssen! Man gibt uns Pfeile statt Brot. Ist aber das wirklich noch eine Kulturförderung? Ist das nicht nachgerade seelische Erkrankung?

Wie ein Umgang mit der unbekümmert wachsenden Natur oder mit unverdorbenen Gemütern Reinheit zu verbreiten vermag, falls der Organismus aufnahmefähig ist, so kann der Umgang mit der Märchen- und Sagenwelt oder mit großherzigen Menschen *erneuernd* wirken. Uns ist ein Dornröschen an und für sich eine gar liebe Gestalt; aber recht lebendig wird es erst, falls etwas von ihrer Welt überstrahlt in unser eigenes Tun und Sagen. *Sei* du ein Dörnröschen und *sei* du ein Königsprinz, so wird es eine Erquickung sein, mit dir umzugehen oder deine Worte zu hören! Und wir bedürfen der Märchen alsdann nicht, denn sie haben ihre Erfüllung gefunden.

‚Innerlich' — schreibt Wilhelm Grimm in den schönen Vorreden — ‚geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns *Kinder* so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen), die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind.' Wie diese taurein glänzenden Kinderaugen, wie die grade Unbefangenheit, mit der sich Freunde die Hand reichen, ungepanzert, ohne Stacheln und Hinterhalt: so, mein' ich, könnten Märchen und die ihnen verwandte Poesie (Shakespeare) auf unsere Kritik und Dichtung wirken.

Ich meine nicht nur Zartheit und Idyll im Sinne des liebenswürdigen Mörike: das Wort Reinheit umfaßt ebenso gut die heroische Kraft der an sich und ihre Sendung glaubenden Götter und Helden. ‚Kehrt zum Märchen zurück' heißt also: Werdet unbefangen wie die Kinder, werdet vertrauend, d. h. vertraut der in euch und allem Geschaffenen wirkenden *Gottheit*!

Durch Jahrhunderte hindurch haben sich diese Gesetzestafeln unserer innersten Seele erhalten, bis sie nun ins Buch eingingen. Märchen ‚reden unmittelbar und bedürfen keiner Erklärung'. Sie sind unverfälschte Natur, nicht nur ‚Natur von außen', sondern noch mehr Natur ‚von innen': in unseren Seelen ist Märchenland. Ich sprach schon an anderem Orte davon, daß die griechischen Marmorbilder und die nordischen Heldengestalten herausgetretene Seelenbilder seien, dort im Stein versichtbart, hier verhörbart in Gesang. Denn, um mit einem Schillerwort diese Auffassung zu bestärken: ‚Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.' Dieser reine idealische Mensch in uns ist der Märchenmensch. Er ist mit Natur und Gottheit in Einklang; laßt uns nun sorgen, daß unsere Handlungen mit *ihm* in Einklang seien! Zwischen Wahrheit und Schönheit kennt diese feine Pendel-

lage keinen Zwiespalt; denn was aus der Außenwelt in seine Seele fällt, wird in Schönheit verwandelt, weil der auffangende Spiegel schön ist.

Nur für solche Seelenverfassung beseelt und begeistet sich die Natur. Der Dichter des ‚Sommernachtstraums' oder des ‚Sturms' hatte Märchenaugen. Es tut einem weh, wenn man selbst Leute wie Professor H. Conrad, den Bearbeiter der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung, von ‚abergläubischen Vorstellungen' (Märzheft der Preuß. Jahrbücher) in Shakespeares Umkreis sprechen hört. Das waren weder für Shakespeare noch für andere dichterische Naturen abergläubische Vorstellungen; das waren innere Erlebnisse. All dieser Elfenspuck, diese ‚Stimmen im Stein, Schrift im Bach, Zungen in den Bäumen', waren und sind Visionen von innerlicher Wahrheit. Wieweit hier Mystisches hereinragen mag, so daß wirklich ein feineres Reich jenseits der Sinne unsere Erde umschimmert: das gehört gar nicht einmal hieher. Ich spreche nur von der menschlichen Verfassung, vom Gestimmtsein, mit der ein Märchengemüt von Shakespeares Phantasiereichtum das Waldweben auf sich einwirken ließ. Dies Waldweben verwandelte sich in ihm und ward Stimme. So sprechen denn auch die Gestirne mit manchem Märchenkinde; Tiere des Waldes, wenn sie geschont wurden, belohnen durch weisen Ratschlag und tätige Hilfe. Erdmännchen kommen hervor und bringen Rat und Gaben; aus den Wassern treten mit nassem Kleidersaum die Nixen; ja, das Blut des Ermordeten spricht seine furchtbare Sprache, wenn der Mörder an die Bahre tritt. Durch die ganze Märchenwelt geht der Grundgedanke, daß Welt und Himmel beseelt sind. ‚Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen;' sie werden die Gottheit schauen in ihrem vielfarbigen Abglanz; sie werden Wesen und Seele der Menschen und Dinge erkennen; ihr klarer Seelenblick hat Durchschlagskraft durch alle Fugen und Hüllen hindurch.

Es ist ein Gedanke Emersons, daß zu dem feingestimmten Menschen die Erscheinungswelt von selbst herankommt; er kann sie alsdann — wie Adam — benennen, d. h. beseelen, und gesegnet entlassen. Sie sind durch diese Handauflegung seines Geistes und Herzens Eigentum. Voraussetzung ist natürlich, daß er selbst reichlich Seele habe. So kommen die Täubchen zu Aschenbrödel; so warnt die Quelle die Kinder, nicht aus ihr zu trinken; so spricht Faladas Haupt. Besonders die Vögel ‚werden häufig als Geister betrachtet'; ja, dies plötzliche Mundauftun und Sprechen ist der schlechthin wesentlichste Zug des Märchens, das nichts Totes um sich leiden mag.

Nicht minder das Verwandeln. Die Natur ist ja eine große Einheit. Es ist also ein Leichtes, die Körperformen umzutauschen, falls man das Wort kennt. Gewöhnlich durch ein häßlich Wort werden Menschen in Tiergestalten verwandelt, wie im Märchen von den sieben Raben: ‚Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!' Oder es ist eine böse Hexe, die den Unsegen ausspricht. Aber Treue und Güte erlösen, und — sinniger Zug! — oft erlöst gerade ein tiefes Schweigen, das die Wortsünde wieder gutmacht. Es

ist gewöhnlich das Schwesterchen, — wie in den ‚Zwölf Brüdern‘ oder ‚Sieben Raben‘ oder ‚Brüderchen und Schwesterchen‘, — das auszieht, um mit unendlicher Geduld die Brüder zu erlösen. Oder es ist auch — ‚Jorinde und Joringel‘ — der Geliebte, der diese Aufgabe zäh und treu durchführt. Wiederum — ‚Der treue Johannes‘ — ein Diener, der seiner Herrschaft Glück mit eigenem Leben bezahlt. Und in mehreren Märchen ist es gar der ‚Jüngste‘, der ‚Dummling‘, der mit Erfolg seinen zwei älteren Brüdern nachfährt und die goldene Gans samt allem Zubehör erhascht.

Immer derselbe Zug: das reine Herz behält den Sieg. Und zugleich das tapfere Herz. Wie viele Märchen preisen das unbekümmert tapfere Gemüt! ‚Hans im Glück‘, der ‚Starke Hans‘, der junge Gesell mit dem ‚Tischchen, deck dich‘, dem ‚Goldesel‘ und dem ‚Knüppel aus dem Sack‘, der Junge, der auszog, das Fürchten zu lernen, das tapfere Schneiderlein usw. — lauter Widerspiegelungen jenes Vorbildes von grader Tapferkeit: Jung-Siegfrieds. Auch dies ist unserer Seele als ein Idealzustand eingeboren; wir alle haben einen Siegfried in uns: den strahlt der Märchendichter hinaus in diese feine, kleine Form treuherziger Erzählung. Und wie in uns allen ein Jung-Siegfried ist, so ist er sicherlich auch schon oft in Erscheinung getreten: und so sind Märchen und Sage auch wieder objektiv wahr. Unsere innere Erfahrung kann sie bestätigen. Wo ein tapferer Mann an seinem Platze steht, wo sich ein reines Frauen- und Kindergemüt betätigt, da versichtbart sich Jung Siegfried und Jung-Märchenland. Es ist ein tiefsinniger Gedanke Swedenborgs, daß im ‚Engelhimmel‘ die Menschen ‚immer jünger‘ werden: nämlich mit wachsender Erkenntnis immer strahlender und reiner. Und so ist Märchenland nicht bloß ferne Vergangenheit, sondern noch mehr immer erreichbare Gegenwart. Nämlich es ist ein zeitlos Land der Zustände. Wer in diesen Zustand eintritt, der ist im Märchenland.

Abgesehen von den ethischen Goldfäden, die sich durch das Märchen wirken, ist diese Welt auch ein Phantasieland schlechthin, voll reizender Gestalten und Ereignisse. Es verriete keinen Einblick in eine Dichterseele, wenn man annähme, das Märchen ‚wolle‘ etwas. Märchen und Tendenz sind Gegensätze wie Sneewittchen und die böskluge Königin. Das Märchen ist weder schlau noch dumm, das Märchen ist ein Drittes: es ist herzensunbefangen. Seine Klugheit ist eine Klugheit des Herzens. Und seine Phantasie ist eine Gemütsphantasie, fernab von kalten Allegorien. Ein Sinn — Sieg des Guten — gibt sich ganz von selber, wie aus der Blüte die Frucht wächst. Er ist eine eingeborene, mit dem Wesen dieser naturgesunden und gotteinigen Dichterseelen verwachsene Selbstverständlichkeit, so wie das gutgebaute Schiff nach allen Rüttelungen von selbst ins Gleichgewicht fällt. Oft fabuliert der Märchengeist um des Fabulierens willen und lustwandelt kreuz und quer durch Narreteien: dahin gehören die Abenteuer, die Scherze, die Tiergeschichten, etwa die ‚Bremer Stadtmusikanten‘, ‚Daumerlings Wanderschaft‘, ‚Der Meisterdieb‘, ‚Das Schlaraffenland‘ usw. Es ist dieselbe Freude an Spaß und

Spiel, die schon den nordischen Hammergott Thor zum Lieblingshelden so viel verwegen-listiger Abenteuer erwählt hat.

* * *

Des Märchens Grundzüge sind geradezu Züge einer Weltanschauung: der wahren, erlösenden Weltanschauung. Wem es gelingt, im tieferen Sinne des Wortes, das ‚Märchenland' zu betreten, der hat mit Gott und Natur Frieden geschlossen und ist aus dem Zustand des Talmudismus in den Zustand der Jesusreligion eingetreten. Die ganze Schöpfung ist beseelt und belebt: das ist ein Grundgedanke. Es sind ‚Stimmen im Stein, Schrift im Bach, Zungen in den Bäumen' (nach Shakespeares Wort): die Natur spricht zur empfänglich gestimmten Seele. Sehet die Lilien auf dem Felde an und die Vögel unter dem Himmel! Lernt von ihnen, sie sprechen zu euch als eure Lehrer und Freunde! Wie die Natur Verwandlungen unaufhörlich ausgesetzt ist, so ist dein eigenes Dasein voll Verwandlungen und Werdewunder. Sei du nur nicht bang, geh' tapfer hindurch, halte deines Wesens Kern treu und rein, — so ist alle Verwandlung machtlose Zauberei! Du bist im Besitz des Geheimnisses, des ‚Wortes', der Blume, des Schlüssels, oder wie sonst der Name des Zustandes sein mag, der über die Gaukelding der Erscheinungswelt wahrhaftige Macht gibt, so daß die Hypnose dieser Erde keine Gewalt mehr über dich hat. Das ‚enfant terrible' mitten in unserer gesellschaftlichen Lüge ist bekannt: für dies ‚furchtbare' — nämlich wahrhaftige — Kind hat nun einmal der Kaiser keine Kleider an. Und so schaut es mit Odins Flammenblick durch die Hüllen der Welt hindurch: mit jenem Blick, der Raffaels Madonnenkind so gewaltig macht. Es ist nicht der nüchtern-stechende Blick des sogenannten Scharfsinnigen oder der Schlaublick der Pfiffigkeit oder gar des ‚gesunden Menschenverstandes': es ist der Blick des Genies. Ein Blick, in dem alles ist, Liebe und Klarheit, Vernunft und Gemüt — ein Urblick, der die zerstreuten Teile der Schöpfung wieder in ein Eins zusammenfaßt und ins kristallklare Enge bringt.

Dies etwa versteht Jesus unter dem Leitwort: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .' Es ist der Märchenblick. Wo er hinschaut, fängt alles an zu leben; es gibt keinen Tod und keine Fäulnis für diesen magischen Blick absoluter Seelengesundheit und Gotterfülltheit. Unter unseren modernsten Schriftstellern weiß ich nur Thoreau-Emerson-Whitman, die in ihrer etwas wortreich-amerikanischen Art diese seelische Verfassung suchen. Wir in Europa seufzen in den Banden materialistisch-talmudistischen Verstandes.

Dieser Blick ist zugleich kosmisch und idyllisch. Er ist auch hervorragend sozial. Johannes Schlaf betont in seinem feinen Whitmanbuch (‚Die Dichtung', Berlin, Schuster und Löffler, Bd. 18) gleichfalls wieder die Ähnlichkeit des herrlichen Krankenpflegers Whitman mit der selbstlos helfenden Liebe des Heilands. Er hat aber unrecht, wenn er meint, das Reich Whitmans sei — im Gegensatz zu Jesus — ‚von dieser Welt'. Dieser? Unter ‚dieser' verstand Jesus die Seelenbeschaffenheit und Handlungsweise der Talmudisten und Materialisten, der Pharisäer und Römer. Wahre Unendlichkeit

ist doch wohl nicht lokalisiert? ‚Wo' soll denn das ‚Jenseits' sein, wenn nicht überall und nirgend? Das Jenseits ist ein Zustand, kein Ort und keine Zeit. Jenseits des Zustandes der Trivialität, die da prahlt: ‚Pah, ich glaube nichts, laßt uns essen und trinken; was die da erzählen, sind Märchen und Lügen,' — ist der Zustand des Märchenlandes, des Paradieses, der Gottheit.

Und so ist mitten unter uns, die wir in Zeit und Raum eingefangen sind, das Märchenland. Verwandtes zieht das Verwandte an; im Reiche der Geister und Seelen bilden sich Nationen nach der gleichen seelischen Beschaffenheit. Sei du im Zustande der Großen und Guten, so ist dir der Blick eröffnet für alles Große und Gute, das sich mit dir auf gleicher Ebene befindet!

So geht eine Beschäftigung mit dem Märchen viel tiefer hinab, als wir bisher geahnt haben. Das Märchen ist unser bester Bundesgesell im großen Prozeß der Vereinfachung, der wir aus der Unmasse moderner Spezialisierungen wieder zustreben.

Regina auxiliatrix.

Die ich gesucht so sehnsuchtsbang,
Verstoß' mich nicht, o Königin!
Vom Wandern müd', von Wunden krank,
Ein Bettler knie' ich vor dir hin,

Dem früh die Heimat sie geraubt,
Der weit durch öde Länder kam:
Die Schuld bedrückt sein schmerzend Haupt,
Auf seinen Wangen brennt die Scham.

O zieh' mit liebesstarker Hand
Zu dir, du Hohe, mich empor!
Mein Reichtum sei, mein Vaterland,
Gib mir zurück, was ich verlor!

Gib all die Sterne mir zurück,
Die meiner Sehnsucht einst gelacht! —
Ach, mit den Sternen ist mein Glück
Versunken längst in schwarzer Nacht!

Hilf mir den Tempel wieder bau'n,
In dem ich gläubig einst gekniet!
Lehr wieder betend mich vertrau'n
Und sing' mit mir ein Osterlied . . .

Wilhelm Claudius.

Phocas.

Von

Per Hallström.

(Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Francis Maro.)

Phocas wohnte ein gutes Stück vor den Mauern Sinopes in einem Garten, den er vor langer Zeit geerbt hatte und der gerade groß genug war, daß er ihn allein bestellen konnte. Der nahm seinen ganzen Tag in Anspruch, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Da waren tausend Dinge zu tun, Obstbäume zu propfen und zu stützen, Weinranken zu schneiden und mit rotbraunen Weidenzweigen aufzubinden, so daß sie die beste Sonnenwärme hatten, Gemüse zu säen und zu pflanzen, zu gießen und zu beschatten, Schnecken abzulesen und kleine Reisigfeuer zu entzünden, wenn der Frost im Frühling die Blüten bedrohte. Jeden Abend, wenn er seine Arbeit beendet hatte, war sein Antlitz lächelnd und vergnügt, und sein Rücken und seine Glieder schmerzten vor Müdigkeit.

Auch schlief er sehr gut, und all die Veränderung, die sein Leben ihm brachte, war die der Jahreszeiten; aber die glitten so still und unmerklich ineinander, daß es ihm selten einfiel, sie zu Jahren zusammenzufügen und nachzudenken, wie viele er durchgemacht hatte, und wie viele ihm wohl noch beschieden sein mochten.

Zuweilen kamen Wanderer und klopften an seine Tür, wenn ihre Füße zu geschwollen waren, um bis zur Stadt ihren Dienst zu tun, oder wenn sie kein Geld hatten, um ein Nachtlager zu bezahlen. Phocas nahm sie alle mit gleicher Freundlichkeit auf, bot ihnen von dem Obst und dem Gemüse an, das er hatte, und überließ ihnen seine kleine Kammer zur Nachtruhe. Selbst ließ er sich dann in dem vorderen Zimmer auf der nackten Diele nieder und steckte die Füße in einen umgestürzten Bastkorb, um es nicht gar zu kalt auf den Steinen zu haben, und schlief dort ebenso gut.

Was von dem übrig blieb, was der Garten schenkte, verteilte er unter die Armen der Umgegend, einem jeden, der ihn ansah und die Hand ausstreckte. ‚Nimm es mit Gottes Segen!‘ sagte er, ‚er hat es wachsen lassen.‘ Mehr Worte fand er selten; aber die Früchte schmeckten so mild und gut, viel besser als die anderer, und Phocas' Stimme war so still und leise und seine Miene so beruhigend, daß so mancher mit dem Gefühle von

dannen ging, bei ihm hause das Glück stiller und größer, als irgend ein anderer es besaß, und man wunderte sich, daß er keinen Neid erregte, nur Sehnsucht. Man sah sein Bild und seine Augen lange vor sich und grübelte, wie er zu dem geworden, was er war, und schien noch begieriger eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, als abermals von den erquickenden Früchten zu kosten.

So kam es, daß mehr als einer bereit war, Phocas' Glauben zu teilen und ihn bat, ihn zum Priester zu geleiten, der dann eines Nachts an irgend einer verborgenen, kühl rieselnden Quelle die Taufe vornahm. Man verlangte auch von ihm selbst Unterweisung in den Geheimnissen seiner Lehre, aber da streckte er seine abgearbeiteten Hände vor sich aus, so, als hätte er etwas aus ihnen fallen lassen, und lächelte demutsvoll.

‚Ich weiß nicht mehr, als was ich euch gesagt habe,' antwortete er, ‚Geheimnisse habe ich keine und verstehe so wenig. Die Früchte kann ich euch geben, — was sie auch wert sein mögen, so kommt die Gabe doch immer von Herzen, — aber sagen, wie sie entstanden und gewachsen und gereift sind, das vermag ich nicht. Es braucht Regen, es braucht Sonne; man muß sie so sorgsam und genau pflegen, als ob sie kleine Kinder wären, und an mehr kann man nicht denken.'

In der Gemeinde saß er zu äußerst im Kreise und nickte hie und da seelenvergnügt, wenn ein Wort fiel, das er so richtig voll begriff, aber selbst sprach er nie. Er begann alt zu werden. Das Haar ergraute, und der Rücken wurde immer gebeugter, je mehr Ranken und Schößlinge er gegen das Licht aufband.

Was er in seiner ganzen ihm teuren kleinen Welt am meisten liebte, das waren die Blumen. Er zog keine, denn die Erde war ja eigentlich dazu da, um Nahrung für hungrige Münder zu tragen; aber hier und dort an den Kanten seiner Felder oder auf den Weglein dazwischen blieben sie stehen, die die Erde von selbst gab, und auf dem steinigsten Boden, auf dem Gipfel des Hügels, wo er noch nicht urbar gemacht hatte, wuchsen sie üppig wild.

Mitten im Winter standen die weißen und rosigen Sterne der Tausendschönchen dicht in dem falben Gras. Goldblumiger Krokus kam nachher, so, als hätte die Erde in kleinen Flämmchen von Sonne aufgelodert, um der großen zu begegnen.

Die Anemonen mit flaumigen Stengeln und runden Köpfchen, die so rasch müde wurden, brachten jede ihre besondere feine Schattierung von Violett bis hinab zum Blau und hinauf zum flammendsten Rot. Die feinen Narzissen beugten den Hals so niedlich, obgleich kein Spiegel da war; die Hyazinthen kräuselten ihre Kelche wie die Locken der schönen Fabelwesen,

der Nymphen und all der andern, an die man nicht mehr glauben sollte, von denen man aber unmöglich viel Böses geglaubt haben könnte. Unzählige andere waren da, alle gleich schön und seltsam. Und wenn der Frühling ganz erblüht war und seine ganze Luft mit dem Jubel und der brennenden Unruhe der Nachtigallen zusammenklang, da fand er an vielen Stellen weiße Lilien, in denen das Rot durch das Netzwerk der Adern schimmerte und sich tief innen verdichtete, als trügen sie da ein Herz.

Er war sehr behutsam, auf keine zu treten, und wenn er die opfern mußte, die seinem fruchtbaren Erdreich Eintrag taten, da geschah es nach einem kurzen stummen Kampf, und er mußte sich recht lebhaft ins Gedächtnis rufen, daß Grenzlinien gerade sein sollen, bevor er sich entschließen konnte, die Furche mit dem Pfluge zu ziehen. Er sah sich auch nicht gerne um, wenn es geschehen war. Aber dies war fast die einzige Wolke an dem Himmel seines Glückes, und auch die verscheuchte er mit einem nachdenklichen und sonnigen Lächeln über seine menschliche Schwäche.

Eines Abends zu Anfang des Sommers kamen zwei Männer auf der Wanderung von der Stadt zu ihm.

Sie schienen es eilig zu haben und ungeduldig und müde zu sein, böse aufeinander nach Zwisten über Weg und Steg, wohl auch uneinig mit sich selbst, ob sie bleiben oder weiter gehen sollten. Sie hatten nach ihrem Ziele gefragt, sagten sie, aber betrügliche und verwirrende Antworten erhalten. Die Menschen logen, aus purer Arglist; die Welt war voll Verdrießlichkeiten, die Steine brannten die Füße, und nun mußten sie Obdach für die Nacht begehren, um sich am nächsten Morgen besser vorzusehen.

Phocas stand in seiner Türe und sah sie dunkel gegen das Abendlicht, mit düsteren, verzerrten Mienen. Hinter ihren Köpfen lag die Stadt mit einer Luft, die unruhig und dicht war vom Rauche aller Herde und all dem wetteifernden wunderlichen Hasten dort unten.

‚Man merkt es, daß ihr von dort kommt,‘ sagte er, und er dachte an die Gerüchte, die nun seit einiger Zeit auch zu ihm gedrungen waren, daß es sich draußen in der Welt zu Haß und bösen Taten und allerlei Gefahr zusammenballte. Viele waren in Angst geraten und hatten um ihre Kindlein geklagt; einige hatten sich sogar auf die Wanderschaft begeben und hatten nachts schwere Lasten über die steilen Wege der Hügel geschleppt, wobei sie jeden Ausruf erstickten, wenn sie strauchelten. Selbst hatte er dies wie alles andere mit Ruhe aufgenommen.

‚Von dort kommt wenig Gutes,‘ fügte er hinzu. ‚Seid nun froh, daß ihr das hinter euch habt, und ruhet aus und nehmt mit dem vorlieb, was ich euch zu bieten vermag!‘

Er führte sie hinein und entzündete ein paar Lampen für die Gäste; aber er hatte so viel für sie zu besorgen, daß er kaum dazu kam, sie anzusehen, bis alles bereit war, und er ihnen den Imbiß zum Tische trug. Es waren gerade keine schönen Gesellen. Ihre Hände waren schwielig, ihre Ohren von Faustkämpfen plattgedrückt. Die groben, kurzhaarigen Augenbrauen taten das ihre dazu, um den Blick stechend und roh zu machen. Aber sie ließen es sich wohl schmecken, und schon das erfreute Phocas so sehr, daß er sie weniger häßlich fand. Selbst aß er nichts, sondern dachte nur, wie er es den Gästen am besten und bequemsten einrichten sollte.

Sie sahen nun zufrieden aus, hatten die Beine vor sich ausgestreckt und ihre Waffen neben sich gestellt.

‚Wir sind mit einem wunderlichen Auftrag ausgezogen,‘ sagte der eine; ‚ganz gruselig erscheint es jetzt, wo wir hier so ruhig und behaglich sitzen. Könnte man nur seinen Wanst füllen, Alter, und die Glieder ausstrecken und weiter nichts, dann wäre die Welt gar nicht so dumm. Aber man muß gar manches tun, um zu leben.‘

Phocas nickte freundlich und gedankenvoll. ‚Das muß man.‘ Aber da er gar nicht neugierig war, fragte er nicht, was für eine Arbeit sie nun vorhatten.

‚Die Leute hecken so viele böse und gottlose Neuigkeiten aus,‘ sagte der andere hitzig und nickte mit seinem plumpen Kopfe dazu, so, als könnte er nur auf diese Weise die Gedanken losschütteln. ‚Das kann nicht so weiter gehen, und wer Fäuste hat, muß eingreifen.‘

Ja, die Leute kommen auf so vieles, dachte Phocas und entsann sich der beunruhigenden Gerüchte, die zu ihm gedrungen waren, aber er wollte doch nicht in den Urteilsspruch über seine Mitmenschen einstimmen.

‚Lieber Freund! Man muß es ruhig nehmen, kommt Zeit, kommt Rat,‘ sagte er bloß. ‚Sie haben doch wohl alle etwas Gutes im Sinn, wenn sie es auch dann in der Eile vergessen. Es weht ja auch so kalt und häßlich im Herbste, aber das ist nur, damit alle Samen sich mit dem Winde verbreiten.‘

Der Mann hörte ihm nicht zu; er fuhr fort:

‚Nun sind wir ausgesandt, einen zu suchen, der am allerschlimmsten darin sein soll, Irrlehren zu verbreiten und andere ins Verderben zu locken. Wir sollen ihn hinüberbringen, dann mag er sich seiner Haut wehren. Wir geben ihm nur in aller Freundlichkeit das Geleite, dann wird ihm schon geholfen werden, ha, ha . . .! Den Weg zu ihm suchten wir, aber man führte uns mit der verdammtesten Falschheit und Bosheit bei der Nase herum. Er heißt Phocas; vielleicht weißt du, wo er zu finden ist?‘

Phocas war gerade im Begriffe, ihnen seine schönste Tonschüssel mit runden roten Äpfeln hinzutragen. Wie er seinen Namen nennen hörte und

das Ganze begriff, knickten seine Knie ein, und die Äpfel schienen von selbst an den Rand zu hüpfen und waren nahe daran, zu Boden zu fallen. So rasch er es konnte, bestrebte er sich, das Gleichgewicht wieder zu erlangen, und es gelang ihm. Die Früchte rollten wieder zurück, aber die Hände zitterten noch immer mit ihrer Bürde. Er lächelte verlegen ob seiner Unbehilflichkeit und wußte nicht, was er erwidern sollte.

Die beiden Männer sahen ihn an und dachten: Vielleicht ist er ein Freund dessen, den wir suchen. Es ist ein guter, alter Hansnarr, und wir wollen ihn nicht gerade jetzt in die Enge treiben, wo er uns bewirtet. Morgen ist Zeit genug, und übrigens gibt es ja andere.

Sie wiederholten daher ihre Frage nicht, und Phocas stellte die Äpfel auf den Tisch und zog sich ein Stück zurück, wartend, was er noch weiter für sie tun konnte, den Fuß bereit, vorzutreten. Aber sein Blick war ein wenig abwesend und mußte unablässig innehalten, wenn er über ihre Köpfe bald hierhin, bald dorthin zu all den bekannten Gegenständen seines schlichten, aber teuren Heims schweifte.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, führte er sie in das Schlafgemach und wünschte ihnen gute Ruhe.

‚Wo wirst du selbst liegen?‘ fragten sie gutmütig, denn sie merkten, daß nur ein Bett im Hause war.

‚Bekümmert euch nicht darum, meine Freunde!‘ antwortete er. ‚Ich finde schon ein Plätzchen. Ich habe auch vorher noch einiges zu tun.‘ Und damit verließ er sie.

Er ging in den Garten und tastete sich zu einer Stelle auf dem Gipfel des Hügels, die er um ihrer Aussicht willen sehr lieb hatte. Am Morgen, wenn er gerade nach der Kühle des Taufalls das Blut durch Arbeit in munteren Kreislauf gebracht hatte, pflegte die Sonne gerade gegenüber und ganz in gleicher Höhe mit ihm hervorzuspringen. Es war dann, als gebe es nichts anderes in der stummen Welt als des Himmels goldene Flammen und die feierlich scheue, seltsam erregte Seele, die ihre Kleinheit fühlte, aber doch wußte, daß sie mit zu diesem gehörte. Den ganzen Tag war es dort schöner als irgend anderswo, mit weich gleitenden Bodenlinien unter grünen Bäumen, und in weiter Ferne ein blauer Rand von Bergen. Nun sah man nichts davon, denn es war ganz finster. Nur die Glühwürmchen zogen ihr leuchtendes und wieder verschwindendes Netzwerk von Funken.

Phocas fand seinen Spaten und seine Hacke und grub den Rasen auf. Ein wenig wehmütig dachte er daran, daß er jetzt unmöglich sehen konnte, ob er dabei Blumen beschädigte; aber er arbeitete dennoch unverdrossen und legte die Erdstücke vorsichtig in derselben Ordnung beiseite, in

der er sie herausgenommen hatte. Es machte ihm Freude zu wissen, daß der Ort bei Licht so schön war.

Er grub die Grube sehr tief, und sehr mühevoll war es, als er auf den harten Ton stieß unter den fetten Schichten des Erdreichs, das er so gut kannte, und von dem er wußte, daß es lichtbraun, blank und voll Leben war, so wie man es nur der Sonne zukehrte.

‚Wer hätte glauben können, daß es dort unten so starr und tot ist?‘ dachte er und wurde betrübt und erschauerte beinahe bei dem Gedanken daran. ‚Bah,‘ unterbrach er sich, ‚was bedeutet das, wenn die Hülle darüber so schön und reich blühen kann, wie sie es tut?‘

Es dauerte ein gut Teil der Nacht, bis er fertig wurde, und er war sehr müde.

‚Es lohnt gar nicht, daß ich jetzt hineingehe,‘ sprach er laut zu sich selbst, ‚ich könnte sie ja aus ihrer Ruhe wecken. Das wäre auch für mich nicht gut, denn da würden sie sich erzürnen. Die Luft ist mild und herrlich in Gottes stiller Welt. Ich schlafe hier ebensogut.‘

Und er legte sich an den Rand des Grabes und bettete sein Haupt auf das herausgenommene Rasenstück.

Er konnte nicht so bald einschlummern, und wie er sich hin- und herwarf, kam er so zu liegen, daß das Antlitz gerade emporgewandt war und die Augen in den Himmelsraum blickten, der sich vor dem Blicke wölbte und immer höher und größer wurde, je länger man hineinstarrte. Er war sehr tief blau, aber gar nicht mehr so dunkel, als er früher schien. Eher war er aus einem matten Lichte zusammengesetzt, das sich in tausend Bündeln ausspann und mit allen begegnenden Strahlen verschmolz. Der Himmel war ganz voll von Sternen; sie nahmen kein Ende, wohin man auch sah. Unaufhörlich fand er neue, wo es zuerst leer zu sein schien.

‚Sie stehen wie Tausendschönchen im Grase,‘ dachte er; ‚zuerst merkt man nur einige, aber wenn man den Blick stillhält, entdeckt man immer mehr und mehr, die halb zwischen Blättern und Halmen verborgen sind.‘ Und es freute ihn, daß er nun durch diese Ähnlichkeit die Sterne besser zu verstehen meinte als sonst. Sonst hatte die Wölbung des Nachthimmels ihn mit ihrer wunderlichen, kühlen und stummen Größe eher ein wenig erschreckt. Wenn er von den Andachtsstunden heimgewandert war, da waren ihm all diese Lichter wie ewige Ströme von Fragen erschienen, die kaum in Menschenworten eingeschlossen werden konnten, aber dennoch gleichsam von jedem Antwort heischten: Wer bist du, was lebt in dir? Nun war er ihnen gut und begegnete, ohne mit der Wimper zu zucken, ihrem Blicke. Er lag lange so, und endlich schlossen sich die Augen, und er schlummerte ein.

Gegen Tagesanbruch, als es kühl wurde, ward er langsam aus seiner bewußtlosen Ruhe gehoben, und ein Traum kam über ihn.

Er wurde emporgetragen; wie es zuging, wußte er nicht, aber er fühlte deutlich den Hauch der Luft um Glieder und Antlitz in leicht erschauernder Betäubung. Der Kopf sank nicht zurück, seine Füße hatten keine Schwere. Über sich sah er die Sterne, aber viel näher als je sonst, viel größer und klarer. Sie waren ganz wie die Blumen geformt, mit denen er sie verglichen hatte; jeder Strahl war eines der zahllosen Blätter, keines ganz wie die anderen, wie klein sie auch waren. Ein jedes hatte auch seine besondere Farbe, leuchtend weiß, mit rosigen und goldigen Lichtern darin.

Er hatte sie nie zuvor so schön gesehen. ‚Das ist die Schuld meiner Augen gewesen,‘ dachte er; ‚wie glücklich bin ich nicht jetzt, daß ich sie so erkennen darf, wie sie sind!‘ Und hier und dort zwischen ihnen glänzten andere größere Blumen, wunderbare, niemals geahnte. Es waren zitternde Flammen von Gold und Rot, zu einem zusammengeschlossen und nach außen gebogen wie die Blätter der Rosen, ehe die Blüte eine einzige Stunde entfaltet ist. Es waren leuchtende kleine Sonnen, die eine ganze Welt von Leben in ihren Strahlenkreis zu bannen schienen. Es waren Lilienblüten, weiß wie die Fackel des Morgenhimmels, mit brennendem Lilienblut, das sich in seltsamen Zeichnungen nach innen zu pochenden Herzen zog.

Phocas vermochte sich nicht satt zu sehen, und wie groß und fremd in seiner Größe es auch war, so jubelte er doch allem in Wiedererkennen zu.

‚Ich verstehe es ja,‘ sagte er, ‚ich bin ja stets unter ihnen einhergegangen, obgleich meine Augen damals zu trübe waren, um sie in all ihrer Herrlichkeit zu schauen. Bei ihnen habe ich mein Tagewerk gehabt. Sie schienen damals gering, sowie meine Arbeit und ich, aber nun sehe ich ja, was in allem lag.‘ Und er streckte die Arme aus, um sie an sich zu ziehen, um zu prüfen, ob Duft in den Blumen war, und ihre kühle, feine Haut zu fühlen.

Seine Hand schlug hart auf feuchte Erde und Gestein, und er erwachte. Über sich, aber viel weiter weg als in der Nacht, sah er den Himmel, bleich von dem Lichte, das heranzog, die Sterne blasser und kleiner, schwächer und zitternder, ferner, als er sie je zuvor gesehen. Aber er lächelte noch dem zu, was er geschaut hatte; er kannte sie wohl und nickte freundlich, ebenso sehr zum Wiedersehensgruß wie zum Abschied.

Er erhob sich und merkte, daß ihm sehr kalt war und er von Frostschauern geschüttelt wurde. Er sah das Grab an, das er im Dunkeln gegraben, fand die Arbeit so wohl verrichtet, als man es begehren konnte, und ging, um seine Gäste zu wecken.

Als sie herauskamen, war es schon bleicher und deutlicher Frühschein, und der Greis ging weiß, gebeugt und frierend ihnen voran zu dem Platze, wo er die Nacht zugebracht hatte.

‚Ich bin Phocas, den ihr suchet,‘ sagte er. ‚Nun will ich euch um eines bitten. Nehmt mich nicht mit dort hinab! Dort ist nichts Gutes; ich passe auch nicht hin, denn dies war meine Welt. Hier möchte ich ruhen, und darum habe ich es so gut bereitet, als ich konnte. Alles ist in Ordnung. Nun ist keinerlei Mühe für euch dabei, nicht wahr, ihr Freunde? Mein Leben zu nehmen, darauf kommt es ja doch an, dann kann ich niemandem mehr ein Ärgernis geben. Nehmt es hier an dieser Stelle, die mir sehr teuer gewesen ist!‘

Die beiden Männer waren bestürzt und wollten nichts mehr von ihrem Auftrag hören.

‚Wir sagen, daß wir dich nicht gefunden haben,‘ antworteten sie. ‚Fliehe du! Wir wollen dir nichts Böses tun, der du uns so liebreich empfangen hast.‘

Phocas wurde sehr eifrig und beinahe ein wenig heftig vor Ungeduld, daß es ihm wie gewöhnlich nicht geglückt war, seine Worte so zurechtzulegen, daß man ihn gleich verstand.

‚Wie sollte ich fliehen können?‘ antwortete er. ‚Seht euch doch um! Hier muß ich doch sein, hier habe ich gelebt. Wenn ihr euch weigert, schickt man nur andere, böse Menschen vielleicht, die nicht einmal einen Bissen bei mir essen, sondern mich nur binden und mit sich fortschleifen. Ihr würdet auch Vorwürfe bekommen, vielleicht Schlimmeres, weil ihr euren Auftrag nicht erfüllt habt; das taugt alles nicht, das müßt ihr doch verstehen. Nein, tut, wie ich euch gesagt habe; laßt mich hier mein Leben enden!‘

‚Das war mein erster Gedanke gestern abend, als ihr mich beinahe erschrecktet, denn es sah so unmöglich aus... Dann ging ich hieher und grub das Grab; denn wäre diese Arbeit noch bevorgestanden, dann würdet ihr wohl nicht auf mich gehört haben. Damit hättet ihr euch wohl um meinetwillen nicht mühen wollen. Aber nun, was ist es nun? So leicht wie man ein Ei aufschlägt, macht ihr mir ein Ende; dann schaufelt ihr das hier auf mich herab, soviel Platz hat. Die Rasenstücke habe ich schon zurecht gelegt, sie möchte ich über mir haben. Freilich wollte ich gerne, daß ihr es recht sauber macht, so daß man es kaum merkt, daß man hier etwas angerührt und gestört hat.‘

Die beiden Männer konnten sich nicht genug über ihn verwundern. Sie starrten und starrten nur.

‚Da du so erpicht darauf bist zu sterben,‘ sagten sie, ‚und da ja manches Wahre daran sein kann, was du da von der Verantwortung sagst, wohlan, so sei es, wie du es begehrst! Das dachten wir nicht, daß wir es dir so vergelten müßten, als du gestern abend mit den Äpfeln zu uns kamst. Aber sage uns zuerst, warum du so verliebt gerade in diese Stelle bist! Du hast doch nicht etwa hier etwas versteckt oder wie?‘

Und es kam ein dummschlauer, harter Zug in ihre Gesichter.

Phocas lächelte so treuherzig, daß er sogleich jeden Verdacht zerstreute und sie ihre Habsucht vergaßen.

‚Es ist der Blumen wegen,‘ sagte er, ‚der Aussicht wegen auch, obgleich ich die ja nicht mehr sehen kann.‘

‚Ja, die Blumen wirst du wohl auch nicht sehen.‘ Und sie lachten ihn wiehernd aus. Sie begannen ihn so wunderlich zu finden, daß ihr erstes Mitleid und Bewunderung für seinen Mut einer rohen, gutmütigen Geringschätzung Platz machte.

‚Wer weiß, meine armen Freunde? Ich weiß doch auf jeden Fall, daß sie hier sind. Und gerade heute nacht, als ich hier schlief und träumte, sah ich sie. Viel mehr sah ich. Es ist ein guter Platz zum Schlummer, ich habe ihn erprobt. Seid ihr nun bereit?‘

Und er sank auf dem äußersten Rande des Grabes auf die Knie, so daß der Körper von selbst herabfallen mußte, von dem bloßen Schwung des Schlages.

Seine Büttel taten alles, worum er sie gebeten, und als sie unter die Leute kamen, erzählten sie von dem seltsamen Alten. So ward sein Schicksal bekannt, und die Menschen schlichen sich zu der Stelle, wo er lag und beteten dort lange und dachten schön und innig an ihn.

Mit der Zeit wurde er als ein Heiliger angesehen, und da jeder solche seinen besonderen Kreis von Menschen hat, die ihn notwendiger brauchen und mit der Zeit bestimmtere Hoffnungen an ihn knüpfen als andere, wurde Phocas der Schutzpatron jener, die in der Erde graben und in der Stille den Beruf des Gärtners und Pflanzers ausüben. Aber auch über den ganzen Garten mit seinen Beeten und Obstbäumen und Saaten soll sich seine freundliche Macht erstrecken, so daß die Schnecken und schädlichen Tiere sich fernhalten und die Früchte schwellen und rot werden und die Rinde sich erneut und die Blumen fröhlich und sanft in ewiger Jugend im grünen Grase stehen.

Ralph Waldo Emerson, ein Dichterphilosoph.

Von

J. Sauer.

Gemeiniglich suchen wir Schöpfungen von einer abgeklärten und durchgeistigten Weltanschauung immer auf den Höhen einer gänzlich ausgereiften Kultur, auf den stillen, einsamen Plätzen der Menschheit, zu denen der heiße Lärm des Lebens nicht heraufdringt, und Werke wie das ‚Buch der Weisheit', ‚Der Prediger', Mark Aurels ‚Selbstbetrachtungen', ‚Die Nachfolge Christi' und manch andere Perle der Weltliteratur pflegen wir Persönlichkeiten zuzuschreiben, die viel und tief über die Lebensrätsel nachgedacht und aus dem Schatze ihrer reichen Erfahrungen der Mitwelt mitteilen, was sie als allein von bleibendem, echtem Werte erkannt haben. Es sind nicht die Streiter, die mitten im werdenden, gährenden Leben stehen und mit aufdringlicher Advokatenkunst ihre Ansichten vortragen; es sind die Zurückgezogenen, die einem kleinen, treuen Kreis ihre Lebensauffassung in packenden Sentenzen darbieten. Unsere ‚Milieu'theorie erweist sich aber wieder einmal als unzulänglich, wenn wir aus dem rastlos dahinstürmenden, hirnbetäubenden Wildbach nordamerikanischer Kultur derart ausgereifte Geistesfrüchte auftauchen sehen, wenn wir aus dem derbrealistischen Leben ernste, tiefdurchgeistigte Prophetenworte, nicht werbende Kampfesrufe vernehmen, wenn uns aus dieser Verkörperung nur materieller Kultur eine abgeklärte, hoch idealistische und optimistische Weltanschauung entgegentritt, wie sie in den Schriften von Ralph Waldo Emerson Ausdruck gefunden hat. In der Tat läßt sich kaum etwas Unamerikanischeres denken als dieser ehemalige Puritanerprediger, der für die höchste Potenz der Geistesaristokratie schwärmt und die Ziele der Kultur doch noch irgendwo anders erblickt als in Kaffeesäcken, in Fabriken und Stahltrusts. Und doch zeigt er auf jeder Seite seiner Schriften, daß er nur auf dem Boden Amerikas zum Philosophen geworden ist, und neben Partien, in denen das verklärte Glück der in Gott ruhenden Seele sich wiederspiegelt, macht sich der an Nietzsche gemahnende Titanenstolz eines himmelstürmenden Individualismus geltend. Es sind das Gegensätze, die sich aus seinem ganzen Entwicklungs- und Bildungsgang begreifen lassen.

Emersons Leben ist ohne bemerkenswerte Ereignisse verlaufen. Was er von Plato sagte, gilt auch von ihm selbst. ‚Große Geister haben die kürzesten Biographien.... Sie lebten in ihren Schriften. Wie ein guter

Kamin seinen eigenen Rauch verbrennt, so verwandelt ein Philosoph alles Wertvolle seiner Erlebnisse in die Hervorbringungen seines Geistes.' Leben und Wort standen auch bei ihm in innigster Harmonie; wie die aus den wichtigsten Faktoren seiner Entwicklung resultierende Theorie nehmen sich die Grundzüge seiner Welt- und Lebensanschauung aus. Emerson entstammt einer im siebzehnten Jahrhundert aus Europa ausgewanderten Puritanerfamilie, und treu den Traditionen seiner Familie ward auch er Puritanergeistlicher. Seine Entwicklungsjahre fielen in die Zeit des ungeheuren Aufschwungs, den Handel, Industrie und Technik auf dem nordamerikanischen Festland erlebten, da diese Menschen ohne Geschichte und ohne Kunst die riesenhafte Leistungsfähigkeit des menschlichen Könnens im stolzen Selbstbewußtsein erprobten. Das Bewußtsein von dieser Geistesenergie weckte in dem Jungen die streng bibelgläubige Tante Mary Moody, wenn sie ihm schrieb: ‚O, daß es kein eitler Wunsch von mir bliebe, Dich von der großen Heerstraße des Gewöhnlichen abweichen zu sehen; daß Du nicht lebst, atmest, liest und schreibst mit dem einzigen, verhängnisvollen Gedanken: Was meinen die andern?' oder wenn sie ihm ein Wort von geradezu Nietzscheschem Gepräge auf den Lebensweg mitgibt: ‚Tu immer das, was zu tun du dich fürchtest!' Für den angehenden Puritanerprediger waren das gefährliche Grundsätze; und bald zeigte es sich auch, daß er von der Kanzel in Boston herab eine andere Glaubens- und Sittenlehre vortrage, als diese strenggläubige Gemeinde anzuhören gewohnt und gewillt war. Emerson zog den Talar wieder aus, mit ihm auch die herbe, starre Puritanergläubigkeit und den freudlos kalten Formalismus; als einziges religiöses Erbe von seiner frommen Tante nahm er den Hang zur Mystik mit in die Einsiedelei seiner Heimat Concord bei Boston. Wie wohltuendes, warmes Licht strömt dieses Element, das ebensogut an Swedenborg wie an den deutschen Mystikern des späteren Mittelalters sich genährt haben konnte, aus allen Schriften des künftigen Philosophen. An Stelle des festen Dogmenglaubens trat jetzt das biegsam geschmeidige Gebäude eines ethischen Idealismus, der auf Schleiermacher und Kant sich aufbaute. Der Geist des großen Königsbergers schwebte auch über dem kleinen, auserlesenen Kreis von Literaten, die sich um Emerson in Concord scharten und nicht zufällig sich als ‚The New England Transcendentalism' charakterisierten. Hier zauberten Schriftsteller und Dichter wie Thoreau, der Vater des traumhaft tiefen ‚Walden', Nathaniel Hawthorne, der unübertreffliche Zeichner ‚des roten A', Margaret Fuller, Louisa Alcott einen Frühling amerikanischer Romantik herauf, so groß und reich an starken, eigenartigen Geistesindividualitäten wie der der Deutschen, ebenso wundersam in ihrer Freude an der Natur, an allem Großen und Geheimnisvollen in Schöpfung und Menschengeschick, weniger exotisch, ausgelassen und üppig vielleicht wie in Deutschland, dafür etwas mehr dem Praktischen und sozialen Idealen zugetan. Auch der große Romantiker Englands, John Ruskin, hat schließlich mit seinem Anhang eine praktische Verwirklichung gesucht für seinen sozialistischen Traum. Es ist nicht die einzige

Ähnlichkeit, die uns zu einem Vergleich der beiden großen Männer nötigt, die in gleicher Richtung zu wirken suchten und gleich glückliche Bahnbrecher geworden sind, der Amerikaner auf dem geistigen, der Engländer mehr auf künstlerischem Gebiet. Näher noch als Ruskin, dem Anwalt einer großen Vergangenheit, steht der Philosoph des Augenblicks, der ‚das Leichentuch der Vergangenheit nicht nach sich schleppen' will, einem andern Engländer, der noch mehr die Eigenart seines literarischen Schaffens bestimmt und in seinen geistvollen Darlegungen vom ‚Heldentum' den individualistischen Theorien Emersons den nötigen Kristallisationspunkt gegeben hat. Ich meine Carlyle, dem er anfangs der dreißiger Jahre während seiner Europareise nahe trat. Es war vielleicht die einzige Frucht, die das Reisen ihm gebracht hat. Während Ruskin dem Reisen seine ganze geistige Befruchtung verdankte, bewertete der Philosoph von Concord dasselbe eher geringschätzig. ‚Der Aberglaube vom Wert des Reisens ... beruht auf einem Mangel an Selbstkultur.' Einsam und weltfern, teilnahmslos für die täglichen Fragen des kleinen Menschendaseins lebte er dahin, so daß der viel leidenschaftlichere Carlyle ihm vorwerfen mußte, daß ‚er Selbstgespräche auf den ewigen Bergesgipfeln führe, in wüsten Einöden, wo die Menschen und ihr Getriebe still in nebelhafter Entfernung liegen und nur „der Mensch" und die Sterne und die Erde sichtbar sind. Und wir möchten Ihnen sagen: Steig zu uns herab und hilf uns! Wir bedürfen dringend eines Menschen, wie du einer bist. Dort oben ist's kalt und leer, nichts merkbar als Regenbogen und Stimmungen; komm herunter und gib uns Lebensbilder, Leidenschaften und Taten!' Wüstenpredigten mochten zur Zeit, als diese Anklagen geschrieben wurden, die Schriften Emersons noch genannt werden. Als 1836 sein Essay über ‚die Natur' erschien, wurde er kaum beachtet; um die ‚Lebensführung' riß man sich förmlich, als sie 1860 publiziert wurde.* Und als 1882 der fast achtzigjährige Greis kurz nach Carlyle aus dem Leben schied, da hatte Nordamerika nicht zum wenigsten dank dem Einsiedler von Concord einen hervorragenden Platz in der Weltliteratur. Die prophetische Vorhersagung, die Emerson 1837 gemacht, daß Amerika der Welt bald noch etwas anderes liefern werde als Getreide und Maschinen, war damals schon erfüllt. In Deutschland hat erstmals Hermann Grimm auf diese reiche, geistesstarke Literaturgestalt hingewiesen; durchgedrungen ist sie erst bei uns, als ihre Hauptschriften in guten Übersetzungen** vorgelegt

* Eine vortreffliche Neuübersetzung von Karl Federn ist unlängst in Bruns Verlag, Minden, erschienen.

** In der Sammlung von O. Hendel in Halle erschien schon 1896 die Übersetzung der ‚Representative men' (Repräsentanten der Menschen) und eines Bändchens Essays, beide von Karl Federn. Vollständiger ist die deutsche Ausgabe von Eugen Diederichs in Jena, die bis jetzt die fünf Bände ‚Vertreter der Menschheit', ‚Gesellschaft und Einsamkeit', ‚Lebensführung', ‚Essays' I. und II. Folge in Übersetzungen von W. Schölermann und Heinrich Conrad umfaßt. Die deutsche Wiedergabe ist den großen Schwierigkeiten der so charak-

wurden. Die Feier ihres hundertsten Geburtstages hat man auch in der deutschen Geisteswelt (25. Mai 1903) in einer Weise begangen, wie sie nur für einen großen Mann üblich ist, der die zähen Fluten der Menschheitsgeschichte in Bewegung und Fluß gebracht hat und uns heute noch etwas zu sagen hat.

Wer Emerson verstehen will, muß sich die verschiedenen Einflüsse, die seine Entwicklung und sein Schaffen bedingt haben, vor Augen halten; daraus müssen auch die scheinbaren Widersprüche, in denen sich die Hauptsätze seiner Philosophie zu kreuzen scheinen, erklärt werden: der von der Tante noch genährte Geist der Selbständigkeit, des Amerikanertums, der in seiner Hand den Erdball wiegt, daneben ein seligfreudiger Mystizismus, der sich schließlich in den uferlosen Ozean des Pantheismus verliert; Lossagung von dem kalten Puritanismus und im Anschluß daran ein ausgesprochener Gegensatz gegen alle Einschränkung des religiösen Gefühls durch Dogmen; daneben der Kantianismus, der in seinen ethischen Sätzen das ganze philosophische Gebäude Emersons trägt.

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß dieser Mann, der in seinem Leben und in seinen Schriften so ganz unpersönlich sein wollte, der ‚scheu und stolz' auf den einsamen Hochgipfeln seiner Theoreme ‚längst eingesehen hat, daß weder für ihn die Gesellschaft etwas sein kann noch er ihr', der ‚die düstere Ungastlichkeit, die Unfähigkeit' an sich trug, ‚sich ganz mit denen zu verbinden, die er auf seine kieselharte Weise lieb hat,' daß dieser Mann die ganze Steigerungsfähigkeit der einzelnen Persönlichkeit in packendster Weise gelehrt hat. Die Ausbildung der menschlichen Individualität bis zur riesenhaften Potenz, die Loslösung des expansiven Geistes von allen einengenden Fesseln: das ist das einzige Thema, das er in unendlichen Variationen zu behandeln weiß. Nur eine Größe kennt er, den Idealmenschen, wenn wir wollen, den Übermenschen, aber weniger den Helden der Vergangenheit, der Weltreiche in seiner Hand lenkte oder mit einem Schlag zertrümmerte, sondern den Menschen des Augenblicks, den Menschen der Zukunft, den Menschen, zu dem jeder das Zeug in sich hat. Auf der einen Seite also das gänzlich Unpersönliche, das schüchterne Zurücktreten, die mystische Verschlossenheit, auf der andern der rücksichtslose, keinerlei Schranken mehr anerkennende Übermenschenkult; das eine so gänzlich unamerikanisch, fast mittelalterlich, das andere die letzte Konsequenz des Amerikanismus, der Selfmademan-Weisheit. Während hier ein Tauler oder wenigstens Swedenborg zu uns zu reden scheint, glauben wir dort die brutale Unverschämtheit eines Nietzsche zu hören. In der Tat huldigt auch Emerson stellenweise der aristokratischen Herren-

teristischen Sprache Emersons in ausgezeichneter Weise gerecht geworden. Ebenfalls bei Diederichs ist eine Auswahl von Stellen aus Emerson erschienen unter dem Titel ‚Seid fröhlich und weise,' die als Einführung gute Dienste leistet (Preis geb. 3 Mk.). Interessanten und zuverlässigen biographischen Aufschluß über den ‚Weisen von Concord' bieten die Aufzeichnungen seines Sohnes Eduard Waldo Emerson, die erstmals von Sophie von Harbou übersetzt in Bruns Verlag, Minden erschienen sind.

philosophie. ‚Die Weltgeschichte ist eine Unverschämtheit' könnte ebensogut ein Ausspruch Zarathustras sein. ‚Alle Leistungen, die unsere Kultur ausmachen, waren meist die Gedanken von ein paar guten Köpfen;' ‚Gut und bös sind leicht übertragbare Namen' decken sich völlig mit ähnlichen des Verfassers von ‚Jenseits von gut und bös'. Und doch weht ein ganz anderer Geist aus den Schriften des Amerikaners, sobald man nicht einseitig und ausschließlich sich an solche zusammenhangslosen Aussprüche hält. In keinem seiner Essays brütet das ätzende Gift, der Zerstörungswurm, der Pessimismus Nietzsches; abgeklärte Ruhe, ein sonnigfreudiger Optimismus breitet sich über alle aus. Bei Emerson hat man es mit einem gesunden, starken Geist zu tun, der, auch hierin dem Einsiedler von Sils Maria unähnlich, nicht einmal Autorität für seine Theorien beansprucht. Und wenn er auch die ‚Herrenphilosophie' predigt und das Massentum gelegentlich zurückweist, nie geschieht es mit der hochmütigen Verachtung eines Nietzsche; stets hat er nur im Auge, den *Geist des Massentums in uns selbst* zu vertreiben; stets zeigt ihm optimistische Weltanschauung die Bedeutung der Masse in der Weltgeschichte. ‚Die laichende Fruchtbarkeit ist aber doch nicht schädlich oder überflüssig.... Alle sind gezählt, jeder wird verbraucht.... Die Regel ist, daß wir als unbeseelte Atome verwandt werden, bis wir denken.... Daß wir da sind, ist ein Beweis, daß wir da sein müssen.'

Emersons Weltanschauung und Geschichtsauffassung ist demnach *wesentlich individualistisch*, und sie muß es sein im Interesse seiner Persönlichkeits- und Gegenwartsphilosophie. Ihm ist ‚jeder ein Taucher im großen Meer, dessen Perlengrund uns allen gehört'. Individualistisch also wohl, aber im Sinn des freien demokratischen Amerikaners, der die aristokratische Exklusivität, die sich nur auf Traditionen und Konventionen, nicht auf den Wert der eigenen Persönlichkeit aufbaut, nicht kennt. Was er selbst als ‚Kennzeichen einer großen Natur' hinstellt, das empfinden wir auch bei ihm, ‚daß er nämlich einen Vordergrund eröffnet und gleich dem Hauch einer Morgenlandschaft uns zum Vorwärtsschreiten einlädt'. Diese Perspektive, die er eröffnet, zeigt uns die gewaltige und ausgedehnte Leistungsfähigkeit der einzelnen Persönlichkeit, das schrankenlose Schaffen des idealen Menschentums, wie es sich in der Einzelnatur verkörpert. ‚Das Denken von 6000 Jahren hat die Geheimfächer und Vorratskammern der Seele nicht erschöpft.' ‚Der Mann ist alles; alle Dinge lehren die Bedeutungslosigkeit der Umstände.' Der Mensch muß imstande sein, ungehindert die Kräfte seines eigenen Wesens ausstrahlen zu lassen, damit die Umgebung mit den ewigen Ideen zu befruchten und ein neues Dasein hervorzurufen. ‚Die Seele schaut beständig voraus, eine Welt vor sich erschaffend und Welten hinter sich lassend; so wandelt sie auf Erden als Weissagung der Zukunft.'

Das Geheimnis solcher Heroenwirksamkeit besteht in der *Wahrhaftigkeit*, in der *Selbständigkeit*. Und der erste Schritt dazu ist das *Selbstvertrauen*. Wem nie eine Ahnung aufgedämmert ist, daß auch er zu Großem und zum Größten auf dem ihm zugewiesenen Posten befähigt ist,

daß auch er eine Welt um sich erobern kann, wenn er nur, von Gottesbewußtsein getragen, sein eigenes Wesen ausstrahlen will, der wird ewig in den Tiefen dürftiger Kümmerlichkeit dahinvegetieren. ‚Leben allein nützt, nicht Gelebthaben.' ‚Vertrau dir selbst: jedes Herz schlägt höher beim Klang dieser ehernen Saite! Fülle den Platz, den dir die Vorsehung ausersehen hat, mit den Zeitgenossen, Beziehungen, Umständen, die dich umgeben!' Den Kindheitszustand, in dem er sich auf fremde Arme stützt, in den Schranken einer gleichmäßigen Disziplin fremdes Tun kopiert und so die Spannkraft seiner Seele erlahmen läßt, muß der Mensch aufgeben können. Wesentliche Voraussetzung zu solchem Selbstvertrauen ist in theoretischer Hinsicht das Bewußtsein, daß es keine absoluten, keine objektiven Werte in der Menschheitsgeschichte gibt, in praktischer Hinsicht, daß er sich von aller Tradition und Konvention frei macht. *Πάντα ῥεῖ*, ruft auch Emerson seinen Zeitgenossen zu. Es ist die Lebensweisheit des selbstbewußten Amerikaners, der nicht unter den Trümmern jahrtausendalter Kultur geträumt hat. Aus dem Gießofen zischenden, brennenden Lebens sah er die Formen einer neuen, eigenartigen, in vieler Hinsicht staunenswerten Zivilisation zusammengerinnen. Weil er mitansehen konnte, was wenige Menschen in kurzem zu schaffen vermochten, welch riesenhafte Werke wie aus der Erde gestampft wurden, ruft er den Rückwärtsblickenden zu: ‚Warum schleppen wir diese tote Erinnerungen mit uns herum? . . . Unter den Trümmern der Vergangenheit können wir nicht ewig weilen; wir gehen unsern Lebensweg mit rückgewandtem Blick wie jene Ungeheuer, deren Augen nach hinten sehen . . .' ‚Jetzt aber ist unser Tag gekommen; nun wollen wir leben, — nicht das Leichentuch der Vergangenheit nachschleppen . . . Die ganze Bedeutung der Welt- und Lebensgeschichte besteht darin, mein Selbstvertrauen zu stärken durch den Beweis, was der Mensch zu leisten vermag . . . Nicht der gilt mir als der gelehrteste Gelehrte, der für mich die begrabenen Dynastien des Sesostris und Ptolemäos, die sothische Zeitrechnung, die Olympiaden und Konsulate ausgraben kann, sondern der mir die Theorie des Mittwochs entwickeln kann.' Alles ist also in ewigem Fluß, in ständigem Werden. ‚Die Menschheit ist eine Woge, die Woge rollt weiter, aber das Wasser, woraus sie besteht, nicht.' Und der Meister, der aus den brandenden Fluten die neuen Eilande hervorruft, ist der große Mann, den immer wieder ein anderer Großer in Schatten stellen kann. ‚Nichts ist groß — nicht die gewaltigen Homer und Milton — vor der unendlichen Vernunft. Sie trägt sie hinweg wie eine Sturmflut.'

‚Die Weltgeschichte ist eine Unverschämtheit,' weil sie die Tatsache des ewig fließenden Lebens leicht vergessen läßt, weil sie den Menschen rückwärts schauen und wie Lots Weib erstarren läßt; sie zwingt dem Gegenwartsmenschen Achtung und Ehrfurcht ab, sie nötigt ihn nur zu leicht zur Nachahmung der Tradition, zur sklavischen Kopie vergangener Figuren. ‚Wer ein Mann sein will, muß darum ein Abtrünniger sein. Nichts ist im letzten Grunde heilig als die Unabhängigkeit der eigenen Seele . . . Kein Gesetz soll mir heilig

sein als das meiner eigenen Natur.' Los von der Vergangenheit und ganz mit deinem ganzen Wesen und Schaffen in die Gegenwart! ‚Ein echter Mensch gehört keiner andern Zeit und Zunft an, sondern ist stets Mittelpunkt der Dinge.' Keiner andern Zunft! Auch das ist von Wichtigkeit, daß der Mensch sich von Parteizwang und Konvention loszumachen weiß. ‚Die Natur ist schnell bei der Hand, uns mit dem Gefängniskleid der Partei auszurüsten, der wir angehören. Wir tragen bald den Schnitt ihres Angesichts und nehmen nach und nach den sanften, eselhaften Ausdruck des Typus an. Eine betrübende Erscheinung, die sich auch im allgemeinen an uns rächt, ist das „Narrengesicht des Beifalls", das gezwungene Lächeln, das wir in Gesellschaft aufsetzen, wenn uns die Unterhaltung nicht gefällt.' Die Dutzendware des Durchschnittmenschen wird allerdings stets auf diese Anlehnung an Konvention und Tradition angewiesen sein; sie garantiert ihm, daß er von allen verstanden und über die eigene Leistung hinaus bewertet wird, denn sie läßt ihn immer noch partizipieren an fremden Werten; aber weithin wahrnehmbare Schlagschatten wird ein solcher Mensch nicht werfen; kein Stück Weltgeschichte wird sich in ihm verdichten. Für sich allein muß einer stehen können mitten im Gewühl der Gesellschaft; er muß den Mut haben können zu berechtigtem Widerspruch. Er muß sich und seine Kräfte konzentrieren, einsam sein können in des Wortes wahrer Bedeutung. ‚Was ich tun muß, kümmert mich allein, nicht, was die Leute meinen.' Denn ‚groß sein heißt mißverstanden sein'. Im Kreise meiner Lebensaufgabe sollen mich keine Rücksichten irgend welcher Art beirren; die ganze Weltgeschichte ist nur ‚eine Beleidigung', sobald ‚sie mehr sein will als ein heiteres Vorspiel und Gleichnis meines Seins und Werdens'. ‚Wir müssen allein bleiben,' d. h. völlig unabhängig sein von jeglichen Einflüssen, welche die Richtung unserer Wirksamkeit vom eigentlichen Ziel ablenken und unsere Kräfte zersplittern und den Charakter verderben können. Darum ist auch das Reisen oft nur schädlich; es ist ‚des Narren Himmelreich', ‚es trägt Ruinen zu Ruinen.' Denn alle Größe ist doch nur einzig, eigenartig, nie wird sie sich durch Anpassung und Kopierung wiederholen lassen. ‚Unmöglich ist es, daß die Seele, so reich, so beredt mit tausendfacher Zunge, jemals zu einer Wiederholung sich herabließe.' Nur im schlichten, edlen Kreise des eigenen Lebens, gehorsam dem eigenen Herzen, wird ‚man die Vorwelt wieder zu schaffen vermögen'. Im letzten Grunde heißt die Parole des Emersonschen Idealmenschen: Instinkt, nicht Kunst; Ausbildung der geistigen Individualität, nicht Anpassung an eine wenn auch noch so vollkommene Schablone; Schöpfen aus jenem tiefliegenden Quell, aus dem die Kulturen der Menschheit emporgestiegen sind, nicht Übernahme dieser längst ihrer Lebenswurzel beraubten Kulturformen. Die Natur wird stets bei solcher Unselbständigkeit einbüßen; denn ‚die Gesellschaft erwirbt neue Kunstfertigkeiten und verliert alte Instinkte dafür'. Hier wandelt Emerson auf Pfaden, die weit von denen Ruskins abliegen; aber auch diese Sätze dürfen nicht in exklusiver Isoliertheit verstanden werden. Auch die Gesellschaft hat für den

amerikanischen Essayisten hohe Bedeutung; sie ermöglicht ein Zusammenwirken und damit eine gegenseitige Anspannung der Kräfte über das gewöhnliche Niveau hinaus; sie verlangt Betätigung der wichtigsten und notwendigsten Seelenkraft, des Mitfühlens, der Liebe, und weiterhin wird die geistige und körperliche Einsamkeit, die völlige Unabhängigkeit dadurch eingeschränkt, daß ich zur Ausbildung meiner Individualität das Beispiel der Großen benötige. ‚Wenn wir uns die seltenen Stunden ins Gedächtnis rufen, da wir den Großen begegneten, — da fanden wir uns selber, da erst schien die Gesellschaft für uns zu existieren.‘ Ja, der einzige Vorteil des Reisens besteht nach Emerson nur darin, daß es mich den wenigen großen ‚Repräsentanten der Menschheit‘ nahe bringt. Sie heben uns hinweg über die Niederungen gewöhnlicher Lebensauffassung, der wir uns nur allzu leicht anpassen würden; ‚sie sind unsere Erlöser von den Irrtümern der Gemeinschaft; sie beschützen uns gegen unsere Zeitgenossen. Sie sind die Ausnahmen, deren wir bedürfen in dieser Zeit der Gleichmacherei . . . Der Weg des Genius führt uns zu den Tiefen der Natur. Ein großer Mann wiegt ganze Völkerschaften von Pygmäen auf.‘ Solchen Einflüssen gegenüber ist es Pflicht des Menschen, nicht an sich zum ‚geistigen Selbstmörder‘ zu werden, vom trügerischen Schein des Heroen sich nicht blenden zu lassen. Aber auch da hat die Natur wieder vorgesorgt, indem sie dem tiefsten Kern seiner Individualität die unantastbare Marke ‚Nicht übertragbar‘ aufgedrückt, indem sie jeder Größe eine andere Größe als Gegengewicht entgegengestellt hat. Darin liegt der Selbstschutz der Individualität gegen den menschlichen Geselligkeitstrieb. Bloß symbolische Bedeutung soll also der Heroenkult haben; wirkliche Werte soll und kann er uns nicht übermitteln, weil wir sie *unserem* Organismus nicht zu assimilieren vermögen.

Echt, selbständig, originell, natürlich muß jede menschliche Größe sein. *Wahrhaftigkeit*, lautet in einem zusammenfassenden Begriff das Lebenselement der großen Individualität. ‚Wenn wir wollen, daß unser Wort und Tun erhaben sein soll, dann muß es wahrhaft sein und aus unserem Wesen entspringen. . . Wenn die Menschen im Leben weiter kommen, nimmt ihre Liebe zur Aufrichtigkeit zu, und die Neigung, eingeschläfert und umschmeichelt zu werden, nimmt ab. . . Junge Leute bewundern Talente und besondere Vorzüge. Wenn wir älter werden, schätzen wir die Gesamtkraft und Wirkung eines Menschen, seinen Geist, sein Wesen.‘ Mode und Tradition sind täuschende Hüllen, welche das wahre Wesen der menschlichen Natur uns verbergen und nicht zur vollen Entfaltung und vollwertigen Wirksamkeit kommen lassen. Darum wird die Welt auch nur durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen erhalten; sie sind es, die diese Erde gesund und heilsam machen.

Der tiefste Quell der menschlichen Heldengröße, der unbegrenzten Expansionskraft der Individualität liegt weit außerhalb der menschlichen Brust; weit über die menschliche Gesellschaft hinaus und weit über den Höhengipfeln menschlicher Kultur. Wenn der grübelnde Geist auch all diese Sphären durchsucht hat, eine inkommensurable Größe bleibt zuletzt noch immer, ein unlösbarer

Rest bleibt am letzten Ende stets. ‚Der Mensch ist ein Strom, dessen Urquell verborgen bleibt.‘ In dem Essay über ‚die Überseele‘ nennt uns Emerson jene letzte Einheit, ‚in welcher jedes Menschen Sondersein enthalten ist und mit jedem andern zur Einheit verschmolzen wird; jenes Allherz, dem jeder aufrichtige Gedankenaustausch Verehrung, jede richtige Tat Gehorsam entgegenbringt . ., jeden zwingt, für das zu gelten, was er ist, und so zu sprechen, wie sein Wesen will. . . Diese tiefe Kraft, durch die wir sind, und deren Seligkeit uns zugänglich sein kann, ist nicht nur sich selbst genügend und selbst erhaltend in jeder Stunde vollkommen, sondern auch das Sehende wie das Gesehene, das Schauende wie das Schauspiel, Subjekt wie Objekt sind eins.‘ An dieser letzten Kraft, der Überseele, dem göttlichen Wesen in klar ausgesprochen pantheistischem Sinne, partizipiert potentiell oder aktuell jedes menschliche Dasein; sie ist der Urgrund der ungeheueren Steigerungsfähigkeit menschlicher Individualität, die Voraussetzung jeglichen Heroentums. Je ungehinderter ein Wesen den göttlichen Geist in sich einströmen läßt, je freier von allen Rücksichten und von aller Unwahrhaftigkeit es ihn wirken läßt, desto mehr wird er sich dem Ideal des Menschentums nähern. Diese ewig durch die ganze Menschheit flutende Urkraft, die bald mehr bald weniger an die Oberfläche des Einzelindividuums steigt, es dadurch mehr oder weniger hoch steigen läßt, ist das allen Menschen Gemeinsame, das unpersönliche Wesen derselben, die ‚Einheit des Gedankens‘, die sich wie ‚ein Tempeldach über der Menschheit‘ wölbt, der common sense der Philosophie, die Gottheit des Pantheismus. Jede Offenbarung ist ‚das Einfließen des göttlichen Geistes in unseren Geist, ein Ebben des kleinen Stromes persönlichen Lebens vor der Flutwelle des Allebens. . . Ein Mensch ist die Außenseite eines Tempels, in welchem alle Weisheit wohnt und alle Güte. . . Wie es zwischen unseren Köpfen und dem unendlichen Himmelsraum keine Decke und keinen Schirm gibt, so gibt es auch keine Scheidewand oder Grenzlinie im Seelischen, wo der Mensch, die Wirkung, aufhört und Gott, die Ursache, beginnt. Wir liegen offen und zugänglich für die Tiefe des Geistes, für die Tugenden Gottes. Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit, Kraft: wir sehen und erkennen sie. Über sie hinaus ist noch kein Mensch gekommen; drohend türmen sie sich vor uns auf, am gewaltigsten dann, wenn unsere Ichsucht sie gern verletzen oder übersehen möchte‘. Nicht bloß dem Menschen teilt sich aber das göttliche Wesen in solcher Weise mit, auch in jedem irdischen Geschöpf spiegelt es sich ähnlich wieder. ‚Die wahre Lehre der Allgegenwart ist, daß Gott mit all seinen Eigenschaften in jedem Moose und Spinngewebe erscheint.‘ In der Unendlichkeit, Uferlosigkeit und unerschöpflichen Reichhaltigkeit der Gottheit ist naturgemäß auch die unbegrenzte Variabilität, die Relativität menschlicher Größe bedingt; nirgends ragen aus diesem flutenden Ozean feste Marken, an die man sich halten könnte, auf, nirgends ewig gültige Werte, die ihren Kurs für alle Zeiten behalten. ‚Der göttliche Gedanke umfaßt die Jahrhunderte und läßt Jahrhunderte zu nichts verblassen.‘ Bedingt ist in diesem Partizipieren an

dem letzten Urgrund alles Seins und aller Werte auch die Wahrhaftigkeit eines Wesens, ihre sittliche Größe. ‚Die Seele, die sich zu Gott erhebt, ist klar und wahr, hat keine Rosenschminke, keine feinen Freunde, Ritter und Abenteurer; sie verlangt nicht nach Bewunderung; sie fühlt sich heimisch in der Gegenwart, in der ernsten Erfahrung des Alltags.‘ Es entsteht die quietistische Hingabe an diese unpersönliche Urfülle an Geist und Wille, das selige Sichversenken in die Gottheit, die Übertragung ihres Wesens auf das Geschöpf, geradezu die Vergöttlichung des Menschen: der der Überseele zunächst Getretene ist auch der Heros. Ein Mystiker der früheren Zeit, nicht ein philosophierender Amerikaner, könnte Worte geschrieben haben wie die folgenden: ‚Unaussprechlich ist jede seelische Vereinigung Gottes mit den Menschen. Der schlichteste Mensch, der in seiner Ganzheit Gott ehrt, wird Gott selbst. Wie besänftigend ist das Auftauchen der Gottesidee für den Menschen; die Einsamkeit bevölkert sie und löscht die Wunden unserer Irrtümer und Täuschungen aus.‘

So ordnet sich für Emmerson alles zu einem ungeheuren *monistischen* System, zu einem riesenhaften, alles denkbare Sein umspannenden Organismus, dessen Seele die göttliche Wesenheit, dessen Körper die Ausstrahlungen derselben in den Daseinserscheinungen sind. ‚Wir teilen alle das Leben, wodurch die Dinge entstehen und bestehen, und nehmen sie erst hinterher als Erscheinungen in der Natur wahr, wobei wir vergessen, daß wir ihre gemeinsame Herkunft teilen. . . Hier sind die Lungen jener Inspiration, welche den Menschen Weisheit schenket und nicht geleuguet werden kann, ohne Gott zu leugnen. Wir ruhen im Schoße einer Allweisheit, welche uns zu Empfängern ihrer Lehren und zu Werkzeugen ihrer Wirksamkeit macht.‘ Das Gesetz aber, das die Wechselwirkung in diesem Organismus mit unerbittlicher Konsequenz regelt, das ‚auf rauhem, wildem, unberechenbarem Wege‘ auf geistigem, materiellem wie moralischem Gebiet zum Ziele führt und stets als Einschränkung empfunden wird, ist das *Schicksal*.

Ihm kann der Mensch nur entgegenwirken, wenn er treu seiner Natur bleibt, unentwegt und unbestechlich gegenüber allen beirrenden Einflüssen. Und als Macht trete er der Allmacht trotzig und stark entgegen; und wo wir uns noch immer zu schwach vor den Schlägen des Schicksals fühlen, da suchen wir durch die magnetische Kraft des *Gebetes* die Gottheit selbst auf unsere Seite zu bringen. In diesem erhabenen, fast übernatürlichen Kraftgefühl wächst die menschliche Individualität zu übermenschlicher Größe empor; vor ihrem inneren Auge erscheint die ‚Einheit aller Dinge, die Allgegenwart des Gesetzes, daß alles, was ist, sein muß und so sein muß; der Mensch sieht alles im Lichte der Gottheit, winzig klein und nichtig alles Vergängliche und Irdische, groß und erhaben nur das Unpersönliche, die Sphäre ewiger Gesetze. Hier steht er vor dem festen Bande, das mit eiserner Notwendigkeit die Gottheit und die Schöpfung, Seele und Leib verknüpft. Vielmehr er flüchtet sich aus dem Labyrinth des Fatalismus durch Autosuggestion zur Sonne des Optimismus zurück.

Daß in diesem ewig flutenden und Leben schaffenden Mechanismus für feste Religionsformen kein Platz ist, ergibt sich ohne weiteres. Auch sie müssen ja dem Universalgesetz der Veränderlichkeit, der Beeinflussung durch stets wechselnde Individualitäten unterliegen. Jeder feste Religionssatz, der auf dem Wege der Tradition mit Autoritätsanspruch sich dem Menschen entgegenstellte, wäre ein Hindernis für seine natürliche Eigenart; Religionsform kann nur jedes subjektive Empfinden sein, das der göttliche Urgrund in jedes Menschen Brust wachruft und ständig nährt. Wie ein Motto zu Maeterlincks ‚Le temple enseveli' klingt der Satz: ‚Gott baut seinen Tempel im Menschenherzen auf den Trümmern von Kirchen und Religionen.' Mit auffallender Schroffheit wird dieser religiös-kirchliche Ikonoklasmus gepredigt, fast als wirkte noch puritanischer Fanatismus und zugleich die trostlose Enttäuschung, den auch dieses Bekenntnis dem einstigen Prädikanten gebracht hat, anreizend mit. ‚Es wird eine neue Kirche kommen, begründet auf wissenschaftlicher Ethik, zuerst kalt und nackt, wiederum wie einst ein Kind in der Krippe: die höhere Mathematik der ethischen Gesetze, die Kirche derer, die da kommen werden, ohne Weihrauch, Zimbeln und Psalmen; die Wissenschaft wird ihr Sinnbild sein. . . Im Gedanken an den kommenden Tag liegt die Kraft, deinen Glauben und alle Glaubensbekenntnisse und Schriften der Völker aufzunehmen und dich einem Himmel entgegenzutragen, den noch kein Traumgesicht zu schauen imstande war.' Das einzige und letzte Dogma dieses dogmenlosen und konfessionsfreien Pantheismus heißt einfach: ruhig den göttlichen Geist in sich einströmen lassen. Ohne Hast, ungestört vom Lärm der Alltagsmenschen, mit der gleichen gewaltigen und unerschütterlichen Ruhe, mit der auch die Natur ihr Schaffen vollzieht. Heiter und selig, weil im Besitz der Gottheit selbst, groß und erhaben, weil die Ahnungen der Allweisheit durch die Seele klingen und der Schauer der Menschheitsgeschichte über den Geist dahinzieht. ‚Wenn diese geheiligte Stunde aus der Tiefe heraufdämmert, ein reines Blatt, das der Weise mit Wahrheit beschreiben kann, während der Wilde es mit Fetischen bekritzelt, dann läßt der Orgelklang der Weltgeschichte einen Psalm in unsere Einsamkeit ertönen.'

Für sich allein genügt indes diese subjektive Rezeption des göttlichen Allgeistes nicht; die daraus sich ergebende praktische Folgerung muß ebenfalls noch gezogen werden. Bei ihrer Bestimmung ist Kant Pate gestanden. Bei Emerson ist der kategorische Imperativ in die Lehre umgesetzt: ‚einfach dem sittlichen Antrieb im gegebenen Augenblick zu gehorchen.' Sie ist so notwendig wie das religiöse Empfinden oder der religiöse Glaube; ‚ein verhängnisvoller Fehler wäre, beide trennen zu wollen.' Beide sind die Mitteilungen des göttlichen Wesens an das Geschöpf; das religiöse Empfinden für den Geist, die Sittlichkeit für den Willen. ‚Alles Gute im Menschen lehnt sich an etwas Höheres an. Zivilisation beruht auf Sittlichkeit. Es kann keine hohe Zivilisation geben ohne eine tiefe Sittlichkeit.' Aber auch hier gilt das Gesetz: *πάντα ῥεῖ*. Feste Normen hat es nicht gegeben und kann es nicht geben, und der Begriff Sittlichkeit hat im Laufe der Jahrhunderte oft genug

sein Kleid gewechselt. ‚Das Gesetz ewigen Umlaufs bestimmt auch alles, was wir Tugend nennen, und löscht jede einzelne Tugend im Lichte einer noch besseren aus.‘ Das Grundgesetz jeglicher Sittlichkeit, Güte und Liebe, spiegelt sich vom unendlichen Ozean des Allebens in jedem Geschöpf auf seine besondere Art wider. Das treibende Motiv aller Sittlichkeit aber ist das Gesetz der Polarität, der Gegensätzlichkeit oder auch des Ausgleichs. ‚In Wirklichkeit ist es nichts anderes als die Wirksamkeit des Kausalitätsgesetzes.‘ In tiefstem Grunde ist darin das Lebensgesetz aller Daseinsformen enthalten; das unablässige Ebben und Fluten, das durch jede irdische Erscheinung, durch die Dinge der leblosen Natur wie durch die Welt des geistigen und sittlichen Wirkens geht. Mit dieser Kompensationstheorie, die mit der fatalistischen Seite Emersonscher Philosophie eng verwachsen ist, vermag der Philosoph zugleich dieser Hauptklippe, dem trostlosen Pessimismus, vorzubeugen und mit der ruhigen, heiteren Miene des griechischen Stoikers den optimistischen Lebensrealismus zu predigen. ‚Jedes Ding hat zwei Seiten, eine gute und eine böse. . . . Vollkommenes Gleichgewicht wird in allen Lebenslagen hergestellt. . . . Jedes Geheimnis wird verraten, jeder Verbrecher bestraft, jede Tugend belohnt, jedes Unrecht vergolten in schweigender Unfehlbarkeit. Was wir Vergeltung nennen, ist nur die allgültige Notwendigkeit, kraft deren das Ganze erscheint, wo immer einer seiner Teile erscheint . . . Alles rächt sich mit blinder Notwendigkeit: jede Tugend findet ihren Lohn, jeder Fehler seine Strafe . . . Die Furcht hat seit Jahrhunderten über Staatswesen und Eigentum geschwebt und seltsam verworrene Laute ausgestoßen . . . Jener unheilverkündende Vogel ist nicht ohne Grund immer wieder da. Er deutet großes Unrecht an, welches untersucht werden muß . . . Jedes Vergehen stößt die natürliche Ordnung aus und bringt den Täter an das Licht . . . Das ist jene uralte Lehre von der Nemesis, welche im Weltall Wache hielt und kein Unrecht ungestraft läßt. . . . Begehe ein Verbrechen, und die Erde scheint aus Glas zu sein . . .‘ Mit peinlicher Genauigkeit übt die menschliche Gesellschaft durch die öffentliche Meinung die Selbstkontrolle aus und ahndet jeden Verstoß gegen die Sittlichkeit in unnachsichtlicher Weise. Auch dieser moralfreie Pfad führt den Denker von Concord schließlich zur Mystik zurück; denn im letzten Grunde liegt der Mittelpunkt dieses Polaritätsgesetzes in Gott; von ihm gehen die Kräfte aus, die die Kompensation herbeiführen. ‚Gott bucht das Gute (des Menschen) in seinem Soll und Haben . . . Ein untrügliches Gefühl des Vertrauens überkommt den Menschen. Er weiß aus sicheren Zeichen, daß das Beste das Wahre ist, und läßt alle kleinen Zweifel und Befürchtungen fahren, indem er die Lösung seines Lebensrätsels ruhig der Zukunft überläßt . . . Er glaubt, daß er dem für ihn bestimmten Guten nicht entgeht.‘ Dem Bösen, dem Übel in der Welt hat Emerson in diesem System eine fast absolute Existenz zugewiesen: es erscheint nicht als ein zufälliger, vom Menschen bedingter Mangel, sondern geradezu als eine Art notwendiger Ergänzung des ganzen monistischen Organismus. Aber hier trennt sich der von herben, trüben

Tatsachen stets peinlich berührte Philosoph alsbald von Schopenhauers Pessimismus: der Nachtseite des Übels wird die leuchtende Sonne des Guten und Sittlichen entgegengestellt, die das Böse mit unfehlbarer Gewißheit auffaugt. Der einzige Beweis für diese ‚Polarität' ist der Hinweis auf das göttliche Wesen. Daß der Annahme einer fast mechanisch wirkenden Ausgleichung das tatsächliche Leben nur zu oft widerspricht, darüber ist der Optimist leicht hinweggegangen; daß aber ein Ausgleich im Jenseits, durch Gott, erwartet werden soll, hat er mit diskreter Schüchternheit angedeutet, ohne zu achten, daß die pantheistische Basis zu schwach ist für eine derart wuchtige Erwartung. ‚Nach der Unsterblichkeit ist die wohlbeschäftigte Seele nicht neugierig. Es ist alles so gut, daß sie gewiß sein darf, daß auch künftig alles gut sein wird. Sie stellt der höchsten Macht keine Frage,' lautet in mystischer Befangenheit und quietistischer Seligkeit die Antwort auf die ernste Frage nach dem Jenseits.

Wir haben in dieser Analyse die Hauptgedanken von Emersons Weltanschauung zusammenzufassen gesucht. Ein strenges, konsequentes System hat er nie zu geben versucht; ihm war die Schablone, die Registrierarbeit des reichen Gedankenlebens ein Greuel. So wie in der ganzen Schöpfung, selbst im kleinsten Gräschen und im geringfügigsten Gedanken des Menschen noch ein Fünkchen des Weltgeistes sich bricht, so hat er diese Millionen bunter Strahlenbrechungen in seinen Essays niedergelegt: er wollte keine nackte Theorie, sondern nur Leben geben. Ob er nun über ‚das Alter', über ‚literarische Ethik', über ‚Kunst' oder ‚den Dichter' plaudert, oder ob er die Vertreter wahren, großen Menschentums, die Heroen im Carlyleschen Sinne, Plato als Philosoph, Swedenborg als Mystiker, Montaigne als Skeptiker, Shakespeare als Dichter, Napoleon als Mann des weltlichen Erfolgs, Goethe als Schriftsteller, uns vorführt, stets weiß er von hohem Standpunkt aus hohe und edle Perspektiven bis in die nebelgrauen Fernen des Unendlichen zu eröffnen; vor den Nachtseiten des Lebens, den Schattenseiten im Kosmos hat er instinktiv die Augen geschlossen, und wo seine Philosophie ihn direkt darauf hingeführt, da hob er alsbald den Blick wieder zur Sonne empor. Schon darin allein gibt sich die himmelweite Distanz zwischen ihm und Männern wie Schopenhauer und Nietzsche zu erkennen. Er war von Grund aus Lebensbejaher, der das Leben und die Persönlichkeit auf eine völlig idealistische Höhe hinaufzuzaubern wußte, nie aber Lebensverneiner, Lebenzerstörer, der mit dämonischer Wollust gerade bei den Störungen normaler Ordnung verweilte oder den ätzenden Hohn über alles Bestehende ausschüttete. Wenn auch er den ‚Übermenschen' gesucht, den Vertreter idealen Menschentums, so hat er doch weit von sich die Annahme eines himmelstürmenden Titanen gewiesen, der seine Größe nur der Vernichtung alles Außermenschlichen, Übernatürlichen zu verdanken hätte; er hat die letzte Voraussetzung zum Heroentum nicht *in den Menschen* selbst, sondern in die Gottheit, allerdings in die pantheistische Weltseele, gelegt. So hat er vermocht, die ganze Erscheinungswelt in das warme Sonnenlicht des Transzendentalismus und Optimismus zu tauchen; über alles die hehre Weihe,

den feierlichen Ernst des Erhabenen und Göttlichen zu breiten. Von Hause aus eine tiefpoetische, innerliche Natur, gehoben durch die wundersamen Naturhymnen Wordsworths, unbefriedigt, ja geradezu abgestoßen durch die Religionsform, der Geburt und ursprünglicher Beruf ihn zugewiesen, hat er sich mit seinem überstark entwickelten Empfinden seine Gottheit gesucht. Ein Stück Pantheist steckt am Ende in jeder tiefinnerlichen, poetisch angelegten Seele; nur der Verstand kann an der Hand der Offenbarungssätze hier das Korrektiv abgeben. Aber gerade den nüchternen Verstand hat Emerson nicht genügend zu Wort kommen lassen; das Gefühl, der Subjektivismus haben bei ihm philosophiert, und deutsche Philosophen sind es gewesen, die ihm hier die Wege gewiesen, ein Schleiermacher, Kant und Fichte. Vag und unbestimmt sind bei ihm alle die Begriffe, die sonst von eherner Festigkeit sein sollten: es ist *eben alles Poesie*, keine mathematische Verstandesarbeit. Niemand wird sich bei ihm eine Glaubensform oder eine Lebensnorm holen wollen. Das hat er auch selbst nicht verlangt. Vom apodiktischen Autoritätswahn eines Nietzsche hat er nichts in sich getragen. ‚Um niemand irrrezuführen, . . . so will ich den Leser daran erinnern, daß ich nur ein *Versuchmacher* bin . . . Ich lasse alle Dinge dahingestellt sein. Ich mache alles unsicher. Nichts ist in meinen Augen heilig, nichts profan. Ich stelle *einfach Versuche* an, *ein endloser Sucher* mit keiner Vergangenheit hinter mir.‘

Aber trotz mancher Widersprüche oder Inkonsequenzen, die sich bei ihm finden, und trotzdem seine Ausführungen nicht immer ruhig hingenommen werden können, der Leser mit einer festen Weltanschauung wird hohen Genuß und Nutzen aus Emersons Schriften ziehen. Es weht der Hauch eines edlen Menschen darin, der eine ideale Aufgabe der Persönlichkeit zuweist und den tiefen Lebensernst und eine erhabene Weltweisheit predigt. Dem nur Geschäftsmäßigen, dem Hasten nach materiellen Gütern, dem ruhelosen Jagen nach Gewinn, Erscheinungen, die damals so recht die Signatur des amerikanischen Lebens waren, heute leider des Lebens in allen Kulturländern sind, hat er andere Ziele gegenübergestellt. ‚Städte erniedrigen uns, indem sie armselige Kleinigkeiten wichtig machen. Das sind nicht Menschen, sondern wandelnder Hunger, Durst, Fieber und Begierden. Wie ist es nur möglich, daß Menschen weiterleben können, so ziellos, wie sie sind? Wenn ihre pfefferkorngroßen Ziele erreicht sind, dann ist's, als ob der Kalk in ihren Knochen allein sie noch zusammenhielte und nicht etwa ein Streben nach irgend etwas Hohem oder Wertvollem. Es gibt keinen Glauben mehr an eine intellektuelle, an eine sittliche Welt.‘ Wenn er dagegen den ewig gültigen Satz predigt: Ne te quaesieris extra; wenn er Selbständigkeit von allen störenden Einflüssen, von allem gleißenden Modetrug, wenn er volle Wahrhaftigkeit und wahre Einsamkeit und Seelenruhe verlangt, so wird er rückhaltlos unseren Beifall finden. Hier redet er die uralte Weisheit der Besten in der Menschheitsgeschichte. Und wenn er uns in die große, stille Einsamkeit der Natur führt, wenn er uns hier das feierliche Rauschen und Walten einer höheren Macht vernehmen

läßt, und wenn er diese Sprache der Natur und die Stimme des eigenen Herzens in einen erhabenen Akkord zusammenfließen läßt, so werden wir ihn liebgewinnen und immer wieder zu ihm zurückkehren, so oft der Geist trocken und spröde und das Herz müde und kalt im Leben draußen geworden ist.

Immer tritt uns in Emerson eine geistige Individualität entgegen, die scharf beobachtet, die viel und über vieles nachgedacht und abgeklärte, ausgereifte Gedanken wie Perlen an der Schnur aneinanderreiht. Soviel sich beide auch berühren, das kraftvoll Stürmische, das Aktuelle im eigentlichen Sinne, das Carlyles Schriften beherrscht, hat Emerson nicht. Dafür ist er viel innerlicher, viel weicher und mystischer. Vollendet ist die Form, in die er seine Gedanken kleidet. Seit Montaigne hat kaum ein Schriftsteller glücklicher die Literaturgattung des ‚Essay' beherrscht. In der aphoristischen Aufeinanderfolge der Gedanken, ohne die logische Geschlossenheit, in der leichten Flüssigkeit und dichterischen Lebendigkeit war diese Ausdrucksform das einzig passende Gewand der Emersonschen Poesiephilosophie. Da sind die transzendentesten Gedanken in feste, plastische Gestalt gebracht. Nie verfällt er dem moralisierenden Predigerton; wie ein Prophet der alten Zeit ‚breitet er sein inneres Leben vor der lauschenden Menge aus, Leben, durch das Feuer des Gedankens geläutert'. Mit Vorliebe gebraucht er für seine Darlegungen die nächstliegenden Vergleiche aus der Natur. Wie packend weiß er, um nur ein Beispiel anzuführen, das Charakterbild Swedenborgs zu zeichnen: ‚Swedenborg blickt rückwärts; niemals können wir uns ihn von der Ideenverbindung mit Spaten und Leichentuch lostrennen. Wir wandern durch eine glanzlose Landschaft. Kein Vogel sang je in diesen Gärten des Todes. Der gänzliche Mangel an Poesie in einem so übergroßen Geist verrät die Krankheit; er ist uns eine Art Warnung wie eine heisere Stimme bei einem schönen Menschen.... In seinen Lorbeer mischen sich so reichlich die Zypressen, den Tempelweihrauch durchdringt ein solcher Leichenduft, daß Knaben und Mädchen scheu die Stätte meiden werden.'

Emerson hat längst Schule gemacht; in seiner engeren Heimat hat er geradezu eine Umwälzung der Literatur herbeigeführt; sein Geist spricht aus zahlreichen Büchern amerikanischen Schrifttums. Selbst in der Theologie scheint sein Name wieder in den Diptychen der protestantischen Kirchen zu Ehren gekommen zu sein. Als Dekan Stanley Amerika verließ, gestand er, dreißig bis vierzig der ersten Kanzelredner gehört, aber keinen merklichen Unterschied wahrgenommen zu haben; denn stets sei es Emerson gewesen, der durch sie gepredigt habe. Und wie sehr auch der katholische Bischof Spalding unter seinem Einfluß steht, zeigen seine trefflichen Essays ‚Opportunity' und nicht zum wenigsten auch seine Predigten. An ihm mag der Katholik erfahren, wieviel Gehalt er aus den Essays des Philosophen von Concord ziehen kann. Gegenüber der Geistesöde und der formellen Zerfahrenheit, die unsere gegenwärtige Literatur beherrschen, können diese geisteskräftigen, idealen Bücher das notwendige Gegengewicht schaffen.

Kaspar David Friedrich pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Regenbogen.

(aus Ralph Waldo Emersons Werken).

Mein ganzes Leben hindurch quält mich ein beständiger Preistarif. Wenn ich in meinem Garten arbeite und einen Apfelbaum beschneide, hab' ich meine Freude daran und fühle, daß ich eine ganz unbestimmbare Zeit mit der gleichen Beschäftigung fortfahren könnte. Aber auf einmal muß ich denken, daß der Tag vorüber ist, und ich habe nichts als dieses behagliche Nichts zustande gebracht. Ich fahre nach Boston oder Newyork, renne auf und ab in meinen Angelegenheiten: sie werden herabgehetzt, aber der Tag desgleichen. Und mich quält der Gedanke, welchen Preis ich für einen so geringen Vorteil gezahlt. Ich muß an die ‚peau d'âne' denken, die jedem, der auf ihr saß, seinen Wunsch erfüllt; aber ein Stück der Haut ging mit jedem Wunsche verloren. Ich gehe in einen Philanthropenverein. Ich mag tun, was ich kann: ich kann meine Augen nicht von der Uhr abwenden. Aber wenn in der Gesellschaft eine feine Seele erschiene, die nichts wüßte von Personen und Parteien, von Carolina und Cuba, die aber ein Gesetz verkündigt, unter das all diese Einzelfragen fallen, und mich der großen Gerechtigkeit vergewissert, die jeden Falschspieler matt setzt, jeden Selbstsüchtigen bankrott macht und mich meine Unabhängigkeit von Vaterland und Zeiten und von meinem menschlichen Leibe erkennen lehrt, — solch ein Mann befreit mich; ich vergesse die Uhr; ich trete aus all den kranken Beziehungen zu den Personen um mich her heraus; alle meine Schäden heilen; und ich fühle mich unsterblich, indem ich meinen Schatz von unverderblichen Gütern erkenne.

Es ist eine hinreichende Anschuldigung gegen unsere Lebensweise, daß heutzutage Reichtum vonnöten ist, um unsere Begriffe von häuslicher Behaglichkeit durchzuführen. ‚Gib mir die Mittel!' sagt die Frau, ‚und dein Haus soll nicht mehr deinen Geschmack beleidigen oder deine Zeit über Gebühr in Anspruch nehmen.' Wenn wir solche Worte hören, begreifen wir, wie diese ‚Mittel' auf Erden so allmächtig haben werden können. Und in der Tat, die Liebe zum Reichtum scheint hauptsächlich aus der Liebe zum Schönen entsprossen zu sein. Der Wunsch nach Geld gilt nicht dem Golde. Man hat keine Sehnsucht nach viel Essen, Kleidern, Haushaltungssachen. Aber das Geld ist das Mittel, Freiheit und Wohlergehen zu genießen. Wir verachten Notbehelfe; wir wünschen die Eleganz des Überflusses; wir möchten doch wenigstens unseren Eltern, Verwandten, Gästen oder Dienstboten gegenüber nicht zu knausern brauchen; wir wünschen, in unserer Stadt den fürstlichen Wohltäter zu spielen, wünschen, daß der Fremde unser Tor anstaunt, daß der Dichter, die Schönheit, der Mann oder die Frau von Bedeutung bei uns einkehren. Wie können wir das, wenn die Bedürfnisse jedes Tages uns zu einer Gefängnisarbeit um Gelderwerbes willen zwingen, uns zu einer beständigen Wachsamkeit nötigen, daß wir uns nicht zu irgend einer Ausgabe verlocken lassen?

Die großen Gläubigen werden immer für Ungläubige, für unpraktisch, phantastisch, atheistisch und eigentlich für Menschen gehalten, die nicht zählen. Ja, der Spiritualist sieht sich genötigt, seinen Glauben durch eine Reihe von Skeptizismen auszudrücken. Mildherzige Leute kommen mit ihren Projekten und verlangen seine Mitwirkung. Wie kann er nur zögern? Es ist die Pflicht einfachster Höflichkeit und Umgänglichkeit, zuzustimmen, wo es nur möglich ist, und in seiner Rede etwas Günstiges und nichts Frostiges und Abschreckendes zu sagen. Und doch ist er gezwungen, zu antworten: ‚Ach, alles das ist so, weil es nicht anders sein kann; was könnt ihr dagegen tun? Diese besonderen Übel und Verbrechen sind nur das Laubwerk und die Früchte solcher Bäume, wie wir sie wachsen sehen. Es ist ver-

geblich, über Blätter und Beeren zu klagen; schneidet sie ab, der Baum wird andere, genau so schlechte tragen; ihr müßt eure Kur tiefer unten beginnen!' Die Mildtätigkeiten des Alltags sind für ihn eine Sache, mit der er sich nicht einverstanden erklären kann. Die Fragen der Leute sind nicht die seinen, ihre Methoden sind nicht die seinen, und gegen alle Gebote des Wohlwollens sieht er sich gezwungen, zu erklären, daß er keine Freude an ihnen findet.

Es ist nicht von Bedeutung, wie der Held dies oder das tut, sondern was er ist. Was er ist, das wird in jeder Bewegung und Silbe zutage treten. In dieser Hinsicht sind Augenblick und Charakter ein und dasselbe. Eine schöne Fabel von dem Vorteil, den Charakter vor Talent voraus hat, ist die griechische Sage vom Wettstreit zwischen Zeus und Phöbus. Phöbus forderte die Götter heraus und rief: ‚Wer will weiter schießen als der fernhintreffende Apollo?' Zeus sagte: ‚Ich!' Ares schüttelt die Lose in seinem Helm, und Apollos Los sprang zuerst heraus. Apollo spannte seinen Bogen und schoß seinen Pfeil in den fernsten Westen. Da erhob sich Zeus, durchmaß mit einem einzigen Schritt die ganze Entfernung und sagte: ‚Wohin soll ich schießen? Es ist kein Raum mehr.' So wurde des Schützen Preis dem zuerkannt, der keinen Bogen spannte.

Talent allein kann niemanden zum Schriftsteller machen. Es muß ein Mensch hinter dem Buche stehen, eine Persönlichkeit, die von Geburt und durch ihr Wesen zu den Lehren, die im Buche aufgestellt sind, geradezu verpflichtet ist, die existiert, um die Dinge so und nicht anders zu sehen und darzustellen; welche Tatsachen aufstellt, weil sie Tatsachen sind. Und wenn er sich heute noch nicht in der rechten Weise aussprechen kann, die Dinge bleiben ja bestehen und werden sich morgen offenbaren. Wie eine Last liegt es auf seinem Geist — die Last der Wahrheit, die nach Ausdruck drängt; er mag sich mehr oder minder darüber klar sein, aber es bildet seine Aufgabe und seinen Beruf in der Welt, diese Tatsachen durch und durch zu schauen und sie bekannt zu machen. Was bedeutet es da, daß er stammelt und stottert, daß seine Stimme rauh oder pfeifend ist, daß seine Methode und seine Bilder nicht ausreichen. Die Botschaft wird Methode und Bilderschmuck, artikulierten Ausdruck und Melodie finden. Und wenn er stumm wäre, sie wird sprechen. Wenn aber nicht, wenn in dem Manne kein solches Gotteswort wohnt, was fragen wir darnach, wie geschickt, wie fließend, wie geistfunkelnd er spricht?

Es macht einen großen Unterschied für die Kraft einer Sentenz aus, ob ein Mann hinter ihr steht oder nicht. In der gelehrten Fachzeitung, in einem einflußreichen Tageblatt nehme ich keine bestimmte Gestalt aus, höchstens irgend einen verantwortungslosen Schatten, öfter noch ein geldkräftiges Konsortium oder irgend einen Bummler, der da hofft, in der Maske und dem Mantel des Zeitungsparagraphen für eine Persönlichkeit gehalten zu werden. Aber durch jeden Absatz, durch jede Redewendung eines rechten Buches schaue ich in die Augen des entschlossensten aller Menschen; seine Gewalt und sein Schrecken übersluten jedes Wort; die Kommata und Gedankenstriche selbst sind lebendig — und so wird sein Werk athletisch und geschmeidig zugleich, kann ferne wirken und lange leben.

Der einzelne hat immer unrecht. Er plant vieles und will andere Einzelwesen zu seinen Hilfskräften machen; er streitet sich dabei mit einigen oder auch mit allen umher, begeht selbst ungeheure Fehler, und schließlich ist etwas zustande gebracht: Sie haben alle Vorteil davon gehabt, der einzelne aber bleibt im Irrtum befangen. Es ist etwas Neues zustande gekommen, aber nicht das, was sich jener versprochen hatte.

Der Grund, warum die Menschen uns nicht gehorchen, ist der, daß sie den Schlamm auf dem Grunde unseres Auges sehen.

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung

(1775–1875).

Von

Rudolf Klein.

Die Idee, die deutsche Kunst des letzten Jahrhunderts insgesamt vorzuführen, hatte ihren natürlichen Anlaß in der Jahrhundertwende, die im Ausland das gleiche Verlangen hervorrief, dem wir nun, um sechs Jahre später erst, folgen. Dieser Umstand ist von nicht geringer Bedeutung. Er beweist, wie wenig man sich in Deutschland in den in Betracht kommenden Kreisen in der Wertschätzung der eigenen Kunst einig ist. Den Akademikern wäre es ein Leichtes gewesen, eine solche Ausstellung zu arrangieren; keinen Augenblick hätten sie gezweifelt, eine Reihe von Namen in den Vordergrund zu rücken, und wir hätten erlebt, was wir zum Überdruß kennen. Diesen entgegen hat in einigen wertvollen Köpfen seit geraumer Zeit der Gedanke Platz gegriffen, als sei bei uns in der Anerkennung des Geleisteten eine schwere Schuld zu sühnen, indem von den im hellen Tageslicht Verehrten eine zweite Generation verdunkelt in Unscheinbarkeit dahinwelken und absterben mußte. Unter diesem Zeichen steht die unbedingt interessante, sehr umfangreiche und wertvolle Ausstellung in der Nationalgalerie, die, leider für so kurze Zeit, nicht nur aus Deutschland, zum Teil aus ganz Europa das Material mit unendlicher Mühe zusammenbrachte, das hier vereinigt uns Art und Wesen der deutschen Kunst erschließen soll. Eine wahrhaft ideale Nationalgalerie; und wir preisen den Namen Tschudis, dessen vollendetem Geschmack und dessen rücksichtsloser Tatkraft das Werk gelang.

Ich sagte vorhin, unter welchem Geist die Ausstellung geleitet sei, und es soll nicht verschwiegen werden, daß man in dieser Hinsicht vielleicht ein wenig zu weit gegangen ist der Einheitlichkeit wegen und so eine Physiognomie schuf, die eher Maske als Antlitz ist. Dies wäre auf Lichtwarks Karte zu setzen, der als Kulturpionier in diesem Sinne erfolgreich am Werke ist und daher leicht verallgemeinert (obgleich die immer wieder enttäuschende Erfahrung auch seine Lippe in bittrer Skepsis kräuselt), während v. Tschudi nicht ohne einen Zug von Kosmopolitismus mehr den Wert der Arbeit als solche schätzt und weniger zum Prinzipe neigt.

So wäre die Grundidee der Ausstellung also ganz nach dem Geiste Lichtwarks.

Mehr denn in einem anderen macht sich von jeher im deutschen Kunstleben ein Zug geistiger Dezentralisation bemerkbar. Über das Land hingestreut blühte in den verschiedensten Provinzen ein eigenes Wirken, sprossenden Blumeninseln gleich auf einer weiten Wiese, während in Frankreich, aus dem Zentrum Paris, wie aus einem feuerglühenden Krater die Werke des Genies in prachtvoller Schönheit emporstiegen in unablässiger Folge, genährt aus der immer gleichen Materie, der Blutseele eines Volkes, die hier zusammenrann, zusammenwuchs zu einem alle umspannenden Organismus, der glänzte in der verführendsten Schönheit seines schillernden Leibes.

Das bedingte für Deutschland von Beginn des 19. Jahrhunderts ab, da die Kunst nicht mehr ausschließlich eine höfische war, zweierlei: nämlich eine Zerrissenheit zwischen Volk und Führer, zwischen Volkskunst und der der einzelnen, der des Genies. Im allgemeinen durchaus kein Übel, wäre dieser Zustand kein ungesunder, hätte sich nicht seit dem Kriege von 1870 seine Physiognomie merklich verändert. Darnach bedingte der historisierende Zug der Zeit im Verein mit einem rasch emporgekommenen jungen Bürgertum die Proletarisierung dieses Zustandes; an Stelle des schöpferischen Menschen trat der Professor mit seinem Bildungseifer, an Stelle des gesunden Bürgertums, das sich in den ersten Dezennien des Jahrhunderts nach altem Gesetz aus natürlichen Bedingungen entwickelt hatte, eine Bourgeoisie mit gänzlich unkultiviertem Geschmack. Für das Kunstleben bedeutete dieses soviel wie den Begriff der ‚Kunststadt', der ‚Akademie' als Brutstätte von Mittelmäßigkeiten und des ‚Kunstjahrmarkts' der großen Ausstellungen. Wie weit das Wesen dieser Phase wie ein Gespenst in unseren Tagen selbst noch verderblich wirkend umgeht, wie weit eine Gegenströmung reiner Kunstbetätigung Vereinzelter seit langem nebenher lief, und daß man seit geraumer Zeit systematisch in entgegengesetzter Richtung arbeitet, ist bekannt.

Jene Professorenkunst des glänzendsten Akademiezeitalters ist aus dieser Ausstellung so gut wie fern gehalten, und der Pionier jener neuen Kulturarbeit ist, wie gesagt, der Hamburger Alfred Lichtwark.

Sein Programm zur Gesundung des modernen Bürgertums ist die Heimatpflege, das Studium der Lokaleigentümlichkeiten. Und wenn wir nun verfolgen, was auf diesem Gebiet den Heutigen verordnet wird, so sehen wir bald ein, daß es im Grunde nichts Neues ist, das alles schon, wie nur zu natürlich, in jener guten alten Zeit, den ersten Dezennien des Jahrhunderts nämlich, schon einmal da war; handele es sich nun um die Inneneinrichtung unserer Zimmer, um die Anlage unserer Landhäuser oder Gärten, es war schon einmal da, weil es damals aus natürlichen Bedingungen organisch wachsen mußte, während wir es später unter dem raschen und wurzellosen Aufblühen der stillosen Industriezeit verloren. Bei diesem Nachforschen und Ausgraben der Stammesart stießen nun Lichtwark und andere auf eine Reihe von Künstlern, die als gänzlich ‚Verkannte' ins helle Tageslicht gezogen werden: es war die eine Gruppe der durch die deutsche Dezentralisation bedingten Zwieheit.

Und wenn wir diese Künstler heute ausrufen als durchaus Verkannte, nämlich als schon damals in ihrer Entwicklung von den Nazarenern Unterdrückte, so irren wir. Die jungen Hamburger Maler jener Epoche galten in ihren Tagen durchaus, es erfüllten ihre Werke vollauf ihren Zweck, einheitlich gliederten sie sich der damaligen Bürgerkultur ein, waren ein wesentlicher Bestandteil ihres Ganzen. Wenn aber diese Bilder den Ruhm und Ruf der Nazarener nicht überdauerten, so liegt dies an der mangelnden Spannkraft ihrer Schöpfer wie der einzelnen Leistungen; so feine Künstler jene, so vollendete Kunstwerke diese sind. Es war eben Bürgerkunst, an einen engen Kreis gebunden und (mit Ausnahme der Runges) des hochfliegenden Zuges genialer Begeisterung bar, die wir noch heute im Werke der Nazarener lebendig sehen.

Wenn nun gerade wir heute uns durch diese Kunst angezogen fühlen und eine Verwandtschaft mit unserem Streben darin entdecken, so kann uns dies leicht dazu verführen, sie zu überschätzen. Wir sagen, diese Kunst ist so ‚modern', und meinen damit nichts anders, als daß sie bodenständig ist und sich streng an die Natur hielt in formaler Beziehung. Das ist gewiß die Grundbedingung aller Kunst und ein großer Vorzug dieser Kunst der späteren Geschichtsmalerei gegenüber; es ist aber auch zugleich der Grund, daß diese Kunst mit ihrer Epoche in Vergessenheit geriet, in der sie, es sei nochmals betont, unserer Meinung entgegen vollauf anerkannt wurde, während nur der ideelle Zug, die gedankliche Kraft, die sich aus den Banden des Alltags losreißt, eine Kunst über die eigene Zeit hinaus lebendig erhält. Und dieses Streben ist es, dieses Element, das einen Teil der Nazarener und etliche Künstler, die mit ihnen in näheren Zusammenhang treten, bis heute ununterbrochen im Bewußtsein des Volkes hielt. Es ist daher ein Irrtum, in jenen frühen Hamburger Künstlern die wahren Wurzeln einer deutschen Kunst zu sehen, die früh absterben und einer Pseudokunst weichen mußte. Daß diese Künstler an positivem Talent nicht reicher waren als die Nazarener, erkennen wir deutlich an einzelnen Blättern, in denen sie sich auf ähnlichem Gebiete versuchen — die Vorzüge, durch die sie uns heute entzücken, liegen also in der Bescheidung ihres Wollens — während anderseits ihre Begabung nicht ausreichte, aus dieser ihrer Naturanschauung eine Kunst der Kraft zu entwickeln, wie Frankreich sie aus einer ähnlichen in der Schule von Barbizon und den späteren erlebte, und wie ihre heutigen Herolde sie in ihnen früh und hoffnungsvoll verkümmert glauben. Ihr Vorzug ist, daß sie ihre Umgebung getreu im Bilde festhielten, ihre Umgebung, soweit sie sich auf Haus, Hof und den Menschen im engen Heim bezog. Der Vorzug der Nazarener und verwandter Künstler aber ist, daß in ihrem Werke die geistige Größe der Besten jener Tage, das ideelle Streben der Gesamtheit nach Ausdruck rang, was aus Mangel an formaler Tradition freilich nicht immer gelang. So könnte man bei vielen dieser Heimatkünstler denn, die uns heute als die wahre und wirkliche deutsche Kunst aufgetischt werden, sagen, sie wurden eben frühe Naturalisten, weil sie nicht das Zeug dazu hatten, ein Cornelius, geschweige

denn Rethel zu sein. Mit dieser Äußerung aber soll durchaus nicht ihr Wert angetastet werden, am wenigsten, wo es sich um ihre Porträtkunst handelt; aber auch wir wollen sie nicht in die Rolle verkannter Helden emporrücken, sondern uns ihrer als einer stillen und schönen, kulturvollen Heimkunst freuen. Daß wir aber in ihnen durchaus keine verkannten Bahnbrecher zu verehren haben, erkennen wir am ehesten, so wir uns von Hamburg nach Berlin wenden und die dortigen Landschafter Blechen und Friedrich betrachten. In Blechens durchaus fragmentarischem Werk blitzt es ja hin und wieder auf, als habe einer mit vorgeahntem Blick in die Landschaft geschaut und Farben- und Lichtwerte gefaßt, die erst den Fond einer späteren Kunstproduktion bilden sollten. Doch liegt das Bedenkliche hier darin, daß dies dem Künstler auf Kosten der Abrundung und des großen Wurfes gelang. Schätzen wir diese Feinheiten bei ihm noch so hoch, — und wir tun es, — so dürfen wir nicht vergessen, wie manchem der Nazarener eine feine, flotte Handzeichnung gelang, so er im Augenblick das Ideelle aus dem Spiel ließ; also handelt es sich hier um Werte, die einander aufwiegen, nicht überholen. Anders allein steht es um den neuentdeckten pommerschen Landschafter Friedrich. Sein umfassendes und einheitliches Werk zeigt ihn uns als einen abgeschlossenen, ganz in sich ruhenden, reifen Künstler, auf einer Höhe mit den Wiener und Hamburger Porträtisten Waldmüller und Oldach, aber gerade darum auch als einen, der vollauf in seine Zeit gehört und uns im Grunde heute doch nicht nähren kann, so sicher wie ihm in seinen besten Tagen volle Würdigung widerfuhr. Nur über ihn wundert man sich so, weil *nach* ihm die Landschaftskunst in Deutschland soviel tiefer stand. Darum erstaunt er uns; aber wenn wir auf alte Kunst zurückgreifen, damit sie uns etwas Besonderes sage oder uns gar ein Vorbild sein sollte, so müßte sie doch anderer Art sein. Noch weniger aber dürfen wir ein Besonderes darin sehen, daß manchem Zeitgenossen dieser in der Zeit Eigenen und hier als stark erwähnten dann und wann eine flotte Skizze gelang, die man nun ans Licht zog, während sein Gesamtwerk ein durchaus anderes Gepräge trug. So hat manches Zufallswerk dazu beigetragen — um dem Programm getreu zu bleiben — der Ausstellung, wie ich sagte, eine Physiognomie zu geben, die mehr Maske als Antlitz ist.

Betrachten wir schließlich den Kunstgeist dieser frühen Epoche, durch den man dieser Ausstellung die Signatur zu geben bestrebt war, allzusehr als vorbildlich, wir würden entschieden in eine Enge des Geistes geraten, die der Entfaltung unseres Wesens speziell wie der des künstlerischen überhaupt nur hinderlich sein könnte. Bei allem Bestreben, fest im Boden zu stehen, — was gerade uns so not tut, — kann der Blick auf den idealen Schwung des Geistes gar nicht hoch genug gerichtet sein, und gerade in dem Doppelspiel des Strebens, die Natur um ihre letzten Geheimnisse zu befragen, dabei aber das Geistige nie aus dem Auge zu lassen, läutert sich unsere Individualität und gibt ihre letzten Möglichkeiten her. Die in der modernen Haltlosigkeit aber begründete Neigung, in jenen Künstlern das Intime zu schätzen und dann zu

überschätzen, kann unseren Modernen leicht gefährlich werden und die an sich schon bedenklich im Schwung stehende Biedermeierei nur noch fördern, mit der unsere Zeit im Grunde doch so wenig zu tun hat. Alle diese neuen Produkte sind solche der Mittelmäßigkeit und daher auch der allzu laute Schwarm für diese Neuentdeckten, wie alle einseitige Parteibegeisterung eine solche der Mittelmäßigkeit ist. Daraus aber kann nichts werden oder doch nur wieder eine Kunst für die Mittelmäßigkeit, die an und für sich gut sein kann, gut sein muß und dann durchaus Existenzberechtigung hat. Aber als Norm soll sie nicht aufgestellt werden.

Als z. B. der Realismus in Deutschland Einzug hielt, war die Antike verpönt; es war vielleicht für eine kurze Zeit notwendig, denn sie ließ die mittlere Jugend nicht frei werden, wie sie den schwächlichen Akademikern den Kopf immerzu verdrehte; die Selbständigsten der Individualisten aber, und an ihrer Spitze Rembrandt, haben ihr Studium nie aufgegeben, und auch in unserem Jahrhundert hat es Impressionisten gegeben und gibt es noch, die mit der klassischen Kunst im Herzen von der Natur aus den neuen Geist schufen. Dieses in pädagogischer Hinsicht; damit unsere Kunstjünger durch die Oldach, Friedrich, Specter, Waldmüller nicht wieder auf eine falsche Bahn getrieben werden und besonders durch den Gedanken, es handle sich hier um eine Reihe unterdrückter Künstler, die das wahre Wesen der deutschen Kunst enthüllten. Sie sind uns in dieser Ausstellung zum Genusse da, wie sie ihrer Zeit zum Genusse unzweifelhaft gedient haben, aber über diese hinaus ragen sie — mit geringer Ausnahme — nicht. Sie sind die Kunst des guten Durchschnitts jener Zeit, nicht die der großen Geister, als solche aber von innerer Vollendung, und wir können nur bedauern, daß unsere Zeit einen solchen Durchschnitt nicht hat. Daß diese Kunst in der Ausstellung einen zu breiten Raum einnimmt, trifft wohl nicht zu; denn zur historischen Illustration dieser harmonischen Zeit war ihre Entfaltung unbedingt notwendig, und viele von uns lernen hiedurch die Zeit ihrem intimen Kulturcharakter nach von der malerischen Seite heute erst kennen. Was erklärte uns das straffe Preußentum jener Tage z. B. klarer als das Lebenswerk des ausgezeichneten Franz Krüger, das vor uns ausgebreitet zu haben allein ein Verdienst der Ausstellungsleitung ist? Aber die Grenzen der deutschen Kunst sind im Grunde durch nichts verschoben. Kein ganz Großer ist neu entdeckt, Schwind und Rethel bleiben die Unsterblichen der ersten Hälfte des Jahrhunders, wie am Schlusse Böcklin steht. Diese Kunst der früheren Naturalisten ist Schulkunst, ich meine, ist Kunst einer Schulkonvention. Aus einer solchen Konvention aber ersteht nie ein ganz Großer, diese stehen gewöhnlich abseits. Die Schulkonvention aber ist notwendig zur harmonischen Kulturentwicklung eines Volkes. Und das unterscheidet besonders im letzten Jahrhundert Deutschland von Frankreich: dieses hatte eine solche Schulkonvention, die immer stärker und reicher sich entfaltete und die Späternte des Impressionismus ermöglichte; jenes hatte solche Konvention nicht, dafür aber die Einzelentwicklung großer Geister, auf die Frank-

reich verzichten muß. Auf dem Gebiet der Musik und Philosophie zeigt sich dies ja noch weit deutlicher und bis in die jüngsten Tage: Frankreich hatte ein ganzes Heer von jungen psychologisierenden Romanciers; wir nur den einen Nietzsche. Was aber die Malkonvention betrifft, so war sie bei uns, als Ausfluß eines harmonisch gegliederten Lebens, in den ersten Dezennien des Jahrhunderts klarer und fester als heute. Von 1870 ab war der Deutsche in seinem Sehen und Wollen vollständig verwirrt, warf alles durcheinander und verschüttete sich den Boden; sein Acker lag voller Steine, nichts wollte von innen wachsen. Wie tief dies begründet liegt, — ein Umstand, der zugleich den Modernsten klar machen sollte, daß die Kunst nicht nur eine Sache des Auges, vielmehr des ganzen Menschen ist, — erkennen wir deutlich in den unteren Räumen, die uns die ‚reine' Kunst des großen Leibl und seiner Schule vorführen. Diese Kunst machte strengste Front gegen jedes unkünstlerische Gespreize, so daß ihr Haupt, Leibl, bald wie ein kerniger Eichstamm emporragte aus dem Kranz der welken und schlaffen Topfgewächse, die rings duftlos aufschossen; wenn wir ihn aber heute betrachten inmitten jener frühen und späten Kunst, ich meine zwischen Rethel und Böcklin, so denken wir an einen großen Maler und noch mehr an sein Handwerkszeug, wir riechen Farben und sehen den Pinsel, wir vergessen die Absicht des ‚guten' Malens nicht und sind nie hingerissen; wir sagen immer: Wie ist das gemacht, nie, wie ist es gedacht oder empfunden? Diese letzte Regung aber erweckt alle große Kunst zuerst in uns, sei es die Venus von Milo, sei es van Eycks Altarwerk, ein Porträt von Holbein oder ein solches von Rembrandt, und dann erst geht das fachmännische Auge an die Zergliederung der Form. Von Kunstwerken des letzten Jahrhunderts erfüllen Runge, Rethel und Böcklin diese Forderung in stärkster Potenz. Daß diese außergewöhnlichen Künstler in technischer Beziehung der Analyse nicht so Stich halten, liegt eben an der mangelnden Konvention, unter der Deutschland im letzten Jahrhundert litt. Diese mangelnde Konvention gibt dann selbst der Leiblschule ihren problematischen Charakter, indem die Art des Meisters, der dieser vor allem in seiner zweiten Periode Rückgrat und absichtslose Formsolidität verleihen wollte, bei den Schülern bald im Experiment erstarrt, weil sie nicht von natürlichem Empfinden getragen wird, weil sie nicht Mittel zum Ausdruck eines heiteren Lebens ist, was alle Kunst im Grunde sein soll, sondern nach dem Schweiß der Sklavenarbeit riecht, von dem nichts dem Kunstwerk anhaften darf, so ‚sauer der große Künstler sich das handwerkliche gewiß werden läßt'. Und diese Leibl-Schule, die man nun auch ausgegraben hat, wie jene jungen Hamburger, und in denen man nun auch, zum zweiten Male also, eine junge, früh verlorene Hoffnung der deutschen Kunst betrauert, sie träfe ein noch berechtigterer Vorwurf: sie wird uns im Grunde nicht einmal zum Genuß, sie neigt zur Kritik, ohne das Bild einer Zeit zu erklären; sie gibt eine Schulkonvention, ohne der Ausdruck eines persönlichen Lebens zu sein; das Handwerkszeug baumelt in der Luft, ein Homunkulus scheint es zu führen.

Was demnach die Grundlage aller Kunst sein müßte, gleichviel, ob es sich um Musik, Dichtung oder Malerei handelt, — drei Künste, die sich nicht, physiologisch betrachtet, in ihrem Ausgangspunkt, vielmehr erst in der formalen Darstellung voneinander scheiden, — was gleichsam ihre Kulturbasis sein müßte, wäre das Erlebnis, in dem die Zeit sich wieder findet, d. h. im Individuellen das Allgemeine. Nur so hat auch die Naturalistenformel von dem ‚Stück Natur, gesehen durch ein Temperament,' Sinn. Einst war dies Erlebnis die Vollendung des Körperlichen; in den christlichen Epochen die Sehnsucht nach dem Überirdischen; seit Rembrandt ist es der Mensch mit seinem individualisierten Wollen, Denken, Fühlen, das ein unerschöpflich reicher Born für alle Künste ist. Wo dieses Wollen, Denken, Fühlen gesund ist und die Menschen in sozialer und somit kultureller Hinsicht organisch gliedert, d. h. ihnen aus der sozialen Einheit eine Einheitlichkeit des Stiles leiht, da fließt es jedem Schaffenden ohne Absicht unter der Hand ins Werk und verleiht ihm ein Leben und dem Lebenswerk des einzelnen die gesunde, reinliche, poröse, duftende Hand, die das Zeichen des Wachsenden ist; wo aber diese Einheit nicht vorhanden ist, da rauft man sich auf dem Markt um Schlagworte und malt wie einst Historien- oder Genrebilder oder katzbalgt sich wie heute um die Parole Impressionismus oder Heimatkunst. Die beiden sind so sicher die sterilen Zwillingstöchter der sozialen Unkultur, wie der Deutsche kein politischer Mensch, vor allen der deutsche Künstler der heutigen Generation es nicht ist. Seine Teilnahmslosigkeit in allen Fragen der Politik und Religion ist in jedem anderen Lande undenkbar und sicher die Quelle des eigenen Übels. Hochmütig wendet sich der Ästhet von ihnen ab, ohne zu wissen, daß er nicht ernten kann, wo ihm nicht die Gesamtheit den Boden bereitet hat, und der Heimatkünstler faßt die Sache beim verkehrten Ende, indem er im neuen Hause sich nicht einzurichten versteht und in Ruinen leben möchte. Ist so die Einheit schon gelockert, so treibt die Tendenz die einzelnen immer weiter auseinander und somit die Kunst jeder Richtung zu absichtsvollem Streben, sei es in formaler, sei es in inhaltlicher Hinsicht; statt daß sie nichts anderes sei als die Äußerung des individuellen Lustgefühls, das uns sagt, daß wir sind, und uns zur Arbeit treibt, die unter diesen Umständen in jedem Fache zu einem Lobe der Schöpfung wird von der einfachen Strophe, die verhallt an der Grenze der eigenen vier Wände, bis zu dem unsterblichen Meisterwerk, das durch den Mund eines einzelnen das Wesen des Volkes zum Ruhme der Nation über die Jahrhunderte kündet. Derart ist denn auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einzig das Lebenswerk Arnold Böcklins. Der Mangel an Kultureinheit, der den guten Durchschnitt bei uns nicht zur inneren Süße und eigenem Saft reifen ließ, erschwerte Böcklin das Arbeiten nur in formaler Hinsicht; denn er gehörte zu den ganz Großen, in deren Seele das Echo der Menschheit widerhallte wie das dumpfe Brausen des Meeres. In seinen besten Schöpfungen erkennen wir einen, der in das innerste Werden der Natur schaute und es bannte in einer Form, die,

in großen Zügen gefaßt, die Geistessignatur seiner Zeit war. Sein herrliches Bild, das ‚Schweigen im Walde', ergreift uns mit einer derartig unwiderstehlichen Gewalt, daß wir erschüttert niederknien möchten und beten wie in der feierlichsten Stunde unseres Lebens, da wir gewillt sind, unser Herz auf dem Altar des Herrn zu opfern, und in kindlicher Rührung der Sünde entsagen; und wenn seine Flora über die Frühlingswiesen schreitet, so ist in ihrem Gestus nicht nur ein Schwung, wie er in formaler Hinsicht nicht sicherer sein könnte; wir sind von der zauberischen Kraft des werdenden Lenzes derartig überwältigt, als sei die Lebenssehnsucht von zehntausend Herzen in einer einzigen Stunde verdichtet und der Erfüllung so nahe wie der Schluck Wasser, der dem Verdurstenden das Leben kostet. Wir begreifen vor diesen Bildern das Wesen der Schöpfung, das kein philosophisches Kalkül und keine exakte Analyse uns je klar macht; wir sind seiner Wirkung teilhaftig und fühlen uns eins mit der Allmacht Gottes, deren Reich wir nie entfliehen, sobald wir uns auf uns selbst besinnen, wozu heute freilich die wenigsten Zeit und Muße finden, es sei denn, daß sie im Zerrbild der Erscheinung den Sinn des Menschen grausam entstellt erkennen und trostlos durchs Dasein irren wie der Narr mit König Lear philosophierend im Unwetter der Heide. Denn die einzig produktive Kunst unserer Tage ist tatsächlich und leider die Karikatur, von der aus wir, doppelt verlassen, nach dem blühenden Festland schauen, das die Kunst Arnold Böcklins ist. So ist, wie immer die Kunst des Größten, die Kunst Böcklins hier für uns alle belehrender als die frühen Neuentdeckten, denen man heute so weitgehende Bedeutung beimißt, und es ist darum doppelt zu bedauern, daß man in dieser Ausstellung das Böcklinkabinett vernachlässigt hat; es hätte hier gegolten, das Beste zusammenzubringen, das von seiner Hand existiert. Dann hätten wir alle wieder einmal erlebt, was wirklich große Kunst ist; womit die Frage nicht beseitigt sein soll, ob wir nicht dieses Ziel heute auf eine andere Weise erreichen müßten, so daß Böcklin der heutigen Kunstjugend ebensowenig direktes Vorbild sein könnte wie jene frühen Naturalisten. Was aber ganz sicher, ist, daß seine die eigentliche deutsche Kunst des letzten Jahrhunderts, allein weil in seinem Werk die stärksten Lebenstriebe auf die wirkungsvollste Art zur Geltung kamen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist in der Kunst zweier anderen Großen, in der Kunst Feuerbachs und Marées', doch viel vom Erklügelten, viel vom Experiment. In dieser Ausstellung freilich schneiden sie gegen Böcklin glänzend ab; denn man hat ihr Lebenswerk zusammengebracht, während eine wahllose und ungünstige Zusammenpferchung in das Böcklinkabinett dissonierende Töne brachte. Das volle reiche Leben, das in der Kunst strömend pulsieren soll, damit ihr Anblick uns zur erhöhten Lebenstätigkeit steigert, fehlt im Werke beider und aus ganz verschiedenen Gründen. Beide waren sie wurzellose Grübler, die in Italien lebten, um sich am Duft der alten Kultur zu stärken, während Böcklin dort den Wein genoß und ein Teutone im besten Sinne des Wortes blieb, als habe er nie die rauschenden Wälder seiner Ur-

väter verlassen. Während nun Feuerbach im Grunde eine ziemlich trockene Philologennatur blieb, die mühevoll akademische Regeln überwand im Ringen ums Koloristische, und ihm in diesem Sinne einige herrliche Stücke gelangen, da seine Seele durch den Anblick eines wundervollen Modells in erhöhtem Schwunge atmete, zergrübelte der Theoretiker Marées sein Hirn über das Wesen der Kunst, das er rings entartet glaubte, wobei er dann, einem Mathematiker gleich, aus den Urformeln gewissermaßen einige Gebilde ableitete, in denen die Sehnsucht der Größten leise verhalten nachzittert, nicht aber das Leben selbst. Seine Bilder, die nackten Konstruktionen gleichen, stellen Menschen in den einfachsten Funktionen dar, die, nicht ohne einen Zug von Wehmut, die stille Größe der Antike tragen, der sie, und das ist ihr Vorzug, im Grunde genau so fern sind wie dem modernen Leben, dem sie näher sein könnten; und das ist ihr Nachteil.

So wären für uns, rückblickend, die beiden festen Pole in der Kunst des letzten Jahrhunderts Rethel und Böcklin. Allein in ihnen steigert sich das künstlerische Empfinden unseres Volkes in dieser Spanne Zeit zu wahrhafter Größe, und zwar in Rethel rein gedanklich, in Böcklin auf dem Wege der Empfindung. Wenn wir uns aber heute fragen, welcher von beiden der seelischen Funktionen heute die Nadel des Kompasses zuneigt, ob Gedanke oder Empfindung, so müßten wir uns für die erstere entscheiden. Nach dem strömenden Erguß landschaftlicher Lyrismen, wie er in den letzten Jahrzehnten in der Kunst aller Länder erfolgte, ist in dieser Richtung ersichtlich eine Erschöpfung nicht nur im Genusse eingetreten; es scheint das produktive Gefühl direkt aufgezehrt, und tastend sucht an der Hand sozialer Notwendigkeiten der junge Verstand den Bau neu zu gliedern, an dem eine neue Kunst emporranken kann. Das regste Interesse gehört denn auch vorwiegend heute der Architektur, und auf die schöne Bildersammlung, die eine umsichtige Leitung als Gut unseres Volkes in der Nationalgalerie für eine allzu kurze Zeit zusammenbrachte, schauen wir beinahe wie auf etwas, das hinter uns liegt und uns direkt kein Führer in die Zukunft sein kann. Die Kunst in diesem Sinne ist eine Sache des Egoismus, der Exklusivität; sie kann daher nur gedeihen, wo dieser Art eine Hochkultur leuchtet. Nichts aber vermissen wir heute mehr, und die Sehnsucht der Gesamtheit geht dahin, in unserer Zeit, da das soziale Gewissen mehr denn je das Empfinden für den Wert des Einzelwesens geschärft hat, Heimstätten für Menschen zu bauen, die dann vielleicht, aus diesem Geiste, eine neue Kunst zieren wird.

Ein Frühlingstag.

(Chineſiſch.)

Wenn ſchon das Leben ein Traum iſt,
Warum ſich mühen und plagen?
Da, wo ein Akazienbaum iſt,
Will ich mein Zeltdach ſchlagen,
Will ich den Morgen vertrinken,
Den Mittag und die Nacht,
Bis mir die Sinne verſinken —
Will ich im Schlaf ertrinken,
Der alles vergeſſen macht.

Ach! Wenn das Leben ein Traum iſt,
Was hat mich der Schlummer betrogen?
— Ein blauer, unendlicher Raum iſt
Hoch wieder um mich gezogen . . .
An ſchwanken Akazienzweigen
Flattert ein Vogel entlang.
Rings iſt ein lauſchendes Schweigen:
— Den blütenſchneeigen Zweigen
Entquillt ſein ſüßer Geſang.

. . . Ob wohl das Leben ein Traum iſt? —
Du Vogel, verkünde mir Wahres!
— Weil alles wie leuchtender Schaum iſt:
Was iſt die Stunde des Jahres?
Er ſagt mir, nun ſei die Stunde,
In welcher der Lenzhauch ſpielt
Um jede Knoſpenwunde,
Die wehende Frühlingsſtunde,
Die ihm zu ſingen befiehlt.

— — Weh! Weil doch das Leben ein Traum iſt!
— Komm, der die Verzweiflung mir tötet,
Du Becher! Dein goldener Saum iſt
Vom Trank des Vergeſſens gerötet.
Laut ſingend ſoll mich finden
Der Vollmond unter dem Zelt,
Bis mir die Sinne ſchwinden
Und wieder nichts empfinden,
. . . Nichts mehr von dieſer Welt!

Friedrich Noerr.

Wohlfahrtseinrichtungen und sozialer Fortschritt.

Von

René Prévôt.

Die soziale Wissenschaft oder Nationalökonomie ist jünger an Bestand und jugendlicher an Zuversicht als ihre in mehr wie einer Beziehung wesensverwandte Schwester: die Medizin. Während man hier nicht mehr ernstlich daran glaubt, das Menschengeschlecht vor dem Übel des Todes bewahren zu können, findet sich auf dem wirtschaftspolitischen Kampfplatze noch mancher tüchtige Streiter, der in aller Ehrlichkeit an die radikale Heilungsmöglichkeit des Krebsschadens glaubt, den man gemeiniglich die ‚soziale Frage' nennt. Was man mit diesem Ausdruck meint, hat es in höherem oder minderem Maße zu allen Zeiten gegeben und wird es sicherlich immer geben, solange es ein Menschengeschlecht gibt. Dem neunzehnten Jahrhundert aber ist es vorbehalten geblieben, diesen Begriff in seiner ganzen Tragik in den Vordergrund des Interesses der Menschheit zu rücken, und groß ist die Zahl der Lösungen, die dieser und jener denkende Kopf, dieses und jenes mitfühlende Herz bereits auf dies Problem angewendet wissen wollten, ohne daß man heute sagen könnte, das richtige Rezept sei bereits gefunden. Sicherlich wäre viel gewonnen, wollte man sich allgemein darüber klar werden, daß es Zeit und Kraft verlieren heißt, ein Allheilmittel suchen zu wollen, und daß sich beides weit zweckmäßiger auf die Ausarbeitung konkreter Spezialrezepte verwenden läßt. Einer jener Allheildoktoren war J. J. Rousseau. Der Verfasser des ‚Contrat social' sah bekanntlich das Heil im Naturgesetz, in der Abkehr von aller verderblichen Zivilisation; ihm galt der Mensch als von Natur aus gut, sofern ihm nur die Freiheit gelassen würde, sich seinem Wesen gemäß zu entwickeln. Auf seinen Schultern steht die Revolution. Sie machte den großen Versuch, diesen perfekten Menschen in die Praxis zu übertragen, — und scheiterte daran. Aber unter ihren Früchten waren auch gute, wie dies immer der Fall ist bei großen, welthistorischen Umwälzungen, die so elementar aus dem Zeitbedürfnis herauswachsen. Sie räumte auf mit den Schäden einer überlebten, einseitigen Weltordnung und gab dem Volke den individuellen Wert, der ihm verloren gegangen war.

Die Zeit schreitet weiter. Im Jahre 1830 regt sich wieder etwas im französischen Volk, und 1848 wird die Bewegung allgemein. Und wer da

genauer zusieht, findet den sozialen Erreger wie immer in der Tiefe, und zwar in einer Bevölkerungsschicht, die unterhalb des von der Revolution gehobenen Bürgertums im Anschluß an die Fortschritte der Technik in Bildung begriffen, in jener Arbeiterklasse, die insofern eine gänzlich neue ist, als im Laufe der Geschichte völlige Besitzlosigkeit noch nie zuvor als Spezifikum einer so vielköpfigen Masse rechtlich freier Menschen aufgetreten ist. Was Wunder denn, daß die Theoretiker einer sozialen Neuordnung damals wieder zurückgegriffen auf Rousseau und seine Auffassung vom natürlichen Urzustand? Was Wunder, daß sie ein Paradies herbeisehnten, so lockend schön in seiner denkbarst vollkommenen Kontrastwirkung zur Wirklichkeit?

Die dies taten, waren aber nur Männer der Theorie. Wären sie mehr Männer der Praxis gewesen, so hätte vor ihnen die Frage auftauchen müssen, ob nicht vielleicht gerade jene Freiheit, die der Mensch sich erkämpft, der aber die wirtschaftliche Grundlage fehlte, mit die Schuld an der neuen, tiefgreifenden Differenzierung der Klassen trug, die weit schlimmer zu werden drohte, als mittelalterliche Unfreiheit gewesen. Sollte man nun aber daraus den Schluß ziehen, daß das Befreiungswerk der Jahrhundertwende besser ungeschehen geblieben wäre? Das konnte nur, wer das eherne Entwicklungsgesetz der Weltgeschichte nicht kannte. Immerhin, auch darüber mochten Theoretiker streiten; ein Reformator, der vorwärts führen wollte, mußte einen Weg gehen, der auf der Erde blieb. Und nach einem solchen schrie die Zeit. Da erschien im Jahre 1855 unter dem Titel ‚Les ouvriers européens' aus der Feder eines im Kampf der Parteien bisher unbekannten Mannes ein Werk, das ob seiner Eigenart einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorrief und den Beginn einer neuen sozialen Forschungs- und Reformierungsmethode zu kennzeichnen schien. Ehe wir aber auf die Klarlegung der hier ausgesprochenen Gedanken eingehen, seien einige kurze Bemerkungen über ihren Schöpfer gestattet.

Frédéric Le Play ward im April 1806 in einem Dorf an der unteren Seine geboren. Schon recht frühzeitig vaterlos geworden wuchs er auf an der Seite und unter dem strengen sittlichen Einfluß seiner tiefreligiösen Mutter in jener Dürftigkeit, die recht früh schon den Geist des Menschen den praktischen Fragen des Lebens zu öffnen pflegt. Nach einer harten Studienzeit bestand Le Play mit seltenem Erfolg das Ingenieurexamen, und sein Beruf gestattete ihm in der Folge längere Reisen über ganz Europa, deren Frucht das oben genannte Werk ward. Es ist eine Sammlung von Spezialuntersuchungen über das Arbeiterleben verschiedener europäischer Länder, und es ging hervor aus dem Bedürfnis, auf sozialem Gebiet den unbrauchbaren, abstrakten Theorien jener Zeit konkrete Tatsachen entgegenzuhalten, aus denen praktische Schlüsse für die Zukunft gezogen werden könnten.

Und aus diesen genauen Beobachtungen glaubte Le Play die Gültigkeit jener Theorie von der ‚sozialen Wiedergeburt auf dem Wege privater Initiative' ableiten zu können, die sich unzertrennlich an seinen Namen knüpft und heute

noch in der sog. ‚Ecole de la paix sociale' eine zahlreiche offizielle Anhängerschaft zählt.

Le Play stellt sich zunächst in schärfsten Gegensatz zu Rousseau und geht von der Erbsünde aus, von dem jedem Menschen von Natur anhaftenden Hang zum Bösen. Gegen diesen muß der Mensch ankämpfen, und er kann dies nur auf dem von der Bibel und ihrem im Laufe so vieler Jahrhunderte bewährten Sittengesetz gewiesenen Weg. Dieser Weg aber heißt Selbsterziehung zum höchsten sittlichen Ideal.

Das zweite Prinzip, von dem Le Play ausging, ist das der tatsächlichen Ungleichheit der Menschen. Diese Ungleichheit wird niemals völlig verschwinden, aber sie kann gemildert werden durch ethische und soziale Hebung der unteren Schichten. Da diese aber aus eigener Kraft dazu meistens nicht fähig sind, ist es die soziale Pflicht derer, die Le Play als ‚classes dirigeantes' und einer seiner bedeutendsten Schüler als ‚classes responsables' bezeichnet, das Volk auf diesem Wege zu führen. Ganz besonders will Le Play diese seine Theorie angewendet wissen auf den (damals) im Entstehen begriffenen Fabrikbetrieb, der die Gestalt eines patriarchalischen Familienlebens annehmen soll. Der industrielle Leiter soll für das körperliche und geistige Wohl seiner Arbeiterschaft mit väterlicher Gewissenhaftigkeit Sorge tragen; er soll bestrebt sein, durch Förderung von Sparsinn und Selbstzucht die Arbeiterschaft einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Er soll dem Arbeiter die Gründung und Führung eines geordneten Hausstandes und nach Möglichkeit auch den Erwerb eines eigenen Hauses erleichtern. Insbesondere ist es seine Pflicht, alle äußeren Anlässe zu sittlicher Lockerung fern zu halten.

Soweit in großen Zügen die Theorie der privaten Initiative. Man sieht, sie ist idealen und doch zugleich praktischen Geistes voll, und auch das Interesse der Industrie fordert die Betretung dieses Weges, der ihr dauernd eine tüchtige, zuverlässige Arbeiterschaft zu sichern geeignet ist.

Durch diese sozialen Theorien geht ein großer ethischer Grundzug, den auch diejenigen nicht anzweifeln dürften, die ein genaueres Studium ihrer praktischen Verwirklichung an ihrer Brauchbarkeit zweifeln ließ. Nicht als ob die von Le Play empfohlenen Mittel zur Erreichung seines hohen Zweckes der Erziehung des Volkes, die sogenannten ‚Wohlfahrtseinrichtungen' jeder Art, in der Industrie quantitativ zu wünschen übrig ließen. Aber die Gestalt, die sie vielfach angenommen haben, wäre wenig geeignet, das Wohlgefallen ihres geistigen Vaters zu erwecken. Gering ist die Zahl der Arbeitgeber geblieben, die sich eine wirkliche Volkserziehung im Le Playschen Sinne angelegen sein ließen; groß ist hingegen die Zahl derjenigen, in deren Händen jene Institutionen zum Wohle der Arbeiterschaft zu Mitteln der Erzielung größtmöglicher eigener Vorteile, ja sogar der Unterdrückung und Rechtsschmälerung geworden sind.

Ich weiß, daß die Anklage, die in diesen Worten ausgesprochen ist, der herrschenden Anschauung gegenüber gewichtiger Belege bedarf. Ich will

deshalb die Entwicklung, die die Praxis genommen, in aller Kürze klarzulegen versuchen.

Die Industrie krankte zu Le Plays Zeit besonders an der starken Fluktuation der Arbeiterschaft, die, heimat- und besitzlos wie sie war, von ihrem Rechte der Freizügigkeit überreichen Gebrauch machte. Dieses Recht ist in allen zivilisierten Ländern gesetzlich sanktioniert. In Frankreich ging der Gesetzgeber so weit, jede Verpflichtung eines Arbeiters, die über ein Jahr hinausgeht, für ungültig zu erklären. Dieser gesetzliche Schutz des freien Arbeiters ist unbedingt nötig, um ihn, den schwächeren Teil im Arbeitsvertrag, vor Ausbeutung zu schützen. Demselben Zwecke dient das dem Arbeiter verliehene Koalitionsrecht zu gemeinsamer Erreichung besserer Arbeitsbedingungen. Bis ins einzelste ist im deutschen Reichsgesetz das Recht des Arbeiters, seine Arbeitskraft frei und möglichst günstig zu verwerten, ausgebaut.

Le Plays Methode ging nun, wie wir sahen, dahin, den Arbeiter auf dem Wege gütiger Fürsorge für sein und seiner Familie Wohl zu dauerndem Dienste zu veranlassen. Das Gelingen dieser sozialen Aufgabe hing ganz von den ethischen Qualitäten des Fabrikherrn ab. ‚Tant vaut l'homme, tant vaut la formule.'

Nun hat das stetige Wachsen der Industrie und damit der Konkurrenz das Prinzip möglichster Produktionsbilligkeit zu immer größerer Unerbittlichkeit getrieben. Der Arbeitgeber sieht sich gezwungen, seine Ausgaben, die er für sog. ‚Wohlfahrtseinrichtungen' macht, der Größe des Vorteils anzupassen, den er indirekt selbst daraus erzielt. Das wird sogar der Gewissenhafte im Interesse der Selbsterhaltung tun müssen. Und so kann man denn auch ganz allgemein behaupten, daß die Industrie nur solche Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ins Leben ruft, deren Entstehung zugleich auch in ihrem eigenen Interesse liegt. Diese Feststellung dürfte heute auch von Arbeitgeberseite nicht mehr ernstlich bestritten werden können, und in Dr. Günthers weiter unten zitierter Schrift findet sich ein Aufsatz aus der ‚Arbeitgeberzeitung' abgedruckt, der unsere Behauptung bis ins einzelste erweist. Nun liegt aber die Gefahr am Wege, daß die Arbeitgeber jene Ausgaben unter das Niveau des ihnen erwachsenden Vorteils hinunter-, resp. diesen letzteren über jene ersteren hinaufdrücken, daß sie jene ‚Wohlfahrtseinrichtungen' als Mittel benutzen, um sich dauernd unverhältnismäßig billige Arbeitskräfte zu sichern. Daß dies nun im weitesten Maße tatsächlich der Fall ist, hat die praktische Untersuchung jener Verhältnisse zur Evidenz erwiesen.

Bahnbrechend ward auf diesem Gebiet das aus Prof. Brentanos Seminar hervorgegangene Herknersche Buch über ‚Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter' (Straßburg 1887). Hier findet sich u. a. ein Ausspruch des auf dem Gebiete der ‚Wohlfahrtseinrichtungen' wohlbewanderten Fabrikanten Charles Grad zitiert, der offen bekennt, jene Institutionen seien für das Unternehmertum ein gutes Geschäft, denn sie hielten die Löhne niedrig. Auf welche Weise dies vor sich geht, werden

wir an den verbreitetsten Typen sog. Wohlfahrtseinrichtungen kurz klarzulegen versuchen.*

Was zunächst die Arbeiterwohnungen anlangt, so ist deren Erbauung bisweilen für die Entstehung eines industriellen Unternehmens conditio sine qua non. Das Bedürfnis nach Arbeitskräften veranlaßt ein rasches Anwachsen der Bevölkerung in der betreffenden Gegend, in der es meist an genügender Wohngelegenheit fehlt. Aber auch dort, wo die Frage nicht so sehr eine Lebensfrage für die Industrie ist, liegt es im Interesse des Arbeitgebers, daß seine Arbeiterschaft nicht zu teuer wohne. Und so rentiert sich denn der Bau billiger Arbeiterwohnungen, ganz abgesehen von dem Mietzinsertrag, an den Löhnen, die sich normalerweise den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen pflegen. Weit größer sind aber die Vorteile, die dem Arbeitgeber indirekt aus diesen Wohnverhältnissen erwachsen. Zunächst ist ihm damit die Möglichkeit einer genauen Beaufsichtigung der Privatverhältnisse seiner Arbeiterschaft geboten. Unerwünschte Elemente sind leicht auszuscheiden. Es sind dies nicht immer solche, die eine sittliche Gefahr bedeuten, und deren Entfernung auch vor Le Plays Forum gerechtfertigt wäre. Ihr Verbrechen besteht vielmehr, wie Günther nachgewiesen hat, oft lediglich im gesetzlich durchaus erlaubten Anschluß an eine Arbeiterorganisation. Sodann pflegen die Mietsverträge so abgefaßt zu sein, daß der Arbeiter, der den Dienst aufgibt, zu gleicher Zeit auch die Wohnung zu räumen hat, was für ihn die Notwendigkeit mit sich bringt, zugleich neue Arbeit und eine neue Wohnung zu suchen. Das dürfte nicht immer leicht sein. Die Folge ist die Erschwerung des individuellen Ausscheidens aus dem Dienst der Firma sowohl als auch die Hintanhaltung jeder Ausstandsbewegung zwecks Erlangung besserer Arbeitsbedingungen. Weit größer aber sind unsere Bedenken, wenn wir hören, daß hier und dort der Arbeiter, der eine Wohnung seines Arbeitgebers bezieht, sich nicht nur für seine eigene Person, sondern auch für seine Söhne verpflichten muß, für einen bestimmten Lohnsatz unter ausdrücklichem Verzicht auf Erhöhung desselben auf so und so lange Zeit zu arbeiten.** Die Konsequenz solcher Verhältnisse ist völlige, der Hörigkeit sehr nahe kommende Abhängigkeit des Arbeiters vom Arbeitgeber. Ganz dieselbe Folge zeitigt die Gewährung von Darlehen zum Häuserbau seitens des Arbeitgebers an seine Arbeiter. Wer von einem solchen Darlehen Gebrauch macht, bindet sich damit an das Unternehmen; denn ganz abgesehen davon, daß das etwa nicht ganz zurückgezahlte Darlehen bei ev. Ausscheiden des Arbeiters aus dem Arbeitsverhältnis meist sofort mit der ganzen Restsumme fällig wird, stellt der Besitz eines Hauses an sich schon ein Hemmnis jener Freizügigkeit dar, die der Gesetzgeber im modernen Staat dem arbeitenden Volke gewährleistet, auf daß es jederzeit günstigere Arbeitsbedingungen auf-

* Vgl. Dr. Günthers und meine Untersuchung über ‚Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber in Deutschland und Frankreich'. (Band 114 der ‚Schriften des Vereins für Sozialpolitik'. Herausgeber: Geh. R. Brentano.)

** Günther, S. 49.

suchen könne, und bedeutet somit einen Vorteil für den Arbeitgeber. Deutlicher tritt die Absicht, den Arbeiter in seiner Bewegungsfreiheit zu hindern, bei den privaten Altersversicherungskassen zutage, deren Rentenansprüche an eine bestimmte Zahl von (ununterbrochenen) Dienstjahren geknüpft zu sein pflegen. So kommt es denn nicht selten vor, daß freiwillig austretende oder gemaßregelte Arbeiter größerer Summen verlustig gehen, die sie selbst im Laufe langer Jahre als Beiträge in solche Fabrikkassen gezahlt haben. Ähnlich steht es mit den individuellen Ansprüchen der Arbeiter auf ihre jeweiligen Anteile dort, wo die sog. ‚Gewinnbeteiligung' eingeführt ist. (Zur Würdigung des ‚wohltätigen' Charakters dieses Lohnsystems sei bemerkt, daß durchgängig nur solche Betriebe dasselbe übernommen haben, wo individuelle Fachtüchtigkeit eine ausschlaggebende Rolle spielt, wo also das eigene Interesse des Unternehmers diesen Zahlungsmodus erheischt.) Der endgültige, rechtliche Anspruch auf jene individuellen Anteile, den wohlerworbenen Lohn für bessere Arbeit, ist oft viele Jahre hindurch von dem Ausharren des Arbeiters im Dienste derselben Firma abhängig gemacht. Unverhüllt spricht daraus die Absicht, die Bewegungsfreiheit der Arbeiterschaft zu hemmen, indem man an deren Ausübung den Verlust redlich erworbener Lohnbeträge knüpft. Endlich bleibt noch die Frage der Konsumanstalten zu berühren, welche die Arbeitgeber zugunsten der bei ihnen beschäftigten Arbeiter errichtet haben. Sie entsprachen bis in die jüngste Zeit so wenig dem philanthropischen Geiste Le Plays, daß in England, Deutschland und Frankreich die Staatsgewalt sich genötigt gesehen, sog. Truckverbote zu erlassen, d. h. die Entlohnung der Arbeiter durch über Wert angerechnete Waren in irgend einer gesetzlichen Form zu verhindern. Vor diesem Einschreiten des Gesetzgebers unterschied sich in vielen größeren Betrieben die Lage der Arbeiter, die durchgängig in der Schuld ihres Arbeitgebers steckten, mitnichten von der mittelalterlichen Hörigkeit. Der Abgeordnete Nickersheimer, dem Radikalismus sonst nicht vorgeworfen werden kann, sagte im Jahre 1886 in der französischen Kammer: ‚Es ist eine Tatsache, daß infolge dieser Konsumanstalten in Händen der Arbeitgeber die Arbeiter oft nur 6, 8 oder 10 Francs Lohn ausgezahlt erhalten. Was ist die Folge? Die Arbeiter sind voller Entrüstung gegen diese Anstalten, die für sie keine Wohlfahrtseinrichtungen sind, sondern ein Mittel, sie tiefer ins Elend zu stoßen.' Und bei anderer Gelegenheit sagte der Abgeordnete Guesde: ‚Die Verwandlung des Unternehmers in einen Warenverkäufer bedeutet das Ende der Kauffreiheit der Arbeiterschaft, zugleich aber auch das Ende der Arbeitsfreiheit. — Aber noch mehr! Dieses Verpflegungssystem bedeutet die Entwaffnung der arbeitenden Klasse im wirtschaftlichen Kampf. Der Streik ist ein Recht. Dieses Recht aber wird durch obiges System illusorisch; denn es hört gegebenenfalls nicht nur die Lohnzahlung auf, sondern der Kredit ist abgeschnitten; das Brot, jene unentbehrliche Munition im friedlichen Lohnkampf, wird der Arbeiterschaft verweigert.' Und diese Feststellungen bestätigte ein anderer, durchaus ernst zu nehmender Mann, der Abgeordnete Ranc, indem er

sagte: ‚Ich verabscheue hochtönende Redensarten, aber ich muß zugeben, daß jenes System (die Konsumanstalten) einfach identisch ist mit der Wiedereinführung der Hörigkeit.‘

Das war aber nicht der Zweck des großen Sozialethikers Le Play, der gesagt hat: ‚Der „patronage libre“ (so nannte er sein System) ist nicht dazu bestimmt, sich zu verewigen, sondern die Arbeiterschaft zur Unabhängigkeit zu erziehen.‘ Und es ist ein Hohn auf das Andenken des Schöpfers der ‚Réforme sociale‘, wenn sich Leute, denen es nur auf die Hintanhaltung jener Unabhängigkeit ankommt, als seine Schüler auf dem Wege sozialer Wohltätigkeit proklamieren.

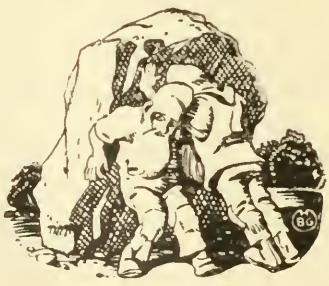
Es ist mir leider räumlich unmöglich, meine Ausführungen so reichlich durch tatsächliche Belege zu stützen, als ich es möchte. Ich muß auf den 114. Band der ‚Schriften des Vereins für Sozialpolitik‘ verweisen, wo Dr. A. Günther unter reger Beihilfe der christlichen Gewerkschaften insbesondere ein einwandfreies Material zusammengetragen hat, das über den sozialen Wert der deutschen Wohlfahrtseinrichtungen — die hier wohl zunächst interessieren — einen Zweifel nicht mehr aufkommen lassen dürfte. Er hat an jedem einzelnen gesetzlich gewährleisteten Rechte der Arbeiter gezeigt, wie dasselbe durch Wohlfahrtseinrichtungen tatsächlich illusorisch gemacht wird. Freilich, Ausnahmen lassen sich finden. So z. B. dürften die Wohlfahrtseinrichtungen einzelner kleinerer und qualifizierter Unternehmungen, wo der Tariflohn durchgeführt ist, wesentlich einwandfreier aussehen; aber ihre Zahl ist gering, die der beschäftigten Arbeiter gegenüber den Menschenmassen der Großindustrie verschwindend, so daß sie den trüben Untergrund der Arbeiterwohlfahrtspflege ebenso wenig zu hellen vermögen als die vereinzelten Fälle wahrhaft philanthropischer Fürsorge, die man hier und dort in der Großindustrie finden könnte.

Auf Grund der praktischen Untersuchungen kann unser Endurteil nicht zweifelhaft sein. Die Umwertung der Le Playschen Theorie von der privaten Initiative in die Praxis endete durchgängig mit einem vollständigen Bankrott. Auch die christliche Arbeiterschaft, die sicherlich über den Verdacht erhaben sein dürfte, jener von christlichem Geiste getragenen sozialen Reformidee einen prinzipiellen Widerstand entgegengesetzt zu haben, ist an ihrer praktischen Durchführung verzweifelt. Dafür spricht die starke Entfaltung der christlichen Gewerkschaften in Deutschland und der sog. Sillonbewegung in Frankreich. Die Arbeiterschaft hat ganz allgemein eingesehen, daß es ein verderblicher Idealismus ist, in Le Plays Art auf wirtschaftlichem Gebiete, wo der Grundsatz: ‚Geschäft ist Geschäft‘ der herrschende ist, aus ethischen Werten eine Zukunft zu bauen; sie weiß, daß sie in ihrer sozialen Emporarbeit durchgängig nur mit wirtschaftlichen Werten rechnen darf. So sucht sie denn auf dem Wege der Koalition das Gleichgewicht dem Großkapital gegenüber herzustellen, ohne welches es nur bedingungslose Herrscher und bedingungslos Beherrschte gibt. Und diese Bewegung, die, frei von verderblicher Utopie,

durch friedliche, sachliche Arbeit den sozialen Fortschritt herbeizuführen sucht, ist aller Beachtung und Förderung wert.

Auch der Industrie wäre gedient, wollten ihre Leiter allgemein einsehen, daß es ihre soziale Pflicht sowohl als ihr eigenstes Interesse ist, keine bedauerlichen und verderblichen Kämpfe heraufzubeschwören durch ihr Bestreben, die ganz naturgemäße Entwicklung der Gewerkschaften hintanzuhalten. Das französische Riesenwerk ‚Le Creusot' hat die Schaffung eines ständigen Arbeiterausschusses nicht bereut, und in einem Brief, den mir auf meine Anfrage der Fabrikant Léon Harmel schrieb (der einzige meines Wissens, der in seinem Unternehmen vom Val-des-Bois das Le Playsche Prinzip des christlich-patriarchalischen Musterbetriebes durchzuführen versucht), ist von den guten Erfahrungen die Rede, welche die Fabrikleitung mit der Gründung eines Arbeitersyndikats und eines ständigen Ausschusses gemacht hat. ‚Dank diesem Verfahren, vor dem sich die Arbeitgeber meist so sehr fürchten,' heißt es da, ‚stehen wir zu unseren Arbeitern im Verhältnis gegenseitigen Vertrauens.'

Gegenseitiges Vertrauen! Diese Worte wiegen schwer; denn sie tragen in sich die restlose Anerkennung wirklicher Gleichberechtigung beider Kontrahenten im Arbeitsvertrag. Sie geben der ‚Ware Arbeit' ihren Menschlichkeitswert zurück, der in Vergessenheit und Verachtung gesunken war. Und ist sein Menschentum nicht des Menschen höchstes irdisches Gut und Vorbedingung seines höheren Strebens nach dem eigenen sittlichen Wert?



Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode.

Von

Joseph Hengesbach.

Mit einem kurzen Thema läßt sich das, was ich zu einer der wichtigsten Fragen im höheren Schulwesen hier sagen möchte, nicht abgeschlossen und klar genug überschreiben. Da dem einzelnen nicht verwehrt werden kann, eine lebende Fremdsprache in der Art zu lernen, die ihm beliebt, und sei diese Art auch noch so unzweckmäßig, so ist von einem Kampf um die Methode erst dann zu reden, wenn diese in Schulen angewendet wird, wenn Schulbehörden und Lehrer verpflichtet und die Eltern der Schüler berechtigt sind, sich darum zu kümmern. Der Kampf spielt sich nicht etwa bloß in Deutschland ab, sondern wird, um von anderen Kulturstaaten nur einen zu nennen, in Frankreich mit all dem feurigen Eifer geführt, mit dem die Franzosen etwas Neues bedrohen oder bewillkommnen. Bei jedem Volke werden die modernen Sprachen, die es, wenn überhaupt welche, in seine höhere Schulen einführt, andere sein als bei seinen Nachbarn; das Verhältnis seiner Landessprache (oder Landessprachen) zu den fremden Schulsprachen, das Maß der Schwierigkeiten, um diese letzteren zu erlernen, die allgemeine Art, sie der Jugend beizubringen, wird sich von Grenze zu Grenze ändern. Um die neusprachliche Bewegung einem Laienpublikum, das vermutlich an Unterrichtsfragen Anteil nimmt, zu schildern, muß ein deutscher Schulmann von den heimischen Einrichtungen ausgehen; einmal gelten für das Französische und Englische die Vorschriften seiner Behörde, und zum andern verdankt er der Beschäftigung mit diesen beiden Sprachen seine didaktischen Erfahrungen. Es gibt ja freilich auch Schulen, — nicht bloß Fachschulen für Kaufleute oder überseeische Ansiedler, sondern auch Schulen für Allgemeinbildung, — in denen neben den beiden genannten Sprachen Spanisch oder Italienisch gelehrt wird. Aber diese bevorzugten Anstalten bilden seltene Ausnahmen, und außerdem wird die Behandlung des Französischen sich von derjenigen seiner romanischen Schwestern nur insofern unterscheiden, als der Unterricht darin den Anfang im modern-sprachlichen Lehrbetriebe macht und den Grund dafür legt.

Seine Vorrechte genießt das Französische aber nicht mehr unangefochten und nicht überall. In norddeutschen Mittelschulen hat man hier und da als

die einzige zu lehrende Fremdsprache Englisch eingeführt; erfahrene Männer der Praxis verlangen, an Realschulen solle der fremdsprachliche Unterricht mit Englisch begonnen werden. Auch mehren sich die Stimmen aus der Lehrerwelt, welche darauf dringen, man möge überall das Beispiel der Provinz Hannover nachahmen, nämlich sämtliche Gymnasiasten der drei Oberklassen außer zum Französischen auch zum Englischen verpflichten. Bereits gestatten die letzten preußischen Lehrpläne, auf dem Obergymnasium das Englische zum verbindlichen Fache zu machen und dafür Französisch wahlfrei zu lassen. Die geäußerten oder schon verwirklichten Wünsche nach einer Änderung des bisherigen Zustandes gründen sich auf Ansichten von der hohen Bedeutung des Englischen im Geistesleben und Weltverkehr, von seiner Verwendbarkeit als Bildungsmittel, denen die Verteidiger des Französischen andere mit demselben Vollgewichte entgegenstellen können. Es muß zugestanden werden, daß die englische Sprache von dem kleinen Real-Sextaner reichlichere Lautübung und ebensoviel Gedächtnisarbeit, aber, weil der unsrigen verwandt und in ihrem Formenbestande so einfach, nicht so große Anstrengung im Urteilen und Erkennen verlangt als ein romanisches Idiom; auch, daß die Literatur Englands und Amerikas, mit Shakespeare als herrlichster Blüte, die der Franzosen an Dauerwerten um ein erhebliches übertrifft; aber auf der anderen Seite dürfen wir nicht vergessen, daß das französische Wesen, wie es in der Kulturgeschichte und Sprache zum Ausdruck kommt, auf unser deutsches ergänzend und ausgleichend einwirkt. Die lebendige pädagogische Anregung, die in diesem Einflusse liegt, und die klare Natur der Gegensätze zwischen den beiden Völkern sichern dem Französischen in unseren höheren Schulen auch fernerhin seine Vorrechte; wo es sich um die erste Schülern beizubringende moderne Sprache handelt, oder wo nur eine einzige für den Unterricht zugelassen wird, da kann meines Bedünkens in Deutschland nur das Französische, in Frankreich nur das Deutsche in Betracht kommen. Keineswegs ist also die Entwicklung des Französischen als eines Schulfachs bei uns vom Zufall regiert worden; sie ist auch von der Rücksicht auf das Nützliche nicht so sehr bestimmt worden, als es bei flüchtigem Zusehen scheinen könnte. In der Geschichte des Unterrichts lebender Sprachen fehlt es nicht an interessanten Zusammenhängen mit der politischen oder der Kulturgeschichte, und es ist zu bedauern, daß die Beziehungen zwischen den sprachlich-unterrichtlichen Vorgängen und dem jeweiligen Verhältnis der Staaten zueinander noch nicht genügend aufgedeckt sind.

Der Eifer, mit dem die Deutschen bis heute nach Kenntnis des Französischen gestrebt haben, wird nicht viel jünger sein als diese Sprache selbst. Man bedurfte ihrer von des Minnesangs Frühling an, von der Zeit, in der unsere großen Ependichter nach französischen Vorlagen schufen, bis zu Goethes Tagen, als der Dichter des Clavigo sich in die Mémoires des Beaumarchais vertiefte. Zu solchem Buchverständnisse gehörte nicht eben viel; Wolfram von Eschenbach bekennt ganz bescheiden von sich:

Herbergen ist loschiern genant
sô vil hân ich der sprâche erkant.
ein ungefüeger Tschampâneys
kunde vil baz franzeys
dann ich, swiech franzoys spreche.

Und Madame de Staël war nicht gerade entzückt von der Fertigkeit unserer Weimarer Großen, sich französisch zu unterhalten. Für Prinzen und Söhne des hohen Adels war schon in alter Zeit das Französische Gegenstand der Bildung und wurde deswegen auch behufs einer ‚mehr standesgemäßen Erudition' nebst anderen ‚okzidentalischen' Sprachen in die Ritterakademien eingeführt; den jungen Herren wurde gesagt, daß ‚sie den großen Nutzen davon einst auf ihren Reisen, an den Höfen und bei vornehmen Konversationen empfinden würden'. Für das Lebensbedürfnis und aus diesem Bedürfnisse heraus erlernte es auch der Bürgerstand; seitdem durch die Kreuzzüge im deutschen Volke der Wandertrieb rege geworden war, sahen sich die Handwerker, bevor sie seßhaft wurden, in der weiten Fremde um, zogen die Vaganten nach den hohen Schulen des Auslandes, ließ der Handelsherr bei einem Geschäftsfreunde jenseits der Grenzen seinen Sohn zum Nachfolger heranbilden. Einen Kaufmann, der sich im Gespräch des Französischen bedient, treffen wir schon im ‚Guten Gerhard' von Rudolf von Ems. Später mochte ein junger Patrizier dem adligen Altersgenossen in seiner Bildung nicht nachstehen und suchte ihn gar in der Vorliebe für das Ausländische zu übertreffen. Kein Wunder also, daß die akademischen Gymnasien, in die auch bürgerliche ‚Leute von Kondition' ihre Kinder schickten, außer einem Fecht- und Tanzlehrer auch einen französischen Sprachmeister anstellten. Aber von diesen ‚gymnasia illustria' abgesehen, dauerte es lange, bis die Sprache unserer Nachbarn allgemein in den öffentlichen Unterricht mit aufgenommen wurde. Noch 50 Jahre nach der Einverleibung Straßburgs in Frankreich wurde in einem Berichte über das Gymnasium dieser Stadt behauptet, daß man das Französische, obwohl es mehr als Deutsch gesprochen würde, dem Privatfleiße überlassen müsse. Wo Französisch gelehrt wurde, verdankte es seine Aufnahme in den Lehrplan seltenen günstigen Umständen, sei es die Rücksicht auf die unter Alba vertriebenen Niederländer oder auf die französischen Réfugiés, sei es die Vorliebe eines Fürsten für Art und Sprache des Nachbarvolkes, oder sei es die jeweilige Auffassung eines Magistrats von den Bedürfnissen der Zeit; der Einfluß Frankreichs war seit dem dreißigjährigen Kriege auf politischem, wirtschaftlichem und literarischem Gebiete in beständiger Zunahme. Wie im Lehrplane des bischöflichen Gymnasiums zu Worms Kurfürst Emmerich Joseph mit überraschender Sachkenntnis 1773 jedem, der sich dem gelehrten Stande widmen wollte, vorschrieb, ‚er solle die französische Sprache rein, fließend und nach dem ihr eigenen Akzente sowohl sprechen als nach den Mustern der besten französischen Schriftsteller schreiben,' so konnte in Preußen unter dem persönlichen Regimente des großen Königs sein Beispiel nicht ohne Wirkung bleiben. In dem Ziele, das die Philan-

tropinisten dem Französischen setzten, und in ihrer Methode spiegelt sich ihre pädagogische Grundanschauung wieder. An dem früher von Jesuiten geleiteten Gymnasium zu Neuß führten 1790 die Franziskaner das Französische an Stelle des Griechischen ein. Außerordentlich bedeutsam war die Aufnahme dieser modernen Fremdsprache statt des Lateinischen in den Unterricht der ersten preußischen, 1747 von Hecker in Berlin begründeten Realschule. Doch sollte es noch ein Jahrhundert dauern, bis in Preußen solche Schulen in größerer Anzahl aufblühten. In ihnen wird nach Vorschrift der Behörde seit 1859 das Englische als zweite fremde Sprache gelehrt; für alle höheren Schulen Preußens war das Französische 1837 verbindliches Fach geworden.

Bis zu dieser Wendung, mit der das letztgenannte unter staatliche Aufsicht und Obhut trat, scheinen, wenn wir einzelne Bekenntnisse aus der Zeit verallgemeinern dürfen, die Erfolge im französischen Klassenunterrichte dürftig genug gewesen zu sein. Schuld daran waren zunächst und zumeist die unzulänglichen Lehrpersonen, entweder die oft verhöhnten Maîtres oder später die einheimischen Privatlehrer, die etwas unternahmen, was sie selbst nicht konnten. Von Cachedenier an, der 1600 auf die Martern eines gedankenlosen Unterrichts hinweist, werden das ganze Jahrhundert hindurch Klagen über die erbärmlichen Sprachmeister vorgebracht. Wie hätten Ausländer, die, gleichviel aus welchem Grunde, ihre Heimat verlassen und aus lauter Not das Lehrhandwerk ergriffen hatten, diesem Fache Würde und Ansehen verleihen können und Interesse daran einflößen! Am reformierten Gymnasium zu Halle kündigte Louis Paulet 1780 (!) seine Stelle mit der impertinenten Bemerkung: le peu de goût que les écoliers y (c.-à.-d. leçons de français) ont, vu que ces jours de congé après midi les empêchent d'en jouir, me fait présumer qu'il vaudrait mieux employer cet argent au soulagement de quelqu' ancien Régent de classe, tel que M. Kramer. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erteilte den französischen Unterricht am Gymnasium zu Brieg Louis Desmarais, ein pensionierter Unteroffizier; er wurde 1812 entlassen. Zuweilen handelte es sich gar um Leute, deren moralische Aufführung ärgerlichen Anstoß erregte. An der Fürstenschule in Meißen war 1718 ein Franzose als Sprachmeister angestellt worden, mit dem man trübe Erfahrungen machte, weil er ‚noch zu weiteren Galanterien anleitete'; und Paul de Laporte, in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts Sprachmeister an der Lateinschule in Verden, mußte zum Wanderstabe greifen, weil er auf dem Strukturboden Korn gestohlen hatte. Und verdienten, um vom sittlichen oder gesellschaftlichen Untermaß abzusehen, jene Männer den an sich ehrenvollen Namen Sprachmeister? Nicht jeder, der seine Muttersprache mündlich und schriftlich beherrscht, hat die natürliche und ausgebildete Gabe, sie zu lehren. Das angeborene Geschick war aber um so weniger zu entbehren, als es in jener Zeit keine theoretische Anleitung zum Unterrichten, keine Einführung ins Lehramt gab. An praktischen Hilfsmitteln gebrach es freilich nicht; im Gegenteil! Das Verzeichnis der von 1550 bis 1800 gebrauchten französischen

Grammatiken, Phrasensammlungen, Briefsteller, Gesprächbücher u. a. ist außerordentlich groß, so groß, daß wir uns von den Zielen und dem Gange des Unterrichts eine ausreichend klare Vorstellung machen können. Den Sprachmeistern und ihren Auftraggebern kam es auf die Verwendbarkeit der französischen Sprachkenntnisse für die Bedürfnisse des praktischen Lebens an. Auf eine richtige und reine Aussprache legte man den gebührenden Wert; ohne sich lange bei der Einübung der Grammatik aufzuhalten, ging man recht bald zu leichter Lektüre über, zu der auch das Neue Testament zählte, um dann später schwierigere Autoren vorzunehmen. Man übte dann überhaupt tüchtig Wörter und Phrasen ein, daneben Gallizismen und Sprichwörter. In den Grammatiken wurden nicht nur Vokabularien, sondern auch Gespräche über alle möglichen Lebenslagen geboten. Bei den schriftlichen Arbeiten, zu denen auch Her- wie Hinüberssetzungen gehörten, trat der Standpunkt der Nützlichkeit ebenso unverhüllt zutage: einen ‚sauberen' Brief anfertigen zu können wurde überall angestrebt, natürlich nach guten Mustern, wie man denn allgemein die Imitation zur Stilbildung pflegte.

Hier läßt sich der Zusammenhang des französischen Unterrichts mit dem altsprachlichen oder doch der Einfluß des letzteren auf jenen nicht übersehen; auch der Althumanismus schöpfte aus den Schriftstellern nicht den Ideengehalt aus, sondern benutzte sie als Vorbilder einer eleganten Latinität. In wirkliche Abhängigkeit von dem lateinischen Sprachbetriebe der Schulen geriet der französische in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Und dieses abhängige Verhältnis hat bis zur allerjüngsten Vergangenheit gedauert. Inzwischen aber hatten sich die Zielforderungen geändert, wie für den durch die Neuhumanisten belebten klassischen Unterricht, so auch für den allerwärts in den Lehrplan aufgenommenen neusprachlichen. Hatte noch die preußische Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Realschulen vom Jahre 1859 Französisch und Englisch nur als Verkehrssprachen und die Bedeutung ihrer Literaturen nur für die Realwissenschaften gerühmt, so fehlt es in den Lehrplänen von 1882 nicht an anerkennenden Hinweisen auf die Elemente, welche die beiden Sprachen für die allgemeine Bildung darbieten. Der grammatischen, an den Lateinbetrieb angelehnten Methode, die in Ploetz' und Plates Lehrbüchern überall die Herrschaft behauptete, waren mittlerweile weite Kreise überdrüssig geworden; sie jubelten dem Manne zu, der 1882 ihren Beschwerden und Wünschen einen unerschrockenen Ausdruck gab; es war Vietor, einige Jahre später Professor in Marburg, in seiner kleinen Schrift ‚Quousque tandem!' Mit ihr begann die Reformbewegung, die bis heute angehalten hat und nicht sobald zum Stillstand kommen wird. Im engen Schulbereiche vollzieht sich da einer jener Kämpfe, wie die Welt sie in größerem Maßstabe auf dem wirtschaftlichen und politischen Gebiete erlebt hat: die Verteidiger des Alten suchen allzu konservativ mehr davon zu erhalten, als es das Interesse ihrer Sache verlangt, während den Freunden eines entschiedenen Fortschritts die Um- und Neugestaltung nicht radikal und nicht rasch genug vonstatten geht.

Victor und den ihm Zustimmenden, den Anhängern der sogenannten direkten Methode, hat man den Namen Reformer gegeben; auf feindlicher Seite ist freilich behauptet worden, es sei nichts zu ‚reformieren' gewesen; jene Herren hätten nur den für neue Bildungen bereits vorhandenen Keimen und Trieben die nötige Zeit lassen sollen, um kräftig zu wachsen. Es ist aber keineswegs sicher, ob freundliches Gewährenlassen immer eine gedeihliche Entwicklung verbürgt. Zu allen Zeiten haben die Gegner des Neuen die Reformbedürftigkeit des Bestehenden geleugnet; es kommt eben darauf an, unter welchem Gesichtswinkel und in welchem Lichte dem Beobachter der jeweilige Zustand erscheint. Es ist den Reformern auch das Recht bestritten worden, ihre Methode die neue zu nennen. Ich weiß nicht, ob einer von ihnen darauf Anspruch erhoben hat; ist es geschehen, dann gewiß mit dem stillen Zugeständnisse, daß alles Gescheidte schon einmal früher gedacht worden ist. Ideen verschwinden wohl aus dem öffentlichen Leben; später aber tauchen sie bei gänzlich veränderter Lage der Dinge wieder auf, eingereiht in einen anderen Zusammenhang und einer ungleich fruchtbareren Wirkung fähig als vordem. Das analytische oder direkte Lehrverfahren war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Franzosen Jacotot geübt und eingehend dargestellt worden; und er, der danach Französisch unterrichtete, hatte schon im 17. Jahrhundert den (Latein lehrenden) Holsteiner Ratich zum Vorgänger gehabt. Aber welchen ungeheuren Fortschritt hatte bis zu Victors Weckruf die Vorbildung der neusprachlichen Lehrer für ihr Amt gemacht und demgemäß die Wertung ihrer Tätigkeit seitens der Behörde! Seit dem deutsch-französischen Kriege gibt es *Neuphilologen*. Jener große Waffengang hat damit ursächlich nichts zu schaffen; aber um diese Zeit nahm die romanische und anglistische Philologie einen außerordentlichen Aufschwung; die Saat, die Friedrich Diez u. a. ausgestreut hatten, begann heranzureifen. Daß eine ‚galante' Disziplin wie das Französische an deutschen Hochschulen gleichwertig der klassischen Philologie zur Seite treten würde, wer hätte das in früherer Zeit geahnt? Die ehemaligen Sprachmeister, mochten sie auch noch so liebevoll sich mit ihrer Muttersprache beschäftigen und sie noch so gewandt handhaben, hatten von Sprachvergleichung und Sprachgeschichte ganz mangelhafte Begriffe und bekümmerten sich ebensowenig darum wie um Literaturprobleme und Völkerpsychologie. Ihre deutschen Nachfolger im französischen Unterrichte legten als Informatoren oder Klassenlehrer einen recht schwachen grammatischen Grund, um möglichst rasch ihre Zöglinge in die Lektüre einzuführen. Mehr konnten sie selbst nicht bieten, da sie meistens des Französischen nicht mächtig waren. Freilich waren es auch die Neuphilologen darum noch nicht, weil sie etwa sich mit der theoretischen Seite einer romanischen Sprache befaßten. Aber einmal sicherte ihnen ihre wissenschaftliche Ausrüstung doch das notwendige Ansehen innerhalb des Schulkreises, in den sie eintraten, wie bei der scharfäugigen Jugend, so auch bei den bisherigen beati possidentes, deren Abneigung und Widerstand es zu überwinden galt; zum andern bewahrten sie, sofern das

Lehramt ihr erwählter Beruf war, und sie mehr als stümperhafte Mietlinge heißen wollten, genug Wirklichkeitssinn, um auch praktisch sich vielseitig auszubilden.

Dieses Streben setzte opferfreudige Hingabe voraus, und die oberste Schulbehörde hielt es öfters für angebracht, an die ideale Gesinnung der neusprachlichen Lehrer zu appellieren. Trotz der ‚Enge der Finanzgebahrung', die Miquel gern ungeduldigen Kulturforderungen entgegenstellte, haben Bundesstaaten und Stadtgemeinden mehr und mehr ihren Lehrern die Mittel bewilligt, sich für ihre Schularbeit zu ertüchtigen. Wie als Fachmann, so überragt der heutige Neusprachler auch unter allgemeinen pädagogischen und didaktischen Gesichtspunkten seinen Vorgänger aus den letzten Jahrhunderten um ein beträchtliches. Die Psychologie ist zu bedeutenden und gesicherten Ergebnissen gelangt; die Kunst des Unterrichtens, soweit sie lehr- und lernbar ist, eignet heute mehr Pädagogen als ehedem und interessiert auch weitere Dilettantenkreise. Das Studium der Kindesseele beschäftigt jetzt zahlreiche Gebildete, und ebenso lassen sich diese gern über die Grundlagen und den Gang der Sprachaneignung belehren. Und sicher werden auf diesem Gebiete die neuphilologischen Lehrer an pflichtmäßigem Eifer niemand nachstehen. Wie man sich eine fremde Sprache aneigne und die einmal angeeignete zu freiem Gebrauche verfügbar erhalte, ist eine Aufgabe, die der einzelne als Lernender für seine Person muß gelöst haben, ehe er als Lehrer anderen die Richtung angeben will. Die Mehrzahl der alten Maîtres wird diese Frage einfach umgangen haben; sonst ist es nicht zu begreifen, daß sie nach jahrelangem Aufenthalte bei uns das Deutsche in so strafwürdiger Weise radebrechten. Oder sie müßten, was weniger wahrscheinlich, wie Lessings Riccaut gedacht haben: ‚O, was ist die deutsche Sprak für ein arm Sprak, für ein plump Sprak!' Daß die grammatische Methode jemand zur Beherrschung einer fremden Sprache führen könne, wird im Ernst kein Späterer angenommen haben; wenn er aber einen ehrlichen Versuch zu diesem Ende gemacht hat, kann die verdrießliche Enttäuschung nicht ausgeblieben sein. Seitdem ist manche Methode angepriesen worden, die, wenn sie auch die verheißenen Früchte nicht trug, doch für den Selbstunterricht des künftigen Lehrers sich tauglicher erwies als die erwähnte grammatische: nach Hamiltons an die Bibel angeschlossener Methode erlernte bei freier Anwendung Macaulay verschiedene lebende Sprachen; das Verfahren Schliemanns, des sprachkundigen Forschers, haben andere mit Erfolg nachgeahmt; durch die analytisch angelegten Briefe Toussaint-Langenscheidts ist mehr als ein Gymnasiast in das Englische eingedrungen. Nicht jede Methode paßte für jeden. Es kommt für mich nicht darauf an, den Wert der einen für die Selbstbelehrung gegen den der anderen abzuwägen. Nur unbesonnener Übereifer hätte einen Lehrer dazu verleiten können, den Weg, auf dem er selbst eine lebende Fremdsprache erlernt hatte, seiner Schulklasse vorzuschreiben; dieser Weg hatte für die Schule nur untergeordnete, mittelbare Bedeutung. Aber all diese Methoden enthielten Gedanken, mit denen der Neuphilologe sein

didaktisches Wissen berichtigen oder bereichern konnte; sie boten Anregung und Abwechselung in Fülle, und zusammen mit den vielfältigen und verbesserten Hilfsmitteln für das Studium, von denen hier nur die lexikalischen erwähnt seien, setzten sie ihn instand, sich lehrend und lernend weiterzubilden. War in der Hand von Schulmännern, die ebensosehr Fachleute wie Pädagogen, ebensosehr Philologen wie Praktiker sein und heißen wollten, die von Vietor verlangte Methode nicht wirklich neu?

Bei jeder Methode ist eben die Personenfrage die allerwichtigste Vorfrage; heute sind sich die streitenden Parteien darüber durchaus einig, daß man von den Anwärtern des neusprachlichen Lehramts wissenschaftliche Durchbildung und praktische Schulung verlangen müsse. Alle Methodenkünstelei und Prinzipienfestigkeit kann nicht hinwegtäuschen über Lücken im Wissen und Mängel im Können. Wer anderen eine fremde Sprache beibringen will, soll sie nach allgemeiner Übereinstimmung selber in Wort und Schrift beherrschen; hat er sie gleichfalls sich als fremde aneignen müssen, um so besser für den Schüler! Als Ausländer aber muß er des letzteren Muttersprache gründlich verstehen. Für die Methode kommt außerdem das Ziel in allernächsten Betracht; ja, der Begriff und Name ‚Methode' ist vom ‚Ziele' nicht zu trennen; die Methode (Hin-Weg) ist das planmäßige Verfahren, auf die sicherste und womöglich kürzeste Art an ein Ziel zu gelangen. In Wahrheit ist denn auch der Kampf um die Methode vorwiegend der Streit darüber, wie hoch das Ziel zu setzen sei; der gemeinsamen Sache der Parteien würde es dienen, jedenfalls ärgerlichen Mißverständnissen zwischen den Gegnern vorbeugen und eine knappe Fragestellung erleichtern, wenn sie zuerst sich über das Ziel einigen wollten.

Über das Ziel oder vielmehr über den Zweck! Die beiden Wörter, obschon begrifflich eng verwandt und in gleicher Weise vom Gegenständlichen aufs Abstrakte übertragen, decken sich keineswegs, werden jedoch bei Erörterungen leicht zusammengeworfen. Mit Zweck bezeichnen wir den unser Handeln bestimmenden Grund, die Idee, die wir damit verwirklichen wollen; mit Ziel den abschließenden Punkt, zu dem wir handelnd gelangen wollen oder sollen. Für eine Reise gibt es allemal ein Ziel, und doch mag sie zwecklos sein. Jedem Unterrichtsfache einer öffentlichen Lehranstalt wird ein Ziel gesetzt, der Endzweck (die causa finalis der Philosophen) liegt aber oft genug jenseits der Schulmauern. Bei der Spracherlernung kann nur von einem Lehrziel Rede sein, aber dem Lernenden mögen außer dem Hauptzwecke unterschiedliche Nebenzwecke vorschweben. Der Rückblick, den wir oben auf die Geschichte des französischen (und gelegentlich auch des englischen) Unterrichts geworfen haben, läßt die meisten von ihnen erkennen; auch in Zukunft wird immer wieder über die Frage verhandelt werden, zu welchem Ende wir lebende Fremdsprachen studieren können; von der Antwort darauf sind die Gesetzgeber und Leiter des höheren Schulwesens bei ihren organisierenden Maßnahmen abhängig.

Am populärsten wirkt der Gedanke, daß einer Französisch lernt, weil er es mal im Leben brauchen kann; er möchte gern nach Paris fahren, etwa

zur Weltausstellung, und hat ohne ausgiebige Vertrautheit mit der Umgangssprache nur den halben Genuß von der Reise; oder er wäre nicht abgeneigt, ein französisches Bad zu besuchen, wenn er nur genügend Französisch sprechen könnte, um sich am Jeu zu beteiligen oder gelegentlich auf Abenteuer auszugehen; oder es lebt ihm in Lothringen eine Erbtante, die auf französischem Briefwechsel besteht. Man kann lächeln zu dem naiven Ansinnen dieses Deutschen, daß ihm, als er noch jung war, die Schule hätte helfen müssen. Aber heben wir den Blick zu einem weiteren Gesichtskreise! Von Jahr zu Jahr mehren sich die ausländischen und überseeischen Interessen unserer Kaufleute und Industriellen; in den Weltverkehr wird das mehr und mehr zum Industriestaat auswachsende Deutschland immer stärker hineingezogen; damit wächst die Notwendigkeit, die Sprachen seiner Konkurrenten zu beherrschen, wird dringlicher das Verlangen, diese Sprachen, die nicht bloß in Frankreich oder England gesprochen werden, früh genug und recht ernst daheim zu treiben. Übrigens ist ja der Handel nicht unsere einzige Beziehung zu jenen Ländern: aus der Schar deutscher Reisender, die sich jenseits der Vogesen oder des Kanals längere oder kürzere Zeit aufhalten, seien nur die Gruppen der Schriftsteller und Künstler herausgehoben. Sie werden zu einem Besuche des Auslandes am wenigsten durch den Mammonismus bestimmt. Was sie hintreibt — nennen wir es kurz die eigene Geisteskultur —, sollte und wird auch, wie ich glaube, andere Gebildete in steigender Zahl veranlassen, sich drüben umzusehen und zu lernen. Es führt zur Selbsterkenntnis, zur Orientierung über die Gegenwart, wenn wir deutsches Land und Volk einmal von jenseit der Grenze möglichst objektiv betrachten, wenn wir deutsches Wesen im Spiegel des fremdländischen Urteils schärfer unterscheiden lernen; es verbürgt einen Zuwachs an Einsicht, eine Läuterung des eigenen Gehalts, die großen Nachbarvölker auf ihre Vorzüge hin unbefangen und mitten unter ihnen zu studieren. Wer fremde Sprachen zu diesem Behufe lernt, hat zwar auch den utilitarischen Zweck im Auge; es ist aber bei ihm ein Utilitarismus, der sich dicht mit anderen Zwecken berührt und edel genug geartet ist, um die deutsche höhere Schule anzugehen.

Für viele bilden die Sprachen ebenso viele Tore, durch die sie in die betreffenden Literaturen eindringen; sie erlernen Französisch und Englisch, um die Gedanken, die darin ihren Ausdruck gefunden, in der originalen Form sich anzueignen, um die Schönheit der darin verfaßten Geisteswerke unvermittelt zu genießen. Sie verschmähen Übersetzungen, weil diese, und seien sie noch so sorgfältig und treu, das Urbild nicht völlig wiedergeben. Warum hat Rostands Cyrano de Bergerac als Bühnenstück bei uns eine so laue Aufnahme gefunden? An dem Übersetzer kann die Schuld nicht liegen, Fulda hat sich als Meister seiner Kunst längst bewährt. Aber nicht nur, so meinte kürzlich ein verständiger Franzose, ist das Milieu der Handlung den meisten Deutschen unbekannt, sondern diese vernehmen auch die Untertöne nicht, die bei der Vorstellung oder Lektüre jenes Stückes unseren Nachbarn als Begleitung der Grundweise

mitklingen. Wie es Menschen gegeben hat, die Griechisch studierten, um Homer in seiner Sprache zu lesen, so auch andere, die lediglich um Shakespeares willen sich das Englische aneigneten. Mit diesen Spitzen ist die Höhe einer Literatur angegeben, aber ihren Reichtum, weithin durch die Jahrhunderte gelagert, drücken sie nicht aus. Was die Dichter und Denker Frankreichs wie Englands den nachfolgenden Geschlechtern hinterlassen haben, sind Offenbarungen desselben Menschengeistes, der auch in Hellas und Rom, im Morgen- wie im Abendlande durch unvergängliche Schöpfungen seine Außenform gefunden hat. Von dem Umfang und inneren Werte der westeuropäischen Literaturen machen sich die Nichtkenner meistens eine unzulängliche Vorstellung. ‚We believe,' sagt der 1859 verstorbene Macaulay, ein Mann, dem Unwissenheit oder Abneigung gegen die Alten gewiß nicht vorgeworfen werden kann, ‚we believe that the books which have been written in the languages of western Europe, during the last two hundred and fifty years, — translations from the ancient languages of course included, — are of greater value than all the books which at the beginning of that period were extant in the world.' Aus den Literaturen der Franzosen und Engländer können wir das Porträt der beiden Völker in irgendeinem Zeitalter entwerfen; wir stellen daraus den Anteil fest, den sie an den Fortschritten der Menschheit, an dem gemeinsamen Werke der Zivilisation genommen haben; wir begreifen mit ihrer Hilfe die Bedeutung und die Daseinsnotwendigkeit ihrer nationalen Einrichtungen; wir dringen auf diesem Wege in den Charakter, in die Seele jener Völker ein: der literarische Zweck der Spracherlernung erweitert sich zum völkerpsychologischen. Aber die fremde Volkskunde, die für die klassischen Sprachen ihr Gegenstück in der Altertumskunde hat, begehren wir in einer deutschen Schule nicht um ihrer selbst willen; wir befassen uns mit ihr unter dem vaterländischen Gesichtspunkt, um am Fremden das Eigene zu messen, um Vorurteile und Dünkel abzustreifen, aber auch um dem Nationalbewußtsein einen recht kernhaften Inhalt zu geben. Eine frühere Zeit, mit ihrer kosmopolitischen Schrankenlosigkeit, suchte noch darüber hinaus nach erdfernen Richtpunkten. Wie sagte doch Rückert?

Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung,
Drum sinne früh und spät auf Sprachenbändigung.

Daß die neueren Sprachen auch geeignet seien, den Geist zu schulen, Kräfte zu entwickeln, dieser Gesichtspunkt, der formale Zweck, ist noch nicht sehr lange erkannt und anerkannt worden. Auf Schulen, die sich allgemeine höhere Menschenbildung zur Aufgabe machen, kommt es darauf an, den Verstand zu schärfen, den Geschmack zu veredeln, dem Willen Halt und Richtung zu geben; es kommt im besonderen darauf an, den jungen Menschen zur Beobachtung, Vergleichung, Verallgemeinerung, Abstraktion anzuleiten und in ihm die Wißbegierde, den Durst nach Wahrheit zu erregen; ihm ferner Empfindung für die Harmonie und das Maß in den sittlichen wie geistigen Dingen, den Sinn für die Schönheit einzupflanzen; an dritter Stelle sein

Bewußtsein der Pflicht und Verantwortlichkeit bis zur Freude an der sittlichen Weltordnung zu steigern.

Die Gegner des neusprachlichen Studiums haben bezweifelt, daß mit den modernen Sprachen diese dreifache Aufgabe ebensogut gelöst werden könne wie mit den alten. Oft genug sind es Gegner, die sich gar nicht nach ihrer Befähigung und Berechtigung zum Aburteilen fragen. Einige Einwände der ernsthaften Widersacher sind freilich stichhaltig; sie heben den weiten Abstand zwischen Latein und Deutsch, zwischen alter und neuzeitlicher Kultur hervor; sie meinen, es sei für den Lernenden leichter, die schärferen Umrisse, die gröberen Linien im Bilde der Alten sprachvergleichend aufzufinden als die feineren Unterschiede zwischen den gleichzeitig lebenden Völkern von heute hüben und drüben. Sie machen ferner mit Recht aufmerksam auf den beständigen Fluß der Sprachentwicklung in Frankreich und England, der die Aufstellung fester Normen verhindere. Aber, so darf man ihnen entgegnen, zur sprachlichen Gesetzlosigkeit wird dieser flüssige Zustand doch nicht; für ein Menschenalter bleibt der jeweils geltende grammatische Kodex schon in Kraft; und hat es nicht andererseits sein Gutes und auch einen bildenden Wert, das dem Wandel unterworfene Leben einer Sprache in seinem heutigen Fortschritte zu beobachten, über die Ursachen des Wechsels nachzusinnen und festzustellen z. B., wie das Französische des 19. Jahrhunderts zum Spiegelbilde der Kultur wird? Ein wesentlicher Vorzug eignet den neueren Sprachen deswegen, weil die Bildung, die sie gewähren, sich im späteren Leben und durch eben dieses Leben vervollständigt. Alles Lernen auf der Schule ist nur ein Anfang; darum wird diejenige Bildung immer mehr an Boden gewinnen, die, wenngleich das Fachmäßige ablehnend, doch dem Berufsleben des Mannes als Grundlage und erster Ansatz dienen kann. Um die Zeit von 1848, in einer keineswegs nüchternen Periode, wurde bittere Klage geführt über die Gleichgültigkeit der ins praktische Leben tretenden Gebildeten gegen die alten Klassiker; seitdem ist es nicht besser geworden. Ich glaube aber nicht, daß für die Schriftsteller Frankreichs und Englands ein Gleiches zu befürchten steht. Wenn die modernen Sprachen als humaniora Einlaß in die öffentlichen Unterrichtsanstalten verlangen, so geschieht es nicht mit dem Hinweise darauf, sie würden dasselbe leisten wie die alten. Aber vermutlich können sie etwas gleich Gutes leisten. Sie wollen den klassischen Sprachen ergänzend zur Seite treten oder dort ihren Dienst übernehmen, wo man diese ohnehin verabschiedet hat. Außer von den Anhängern des Altertums werden Französisch und Englisch als Unterrichtsfächer befehdet von Männern, die man kurz die Realisten nennen könnte; sie wollen keine Wissenschaft der Worte, sondern der Dinge, wofür die Muttersprache genüge. Groß ist ihre Zahl nicht; aber sie können sich auf einen Herbart als Autorität berufen; dieser äußert sich einmal sehr scharf: ‚Mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede von der formalbildenden Kraft des Sprachstudiums in die neuesten Phrasen kleiden; das sind leere Worte, wodurch niemand überzeugt werden wird, der die weit größeren bildenden Kräfte anderer

Beschäftigungen kennt, und der die Welt mit offenen Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken.' Ohne Zweifel wird in Deutschland die Vielsprachigkeit als Wissen oder vermeintliches Können erheblich überschätzt; diejenigen, die ihr das Wort reden und zum Beweise die polyglotten Grenzvölker anführen, werden vergessen haben oder nicht wissen, daß diese Völker nicht viele originelle Denker hervorgebracht haben. Es sollte als Leitsatz gelten: je weniger fremde Sprachen, um so besser für eine einheitliche und gründliche Geistesbildung. Aber anderseits haben sich diese im Dienste der Humanität doch ausgezeichnet bewährt, und the proper study of mankind is man.

Welcher von den soeben charakterisierten Zwecken den Vorrang verdiene, und wieweit die anderen zu berücksichtigen seien, darüber haben in der Schulwelt wie in der Tagespresse erregte Auseinandersetzungen stattgefunden. Pflichtgemäß hat (gleich anderen) die preußische Regierung, die sich an eine mittlere Linie zwischen den weit voneinander abstehenden Interessen hält, alle beachtenswerten Meinungen geprüft und obendrein, ehe sie in neuen Lehrplänen jedem Fache seine Aufgaben anwies, Angehörige aller Stände und Berufsarten als Freunde des höheren Schulwesens versammelt und über Gutachten aus deren Mitte beraten lassen. Bei der Erörterung über Fragen, wie die Abfolge der fremden Sprachen im Unterrichte zu gestalten sei, ob das Englische an gymnasialen Anstalten als Pflichtfach eingeführt werden solle, in welches Verhältnis die modernen Sprachen zur Muttersprache zu setzen seien, fanden jene Gesichtspunkte alle ihre überzeugten Verteidiger. Es sind auch Stimmen dafür laut geworden, man solle Französisch und Englisch aus dem Gymnasium ausschließen und dem Privatunterricht anheimgeben. Über die Wünsche des steuerzahlenden Publikums durch zuständige Kritiker unterrichtet, hat die Schulverwaltung einen Ausgleich zwischen den auf diesen oder jenen Zweck gerichteten Forderungen gesucht; ihr Vorrecht und ihre schultechnische Aufgabe ist es dann jeweils gewesen, wie für andere Fächer so auch für die beiden lebenden Fremdsprachen das Lehrziel festzusetzen, und zwar bei jeder Schulgattung ein besonderes. Ebenso wie der Lernzweck und das Lehrziel kommt für die Methode die Organisation einer Anstalt in Betracht. Es ist nicht gleichgültig, ob der Schüler des Französischen bereits eine andere Sprache sich angeeignet habe und wieweit, in welchem Maße er durchschnittlich seine Muttersprache beherrscht, in wieviel Stunden er wöchentlich unterrichtet wird. Auch die Natur einer heutigen Kultursprache spielt dabei eine Rolle. Sie ist, wie schon angedeutet, als lebendiger Organismus dem Wechsel unterworfen und setzt ihrer völligen Aneignung Schwierigkeiten eigener Art entgegen.

Man muß sich wundern, daß der Streit um die Methode nicht in ebensoviele Einzelkämpfe sich auflöst, als es Schularten gibt, daß die Lehrer an Gymnasien, an Reformschulen, an Mädchenschulen, an Kadettenschulen u. a. nicht innerhalb einer jeden Gruppe auszumachen suchen, welchen Gang sie einschlagen sollen. Am eifrigsten haben für eine Klärung der neusprachlichen

Ferd. Waldmüller pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Fürst Radzumowski.

Photographischer Verlag F. Bruckmann, München.

Aufgaben und für die Verbesserung der Methode die Realschulleute gearbeitet. Sie treten für Französisch und Englisch als humanités modernes ein, und unter diesem Gesichtspunkte verdient ihre Beteiligung am Kampfe die Aufmerksamkeit der gebildeten Mitwelt. Da aber das Lehrziel sämtlicher Schulgattungen in derselben Richtung liegt, so ist gegen eine gemeinsame Erörterung darüber, wie das Unterrichtsverfahren einzurichten sei, gar nichts einzuwenden. Man spricht von einer imitativen, einer induktiven, einer natürlichen, einer spielenden, einer beschleichenden, einer kalkulierenden und was weiß ich welcher anderen Methode noch. Als fundamental verschieden und grundsätzlich einander ausschließend ragen zwei im Vordergrunde hervor, die direkte der Reformer, je nach dem Gegensatze auch die analytische oder unmittelbare genannt, und die konstruktive der Grammatisten. Die Anhänger der erstgenannten bevorzugen die Aufnahme des Gehörten mit den Sinnen, die Anschauung, die Nachahmung, die mündliche Geläufigkeit; die der anderen die Aufnahme des Gelesenen vermöge der Verstandestätigkeit, die Reflexion, das Konstruieren, die schriftliche Genauigkeit. Werden sich diese beiden Parteien gleich den zwei großen politischen Parteien Englands — si parva licet componere magnis — im Besitze der Vorherrschaft ablösen oder einer vermittelnden Partei das Feld überlassen?

Sehen wir uns den Methodenkampf im einzelnen an! Eine richtige Aussprache ist Mittel zum Zweck, aber auch Selbstzweck; diesem Satze stimmen alle Fachleute zu. Aber welches Muster stellen wir dafür auf, Bühnenfranzösisch, das dann leicht zum Schulfranzösisch bei uns wird, oder die Umgangssprache mit ihrer größeren Freiheit, gelegentlich gar ihrer Neigung zur Nachlässigkeit? Soll die gute Aussprache des Französischen die des so oft mißhandelten Deutschen günstig beeinflussen oder nicht vielmehr eine lautreine Handhabung der Muttersprache voraussetzen? Leider ist der Lauf der Dinge oft ein Hohn auf diese Frage. Überflüssig ist sie darum keineswegs, ebensowenig wie die andere, ob man in einem besonderen Vorkursus die Zunge durch Artikulationsübungen geschmeidiger für das fremde Idiom machen solle. Die Reformer neigen dazu, die französischen (oder englischen) Laute ohne Buch, an lautschriftlichen Texten beizubringen, ihre Gegner aber verharren beim Schriftbild und verteilen säuberlich die Schwierigkeiten der fremdartigen Aussprache. Damit hängt die Erwägung zusammen, wie sich der Übergang zum Lesen vollziehen, wie der Anfangsunterricht gestaltet sein soll. Die Reformer greifen zum zusammenhängenden Lesestücke, die Anhänger der älteren Methode ziehen Einzelsätze vor, die inhaltlich ineinandergreifen können und keineswegs die bunte Schüssel des seligen Plötz darzustellen brauchen. Die meisten verwerfen auch die Anschauung, ebensowohl die unmittelbare, an Gegenstände unserer nächsten Umgebung und an lebendige Vorgänge geknüpfte wie die mittelbare, durch Bilder erzielte. Hierin pflichten ihnen namhafte Reformer bei, und die Mehrzahl von diesen lehnt die Anschauungsbilder, wenn nicht für den allerersten Unterricht, so doch für dessen höhere Stufen ab.

Wird die Aussprache des Französischen (oder Englischen) durch das Übersetzen, natürlich das Hinübersetzen, verschlechtert? Die Antireformer können es im Ernst nicht bestreiten und gefährden mit diesem Eingeständnis ihre angegriffene Stellung noch mehr. Bei der Debatte für oder wider das Übersetzen aus der Muttersprache in die fremde handelt es sich um eine Auseinandersetzung von größter prinzipieller Tragweite. Jene behaupten, ohne beständiges Vergleichen der beiden Sprachen, das heißt ohne Hinübersetzen, könnten die Schüler die grammatischen Gesetze der fremden nicht erkennen und nicht sicher anwenden lernen, in ihrem Reichtum an Wörtern und Fügungen sich nicht zurechtfinden; die andere Seite entgegnet, ein Gegenüberstellen der heimischen und fremdsprachlichen Benennungen verhelfe dem Lernenden keineswegs zu einer klaren, unterscheidenden Erkenntnis der Begriffe, da selbst die gewöhnlichsten konkreten Bezeichnungen sich in zwei Sprachen kaum je völlig decken; neben den Zahlwörtern tun es nur die technischen Ausdrücke, die aber in die Fachschulen gehören. Die Grammatik, fahren die Reformer fort und beweisen es durch die Tat, könne recht wohl durch einsprachige Übungen gelernt werden. Vielleicht entstammen nicht wenige Fehler gerade dem fortwährenden Vergleichen. Mein Freund Dietrich läßt übersetzen: ‚Der Arbeiter hatte sich verwundet;‘ ein Junge gibt den Satz wieder mit: ‚L'ouvrier s'avait blessé.‘ Erregt zieht er den Sünder am Ohrläppchen in die Höhe: ‚Qu'est-ce que tu as fait? Je me suis levé.‘ Dann drückt er ihn nieder auf die Bank: ‚Qu'est-ce que tu as fait? Je me suis assis.‘ Und doch bleibt der Praktikus Anhänger der konstruktiven und übersetzenden Methode. Gemäß ihrer Bewertung des Hinübersetzens befürworten die Reformer, auf den Oberklassen statt der schriftlichen Übertragungen freie Arbeiten, Um- oder Nachbildungen des Gelesenen, die allmählich zum mehr oder minder selbständigen Aufsatz hinüberleiten; ohne grammatische Kenntnisse lassen sich die doch auch nicht anfertigen.

Den Versuchen und Übungen im Französischsprechen, die einen wesentlichen Teil des Reformsystems ausmachen, sind die Grammatisten abhold, vielleicht nicht so sehr, weil sie ihren Bildungswert geringer veranschlagen als die Gegner; von einem besonnenen und sprachgewandten Lehrer angestellt, können sie zu einem vortrefflichen Mittel geistiger Zucht werden. Aber die Reformgegner meinen, es werde durch sie der Lektüre und sonstiger nützlicherer Beschäftigung mit der Sprache die ohnehin knappe Zeit entzogen. Dem läßt sich entgegenhalten, daß sie zugleich für die Lektüre, für die Erwerbung eines gleichartigen und umfänglichen Vokabelwissens, auch für die Grammatik ausgenutzt werden können; wer das bezweifeln will, sehe sich einmal an, wie im einsprachischen Lehrbetriebe etwa die Pronomina eingeübt werden. Einer der streitbarsten Vorkämpfer des konstruktiven Verfahrens behauptete unlängst, im Mittelalter habe man auch Latein als eine lebende Sprache behandelt, sei später aber dazu übergegangen, dasselbe Ziel auf kürzerem Wege zu erreichen (nämlich durch Übersetzen). Dasselbe Ziel? Nämlich mündliche und schriftliche

Beherrschung des Lateinischen? Durchaus nicht. Die Neuhumanisten studierten die alten Klassiker vor allem ihres Inhalts wegen, ut sapere discamus, wie einer von ihnen es knapp ausdrückt. Und außerdem sind, wenn nicht im Schreiben, so doch zweifellos im Sprechen des Lateinischen die Leistungen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schlechter ausgefallen. Nicht die Parlierfertigkeit wollen die ernsthaften Reformer im Französischen erreichen, sondern bei dem Schüler die Fähigkeit zum mündlichen Ausdruck entwickeln, was eine Begrenzung des Stoffs und seine mit vielfältiger Abwechslung wiederholte Durchnahme nötig macht. In der Schriftsteller-Lektüre finden jene Übungen ihr natürliches Zentrum. Welche Schriftsteller können gelesen werden? Welche Gesichtspunkte bestimmen die engere Auswahl? Die Grammatisten bestehen auf der formalen Bildung als vertrauenswürdigstem Handweiser. Aber, so lautet die berechtigte Frage der anderen Partei, gibt es denn keine Werke, die diesem Verlangen entsprechen, die aber zugleich unsere Schüler mit Land und Leuten drüben bekannt machen, und die außerdem in so übersichtlicher Form und in so flüssiger Sprache abgefaßt sind, daß sie in derselben Sprache kommentiert und unübersetzt gelesen werden oder mindestens als Grundlage für Sprechübungen dienen können?

Ich will den freundlichen Leser nicht ermüden. Es war mir um den Nachweis zu tun, daß an strittigen Einzelheiten auf diesem didaktischen Gebiete kein Mangel herrscht. Gleichwohl ist eine Verständigung über die Kernfragen möglich und im Interesse unserer nationalen Schule lebhaft zu wünschen. Möchten die Beteiligten nicht vergessen, daß in der Heftigkeit des Tons keine Beweiskraft liegt, und daß ironische Übertreibungen die gemeinsame Sache nur schädigen. Sollte die preußische Regierung in Zukunft den Studienplan für die Oberstufe ihrer neunklassigen Schulen freier gestalten, so wird sie meines Bedünkens mit dieser Umgestaltung zum Frieden zwischen neusprachlicher Reform und Antireform nicht wenig beitragen; auf jeden Fall werden die lebenden Sprachen nicht schlecht dabei fahren.

Fritz.

Eine Geschichte aus Niedersachsen.

Von

Lulu von Strauß-Torney.

Auf dem Viehmarkt warfen die Schweine träge grunzend mit dem Rüssel die lehmige, zertretene Erde auf; bisweilen nur schrie eines gellend, wenn es von einer feilschenden Bauersfrau am Hinterfuß mit dem Strick in die Höhe gezerrt wurde. Ein paar magere Kühe standen regungslos mit geduldigen Augen, und zwei, drei schwarzweiße Kälber drängten sich unruhig aneinander mit unaufhörlichem, klagendem Blöken.

Der Voßbauer stand hinter dem Karren des Pferdehändlers, die Hände auf der Krücke des roten Stockes, die Augen schmal zugekniffen, während er von einem der Pferde zum andern sah.

Zwei starke Tiere, die richtigen Ackergäule. Ein großer Fuchs mit falber Mähne und dicken Haarzotteln an den plumpen Hufen und ein Rappe. Der war glänzend blank mit feinem Fesselgelenk und warf den Kopf mit der strohdurchflochtenen Mähne, wie der Händler ihn auf den Hals schlug.

Der Mann krümmte sich förmlich vor Eifer in seinem langen, grauen Flaus; er schwatzte unaufhaltsam auf das unbewegliche Gesicht des Bauern ein.

‚Geht wie 'n Lamm, un vorm Pfluge nich tot zu kriegen. Ich bezahl Ihnen das Geld wieder auf Groschen un Pfennig, wenn's nich wahr is.‘

Der Alte wandte sich ruhig um. Sein Sohn stand da neben ihm, ein halbwüchsiger Junge mit strohblondem, straffem Haar und hellen Augen.

‚Wecken[1]) schallt[2]) wir nehmen, Fritz?‘

Der Junge zeigte eifrig mit dem Stiel der Peitsche auf das eine Pferd.

‚Den swarten, Vadder! Kiek eis, wo hei blank is!‘[3])

‚Hm!‘

Der Bauer bückte sich und fühlte mit der harten, braunen Hand dem Pferd an den Gelenken herunter.

---

1) Welchen. 2) sollen. 3) Sieh mal, wie der blank ist.

‚Wi künnt dor jau eis över kören,[1]) woans[2]) wi den Hannel[3]) maken willt,‘ sagte er dann bedächtig; ‚eck heww bi Meiern uteſpannt.‘[4])

Der Händler fuhr eilig herum und ſchlug dem Alten derb auf die Schulter.

‚Das ſoll ’n Wort ſein, Voßbauer! Wir wollen da ſchon über einig werden. Willem, paß auf die Pferde, ich bin bald wieder da!‘

Der Knecht, der auf dem Karren ſaß, nickte nur verdroſſen und zog ſich die braune Pferdedecke höher über die Knie.

Sie ſchoben ſich langſam durch das Gedränge des Viehmarktes, der Bauer mit ſeinen breiten Schultern voran, hinter ihm mit haſtigen, kurzen Schritten der Händler.

Des Voßbauern Junge war noch zurückgeblieben; er fuhr dem Schwarzen ein paarmal mit ſeiner mageren Hand ſtreichelnd über die Naſe und klopfte ihm den Hals. Das Tier wandte den Kopf und ſah ihn mit klugen Augen an.

Der Junge lachte.

‚Kiek eis, hei kann mi gaud lie’en.[5]) Wo heit hei?‘[6])

‚Fritz!‘ ſagte der Knecht nur kurz.

‚Fritz? Dat ’s[7]) jau juſt as eck ſulben.[8]) Nee, de möt wi hebben. Kumm, Fritz!‘

Er ſah auf einmal, daß der Alte weg war. Da ließ er den Gaul ſtehen und drängte ſich haſtig durch die Leute.

Die großen Bauern ſpannten alle bei Meier aus. Die grellblau oder grün geſtrichenen Bretterwagen ſtanden in langer Reihe vor der Tür der Wirtſchaft, hie und da auch ein Chaiſenwagen mit hochgeſchlagenem Halbverdeck.

In der Schenkſtube waren alle Tiſche beſetzt, die Luft voll Bierdunſt und Zigarrenqualm. Am Fenſter an einem kleinen Tiſch ſaß der Voßbauer mit dem Pferdehändler. Sie waren ſchon faſt fertig mit dem Handel, als der Junge dazu kam.

‚Meinetwegen, auf ’n fufzig Mark ſoll es mir denn auch nich ankommen. Alſo fünfhundert, weil Sie’s ſind, Voßbauer!‘

Sie redeten noch fünf Minuten hin und her, dann zog der Bauer die plumpe, lederne Geldtaſche aus dem Rock und zählte die Scheine auf den Tiſch.

‚Na, denn ſünd wir jau fahrig.[9]) Maike,[10]) hier. Twei Lütje Kurn!‘[11])

Der Junge, der bis dahin ſtillgeſeſſen hatte, ſtieß den Alten mit dem Ellbogen an.

1) Wir können da ja mal drüber reden. 2) ob. 3) Handel. 4) ausgeſpannt. 5) gut leiden. 6) Wie heißt er? 7) Das iſt. 8) ſelber. 9) fertig. 10) Mädchen, Mädel. 11) zwei Lütje (kleine Gläschen) Korn.

‚Dreie, Vadder! För mi ok.‘

Der Bauer lehnte sich mit breitem Lachen im Stuhl zurück.

‚Kiek eis, de Bengel hett ok all[1]) Döst.[2]) Denn man tau!‘

Der Händler lachte, während er die blauen Scheine in seine schmierige Tasche packte.

‚Ja, das is so, aus Kindern werden Leute. Fufzehn is er woll all?‘

‚Sößteihne.[3]) Dat durt nich lang, denn will hei frigen,[4]) un de Mäume[5]) un eck künnt uch de Liewtucht[6]) sitten. Wat, Fritz?‘

Der Junge lachte und kippte sein Schnapsglas über wie ein Alter, aber er verzog doch etwas das Gesicht dabei.

‚Vadder,‘ sagte er dann, sich mit dem Handrücken den Mund wischend, ‚heſt'e all hürt, wo de Swarte heit? Juſt sau as eck, Fritz. De möt mine sin.‘

Der Bauer lachte.

‚Kiek eis, twei Fritzen. Jau, de hürt woll tausam.[7]) Nu kumm man, wi möt nu woll nach Hus fänern;[8]) t' is all late,[9]) un use Mäume täuwt.‘[10]) —

Des Voßbauern Hof lag mitten im Dorf mit dem hohen, blauen Holzgiebel, der breiten Düngerstätte vor der Tür und den grünen Kronen des Baumgartens. Eine gute Bauernstelle, der richtige Vierpferdehof.

Aber von den vier Gäulen, die im Stall neben dem Haustor standen, war bald keiner so blank und gut gehalten wie Fritz, der neue Schwarze. Des Voßbauern Junge ließ keinen von den Knechten an das Pferd heran; er striegelte es selbst und schüttete ihm den Hafer ein.

‚De hürt mi tau. Ji schallt em tofre'en laten.‘[11])

Der Großknecht lachte, wenn er den Anerben wieder im Stall traf.

‚Junge, wenn dat em man nich tau Koppe stigt. De hett 't jau beter as 'n Herrschaftspärd.‘

Fritz klopfte dem Schwarzen den Hals.

‚Hei hett 't ok verdeint; hei süht jau ok ut as 'n Herrschaftspärd. De künne glik[12]) vör 'n Chaisenwagen gahn.‘

Der Voßbauer selbst blieb im Stall stehen, als sein Junge den Hafer einschüttete.

‚Sachte man, Junge, nich tau vel! Dor sünd noch drei anner, de wat hebben willt. Hei fret mi jau arm un kriggt 'n Buk[13]) as twei husbacken Brö'e.‘[14])

1) schon. 2) Durst. 3) Sechzehne. 4) freien. 5) Mutter. 6) Leibzucht (Ausgeding). 7) Ja, die gehören wohl zusammen. 8) fahren. 9) spät. 10) wartet. 11) Der gehört mir zu. Ihr sollt ihn zufrieden lassen. 12) gleich. 13) Bauch. 14) hausgebackene Brote.

Er lachte und schlug den Gaul mit der flachen Hand auf die Flanke. ‚'n feinen Bengel. Taukamen[1]) Wäke[2]) möt hei vör 'n Plaug.' —

Bald nach dem Frühjahrsmarkt hatte es sich ausgeregnet; es war gute Witterung zum Landbestellen. Die Wintersaat stand schon in handhohen, grünen Hälmchen, und der Kamp war gelb von Backelchen.[3])

Die hohen Hecken streckten noch lange Schatten über den Weg; aus Furchen dampfte die Nässe. Das breite Eisen der Pflugschar warf grelle Lichtblitze, wie das Gespann aus dem Dorf herausrasselte. Fritz ritt den Schwarzen; er hatte die Kappe im Nacken und pfiff schrill in die frühe, kalte Luft hinaus.

Korfmeiers Fieke lief eben mit ihren Eimern in klappernden Pantinen zu dem alten Ziehbrunnen, der seinen schweren, moosbewachsenen Balken am Hoftor reckte. Sie war mit Fritz zur Schule und zur Kinderlehre gegangen.

Sie blieb stehen und sah ihm entgegen.

‚Wo wudte henne,[4]) Fritz?'

Er hörte kaum auf zu pfeifen.

‚Plängen[5]) in'n Rottbrink,' sagte er mit gleichgültigem Gesicht.

Das Mädchen schlug die Hände zusammen.

‚Kiek eis, de beiden Fritzen schallt't Plängen lihren![6]) Junge, Junge, wenn dat man gaud geith! Wenn di de Swarte man nich dörbrennt!'

Er sah ganz hochmütig auf sie herunter, wie sie da stand in ihrem kurzen, blauen Unterrock, noch ohne Mütze, den blonden Haarwulst über der Stirn festgedreht.

‚Wenn di man din Mulwark nich dörbrennt, Maike! Jüh, Pärd!'

Er rückte sich auf dem blanken Pferderücken zurecht, pfiff und trabte weiter. —

Er hatte schon fast zwei Furchen gepflügt, als der Voßbauer selbst den Brink heraufkam. Er blieb am Rande des Ackers stehen und sah zu.

Der alte Braune legte sich geduldig mit aller Kraft in die Stränge, aber der Schwarze trottete nur nebenher; sein Strang war schlaff und locker. Der Junge hatte die Jacke an den Rain gelegt; die falben Haarsträhnen klebten ihm schon in der heißen Stirn. Er legte sich vorüber auf den Pflugstert, aber seine sehnige, schmale Gestalt wurde förmlich hin- und hergeschleudert; die Pflugschar stand schief und riß ungleiche Furchen.

Der Voßbauer wartete, bis das Gespann wieder bei ihm angekommen war. Mit einer bedächtigen Armbewegung schob er den Jungen beiseite.

‚Dat is noch nix, Junge! Kiek eis, eck willt di wisen.'

---

1) Nächste. 2) Woche. 3) Himmelsschlüsseln. 4) Wo willst du hin? 5) Pflügen. 6) lernen.

Der schwarze Fritz fühlte die festere Hand an der Leine; er sprang zur Seite. Der Bauer zog ihm mit der Peitsche eins über.

‚Täuw,[1]) dau swarte Racker! De Kirl hett mi seggt, hei geith as 'n Lamm. De kann mi ok dat Geld weddergewen. Jüh, Pärd!‘

Tiefe, grade Furchen riß das Eisen jetzt und warf die Schollen nach den Seiten auseinander. Der Junge lief auf dem Sturzacker neben dem Pferde her mit heißem Kopf.

‚Vadder, nu lat mi wedder! Vadder, kumm!‘

Der Ehrgeiz packte ihn; er reckte die mageren Arme, daß die Muskeln sich strafften. Es wäre eine Schande, wenn er mit sechzehn Jahren noch keinen Pflug führen könnte.

Er biß die Zähne zusammen, wie er die Leine wieder nahm. Es ging wirklich besser das zweite Mal. Der Bauer nickte, als sein Sohn wieder an ihm vorbeipflügte.

‚Man jümmer tau. Dat schall woll gahn.‘

Das blanke Fell des Schwarzen war naß, als das Gespann beim Mittagläuten wieder auf den Hof kam. Der Junge ging mit schweren, langen Schritten in seinen erdigen Nagelschuhen nebenher; er pfiff nicht, aber er trug den Kopf hoch.

Er mußte an dem Alten vorbei, der im Hoftor stand.

‚Dat Stück is fahrig, Vadder!‘ sagte er nur kurz.

Der Bauer trat einen Schritt näher und klopfte den schwarzen Fritz. Er war stolz auf den blonden.

‚Dat de Swarte man ornötlich wat kriggt! De hett vandage[2]) sin Middag verdeint. Un denn kumm rinne, Junge, de Mäume hett Speckpannkauken[3]) backet!‘ —

In die Furchen, die Voßbauers Fritz gepflügt hatte, fiel die Saat, und die Egge ging darüber. Die hellen Halme krochen aus der Scholle und aus den Halmen die Ähren. In der breiten Kornfläche schlug der Wind seine Wellen, und die Sonne lag darüber, daß die Ähren schwer und fahl wurden.

Es war nun hille Zeit, in der Roggenernte. Das Sensendengeln antwortete sich von Feld zu Feld bis in die heißen Nächte herein, wo das Wetterleuchten hinter der Bergkette stand.

Voßbauers Schwarzer war nicht mehr so blank wie anfangs; es war keine Zeit zum Striegeln und Putzen. Nach Feierabend ritt ihn Fritz in die Schwemme, daß der Schlamm vom Grunde des flachen Tümpels wolkig aufstieg und das Wasser unter den Hufen des unruhigen Gauls klatschend aufspritzte.

1) Wart'. 2) heute. 3) Speckpfannekuchen.

In ein paar Tagen kam nun das letzte Korn herein, wenn das Wetter standhielt. Die Leute gingen schon früh heraus, die Sensen auf der Schulter.

Korfmeiers Fieke kam mit der Milchtracht aus dem Kuhkamp, als die Männer vom Voßhof vorbeikamen. Sie nickte Fritz zu.

‚Gaude Witterung vandage. Möt ji all wedder rute?[1]) Wi hebbet all gistern dat letzte Fauder[2]) inne.‘

Fritz blieb stehen und warf den Kopf zurück.

‚Dat glöw eck woll. Use is ok mihr.‘[3])

Sie lachte nur.

‚Weitst all, taukamen Sünndag is Erntebier.‘

Er nickte. ‚Weit eck woll.‘

‚Eck gah'r henne[4]) un danze. Hest nich ok Lüsten, Fritz?‘

‚Danzen? Nee,‘ sagte er patzig.

Sie nahm ihre Milcheimer wieder auf, die sie hingesetzt hatte.

‚Wudte denn ok nich miëriden?[5]) Jau? Na, un denn nich danzen? Büst doch ok nein[6]) Schauljungen mihr. Na, mi geith't jau nix anne.‘ —

Die Sache ging Fritz doch durch den Kopf, während er mit der Sense zwischen den fallenden Kornschwaden stand, den Hut aus der nassen Stirn geschoben und das Hemd offen über der Brust.

Fieke hatte Recht, er war kein Schuljunge mehr. Sie würden ihn alle auslachen, wenn er blöde in der Ecke saß und nicht mitmachte. Er wollte sich die Sache überlegen. —

Der Voßbauer hatte die größte Diele; da sollte die Erntekrone gebunden werden. Die Papierrosen hatten die Mädchen schon wochenlang vorher gemacht; am Abend vor dem Erntebier kamen sie mit Flittergold und Fähnchen; die Großmagd und ein paar Bauerntöchter brachten die breiten, bunten Bänder, die von der Krone herunterhängen mußten.

Korfmeiers Fieke hatte auch eins; sie band es selbst an der Krone fest. Die Mädchen lachten und schwatzten bei der Arbeit; ein paar Burschen standen auch dabei herum.

Fieke sah sich jetzt mit blanken Augen um.

‚Kiek eis, Weesche,[7]) wo fein! Verleden[8]) Johr was 't nich jau.‘

Die Bäuerin zupfte an den Bändern herum und kniff die Kleine in den Arm.

‚Verleden Johr hest dau ok noch nich holpen.[9]) Nu büst'e all 'ne grote Maike. Wudte denn ok danzen?‘

Das Mädchen nickte lachend.

1) Müßt ihr schon wieder heraus? 2) Fuder. 3) Unseres ist auch mehr. 4) gehe hin. 5) mitreiten. 6) kein. 7) Base. 8) Vergangenes. 9) geholfen.

‚Jau, Weesche, eck sin jau all föfteihn.‘

Fritz stand plötzlich neben ihr. Er kaute an einem Strohhalm und trat jungenhaft ungeschickt von einem Fuß auf den andern.

‚Eck gah'r ok henne, Fieke!‘

‚Sau?‘ Sie wandte den Kopf gar nicht.

‚Un eck wull di eis fragen, Fieke! Wenn eck 'r nu henkumme, wudte denn ok mit mi tanzen? Kiek eis, de annern Maikens kenn eck doch nich sau gaud.‘

Sie lachte ihn nun doch an und schlug ihn auf die Schulter.

‚Junge, eck heww jau ok neinen annern! Un eck heww di ok wat miëbracht für den Swarten, tau'n Anneflieren.‘[1])

Sie hielt ihm ein paar Goldpapierherzen und bunte Rosen hin.

‚Junge, kumm, wi willt eis seihn, wo dat den Swarten let!‘[2])

Sie lief lachend mit ihrem bunten Flitterkram über die Diele zum Pferdestall; Fritz kam mit langen, stapfenden Schritten hinterher.

Der Schwarze sah schnaubend nach der Tür, als die beiden hereinkamen. Das Mädchen klopfte ihn und hielt ihm die goldenen Herzen auf das blanke Fell.

‚Kiek eis, nee, wo fein! De ward de Schönste, Fritz! Un wenn dau'r dann irst up sitten gahst!‘[3])

Sie lachten nun beide wie die rechten Kinder; die Pferde spitzten die Ohren bei dem ungewohnten Lärm. Fieke nahm plötzlich ein Flittergoldband und schüttelte es knisternd in der Luft.

‚Junge, Junge, wo schön dat werd!‘

Der junge, unruhige Rappe drängte plötzlich mit erschrockenem Schnauben zur Seite, daß Fritz das Mädchen hastig zurückriß.

‚Kumm, — ruhig, ruhig, — lat em tofre'en, Maike, de verdrägt dat nich!‘

Er klopfte das Tier. Fieke sah ihn ängstlich an.

‚Wenn hei dat nich verdrägt, schullste[4]) doch leiwer den olen Brunen riden.‘

Der Junge lachte nur.

‚Eck un Fritz, wi schallt woll tosamen utkamen. Nu kumm man wedder rute!‘ —

Es sollte ein großer Erntezug werden dieses Jahr. Der Leiterwagen für die Musikanten stand schon vor dem Krug; er war mit Birkenzweigen und bunten Fähnchen besteckt. Vor den Höfen warteten Kinder und Mädchen;

1) Aufputzen. 2) dem Schwarzen läßt (steht). 3) Und wenn du dann erst darauf sitzen gehst. 4) sollst du.

die Dorfstraße klang von klappernden Hufen; Bauernsöhne und Knechte jagten auf geputzten Pferden nach dem Krug.

Der Großknecht vom Voßhof sollte den Braunen reiten; das alte Tier stand schon gesattelt und trug den bunten Putz mit dem gesenkten Kopf und dem geduldigen Ausdruck des alten Ackergaules. Der schwarze Fritz war aufgeregt; er schlug mit dem bänderdurchflochtenen Schweif und warf den Kopf. Er hatte zwei Tage gestanden, seit das letzte Erntefuder herein war.

Die Bäuerin sah etwas ängstlich zu, wie Fritz dem Pferd in die Mähne packte und in den Sattel sprang.

‚Junge, dat de Swarte sik man nich verfiert,[1]) wenn dor schaten[2]) ward! De Jungens maket jümmer sau'n Hopphe, as wenn sei't Dörp[3]) up 'n anner Flag[4]) setten wullt.'

Fritz rückte sich lachend im Sattel zurecht und schob sich den runden, schmalkrempigen Hut mit dem künstlichen Blumenstrauß verwegen schief über das strohblonde Haar.

‚Eck will em woll kregen, wenn hei Mucken hett. Jüh, Fritz!'

Der Zug ging gerade los, als sie am Krug ankamen. Voran die Musik, dann die Reiter, johlend und lärmend. Einer hatte über dem Rock ein Hemd angezogen, das mit roten Sternen beklebt war. Ein paar trugen Militärmützen und hatten schwere, alte Pistolen, deren frischgeputzter Lauf in der Sonne blinkte. Eine Rotte schreiender Kinder lief hinterher; kläffende Hunde fuhren den Pferden zwischen die Beine.

Sie wollten durch ein paar Nachbardörfer und dann zum Kruge zurück. Jetzt waren sie gerade an Korfmeiers Hof. Die Mägde liefen ans Tor, als die schrille Blechmusik näher kam. Da war Fiekschen auch, lachend, mit roten Backen und leuchtend blauem Seidentuch.

Voßbauers Fritz reckte sich im Sattel; er kam sich auf einmal sehr stolz vor, ganz wie die Großen da vorn bei dem Wagen. Sein blankes Pferd und sein neues Wams und die gladde Maike da, die mit ihm tanzen wollte!

‚Juh!' Er juchzte auf einmal gellend zu den Mädchen herüber und stieß dem Gaul die Hacken in die Seiten, daß der einen Satz machte.

Es war wie ein Signal zu allgemeinem Lärm; ein paar tolle Juchzer antworteten; drei, vier junge Knechte jagten am Wagen vorbei und wieder zurück, daß der Staub flog. Die Pistolen wurden herausgerissen, — ein Schuß, — noch einer, — mit schwerem Dröhnen verrollte das Echo am Berge.

---

1) erschrickt. 2) geschossen. 3) Dorf. 4) Fleck.

‚He, Fritz! He! Wo wudte henn?‘

Voßbauers Fritz auf dem Schwarzen raste plötzlich am Wagen vorbei in tollen Sätzen. Der Junge lag weit nach rückwärts im Sattel und riß an den Zügeln, das Gesicht gestrafft, die Zähne zusammengebissen.

‚Hollt em up! Hei kann dat Pärd nich hollen.‘

Ein paar Burschen jagten hinterher; das Hufgetrappel machte das scheue Tier noch toller.

Der junge Mensch krampfte die Hände um die Zügel, daß sie ihm ins Fleisch schnitten; es sauste ihm in den Ohren. Der Gaul raste, die Ohren angelegt, die Stange zwischen den Zähnen, die Chaussee herunter.

Nur ein paar Augenblicke noch. Einer von den Burschen war jetzt Seite an Seite mit dem Durchgänger; er wollte sich im Jagen herumwerfen und die Zügel packen.

Der Schwarze scheute mit einem weiten Satz, stieg, stand kerzengerade auf den Hinterfüßen, überschlug sich.

Eine wirre, dunkle Masse rollte zuckend und schlagend im Staub. Dann war es still.

Sie waren gleich alle darum herum.

‚Wo is hei? Is hei dote? Wer is 't denn? Vossen Fritz! Kiek eis, dor!‘

Der Großknecht riß das Pferd auf; es schlug mit den Hufen polternd um sich, dann kam es schnaubend hoch.

Dann hoben sie den Gefallenen auf. Wie leblos hing der leichte Jungenkörper den Männern im Arm; die eine Hand pendelte schlaff herunter. Er machte die Augen nicht auf, aber der Atem ging noch. Nur ein paar Schrammen an der Stirn, sonst keine Verletzung.

Die Vössin hatte ihren Erntebierstaat schon an; sie wollte hin und ihren Jungen tanzen sehen. Auf dem Hof war es still; nur ein Huhn gackerte, und ein paar Tauben gurrten auf dem First.

Die Frau horchte auf, als sie Hufe auf dem Hof hörte. Sie konnten doch noch nicht wieder zurück sein. Sie lief vor die Tür.

Der Großknecht sprang gerade vom Pferd.

‚Kümmt Fritz nich miē?‘

Da sah sie sein Gesicht. Sie stand gleich neben ihm und packte ihn am Arm.

‚Wat is, Minsche?[1]) Wo hest'e Fritz? Is hei dote?‘

Der Mann schüttelte den Kopf. Er war ganz blaß unter der sonnenbraunen Haut.

---

1) Mensch.

‚Nee, Fru, dote nich,‘ sagte er heiser und abgebrochen. ‚De verfluchte Swarte! De hett em runnersmieten. Hei hett noch Lewen. Sei fäuert[1]) em her. Dor sünd sei all.‘

Der Erntezug kam anders ins Dorf, als er vor einer halben Stunde herauszog.

Unter die grüne Laube des Musikantenwagens hatten sie den Jungen gelegt. Die Pferde mit den Schleifen in der Mähne tanzten vor der leichten Last. Nur ein paar Burschen waren mitgekommen, die andern warteten mit den Musikanten am Kruge. Die bunten Büsche auf den Hüten sahen wunderlich aus zu den ernsten, gedrückten Gesichtern. Einer führte den schwarzen Fritz am Zügel; der lahmte, aber er warf noch aufgeregt schnaubend den Kopf.

Der Voßbauer sagte kein Wort, als sie ihn herausriefen. Er schob nur die andern beiseite und hob den leblosen Körper seines Jungen auf.

‚Willem, nah'n Dokter!‘ sagte er nur über die Schulter zurück zu dem Großknecht.

Auf dem breiten, zweischläfernen Bett lag er nun in der Kammer nach hinten heraus, wo sonst die Alten schliefen. Auf dem Hof war es ganz still; die Leute waren alle zum Erntebier; nur der Großknecht hatte nicht wieder hin wollen.

Durch die geschlossenen Fenster kamen bisweilen ein paar abgerissene Töne der Tanzmusik, der dumpfe Takt der Pauke. Die Leute hatten anfangs nicht tanzen wollen, aber nach einer Stunde hatte der Krüger hergeschickt; der Knecht war gerade gekommen, als der Doktor da war.

‚Eck schull fragen, wo dat Fritz geith un woans hei dat beten Musike woll verdrägen künne?‘

Der alte Graubart, der Kreisarzt, der gerade aus der Kammer kam, hatte den Menschen förmlich angefahren.

‚In Dümelsnamen, sei schallt danzen, wenn sei 't nich laten künnt! Den hir deith dat nix!‘

Die Bäuerin hatte aufschluchzend die Schürze vor das Gesicht geschlagen. Die Leute kannten das an dem Doktor; er wurde immer grob, wenn es sehr schlimm stand.

Der Junge hörte auch nichts von dem Lärm unten im Dorf. Er lag so hin, die kalten Tücher auf der Stirn, mit geschlossenen Augen. Wenn er ein paarmal die Lider aufschlug, starrte er nur leer in die Luft.

Die beiden Alten sprachen nicht miteinander. Die Frau saß am Bett noch in ihrem bunten Staat, die seidene Schürze naß vom Ausringen

1) fahren.

der Tücher. Der Bauer hatte eine Unruhe in den Gliedern, die ihn nicht zwei Minuten auf demselben Fleck ließ. Wenn er über den Hof und durch den Baumgarten gegangen war, kam er mit seinen schweren, knarrenden Stiefeln wieder in die Kammer, stand am Bett und sah auf das weiße Gesicht herunter.

Die ganze Nacht klang das Johlen und die Tanzmusik von dem erleuchteten Zelt herüber. Als die Dienstleute in der Morgendämmerung wieder auf den Hof kamen, die Mägde heißgetanzt, laut schwatzend, der Kleinknecht angetrunken und mit stolpernden Schritten, kam ihnen der Großknecht mit der Laterne am Hoftor entgegen.

‚Willt ji woll 't Mul hollen! Dat steith slicht[1]) hier. 'Ne Schanne, dat ji dor rümmerjachtert, wenn hier up 'n Haw de Dod vör de Dör steith.‘

Ganz ernüchtert gingen sie ins Haus ohne ein Wort.

Das Erntebier dauerte zwei Tage, aber vom Voßhof war am Montag keiner da. Das bißchen tägliche Arbeit war rasch getan; die Leute trieben sich mit verdrossenen Gesichtern auf dem Hof herum. Es war keiner da, der ihnen Arbeit anwies. Der Bauer und die Frau saßen in der Kammer.

Da drinnen lag der Junge heute in hellem Fieber. Er war nicht mehr so starr wie vorher; er sprach und lachte. Einmal horchte er nach dem Fenster und wandte unruhig den Kopf.

‚Sei danzet all. Eck möt man maken, dat eck henkumme; Fiekschen täuwet all. Sei hett seggt, sei wull mit mi danzen.‘ —

Seine Stimme verlor sich in ein undeutliches Murmeln; dann fuhr er plötzlich wieder auf:

‚Kiek eis, wo fein de Swarte is! Jüh, Fritz, jüh!‘

Bisweilen hörten sie sein helles Schreien bis auf den Hof hinaus, daß die Lütjemagd sich ängstlich die Ohren zuhielt.

Bis Mittag ging das so. Der Bauer saß am Bett, als der Junge auf einmal die Augen groß aufschlug. Sie waren nicht so wirr und fieberig mehr.

‚Vadder, eck weer' woll nich wedder beter?‘ sagte er schwach.

Der Alte sog an der kalten Pfeife und zog die Brauen zusammen.

‚Eck weit nich, Junge! Das kümmt, as de leiwe Gott dat will.‘

‚Nee, Vadder, eck weit woll! Eck möt starwen.‘

Er versuchte sich aufzurichten, aber es ging nicht. Er tastete mit der Hand auf der Decke.

‚Vadder, 'ne grote Lieke[2]) möt dat sin! Veier Pärde[3]) vör'n Wagen, un Willem schall mi fäuern. Un Fritz schall 't Handpärd sin. Hest 't hürt, Vadder? Fritz —‘

1) schlecht. 2) Leiche. 3) Vier Pferde.

Der Alte nickte nur. Er brachte kein Wort heraus.

‚Fieke harr em sau fein maket. Ji möt Fieke seggen, dat sei mit'n annern danzen schall. Eck kann jau nu nich,‘ sprach der Junge weiter; ‚un hett min Fritz ok woll sin Hafer ordtlich kregen?‘

Der Bauer stand mit einem Ruck auf, daß der Stuhl polterte, und ging aus der Tür mit weiten, hastigen Schritten. Vor dem Pferdestall blieb er stehen. Eine schwere Peitsche hing da am Pflock an der Wand; die nahm er herunter. Er hielt sie verkehrt herum in der Faust, den dicken, metallbeschlagenen Stock nach unten. Dann machte er die Stalltür auf.

Die Pferde wandten die Köpfe und traten stampfend im Stroh herum. Ganz nah an der Wand stand der Schwarze.

Auf den ging der Bauer los. Sein Gesicht war hart, eine tiefe Falte auf der Stirn. Jetzt war er neben dem Gaul; er packte ihn mit der Linken am Halfter und riß ihm den Kopf herum, daß das erschreckte Tier zurückbäumte.

‚Verfluchte Düwel!‘

Er fuhr plötzlich herum, den dicken Peitschenstock noch halb erhoben, als er von der Stalltür her ein Räuspern hörte.

Der Großknecht stand da und sah auf ihn und auf das Pferd.

‚De Swarte lahmt noch achter[1]) an'n rechten Faut,‘ sagte er ruhig.

Es war, als ob das den Bauern plötzlich zur Besinnung brachte. Er ließ den Gaul los und ging zur Tür an dem Knecht vorbei, ohne ihn anzusehen.

Als er in die Kammer kam, merkte er erst, daß er die Peitsche noch in der Hand hatte. Er setzte sie in die Ecke.

Der Junge sah ihm mit starren Fieberaugen entgegen; die kurze Klarheit war schon wieder vorbei.

‚Vadder, brukst di dor nich vörtaustellen,[2]) eck seih de Dodenlichter doch, — kiek eis, — dor —‘

Die Bäuerin hob das verweinte Gesicht auf, als ihr Mann hereinkam.

‚Vadder, dor möt ein' nah'n Pastor! Eck will 't Willem seggen. Gah man hir sitten, eck sin 'r glik wedder!‘[3])

Sie war schon aus der Tür. Sie ging über die große Diele und rief ein paarmal.

Draußen am Hoftor fand sie den Großknecht. Er nickte, wie sie ihm den Auftrag gab.

‚De Weg is jau nich wid.‘

Als er hinter der Frau ins Haus ging, um seine Kappe zu holen, kam der Voßbauer ihnen auf der Diele entgegen. Sein Gesicht sah auf einmal alt und ganz farblos aus.

1) hinten. 2) davorzustellen. 3) ich bin gleich wieder da.

‚Lat man sin! Dat is all tau late,‘ sagte er nur kurz. — — —

Oben auf dem neuen Kirchhof am Berge hatten sie ihn begraben. Es war eine richtige große Leiche, sechs Kerzen um den Sarg auf der breiten Diele, zwei Klageweiber in weißen Laken vorn auf dem Wagen und vier Pferde davor. Das Handpferd lahmte etwas. Aber die Last war ja auch nicht groß.

Nun hatte der Großknecht die Pferde wieder abgeschirrt und über die tannenbestreute Diele in den Stall geführt. Die Leute hatten sich verlaufen. Der Hof lag still.

Da kam der Bauer aus der Stube. Er hatte den Kirchenrock ausgezogen und war schon wieder im Werktagskamisol. Auf der Diele blieb er stehen und rief den Großknecht.

‚Willem, de anner Wagen möt angespannt werden! Un de swarte Fritz achter anbunnen.[1]) Eck möt nah'r Stadt.‘

‚Vandage? De Swarte? Wenn de 't man uthöllt mit dem Faut.[2]) Twei Stunnen hen un twei t'rügge.‘

Der Bauer machte ein finsteres Gesicht.

‚T'rügge nich. Eck will em verköpen. De kümmt mi nich wedder up den Haw.‘[3])

Er ging in den Stall, während der Knecht den Wagen herauszog.

An der Stalltür blieb er stehen. Aus der dunklen Ecke kam es wie ein leises Schluchzen. Als er näher ging, sah er, was das war.

Die Bäuerin hockte dicht neben dem Schwarzen auf einem umgestürzten Eimer. Sie hob das verweinte Gesicht auf, als sie ihren Mann kommen hörte.

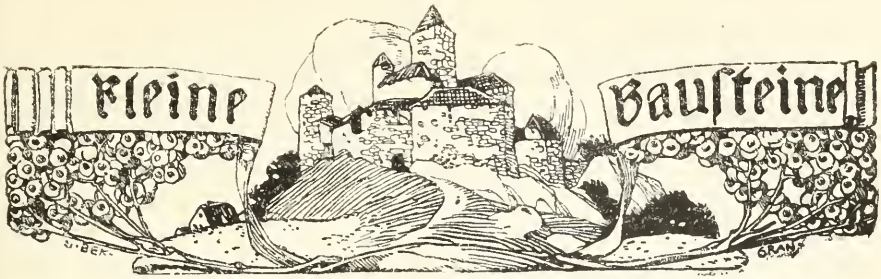
‚Use Fritz hett em sau gaud lie'en kunnt,‘ sagte sie nur mit schluchzender Stimme.

Der Alte antwortete nichts. Ein paar Augenblicke war es still; man hörte nur das Schroten der Pferde und das Summen der Fliegen.

Dann wandte der Bauer sich zur Tür mit langsamen Schritten. Draußen blieb er bei dem Knecht stehen.

‚Lat man sin, eck bliew hir. Un de Swarte ok!‘ sagte er mit heiserer Stimme.

1) hinten angebunden. 2) Fuß. 3) Hof.



Neues aus dem Gebiete der modernen Lustspieloper.

‚Noch hat die Welt kaum eine Ahnung von dem philosophischen Tiefsinn, der sich in der ungewöhnlichsten Weise in den letzten Werken des Meisters (Wagner) ausspricht, und schon soll wieder etwas entstehen, das den Leuten neues Kopfweh verursachen soll — notabene durch bereits erprobte Kunststücke —, wo sich doch allenthalben das Bedürfnis kundgibt nach behaglichem Genießen, nach freundlichen Bildern, wo alles sich sehnt, in dem grämlichen und grübelnden Ausdruck unserer Zeit ein verborgenes Lächeln, einen schalkhaften Zug zu erspähen. Sollen wir denn in unserer Zeit nicht mehr von Herzen lachen können und übermütig sein? Müssen wir Asche aufs Haupt streuen, Bußgewänder anziehen, die Stirn in tiefsinnige Falten kleiden und Selbstzerfleischung predigen? Möge die Welt erlösen, wer den Erlöserberuf in sich fühlt; mich schert das wenig. Ich für mich will heiter sein, und wenn hundert Leute mit mir lachen können, bin ich's zufrieden.'

So schrieb einst Hugo Wolf an seinen Freund Grohe, als ihm dieser vorgeschlagen hatte, ein Musikdrama ‚Buddha' zu komponieren. Er hat damit einer Idee Worte geliehen, die in steigendem Maße in der modernen musikdramatischen Kunst sich geltend macht, der Idee nämlich, daß nicht nur das Tragisch-Tiefsinnige der musikdramatischen Behandlung würdig ist, sondern daß auch leichte und heitere Stoffe höchste Aufgaben der Kunst sein können. Das Beispiel der beiden größten Genies des Musikdramas, Mozarts und Wagners, hat uns das gezeigt. ‚Figaro' und ‚Meistersinger' gehören trotz der keineswegs ‚tiefsinnigen' oder ‚mystischen' Sphäre der Dichtung zu den genialsten Kunstwerken aller Zeiten. Daß die Nachfolger und Nachahmer Wagners in erster Linie an die tragische Seite seiner Kunst anknüpften, ist psychologisch wohl begreiflich. Der praktische Erfolg hat aber gelehrt, daß hier das überwältigende Genie des Vorbildes geradezu erdrückend wirkt und die jüngeren Werke der selbständigen Wirkung beraubt. Das Betreten eines neuen Stoffgebietes schien am ehesten von dieser Zwangsherrschaft befreien zu können, und man schlug zu diesem Zwecke verschiedenartige Wege ein. Der durch die Erfolge der Jungitaliener begründete, eigentlich schon von Bizets ‚Carmen' inaugurierte Verismo einerseits und die Märchenoper andererseits bedeuten die wichtigsten Zweige dieser Entwicklung. Dem Zug der Zeit folgend kommt dazu nun noch die Lustspieloper. In Eugen d'Alberts ‚Abreise' und ‚Flauto

solo', in Thuilles ‚Lobetanz', Strauß' ‚Feuersnot', Wolfs ‚Corregidor', Blechs ‚Das war ich' u. a. m. haben wir bereits verschiedene Typen der modernen musikalischen Komödie. Am eigenartigsten jedoch ist die Spezies vertreten in Wolf-Ferraris beiden Lustspielopern ‚Die neugierigen Frauen' und ‚Die vier Grobiane'.

Ermanno Wolf-Ferrari, 1876 zu Venedig als Sohn des durch seine Kopien für die Münchener Schack-Galerie berühmten Malers Wolf geboren, hatte nach Absolvierung seiner Musikstudien unter Rheinberger bald Aufsehen erregt durch seine gehaltvolle Kammermusik, sein Oratorium ‚La vita nuova' und zwei Opern ‚La Sulamita' und ‚Cenerentola' (‚Aschenbrödel'); seine Lustspieloper ‚Die neugierigen Frauen', die 1903 in München ihre Uraufführung erlebte, machte ihn mit einem Schlag zu einer Kapazität auf dem Gebiet des modernen Musikdramas. Diesem Werk folgte vor wenigen Wochen ein neues, gleichartiges, ‚Die vier Grobiane', dem bis jetzt derselbe Erfolg beschieden ist wie der um drei Jahre älteren Oper.

Der Stil der beiden Lustspielopern Wolf-Ferraris ist ein ganz aparter, von den übrigen modernen Musikkomödien abweichender. Während Thuilles ‚Lobetanz' und Strauß' ‚Feuersnot' einen kleinen Abstecher in die satirische Welt des Überbrettels machen, Wolfs ‚Corregidor' aus der farbenprächtigen Welt des Südens sich eigenartige Schlaglichter und Effekte zu gewinnen weiß, sucht Wolf-Ferrari in seinen beiden Opern durch einen gewissen archaistischen Zug, untermischt mit improvisatorischen Elementen und subtilster Ausgestaltung des Details, neuartige Wirkungen zu erzielen. Schon die Textdichtungen sind dafür charakteristisch. Sowohl die ‚Neugierigen Frauen' wie die ‚Grobiane' gehen in ihren Dichtungen auf den alten italienischen Komödiendichter Goldoni zurück; in den ‚Neugierigen Frauen' sind sogar einige typische Gestalten der alten italienischen ‚comedia del arte' beibehalten: der Pantalon, der Harlekin und die Kolombine. In beiden Stücken ist auch von einer streng durchgeführten ‚Handlung' keine Rede; improvisatorisch reiht sich Szene an Szene, und nicht durch den logischen Gesamtaufbau, sondern durch geistreiche Details ergibt sich die reizvolle Wirkung. Doch besser als durch derartige rein theoretische Erörterungen werden wir das Wesen der Wolf-Ferrarischen Lustspieloper durch eine Analyse der Novität ‚Die vier Grobiane' kennen lernen.

Die Dichtung nach Goldoni hat Giuseppe Pizzolato zum Verfasser, und der unlängst verstorbene Münchener Musikschriftsteller Hermann Teibler hat für eine sehr gute und geschickte deutsche Übersetzung des italienischen Originals gesorgt. Der Inhalt ist ungemein einfach. Der grobe Antiquitätenhändler Lunardo und der nicht minder grobe Kaufmann Maurizio wollen ihre Kinder miteinander verheiraten, ohne daß es dem Brautpaar vergönnt sein soll, sich vor dem Hochzeitstag zu sehen. Dieser Plan findet zwar bei den Freunden der beiden seltsamen Väter, den ebenfalls entsetzlich groben Bürgern Simon und Cancian, vollste Billigung; allein die Frauen der Haustyrannen revoltieren gegen diese verrückte Idee und wissen ein Rendezvous des Braut-

paares, wobei der Bräutigam als Mädchen maskiert erscheint, zu veranstalten. Natürlich werden sie dabei von den ‚Grobianen' überrascht, und beinahe ginge alles schief, und die Liebenden würden durch die erzürnten Väter auf immer getrennt. Allein die Zungenfertigkeit der schönen Frau Felice wendet schließlich doch noch alles zum Guten, und die Kinder dürfen heiraten. So gering die dichterische Bedeutung dieser ‚Handlung' an sich ist, so reizvoll gestaltet sich die Ausführung im einzelnen, bei der sich Szenen von echtester Komik und nie versagender Bühnenwirkung ergeben.

Fragen wir nach dem musikalischen Stil der ‚Grobiane', so müssen wir uns wieder der beiden oben bereits erwähnten Kennzeichen: Archaismen und Detaillierung erinnern. Bezüglich der Archaismen ist aber von vornherein zu bemerken, daß nicht etwa die gesamte Fassung, der gesamte musikalische Stil der Oper in Formen vergangener Zeiten gehalten ist; nein, im ganzen ist die musikalische Ausdrucksweise des Komponisten ausgesprochen modern; gerade dadurch und im Kontrast dazu wirken aber die eingestreuten absichtlichen Archaismen um so stärker und reizvoller. Diese Archaismen bestehen zunächst in der Verwendung stereotyper melodischer Floskeln der älteren italienischen Oper, z. B. konventioneller Rezitativschlüsse oder melodischer Sequenzen u. dgl., ferner in der Einführung mehr oder weniger ‚geschlossener' Formen; dies ist ein besonders bedeutsamer Zug. In den ‚Grobianen' sind in dieser Hinsicht in erster Linie die zahlreichen Ensembles bemerkenswert. Das Ensemble wird ja eigentlich in modernen Musikdramen nicht mehr verwendet, weil es mehr den musikalischen als den dramatischen Bedürfnissen entspricht. Doch hat bekanntlich Richard Wagner selbst sich sehr viele Ausnahmen von dieser Regel gestattet, und auch in der nachwagnerischen Opernliteratur finden sich zahlreiche Beispiele breit ausgeführter Ensembles. Wolf-Ferrari hat indessen seine Ensembles mit besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt. An individualistischer Stimmführung von Mozartscher Feinheit und Charakteristik sind sie musikalisch der wertvollste Teil seiner Partitur, dramatisch aber keineswegs störend, sondern im Gegenteil oft sehr belebend. Von anderen geschlossenen Formen, die die Partitur aufweist, ist noch das alte italienische Buffoduett zu erwähnen. In der Szene zwischen Lunardo und Simon (2. Aufzug, 4. Auftritt) erwacht diese uns z. B. aus Cimarosas ‚Heimlicher Ehe' noch bekannte Form zu neuem Leben, freilich in sehr freier Behandlung und stark modernisiert, auch mit einem Element Lortzingscher Sentimentalität (‚Wie waren die Weiber von früher so hold') untermischt. Diese Ansätze zu geschlossenen Formen in der Art der alten ‚Nummernoper' fallen besonders auf, weil der übrige Teil der musikalischen Komödie im freiesten modernen ‚Sprachgesang' gehalten ist, wobei eine Grazie und Eleganz entfaltet wird, die ihresgleichen sucht, zugleich aber ein Triumph für die moderne musikalische Deklamationstechnik ist.

Wie wir bereits von den Dichtungen der Wolf-Ferrarischen Opern konstatierten, daß ihre Wirkung in den feinen witzigen Details liegt, so können wir das gleiche von der Musik sagen. In den ‚Neugierigen Frauen' ist dieser

musikalische Miniaturstil bereits deutlich vorgezeichnet, in den ‚Grobianen' ist er zum Prinzip erhoben. Wo der Text nur irgendwie Anlaß zu einer kleinen Tonmalerei, einem Instrumentenwitz und dergleichen bietet, ist diese Gelegenheit benützt. Dabei ist zwar die technische Durchführung im einzelnen keineswegs immer neu; die grotesken tiefen Töne des Fagotts mit ihrer hervorstechenden drastischen Wirkung finden sich ebenso bei Lortzing wie die karikierende Verwendung der hohen Holzbläser in Wolfs ‚Corregidor'. Neu ist aber die Konsequenz, mit der diese musikalischen Witze von Anfang bis zum Ende angewendet werden. Fast könnte man dabei an die Stileigentümlichkeiten des alten Madrigals denken, wo auch selbst die nebensächlichsten Einzelheiten des Textes in tendenziöser Weise tonmalerisch ausgedrückt wurden.

Freilich liegt in dieser Art des musikalischen Stils eine große Gefahr verborgen, die Gefahr nämlich, daß vor lauter geistreichen Details die musikalische Einheit des Ganzen verloren geht; diese Gefahr wird noch verstärkt durch das musikalisch ungemein lockere Gefüge, welches der leichte Konversationston mit sich bringt. So erscheinen tatsächlich manche Stellen der Oper wie eine mosaikartige Zusammensetzung von kleinen geistreichen Einzelheiten, denen es an künstlerischem Zusammenhang und einheitlicher Wirkung fehlt. An und für sich betrachtet kommt dabei freilich oft wahrhaft Köstliches zustande; erwähnt sei nur die wehmütige Stelle: ‚Und Sonntags darf sie eine Brosche tragen von meiner lieben, guten, seel'gen Frau' (Szene zwischen Lunardo und Maurizio im ersten Aufzug) mit dem darauf einfallenden ‚Requiem aeternam', die mit ihrer musikalischen Komik unwiderstehlich wirkt. Manche drastische Wirkungen freilich sind weniger auf Rechnung der Musik als der — oft geradezu possenhaften — Bühnenvorgänge zu setzen; besonders gilt dies vom zweiten Finale (Störung des Rendezvous durch die Grobiane), dessen Höhepunkt darin liegt, daß der ungehorsame Bräutigam von seinem Herrn Vater ‚übergelegt' und durchgeprügelt wird.

Leider steht die melodische Erfindung in den ‚Grobianen' mit der sonstigen geistvollen musikalischen Arbeit nicht auf gleicher Höhe. In dieser Hinsicht bedeutet die neue Oper den ‚neugierigen Frauen' gegenüber einen entschiedenen Rückschritt. Gewiß zeigen sich im einzelnen bedeutsame Ansätze zu wirklicher Melodik, namentlich in den Ensembles und in einigen selbständigen Instrumentalzwischenspielen, allein im allgemeinen macht es sich der Komponist mit seinen ‚Einfällen' doch etwas sehr leicht. Er weiß ja freilich seine ‚Nichtschen' von Motiven ungemein geschickt zu verarbeiten, wobei eine gewisse genial-leichtsinnige, improvisatorisch wirkende Sorglosigkeit der gesamten musikalischen Fassung (namentlich in Hinsicht auf die Harmonik) recht gut wirkt; allein auf die Dauer vermag ein solches Arbeiten mit lauter musikalischen Nullen (die durch angehängte Schwänzchen noch lange nicht zu Neumen werden, um mit Schumann zu reden) nicht zu befriedigen. Manchmal werden übrigens Melodik und Rhythmik auch direkt banal, so daß man fast von einem Seitensprung auf das Gebiet der Operette sprechen könnte.

So können wir zum Schluß zusammenfassend sagen, daß Wolf-Ferraris ‚Grobiane' trotz der geistvollen Konzeption im ganzen und der reizvollen Wirkungen des Details doch noch nicht als vollendetes Ideal der modernen Lustspieloper gelten können. Ein bedeutsamer Schritt zum Ziele ist die Oper aber sicherlich.

Dr. Eugen Schmitz.

Die Baikalsee-Ringbahn.

(Zum Einblick in russische Verkehrspolitik.)

Mit welcher Lässigkeit und Hast die sibirische Bahn angelegt worden ist, das hat der russisch-japanische Krieg bitter rächend bewiesen. Die rasche Offensive Japans mußte Rußland um so ungelegener kommen, als es gerade im Begriff war, das am Bahnbau Versäumte nachzuholen, das leichte Schienenmaterial durch schwereres zu ersetzen, das Schwellenmaterial sorgfältiger zu imprägnieren und den Bahndamm auszubessern. Und noch eine Lücke war in der Transkontinentalbahn offen gelassen, da man sich auch hier mit wolkenkuckucksheimelnden Hoffnungen und Entwürfen beruhigt hatte: die Baikalsee-Umgehungsbahn, die in einer Länge von etwa 270 Kilometer die west- und ostsibirischen Eisenbahnstrecken miteinander verbinden sollte.

Der Baikalsee, nächst dem Kaspischen Meer und dem Uralsee der größte Landsee des europäisch-asiatischen Kontinents, ist wahrscheinlich ein vulkanischer Kessel und noch heute vulkanischen Erschütterungen ausgesetzt. Seine bedeutende Länge von 638 Kilometer bei nur 29 bis höchstens 90 Kilometer Breite bedingt Temperaturunterschiede und unregelmäßige Strömungen des Wassers, die eine geregelte Schiffahrt oft ganz hindern. Das rauhe Klima mit Wintertemperaturen von — 45° C. läßt den Baikalsee schon frühzeitig mit einer Eisschicht überziehen. Seine rund 1,5 Meter dicke Eisdecke wird merkwürdigerweise von kilometerlangen, bis 3 Meter breiten Spalten durchzogen, die sich plötzlich — wahrscheinlich infolge vulkanischer Einwirkung — bilden. Diese Spalten hindern stets einen geregelten Winterverkehr über den Baikalsee. Das haben auch die russischen Heerführer im letzten Feldzug nur zu bitter empfinden müssen. Das im wesentlichen aus Granit, Syenit und Gneis aufgebaute Felsgestein, das bis zu mehreren tausend Metern Höhe die Ufer des Sees umgibt und steil zum Seespiegel abfällt, bietet dem Tunnelbau große Schwierigkeiten. Anstatt aber trotzdem die Baikal-Umgehungsbahn, das Herzstück der ganzen sibirischen Bahn, schleunigst zu erbauen, verschob man aus finanziellen Gründen ihre Fertigstellung, bis es zu spät war. Projekt über Projekt tauchte auf und verschwand in den Akten, manch blanker Rubel rollte in unberufene Hände, aber die Baikal-Umgehungsbahn blieb auf dem Papier, selbst als die sibirische Bahn vollendet war. Ein widerliches Wechselspiel von Kabale und Liebe entspann sich zwischen den projektierenden Bahningenieuren über die Zweckmäßigkeit langer Tunnelbauten zur Überwindung

großer Steigungen in der Felsumrahmung des Baikals und kleinerer technischer Fragen.

Endlich einigte man sich, die Umgehungsbahn ganz nahe am Ufer anzulegen und so längere Tunnels zu vermeiden. Inzwischen war 1899 die mittelsibirische und 1900 die transbaikalische Linie vollendet. Man hoffte, durch eine mächtige, von Armstrong gelieferte Dampfeisbrecherfähre mit drei dreifachen Expansionsmaschinen von 3750 indizierten Pferdekräften ein rasches Übersetzen des Zuges in jeder Jahreszeit ermöglichen zu können. Aber der Eisbrecher entsprach gar nicht den Erwartungen, und so blieb man für die fünf strengen Wintermonate auf den Schlittenverkehr angewiesen. Die getäuschten Hoffnungen mit dem Dampfeisbrecher führten schon während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 zu strategischen Mißhelligkeiten. Denn die verheißenen zwei Doppelfahrten des Eisbrechers während 24 Stunden konnten nicht eingehalten werden, und der Truppentransport nach der Mandschurei wurde verzögert. Man war auf die Zuhilfenahme von Privatreedereien angewiesen; dies bedeutete aber auch eine empfindliche finanzielle Extraausgabe, die sich hätte vermeiden lassen.

Aber auch diese unangenehmen Erfahrungen störten nicht die Seelenruhe des ‚Komitees der sibirischen Bahn'. Es blieb nach Beendigung des Boxeraufstandes in der Frage der Baikal-Umgehungsbahn alles beim alten. Erst der energischen Initiative des neuen rührigen Verkehrsministers, Fürst Chilkow, gelang es durchzusetzen, daß die Fertigstellung der Bahnstrecke für das Ende von 1905 in Aussicht genommen wurde. Als dann die politische Situation in Ostasien sich immer bedrohlicher gestaltete, und Rußland danach streben mußte, schnellstens große Truppenmassen und Kriegsvorräte in den fernen Osten zu werfen, da rächte sich die Lässigkeit in der Behandlung der Baikalseebahn empfindlich. Die frühe Kriegserklärung Japans traf die russischen Strategen um so überraschender, als von einer genügend starken Truppenkonzentration in der Mandschurei eben wegen des Verkehrshindernisses am Baikalsee noch keine Rede sein konnte. Es fehlte aber auch auf der ostsibirischen Bahn an dem nötigen rollenden Material zur Weiterbeförderung. Das kaiserliche ‚Vollzugskomitee', das gleich nach dem Kriegsbeginne die Regelung des Transports auf der sibirischen Bahn — unter dem Befehl des Fürsten Chilkow — zu leiten hatte, zog nun ein gewaltiges Wagenmaterial aus den Industriebezirken Südrußlands heran. Da aber die ganze sibirische Bahnstrecke nur eingleisig und, wie erwähnt, aus Übereilung großenteils höchst mangelhaft angelegt ist, so begannen die Verkehrsstockungen schon lange, bevor die Transporte den Baikalsee erreichten. Der harte Winter des Jahres 1904 öffnete dann dem unermüdlich tätigen Verkehrsminister einen Ausweg, um einen raschen Wagen- wie Munitionstransport über den Baikalsee zu ermöglichen. Gegen eine enorm hohe Entschädigung (538 000 Mk.) ließ der russische Staat von einer Privatgesellschaft eine Feldeisenbahn über das 1,4 Meter dicke Eis des Sees bauen. Trotz größter technischer Schwierigkeiten konnte diese seltsame Eisenbahn nach

achtzehntägiger Arbeit am 1. März 1904 in Betrieb genommen werden. Wegen der plötzlich entstehenden Spalten im Eise hatte man von vornherein darauf verzichtet, Truppenmassen dieser Feldeisenbahn anzuvertrauen. Man beförderte sie — nachdem die Eisbrecher ihren Dienst hatten einstellen müssen — in langen Schlittenkolonnen über den See oder leitete sie in etwa zwölfstündigem Fußmarsch an das jenseitige Ufer. Aber das auf der ostsibirischen Strecke so notwendige Wagenmaterial und der größte Teil der Munition wie des Proviants wurde nun auf der Feldeisenbahn über den See transportiert, solange es eben ging.

Sehr lang blieb dieser Ausweg nicht offen. Denn die Risse im Eis, die den Bahndamm verschoben und die Gleise verbogen, machten den Betrieb der Seebahn trotz aller technischer Hilfsmittel noch im März so gefährlich, daß man sie nach 27tägiger Betriebstätigkeit wieder aufgab. Immerhin waren in dieser Zeit 65 Maschinen, 25 Personenwagen, 1693 geschlossene Warenwagen, 411 geheizte Wagen und 262 Plattformwagen auf der Seeeisenbahn befördert worden. Bis zum 20. April mußte man sich mit der Kommunikation auf Schlitten begnügen, dann hinderte die Eisbeschaffenheit für zwei Wochen überhaupt jede Durchquerung des Sees. Erst am 6. Mai konnte Armstrongs Eisbrecherfähre ‚Baikal' ihre Tätigkeit aufnehmen.

Unterdessen war auch mit fieberhaftem Eifer an der Fertigstellung der Umgehungsbahn gebaut worden. Zuerst wurde auf alle Art das Baugeld verschleudert, und schließlich sah sich die russische Regierung durch die Kriegslage genötigt, die Umgehungsbahn selbst unter den größten Opfern an Menschen und Geld schnellstens fertigzustellen. Mit welch' ungeheuerlicher Leichtfertigkeit und Brutalität man vor Kriegsausbruch und auch noch während desselben an der Strecke gearbeitet hat, ersieht man aus der offiziellen Angabe, daß in der Zeit vom November 1901 bis April 1904 von 20000 Arbeitern der Baikal-Umgehungsbahn 14000, d. h. 70 Prozent, erkrankten oder von Unfällen betroffen wurden. Von irgendwelcher Sicherung für die in Tunnel- und Felsbauten gefährdeten Beamten und Arbeiter war keine Rede. Es galt, unter jeder Bedingung die Bahn in wenigen Wochen betriebsfähig zu machen. Bezeichnend für die enormen technischen Schwierigkeiten ist es schon, daß auf der 86 Kilometer langen, gleichfalls eingleisigen Umgehungsstrecke Baikal-Kultuk am Westufer des Sees 32 zweigleisige Tunnel bis zu 800 Meter Länge und mit einer Gesamtlänge von etwa 10 Kilometer angelegt werden mußten. Allein auf diese Westseite des Sees kommen 3,884400 Kubikmeter Tunnelsprengungen. Wiederum erforderte die 173 Kilometer lange Oststrecke der Umgehungsbahn (bis Myssowaja) 210 Kunstbauten, Durchlässe, Überführungen und Brücken. Letztere wurden aus Eisen in der Länge von 40 bis 170 Meter hergestellt und auf Steinpfeilern fundiert. Die Überführungen sind aus Ziegel und Werksteingewölben erbaut, zum kleineren Teil aus eisernem Oberbau. Die letzte Strecke der Umgehungsbahn Myssowaja-Tanchoi (58 Kilometer) ist zum kleineren Teil schon eine Zweigstrecke der ostsibirischen Hauptbahn. In Tanchoi

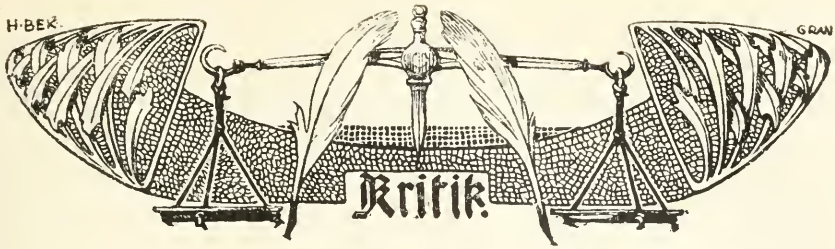
wurde bald nach Kriegsanfang zur Abkürzung des Fährverkehrs ein neuer Hafen für 968 000 Mark erbaut.

Als dann die Baikal-Umgehungsbahn im September 1904 dem Betrieb übergeben werden konnte, da war Rußlands Kriegsgeschick in Ostasien schon besiegelt — nicht zum wenigsten wegen dieses Verkehrshindernisses schwerster Art, das ein rasches Aufrollen der russischen Heereskörper in der Mandschurei und eine geregelte Zufuhr unmöglich gemacht hatte.

Im ganzen verschlang die 270 Kilometer lange Umgehungsstrecke ein Kapital von 115,300 000 Mk., auf den Kilometer also 449,461 Mk., was die plötzliche Überhastung im Bahnbau und andererseits die Übervorteilung des Vollzugskomitees durch Agenten trefflich illustriert. Die Tunnelbauten der Baikalbahn sind übrigens in ständiger Reparatur, da sie nur zum Teil ausgemauert wurden, die Ausmauerung aber sich für das von vulkanischen Erschütterungen heimgesuchte Gestein unbedingt nötig erwies. Auch die Wasserstationen an der Baikalbahn bereiten noch jetzt dem Verkehrsministerium schwere Sorgen, obwohl sie auf dem Aktenpapier für vierzehn Züge in jeder Richtung vorgesehen waren.

So hat das Aschenbrödel des sibirischen Bahnbaues, die Baikalsee-Ringbahn, sich für die stiefmütterliche Behandlung durch unwissende Tschinowniks ganz empfindlich gerächt. Und die kleine, eigentlich allein technisch interessante Strecke hat eine weltpolitische Rolle gespielt, deren direkte wie indirekte Folgen heute noch als unabsehbar gelten können.

Dr. Max Jacobi.



Irrungen des Geschlechtssinnes.

Von

Georg Sticker.

In den einfachsten Gesellschaftsverhältnissen gibt es Männer und Weiber, beide deutlich voneinander unterschieden in Körperform, in Bedürfnissen und Ansprüchen, in Rechten und Pflichten.

Der Mann sieht, daß er dazu da ist, eine Familie zu gründen und zu erhalten. Er glaubt an das Wort Jehovas im Paradiese: ‚Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!' Das Weib fühlt den Beruf, Kinder zu gebären und durch Pflege der Häuslichkeit sich und ihren Kindern den Vater treu zu erhalten. Lieblich klingen ihr die Worte des Herrn: ‚In Schmerzen sollst du Kinder gebären und nach deinem Manne soll dein Verlangen sein.'

Ein Mann, der nicht heiratet, gilt als Sonderling und wird gering geschätzt, falls er nicht durch besondere Leistungen für das Gemeinwohl sich hervortut und als Priester oder Lehrer geistige Vaterschaft übernimmt oder als Mann der Wissenschaften oder Künste unsterblichen Kindern das Dasein schenkt. Das Volk ahnt das Naturgesetz, daß die geistig bedeutenden Männer wie die Riesen an Leibesgestalt unfruchtbar sind und darum über dem gemeinen Urteil stehen.

Ein Weib, das keinen Mann oder als Gattin keine Kinder bekommt, wird verhöhnt; sie müßte denn durch freiwillige Übernahme von Mutterpflichten an fremden Kindern oder als Gehilfin einer Mutter sich allmählich ein anderes Recht auf Liebe und Achtung gründen.

Für den Begriff Entsagung hat das Volk in jenen einfachen Zuständen keinen Sinn und für absonderliche Neigungen keine Gnade: Ein Mann, der Weiberarbeit tut, gilt, wenn ihn nicht etwa die Notdurft seiner Kinder dazu zwingt, als ein Narr, und ein Weib, das nicht zu Hause bleibt, erregt Ekel.

So strenge Sitten erhalten sich nur so lange, als die unbewußte Überzeugung von einem natürlichen und entschiedenen Unterschiede zwischen Mann und Weib unerschüttert bleibt. Es gibt aber Entwicklungsstufen im Leben der Völker, wo jene Unterschiede augenscheinlich anfangen, sich zu vermindern und zu verwischen. Dann sieht man mannartige Personen ohne Lust zur Ehe und ohne Lust zu Krieg und Jagd und Handwerk oder zu geistigem Schaffen, aber mit Neigung und Geschick zu weiblicher Tätigkeit; dann sieht man weiberartige Wesen, die Kind und Gatten vernachlässigen oder verabscheuen und sich in die Versammlungen der Männer drängen.

In dem Verhältnis, wie diese Änderung sich steigert, vermindert sich der Spott der ursprünglich Fühlenden. Man wird mit den abgearteten Neigungen anderer duldsam und schmäht sie um so weniger, je enger Verwandtschaft und Freundschaft zur Nachsicht verpflichten. Es gibt dann bald Männer, die es sogar

gerne sehen, wenn ihre Frau sich nicht mehr damit begnügt, wie Penelope Haus und Hof und Waffensaal für den heimkehrenden Odysseus in Ordnung zu halten, oder wie die Gattin des Plinius ihrem Manne die Studierlampe zu putzen. Ja, man hört dann junge Leute aussprechen, daß sie das Weib für zu gut halten, die Pflichten des Hauswesens zu erfüllen. Sie sagen: ‚Ich verlange von meiner zukünftigen Frau nicht, daß sie kochen und nähen und die Kinder hüten soll; ich will keine Dienstmagd heiraten, sondern eine Lebensgefährtin, die meine höheren Interessen teilt und die Ansprüche meines Standes erfüllt.' Und es mehren sich die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, die im Manne nicht mehr den Gatten und Beschützer, sondern den besseren Kammerdiener und Sekretär der ‚berühmten Frau' sehen; sie wollen selbst auf Reisen gehen wie Alexandrine Tinne oder am Schreibtisch sitzen wie Johanna Schopenhauer. Andere loben ihre Männer, daß diese statt ihrer die Suppe rühren oder das Kind wickeln. Männer und Weiber sprechen nicht mehr von ehelichem Recht und ehelicher Freude; sie kennen nur noch eine eheliche Pflicht.

Wieder eine Stufe höher auf der gesellschaftlichen Entwicklung, die man vorgeschrittene Kultur zu nennen pflegt: Mehr und mehr Menschen fangen an zu zweifeln, ob es eine natürliche Bestimmung des Mannes und des Weibes gebe, ob der Unterschied der Geschlechter wirklich so strenge dazu zwinge, daß der Mann Vater werde und seine Kinder ernähre, und das Weib als Mutter sie pflege und erziehe; sie wollen gar nicht glauben, daß alles andere nur Mittel zu diesem ersten Lebenszweck oder Nebensache oder höchstens Schmuck des Lebens ist. Immer mehrere fangen an zu grübeln, was es denn mit dem Unterschied der Geschlechter auf sich habe. Die einen fragen, ob die Zuneigung des Geschlechts überhaupt erlaubt, ob sie nicht sündhaft sei, und ob es nicht ein Verdienst, ja, eine höhere moralische Pflicht selbst der Verheirateten sei, sie zu überwinden. Andere verkünden, Liebesschmachten sei das Edelste, das Schönste, das Herrlichste, aber die Ehe sei etwas Häßliches. Noch andere meinen, der Geschlechtsverkehr sei eine unverbindliche Sache, ein lustig Tun, das nur zwei leidige Gefahren habe: Geschlechtskrankheiten und Kindersegen.

Endlich, nachdem man sich allmählich an jene Grade der Verkehrung ursprünglicher Anlagen und Triebe gewöhnt hat und sie kaum mehr als Entartung empfindet, erreicht die Gesellschaft ihre äußerste Entwicklung. Nun fühlen sich Männer so ganz weiblich geartet, daß sie im Verkehr mit ihresgleichen die weibliche Rolle übernehmen, und Weiber neigen sich zu Weibern.

Auch früher, in den einfachen Zeiten, zeigten sich gelegentlich solche unheimliche Irrungen. Aber sie blieben vereinzelt und verborgen. Weil man in ihnen unbegreifliche furchtbare Ausnahmen sah, so erregten sie allgemeinen Abscheu und galten den unglücklich Verirrten selbst als höchst verdammenswerte Erscheinungen, die mit allen Mitteln auszurotten seien. In den vorgeschrittenen Zeiten werden sie so häufig, daß sie das Ungeheure verlieren; sie geschehen zweifellos oft auf einer angeborenen Veranlagung so triebartig und so wenig abhängig von Vernunft und freiem Willen und so widerspenstig jeder Erziehung, daß den einsichtigeren Hütern der Sitte und des Rechts ein hochmütiges Verdammen allmählich als Ungerechtigkeit erscheint und der bescheidene Versuch, zu verstehen anstatt zu richten, mehr und mehr den eingewurzelten Abscheu mildert, den jeder normale Mensch empfindet, wo er so weitgehende Entartung seiner eigenen Anlage gewahrt, wobei dann freilich wiederum die Verkehrtheit so mancher darin hervortritt, daß sie den Abscheu nicht nur von der Person, sondern auch von der Sache

entfernen möchten und für jene Unglücklichen sogar Bewunderung wie für edle Märtyrer erregen wollen.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann nun zweierlei geschehen. Entweder entartet die große Masse des Volkes soweit, daß sie sich an jene Zustände gewöhnt und sie für ganz natürlich hält; dann ist der Untergang des Volkes besiegelt. So war es, wie die Schrift berichtet, mit Sodoma und Gomorrha. Oder es erheben sich aus den gesund Gebliebenen immer stärker die Stimmen, die rufen, so dürfe es nicht weiter gehen, Abhilfe sei notwendig. Was die einzelne Stimme rät, hängt von der Art des Mannes ab. Sokrates wollte ein nationales Laster dadurch ausrotten, daß er versuchte, die leiblichen Gelüste in ideale geistige Beziehungen zu veredeln. Plato betrachtete die geschlechtlichen Irrungen und Verkehrungen philosophisch und hoffte sie experimentierend abzuändern. Aristophanes übergoß die Laster und Schwächen seiner Zeit und zugleich den Schwärmer Sokrates mit ätzendem Spott.

Glücklicherweise befinden wir uns noch nicht auf der Höhe der Gesellschaftsentwicklung, die der ‚ungezogene Liebling der Grazien' geißelt, indem er den Sokrates im Wolkenkuckucksheim, die Weiber in der Ratsversammlung, die Weiber in den Orgien des Demeterfestes, die Verschwörung der Weiber wider die Männer (Lysistrate) auf die Bühne brachte.

Daß aber die ganze Entwicklung einzelner Gesellschaftsschichten bei uns gegen jene Zustände hindrängt, bedarf keines Beweises. Selbst für den, der vom wirklichen Leben der Menschen und von seinen Abgründen nichts zu sehen bekommt und nur etwa aus Zeitungen oder Büchern seine Menschenkenntnis und Zeitkunde schöpft, liegen die Dinge offenbar. Es entgeht ihm nicht, daß heute mehr als je über den Unterschied der Geschlechter, über die Frauenfrage, über das Geschlechtsleben bei Naturvölkern und Kulturvölkern, über das dritte Geschlecht und andere geschlechtliche Zwischenstufen, über Geschlechtskrankheiten, über die Belehrung des Volkes und der Kinder in geschlechtlichen Dingen, kurz, über ‚die sexuelle Frage' geschrieben wird. Nicht nur geschrieben, auch gelesen! Ein Büchlein von Möbius ‚Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes' erscheint nach vier Jahren in siebenter Auflage; seine ‚Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden' werden Heft um Heft mit Ungeduld erwartet. Ein umfangreicher Band über ‚Geschlecht und Charakter' von Dr. Otto Weininger (Braumüller, Wien und Leipzig 1903, 9 Mark) liegt schon nach zwei Jahren in siebenter Auflage vor. Von einem ebenso starken Buch des Professors August Forel: ‚Die sexuelle Frage' (Reinhardt, München 1905, 8 Mark) ist das 25. Tausend gedruckt usw.

Was das bedeutet, weiß jeder, der die Wahrheit des Wortes einsieht: ‚Dem ist es schlecht in seiner Haut, der in den eigenen Busen schaut.'

Indem ich von Büchern über die ‚sexuelle Frage' rede, meine ich natürlich nur die wissenschaftlich reinen Erörterungen. Die Schmutzliteratur über den Gegenstand gehört in die verschlossenen Schränke der Ethnologen, falls man nicht lieber wie Napoleon damit verfahren will, der sie von Staats wegen verbrennen ließ. Es war das um dieselbe Zeit, als die ersten wissenschaftlichen Regungen der Geschlechtsfrage für unsere Epoche begannen. Wilhelm von Humboldt schrieb damals in Schillers Horen ‚über den Geschlechtsunterschied' und ‚über männliche und weibliche Form', nachdem schon vorher (1783) Jean Paul in den grönländischen Prozessen ‚Die Frauenfrage' vorbereitet hatte (Kap. 4, über Weiber und Stutzer). Es folgte das Buch von P. J. G. Cabanis: ‚Rapports du physique et du moral de

l'homme' mit der cinquième mémoire: ‚De l'influence des sexes sur le caractère des idées et des affections morales.' Allgemein bekannt sind die Darlegungen Schopenhauers über die ‚Metaphysik der Geschlechtsliebe'. Sie gab vielleicht den stärksten Anstoß zu freien Erörterungen über Dinge, die schon begannen, so viele Menschen bis aufs Blut zu quälen, die öffentlich zu behandeln man aber aus den verschiedensten Gründen bis dahin sich gescheut hatte.

Der wichtigste Grund war wohl nicht, wie man so häufig aussprechen hört, Heuchelei, sondern ein weiser Instinkt, der dem Menschen sagt, daß er leibliche Vorgänge, die die Natur dem Bewußtsein entzogen hat, nicht ungestraft anfaßt. Wer seine Herztätigkeit beobachtet, wer seine Abgänge untersucht, wer seinen Träumen nachsinnt, der ist krank oder in Gefahr, krank zu werden. Darum ist es eine alte Regel der Lebenskunst, daß man sich mit seinem Ich, mit den Zuständen seines Leibes und Geistes möglichst wenig beschäftigen soll. Wer gesund ist, folgt dieser Regel ohne weiteres. Wer krank ist oder sich krank meint, dem wird die Selbstbetrachtung leicht zum peinlichen Genuß, aus dem er sich nur durch eine gewaltsame Willensanstrengung rettet. Ganz besonders gilt das für die Grübelei über geschlechtliche Dinge. Der gesunde Mensch hat anderes zu tun, als über den Geschlechtstrieb und seine Äußerungen nachzuforschen oder sich aufklären zu lassen. Wo der Schrei nach Belehrung darüber so gewaltsam hervorbricht wie heute, da ist viel und schweres Kranksein.

Vorwitz, besonders frühzeitiger Vorwitz nach den Geheimnissen des Geschlechtslebens ist eines der schärfsten Merkmale geistiger Entartung. Je bälder ein Kind nach geschlechtlichen Dingen fragt, — ich meine nicht etwa die sehr harmlose und sehr berechtigte, nur von unvernünftigen Erziehern so gefürchtete und als sündhafte Neugierde bestrafte Frage nach der Herkunft der Kinder, sondern die Frage nach dem Unterschied der Geschlechter und ihren Beziehungen zueinander, — je bälder es von diesen Dingen innerhalb einer gesitteten Umgebung etwas ahnt, oder je größere Freude es daran innerhalb einer lasterhaften Umgebung findet, desto entarteter ist es von Geburt aus; wie umgekehrt der gesundeste Jüngling sich am längsten davor fürchtet, vom Baum der Erkenntnis zu kosten.

Was von der Jugend gilt, gilt natürlich nicht ebenso vom Erwachsenen. Indessen darf man doch sagen, daß bei ihm die Neugierde nach geschlechtlichen Dingen, besonders nach den geschlechtlichen Verirrungen kaum jemals aus einem gesunden wissenschaftlichen Drang, sondern in den meisten Fällen entweder aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb oder aus einer krankhaften Lustbegier jener entarteten Geistesanlage oder aus einem irregeleiteten und verkommenen Charakter erwächst. Das wissenschaftliche Interesse des Laien an Gegenständen der Physiologie und Pathologie pflegt äußerst gering zu sein. Wo wäre einer unter tausenden, der sich in ein Buch über Verrenkungen und Knochenbrüche oder über Bruchschäden oder über Haarkrankheiten vertiefte! Der Laie sieht derartige Bücher gar nicht an oder wirft das langweilige Thema schnell beiseite. Ein Buch aber, dessen Titel Aufschlüsse über das Geschlechtsleben verspricht, zieht sofort die Masse herbei und hält sie fest, wenn es nur einigermaßen verständlich ist. Sogar jedes durch wissenschaftliche Kühle abstoßende Buch kann der Menge dadurch schmackhaft gemacht werden, daß es etwas von den schwülen Heimlichkeiten des Geschlechtslebens mitzuteilen verspricht. Das wissen manche Buchhändler. Das wußte der ernste Philosoph des Pessimismus. Als er den zweiten Band der ‚Welt als Wille und Vorstellung' zum Druck anbot, wettete er darauf, daß mehr als aller übrige Inhalt

‚das etwa 36 Druckseiten lange Kapitel über die Metaphysik der Geschlechtsliebe' den Verleger zugunsten seines Buches stimmen werde.

Ein gesunder und wohlerzogener Mensch fühlt jene laszive Neugierde nicht oder beherrscht sie wenigstens. Ist er, wie etwa der Arzt, berufsmäßig gezwungen, sich mit dem Gegenstand zu befassen, so kostet es ihn anfangs große Überwindung, sich mit wahrer Hingabe darein zu vertiefen. Wie beim Studium der Anatomie fühlt er eine tiefe Scheu, die langsam besiegt werden muß, ehe er die Störungen des Geschlechtslebens mit derselben Unbefangenheit und Sachlichkeit zu betrachten vermag, die er bei der Beschäftigung mit anderen Krankheiten leicht bewahrt oder gewinnt.

Geschlechtstrieb und Neugierde in geschlechtlichen Dingen haben also zunächst nichts miteinander zu tun. Jener ist eine gesunde Äußerung des mannbaren Alters; diese ein Zeichen krankhafter Anlage, um so mehr, je frühzeitiger sie vor dem Geschlechtstrieb auftritt und je deutlicher sie nach den tieferen Geschlechtsverirrungen späht.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen und wirft sie heute dringend und immer dringender auf, ob nicht der stetigen Zunahme hochgradiger geschlechtlicher Entartungen und Erkrankungen durch eine möglichst weitgehende Belehrung gesteuert werden könne.

Wissenschaft erlöst. Das ist gewiß und nichts ist gewisser. Aber was verdient den Namen Wissenschaft? Doch nicht das flache Schulwissen, wie es heute in zahllose unreife Köpfe hineingetrichtert wird, sondern eine gründliche Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, die schwer und mühsam durch eigene Arbeit erworben wird. Für Gegenstände von der Zündkraft der geschlechtlichen Dinge sind die Köpfe der Menge nicht vorbereitet. Man sehe nur, was jene Dinge für Abgründe im Gemüt ungefestigter Menschen aufwühlen, wenn das Volk von ihnen erfährt!

Die Zeitung bringt die Nachricht von einem Lustmord; sie gibt alle Einzelheiten der Untat, und um die weitläufige Mitteilung einigermaßen zu rechtfertigen, läßt sie von einer medizinischen Autorität eine wissenschaftliche Erklärung oder Erläuterung der Sache geben. Diese kann nicht verhindern, daß in nächster Zeit die Zahl der Lustmörder, die über ihren Beruf so gründlich belehrt worden sind, wächst; ihre Zahl vermehrt sich, bis eine andere Zeitungsbelehrung andere Anlagen weckt und gleichsam wieder neue Erkenntnisse und Bedürfnisse schafft. Jeder Erzieher weiß, daß an der Verbreitung der heimlichen Laster die belehrenden und abschreckenden Bücher so viel Anteil haben wie Beispiel und Verführung. Ich finde auch nicht, warum eine Aufklärung durch Schulunterricht über geschlechtliche Verirrungen, wie sie von manchen geplant wird, anders wirken sollte als jene Zeitungsmitteilungen und Warnbücher, solange man unter Aufklärung das Mundgerechtmachen unverdaulicher Dinge für unentwickelte und widerwillige Kindsköpfe oder für eine lüsterne Menge und nicht den ernsten wissenschaftlichen Unterricht versteht, von dem der Verfasser des Emil wünscht, es käme einmal einer, der uns zu so vielen bewunderungswürdigen Mitteln, das Erlernen der Wissenschaften abzukürzen, eines gäbe, ihr Erlernen zu erschweren.

Wenn nun die Erfahrung gelehrt hat, daß selbst die Schriften über Geschlechtsirrungen von so ausgezeichneten und wohldenkenden Ärzten wie Tissot mehr Unheil als Nutzen gestiftet haben, so muß ich mir sagen: Die sexuelle Frage im engeren Sinne des Wortes kann und soll kein Gegenstand volkstümlichen

Unterrichtes werden, zumal man vor den Gefahren der Unzucht ganz gut warnen kann, ohne den tieferen Grund zu berühren. Für Kinder genügen in dieser Beziehung die Andeutungen des Katechismus beim sechsten Gebot. Für die jungen Leute, die ins Leben treten, kann man eine Belehrung derart geben, wie ich sie in meinem Buch ‚Gesundheit und Erziehung, eine Vorschule der Ehe' (2. Auflage, Gießen 1903) versucht habe.

Nun hat man es bei der sexuellen Frage nicht allein mit verfrühten Antrieben, Steigerungen und zügellosen Brutalitäten des Geschlechtssinnes und nicht immer mit den grauenhaften, aufregenden und anreizenden Formen zu tun, für die unbedingt das weise Wort der Griechen gilt, man solle giftige Sümpfe nicht aufrühren. Es gehören, wie wir zu Anfang dargetan haben, dazu auch jene Erscheinungen der Geschlechtsirrung, bei denen es sich um eine Verminderung des Geschlechtsinstinktes oder um seine Verkehrung handelt, und die sich in ihren mildesten Formen als Feminismus, Verweibung der Männer und als Frauenemanzipation äußern.

Es hat lange gedauert, bis man die wahre Wurzel dieser Abweichungen erkannte, die so tief in das öffentliche Leben eingreifen. P. J. Möbius ist wohl der erste, der sie naturwissenschaftlich untersucht und auf ihre Grundformel gebracht hat. Diese lautet: Je gesunder ein Mensch ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib. Mit anderen Worten: Geschlechtliche Zwischenstufen sind krankhafte Abartungen, auch scheinbar rein geistige Abweichungen vom Geschlechtstypus sind krankhafte Erscheinungen. Ein verkehrtes geschlechtliches Empfinden beruht immer auf angeborener Anlage.

Wen die Begründung dieser Sätze angeht, also den Erzieher im weitesten Sinne des Wortes, dem können die Schriften von Möbius nicht genug empfohlen werden, besonders aber dann, wenn er etwa der Ansicht huldigen sollte, die Einrichtungen des Staates und des gesellschaftlichen Lebens müßten nicht in erster Linie nach der alten Begriffstrennung Mann oder Weib, sondern nach den Ansprüchen weiblich empfindender Männer oder männlich empfindender Weiber geregelt werden. Er wird dann lernen, daß die letztere Forderung gleichbedeutend ist mit der, den Staat nach dem Begehren der Kranken und Krüppel anstatt nach dem Willen der Gesunden einzurichten. Der Gesunde hat für die Kranken zu sorgen; er soll sich aber nicht von ihnen tyrannisieren lassen. Es ist auch freilich keine Gefahr, daß die schwache Sache endgültig siege; aber Nachgiebigkeit gegen sie verzögert das Wachstum der starken.

Nach Möbius beeiferten sich viele, das fruchtbare Feld der Geschlechtsverkehrungen zu bearbeiten; am angelegentlichsten Otto Weininger, ein junger Wiener Doktor, der unter dem Titel ‚Geschlecht und Charakter; eine prinzipielle Untersuchung' in einem über 600 Seiten starken Bande ‚das Problem des Geschlechtsgesetzes' behandelt und insbesondere ‚eine abschließende Antwort auf die sogenannte Frauenfrage' zu geben verspricht.

Das Buch wäre trotz seines Umfanges kaum bekannt geworden, wenn nicht sein Verfasser bald nach dem Erscheinen des Buches aus dem Leben gegangen und sofort zum Propheten ausgerufen worden wäre von einer staunenden Gemeinde, die seine Schrift als ‚köstliches Testament des dreiundzwanzigjährigen Großen' ihn selbst als Heiland und Welterlöser feiert und dies der Welt verkündet: ‚Geschlecht und Charakter ist ein Buch, dessen Titel bald im Munde jedes Gebildeten sein wird.'

Weiningers Lebensumstände sind nicht gleichgültig für die Beurteilung des Buches. Er war geborener Jude, Sohn eines Kunsthandwerkers in Wien, zeigte von Jugend auf schwere Merkzeichen geistiger und gemütlicher Entartung, hat fleißig und vielseitig auf der Universität studiert, wurde im zweiundzwanzigsten Jahre zum Doktor der Philosophie promoviert und trat am selben Tage zum evangelischen Christentum über. Mitte 1903 hat er sein Buch herausgegeben, reiste dann ein paar Monate in Italien. Am 4. Oktober 1903 begab er sich in Beethovens Wohnhaus zu Wien und machte seinem Leben mit einer Kugel das Ende. Im Nachlaß fand man eine Reihe von Aphorismen, die Rappaport unter dem Titel ‚über die letzten Dinge' herausgegeben hat.

Die Wiener Literaten, die sich seine Jünger nennen, führen die Bedeutung des Propheten mit folgenden Sprüchen aus: ‚Als sein Leib in die Erde gesenkt wurde, endigte eine partielle Mondfinsternis, die nur in Wien sichtbar war, während an Kants Todestag eine weiße Wolke gegen Himmel aufstieg. — Weininger war in hohem Grade zum Verbrecher veranlagt, und zugleich besaß er ein ungeheures sittliches Streben; von Güte in höherem Sinne hatte er sehr viel in sich. — Weininger war in der modernen psychologischen und erkenntnistheoretischen Literatur vollkommen zu Hause. Ein Jahr vor seinem Tode hat er am Psychologenkongreß zu Paris teilgenommen. — Anfangs war er begeisterter Anhänger von Avenarius, dann wurde er Kantianer. Noch höher beinahe als Kant schätzte er Plato. — Er war in extremem Grade Musikpsychologe. So empfand er in diesem Motiv den spielenden Monismus, in jenem die resignierte Trennung vom Absoluten, in einem dritten die Erbsünde usw. — Er interessierte sich am meisten für Philologie. — Auf der Universität beschäftigte er sich am eingehendsten mit Biologie und Physiologie. Er hat auch einmal ein Gehirn seziert. — Er besaß eine ungeheuer starke Naturempfindung. Das höchste für ihn war der Sonnenuntergang, der ihm wahrscheinlich das Erlöschen des göttlichen Lichtes beim Sündenfall symbolisierte. Auch für das Wasser in allen Formen hatte er viel Sinn: Die Quelle bedeutete ihm die Geburt, der Fluß das apollinische und das Meer das dionysische Prinzip. Alle Tiere sind ihm Symbole verbrecherischer, alle Pflanzen Symbole neurasthenischer Phänomene im Menschen. Die Tiefseefauna ist die Inkarnation von verbrecherischen Prinzipien. An der Schlange sind sehr merkwürdig und tief antimoralisch die Häutungen. Der Wurm und die Schlange haben beide zum buckligen Verbrecher Beziehungen. — Die Universalität seiner Naturempfindung ist erstaunlich. Er empfand das Hochgebirge so stark als das Meer; er sehnte sich nach dem Norden ebenso sehr als nach dem Süden. Weininger liebte die Natur so sehr, daß er einmal mitten im Winter ein Gartenzimmer in Gersthof (einem westlichen Vororte Wiens) bezog, um dem Wald nahe zu sein; allerdings ist er nicht lange dort geblieben.'

Dieses und vieles andere enthalten die Schriften über Weininger, besonders die Mitteilungen Rappaports in dem nachgelassenen Werk ‚Über die letzten Dinge' (Braumüller, Wien 1904, 5 Mk.) und das Buch von Emil Lucka ‚Otto Weininger sein Werk und seine Persönlichkeit' (Braumüller, Wien 1904, 2.50 Mk.). Von den ‚letzten Dingen' ist übrigens in jener Schrift nirgendwo die Rede, man müßte sie denn in den Worten Tod und Teufel, die öfter wiederkehren, finden. Nicht immer stimmen die Jünger mit dem Meister überein. Rappaport erklärt den Selbstmord Weiningers so: ‚Höchste Furcht vor dem Teufel ist das Motiv seines Selbstmordes gewesen, sicherlich nichts anderes. Weiningers Selbstmord war ein Akt des höchsten

Heroismus.' — Weininger selbst schreibt kurz vor seinem Tode: ‚Der Selbstmord ist kein Zeichen von Mut, sondern von Feigheit, wenn auch unter den Feigheiten selbst die geringste.'

Der junge Mann, der alles wußte und begriff, weil er einmal einem wissenschaftlichen Kongreß in Paris beigewohnt, einmal ein Gehirn seziert und sich Winters einmal nahe beim Walde eingemietet hat, ist eine komische Figur. Tragisch und der Teilnahme nicht unwert erscheint sein Lebensgang und Geisteszustand in der sachlichen Würdigung, die E. Probst über ihn in den ‚Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens' gegeben hat: ‚Der Fall Otto Weininger, eine psychiatrische Studie' (Wiesbaden, Bergmann, 1904). Eine verdiente Kritik seines Hauptwerkes hat P. J. Möbius gegeben: ‚Geschlecht und Unbescheidenheit' (Halle a. S. bei Marhold 1904).

Für unsere Zwecke genügt es, hier eine kurze Skizze von dem Lehrgebäude Weiningers zu geben. Grundsatz: Jeder Mensch ist gemischt aus Männlichem, M, und Weiblichem, W. Er stellt eine sexuelle Zwischenstufe der abstrahierten idealen Typen Mann und Weib dar, die in Wirklichkeit nicht vorkommen. Der Mann ist M + etwas W; das Weib ist W + etwas M.

Das Männliche ist die Summe aller guten, großen und mächtigen Eigenschaften. Die intelligible hyperempirische Existenz des Mannes ist erhaben über Stoff, Raum und Zeit. Fänden seine Pluseigenschaften sich in einem Individuum vereinigt, so hätte man den idealen Mann, den es aber nicht gibt. Auch dem höchstgearteten Mann sind immer mehr oder weniger reichliche Minuseigenschaften beigegeben. Die Summe aller Minuseigenschaften bildet das absolute Weib, das es auch nicht gibt. Dem Weibe mangeln Individualität und Wille, es hat keinen Teil am Werte und an der Liebe; es ist von einem höheren transzendenten metaphysischen Sein ausgeschlossen.

Der tiefststehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weib. Der reine Mann ist das Ebenbild Gottes; das Weib, auch das W im Manne, ist das Symbol des Nichts. Das absolute Weib hat kein Ich. — Es gibt kein Weib, das nicht in Gedanken die Treue gebrochen hätte. — Mutterliebe ist unsittlich. (Noch schlimmere Kraßheiten wollen wir dem Leser ersparen.)

M und W suchen sich zu ergänzen, damit die Summe 1 M + 1 W werde. Das ist das große Gesetz, nachdem die Geschlechter sich anziehen. Dieses Gesetz löst das Rätsel der gleichgeschlechtlichen Liebe. Hat ein Mann Neigung zu Männern, so hat er viel W in sich; fühlt ein Weib sich zum Weibe hingezogen, so hat es viel M in sich. Das Weib mit lesbischer Liebe steht also über dem Weib, das den Mann sucht.

Die Emanzipation der Frauen ist nur das Erwachen des M in den Weibern. Das echte Weib mit überwiegendem W ist zur Emanzipation unfähig, ja ihr durchaus feindlich. Das Weib ist nichts, und darum, nur darum kann es alles werden, während der Mann nur bleiben kann, was er ist. Das Weib ist die Schuld des Mannes, der das Weib durch seine Geschlechtsbegierde geschaffen hat. Weib ist Schuld, und Weiblichkeit bedeutet Kuppelei.

Dem Weibe ist der Jude gleichbedeutend. Der absolute Jude ist seelenlos. Nur Juden sind echte Heiratsvermittler. Das Judentum ist das Böseste überhaupt.

Das Weib und das Judentum muß untergehen, und es ist keine Möglichkeit für eine Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden, ehe dies nicht geschieht. —

Nicht genug, daß Weininger seiner Mutter in den Schoß und seinem Stamme in den Bart speit; seine Evangelisten rasen weiter:

Theodor Schüz pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Mittagsruhe bei der Ernte.

Photographischer Verlag F. Bruckmann, München.

Christus war ein Jude. Er war aber zugleich der Mensch, der die stärkste Negative, das Judentum, in sich überwindet und so die stärkste Position, das Christentum, geschaffen hat. Auch Weininger war ein Jude; er hat wie Christus das Judentum überwunden und außerdem noch das Weib. Unsere Zeit ist nicht nur die jüdischste, sondern auch die weibischste aller Zeiten. Dem neuen Judentum entgegen dringt ein neues Christentum ans Licht. Die Menschheit harrt des neuen Religionsstifters, und der Kampf drängt zur Entscheidung wie im Jahre Eins.

Das sind die ‚leitenden Wahrheiten', die Weininger und seine Schule weitläufig ausführt, um die Frauenfrage und alle Geschlechtsrätsel und Welträtsel zugleich endgültig zu lösen.

Nach den wilden Delirien des jungen Philosophasters wirken die ruhigen naturwissenschaftlichen Darlegungen des Dr. med., phil. et jur. August Forel, Professors der Psychiatrie, über ‚die sexuelle Frage' wohltuend. Das Buch behandelt die Anatomie und Physiologie der Zeugung und Geburt; die drei Wurzeln des Geschlechtslebens: den unbewußten Fortpflanzungstrieb, die Begierde nach Sinnenreiz, das Verlangen nach einem Lebensgefährten, mit ihren Ausbreitungen und Auswüchsen; endlich die krankhaften Abweichungen vom natürlichen Verhalten. Eine klarere Darstellung aller Bedingungen und Erscheinungen des Geschlechtslebens wird man kaum finden. Abgesehen von den reformatorischen Wünschen und Ratschlägen des Verfassers für eine sexuelle Ethik, die des Unethischen gar viel enthalten, müßte man das Buch als ein nützliches begrüßen, wäre es für Fachleute, also für Ärzte, Erzieher, Juristen, bestimmt. Nun aber hat der Verfasser es ‚für Gebildete' geschrieben, und damit verfällt es allen den Einwendungen, die sich gegen die allgemeine Aufklärung in geschlechtlichen Dingen erheben. Denn wer ist heutzutage nicht gebildet? Der junge Mensch auf der Universität wie auf dem Kontor, der junge Offizier, der Beamte, jeder Bürger, jeder überhaupt, der etwa Schiller oder Bebel liest, macht Anspruch darauf, gebildet zu sein. Gebildet ist jedes Mädchen, das einer höheren Töchterschule angehört, eine Fortbildungsschule besucht oder einige öffentliche wissenschaftliche Vorträge gehört hat. Sie alle müssen sich also aufgefordert glauben, Forels Buch zu lesen. Wie eng oder wie weit der Verfasser nach seinem eigenen Sinne den Kreis der Gebildeten ziehen mag, er wird nicht verhüten können, daß sein Buch gerade von denen in die Hände genommen wird, für die es nicht bestimmt sein kann, die aus ihm weiter nichts entnehmen wollen als eine gründlichere und vollständigere Kenntnis der Sittenlosigkeiten und Verirrungen, die sie bis dahin nur unvollständig kannten und übten. So sinkt leider sein Buch zu den Pornographien hinab. Daran kann nichts ändern die Berufung auf den heiligen Augustinus: ‚Wenn das, was ich geschrieben habe, irgend eine unkeusche Person ärgert, so klage sie ihre eigene Schande und nicht die Worte an, deren ich mich habe bedienen müssen, um meine Gedanken über die Zeugung der Menschen zu erklären.'

Forel selbst bringt ein schlagendes Beispiel dafür, wie weit der Vorwand des Bildungsbedürfnisses dienlich ist, um Zuchtlosigkeit zu bemänteln. Er erwähnt erotische Schauspiele des Orients auf der Pariser Weltausstellung. ‚Da die Sache unter der Etikette Ethnologie vor sich ging, wohnten gesittete Damen dem Bauchtanz bei, ohne die Spur von sittlicher Entrüstung zu zeigen.'

Es ist doch etwas Sonderbares um die höhere Gesittung der ‚Gebildeten'. — Immerhin gibt es noch Dinge, die ihren Eifer erregen, zum Beispiel das

Beichtinstitut der katholischen Kirche. Alle Märchen und Phrasen, die über die sittenverderbende Wirkung desselben verbreitet werden, nimmt Forel gläubig an, um sich darüber zu entrüsten. Er bedenkt nicht, daß, wenn hier und da wirklich einmal ein schlechter Priester mit seinem Amte Mißbrauch treibt, daraus der kirchlichen Einrichtung ebensowenig ein Vorwurf gemacht werden kann, wie die Unwürdigkeit einzelner Ärzte gegen die Würde des ärztlichen Berufes spricht. Er vergißt ganz, daß es in der ärztlichen Praxis mindestens dieselben Beichtfragen und Beichtgeheimnisse gibt wie in der geistlichen. Er übersieht, daß in seinem Buch alle die ‚schändlichen' Dinge auf Deutsch stehen, die in den Moraltheologien durch die lateinische Sprache stets dem Vorwitz Unberufener entzogen worden sind, weil eben die Kasuisten nie für die Beichtkinder, sondern nur für die Beichtväter gesammelt und gedruckt haben. Im übrigen befindet sich Forel bei aller Gelehrsamkeit in voller Unwissenheit über die katholische Kirche: ‚Das Lügen und die Reservatio mentalis sind, in gewissen Fällen wenigstens, das Recht oder die Pflicht des Katholiken, der nur nicht auf Gott und die Religion einen falschen Schwur leisten darf.'

Noch ein anderer Satz ist bezeichnend: ‚Ich bin der Ansicht, daß die Suggestion religiöser Liebesekstase in der Tat für das Gute, für das soziale Wohl benutzt werden kann.' Das steht so da, als ob es sich um eine unerhörte Entdeckung handelte; als ob nicht die ganze christliche Welt, besonders die des Mittelalters, bei den Werken der Gottesliebe und der Nächstenliebe von jener Ansicht durchdrungen sei, freilich mit dem Unterschiede, daß in der Kirche religiöse Liebesekstase nicht absichtlich suggeriert, sondern, wenn sie sich etwa äußert, im Unterbewußtsein, wo sie entsteht und wohin sie gehört, belassen und vorsichtig zu edlen Wirkungen geleitet wird. Hier hat die Kirche stets so gehandelt, wie überhaupt ein vernünftiger Erzieher handeln muß. So wichtig es für diesen ist, Abweichungen, Ausartungen, Mängel zu erkennen und auf ihren Grund zu prüfen, so wenig rätlich erscheint es ihm, sie dem Zögling zum Bewußtsein zu bringen: Dies und das fehlt dir, darin bist du krank, minderwertig, entartet. Nur wo er hofft, durch Aufklärung wirklich zu nützen, hält er ihm den Spiegel vor. Für gewöhnlich begnügt er sich, starke und gute Seiten zu entwickeln, um das Schwache und Schlechte auszugleichen.

Wenden wir dies auf die Behandlung der Geschlechtsirrungen, insbesondere auf ihre häufigste und mildeste Erscheinung, auf die weibliche Emanzipation an! Tausende von weiblichen Wesen werden heute in die Möglichkeit oder Notwendigkeit versetzt, auf ihren ersten natürlichen Beruf zu verzichten. Ihre Vormünder und sie selbst geraten unter dieser Aussicht ins Schwanken, was ihre Lebensaufgabe werden solle. Sie können zweierlei Rat vernehmen.

Es kommen gedankenlose Gleichmacher und geschlechtlose Gleichmacherinnen und möchten das junge Mädchen in den Wahn hineintreiben, jedes Weib habe dieselbe Anlage zu Gewerben und Ämtern wie der Mann und gehöre wie dieser in das öffentliche Leben; der sogenannte weibliche Beruf sei eine Nebensache, worüber ein jedes verfügen oder verzichten könne, wie es wolle. Sie bringen berühmte Beispiele, wie ein liebenswertes und liebefähiges Weib aus Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Handwerk leicht und frei auf Ehe und Mutterschaft verzichtete. Sie nennen die Malerin Marie Baschkirtseff, sagen aber nicht, daß fast jede Seite ihres Tagebuchs bekennt, wie schwer es ihr ward, trotz ihrer brennenden Kunstbegeisterung dem weiblichen Beruf zu entsagen, und daß wohl nur der frühe Tod ihr die schwersten Kämpfe erspart hat. ‚Ich suche den Ruhm und

einen Mann.' (Journal 10. Août 1876.) Sie nennen Sonja Kowalewsky und verschweigen gerne, daß diese ihrem jahrelang treu durchgeführten Vorsatz, nur der Mathematik zu leben, endlich doch untreu geworden ist; vergessen auch, was so ehrlich Charlotte Leffler, die Biographin Sonjas berichtet, daß sie, um zu produzieren, der Stimulation durch die Genialität anderer Mathematiker bedurfte, daß ihre ganze wissenschaftliche Wirksamkeit nichts anderes war als eine Entwickelung der Ideen ihres großen Lehrers, und daß sie zu ihrer literarischen Produktion unwillkürlich die Ideen anderer ausbeutete. — Wenn es sich so bei hochbegabten Weibern verhält, dann braucht man sich nicht zu wundern, was die Aufwiegelung des Weibes zur ‚erbarmungslosen Konkurrenz' mit dem Manne ganz allgemein für Früchte trägt; daß in diesem Wettstreit unzählige Vertreterinnen des schwachen Geschlechts dahinsiechen oder, falls sie noch spät ihre ‚Selbständigkeit' wegwerfen in jeder Weise verkümmert und unvorbereitet in die Ehe kommen.

Ein Glück, wenn andere umsichtige Berater, die sich dem Unterschied zwischen Mann und Weib nicht verschließen, zur Geltung kommen. Sie sind zunächst darauf bedacht, jedem Weib die Möglichkeit, Gattin und Mutter zu werden, zu erhalten. Dabei unterlassen sie nicht, im einzelnen Falle zu prüfen, ob die leibliche und geistige Anlage zum weiblichen Beruf vorhanden ist oder mangelt. Im letzteren Falle, bei einem geschlechtslosen Wesen, versuchen sie aus der Not eine Tugend zu machen und lassen anderen etwa vorhandenen Anlagen auch dann ihre Entwicklung, wenn sie auf das männliche Arbeitsgebiet übergreifen. Im anderen Falle erwägen sie die Wahrscheinlichkeit, wie weit die äußeren Umstände den Gatten und die Häuslichkeit in Aussicht stellen. Fehlt diese oder ist sie gering, so verbergen sie ihrem Zögling schonend, was des Weibes erster Beruf ist, und versuchen, seine Nebeneigenschaften pflegend und ausbildend, ihn für andere gute und große Aufgaben zu begeistern.

Wie diese Erziehung praktisch sich gestaltet, das auszuführen muß ich einem Manne überlassen, der sich besonders gründlich mit dem Gegenstand befaßt und darein vertieft hat, dem Professor J. Mausbach. Seine Bücher: ‚Die Stellung der Frau im Menschheitsleben' (M.-Gladbach 1906) und ‚Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf' (M.-Gladbach 1906) sind eben erschienen.

Es wäre zu wünschen, daß Einer mit gleicher Sachkenntnis und Vorsicht auch einmal die Männerfrage behandelte. Sie lautet ganz anders und ist nicht minder wichtig.

Jörgensens Pilgerbuch.*

Wer die früheren Bücher Jörgensens kennt, auch seine Reisebücher mit der Flucht wechselvollster Stimmungen in jener überfeinen, oft überkünstlichen impressionistischen Darstellungskunst der Nordländer, vor allem der Dänen seit Jakobsen, wird von diesem Pilgerbuche anfangs enttäuscht sein. Es beginnt mit einer ruhigen Bedachtsamkeit und Sachlichkeit von einer Pilgerfahrt nach den Stätten der Erinnerung an den heiligen Franziskus und sein und seiner Brüder erstes Wirken zu erzählen, nach dem ‚Franziskanischen Italien', wie Jörgensen es nennt. Es ist ihm das Land der Verheißung, das Land seiner steten Verehrung und Sehnsucht, seit

* Johannes Jörgensen, Das Pilgerbuch. Aus dem Franziskanischen Italien. Kösel, Kempten. Mk. 4.

er vor zehn Jahren hier, in Assisi, in Zweifel und Glauben sich nach dem Licht der Wahrheit verzehrte, wie er's damals vom armen Giovanni berichtet hat in seiner ‚Umbrischen Chronik'. — Das Pilgerbuch ist der Gewinn eines neuerlichen Besuches. Es läßt sich nicht wie andere Bücher Jörgensens genießen. Es ist nicht nur sachlicher, der gestellten Aufgabe gemäß, und deshalb für viele zu nüchtern; es ist auch nicht so sehr um der Kunst willen geschrieben trotz einiger hervorragend künstlerischer Partien, besonders in der zweiten Hälfte des Buches. Es ist fast mehr noch als einzelne frühere Schriften ein Buch des ‚sich auf sich selbst Besinnens und sich selbst Gewinnens' und ohne allzuviel Drum und Dran. Allenthalben läßt sich ein Weniger an künstlerischer Aufdrapierung der Stimmungen und Gefühle gegen früher konstatieren. Der ehemalige Literat in Jörgensen, all der blöde Firnis, das Spiel der wechselnden Lichter, der aufgemalten Farben und erborgten Flitter, das Spielerische, bloß Spielerische, all das tritt mehr und mehr zurück vor dem echt und rein Menschlichen, dem wahr Wesentlichen. Jörgensen war nie n u r Literat; dafür war er nicht oberflächlich, harmlos genug, steckte zuviel Persönlichkeit in ihm und ein echtes, starkes Wollen und Können. Aber er trat aus dem Literatentum Kopenhagens heraus an die Kunst heran und teilte mit den äußeren Vorzügen auch manche Schwächen seiner Schule. Die eitle Selbstspiegelung, der selbstgefällige Aufputz der eigenen Gefühle ist ein Charakteristikum fast aller Modernen und gibt ihnen einen Zug ins Lächerliche bis zur Selbstpersiflage. Nicht wieweit auch Jörgensen an dieser Dichterepidemie krankte, will ich hier feststellen, vielmehr betonen, daß dem entgegen eine fast kindlich zarte Scheu und Unbeholfenheit, das eigene Fühlen auszusprechen, an manchen Stellen sich kundgibt, die für mein Gefühl ergreifender wirkt, als alle Kunst es vermöchte; nur verhalten, wie zwischen den Zeilen, man weiß nicht woher, erklingt es in Tönen, die ans Herz rühren. Das ist die Wirkung des Naiven in der Kunst, die nach all dem Absichtlichen, Gewollten, Selbstquälerischen der Afterkunst doppelt wohltut. Und wenn dann doch mal des Herzens Fülle überströmt wie hie und da im Pilgerbuche, dann ist es echte, elementare Kraft, kein bloß persönliches Gefühlchen, ist es tiefe, ehrliche, leidenschaftliche Ergriffenheit, allmenschlich geweitet.

Das ist die Wende in Jörgensens Entwicklung, die Wende, die sich schon seit Jahren bei ihm ankündigte, und die die meisten Künstler von heute erleben müssen: vom Literaten zum Menschen, zur Persönlichkeit. Aber Persönlichkeit, das ist nicht ein karges, kleines, eigensinniges Ich; das ist eine Seele und ein Geist, die als Ganzes eine bedeutende Welt umschließen. Ich glaube, diese Beobachtung bei Jörgensen nicht zu Unrecht gemacht zu haben, und darf so wohl behaupten, daß das Pilgerbuch, das d e n ‚Vielen' vielleicht weniger gibt, vielen aber mehr gibt. Denn die Literaten und ihre blutleeren Stilkünste mögen interessieren und narkotisieren, wen sie wollen, wir aber verehren und lieben Kunst, wo Menschliches menschlich sich ausspricht.

Christoph Flaskamp.

Dogmatismus bei ‚Freidenkern'

scheint ein Widerspruch in sich. Und doch entwickelt sich gerade bei solchen Geistern, die sich über jede religiöse Glaubenstreue turmhoch erhaben dünken, das allgemein menschliche Bedürfnis nach einem festen Überzeugungsfonds zur kritiklosen Einschwörung auf die absonderlichsten Lehrsätze negativen und positiven Inhalts. Während die offenbarte Wahrheit ihren Bekennern ruhige Gewißheit nur über das Unerforschliche gewährt und eben hierdurch den natürlichen Erkenntnistrieb wahrhaft frei macht und auf die rechten Ziele lenkt, mengt sich der Katechismus unserer ‚Freidenker' und ‚Freireligiösen' mit Vorliebe gerade in solche Fragen ein, deren Lösung und allmähliche Aufhellung jetzige und künftige Aufgabe der Wissenschaft ist und bleibt. Wer seine Weltanschauung auf ‚die Ergebnisse der modernen Wissenschaft' und nichts anderes gründen will, muß sich der naiven Vorstellung hingeben, als sei die Wissenschaft im wesentlichen ein fertiges und abgeschlossenes Erkenntnisganzes, muß sich der unleugbaren Tatsache blind verschließen, daß jeder neue Erkenntnisfortschritt auch immer neue Forschungsgebiete und Rätselfragen eröffnet, daß gerade die wissensreichsten unter uns am bescheidensten bekennen müssen, daß sie ‚nichts wissen'.

Am schlimmsten treten die pseudowissenschaftlichen Allüren modernen Freidenkertums naturgemäß dort hervor, wo man sich organisieren will und daher auf bestimmte gemeinsame Grundsätze einigen muß. Das Programm des von Häckel unlängst begründeten ‚deutschen Monistenbundes' hat einem, wie man sehen wird, nichts weniger als ‚theologisch befangenen' Beurteiler in der ‚Beilage zur Allgemeinen Zeitung' (Nr. 69 und 70) bemerkenswerte Protestworte abgenötigt. Zwar wird in besagtem Programm auch einmal die ‚Relativität aller Wissenschaft' betont; aber demgegenüber hält Emil Ott der Häckelgemeinde mit Recht vor:

> ‚Der Tenor der Häckelschen Veröffentlichungen macht nicht den Eindruck, als sei man in diesen Kreisen von der Relativität und dem stark hypothetischen seiner Wissenschaft so sehr überzeugt. Die apodiktische Gewißheit, der absolutistische Ton, mit dem man von „objektiv anerkannten Ergebnissen der modernen Wissenschaft" redet, die Anmaßung, mit der man in fremde, der Naturwissenschaft nicht zugängliche Gebiete übergreift, lassen gerade das Gegenteil erwarten. Aber angenommen auch, der Bund bliebe in seinen einsichtigeren Vertretern vor dogmatischer Verknöcherung bewahrt; daß es ein großer, vielleicht der größere Teil seiner Anhänger, die Masse der nicht gründlich wissenschaftlich Gebildeten, nicht bleiben wird,

das ist gar nicht erst abzuwarten; in Wahrheit ist der Häckelianismus schon längst ein Dogma geworden, oft von schlimmerer Art als bei der Orthodoxie. Denn bei dieser kann das Volk seine „Dogmen" bis zu einem gewissen Grade wenigstens noch nachprüfen oder nacherleben, aber bei dem naturalistischen Monismus ist dies für den Laien meist eine Unmöglichkeit. Er ist einfach auf Autorität angewiesen. Ohne autoritative Erkenntnisse ist wohl auf keinem Gebiet auszukommen, aber es kommt darauf an, wie dieselben apperzipiert werden. Da besteht die Gefahr, daß man blind glaubt, wie man das Wesen des Dogmas nach dieser Seite kennzeichnet. Gewiß teilt diese Gefahr jede andere wissenschaftliche Anschauung, wenn sie in populärem Gewande unters Volk tritt; aber es wird zugegeben werden, daß diese Gefahr um so größer ist, je einfacher die aufgestellten Prinzipien sind, je weniger sie scheinbar ihrer konstruierten unmittelbaren Evidenz wegen der eigenen Nachprüfung bedürfen und die tiefsten und schwierigsten Probleme der Menschheit mit ein paar naturwissenschaftlichen Kategorien zu lösen scheinen. . . . Man gehe selbst unter die Laien (nicht wissenschaftlich Gebildeten) und unterhalte sich mit ihnen, dann wird man die ganze Misere der Halbbildung, die direkt bildungszerstörend wirkt, kennen lernen. Sie haben ein paar Schlagwörter und ein paar theoretische Prinzipien, gerade die naturalistischen von Entwicklung, Anpassung und Gehirnfunktion, und damit operieren sie nun, spannen die schwierigsten Probleme in diesen Schematismus hinein, ohne zu merken, daß dieselben oft da erst beginnen, wo dieser aufhört, werfen alles über Bord, was nicht in ihn hineinpaßt, und ergehen sich dann noch in lächelndem Dünkel, daß auch sie wissenschaftlich denken können und Männer wie Häckel hinter ihnen stehen. Aber man kann es ihnen nicht übel nehmen, — im Gegenteil, man muß sich freuen, daß sie sich überhaupt Gedanken machen; — sie haben nicht die nötige methodische Bildung und vor allem nicht die stofflichen Kenntnisse. Die Schuld liegt an denen, welche ihnen die Anschauungen als fertige Münzen in die Hand geben, ohne auf ihren schwankenden Wert und ihr Risiko hinzuweisen. Jede unserer heutigen mit Bienenfleiß betriebenen Popularisationen ist ein moralisches Vergehen am Volk, wenn sie ihm das Nachdenken und Nachprüfen auf irgend eine Weise erspart. Natürlich wird es für dasselbe, wie ja sogar für den Wissenschaftler einer besonderen Disziplin selbst, immer unkontrollierbare Tatsachen und Erkenntnisse geben. Aber das Unmoralische liegt darin, daß man das Volk von vornherein für eine einseitige Betrachtungsweise gefangen nimmt, deren Schwächen und Unsicherheiten man verschweigt, daß man nahezu mit Absolutheitsansprüchen kommt, wo es sich oft um nichts weiter als unbestätigte Hypothesen und voreilige Schlußfolgerungen handelt, daß man Blendlichter spielen und den Blick nicht offen läßt für entgegenstehende Tatsachen und andersartige Überzeugungen.'

Wenn solche Erscheinungen wie der Monistenbund und die allerorts zunehmende Agitation der ‚Freidenker' und ‚freireligiösen Gemeinden' nicht eine ernste Gefahr für unsere geistige und sittliche Fortentwicklung bedeuteten, könnte man wohl lächeln über die Ironie des Schicksals, vermöge deren gerade die heftigsten Gegner des Autoritätsgedankens einer solchen karikaturmäßigen Autoritätsgläubigkeit verfallen. Mit Ott fürchten wir trotzdem zunächst einen ziemlich weitgreifenden Erfolg derartiger radikaler Volks‚aufklärung', aber mit ihm halten wir auch eine Dauer dieses Erfolges für ausgeschlossen und

meinen, durch rechtzeitiges Einsetzen einer energischen Gegenaufklärung könne gar mancher geistigen Überschwemmungs- und Versumpfungsgefahr das Wasser noch abgegraben werden. Ott erwartet eine Überwindung des naturalistischen Monismus namentlich von den ernüchternden Wirkungen moderner Philosophie und insbesondere Erkenntnistheorie. Wir glauben nicht an eine weitgreifende Popularisierungsmöglichkeit so schwieriger Gedankengänge und fürchten, sie würden viele Köpfe nur noch mehr verwirren. Auch Kant ist ja heute schon für manche geistige Oberschichten ein eben so blindverehrter Autoritätsgötze als Häckel für tiefere Schichten. Die wirksamste Gegenaufklärung wird vielmehr von der viel mißbrauchten Naturwissenschaft selbst ausgehen müssen. Häckel dankt sein Ansehen zumal dem Umstand, daß er vielen als berufener Vertreter ‚der Naturwissenschaften' in ihrer Gesamtheit gilt, während er in Wahrheit nur auf einigen Teilgebieten der Zoologie über hervorragende Sachkenntnis und wirkliche Forschungsverdienste verfügt. Nun pfuscht er aber nicht nur etwa gelegentlich in ihm fremde Zweige der Naturwissenschaften und aller anderen Wissenschaften hinein, sondern fundamentiert geradezu seinen ganzen ‚Monismus' nicht mit zoologischen, sondern mit physikalischen Begriffen. Stoff, Kraft, Energie uff. sind aber keine Worte, mit denen man ohne rechtes Verständnis ihres Sinnes auf die Dauer ungestraft operieren kann. Darum gibt es wenig geeignetere Mittel, um unsere häckelgläubigen Freidenker von ihrem Dogmatismus zu heilen, als den Hinweis auf die vernichtende Bloßstellung, wie sie gerade jüngst wieder einer der ausgezeichnetsten modernen Physiker von Häckels kaum glaublicher Unwissenheit und Verwirrung in allen seinen physikalischen Begriffen gegeben hat. Der Petersburger Universitätsprofessor O. D. Chwolson, dessen vierbändiges Lehrbuch der Physik (1902 ff.) in seiner deutschen Übersetzung die glänzendste Beurteilung der Fachgenossen erfahren hat, weist in einer unglücklich betitelten, aber inhaltlich vorzüglichen kritischen Studie über ‚Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot'* bis ins einzelnste nach, daß Häckel von den physikalischen Grundbegriffen, mit denen er beständig operiert, keine Ahnung hat. Was Häckel z. B. vom Wesen des Äthers sagt, von der Pyknose, von der angeblichen ‚Unhaltbarkeit' der kinetischen Substanztheorie, von dem Massegesetz, Energie- und Entropiegesetz, das alles ist nach Chwolsons unwiderleglichem Nachweis aus Mißverständnissen, Unklarheiten und ‚haarsträubendem' Unsinn zusammengesetzt. Insbesondere die Frage:

> ‚Was weiß Häckel vom Energiegesetz, das ihm als Grundlage und Leitstern seiner monistischen Philosophie gedient hat?'

erledigt Chwolson in dem genau begründeten und für jeden nur in den Elementen der Physik Bewanderten kontrollierbaren Nachweis,

> ‚daß Häckel keine Ahnung hat von dem Inhalt des Energiegesetzes, daß er sich der geringen Mühe, dies Gesetz kennen zu lernen, nicht unterzogen, und daß er

* Braunschweig 1906, Verlag von F. Vieweg u. Sohn. — Schon im letzten Hochlandheft (S. 112) wurde in anderem Zusammenhang auf diese Broschüre hingewiesen. Sie ist einer wiederholten Empfehlung wert.

seine Kenntnisse aus den trübsten Quellen geschöpft hat. Alles, was er über die ‚Grundlage' und den ‚Leitstern' seiner Philosophie sagt, ist einfach total falsch, ist auf Mißverständnissen gegründet und von . . . spezifischem Phrasengeist erfüllt . . . Wehe dem Gymnasiasten, der in solchem Maße das Energiegesetz falsch erklären würde!'

Chwolsons Ausführungen, die bei aller sachlichen Schärfe jede persönliche Spitze vermeiden, fassen sich in dem Vorwurf zusammen, daß Häckel, obgleich selbst Naturwissenschaftler, der Grundanforderungen der naturwissenschaftlichen Methode so sehr vergessen hat, daß er

‚oberflächliches Laiengeschwätz mit ernster Wissenschaft verwechselt und sich hinreißen ließ, Sätze niederzuschreiben, die die schlimmsten und lächerlichsten Aussprüche von Nichtnaturforschern weit hinter sich lassen! Hier gibt es kein Verzeihen, sondern nur ein — Vergessen!'

‚Aber der Erfolg? Der großartige Erfolg, die Übersetzung in alle Kultursprachen, die Volksausgaben, die Hunderttausende von verkauften Exemplaren. Wo steckt das Geheimnis dieses Erfolges, der sicher noch lange anhalten und wachsen wird . . .? Das ist ein schönes und sehr interessantes Thema, über welches sich ein schönes und interessantes Büchlein schreiben ließe, streng wissenschaftlich, ohne die blöden Schimpfereien, über die sich Häckel mit vollem Recht beklagt. In diesem Büchlein müßte von vielem die Rede sein, von dem gegenwärtigen Bildungsgrade des großen Haufens der mehr oder weniger Gebildeten; von den großen Fragen, die die grübelnde Menschheit gegenwärtig bewegen; von den alten, zertrümmerten Götterbildern, den umgestürzten Altären und der öden, erschreckenden Leere, die sich an ihrer Stelle gebildet; von dem heißen Drange, diese Leere auszufüllen und sei es auch mit Gespenstern, mit Schemen, mit leeren Worten, die tönend die beängstigende Leere erfüllen; von der Psychologie der Menge und von dem nie fehlenden Eindruck einer kühnen, selbstbewußten und scharfen Sprache; von der äußerst geringen Verbreitung wahrhaft wissenschaftlicher Bildung und der daraus resultierenden Kritiklosigkeit.'

Solange unsere ‚Freidenker' sich auf keine höheren ‚Offenbarungen' zu berufen wissen als auf die Weltenrätselungen eines Häckel und ähnlicher, wird ihnen das dogmatische Ja und Nein eines Tages schon wieder ausgetrieben werden. Und mögen sie auch daherstürmen wie der Baccalaureus im ‚Faust':

‚Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken,'

die Zeit wird ihnen allen doch einst mit Mephistopheles den Nachruf sprechen

‚Original, fahr' hin in deiner Pracht!'

Dr. E.

Französisch kirchenpolitische oder allgemein religiöse Krisis?

Die allergrößten und weittragendsten Ereignisse von der Art, daß sie einen allgemeinen Wendepunkt in den Menschheitsgeschicken einleiten oder bezeichnen, haben fast alle das Schicksal gemeinsam, daß sie in ihrer umwälzenden

Bedeutung von den meisten nicht sofort erkannt werden: auf leisen Sohlen schleicht sich der neue Geist in das geschichtliche Getriebe und lenkt mit fast unmerklichem Griffe auf den elektrischen Taster das Steuerruder des Geisteslebens und damit auch der Politik und der wirtschaftlichen Entwickelung in andere Bahnen; erst in einem viel späteren Stadium der Evolution wird die Allgemeinheit inne, von welchem Zeitpunkt ab eigentlich schon der neue Kurs eingeschlagen wurde.

Diese Tatsache läßt sich auch bei der gegenwärtigen kirchenpolitischen Krisis in Frankreich von neuem beobachten. Der dabei unvermeidliche Eklat erregt ja gewiß in aller Welt viel Aufsehen; aber zumeist wendet sich dieses doch nur Erscheinungen zu, die relativ als Äußerlichkeiten bezeichnet werden müssen: die lärmvollen Inventuraufnahmen in den Kirchen, die Frage nach der Fortsetzung des Kultus, des Unterhaltes des Klerus und dergleichen. Die wenigsten fragen sich: Haben wir es hier nicht mit Symptomen einer tiefer bohrenden Bewegung zu tun? Und welche allgemeinen Motive liegen jener — man gebe sich keiner gefährlichen Selbsttäuschung hin! — vom Volkswillen diktierten Trennung von Kirche und Staat zugrunde?

Wenn sich der Historiker dadurch vom Chronisten unterscheidet, daß er die von letzterem verzeichneten Tatsachen in lebendige und kausale Verbindung mit dem Gange der allgemeinen Geistes- und Kulturentfaltung bringt, so verdient Professor Dr. Martin Spahn (Straßburg), indem er die große kirchliche Erschütterung in unserem Nachbarlande aus ihrer Vereinzelung und aus der bisher üblichen Parteibeleuchtung heraus und in das Licht der universalen religiösen Bewegung hinein rückt, in höherem Sinne den Titel des Geschichtschreibers. Professor Spahn ist bekanntlich trotz aller Wahrung der katholischen Grundsätze schon mehrfach durch ungewohnte Beurteilung kirchlicher und kirchenpolitischer Verhältnisse in Konflikt mit der konventionellen ‚öffentlichen Meinung' einzelner katholischer Kreise gekommen, hat jedoch in der Regel dabei schließlich nicht schlecht abgeschnitten. Was er aber jetzt in Nr. 150 des ‚Tag' (vom 23. März 1906) über ‚die kirchenpolitische Krisis in Frankreich' veröffentlicht, übertrifft an Kühnheit alles Vorausgegangene; und man darf gespannt sein, welches Echo seine Stimme erwecken wird. Wir haben keine Veranlassung, uns mit dem Tenor seiner Ausführungen zu identifizieren; aber schon die ganze Art der Auffassung sticht in ihrer edlen Überlegenheit so wohltuend von den meisten vulgären Verlautbarungen über die französische Trennungsaktion ab, daß wir glauben, auf seine Meinungsäußerung als auf ein Beispiel freier historischer Betrachtungsweise hindeuten zu sollen.

Spahn lehnt seinen Essay an eine Bemerkung des berühmten protestantischen Theologen und Franziskusforschers Sabatier an, der schreibt:

> ‚Man fragt sich in der ausländischen Presse hier und da, warum Frankreich so besonnen, warum der sonst so leicht erregte Franzose so unerschütterlich friedfertig ist. Die richtige, erschöpfende Erklärung dafür, man möchte sagen: die physiologische Ursache davon ist, daß sich Frankreich dicht vor einem

der entscheidenden Ausgangspunkte seiner geistigen, moralischen und religiösen Entwicklung fühlt, daß es sich sammelt, daß ein geheimer Trieb es mahnt, sich vorzubereiten.'

‚Mit diesen Worten,' sagt nun Spahn, ‚reiht Paul Sabatier in einem kürzlich erschienenen Schriftchen die gegenwärtige Krisis in der Kirchenpolitik seiner Heimat in den allgemeinen Zusammenhang der Tagesgeschichte Europas ein;' er ahne die Bedeutung dessen, ‚was heute in der Seele der europäischen Nationen vorgeht.' Damit ist das Leitmotiv des Straßburger Historikers gegeben: die jetzigen schmerzlichen Zuckungen, die das französische Kirchentum — dort nur als Katholizismus denkbar — durchmacht, sind nur eine Teilerscheinung der allgemeinen modernen Sehnsucht nach geistiger und religiöser Erneuerung. ‚Frankreich erzittert in der Sorge, daß die blaue Blume, die in der Tiefe seines Volkslebens heimlich knospet, unter den Strömen vergossenen Blutes (in einem etwaigen Kriege) unentfaltet verwelken könnte. Denn auf ihrem Erblühen ruht seine teuerste, heißeste Zukunftshoffnung.'

Es ist schwierig zu entscheiden, inwiefern die einzelnen von Spahn angeführten Daten als Faktoren jener Gleichung anzuerkennen sind; es kommt auch auf diese Spezialia weniger an. Richtig ist zweifellos, daß Frankreich wie kein anderes Land in zwei Teile gespalten ist, zwischen denen keine Verbindung denkbar ist.

‚So gibt es heute ein kirchliches und ein aller Religion abgeneigtes Frankreich, die sich indessen nicht nur in den religiösen Angelegenheiten, sondern mit gleicher Leidenschaft in allen Fragen des öffentlichen Lebens gegenüberstehen und bekämpfen. Über dem immerwährenden Parteikampf ist das eine der beiden Frankreich im Klerikalismus erstarrt, das andere unterliegt den Treibereien der Loge und des Sozialismus und hat keine Zukunft. Die breiten Massen der Nation leiden unter einem solchen Zustand bitter. Sie hielten lange mit ihren Sympathien zu der kirchlich gesinnten Hälfte ihres Landes. Niemals jedoch billigten sie in ihrer Mehrheit die politischen Ziele des französischen Klerikalismus.'

So sehr auch offensichtlich allmählich die Entrüstung über die Verquickung der Religion mit der Politik in den Massen die Oberhand über die kirchlichen Sympathien gewann, die klerikalen Matadore in Frankreich wollten sich nicht, nicht einmal von Papst Leo XIII., warnen lassen.

‚Da hat die Nation denn ein Ende gemacht. Sie wollte ihre bürgerliche Autonomie gewahrt, ihre staatliche und gesellschaftliche Entwicklung unbehelligt wissen. Weil die Kirche die klerikalen Quertreibereien nicht nachdrücklich genug von sich wies und sie nicht rechtzeitig überwand, und weil diese Quertreibereien unmöglich andauern durften, gab die Nation ihrem Parlament freie Hand, ihr den Weg freizumachen, den sie wie jede Nation in der Gegenwart gehen muß. Es ist der Weg zur nationalen und zur bürgerlichen, d. h. laiischen Ausgestaltung ihrer politischen Einrichtungen. Die überwältigende Mehrheit des Parlaments sah kein anderes Mittel mehr vor sich, um den Auftrag zu erfüllen, als die völlige Trennung des französischen Staates von der Kirche.'

Man kann sehr wohl der Ansicht sein, Spahn berücksichtige zu wenig, daß diejenigen, welche die loi Briand gemacht haben bezw. ausführen, keine guten, d. h. keine irgendwie religiöse, sondern offenbar radikal irreligiöse und atheistische Absichten gehabt haben, obwohl er selber bemerkt, ‚daß das berühmte Gesetz unter Umständen für alles religiöse und kirchliche Leben in der Nation zu einer Bärenhilfe ausschlagen kann.' Man kann es daher auch erklärlich finden, daß die oberste kirchliche Autorität aus praktischen und opportunistischen Gründen von einer Anerkennung des Trennungsgesetzes nichts wissen will. Dabei kann aber durchaus bestehen, daß große französische Volkskreise, die entschlossen sind, die Ausführung des Gesetzes zu überwachen, der Überzeugung leben, daß nur durch den resoluten Schnitt in das ungesunde Fleisch es möglich sei, ‚dem Klerikalismus den Boden, auf dem er steht, unter den Füßen wegzuziehen und gerade dadurch eine neue Zeit vorzubereiten, in der die französische Gesellschaft und das Christentum der Kirche sich wieder nähern, sich wieder durchdringen werden. Frankreich sehnt sich zurück nach den reinen und erfrischenden Quellen der Religion; Frankreich lechzt nach der Wiedergeburt der religiösen Kräfte in der Kirche, mit der es im Laufe seiner ganzen nationalen Geschichte innerlich so verwachsen ist, daß keine andere Form des Christentums ihm taugt.' Diese offenbar recht umfangreichen Kreise, welche ehrlich eine rein religiöse Wiedergeburt wünschen, wußten sich eben nicht anders zu helfen, als daß sie den gegenwärtigen Machthabern plein pouvoir ließen, die Auf- und Ausräumungsarbeit zu besorgen — in der Hoffnung, daß die in der Nation schlummernden religiösen Kräfte neues Leben aus den Ruinen können erblühen machen.

Wieweit man diese Hoffnung teilen kann, ist eine Frage für sich. Spahn selbst schränkt den Optimismus Sabatiers beträchtlich ein. Er meint aber, daß es sich bei der Arbeit derjenigen, ‚die sich zur Stunde um die Verjüngung der französischen Kirche mühen, nicht mehr wie gelegentlich früher um einige Individuen, sondern um eine Bewegung handelt, und daß deren Anhänger von ihrer kirchlichen Überzeugung innerlich beseelt erscheinen, wie man es in Frankreich seit Montalembert nicht mehr beobachtete.' Die nächste Zeit wird zweifellos ‚den Elementen des Kampfes und der Verneinung' gehören; Sabatier aber vertraut, daß eine den vorhin geschilderten Bestrebungen seelenverwandte nachhaltige Bewegung aus der Nation über die Herrschaft jener jakobinischen Elemente hinwegkommen werde, und nennt den Tag von Damaskus für die französische Gesellschaft nahe.

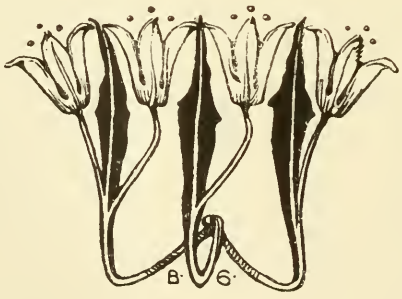
Spahn seinerseits blickt über die nationalen Grenzen hinaus und wägt jene Ansätze zu einer religiösen Renaissance im Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesströmung, die ein Zurückfluten der so lange gottlos gerichteten Völkerstimmung in ein religiöses Bett nicht verkennen läßt:

> ‚Auch Sabatier ist so sehr Franzose, daß er nach Zeichen der kirchlichen Wiedergeburt bloß in seinem Vaterlande ausschaut, bloß von seinem Volke die Verjüngung erwartet. Für den Fall, daß dieses ihn enttäuschen sollte, zieht er

die andere Möglichkeit nicht in Betracht, daß wie vor sechshundert Jahren von Frankreich wohl die Anregung ausgeht, aber der klerikale Geist in der Kirche überwunden, die Kirche sozialisiert werden könnte durch die Italiener. Vielleicht hätte Sabatier an sie gedacht, wenn er in seiner schönen Schrift nicht nur im Vorübergleiten, sondern um das Tipfelchen aufs I zu setzen, den Ruf nach einem Heiligen erhoben hätte — nach einem Heiligen, der die junge katholische Bewegung mit sich fortreißt, die Nationen im Innersten packt, die an die Erde gebundenen Menschen über sich emporhebt. Vor sechshundert Jahren ist der Poverello von Assisi, dem Sabatier all seine Forschertätigkeit und Dichterherrlichkeit widmet, aus dem italienischen Laientum und der bürgerlichen Gesellschaft Italiens emporgewachsen.'

Hier ergeben sich denn Ausblicke, die zu sehr fruchtreichen Ergebnissen führen könnten, die aber hier nicht weiter verfolgt werden sollen. So viel ist sicher, daß nichts verkehrter und kurzsichtiger wäre, als die jetzigen Vorgänge in Frankreich nur für sich gesondert betrachten zu wollen. Wer müßte z. B. nicht blind sein, um nicht auch in Deutschland die Keime paralleler Erscheinungen sowohl auf seiten unseres im Entstehen begriffenen ‚Blocks' als unter den religiös gerichteten Geistern wahrzunehmen? Frankreich scheint wirklich die Bestimmung zu haben, die Anstöße zu erdumsegelnden geistigen Bewegungen zu geben. Der Gedanke erscheint durchaus nicht absurd, daß man nach hundert Jahren die gegenwärtige französische Krisis, die in so mancher Beziehung mehr eine religiöse als eine kirchenpolitische ist, als einen epochemachenden Wendepunkt in der Entwicklung der Menschheit bezeichnen wird.

-z



Zeitgeschichte.

Die Indexkongregation hat durch Dekret vom 5. April den Roman ‚Der Heilige' von Fogazzaro den Katholiken zu lesen verboten. Es ist daher ohne weiteres verständlich, daß wir den Abdruck des Romans nicht fortsetzen. Seine Aufnahme in ‚Hochland' erfolgte unter dem Gesichtspunkt der literarischen Bedeutsamkeit, die ja durch diese Maßregel auch nicht in Frage gestellt ist. Im Hinblick auf den herrschenden Literaturgeist bleibt es bedauerlich, daß dieses vom lautersten religiösen Idealismus beseelte Werk durch opportunistische Bedenken der kirchlichen Behörde aus dem literarischen Leben eines Zeitabschnittes ausgeschaltet ist, der wie nicht leicht ein zweiter den Einwirkungen einer durchaus sensualistisch gefärbten Literatur unterliegt. Ihnen gegenüber hätte die spiritualistische Kunst Fogazzaros ein machtvolles Gegengewicht gebildet. In Deutschland würde der Roman ‚Der Heilige' in der Hauptsache jedenfalls nur diese positiv wertvolle Bedeutung gehabt haben. Diese Auffassung wurde bereits in unserer Gesamtwürdigung von Fogazzaros Lebenswerk zum Ausdruck gebracht; sie wird uns auch nachträglich als Rechtfertigung dienen.

Wie bekannt, hat Antonio Fogazzaro auf die Anfrage eines italienischen Blattes, wie er sich zu der Entscheidung stelle, mit dem einzigen Worte ‚Silentium' geantwortet. Das wird jedoch kaum verhindern können, daß andere sich der Sache annehmen, um den Schaden sobald wie möglich wieder gut zu machen. Einer der ersten ist Professor und Kanonikus Meyenberg in Luzern. In seinen Ausführungen (Schweiz. Kirchenztg. vom 12. April 1906) ist vor allem die Aussprache einer feststehenden Tatsache wichtig: ‚Ohne eine Anklage von irgend einer Seite wäre wohl auch das Indexdekret nicht erfolgt.' Um die Ankläger zu finden, braucht man sich nur zu besinnen, wer am leidenschaftlichsten gegen Fogazzaro geschrieben und gearbeitet hat. Daß bei dieser Arbeit stark übertrieben, in einem Fall auch direkt entstellt wurde, ist schon früher hier (Januarheft S. 504), später auch durch die Kölnische Volkszeitung festgestellt worden. Kanonikus Meyenberg macht einen Vorschlag zur Güte. ‚Ein Kunstwerk,' so schreibt er, ‚läßt sich schwer korrigieren. Nichtsdestoweniger ließen sich gewisse schillernde Zentralideen dieses Werkes läutern — zumal es ein religiös-katholisches sein will. Fogazzaros moderner „Santo" würde sich so noch ganz anders heraus- und emporarbeiten. Einem solchen religiös-künstlerischen Versuche würde gewiß auch die Kirche zugunsten der Künstlerfreiheit weit entgegenkommen. Es wäre das Problem wahrhaftig von seiten dieses genialen Katholiken eines Versuches wert. Ein eigenartig modernes Beispiel des Zusammenwirkens von Künstlergenialität und Kirchentreue!'

Es wäre gewiß zu wünschen, daß es den Gegnern Fogazzaros unmöglich gemacht würde, sich einem Entgegenkommen und Zugeständnis der Kirche an die Künstlerfreiheit noch länger zu widersetzen. Aber dafür scheint vorerst wenig Aussicht zu sein.

Um nun den Abonnenten unserer Monatsschrift, die zur Lektüre des Werkes berechtigt sind oder sich eine besondere Erlaubnis dazu einholen wollen, diese Lektüre zu ermöglichen, und um ferner dem juristischen Bedenken, das sich dem Abbruch der Veröffentlichung entgegenstellt, auszuweichen, sind wir bereit, den Schluß des Romans denjenigen Abonnenten, die ihn von der Redaktion des ‚Hochland' (München, Bayerstr. 57/59) verlangen, gratis gegen Portoersatz von 20 Pfennig auszuhändigen.

Augustinus Egger, Bischof von St. Gallen, der am 12. März im dreiundsiebzigsten Lebensjahre das Zeitliche segnete, ragt unter den zeitgenössischen Bischöfen deutscher Zunge in nicht ungewöhnlicher Weise hervor. Er war weder durch Geburt noch durch besondere Glücksumstände begünstigt: sein Vater war ein schlichter, braver Bauersmann. Über große Gelehrsamkeit verfügte er nicht, obwohl er in Tübingen unter Kuhn, Aberle und Hefele gute Studien gemacht hatte. Aber ein seltener Eifer bei vielseitiger Regsamkeit begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Nachdem er als Priester längere Zeit in der Seelsorge, einige Jahre im Lehrfach verbracht hatte und später (1865) unter Bischof Greith Mitglied des Domkapitels gewesen war, zuletzt als Domdekan und bischöflicher Offizial, folgte er 1882 Bischof Greith auf dem St. Galler Bischofsstuhl. Vierundzwanzig Jahre hat er dies Amt verwaltet, und mit jedem Jahre wuchs sein Ansehen, so daß er bald über die schweizerische Grenze hinaus Einfluß und Macht gewann. Das machte, daß er nicht nur kirchlicher Würdenträger und Verwaltungsbeamter, sondern eine Apostelnatur war, der zeitgemäßes Wirken ohne ängstliche Sorge um die Wahrung des kirchenfürstlichen Dekorums Bedürfnis gewesen. Gewiß kam ihm für die Befriedigung dieses Bedürfnisses zugut, daß er im Vergleich zu vielen anderen Bischöfen eine nicht allzu große Verwaltungslast zu tragen hatte. Aber dem stand eine sehr schwache Gesundheit gegenüber, die ihn zeitlebens zur Einhaltung einer streng beschränkten Diät verpflichtete und sich bis ins hohe Alter hinein einem intensiven Arbeiten feindlich entgegenstellte. Gesund und frisch hingegen war sein Sinn, seine Denkungsart und demgemäß sein Wirken. Am bekanntesten machte ihn sein entschiedenes Eintreten für die Antialkoholbewegung, die insbesondere auch unter den Priestern seiner Diözese praktische Früchte trug und dadurch um so raschere Fortschritte machte.

Natürlich kam die Achtung, die ihm weite, auch nicht katholische Kreise hierfür zollten, schließlich auch seinem Wirken als Oberhirten und Priester zugut, wenn er in Fragen der Volkserziehung, der sittlichen Hebung des Familienlebens und in der Verteidigung der Kirche und ihrer religiös-sittlichen Ideale das Wort nahm. Einen äußerst gesunden und praktischen Sinn bewährte er besonders in den Fragen der Kindererziehung und des ersten religiösen Unterrichts. In den einschlägigen Kapiteln der beiden Gebetbücher ‚Der christliche Vater' und ‚Die christliche Mutter' (Einsiedeln, Benziger) begegnet man Gedanken, die von einer geradezu erquickenden Unabhängigkeit und Selbständigkeit sind. Ein Lieblingsbuch des seligen Bischofs waren die Bekenntnisse des hl. Augustinus, zu denen er auf allen Lebensstufen zurückkehrte, sowie die Predigten des großen Kirchenlehrers. Aus der langjährigen, mehr von praktischen als wissenschaftlichen Interessen ausgehenden Beschäftigung mit ihm ist schließlich das schöne Buch ‚Der hl. Augustinus' hervorgegangen, das die bei Kösel in Kempten

erscheinende ‚Sammlung illustrierter Heiligenleben' sehr glücklich eröffnete. In seiner Stellungnahme zu den großen Streitfragen über den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts ist wohl hauptsächlich die ruhige Sachlichkeit und achtungsvolle Behandlung Andersdenkender vorbildlich. Nur wenige selbst unter denen, die ihm näher standen, vermögen sein schriftstellerisches Wirken zu überschauen, nicht ob der Ausdehnung, sondern ob des Mangels einer geordneten Zusammenstellung. 1903 versuchte Prof. Meyenberg in der Schweizerischen Kirchenzeitung eine Übersicht zu geben unter den ordnenden Gesichtspunkten des apologetischen, asketischen und pädagogischen Charakters der Schriften. Nicht lange vor seinem Tode hat Bischof Egger einen Laien, den namhaften schweizerischen katholischen Journalisten und Schriftsteller Georg Baumberger, mit einer geordneten Herausgabe seiner gesammelten Hirtenbriefe betraut, auch ein Zug, der seine Eigenart charakterisiert.

Sein ‚geistiges Testament', das man unter seinen hinterlassenen Papieren fand, ist durch mehrere Zeitungen gegangen. Es sind schlichte Worte, die durch die Wahrheit der ihnen zugrunde liegenden menschlich schönen Empfindung ergreifen. Auch hier verdeckt der edelmetallgestickte Bischofsmantel und das goldprunkende Kreuz nicht die Brust des einfachen Mannes. ‚Beim Austritt aus diesem Leben komme ich mir vor wie ein müder Schiffer, der am Port der Heimat landet, während seine Barke auf den Wellen weitertreibt.' An Nachruhm hat er nicht gedacht. Der Bitte, seiner zu gedenken, wäre daher mit diesen Zeilen schlecht Genüge getan. Denn wie sagte er doch? ‚Mit einem andächtigen Seufzer ist mir mehr gedient als mit allen lobenden Nachrufen.'

* *

Philosophie.

Zur Ästhetik des Tragischen. Die psychologische Grundauffassung der ästhetischen Probleme, wie sie noch jüngst in dieser Zeitschrift (Märzheft 1906, S. 744 ff.) ganz allgemein vertreten wurde, ist hinsichtlich eines Spezialgebietes uns allen längst vertraut. Wo immer vom Problem des Tragischen die Rede ist, pflegt man die Begriffe von Mitleid und Furcht in allererster Linie ins Feld zu führen. Da nun Mitleid und Furcht Gefühlsarten sind, läßt sich nicht wohl bestreiten, daß ihre nähere Bestimmung Sache der Psychologie sein muß. Diesen wichtigen Stein im Brett dankt die psychologische Ästhetik vor allem der Autorität des Aristoteles. Was er in den einschlägigen Abschnitten seiner Poetik über ἔλεος (Mitleid), φόβος (Furcht) und die κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων (die Reinigung von dergleichen Leidenschaften) gesagt hat, ist aber leider infolge der Unklarheit seines Ausdrucks zum Ansatzpunkt unendlichen Auslegerstreites geworden, der mehr zur Verwirrung als zur Lösung der eigentlichen, sachlichen Fragen geführt hat. Statt sich über Aristoteles' Worte noch länger zu streiten, tut man besser, das von ihm in Ansätzen verwirklichte Verfahren praktisch weiter zu führen, vermöge dessen er einst zu seinen Erkenntnissen gelangt ist. Und dieses Verfahren bestand, kurz gesagt, darin, sich zunächst mit den tragischen Kunstwerken selbst vertraut zu machen, ihren Ursprung im Künstler und ihre seelische Wirkung auf uns zu studieren und aus allen diesen Einsichten die Gesetzmäßigkeiten solchen ästhetischen Seins, Werdens und Wirkens zu erschließen. Diesen Erkenntnisweg ist mit seltener, älteste und modernste Kunst gleichmäßig heranziehender Stoffbeherrschung das umfassendste Werk gegangen, das wir über unser Problem besitzen: Johannes Volkelts „Ästhetik des Tragischen". Konnte man der ersten Auflage dieses wertvollen Buches noch eine gewisse Vernachlässigung der feineren psychologischen Begriffsbestimmungen vorwerfen, so sind

nunmehr in der zweiten Auflage* — unter Einwirkung von Lipps fruchtbarer Kritik — gerade die spezifisch psychologischen Ausführungen (zumal Kap. 13 und das ganz neue Kap. 14) auf eine seltene Höhe des sachlichen Erfordernisses gebracht. Volkelt überzeugt uns vollkommen, daß die aristotelische Lehre von Mitleid und Furcht als den beiden tragischen Gefühlen bei weitem nicht ausreicht. Sie bezeichnen nur eine Seite des tragischen Eindrucks, die Klasse der im Zuschauen ‚teilnehmenden Gefühle'; aber hinzu kommt noch die ganze Reihe unserer ‚zuständlich-persönlichen Gefühle' (die nicht unmittelbar auf das Angeschaute bezogene Beklemmung, Erhebung, Erschütterung, Befreiung ꝛc.) und weiters die ganze bunte Mannigfaltigkeit der ‚gegenständlichen Gefühle', d. h. derjenigen, die wir bei den dramatischen Figuren vor uns wahrnehmen und mehr oder minder selbst nacherleben. Dieser Mannigfaltigkeit der tragischen Gefühle, deren einzelne Arten Volkelt durch eine fast allzu reiche Zahl von Beispielen verdeutlicht, entspricht eine ebenso große Mannigfaltigkeit dessen, was uns in Dichtung, Musik, bildender Kunst, Leben und Natur als tragisch ergreift. Allzu leicht ist man geneigt, sich bei Bestimmung der tragischen Gegenstände auf die Tragödie und in dieser gar nur auf den Helden zu beschränken, während es z. B. unmittelbar einleuchtet, daß auch im Epos oder Roman (man denke an Tasso oder Byron, an Lagerlöfs ‚Gösta Berling' oder Gottfried Kellers ‚Romeo und Julia auf dem Dorf') tragische Wirkungen erzielt werden können und ebenso in der Lyrik (Hölderlin, Leopardi ꝛc.). Aus dem Überblick des ganzen reichen Materials und aller seiner Unterarten (Volkelt unterscheidet namentlich ein Tragisches der abbiegenden und erschöpfenden Art, des äußeren und inneren Kampfes, der befreienden und niederdrückenden Art, der organischen, notwendigen und zufälligen Art, der individuell-menschlichen und typisch-menschlichen Art und schließlich ein Rührendtragisches und Tragikomisches), aus der vorurteilsfreien Würdigung auch der wichtigsten Auffassungen anderer Ästhetiker ergibt sich für Volkelt als gemeinsamer Grundzug alles Tragischen folgendes: In allen Fällen handelt es sich um ein Leid, an dem wir schmerzlich teilnehmen können, um ein Leid, dessen verderbenbringende Größe uns gewiß wird, um das Leid einer Persönlichkeit, die das menschliche Mittelmaß überragt, also ‚Größe' besitzt, und schließlich um ein Leid, das uns nicht als ein besonderer Zufall, bedeutungsleere Ausnahme erscheinen kann, sondern welches von allgemein menschlicher Bedeutsamkeit ist, welches eine Steigerung ins „Schicksalsmäßige" aufweist. Zu den leidvollen Momenten des Tragischen gesellen sich notwendig die erhebenden, denen jedoch Volkelt minder gerecht wird. Als Hauptquelle der Erhebung erkennt er die Größe der tragischen Persönlichkeit an und die Art, wie sie sich selbst im Untergang behauptet, oder wie wenigstens in ihrem Untergang der frühere oder spätere Sieg ihrer Sache sich verdeutlicht. Ferner kann auch im Tod als solchem ein erhebender Moment liegen, sofern er eine Läuterung und Erlösung, die Buße einer Schuld bedeutet. Und schließlich kann sich nach Volkelt unsere Erhebung sogar auf die Gegenmächte beziehen, denen die tragische Persönlichkeit unterliegt, auf die Notwendigkeit in deren Wirken und der Berechtigung ihres Obsiegens. Zur Aufstellung der letztgenannten beiden Arten erhebender Momente wäre Volkelt schwerlich gekommen, wenn er nicht auch unter seine Beispiele unterschiedslos Bühnendichtungen modern-deterministischer Grundanschauung eingereiht hätte, bei denen freilich nicht mehr von erhebenden Momenten persönlicher Art die Rede sein kann, weil ja die Persönlichkeit darin

* München 1906, Beck'scher Verlag.

nur noch als ein Spielball ihrer Umstände erscheint; und wo dann allerdings, sofern man da noch Erhebung finden will, diese höchstens in den Umständen selbst, in ihrer ‚Notwendigkeit' und ‚Berechtigung' liegen könnte. Nach unserer Ansicht kann die Gefühlswirkung derartiger Kunstwerke, von Ibsens Dramen z. B., nicht mehr als tragisch bezeichnet werden, und in diesem Punkt scheint uns Volkelts Weitherzigkeit zu einer sinntrübenden Verschiebung der ganzen Fragestellung zu führen. Doch die Widerlegung im einzelnen würde hier zu weit führen. Von allgemeinerer Wichtigkeit ist dagegen die Stellung, welche Volkelt zur Frage der tragischen Schuld einnimmt. Bei genauem Nachlesen wird man sich darüber bereits im obigen unterrichtet finden und erkennen, daß auch hierin Volkelts Auffassung eine weitere ist als die des Aristoteles. Die Auffassung des tragischen Untergangs als Buße einer Schuld ist für Volkelt nur eine Unterart unter den verschiedenen Möglichkeiten der erhebenden Momente. Die Anschauung, daß in jeder Tragödie die ‚poetische Gerechtigkeit' gewahrt sein müsse, weist er mit guten Gründen als eine unzulässige Verallgemeinerung zurück und behauptet demgegenüber einen pessimistischen Grundzug alles Tragischen, der sich uns gefühlsmäßig namentlich in der Kontrastempfindung offenbare, mit der wir immer den Widerstreit zwischen dem, worauf die tragische Person Anspruch hätte, und ihrem tatsächlichen Schicksal nacherleben. Volkelt glaubt sich mit dieser pessimistischen Grundauffassung keiner ‚Einseitigkeit' im Sinne irgend einer Weltanschauung schuldig zu machen; und doch zeigt die ‚Metaphysik des Tragischen', welche er anhangsweise seiner Ästhetik beigibt, daß nach seiner Anschauung Zwiespalt und Negation sich auch ins Weltinnerste erstrecken, und daß er eben darin die allgemeinste Bedeutsamkeit des Tragischen, seine Verwandtschaft mit dem letzten Weltgrund findet. Eben deshalb ist Volkelt auch der Meinung, daß die zerrissene ‚moderne Weltanschauung das Element ist, in dem allein das Tragische seine ungehemmte, kraftvolle und folgerichtige Entwicklung finden kann', während er jede Transzendenz, sowohl der antiken Schicksalsidee als des christlichen Vorsehungsgedankens als ‚eine Schranke' ansieht, ‚die das Tragische nicht zu voller, freier Entwicklung kommen läßt.' Die beste Widerlegung dieser Anschauung liegt in dem Hinweis, daß bisher nur auf dem Boden jener transzendenten Weltanschauungen die unvergleichlichen Meisterwerke tragischer Kunst, eines Äschylos und Sophokles, Shakespeare und Calderon, Schiller, Goethe, Kleist und Grillparzer erwachsen sind, und daß da, wo etwa bei den letztgenannten eine Entfernung von dem christlichen Vorsehungsgedanken erfolgt, eine Hinneigung zur antiken Schicksalsidee an die Stelle tritt. Soviel wird nun allerdings Volkelt zugeben müssen, daß die tragische Dichtung, sobald sie sich von einer religiösen Gesamtauffassung des Weltgeschehens entfernt, notwendig in den Bann pessimistischer Ideen und Gefühle gerät. Das lehrt die antike Entwicklung (Euripides) so gut wie die moderne. Dem entspricht auch eine auffällige Vorliebe der pessimistischen Philosophen für die Ästhetik des Tragischen, weil sie hier am leichtesten dichterische Belege ihrer Grundauffassung glauben gewinnen zu können.

Eine recht glückliche Widerlegung solcher Bemühungen, speziell der einschlägigen Kunsttheorien Schopenhauers, Bahnsens und E. v. Hartmanns findet man in der Schrift von A. Vögele: ‚Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus.'* Dem kritischen Teil gesellt Vögele einen im ganzen nicht minder geglückten positiven, worin er vor allem

* Stuttgart 1904, Prechtler'sche Buchhandlung. — Diese Schrift eines katholischen Theologen wurde von der Tübinger Universität auf Köstlins Urteil hin preisgekrönt.

die versöhnenden und erhebenden Elemente im Tragischen hervorhebt, ohne aber deshalb die Theorie von der tragischen Schuld anzuerkennen. Auch er findet vielmehr das erhebende Moment vor allem in der Erhabenheit der tragischen Persönlichkeit, die sich nur in der sittlichen Erhabenheit vollendet, wie auch die volle Überwindung einer pessimistischen Auffassung des menschlichen Leidens nur aus der christlichen Weltanschauung entspringt. Vögeles Schrift bildet gerade wegen der Betonung der erhebenden Momente eine glückliche und notwendige Ergänzung bezw. Widerlegung von Volkelts Werk und sie dürfte minder allgemein orientierten Lesern auch deshalb mehr Klarheit geben, weil sie sich in ihren gutgewählten Beispielen und Analysen auf die berühmtesten Werke der antiken und neueren Dichtung beschränkt, während Volkelt bei seinen kurzen Benennungen der Einzelfälle eine Belesenheit voraussetzt, wie sie selbst unter vielseitigen Literaturkennern nur selten zu finden ist.

Gerade angesichts dieser Schwierigkeit, welche vielen bei einer wirklich verständnisvollen Lektüre ästhetischer Abhandlungen erwachsen wird, ergreife ich mit doppelter Freude die Gelegenheit, auf ein Buch hinzuweisen, welches die meisten weit besser in die Ästhetik des Tragischen einführen kann als rein philosophische Darlegungen. Ich meine Adolf Müllers ‚Ästhetischen Kommentar zu den Tragödien des Sophokles‘,* ein Buch, aus dem man zum freudigen Genuß hellenischer Dichtung wieder hingeführt werden kann, sofern man ihn durch die grammatikalistische Schulbehandlung einstens verloren haben sollte. Müller geht aus von einer ganz aufs wesentliche gerichteten Charakterisierung des Sophokles als Mensch und Künstler und hebt gerade hier auch schon die Grundzüge jener sittlich-religiösen Weltanschauung heraus, welche die natürliche und notwendige Voraussetzung seines dichterischen Schaffens bilden. Die folgende Analyse der einzelnen Dramen und die glänzende Schilderung der Hauptcharaktere (Ödipus und Antigone und namentlich Deianira aus den ‚Trachinierinnen‘ seien hervorgehoben), die Nachweisungen der lyrischen und musikalischen Bestandteile in Chor und Dialog gehen überall von der Totalität des Kunstwerks auf die Erklärung der Einzelheiten und geben so nicht nur ein wirklich plastisches und klar vertieftes Gesamtbild, sondern erweisen sich auch für die ästhetische Allgemeinerkenntnis recht fruchtbar. Auch Müller leugnet die Notwendigkeit einer tragischen Schuld, weist aber, indem er die Leitideen der einzelnen Dramen aufhellt, zugleich überzeugend nach, wie eng deren Zusammenhang mit der gläubigen Weltanschauung des Dichters ist, und da es auch an lehrreichen Vergleichen mit anderen tragischen Dichtern (zumal Äschylos, Euripides, Shakespeare und Schiller) nicht fehlt, wird man vielleicht gerade von einer derartigen tiefgründigen Einzelbetrachtung am glücklichsten zu allgemeinen Erörterungen der Ästhetik des Tragischen fortschreiten können.

Dr. Max Ettlinger.

* Paderborn 1904, Verlag von F. Schöningh.

Naturwissenschaft.

Spiritismus bei Naturwissenschaftlern. In der Geschichte des Aberglaubens unserer Zeit wird das Kapitel Spiritismus einmal ein recht umfangreiches werden, und die künftigen Kulturhistoriker werden gewiß mit besonderer Verwunderung bemerken, in welch weitem Umfang diese Form der Aftermystik gerade unter den für ‚aufgeklärt‘ geltenden Bildungsschichten der Großstädte ihre Anhänger gefunden habe. Es ist ein besonderes Charakteristikum des Spiritismus, daß er seine Lehren in das Gewand der ‚Wissenschaftlichkeit‘ kleidet, und keine Tatsache wird in seinen Werbeschriften so unablässig hervorgehoben und ausgespielt als die, daß auch eine beträchtliche An-

zahl hervorragender Naturwissenschaftler zu seinen ständigen Anhängern gezählt hat und noch zählt. Für die verflossenen Jahrzehnte werden namentlich Namen wie Crookes, Weber, Fechner, Zöllner, Flammarion, Wallace u. a. immer wieder ins Feld geführt. In der Gegenwart bekennen sich neben manchen deutschen Naturwissenschaftlern, die minder gerne ihre stille Liebe verraten, namentlich der französische Physiologe Charles Richet und der englische Physiker Sir Oliver Lodge offen als führende Persönlichkeiten der ‚Gesellschaft für psychische Forschung'. Erst im Novemberheft 1905 der spiritistischen Annales des Sciences psychiques veröffentlichten diese beiden wieder Bericht und Gutachten über einen Fall angeblicher Geistererscheinung (‚Materialisation'), über den man sich noch gründlicher aus der entsprechenden deutschen Zeitschrift, den ‚Psychischen Studien', Februar- und Märzheft 1906, unterrichten kann. Die 19jährige Tochter einer französischen Generalsfamilie zu Algier diente dabei als ‚Medium', und zwischen dem Vorhang, der ihre Gestalt mit Ausnahme des Gesichts noch wahrnehmen ließ, tauchte im verdunkelten Zimmer das Phantom eines Arabers namens ‚Bien Boa' auf, welches sich aus dem Vorhang hervorbeugte, durch seinen Atem eine mit Barytlösung gefüllte Glasröhre (infolge Niederschlags von kohlensaurem Baryt) trübte und andere Beweise seiner materiellen Existenz gab. Diese Gestalt entwickelte sich scheinbar aus einer leuchtenden weißen Kugel über dem Boden und verschwand auch wieder darin. Richet, der das ganze Zimmer genau durchsuchte und ebenso den Boden von oben und unten nach einer Falltür, hält Betrug für ausgeschlossen, und ebenso sagt Lodge: ‚Es erscheint mir kaum vernünftig, an der Vermutung festhalten zu wollen, daß die Phantomgestalt auf normale Weise von dem jungen Mädchen inszeniert wurde.' Noch im Märzheft 1906 der Annales des Sciences psychiques weist Richet den Versuch eines algerischen Arztes zu natürlicher Erklärung und das Geständnis eines früheren arabischen Kutschers der Generalsfamilie, sich heimlich eingeschlichen und mitgewirkt zu haben, mit Entrüstung zurück und erklärt sich angesichts der ‚Armseligkeit der Einwürfe' von seinen anfänglichen Zweifeln um so mehr befreit. Aber der boshafte Zufall will es, daß im gleichzeitigen Märzheft 1906 der ‚Psychischen Studien' der bekannte Maler Gabriel von Max an den ebenda veröffentlichten Photographien des Phantoms feststellt, daß dieses ‚offenbar mit der Wäsche des Mediums bekleidet' war, einen falschen Bart mit Gummibändern ums Kinn trug und eine Mütze aus Silberpapier. Die Ähnlichkeit seines Gesichts mit dem des Mediums hatte auch bereits Richet bemerkt. Max stellt bis ins einzelne die absonderliche Bekleidung ‚dieser Art von Vogelscheuche' und die verzwickte Körperstellung des agierenden ‚Mediums' fest und macht seine Erklärung durch eine schematische Zeichnung vollkommen deutlich. Er schließt dann freilich: ‚Trotzdem neige ich zur Ansicht, daß kein absichtlicher (vielleicht aber hysterischer? M.) Betrug vorliegt, nachdem ich auch das Phantom der durch die einzig dastehende hochachtbare Frau d'Espérance erzeugten Ägyptierin ‚Yolande' als Gewandung mit einem Unterrock mit Besatz, ditto Hemd und einem Fischtuch oder einer Serviette bekleidet fand. Ich weiß mir keinen Reim zu solchen Phantomen zu machen; aber sehr ans Herz möchte ich den Herren Gelehrten es legen, bei Materialisationssitzungen immer jemand mit geübten Augen, d. h. wo möglich einen Maler, teilnehmen zu lassen.'

Aus diesen beiden typischen und ‚berühmten' Fällen, auf die sich nun wohl alle nicht zu okkultistischen Ausflüchten neigenden Leser sehr wohl einen Reim machen können, ergibt sich vor allem,

daß man den naturwissenschaftlichen Eideshelfern des Spiritismus nicht mehr Gewicht beilegen sollte als den Aussagen von irgend jemand anderm. Gesunder Menschenverstand, unablenkbare Aufmerksamkeit und namentlich ein paar scharfe Augen sind für die Kontrolle derartiger Vorführungen wertvoller als eine große Gelehrsamkeit, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch bei berühmten Physiologen und Physikern die stolze Freiheit von religiösen Glaubensvorstellungen eine um so größere Disposition für abergläubischen Hereinfall erzeugt.

Selbstverständlich wird kein Christ die Möglichkeit von körperlichen Manifestationen einer jenseitigen Welt bestreiten und kein noch so wissensreicher Gelehrter ableugnen wollen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. Aber ehe man sich im einzelnen Fall zur Annahme eines Wunders entschließt, müssen doch die natürlichen Erklärungsmöglichkeiten im vollen Umfang erschöpft werden, und unsere ganze Vorstellungsweise von der jenseitigen Welt — auch der dämonischen — läßt uns schwer für möglich halten, daß ihre Manifestationen auf so läppische Weise — in Damenunterkleidern, mit vorgebundenen Bärten ꝛc. — erfolgen könnten.

Im vorliegenden Fall wurde das Medium nicht einmal von den anwesenden Damen einer körperlichen Untersuchung vor noch nach der ‚Vorstellung' unterzogen, und Richet findet sich mit der Tatsache, daß auf das Bravorufen (!) der Anwesenden ‚Bien Boa' nochmals vor dem Vorhang erschien und ‚sich wie ein Schauspieler verbeugte' (!!), sehr einfach ab durch den philosophischen Satz: ‚Komisches mengt sich ja oft unverschämt in ganz ernsthafte Dinge.' Wir fürchten, der Vorfall bildet viel eher eine Illustration zu der anderen allgemeinen Wahrheit: Komisches mengt sich oft sonderbar in das Gebahren ganz ernsthafter Menschen.*

Dr. H. Merker.

Literatur.

Euripides. Das große Drama der Weltgeschichte, die Überwindung des naiven griechischen Volksglaubens durch die wissenschaftliche Aufklärung, die auf die Gesamtentwicklung der europäischen Kultur in Altertum und Neuzeit die tiefgreifendsten Wirkungen ausgeübt hat, hat sich in seinem ersten entscheidenden Akte in der Blütezeit der griechischen Vollkultur, im perikleischen Zeitalter, abgespielt. Der Pionierarbeit der ionischen Naturphilosophie, die zum ersten Male an dem Inhalte der Volksreligion, am überlieferten Göttermythos, rationalistische Kritik zu üben wagte, war der glänzende Aufschwung menschlichen Denkens im Subjektivismus der Sophisten gefolgt, deren Führer Protagoras kurzerhand den Menschen als das Maß aller Dinge erklärte.

Mitten hinein in diese Kämpfe der überkommenen religiösen mit einer neuartigen wissenschaftlichen Lebenserfassung stellt sich die Dichterpersönlichkeit des Euripides, des nach Aristoteles' Urteil tragischsten unter den großen griechischen Dramatikern. Von seinen Zeitgenossen viel angefeindet, wenig anerkannt — nur fünfmal hat er in einer fünfzigjährigen literarischen Tätigkeit über seine Mitbewerber im dramatischen Wettstreit den Sieg davongetragen — hat der ‚Philosoph der Bühne' erst nach seinem Tode den Siegeslauf im Geistesleben des Altertums begonnen, nicht anders als auch der Philosophen größter, Platon. Die letzte Ursache hierfür liegt gewiß darin, daß sein philosophisches Denken, das die religiösen Gefühle einer trägen Menge

* Eine recht ansprechende, gemeinverständliche Aufklärung über den Spiritismus, der angeblich 30 Millionen Gläubige zählt (?), gibt Konstantin Hasert in der kleinen Schrift ‚Gedankenlesen, Hypnotismus, Spiritismus', Graz 1906. Ulrich Mosers Verlag.

aufstachelte, auch die ästhetische Urteilskraft der Zeitgenossen beeinflußt hat, während eine spätere Generation in ihm den Propheten ihrer eigenen Weltanschauung verehrte.

Freilich, Euripides ist kein Fanatiker eines philosophischen Systems gewesen. Er war in erster Linie der geniale Dichter, dessen Realismus auch gegensätzliche Ideen in vollendeter Weise sich vergegenwärtigen und zur Darstellung bringen konnte. Und beim Dichter ist ein philosophischer Eklektizismus in der natürlichen Geistesanlage begründet. Aber ‚bei aller Buntheit der in seine Dramen verwobenen Ideen' — ich lasse Wilhelm Nestle sprechen in der Ankündigung seines geistvollen, glänzend geschriebenen Buches ‚Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung' — ‚bleibt der Tragiker doch in den Grundzügen seines Denkens konstant: in der Verwerfung der polytheistischen Religion, in der Anerkennung der Möglichkeit und Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Weltauffassung, in der Überzeugung, daß mit dem Tode alles aus sei, im Festhalten an einem sittlichen Ideal, das zwar mit einer gewissen Resignation die Ergebung in die Notwendigkeit predigt, aber auch den tiefempfundenen Leiden des Lebens gegenüber zu tapferem Kampf auffordert und den Selbstmord verwirft, in der Hochschätzung der Familie als der natürlichen Grundlage des Volkslebens, in der Wertung des Mittelstandes als des konservativen Elements im Staate und einer gemäßigten Sozialreform, in der Verwerfung der Adelsprivilegien ebenso, wie in der Betonung der Menschenwürde der Sklaven und einer die gewöhnliche Unterscheidung von Griechen und Barbaren verwerfenden, das Gute und Große auch bei anderen Völkern anerkennenden weltbürgerlichen Gesinnung.'

Und der Tragiker selbst war ein tragischer Charakter, dessen hoffnungsloser innerer Zwiespalt in seinen Werken einen ergreifenden Ausdruck findet. Wem möchte es nicht als eine Ironie der Weltgeschichte erscheinen, daß auch für ihn nach fester dichterischer Tradition religiöse Mythen ausschließlich den Gegenstand dramatischer Behandlung bildeten, obwohl ihr religiöser Gehalt für den Dichter entschwunden war?

Dennoch war Euripides nicht irreligiös, wenngleich er dem Volke seiner Zeit, ein anderer Sokrates, als ‚Atheist' gegolten hat. Denn die ordnende Weltvernunft, die mit ‚Gerechtigkeit' im Einzelmenschen sowohl, wie im Weltgeschehen waltet, ist ihm zu einer pantheistisch gefaßten Gottheit geworden, zur kosmischen, in der Welt immanent waltenden ‚Dike', zu der er in den ‚Troerinnen' (884 f.) ein ‚neues' Gebet emporschickt:

‚Der Erde Träger, der du ob der Erde thronst,
Wer du auch seist, du Rätsel unserer Vernunft,
Ob Zeus, Naturgesetz, Geist in den Sterblichen,
Dich bet' ich an; denn überall ja wandelst du
Auf stillem Pfad und lenkst das Irdische gerecht.'

In dieser grandiosen Vorstellung abhängig von dem tiefsinnigen Epheser Heraklit dem ‚Dunkeln', der zuerst den Begriff des Werdens, des ewigen Wandels aller Dinge in das systematische Denken eingeführt hat, stellt Euripides sich scharf dem Nihilismus zeitgenössischer Sophisten gegenüber, denen man unseren Dichter vielfach mit Unrecht zugesellt hat. Aber ein sicheres Wissen von der Gottheit ist auch nach Euripides dem Menschen versagt, und darum bricht er gelegentlich (Philoktet, Fragment 793) mit protagoreischer Schärfe los:

‚Warum denn sitzet auf Weissagestühlen ihr
Und schwört, der Götter Tun zu wissen hell und klar?
Nur Menschenwerk sind diese eure Sprüche ja.
Denn wer mit seinem Wissen von den Göttern prahlt,
Ist darum mehr doch als ein eitler Schwätzer nicht.'

Der Geist des Menschen, ein Teilchen nur des Weltgeistes, des Äthers, kehrt mit dem Tode, der die Verbindung des sterblichen und vergänglichen Leibes mit dem Geistigen löst, in jenen zurück (so mit Diogenes von Apollonia). Eine Fortdauer der Individualexistenz, ein Leben der Seele

nach dem Tode in irgend welcher Form, ist damit für den Dichter ausgeschlossen, der die Seelenlehre des Volksglaubens, das Schattenleben der Abgeschiedenen im Hades, bekämpft, obwohl er sich wiederholt in künstlerischem Interesse dieser populären Vorstellung und einer dem Volke geläufigen Ausdrucksweise bedient hat. Darum ist der Tod ihm der Tröster, der allem Leid und Kummer des Lebens ein Ende macht. Dabei huldigt der Dichter einem ausgesprochenen Determinismus, einer Beschränkung der Willensfreiheit durch eine im Menschen eingewurzelte Neigung zum Bösen, durch Abstammung und Vererbung, durch Umgebung und Gewohnheit. Aber er vermag das hierdurch bedingte Problem von Schicksal und Schuld, das Problem der Verantwortlichkeit eines im voraus bestimmten Willens nicht zu lösen. Und damit ist das ganze Leben des Menschen, das den älteren Dichtern und Denkern bloß eine Tatsache gewesen war, für unsern Tragiker zum schwierigsten aller Probleme geworden. So erklärt sich auch nicht zum wenigsten der tiefe Pessimismus des Dichters, der ihm die Klage auspreßt (Medea 1228 f.):

‚Denn auf der Welt lebt keiner, der glückselig ist;
Und strömte Reichtum dir in Fülle zu, du magst
Vor andern glücklich, aber nie glückselig sein.‘

Euripides, der tiefe Kenner des Menschenherzens, hat menschliches Leid und die dämonische Gewalt der Leidenschaft zum ersten Male rein menschlich erfaßt und künstlerisch verklärt. Trotz alles Pessimismus aber hat dies ihn nicht zur Verzweiflung, zur Verneinung des Lebenstriebes, sondern zu einer zuversichtlichen Weltbejahung geführt. Hierdurch hat er auch den rechten Boden seiner Kunst gefunden, und lebhafter Widerhall im Herzen seiner Zuhörer trotz aller Proteste hat ihn belohnt. Diese Einwirkung des Dichters auf sein Volk durch die Popularisierung philosophischer Ideen, die Jakob Burckhardt in seiner griechischen Kulturgeschichte vergeblich bestritten hat, sichert ihm für alle Zeiten den Ehrentitel eines ‚Dichters der griechischen Aufklärung‘, mag man in dieser Aufklärung selbst auch einen Abfall von der künstlerischen Bestimmung des griechischen Volkstums erblicken, mag auch die innere Gebrochenheit der Dichterseele den Werken unseres Tragikers unverkennbar den Stempel der Disharmonie aufgedrückt haben.

Die Geschichte der griechischen Aufklärung, in der auch die philosophische Persönlichkeit des Euripides die ihr gebührende Würdigung finden müßte, ist noch nicht geschrieben worden. Um so mehr sind wir Wilhelm Nestle zu Dank verpflichtet, daß er uns in seinem bereits genannten Buche (Stuttgart 1901, Kohlhammer; 15 M.), aus dem ich oben einige Gedanken herausgepflückt habe, den philosophischen Gehalt einer der gewaltigsten Dichternaturen der Weltliteratur im Lichte ihrer Zeit gezeichnet hat. Die Darstellung, die nach einem einleitenden Kapitel über die Persönlichkeit des Dichters seine Weltanschauung nach Theologie, Physik und Anthropologie (Der einzelne Mensch, Die menschliche Gesellschaft, Die sozialen Zustände) umfaßt, ist leichtflüssig und klar. Grundgelehrt aber sind die vorbereitenden Studien des Verfassers gewesen, die in einem ausgedehnten Anhang von Anmerkungen (S. 369/550) und ausführlichen Indices (S. 551/94) ihren Niederschlag gefunden haben.

Dr. E. Drerup.

Max Geißler, dessen Erstlingsschöpfungen im Juliheft des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift besprochen worden sind, hat sich in einer Weise weiter entwickelt, welche die dort erwähnten ‚Verheißungen‘ nicht Lügen straft. Den Beweis haben wir vor uns in seinem neuen Buche ‚Das Moordorf‘ (Kulturroman in zwei Büchern. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig bei L. Staackmann 1905). Wenn ich auf belletristischen Erscheinungen den Unter-

titel ‚Sozialer Roman' oder ‚Kulturroman' lese, so ziehe ich mich auf Grund abschreckender Erfahrungen in meine unnahbarste und skeptischste Ecke zurück. Diesmal aber war mein Mißtrauen zum Glück ungerechtfertigt. Denn es ist wirklich und wahrhaftig ein Dichter, der mich Natur und Menschen mit seinen hellen und doch wieder tiefen Prophetenaugen schauen ließ; ein Poet aus einer Seitenlinie jenes Stammbaumes, der über Frenssen und Lienhard sich mannigfaltig verschlingend schon mehrere erfreuliche Blüten getrieben hat, und von dessen reifen Früchten wir die Überwindung des literarischen Dekadententums erwarten. Und dem lebengetränkten Werk dieses Gestalters liegt in der Tat ein eminentes Kulturproblem zugrunde: wie im niederdeutschen Flachlande (gedacht ist an die Gegend nordöstlich von Bremen) zuerst unter Leitung des ‚im Ruhestand befindlichen' Schmugglers Ham Rugen aus der öden Heide und später unter dem verunglückten Amerikafahrer Kord Kück auch aus dem unheimlichen Moor fruchtbares Ackerland wird, wie unter mancherlei Mühen und Kämpfen mit der herben Natur auf der früher unbewohnten und hoffnungslos scheinenden Fläche verheißungsvolle Bauerndörfer als Keime der Zivilisation entstehen. Offenbar hat Geißler dabei das bekannte Malerdorf Worpswede als Modell gedient, aber wohl doch nicht in dem Maße, daß man, wie es geschehen ist, das Buch ‚den Roman von Worpswede' nennen könnte. Denn schließlich ist das Auftauchen der Maler in der beginnenden Ansiedlung und die Entdeckung der Farben- und Lichtschönheiten der Moorheide durch jene doch nur eine Episode. Noch weniger begreiflich aber ist, wie man von gewisser Seite ‚Das Moordorf' als ein Lehrgedicht, einen ‚didaktischen Roman von der Moorkultur' bezeichnen konnte. Wie äußerlich ist ein solches Urteil! Geißler gibt doch vor allem Menschenschicksale und seelische Entwicklungen, freilich als Dichter in enger Verknüpfung mit oder unter Widerspiegelung in dem Wandel des Bodens, auf dem sie gewachsen sind. Ganz einheitlich ist allerdings die Handlung des Romans noch nicht; aber wenn man will, dann gibt es doch eine all die verschiedenen Gestalten verbindende Seele des Buches, die Licht- und Freudefigur der Wöbke Dierks mit den hellen Haaren und den blauen Himmelsaugen, die mir als sehnsuchtduftende Personifikation der der Kultur gewonnenen Moorheide erscheint. Was soll es überhaupt für einen Zweck haben, jedes Dichterwerk, das sich als solches durch seine unmittelbare Wirkung auf alle ästhetischen ‚Empfangsapparate' unzweifelhaft legitimiert, gleich in irgend eine Klassifikation einschnüren zu wollen? Ob es aus dem Geiste ‚Goethescher' oder ‚Schillerscher Ästhetik' entsprungen ist, ob es ‚die schärfste Abkehr vom Naturalismus' darstellt oder doch ‚im Kreisbogen zu ihm zurückkehrt', ob der Dichter ‚die Seelen sucht' oder ‚darüber hinausstürmend ihren Geist findet', die platonische Idee, — das alles kann uns in gewissem Grade gleichgültig sein, wenn wir nur den Pulsschlag echten, von jeder Pose freien Lebens fühlen. Freilich muß — in Bestätigung jenes Tastens gewisser Kritiker — zugegeben werden, daß es nicht leicht ist, den Roman in den herkömmlichen Rubriken unterzubringen; vielleicht bietet uns eben Geißler den Ansatz eines ganz neuen Genres. Ich fürchte, mißleitende Anklänge zu wecken, sonst würde ich von einer idealistischen Richtung der Heimatkunst reden, obwohl der Verfasser, der die intimsten Reize jenes Moorlandes so genau kennt, kein Sohn der niedersächsischen Heide ist: ein Beweis übrigens, daß der Ausdruck ‚Heimatkunst' oft in ganz äußerlichem Sinne gebraucht wird; mir ist der Begriff gleichbedeutend mit bodenständiger Kunst, und diese gibt Geißler. Wieder möchte ich ‚Das Moordorf' das

Hohelied der Energie nennen: ‚Alles überwindet der Wille. Der Wille prägt Goldstücke aus der Torfkrume, und der Wille läßt goldene Ähren läuten wie Feiertagsglocken, wo vordem die rote Blüte der Heide nach dem Tau des Himmels gedürstet hat.‘ Noch hat unser Dichter die Höhe nicht erreicht; die Leichtigkeit der dichterischen Konzeption verleitet ihn zu Abschweifungen, Wiederholungen und Längen, besonders in den — oft an sich wundervollen — Naturschilderungen; er bedarf noch einer gewissen Konzentration der künstlerischen Gestaltung. Aber was er angreift, wird unter seiner Hand zu poetischem Gold; und dieser lyrische Überreichtum ist mir immerhin lieber als die gequälte Knappheit gewisser Auchdichter. Was ich Geißler vor allem wünsche, das ist, daß er seine Personen allmählich weniger Geißler reden zu lassen lerne. ‚Das Moordorf‘ wird seinen Leserkreis finden; aber lieben werden es nur die stillen und sinnigen Geister.

J. Mumbauer.

Theater.

Berliner Theater. Das ‚Deutsche Theater‘ hat unter Max Reinhardts Leitung im vergangenen Winter seinen zeitweilig gesunkenen Ruf zurückzuerobern begonnen, so daß Optimisten die vielberühmte Erneuerung des Theaterlebens gerade von da aus erwarten. Es läßt sich gewiß von einer Neubelebung der Bühnenkunst bereits in hohem Grade schon reden, wenn man die Kunst des Regisseurs und der Schauspieler meint, die sich von den gewöhnlichen zu den gesteigerten Formen der Belebung erhebt, ohne die Einheit und die Innerlichkeit zu verlieren, die der realistische Stil zutage gebracht hat. Auf dem Gebiet des Spielplanes ist aber noch alles beim alten geblieben, nur daß das Erfolgsstück einen klassischen Namen trägt. Da diese Frage zu so großem Teil auf den Bedingungen der Massenkultur beruht, ist eine Reform kaum schon zu erwarten; darum an der gänzlichen Unmöglichkeit zu verzweifeln ist jedenfalls gewiß der schlimmste Dienst, den die Unzufriedenen der Sache erweisen können.

Ein Theater, das Shakespeare so zu spielen vermag, daß von dem Staub berühmten Alters kein Teilchen daran sitzen gelassen ist, wird in diesem Geiste der Kunst klassische und moderne Stücke in bester Eintracht nebeneinander geben können; es wird das Genie verehren und die ärmere Gegenwart nicht verachten, sondern lieben mit dem Blick auf die Zukunft.

Das ‚Deutsche Theater‘ brachte eine Legende ‚Der heilige Brunnen‘ von einem Iren J. M. Synge, die in gefälliger Symbolik und nicht ohne einförmige Weitschweifigkeit den Schillerschen Satz einkleidet: ‚Wehe denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leih'n. Sie strahlt ihm nicht.‘ Statt ihm zur Erkenntnis der Welt Gottes und zur Arbeit zu dienen, muß sie ganz nur seine Eitelkeit beleuchten, die ihn nun erst auf irrende und schmerzliche Wege führt. Ein armes, altes, grundhäßliches, blindes Ehepaar befindet sich kraft seiner optimistisch-eitlen Illusion im Zustande herzlichsten Glücks, bis ihm ein frommer Mann mit Wasser aus dem heiligen Brunnen das Augenlicht gibt. Sehend entsetzen sie sich voreinander, fallen in Streit und Sünde und sind erst wieder zufrieden, als die Kraft der Heilung zurückgegangen und die Blindheit wiedergekommen ist; und wie der Heilige wiederkommt, um durch Wiederholung der Kur das Augenlicht dauernd zu bringen, zerschlägt der Alte den Krug mit dem Wasser, und in neuen, unzerstörlichen Illusionen kehrt das frühere Glück zurück. Der andere Gedanke, daß nur der Blindgewesene das Licht kennt, klingt mit; im wesentlichen bleibt es bei dem anekdotischen Vergnügen, das man bei der Verhöhnung von Volksbildungswunderkuren nicht an-

ders empfindet als beim Anblick des trostvoll unverwüstlichen menschlichen Illusionsspieles.

Noch erheblich anekdotischer ist Oskar Wildes ‚Florentinische Tragödie' in einem gedrängten Akt von höchstem künstlerischem Raffinement. Der reiche Kaufmann überrascht bei seiner unvermuteten Rückkehr seinen Fürsten im Zimmer seiner Frau, kleidet seine Leidenschaft in ein Verstellungsspiel der Ergebenheit, spielt den Kaufmann, den Hauswirt, den Waffenfreund und wirft mit jeder Maske eine neue Fessel seiner Rache ab, bis die Waffenprobe in den Zweikampf übergeht, dem der Fürst erliegt. Die Fülle ironischer Lichter dieser gekühlten psychologischen Essenz entspricht Wildes Geist sowohl wie die effektvolle Schlußpointe, da die Frau, die unterdem den Tod ihres Mannes gewünscht, der Mann, der die Frau nicht minder gehaßt, sich über der Leiche in die Arme stürzen und die Bewunderung ihrer Schönheit und Kraft austauschen. Die orgiastische Psychologie der Hofmannsthalschen Verse aus dem ‚Geretteten Venedig', von der Frau, die

‚In sicherem Versteck, vor Lust erzitternd,
Die offnen Arme dir entgegenstreckt,
Wenn Feuerschein und Blut zum Gott dich färben'.

Hofmannsthals ‚Ödipus und die Sphinx' (als Buch bei S. Fischer, Berlin), die eigentliche Novität des ‚Deutschen Theaters', ist ganz auf diesen ekstatischen Ton gestellt. Denn er bedeutet für diesen vornehmen, prunkenden Stil das einzige Fahrzeug, das zu den tieferen Fluten des Lebens vordringt. Der großen Sehnsucht dieses Künstlers nach den Urgründen der Dinge fehlt jede Fähigkeit, sie in ihrer Natur zu erleben, und so kennt er in ihrer stilistischen Aufhöhung keine Grenzen; die einzigartige Farbigkeit und Kostbarkeit seiner Sprache ist wie eine stetige Verführung aufs gleiche Ziel bedacht. Daher ist auch dieses Stück ein Mosaik von Szenen, die im Innersten nichts anderes voneinander wissen wollen, als daß sie gleich edle Geschwister sind. Und es sind zwei große, kaum verbundene Gruppen von Szenen, die um Kreon und die um Ödipus, die jede in sich nach eigner ganzer Gestalt rufen und darin gleichfalls den künstlichen Zusammenhalt von Form und Erlebnis offen legen. Und zuletzt ist es die ganze heroisch-historische Fassung des Stückes, die mit aller Deutlichkeit ihren stilistischen Schmuck nur als die Schale erweist, in der unmittelbares Leben und Schicksal angemessen gereicht werden könnte. Alle Personen sind lediglich Träger nicht sowohl psychischer als psychologischer, ja fast ästhetischer Charakterisierung und äußern sie alle im eigentlichen Sinne in einem Stil. Eine Ökonomie ist weder in den Teilen noch dem Plan noch den Seelen, und die reizvolle Verschwendung kommt hier nur jenem ersten Teil der Ödipussage zugute, der bei Sophokles die Exposition zum ‚König Ödipus' ist: wie Ödipus im Hohlweg unwissend seinen Vater Laios erschlägt, wie er nach Theben kommt, die Sphinx tötet und unwissend seine Mutter Jokaste heiratet. Furchtgepeinigt, vor der Drohung des Schicksals, das ihm eben erst der Gott geweissagt, weltflüchtig ist der edel, rein und tief empfindende Ödipus des Anfangs, siegreich, lebenskühn, herrschend der des Ausgangs der ‚Tragödie' der objektiven Ironie des Schicksals. Gemeint aber ist in diesem Ödipus der Mensch, wie er vor den rätselvollen Sprüchen des Lebens steht und schaudert vor den Wurzeln seines eignen Wesens, die er in allem ahnt, wie er vor jedem Weibe seine Mutter mitsieht, ihre Gestalt und ihre Idee:

‚So hielt ich meinen Blick im Zaum
Vor ihrem Leib und ihrem Haar, weil keine eine
Königin war . . .
Verstehst du nun, warum ich sagte: um meiner
Mutter willen?
An meiner Mutter hatte ich gesehen, wie
Königinnen gehen.
Wenn ich auf meinem Wagen gefahren kam
Und sah sie geh'n mit ihren Frau'n
Zu heiligen Festen, hinab zum Fluß,

Darin in flutenden Palästen
Die Götter wohnen, unsre Ahnen —
Und sie trug ihren Leib wundervoll schreitend
Wie ein heiliges Gefäß;
Da stieg ich vom Wagen und kniete nieder;
Zur Erde gebeugt grüßte ich sie.
Und ich wußte: Kinder zeug' ich einst mit einer,
Die mit heiligen Händen im dämmernden Hain
Darf Bräuche üben, die allen Wesen verboten sind,
nur ihr nicht;
Denn zu ihr reden aus dunkelnden Wipfeln im
Abendwind
Götter, die ihre Väter sind.
Kinder zeug' ich in einer solchen heiligem Schoß,
Oder ich sterbe kinderlos.'

Die Charaktere sind veränderte. Die Königin Jokaste steht in ihrem frauenhaft weichen Wesen, das die Aussetzung ihres Kindes, ihre Kinderlosigkeit, ihr Eheleben mit höchster Sensibilität empfinden muß, im Gegensatz zu ihrer Mutter Antiope — zwei Zeitalter von Heroen und Menschen. Kreon, Jokastes Bruder, ist völlig zu einem selbständigen Seelengemälde ausgewachsen, das in unübertrefflicher Weise den bis ins innerste Mark vom Lebensekel vergifteten kraftlosen Ehrgeiz auf der Höhe des Daseins ausbreitet und in der Motivierung Ansätze des Tragischen hat. Orientalisches Beiwerk erscheint wie die Steigerung dieses Griechentums, dessen Seele, soweit sie nicht modern ist, Dionysos, nicht Pallas heißt. Ein gelungener Rest des alten Chors ist das thebische Volk, dessen Rolle als ein stilisiertes Massenindividuum auf der Bühne eine der starken Wirkungen ist, die Hofmannsthal in diesem dreiaktigen Stück mehr als früher gelungen sind.

Weniger Gutes läßt sich von Schnitzlers ‚Ruf des Lebens', Schauspiel in drei Akten (Lessingtheater; als Buch bei S. Fischer, Berlin), sagen. Die technische Formlosigkeit hängt zusammen mit dem Gedanken, daß das Leben nicht stärker in dem Wirrwarr des Abenteuerlichen zu finden ist als in der stillsten Dorfidylle. Untreue, Vatermord, Ehebruch, Mord, ein todgeweihtes Regiment vor dem Auszug in die Schlacht bringen statt Handlung eine übermäßige Bewegung, die in ihren Kontrastwirkungen zu der Stille des psychischen Grundtones weit über das Ziel geht. Schnitzlersche feine Gedanken stellen den Zusammenhang mit seinen früheren Stücken her. Die spitzen Motive von der Lebensorgie vor dem Tode, vom Schlaf, vom Alter, von der Zeit, von der Krankenpflegerin, vom Arzt, von der Krankheit, vom Offiziersberuf usw. ziehen sich als feine Fäden durch das Gewebe von Lärm und Stimmung, und ihre Feinheit löst sich am Ende in den stillsten Skeptizismus auf.

Schnitzler ist wie Hofmannsthal in vergangene Zeit zurückgegangen. Die ‚Kinder der Sonne' von Maxim Gorki (Drama in vier Akten im Kleinen Theater; als Buch bei J. Ladyschnikow, Berlin) sind die Gebildeten des jüngsten Rußland. Da Gorki früher maßlos überschätzt wurde, mußte die Erwartung dieses letzten Werkes notwendig in Enttäuschung enden, und sie hat es vielleicht zu sehr getan. Die Technik ist völlig primitiv, wenn auch damit gerade der Eindruck der Zerfahrenheit und Zerrissenheit dieser Kreise erstrebt wird. ‚Sie laufen alle hier herum und reden;' ‚das ist ein Getue, als ob man's mit Halbverrückten zu tun hätte,' sagt die alte Wärterin, die noch in der guten, alten Zeit jung war. Das Problem des Stückes ist ein spezifisch russisches: das Verhältnis der Gebildeten zum Volk; und die Summe, die gezogen wird, ist trostlos. Das Volk verträgt die Liebe nicht; zu sehr ist's an die Knute gewöhnt; sein Wahnglaube wütet gegen seine Wohltäter. Die Gebildeten haben keine Fühlung mit ihm, nicht der Künstler, den die Kunst aristokratisch macht, nicht der Gelehrte, der als ein völlig weltfremdes Kind gezeichnet ist, nicht der Tierarzt, der kein Vertrauen zur Masse hat und selber in seiner Verzweiflung aus dem Leben geht. Einzig ein junges Mädchen fühlt das Elend des Volkes und ist selber krank; und seiner Schwägerin,

die, statt zu reden, an das Bett einer armen Cholerakranken eilt, lohnt die Menge mit dem Sturm auf das Haus ihres Gatten, dessen Chemie die Schuld an der Seuche haben muß. Gorkis künstlerische Mittel sind nicht groß; groß ist nur der Schmerz, mit dem er eine so furchtbare Ironie in den Titel einschloß.

J. O.

Kunst.

Eugène Carrière †. Die französische Kunst und von dieser besonders die Malerei pflegt uns Deutschen immer etwas einseitig unter dem besonderen Gesichtswinkel zu erscheinen, den einzelne stark im Vordergrund stehende Richtungen und Schulen darbieten. So kommt es, daß uns die französische Malerei in ihrer spezifischen Eigenart nicht selten als eine Pinselkunst erscheint, die in der Wiedergabe von Eindrücken, Impressionen höchste Fertigkeit, kühnste Meisterschaft entfaltet, in bezug auf Tiefe seelischen Gehalts und Wärme des Lebens aber zu wünschen übrig läßt. In diesem Sinne haben Kritiker, deren ganze Urteilschöpfung auf dem Auge beruht, der deutschen Kunst, wie sie in Meistern wie Böcklin, Thoma, Welti in Erscheinung tritt, die französische als die künstlerisch höher stehende entgegengehalten und sie einseitig gepriesen. Ich sage einseitig; denn was sie priesen, war nicht die französische Malerei, war vielleicht nicht einmal vor dem Forum einer besser urteilenden Zukunft die beste französische Malerei, sondern gegenwärtig nur die lauteste durch Farben sowohl wie durch Reklame des Kunsthandelsmarktes. Diese Einseitigkeit hat aber nächst dem Nachteil einer Überschätzung einer bestimmten und einzelnen Richtung auch noch denjenigen, daß wir Ausländer leicht unter den Eindruck geraten, als sei der republikanische Geist einer gewissen bürgerlichen Gleichmacherei auch in die höheren Tätigkeiten unserer westlichen Nachbaren vorgeschritten und habe auch dort eine von der französischen Hauptstadt ausgehende Gleichförmigkeit der künstlerischen Produktionsweise eingebürgert. Und doch ist nichts unrichtiger! Wir beobachten in der französischen Kunst genau dieselbe Erscheinung wie in der deutschen: neben einer großen Zahl von Durchschnittstalenten, die den Richtungen des Tages huldigen, ohne die virtuose Technik in den Dienst einer künstlerisch zu formenden reichen Innenwelt stellen zu können, wenige große, die meist ihre eigenen stillen Wege gehen und auf die Gestaltung der Kunstmärkte keinen Einfluß üben. Auch die französische Malerei der Gegenwart hat solcher großen Individualisten eine hübsche Zahl; aber da sie immer mehr Künstler als Theoretiker à la Monet waren, da ihre Kunst nicht in irgend einer neuen Seh- und Malweise, sondern in der genialen Objektivierung ihrer Gefühls- und Phantasiewelt bestand, so machten sie nicht Schule und schufen keine Richtungen, denn sie kannten immer nur eine Richtung, die ins Große und Wahre.

Einer dieser seltenen Einsamen war der am 27. März im 57. Lebensjahre verstorbene Eugène Carrière, einer von den Meistern, mit denen unsere Nachfahren sich noch bewundernd beschäftigen werden, wenn von der großen Schar der Naturalisten vielleicht nur noch ganz wenige Namen höchstens in der Kunstgeschichte mitgeschleppt werden. Wer Eugène Carrière nicht in Originalen kennen gelernt hat, kann sich von der suggestiven, mystisch träumerischen Art seiner Gemälde kaum eine ausreichende Vorstellung machen. Seine Stärke ist das Porträt. Zwar hat er auch auf anderen Gebieten, so im Dekorativen durch die großen Malereien im Pariser Rathaus und in der Sorbonne sowie im Landschaftlichen Hervorragendes geleistet; aber im Porträt, und zwar hauptsächlich in jenen fast nur noch mit den menschlichen Zügen arbeitenden Gemälden, die der Enträtselung und dem Preis des

Geheimnisses der Mutterliebe geweiht sind, feiert seine Seelenkunst die höchsten Triumphe. Hier ist es auch, wo sein Pinsel ganz auf das, was wir Farbe zu nennen pflegen, verzichtet, wo er nur mit graubraunen Tönen arbeitet und nicht genug, seine Gestalten schon dadurch dem grellen Tageslicht entrückt zu haben, auch noch die Linien und Formen wie in Nebelschleiern verschwimmen läßt, um so das Körperliche mehr und mehr durch den geistigen und seelischen Gehalt zu überwinden. Nimmt Carrière so schon künstlerisch eine ganz vereinzelte Stellung in der modernen französischen Malkunst ein, so ist der Inhalt seiner Kunst kulturgeschichtlich nicht minder überraschend durch den starken Gegensatz dieser gemütstiefen Schilderung von Vater- und Mutterfreuden zu dem Geist des französischen Zweikinder-systems, das als eine schier unheilbare Wunde an dem Leibe dieses einst so reichen und fruchtbaren Volkes zehrt. Um aber der Maler der Kinder- und Mutterliebe zu werden, ‚dazu mußte,' so sagt Karl Eugen Schmidt in seiner ‚Geschichte der französischen Malerei' (E. A. Seemann, Leipzig 1903), ‚dazu mußte Carrière als sechstes von sieben Kindern in einem elsässischen Dorfe aufwachsen; dazu mußte er sich in Paris von dem perversen Geschlechtsleben der französischen Hauptstadt keusch und unberührt halten, um in der treuen, selbstlosen Hingabe der Lebensgefährtin, in der innigen Verehrung und Liebe einer zahlreichen Kinderschar das höchste Daseinsglück zu finden.'

Carrière führte ein bescheidenes Leben, denn seine Bilder haben ihn nicht zum reichen Manne zu machen vermocht. Ein Kehlkopfleiden führte langsam den Tod herbei, dem er und die Seinigen mit stoischer Ruhe entgegensahen. Bezeichnend für die Lebensauffassung dieser Menschen ist folgende Tatsache, die die Blätter der letzten Wochen berichteten. Ein Kunsthändler bot Carrière, seitdem er krank war, 300,000 Frcs. für dessen jährliche künstlerische Produktion. Der Künstler lehnte ab, obgleich er erst in den allerletzten Jahren Preise von Bedeutung für seine Werke erzielte und seine finanzielle Situation keine glänzende war. Der Kunsthändler suchte die Gattin des Künstlers für den Handel zu gewinnen. Frau Carrière, die fast drei Jahrzehnte die Dürftigkeit des Künstlerlebens mit ihrem Gatten geteilt hatte, widersetzte sich dem Handel mit den Worten:

‚Wir wissen, wie die Armut ist, das haben wir erfahren; aber wir wissen nicht, wie der Reichtum uns bekommt!'

‚Aber Ihre fünf Kinder?' meinte der Kunstspekulant.

‚Die Kinder,' bemerkte Frau Carrière, ‚haben im Beispiel ihres Vaters ein Kapital, groß genug, um ihre Zukunft zu sichern.'

M.

Zur Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession. Die alljährlich um die gleiche Zeit wiederkehrenden Ausstellungen der Sezession unterrichten trefflich über den jeweiligen Stand der malerischen Bestrebungen. Gewöhnlich ist es so, daß im Frühjahr die Jungen und in den sommerlichen Hauptausstellungen die Alten dominieren; eine sehr kluge Einrichtung, die man jeder Gesellschaft empfehlen könnte. Frägt man, wie es um die Ausstellung im allgemeinen bestellt ist, so kann man ihr mit gutem Gewissen das Prädikat ‚gut' erteilen. Es hat den Anschein, als ob man endlich des unsicheren Experimentierens satt geworden wäre und die Einsicht vorherrschte, den Talenten Zeit und Muse zu ihrer Entwicklung zu lassen. Ein ernsthafter Maler hat auch andere Aufgaben als ‚Schlager' für die Ausstellung zu malen. Ein Bild ist kein Plakat und soll auch keine bloße Dekoration sein, nur dazu da, um einen ‚Saal zu stimmen'. Es gibt trotzdem immer noch genug Bilder, die nur um der Tapete des Saales willen gemalt sind. Wieder andere haben sich

auf einen ziemlich unfruchtbaren Impressionismus geworfen. Naturausschnitte, worin Ort und Zeit so genau als möglich in entsprechender Farbigkeit fixiert sind, findet man in den schönsten Rahmen. Wer sich nicht dafür interessiert, ob der Schatten nachmittags fünf Uhr oder die Sonnenflecken früh halb zehn Uhr auf dem Kleide der Lina auch ganz genau so gemalt sind, wie es um diese Zeit war, kann über vieles hinwegsehen. Aber man darf auch bei allem Unbehagen an dieser Art nicht vergessen, wie viel Gutes durch den Impressionismus in die Malerei gekommen ist. Das fortwährende Beobachten der Natur, das Bildermalen in der freien Luft hat die Malerei wieder auf die Beine gebracht und endlich auch jene Vertiefung vorbereitet, die sich in der modernen Stimmungsmalerei, vor allem in der Landschaftsmalerei ausspricht. Die Landschaftsmaler sind auch die eigentlichen Repräsentanten unserer Ausstellung. Es ist ein stattliches Häuflein Künstler zu nennen: vor allem Oskar Graf mit seinen tiefen, hellen Farben und dekorativ wirkungsvollen Stimmungsbildern, dann Lehmann, der ganz in grauen Tönen aufgeht, Hayeck, Bürger, Schramm, Hagen, Moll, Oswald und ein junges, vielversprechendes Talent, Otto Kopp. Das sind alles zumeist Helltöner mit grauen, weichen, duftigen Farben auf der Palette; solchen Bildern gegenüber sehen Pleuers Darstellungen aus Maschinenhäusern, Bahnhöfen wie mit Staub und Ruß gemalt aus. Zwischen all diesen finden wir im Plastiksaal Statuen, Büsten, Reliefs, unter denen uns besonders die Arbeiten des verstorbenen Bildhauers August Hudler und unter diesen wieder besonders eine, die Statue eines Ecce homo, auffallen. In ihrer Ruhe und Einzelheit so anziehend, steht sie vor uns inmitten einer Welt von verschiedenartigen vor unserm Auge vorüberflutenden Erscheinungen.

A. H.

Musik.

Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete des Oratoriums brachte der Oratorienverein Augsburg am 1. April zu Gehör. ‚Der Kinderkreuzzug', Legende für Soli, Chöre und Orchester von Gabriel Pierné erlebte seine erste deutsche Aufführung. Die von Mariel Schwob stammende Dichtung behandelt die bekannte historische Episode nicht nur poetisch sehr feinsinnig, sondern auch musikalisch ungemein dankbar. Die vier Teile des Werkes ‚Aufbruch', ‚Auf der Heerstraße', ‚Das Meer' und ‚Der Retter aus Sturmesnot' bieten mit ihren wechselnden Situationen der Tonsprache Gelegenheit zu vielseitiger Entfaltung. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt in den Chören; dem dichterischen Vorwurf entsprechend steht im Mittelpunkt ein Kinderchor; indem sich nun um ihn Männerchöre, Frauenchöre und gemischte Chöre gruppieren, wird eine ungemein reiche Abwechslung der vokalen Klangfarben erzielt. Diese wird gesteigert durch die bald unisone, bald mehr oder minder vielstimmige Behandlung der Chöre, sowie durch die Beteiligung des Orchesters, welche acapella-Chöre mit bald reich orchestral begleiteten, bald durch einige Soloinstrumente schattierten abwechseln läßt. Ganz besonderen Reiz bietet der Kinderchor; gleich sein erster Eintritt: ‚Hört ihr die Stimmen nicht, die euch rufen?' ist ungemein wirkungsvoll und ergreifend, wie überhaupt der erste Teil das Beste des ganzen Werkes sein dürfte. Der zweite Teil, eine liebreizende Idylle mit duftigster Orchesterbehandlung und volkstümlich zarter Melodik, kontrastiert prachtvoll mit den beiden letzten Teilen, wo zuerst eine stimmungsvolle Schilderung des Abends am Meere, dann des furchtbaren Seesturms gegeben wird; hier wirkt besonders das machtvoll das Sturmeswüten durchtönende Gebet ‚De profundis libera nos.

Domine', eine kolossale Unisonochorstelle mit Posaunen. Dagegen flaut der eine Apotheose bringende Schlußchor etwas ab; musikalisch ist er allerdings sehr sorgfältig gearbeitet, allein er macht einen etwas stark konventionellen Eindruck. Die Behandlung des Orchesters ist den Singstimmen gegenüber dezent, aber stets charakteristisch; mit einer stimmungsvollen Einleitung zum zweiten Bild ist das Orchester selbständig beteiligt; in der Instrumentation (namentlich bezüglich der Behandlung der Holzbläser) macht sich hier die Zugehörigkeit des Tonsetzers zur französischen Schule geltend. Harmonik und Rhythmik sind originell und oft pikant, ohne jedoch sich jemals zu bizzarren Exzessen zu versteigen. Die Solopartien, von denen die wichtigsten die des blinden Knaben Alain, des Führers der jugendlichen Kreuzfahrer, seiner Begleiterin Allys (beide Sopran) und des ‚Erzählers' (Tenor) sind, enthalten gesanglich sehr dankbare und wirkungsvolle Stellen. Die sehr geschickte deutsche Bearbeitung des Textes stammt von Prof. Wilh. Weber in Augsburg, der auch die in jeder Hinsicht vorzügliche und höchst gelungene Aufführung dirigierte.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Eine Gefahr für klösterliche Genossenschaften signalisierte Justizrat Dr. Jul. Bachem in einem so betitelten Aufsatz im Novemberheft von ‚Hochland'. Bei diesem Anlaß kam er auch auf die Paulinusdruckerei, G. m. b. H., in Trier zu sprechen, die am 7. November 1902 durch notariellen Akt aus einem bisher dem Abgeordneten Kaplan Dasbach gehörenden Privatunternehmen in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt worden ist. Diese Gesellschaft wurde mit der bischöflichen Kurie zu Trier dauernd verknüpft, indem die Neubildung mit ‚Bischöflicher Genehmigung' erfolgte und ‚dem jederzeitigen Bischof von Trier durch den Gesellschaftsvertrag weitgehende Befugnisse in Hinsicht der Gesellschaft eingeräumt' wurden. Diese gehen so weit, daß laut offiziellem Zirkular ‚der hochwürdigste Herr Bischof bei einer etwaigen Auflösung der Gesellschaft über das Vermögen derselben die letzte Entscheidung hat'.

‚Dieser Versuch einer Verkirchlichung des Preßwesens und selbst des Druckereigewerbes,' wie der Artikel die in der Neubildung der Paulinusdruckerei zutage tretenden Bestrebungen nennt, veranlaßte den Verfasser des genannten Artikels zu der ‚kleinen Abschweifung, die aber eng mit dem oben behandelten Gegenstande zusammenhängt'. In bezug auf einige Bemerkungen in diesem Passus des Artikels sendet uns nun der Direktor der Paulinusdruckerei, Herr Pastor Adolph Langer, nachstehende Berichtigung, deren Stichhaltigkeit zu prüfen wir den Lesern überlassen. Herr Pastor Langer schreibt:

1. Es ist unzutreffend, daß die guten Zwecke, für welche der Reingewinn der ‚Paulinusdruckerei' statutenmäßig verwendet wird, vorwiegend kirchliche Zwecke sind.

Zutreffend ist, daß es vorwiegend soziale Zwecke sind, Bekämpfung der Sozialdemokratie in negativer und positiver Weise.

2. Es ist unzutreffend, daß bei uns die Zentrumspresse uniformiert werde, daß in unserem Verlage eine ganze Reihe über einen Leisten geschlagener Blätter erscheine, daß alle Eigenart und Individualität in den Blättern unseres Verlages ertötet werde.

Zutreffend und richtig ist das Folgende: Außer der ‚Trierischen Landeszeitung' in Trier (Auflage 15100) erscheinen in unserem Verlage in den Filialen: St. Johann die ‚St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung'(Auflage 13000); Neunkirchen die ‚Neunkirchener Zeitung' (Auflage 9500); Linz a. Rhein die ‚Rhein- und Wied-Zeitung' (Auflage 3800). Diese drei in

unseren Filialen erscheinenden politischen Blätter haben ihre selbständigen, eigenen Redaktionen, in welchen bei allen dreien Redakteure mit Universitätsbildung, zum Teil sogar mit dem akademischen Doktorgrad, sitzen. Alle drei Blätter haben ihre besondere Eigenart; sie sind weder untereinander noch mit dem Hauptblatt in der Zentrale über einen Leisten geschlagen; es existiert keine Uniformierung unter ihnen.

3. Unzutreffend ist es, daß die Paulinusdruckerei zahlreiche geschäftliche Existenzen beeinträchtige.

4. Unzutreffend ist es, daß die Paulinusdruckerei eine Verkirchlichung des Preßwesens und selbst des Druckereigewerbes versuche und dadurch dem Diözesanbischof eine undankbare und nahezu unmögliche Aufgabe zumute.

Zutreffend und richtig ist dagegen, daß nach dem Statut der Paulinusdruckerei G. m. b. H. der Trierer Diözesan-Oberhirt mit dem Preßwesen, den Redaktionen der Zeitungen nichts, absolut nichts und noch viel weniger natürlich mit dem Druckereigewerbe etwas zu tun hat. Die ‚Paulinusdruckerei' unterliegt allerdings in den wichtigsten Beziehungen gemäß den §§ 11, 29, 44, 46, 47 ihres Gesellschaftsvertrages einem Aufsichtsrecht bezw. Genehmigungsrecht des Oberhirten der Diözese Trier; aber diese Rechte des Diözesanordinarius erstrecken sich nur auf das Wesen, den Zweck, die innere Organisation der Paulinusgesellschaft, aber nicht im mindesten auf den Geschäftsbetrieb, die Zeitungsredaktionen, das Druckereigewerbe. Der hochwürdigste Diözesanordinarius hat es mit dem Geschäftsführer und seiner Ernennung, mit den Statuten und ihrer Unabänderlichkeit zu tun; er hat vor allem darauf zu achten, daß von dem Reingewinn nie etwas zum privaten Nutzen der Gesellschaften verwendet werde, und daß die diesbezüglichen Bestimmungen des Statuts stets bestehen bleiben.

Unsere Kunstbeilagen.

Unsere sämtlichen Kunstblätter geben Gemälde aus der Berliner Jahrhundertausstellung wieder. In bezug auf die Stellung, die die meisten daselbst vorgeführten älteren, zum Teil neuentdeckten Heimatkünstler im ganzen zu der Kunstgeschichte und insbesondere zu der herrschenden Kunst ihrer Tage einnehmen, ist bereits in dem vortrefflichen Beitrag über die Jahrhundertausstellung das Nötige gesagt. Es erübrigen daher nur einige kleine Angaben über die Künstler der hier vorgeführten Bilder.

Joseph Anton Koch, geb. 27. Juli 1768, entstammt dem Tirol, kam 1794 nach Rom, woselbst er, von einem kurzen Aufenthalt in Wien (1812—15) abgesehen, dauernd arbeitete. Claude Lorrain und unter den zeitgenössischen Meistern Carstens waren seine Vorbilder. Im Studium der Täler des Sabinergebirges schuf er sich einen heroischen Landschaftsstil, der auf die Entwicklung der Landschaftsmalerei von Einfluß wurde.

Kaspar David Friedrich gehört zu jenen neuentdeckten Künstlern. So groß sein Einfluß und sein Ruhm bei seinen Zeitgenossen war, so hat ihn sein Name doch kaum mehr als ein Dezennium überlebt, und erst unsere Zeit hat den poetisch-zarten Künstler wieder der Vergessenheit entrissen und würdigen gelernt. Ein geborener Greifswalder studierte er in Kopenhagen von 1794 ab; dann lebte er von 1798 bis zu seinem Tode 1840 still und zurückgezogen in Dresden, das ihm seinen Ruf als Kunststadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankt.

Seine Landschaften zeichnen sich durch liebevolles Sichversenken in die Natur und Akzentuieren der Stimmung aus.

Ein ähnliches Schicksal teilte Ferd. Waldmüller, der gegen Mitte des letzten Jahrhunderts im beherrschenden Mittelpunkt der Wiener Kunst stand, dann aber fast in Vergessenheit geraten war, bis unsere Zeit wieder auf seine echt malerische Art der Farbengebung bei vollkommener Beherrschung der Technik aufmerksam wurde.

Th. Schüz ist ein Stuttgarter Künstler. In seinen Bildern legt er vor allem Wert auf eine möglichst sorgfältige Wiedergabe des Natureindrucks, die ihm auch mit künstlerischer Freiheit gelungen ist. In der Feinheit der Durchführung erinnert er an Ludwig Richter, unter den neueren an Paul Hey, obwohl die Art dieser beiden seelenvoller ist.

Offene Briefe.

Dr. L. H. in W. Warum ‚Hochland' aus Anlaß des fünfzigsten Todestages Heines nicht Stellung genommen hat zu dem Dichter und Menschen Heine? Nun, Schweigen bedeutet doch wohl auch eine Stellungnahme! Und was wäre im Grunde denn viel Neues und Eigenartiges zu sagen gewesen? Fünfzig Jahre sind kein Abstand, um eine Erscheinung wie Heine, die ‚von der Parteien Gunst und Haß verwirrt' ist, ruhig und sachlich zu würdigen. Unser ganzer Literaturgeist ist noch viel zu sehr von dem spezifischen Heinegeist infiziert; wir sehen und empfinden Heines Dichtung noch viel zu stark aus dem gleichen sentimental-pathologischen Zustand heraus, der auch ihr das Leben gegeben, als daß uns ein völlig unbefangenes, gesund-menschliches und natürlich-spontanes Urteil möglich wäre. Das hat die fast unübersehbare Artikelliteratur in den letzten Wochen klärlich bewiesen. Sie schreibend zu vermehren, nur um einem Jubiläumsdusel zu huldigen, empfanden wir wirklich kein Bedürfnis.

B. in P. Die ‚Spektator'-Briefe von F. X. Kraus sind in den Jahrgängen 1896 bis 1899 der ‚Beilage zur Allg. Ztg.' erschienen. Auch in den folgenden Jahrgängen bis zu Kraus' Tod finden sich beachtenswerte Beiträge, namentlich die Zentenarbetrachtungen 1901 von ‚Xenos'. Gesammelt sind alle diese Aufsätze bisher nicht erschienen. — Eine kurze Schrift mit dem Titel ‚Adorare, tacere, godere. Pensieri' erschien Casale 1896, verfaßt von einem Mitglied des Instituto della Carità.

Frl. E. v. St. in W. Zu Ihrer Aufklärung diene Ihnen folgende Stelle aus einem soeben erschienenen, kirchlich gutgeheißenen Büchlein ‚Index Romanus' von Dr. Alb. Steuer (Pillmeyer, Osnabrück 1906), worin es über diesen Punkt heißt:

‚Über die kirchliche Verurteilung eines Werkes mag hier gegenüber falschen Unterstellungen bemerkt sein, daß durch das Aufzeichnen auf den Index nur das Buch als solches, nicht aber der Verfasser desselben beziehungsweise dessen Sinnesart oder Charakter verurteilt wird. Ebenso wird nur der objektive Sinn des Inhaltes, nicht aber die etwa anders lautende subjektive Auslegung des Verfassers bei der Beurteilung des Buches in Betracht gezogen; endlich wird der (katholische) Verfasser nicht verpflichtet, die Entscheidung der Indexkongregation als irreformabel, d. h. als unabänderlich oder unfehlbar, anzusehen; denn eine ‚Unfehlbarkeit' in den Entscheidungen kommt der päpstlichen Kongregation keineswegs zu.'

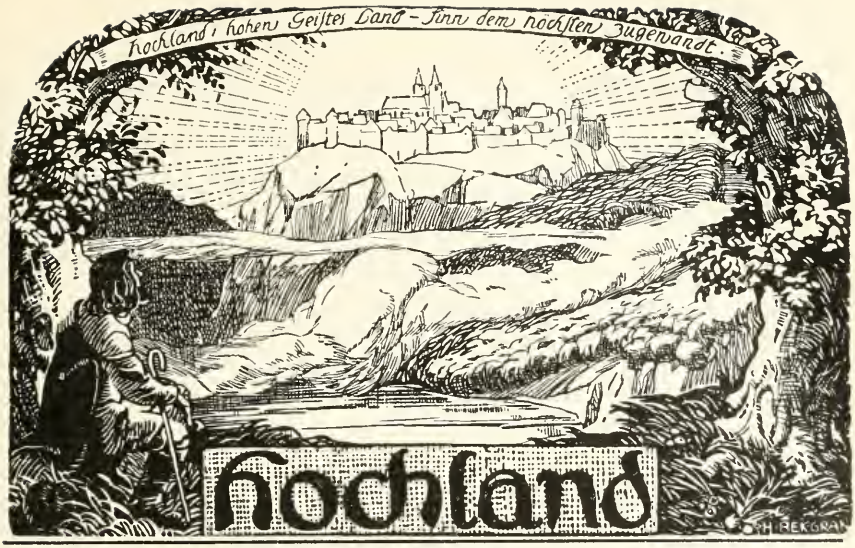
Soeben vor Redaktionsschluß geht uns telegraphisch die Nachricht zu, daß Fogazzaro sich dem kirchlichen Machtspruch unterworfen habe. Nur ein neuer Beweis, wie unrecht seine Gegner hatten, wenn sie ihn unkirchlicher oder gar antikirchlicher Gesinnung beschuldigten. Fogazzaro handelte mit diesem Akt nur in Konsequenz einer Gesinnung, der er schon in dem Roman ‚Die Kleinwelt unserer Zeit' Ausdruck gegeben hatte, wenn er den Don Giuseppe Flores dem jungen Maironi die Frage entgegenstellen läßt: ‚Aber müssen wir, weil wir Patrioten sind, ins Exil gehen?'

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Albr. Dürer pinx. *Heliogr Kösel*

Der Apostel Jakobus.



Dritter Jahrgang. Juni 1906. 9. Heft.

Die Gotteskräfte des Christentums.

Complexio oppositorum oder Sprachenfülle des Pfingstfestes?

Von

Herman Schell.

Welches waren die Mittel und Kräfte, durch welche das Evangelium zur Weltreligion geworden ist? Die Antwort auf diese Frage ist die Geistesgeschichte des Christentums in der Zeit seiner Jugend und Feuertaufe, in den drei ersten Jahrhunderten. Adolf Harnack hat alle Vorzüge seines reichen und scharfen Geistes in dem Buche* bewährt, das, eben in zweiter Auflage erschienen, ein Beweis dafür ist, wie uralte Themata der christlichen Apologetik im Lichte der vergleichenden Religionsforschung eine ganz neue und wahrhaft verjüngte Kraft und Schönheit gewinnen. Das Gesamturteil Harnacks ergibt sich im wesentlichen aus folgenden Sätzen des genannten Buches:

‚Das Christentum ist seit der Mitte des dritten Jahrhunderts als synkretistische Religion im vollsten Sinne zu betrachten; als solche steht es den beiden andern synkretistischen Schöpfungen des Zeitalters, der mit dem Sonnendienst verbundenen neuplatonischen Religion und dem Manichäismus gegenüber. Man kann es jetzt ebensogut eine hellenische Religion nennen wie eine orientalische, eine einheimische wie eine ausländische. Synkretistisch war es von

* ‚Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.' 1. Aufl. 1902, Leipzig, J. C. Hinrichs. 2. Aufl. 1906. 2 Bände.

Anfang an auf heidenchristlichem Boden. Nicht als pures Evangelium ist es erschienen, sondern mit allem ausgestattet, was die jüdische Religion in ihrer langen Geschichte an sich gezogen hatte, und sofort auf alles das, was dort etwa noch fehlte, eingehend. Aber nun erst, um die Mitte des dritten Jahrhunderts war die neue Religion fertig als die synkretistische Religion par excellence und dabei doch exklusiv.' ‚Was nur immer als Religion gedacht werden kann, das hat sie, ja, das ist sie.' (227, 225.) ‚Diese Kirche ... ist zum Siege gekommen. Aber hätte man sie gefragt, mit welchem Rechte sie die Neuerungen zugelassen habe, so hätte sie antworten können: Ich bin unschuldig; denn ich habe nur Keime zur Entfaltung gebracht, die man in mich hineingesenkt hat von Beginn meines Daseins an. — Den übrigen Religionen hat erst diese Religion den Boden entzogen, und ihre Religionsphilosophie hat als Kulturmacht die antike Philosophie ersetzt.'

‚Aber das, was der christlichen Religion damals den Sieg gegeben hat, verbürgt nicht die Dauer dieses Sieges in der Geschichte. Diese Dauer ruht vielmehr auf den einfachen Elementen, auf der Predigt von dem lebendigen Gott als dem Vater und auf dem Bilde Jesu Christi. Sie ruht eben deshalb auf der Fähigkeit, jenen gesamten Synkretismus auch wieder abzustreifen und sich mit anderen Koeffizienten zu verbinden. Damit hat die Reformation den Anfang gemacht.' (228, 229.)

Wir möchten gerne sagen: In sieben charakteristischen Grundgedanken hat sich das Evangelium nach Harnacks Auffassung in der Zeit seiner Jugend und Ausbreitung zur Geltung gebracht und seine Anziehungskraft entwickelt. Allein dies würde dem Sinne des Verfassers und seines Buches nicht entsprechen. Wir dürfen nur sagen: Die Darstellung Harnacks ist für das lebendige Christentum der Kirche, welche die Verwirklichung des Christentums im Geist und in der Wahrheit sein soll, eine wertvolle und anregende Aufforderung, gewissenhaft und vorurteilslos die Frage zu untersuchen, ob es wirklich fremde Formen und Farben sind, in die sich das kirchliche Christentum seit den Tagen seiner ersten Ausbreitung gekleidet hat. Hat das Christentum durch den Zauber entliehener Schönheit die alte Welt gewonnen und sich bis jetzt in der neuen Zeit behauptet? Oder sind es vielleicht doch die ächten Farben und Formen des Evangeliums — nur in den Arten, wie sie sich aus der Notwendigkeit ergaben, daß das einfache, weiße Sonnenlicht des Evangeliums durch die verschiedenartigen Fähigkeiten und Aufgaben der Menschenseele hindurchstrahlen und in den mannigfaltigen Verwicklungen der Lebensschicksale der Menschheit sich bewähren mußte und sollte?

Die Frage, deren Beantwortung uns in dieser durch Harnacks Buch angeregten Studie obliegt, ist etwas verwandt mit der Frage: Ist der Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Wissenschaft und Gottesfurcht ein Abfall vom Geiste Gottes oder eine fremdartige Hinzufügung zu ihm oder aber dessen vielfältige Offenbarung in den verschiedenen Kräften und Aufgaben des Menschenlebens? Ist die siebenfarbige Pracht des

Regenbogens eine complexio oppositorum oder eine Epiphanie des Lichtes in seiner Fülle und Kraft? Ist die Sprachenfülle des Pfingstfestes ein Abfall von der Sprache des Evangeliums oder deren Frucht und Hochgesang?

1. Das Evangelium Jesu ist von Harnack als die Religion in ihrer Reinheit und Kraft gekennzeichnet worden, als der einfach-schlichte Gottesglaube unbedingter Demut, Hingabe, Heilsgewißheit und Liebe, als das Gesetz der besseren Gerechtigkeit und die Hoffnung auf Gottes Reich.

Die erste Anziehungskraft entwickelte das junge Christentum durch seine gedrungene Missionspredigt, welche die vier Lehrgedanken zu einer lebendigen Einheit zusammenschloß: Gott als der Schöpfer der Welt, Christus als Heiland und Richter, die Pflicht der Enkrateia, der sittlichen Zucht und Reinheit, die Hoffnung des kommenden Reiches mit dem Weltgericht und der Auferstehung von den Toten. Damit trat die christliche Missionspredigt als die neue und wahre Philosophie des Monotheismus auf die Arena der Kaiserzeit. Sie trat nicht nur als die neue Religion und Gottesverehrung in die bunte Schar der bestehenden Religionen und Kulte, sie erhob auch der vornehmeren Philosophie und den wetteifernden Philosophenschulen gegenüber den Anspruch, die allein wahre, himmlische Weisheit zu sein.

Solange sich die Missionspredigt nur an Juden und Judengenossen (Proselyten) wandte, trat der erste Lehrpunkt von Gott dem Weltschöpfer zurück. Sie war dann vor allem die Verkündigung, daß Jesus der Christus und Messias sei, durch die Auferweckung zum Sohne Gottes gezeugt, zum Weltgericht und zum Triumph des Gottesreiches in Kraft und Herrlichkeit im Himmel aufbewahrt. Es war (Harnack zufolge) weniger das Evangelium Jesu selber als das Evangelium von Jesus. Die große Wendung, welche die Heidenmission für das Urchristentum mit sich brachte, ist auch in der Missionspredigt wirksam gewesen. Den Heiden mußte man zuerst den allmächtigen Gott verkünden. Damit war eine Aufgabe gestellt, die an Schwierigkeit alle andern Lehrpunkte weit übertraf. Die Missionspredigt des Apostels Paulus in Athen ist dafür ebenso charakteristisch wie die Pfingstrede Petri das Muster aller Missionsreden an die Juden wurde.

Die Verkündigung an die Heiden konnte darum auch mehr aus dem Evangelium Jesu selber schöpfen. Gott bedeutete ja allen Gütern und Göttern der Welt gegenüber den Alleinguten und Alleinstarken, dem aus tiefster Innerlichkeit Kraft und Liebe eigen zu sein den Adel des Christen gegenüber allen Götzendienern ausmacht. Wie Jesus die Seele von der Knechtschaft der Welt und der Formeln befreit hatte, so wurde den Heiden die Befreiung von dem abgöttischen Dienst der Geschöpfe, der Dämonen verkündet. (62—72, 210—225.)

Mit dem allmächtigen Schöpfer der Welt war die Weltherrschaft der sittlichen Ordnung aufgerichtet. Verpflichtende und vergeltende Heiligkeit ist Gottes Wesen; verpflichtete und selbstmächtige Freiheit ist des Menschen Würde. Mit den Göttern des Heidentums war die Herrschaft der Natur-

mächte abgetan. Darum hatte das junge Christentum trotz der großen Mehrzahl der Einfältigen die stolze Empfindung, über Grund und Zweck des Daseins aufgeklärter zu sein als die heidnische Bildung und den Adel der Menschenseele wirksamer zu wahren als die Philosophie, deren Ruhm doch die Ethik und Tugendlehre war. Im Bekenntnis des Heiligen Geistes hat Origenes das Bekenntnis zum sittlichen Gottesbegriff, zur Freiheit und Verantwortlichkeit des Willens und zur Weltherrschaft des Sittlich-Guten gefunden.

2. Das Christentum kam in eine altersmüde Welt hinein, in ein ungeheures Krankenhaus abgelebter, siecher Völker, die nach einem Heiland und Arzt für ihr Elend begehrten. Die Religionen hatten sich immer mehr zum Kultus einer Heilandsgottheit, eines Deus Soter entwickelt. Das Krankheitsgefühl nahm trotzdem immer mehr zu. Diesem Sehnen der siechen Menschheit kam das apostolische Evangelium von dem Christus-Erlöser in wirksamster Weise entgegen. Mehr als alle andern Religionen öffnete es den Blick für die Überfülle äußerer und innerer Übel. Das Elend herrscht als Folge der Sünde in der Welt. An die Stelle der Gottesherrschaft ist die Dämonenherrschaft getreten, und zwar in solchem Grade, daß die Menschen den Urhebern ihres Elends die religiöse Verehrung widmen, die dem Schöpfer allein gehört. Denn die Götter galten als die Dämonen, welche die Völker so mit Blindheit schlugen, daß sie in den heidnischen Kulten ihre grausamen Tyrannen mit den größten Opfern als Götter anbeteten.

‚Das Evangelium, wie Jesus es verkündigt hat, ist Erlösungsreligion, aber Erlösungsreligion in verborgener Weise. Jesus verkündigt eine neue Botschaft, die Nähe des Reiches Gottes, den Vater, seinen Vater und ein neues Gesetz; aber er wirkt als Heiland, und in solchem Wirken wird er ans Kreuz geschlagen. Als Arzt ist Jesus in die Mitte seines Volkes getreten. „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ Als den Arzt des Leibes und der Seele, als den Heiland schildern ihn die drei ersten Evangelisten. Er spricht nicht viel von den Krankheiten, aber er heilt sie... Er sieht Scharen von Kranken um sich, er zieht sie an sich, und er hat nur den Trieb, zu helfen. Leibes- und Seelenkrankheiten unterscheidet er nicht streng; er nimmt sie als die verschiedenen Äußerungen des einen großen Leidens der Menschheit. Aber er kennt ihre Wurzeln‘: die Sünde und die Dämonenherrschaft ... ‚So hat Jesus Jünger und Jüngerinnen gewonnen: es ist ein Kreis von Geheilten, der ihn umgibt ... Die Gesundheit der Seele ist die Erkenntnis Gottes ... Weil sie Gott als den Vater in dem Sohne erkannt haben, darum wissen sie sich als geheilt.‘ ‚Ihr werdet zu mir dieses Sprichwort sagen: Arzt, heile dich selbst! Er, der so vielen half, schien selbst in eine immer hilflosere Lage zu kommen.‘ ‚Verfolgt in dem Namen des Gottes, den er verkündigte, ging er dem Kreuze entgegen. Aber eben dieses Kreuz offenbarte erst die ganze Tiefe und Kraft seines Wirkens als Heiland. Es vollendete seinen Beruf, indem es die Menschen lehrte, daß das Leiden des Gerechten das Heil in der Geschichte ist.‘ (72—74.)

Das Bewußtsein des Altertums hatte im starken Jugendgefühl des aufsteigenden Lebens die Religion für eine Sache der Gesunden, Reinen, Tüchtigen und Glücklichen gehalten. Nur diese haben Zutritt zu den Göttern; denn die Götter selbst sind die Gesunden und Glücklichen im Weltall, die Günstlinge des Schicksals. Darum konnten sie nicht die Gottheit der Leidenden sein; das Leiden entfernte von den seligen Göttern. Anders im Monotheismus der Jahwereligion. Der Urheber der Schöpfung ist der Arzt und Heiland seiner Geschöpfe. ‚Ich, Jahwe, bin dein Arzt.' Exod. 15, 26. Die Not entfernt nicht von ihm, sondern nötigt zu ihm hin. Der Gott der Offenbarung war von Anfang an als der Arzt der Menschheit hervorgetreten; denn er war der Schöpfer der menschlichen Natur und der Welt, folglich kennt er ihre Schwächen, um sie zu heilen. Ps. 102. ‚Ich bin Jahwe, und außer mir ist kein Heiland.' Jes. 43, 11. ‚Jahwe gibt Kraft dem Müden und dem Ohnmächtigen Stärke in Fülle. Jünglinge werden matt und schwach, Helden straucheln; aber die auf Jahwe vertrauen, gewinnen immer neue Kraft; sie laufen und ermüden nicht; so wie die Adler verjüngen sie ihr Gefieder.' Jes. 40.

Die Not der alternden Zeit brachte es allerdings mit sich, daß die seligen Götter als Retter und Helfer für die Krankheit angerufen wurden. Zeus und Apollo vor allem waren die großen Heilande; die eigentliche Heilandsreligion aber war die Äskulapreligion mit ihren Wallfahrtstempeln und medizinisch-religiösen Heilstätten. Sie war es im zweiten und dritten Jahrhundert, welche neben dem Mithraskult das Christentum zu überbieten suchte.

Das Christentum versprach Heilung durch Gotteserkenntnis und Wahrheit; aber auch durch das Heilbad der Taufe, durch die Eucharistie als Arznei der Unsterblichkeit und schlimmstenfalls durch die chirurgischen Eingriffe der Bußdisziplin. Gotteserkenntnis und Wahrheit sind den Reinen verheißen; von diesem Gesichtspunkte aus konnten die Männer des Geistes und der ungebrochenen Lebenskraft wie Origenes das Christentum vor dem Vorwurf rechtfertigen, daß es ausschließlich eine Armensünderreligion und Kultus des Elendes sei. Zuerst brauche man Heilung von Sünde und Schwäche, dann aber die Pflege der Gesundheit und die Erfüllung der Seele mit Weisheit und Gerechtigkeit. Der Erlöser bereitet dem Logos, dem Worte Gottes den Weg.

Darin bekundet das Christentum seine Menschenfreundlichkeit. ‚Plato aber und die andern weisen Männer unter den Griechen sind mit ihren schönen Aussprüchen jenen Ärzten ähnlich, die nur den höheren Ständen ihre Aufmerksamkeit schenken, den gemeinen Mann aber verachten, während die Jünger Jesu dafür zu sorgen bemüht sind, daß die große Menge der Menschen gesunde Nahrung erhalte.' Origenes c. Celsum 7, 60.

Das Gefühl des Sündenelendes bringt selbst eine Gefahr geistiger Entkräftung und passiver Verzichtleistung auf eigene Erhebung mit sich; es führt auch zu einem gewissen Schwelgen in den Bildern des Siechtums. Gegen

beides konnte das Christentum auf die großen Aufgaben der Gotteserkenntnis und der Gottverähnlichung hinweisen, welche naturnotwendig die Herrlichkeit des Schöpfers in seinen Werken und die Erfolge seiner Weltregierung zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und Würdigung machen mußten. Die Gotteserkenntnis verhinderte das Christentum, einseitig zu einer pessimistischen Religion des Sündenelendes, der Hilfsbedürftigkeit und der Todesbilder zu werden; es heilte die Kranken von ihrem Elend und zeigte ihnen dann in Gott das Urbild der Schönheit, Gesundheit und Kraft.

Die Erlösung von den weltbeherrschenden Dämonen, das war die Erlösungsidee, welche der religiösen und irreligiösen Denkweise der römischen Kaiserzeit entsprach. Dieser Dämonenglaube mutet den Modernen wie wahnwitziger Aberglaube an; allein Harnack weist mit Recht darauf hin, daß doch ein großer Fortschritt der Weltanschauung in diesem Dämonenglauben wirksam war. ‚Die sklavische Abhängigkeit, in welche der Mensch gerät, der sich seinen Trieben überläßt, ist gut beobachtet, aber die Deutung ist naiv. An dem Dämonenglauben, wie er die christliche Welt im zweiten und dritten Jahrhundert beherrscht hat, lassen sich leicht die Züge nachweisen, die ihn zu einer reaktionären, die Kultur bedrohenden Erscheinung stempeln. Aber man darf doch nicht vergessen, daß er in seinem Kern einen sittlichen und darum auch einen geistigen Fortschritt barg: die Aufmerksamkeit auf das Böse und die Erkenntnis der Macht der Sünde und ihrer Herrschaft in der Welt.‘ (99.) Im Dämonenglauben und in der Annahme magischer Beschwörungskräfte fand sich die Bildung eines Celsus und Origenes, des neuplatonischen und christlichen Denkens zusammen.

‚Christen und Heiden verstrickten sich immer mehr in den Dämonenglauben, und während sie in der Dogmatik und Religionsphilosophie den Polytheismus immer mehr verdünnten und einen sublimen Monotheismus ausarbeiteten, versanken sie im Leben immer hilfloser in die Abgründe der erträumten Geisterwelt.‘ Allerdings an die Christen erging die priesterliche Mahnung (im zweiten Jahrhundert): ‚Der Name des wahren Gottes wird durch uns Christen unter den Heiden verlästert; denn wenn wir die Gebote Gottes nicht erfüllen, sondern ein unwürdiges Leben führen, so wenden sich die Heiden ab und sagen, unsere Lehre sei nur ein neuer Mythus und Irrtum.‘ 2. Clemens ad Kor. 13, 3 S. 105. Man wußte also beiderseits zwischen Glauben und Aberglauben wohl zu unterscheiden; auch zwischen den entscheidenden Wirkungen, aus denen wirkliche Geistesmächte offenbar werden, und denjenigen, welche den Lauf der Ereignisse nicht aufhalten. Vgl. Tertullian Apologeticus 27.

3. Die Religion der Nächstenliebe und der herzlichen Teilnahme war die Großmacht, welche vom Herzen Jesu aus die Menschen des entnationalisierten Völkerchaos zu einer Gemeinschaft von Gotteskindern zusammenschloß. Daß das Christentum als Religion der Liebe auftrat und die alte Welt eroberte, ist immer bekannt gewesen. Die Apostelgeschichte kennzeichnet

die an Pfingsten entstandene erste Christengemeinde als ein Herz und eine Seele. Die Fürsorge der helfenden Liebe war ihre Lebenstat und der Anlaß zu der ersten Organisation. Es ist der unvergängliche Ruhm des Apostels Barnabas, in dieser Hinsicht bahnbrechend vorangegangen zu sein. Die Ausbreitung des Glaubens ist damit überhaupt als eine Inspiration der Menschenliebe dargetan und über den Verdacht des selbstsüchtigen Fanatismus erhaben. Das gilt von dem Eifer der Glaubensverkündigung überhaupt, weil der Evangelistendienst des Wortes und der Diakonat der Armenfürsorge ein und dasselbe kirchliche Amt darstellen. Für die Heidenmission ist es ebenso unzweifelhaft; denn ihre Bahnbrecher sind Barnabas und Paulus, von denen Barnabas als Apostel der Nächstenliebe auftrat, während Paulus den Unterschied heidnischer und christlicher Gesinnung als den Gegensatz herzloser Härte und teilnehmender Hingabe erklärt hat. Die Liebe, welche die Christenheit als ihre Pflicht erkannte und übte, war nicht das Mitleid des Zufalls, sondern planmäßige Fürsorge für alle Arten der Not; darum einerseits vorbeugende und andererseits organisatorische Armen- und Krankenpflege bis zum Arbeitsnachweis.

Wenn Harnack das Christentum als die Religion der helfenden Bruderliebe gekennzeichnet hat, so ist er da am wenigsten originell. Der Charakterzug der Charitas ist stets anerkannt worden. Es bedurfte auch nicht erst der Forschung des Dominikaners Thomas Mamachi, der im Jahre 1750 in Rom ein Werk veröffentlichte: ‚Originum et antiquitatum christianarum libri 20.‘ (Vier Bände sind erschienen.) P. Mamachi starb 1792. In deutscher Ausgabe: ‚Die Sitten der ersten Christen.‘ Augsburg 1796.

Mamachi schilderte die Liebestätigkeit der ältesten Christen in den Familienbeziehungen, in der Unterstützung der Geistlichen und Laien, der Verfolgten, der Alten, Schwachen, Kranken, Arbeitsunfähigen, der Witwen und Waisen, der Zugereisten, der Verbannten, Verurteilten und Bergwerksgefangenen; die Sorge für arme Gemeinden, für die Armen, für die Verstorbenen; die Liebe gegen Heiden und Verfolger, Friede und Eintracht im eigenen Verband; Gerechtigkeit allen Menschen gegenüber.

Auch die Liebeshilfe für arme Christengemeinden war schon durch den Apostel Paulus mit dem Evangelium zu den Heidenchristen gebracht worden. Das Evangelium von dem Gott, der die Liebe selber ist, mußte naturnotwendig die pflichtmäßige Übung der Liebe im großen fordern. Die Gottesliebe, so verkündeten schon Johannes und Jakobus, findet ihre eigentliche Betätigung durch die Förderung der hilfsbedürftigen Ebenbilder und Geschöpfe Gottes. Gott ist über alles Bedürfnis der Liebeshilfe erhaben: man liebt den Schöpfer in seinen notleidenden Geschöpfen. Damit war der Gottesdienst selber zum Beweggrund der Nächstenliebe gemacht. Wie die Gottesliebe fruchtbar und praktisch und darum Fürsorge für die Geschöpfe sein soll, so wird die Nächstenliebe durch die zweifache Übung des Vergebens und des Gebens betätigt. Das Geben soll indes den Arbeitstüchtigen nur im Notfall Almosen spenden; die wichtigste Gabe ist die Gelegenheit zur Arbeit und zu selbständiger Berufs-

stellung. So fordert es schon die Apostellehre (K. 12). Die pseudoklementinischen Homilien (ep. Clem. 8) verkündigten den Grundsatz: ‚Den Arbeitstüchtigen Arbeit, den Unfähigen Mitleid!‘

Die Sklaverei galt im öffentlichen Bewußtsein als eine unvermeidliche Form der Schicksalsordnung sowie der sozialen Notwendigkeit. Das Christentum konnte das zunächst nicht ändern, bis seine Gedanken die öffentliche Denk- und Sinnesart soweit durchdrungen hatten, daß der Staat und die Gesellschaft sich verpflichtet fühlten, die Sklaverei in ihrem Machtbereich unmöglich zu machen. Das Evangelium der Gottesrechte, deren Träger und Erbe der Mensch ist, wirkte durch seine Wahrheits- und Liebeskraft als Evangelium der Menschenrechte. Gott ist der große Paraklet und Sachwalter der Menschen. Er wirkte von innen heraus und ließ zunächst die Menschenwürde im Sklaven wie in jedem Gedrückten erkennen.

Harnack hat auch Bedenken. Er glaubt, man müßte eigentlich noch mehr Stellen erwarten, in denen das Liebesgebot hervorgehoben wird; tatsächlich treten sie hinter die Mahnungen zur Askese zurück. Die Begierde nach Lohn für die Übung der Barmherzigkeit trete oft ungeschminkt hervor. Allein er löst diese Bedenken durch den Hinweis auf das, was in sozialer Charitasarbeit wirklich geleistet worden ist. Das ist auch die Hauptsache. Der Lohngedanke ist zumeist nur der Ausdruck für das vom Christentum selber erregte Begehren nach einem hinreichenden Lebensinhalt. Die Aufforderung zur Askese war und ist wohl notwendiger, weil ihre Notwendigkeit dem Sinn der Gebildeten wie Ungebildeten weniger einleuchtet. Wohl aber anerkennt man den religiösen und sittlichen Wert der Nächstenliebe bereitwillig und mit Nachdruck.

4. Das Christentum eroberte die Welt, weil es als die Religion des Geistes und der Kraft erschien. Der Beweis des Geistes und der Kraft galt seit den Apostelzeiten als das eigentliche Wahrheitszeichen der Göttlichkeit. Er umfaßt die äußeren Kriterien des Wunders und der Weissagung, sowie die inneren Vorzüge der Weisheit und Heiligkeit in ihrer überzeugenden und erhebenden Geistesmacht. Die Wechselburchdringung der äußeren und inneren Vorzüge ist das eigentlich Göttliche: Gott ist Optimus Maximus; der Höchste in der idealen wie in der realen Ordnung, der Beste und der Gewaltigste zugleich. Die Wirkungen des Geistes und der Kraft traten in der vielfältigen Steigerung und Befruchtung des Seelenlebens hervor: Visionen und Ekstasen, plötzliche Erschütterungen, Drang zum prophetischen Reden, zu Gebeten und Dichtungen, zum Schreiben, zu symbolischen Handlungen, zu Krankenheilungen, zur sinnlichen Empfindung der übersinnlichen himmlischen Güter und Kräfte. Alle diese sogenannten Charismen des Geistes waren schon von Paulus als etwas beurteilt worden, was zur Erbauung und Überzeugung beitragen konnte, wenn es den Charakter des vernünftig sittlichen Geistes und der gesunden Kraftsteigerung bekundete. Aber sehr viele dieser Erregungen wurden von Paulus als bedenklich erklärt.

Celsus erhob gegen diese Äußerungen des religiösen Lebens den Vorwurf der Gaukelei, des Zauberwerks und Betruges. Das Christentum wurde um dieser Erscheinungen willen von ernsten Geistern zum Aberglauben gerechnet und gerade deshalb für gefährlich angesehen, weil es mehr als alle anderen Religionen zu solchen ungesunden Erscheinungen führe.

Der Erklärungsgrund für jene Erscheinungen liegt wohl darin: die gewaltige Idee des überweltlichen Schöpfer- und Offenbarungsgottes, ebenso ergreifend wie überzeugend durch seine allumspannende Herrschaft über die Weltentwicklung, trat den Gemütern mit der vollen Wucht der Neuheit gegenüber und löste in ihnen ungeahnte Kräfte sittlich-religiöser Wiedergeburt aus. Allein für die Nebenwirkungen kam es darauf an, welchen Grad der Reinheit die Gotteserkenntnis behauptete, und nicht minder, welche sonstigen Anschauungen bezüglich des Guten, Vollkommenen und Wünschenswerten in den Seelen schlummerten. Welche Güter und Wirkungsarten für der Gottheit entsprechend gelten, hängt von der ganzen Grundrichtung und Höhenlinie ab, auf der sich das Seelenleben bewegt. Daher kam die Fülle von Nebenwirkungen, welche zwar vielen eigentlich als göttlich erscheinen, aber von dem strengeren Sinn mehr als ungesunde Störung wie als geistige Erhebung und Bereicherung beurteilt werden. Allein sie sind psychologisch unvermeidlich und notwendig mit der eigentlichen Heimsuchung Gottes als des Geistes und der Kraft verbunden, weil in den Seelen wie in der Gottesidee selber unbeschadet ihrer Richtigkeit in der Hauptsache mehr oder weniger fremde Elemente mit wirksam werden. Es ist darum irreführend, wenn von Weinel und Harnack die eigentliche Inspiration des sittlichen Geistes und der religiösen Heldenkraft als eine zehnte Erscheinung zu den obengenannten neun anderen hinzugefügt wird, welche der strengeren Vernunft im Altertum wie in der Gegenwart mehr als krankhafte Überreizungen denn als wertvolle oder gar göttliche Lebenssteigerungen gelten.

Das Pfingstfest in seiner Wirkung auf die Apostel und durch die Rede Petri auf die Menge der Festwallfahrer ist der Ausdruck und Inbegriff für die Richtung, in welche die Herabkunft des göttlichen Geistes das Sinnen und Sehnen der Jüngerschaft brachte. Es ist die Bekehrung von der politisch-weltlichen Messiashoffnung zum geistigen Gottesreich Jesu. Der eigentliche Beweis des Geistes und der Kraft besteht in der unvergleichlichen Innigkeit und Stärke, mit der die junge Christenheit sofort das ganze Leben in das Licht der Ewigkeit, ihrer Güter und Pflichten stellte. ‚Siehe, ich mache alles neu,‘ auch die Sittlichkeit selber. Es war wie der Sonnenaufgang eines neuen Lichtes und einer neuen Lebensglut. Einen eigentlich weltüberwindenden sittlichen Ernst und Willen hat die Menschheit erst durch Christus gelernt. Die Christenheit fühlte Pflicht und Kraft, Mut und Lust zu dem Heldentum im Kampf mit dem dreifachen Siechtum der altersschwachen Kulturwelt, mit der Unzucht, mit dem Mammon und mit der Feigheit, der Menschenfurcht und Sklavengesinnung.

Harnack beklagt das Ausströmen dieses urwüchsigen Heldentums, des Geistes und der Kraft seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts. Er anerkennt wohl, daß die Kirche die gnostische Unterscheidung einer zweifachen sittlichen Anlage, von Psychikern und Pneumatikern abgelehnt habe. Allein sie habe doch der großen Masse der Psychiker Rechnung getragen, indem sie die Sittlichkeit der Pflichten von der Sittlichkeit der evangelischen Räte unterschied und eine zweifache Sittlichkeit der Schwachen und der Starken lehrte. Damit sei eine andere Einbuße verknüpft gewesen: das Christentum wurde aus einer Religion der sittlichen Heldenkraft zu einer Religion unerschöpflicher Nachsicht und Sündenvergebung. Man könnte fast sagen: aus einer Religion der opferfrohen Heiligen zu einer Religion der armen Sünder und der Ablässe. ‚Die christliche Religion hat im Lauf des dritten Jahrhunderts an ihrem Charakter, Religion der Sittlichkeit zu sein, Abbruch erlitten, ist aber in ihrer Anziehungskraft dadurch nicht vermindert worden; denn als Religion, die stetig Vergebung vermittelt, wurde sie nun aufgesucht. Es waren jetzt freilich zum Teil andere Kreise als bisher, die sich an sie wandten.‘ (160.)

Die Voraussetzung Harnacks von der doppelten Sittlichkeit als katholischer Lehre muß entschieden zurückgewiesen werden. Die Berufung zur Gottverähnlichung begründet die eine Pflicht unbedingter Gottesliebe für alle, für die Starken wie für die Schwachen. Wohl aber gibt es, wie zur Zeit Jesu selber, verschiedene Wege zur Erfüllung dieser Pflicht aller Pflichten. Nicht alle wurden von Jesus berufen, ihm mit Preisgabe ihrer Stellung Jüngerschaft zu leisten: auch Lazarus, Martha und Maria nicht, auch Joseph von Arimathäa nicht. Es ist unmöglich, über den Unterschied hinwegzukommen, den die Macht der äußeren und inneren Verhältnisse darauf ausübt, wie sich die kleine Schar der ‚Auserwählten‘ und die große Menge der ‚Berufenen‘ zu den großen Fragen der Religion, der Wahrheit, Gerechtigkeit, Kultur, Gesetzgebung, Kunst und Bekämpfung aller Übel verhalten. Schon in der apostolischen Zeit hat es sich als unvermeidliche, wenn auch beklagenswerte Folge gezeigt, daß auch bei persönlicher Bekehrung sich solche zur Christengemeinde wenden, für deren ganze Sinnesart die ehrwürdige Abendmahlsfeier zu einer Gefahr der Unmäßigkeit und sozialen Rücksichtslosigkeit wurde. I. Kor. 11. Wie mußte es erst werden, als unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse die Massenbekehrungen erfolgten, und als die Zugehörigkeit zur Kirche mit der Abstammung von christlichen Eltern gegeben war?

War denn nicht eine Steigerung des sittlichen Geistes und der religiösen Kraft bei den Männern der Kirche notwendig, als sie nicht mehr eine auserlesene Schar von persönlich Bekehrten oder religiös Interessierten als Gemeinde vor sich hatten, sondern die große Masse der Gläubigen, die eben gewissermaßen in die Kirche hineingeboren worden waren? Die Gläubigen, welche sich einzig und allein aus persönlichem Interesse an der Religion zur Kirche gewandt haben, bringen doch ein lebendig empfundenes Bedürfnis in den Gottesdienst mit: sie brennen mit eigener Flamme. Da

ist es eine dankbare Aufgabe, das Amt des Wortes und der Wahrheit zu verwalten. Wie ganz anders, wenn Geburt und Gewohnheit, der Druck der öffentlichen Meinung und fremder Rücksichten die Kräfte sind, welche die Gläubigen in der Kirchengemeinschaft vereinigen! Wieviel Gleichgültigkeit im Glauben wie in der Sittlichkeit, wieviel religiöse Lauheit und Kälte schart sich da vor den Altären, eher geeignet, die Begeisterung des Priesters zu dämpfen und die Glut des religiösen Wirkens in ihm zu ersticken! Wahrlich, es ist eine stärkere Begeisterung für das Evangelium notwendig, um in der großen ungesichteten Masse von Weltmenschen das heilige Feuer der Religion notdürftig zu entfachen als im kleinen Kreise solcher, die sich aus eigenem Antrieb und trotz aller Schwierigkeiten um die Religion bekümmern und aus innerem Bedürfnis an das Christentum herantreten.

Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, was Harnack des weiteren als sittliche Herabstimmung der Religion beklagt. ‚Die Wahrhaftigkeit in bezug auf das Wirkliche leidet in jeder Religion ebenso leicht Schaden wie die Gerechtigkeit... In den meisten Fällen, bei allen Wundern, die nicht geschehen, den Visionen, die nicht gesehen, den Stimmen, die nicht gehört, den Büchern, die von den angeblichen Verfassern nicht geschrieben worden sind, können wir heute nicht mehr entscheiden, wo der Selbstbetrug aufhört, und wo der Betrug anfängt, wo die Schwärmerei zur Methode wird und die Methode zur gewohnheitsmäßigen Täuschung, ebensowenig, wo die herbe Exklusivität zur Ungerechtigkeit und zum Fanatismus wird. Wir müssen uns begnügen, festzustellen, daß solche Fälle leider nicht selten waren, und daß sie zugenommen haben. Auch das hat im dritten Jahrhundert und auch schon im zweiten nicht gefehlt, was man Priesterbetrug und Wunderschwindel nennt.‘ (161.)

Diese Ausführung ist irreführend, weil sie als allgemeines Gesetz die Zunahme dieser sittlichen Herabstimmung in bezug auf die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit behauptet. Dabei ist unberücksichtigt, daß, wie die Religionsgeschichte bekundet, die Ursprungszeiten einer Religion am meisten geeignet sind, die schwierigen Fragen aufzuwerfen, wo wirklich Übernatürliches wirksam ist, und wo andererseits ‚Selbstbetrug‘ vorliegt, sowie, wo auch dieser aufhört und ‚der Betrug anfängt‘. Das ist die schwierigere Frage. Was an Visionen und Wundern aus den Jahrhunderten nach dem biblischen Zeitalter berichtet wird, kann ein kirchlich-gläubiger Christ auf die Seite schieben und dahingestellt sein lassen; dringender ist die von Harnack aufgeworfene Frage für Gläubige und Ungläubige mit bezug auf die enthusiastisch erregten und fruchtbaren Ursprungszeiten, ‚in denen der Geist noch nicht ausgeströmt war.‘

Dieselbe Schwierigkeit gilt in der Erkenntnis überhaupt. Wodurch unterscheiden wir die Vorstellungen, in denen wir wirklich Tatsächliches wahrnehmen, von jenen Vorstellungen, welche nur Einbildungen sind? Wir können doch immer nur durch Bilder erkennen, welche unsere eigene Seele erzeugt hat. Und trotzdem ist eine sichere Erkenntnis der Außenwelt, eine sichere Unterscheidung der Erfahrungsvorstellungen von den Einbildungsvorstellungen möglich.

Ebenso sicher ist die Unterscheidung möglich, ob eine göttliche Erleuchtung, Offenbarung und Inspiration wirksam sei oder nur eine außergewöhnliche natürliche Begeisterung und Erregung. Wie die Wirklichkeit sich durch ihre bestimmten Vorzüge erkennbar macht und der einsichtigen Überzeugung offenbart, so auch die wirklich göttliche Erleuchtung im Unterschied von einer bloß vermeintlichen Gottbelehrung. Wir müssen und können auch die wirklich einsichtige Überzeugung von der bloß vermeintlichen unterscheiden. Wenn diese Unterscheidung auch oft schwierig sein mag: die Schwierigkeit beweist nichts dagegen, daß die Lösung überhaupt und in vielen Fällen sogar mit Sicherheit möglich ist.

Die Gefahr für gewissenhafte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit ist dann gegeben, wenn große Aufgaben und Gedanken den Geist gewaltig ergreifen. Was die Seele ausfüllt und aufregt, nimmt den Sinn für sich gefangen und läßt nichts für das andere und die andern übrig. Das gilt vor allem von der Religion, weil dieselbe den Gemütern am nächsten geht; es gilt aber auch von allen nationalen, politischen und sozialen Bewegungen. Der Kampf der Parteien in Presse und Leben zeigt hinreichend, wo und wodurch Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit tagtäglich bedroht werden.

Um so beachtenswerter ist es, wenn in einer Religion die gewaltigsten Ideen zur höchsten Begeisterung entzünden und trotzdem gleichzeitig gerade von diesen Ideen selber die Forderung strengster Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit geltend gemacht und gewahrt wird. Ist dies nicht ein göttliches Wahrzeichen für die Übermenschlichkeit der Jahwe- und Christusoffenbarung? Hat der Geist des Pfingstfestes die Jünger nicht zugleich milder, gewissenhafter und hochherziger in der Beurteilung ihrer Gegner und Verfolger gemacht?

5. Das Christentum ist zugleich aufgetreten als die Religion der bindenden Autorität, der aufklärenden Vernunft und des wirksamen Sakramentes; dadurch hat es, wie Harnack des weitern ausführt, die alte Welt gewonnen. — Die alte Welt wollte eine feste, selbstgewisse, lebendige Autorität, auf die man sich mit blindem Glauben verlassen konnte. Die Kirche bot diese Autorität mit einer Energie, wie dies noch nie geschehen war. ‚Je peremtorischer und exklusiver eine Religion die Glaubensforderung geltend macht, desto zuverlässiger und sicherer scheint sie der Mehrzahl zu sein. Je mehr sie ihnen die Pflicht der Verantwortung, über ihre Wahrheit nachzudenken, abnimmt, desto willkommener ist sie. Jede kräftig eingesetzte Autorität wirkt hier als Beruhigung. Gerade die paradoxesten Glaubenssätze, welche jeder Erfahrung und vernünftiger Überlegung spotten, sind die willkommensten: göttliche Weisheit.‘ ‚Allein solange die Autoritäten in Büchern und Lehren bestehen, ist die letzte Beruhigung, die gesucht wird, noch nicht erreicht. ... Ihre Anwendung auf die Fragen der Gegenwart ist oft schwierig und führt zu peinlichen und erschütternden Kontroversen. Die letzte Beruhigung für den „blinden Glauben“ ist erst dann gegeben, wenn die Autorität eine lebendige ist, leicht befragt werden kann und prompt antwortet. Eine solche Autorität

gab es in den ersten Generationen der Christenheit nicht; aber langsam bildete sie sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts und bis zur Mitte des dritten heran: die Autorität der im Episkopat repräsentierten Kirche. Sie verdrängte die andern Autoritäten nicht, den Heilswillen Gottes und die hl. Schrift; aber indem sie sich neben sie stellte, schob sie sie zurück; die Auctoritas interpretativa ist stets die höchste und eigentliche Autorität. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts waren Kirche und Episkopat soweit entwickelt, daß sie wie heilige Autoritäten funktionierten. Erst seit dieser Zeit hat die Verbreitung der Kirche den großen Aufschwung genommen; nunmehr wurde sie Massenkirche.' ... ‚Diese Kirche mit der ungeheuren Autorität, die sie über die Massen hatte, . . . das Christentum mit seinem blinden Glauben, welches Celsus schildert, ist das Christentum, das „gesiegt" hat. Wann hätte auch jemals ein Staat ein positives Interesse für eine andere Art von Religion gezeigt?' (165.) Tertullian ist als Schriftsteller der bewußte Ausdruck dieser Autoritätsreligion: ‚Seit Jesus Christus bedürfen wir des Forschens nicht mehr. Wenn wir glauben, so wünschen wir über den Glauben hinaus weiter nichts mehr.... Nichts außerhalb der Glaubensregel wissen heißt alle Wissenschaft besitzen.' De praescr. 7.

Harnack hebt nicht minder nachdrücklich hervor, daß das Christentum auch als die Religion der hellen Erkenntnis und der reinen Vernunft verkündigt und empfunden wurde. ‚Dieses Zeitalter, in seiner geistigen Haltung und seinen religiösen Bedürfnissen so mannigfaltig zusammengesetzt, wollte auch im Christentum keine Form entbehren, die Träger eines religiösen Wertes zu sein vermochte. Und das komplizierte Zeitalter machte auch den einzelnen in seinen Bedürfnissen kompliziert. Derselbe Mann, der nach einer Autorität verlangte, der er sich blindlings unterwerfen wollte, verlangte oft gleichzeitig nach einer vernünftigen Religion.' (168.) Das Christentum wirkte in der Tat als befreiende Vernunft, als intellektuelle Wahrheit und Klarheit. Der Götterglaube erschien wie eine lastende Nacht: ‚Alles empfing durch den geistigen Monotheismus, empfing von dem lebendigen Gott Klarheit und Gewißheit.' Die Welt erhielt Grund und Endzweck, sobald sie als Schöpfung der planvollen Weisheit und Güte erschien. Das Gesetz war auf den Thron der Weltherrschaft erhoben, und kein blindes Schicksal und keine dunkle Notwendigkeit durfte diesen Thron mit ihm teilen. Die Geschichte wurde zur zielvollen Entwicklung und Erziehung; in der Sendung des Sohnes hatte sie ihren Höhepunkt, von dem aus alles dem großen Gottestag des Weltgerichtes zustrebte. So war der grenzenlose Raum und die endlose Zeit von dem hellen Sonnenlicht des göttlichen Schöpfungsplanes durchstrahlt. Es war nach langer Nacht heller Tag geworden. Das Christentum war klare Vernunft; Weissagung und Apokalyptik ließen diesen Charakter noch deutlicher hervortreten, je mehr es den ausgeprägtesten Vertretern des Intellektualismus und Moralismus gelang, dieselben als untergeordnete Faktoren dem großen Vernunfttempel der himmlischen Philosophie einzugliedern.

Harnack hat eine richtige Beobachtung gemacht: Das Christentum nahm die Vernunft für seine Lehren durch die strenge, unverletzliche Glaubenspflicht gefangen; und es erhob zugleich den Anspruch, der Vernunft die Freiheit des höchsten Gesichtspunktes, das Licht der reichsten Erkenntnis, die Kraft der fruchtbarsten Weisheit zu bringen, ja sogar eine überzeugende Einsicht, welche alle anderen Wahrheitszeugnisse übertraf und als das innere Zeugnis des ewigen Wahrheitsgeistes selber galt — nach Christi Wort. Joh. 14—16.

Es ist dies keine complexio oppositorum, sei es infolge eigentümlicher Entwicklung der Menschheit, sei es des kirchlichen Christentums, sondern die eigentümliche Art der Wahrheit selbst. Als Tatsache ist die Wahrheit unverletzlich, unerbittlich, kategorische Forderung ihrer Anerkennung, sei es als empirischer Wirklichkeit oder als logischer Notwendigkeit. In dieser Hinsicht tritt sie mit der Würde der Autorität auf. Ist ihr Anspruch erfüllt, so öffnet sie ihre innere Wesensfülle und die Natürlichkeit ihrer Zusammenhänge dem betrachtenden Verstande. Sie geht (wenn auch niemals ganz) in sein Verständnis ein und führt ihn selber als Geist der Wahrheit, der Einsicht und der Weisheit in ihre Tiefen und Gründe, Gesetze und Ziele hinein. Joh. 14, 16. 26; 16, 7—15. Sap. 7, 14—30; 8, 1—8. 18. Die Wahrheit ist als Wahrheit unerbittliche Autorität; als Weisheit und Gedankenfülle ist sie Quellgrund der Einsicht und des fruchtbaren Denkens — für den, der sich auf ihren Standpunkt erhoben hat. Ohne diese Erhebung des Glaubens ist allerdings das Wissen niemals möglich.

Eine dritte Form, in der der Mensch als complexio oppositorum die Religion empfangen will, ist die greifbare Sinnlichkeit und die wirksame Kraft, welche ihm das Heilige geheimnisvoll vorstellt und spendet. Zum blinden Glauben und zur hellen Vernunft gehört als Drittes das Sakrament als sichtbares Unterpfand und als wirksame Kraft, als physische Vergegenwärtigung und Mitteilung des Göttlichen. ‚Sie enthalten Sündenvergebung, Erkenntnis und ewiges Leben; diese Sprache verstand das Zeitalter. Der massive Realist verstand sie, aber der sublimste Spiritualist verstand sie nicht weniger. Die beiden sublimsten Spiritualisten der Kirche, Johannes und Origenes, sind die tiefsinnigsten Mysteriosophen gewesen; sie alle sind (wie die großen Gnostiker) Theologen der Sakramente. Christus hat die Güter, die er gebracht hat, an Symbole als Vehikel und Träger angeschlossen, ja in sie versenkt: Wem die Weihe des hl. Symbols zuteil wird, der hat damit die Gnade.... Wie sie gekommen sind, wer kann das sagen?... Man hätte aus einem Gleichnis Jesu, aus einem Wort, aus irgend einer Handlung ein Sakrament gemacht. Die Zeit der dinglichen und gar der blutigen Opfer war zunächst vorüber,... aber die Zeit der Sakramente stand in Kraft und Blüte. Jede Hand, die sich nach der Religion ausstreckte, suchte sie in der Form des Sakraments zu ergreifen; das Auge sah Sakramente, wo doch keine waren, und die Sinne schufen sie.... Die Arkandisziplin machte sie noch eindrucksvoller.... Paulus ist der erste und fast der letzte Theologe der alten Kirche gewesen, bei dem

die Sakramentstheologie wirklich niedergehalten wird durch klare Gedanken und durch rein geistige Reflexionen. Nach ihm sind bereits alle Schleusen geöffnet, und die Mysterien strömten ein.' (170. 171.)

Nach Harnacks Meinung sind vielleicht außer Paulus noch Johannes und Marcion sowie dessen Jünger keine Sakramentstheologen, wohl aber Clemens und Origenes. Er löst das psychologische Rätsel durch folgenden Hinweis: ‚Die Vereinigung des .. realistischen Elements mit dem spiritualistischen ist ihnen deshalb möglich, weil sie überhaupt keine Religionsphilosophie, die auf eine Fläche übertragen werden kann, haben, sondern eine solche übereinander liegender Stockwerke. (Sie teilen diesen Aufbau mit den idealistischen Philosophen ihrer Zeit.) Auf der höchsten Stufe verschwindet allerdings alles Realistische, ja verschwinden selbst alle geistigen Mittelwerte und -potenzen, sogar der Logos. Übrig bleiben nur Gott und die .. Seelen. .... Allein bis man zu diesem Abschluß gelangt, ist eine Stufenleiter zu erklimmen. Jeder Stufe entsprechen besondere Potenzen und daher auch eine eigene Theologie, Metaphysik und Ethik. Auf der untersten Stufe steht die Religion in mythologischer Form und mit den Sakramenten, deren geistiger Wert noch gar nicht erkannt ist. Aber auch sie ist ihnen nicht Lüge, sondern Wahrheit; sie entspricht einer bestimmten seelischen Verfassung und genügt für diese; denn sie beseligt sie. Die christliche Religion ist also bereits auf dieser Stufe Wahrheit. Später fällt das alles weg und fällt nicht weg. Es fällt weg, weil es überholt ist; es fällt nicht weg, weil es die Brüder noch brauchen, und weil die unterste Stufe einer Leiter überhaupt nicht entfernt werden kann, ohne die ganze Leiter zu gefährden. .... Die Mysterien- und Stockwerktheologie bot das bequemste Mittel, den geistigen Charakter der Religion auf der obersten Stufe zu wahren und auf den unteren jeden erwünschten Kompromiß zu schließen. .... Dies sind die sublimen Theologen; bei den weniger sublimen fallen die Stockwerke fort, und die sakramentalen Elemente werden plump und ungefüge einfach in die Religion eingestellt. .... Bereits im dritten Jahrhundert war der ganze Gottesdienst in das Mysterienwesen hineingezogen und konnte mit seinem feierlichen und strengen Ritual, mit seinen Priestern, Opfern und heiligen Zeremonien mit dem pompösesten heidnischen Kultus rivalisieren. — Indessen: Jede Zeit muß die Religion so fassen und aufnehmen, wie sie sie allein verstehen und für sich lebendig machen kann. Wenn das Christentum die Religion Gottes des Vaters, von dem Heiland und der Heilung, der Liebe und Hilfeleistung blieb, so war es vielleicht ein Schaden, aber gewiß kein unerträglicher, daß sie die Formen annahm, welche die Religion damals überhaupt hatte. Religion wächst wie alles Lebendige nur in Rinden, und destillierte Religion ist überhaupt keine.'

‚Aber noch etwas anderes kommt in Betracht.' Es bestand die Gefahr, daß manche Christen im Bestreben, das Christentum als wasserklare Vernunft zu fassen, wichtige christliche Erkenntnisse preisgaben oder zurückschoben. Dabei handelt es sich um das Geheimnis der Sünde und der Gnade in den An-

fängen der Weltgeschichte und in den Endzielen der Entwicklung. ‚Diese Erkenntnisse nun — so paradox das zu sein scheint — werden befruchtet und genährt von den Mysterien. An den Mysterien hafteten sie seit alters; mit ihnen kamen sie herüber von dem heidnischen Boden; an ihnen wuchsen sie und entwickelten sich auf dem christlichen. Es war damals so, wie es später im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mit den Mysterien stand.‘ Die Sakramente sind die stete Erinnerung daran, daß die Quellgründe des religiösen Glaubens und Lebens nicht mit den Formeln begrifflicher Exaktheit auszumessen sind, daß das Meer der religiösen Wahrheit vom Menschengeiste sowenig auszuschöpfen sei wie vom Becher des spielenden Knaben, den Augustinus am Meeresufer sah. Darin liegt indes ein Antrieb des Fortschritts für die Tatkräftigen und Forschungsmutigen wie eine Quelle der Erbauung für die Konservativen. Die ersteren vernehmen aus den Geheimnissen des Glaubens und des Kultus mit dem wahrheitsdurstigen Augustinus das ermunternde Wort der Gottheit: ‚Ich bin eine Speise der Starken; wachse und genieße mich! Du wirst nicht mich in dich verwandeln wie deine Leibesnahrung, sondern du wirst in mich umgewandelt (und zu weiterem Ringen gekräftigt) werden.‘ Confess. 7, 10.

Es ist sehr zeitgemäß, was Harnack hiebei der Gegenwart sagt: Versuchte Ideen sind wertvoller als prinzipielle Ideenlosigkeit, auch wenn letztere sich auf den Grundsatz des exakten Empirismus und Rationalismus beruft, daß man die (behaupteten) Grenzen des Erkennens auch nicht versuchsweise überschreiten dürfe. (S. 176.)

‚Daß das Christentum seine Geheimnisse hatte, in sie einzudringen suchte, um sie dann wieder still zu verehren, daß es den Vollkommenen noch mehr und anders predigte als den Einfältigen, gab ihm eine besondere Würde.‘ (S. 176.)

Allein Harnack warnt den katholischen Leser und Bekenner der Mysterienreligion im Christentum: ‚Mit dieser relativen Schätzung der Spekulation ist das Äußerste konzediert, was hier konzediert werden kann. Die Behauptung aber, jene „christliche“ Metaphysik, welche sich allmählich aus unzähligen fremden Erkenntnissen gebildet hat, die an das Evangelium herangerückt worden sind, sei die höchste Blüte des Christentums, ja sein eigentlicher Kern, ist nur durch ihr hohes Alter ehrwürdig. Wäre sie richtig, so wäre Jesus Christus nicht der Stifter dieser Religion, ja nicht einmal der Vorläufer. Denn weder hat er eine Religionsphilosophie geoffenbart, noch hat er auf solche Dinge Wert gelegt, die auf diesem Standpunkt als die Hauptsache gelten.‘ (176.)

Harnack wahrt damit seinen Standpunkt; allein er kann dem Keim nicht wehren, daß er zum Baume werde; er kann es nicht als Entfremdung und Abfall erklären, daß dieser Baum in Rinden wächst; er kann es nicht zweifelhaft machen, daß der Säemann des Keimes auch der Säemann des reichentwickelten Baumes ist. Der Theologe des undogmatischen und mysterienlosen Christentums kann trotz dieses seines Standpunktes als Psycholog und

Historiker der Menschheit, wie sie war und ist und sein wird, nicht verkennen, daß jene Mysterientheologie einen richtigen Blick für die Wirklichkeit hatte, indem sie den Schwachen Milch und den Starken feste Speise darbot. Hebr. 5, 11—6, 2.

Die Mysterienreligion der alten und der heutigen Kirche darf den großen Apostel vollkommen für sich in Anspruch nehmen, der sich verpflichtet fühlte, allen alles zu werden und darum mit den Kindern wie ein Kind, mit den Männern wie ein Mann reden zu müssen glaubte, bis alle zum Vollalter Christi herangereift wären. Jedenfalls ist der Blick der Mysterienreligion richtiger und ihr Anspruch berechtigter als die Ansicht jener, die meinen, es sei heute oder zu irgend einer Zeit den Menschen möglich, ohne die unteren Stockwerke auf die geistige Höhe des Gottestempels hinaufzukommen und ohne Kindheit und Wachstum sofort zum reifen Vollalter im Reiche Gottes zu gelangen. Das hohe Kapitel, in dem Paulus (nach Harnacks eigenem Urteil) das Wesen des Christentums in seiner Kraft und Blüte offenbart, ist auch die magna charta der ‚Stockwerktheologie' im Sinne der katholischen Mysterienreligion. 1 Kor. 13.

Das tiefsinnige Kapitel Röm. 8, in dem Paulus von anderer Warte aus das Gewaltigste und Innigste, Tiefste und Weiteste im Christentum darlegt, ist zugleich die Magna charta der katholischen Sakramentsreligion und das hohe Lied der Vermählung von Geist und Natur, von Gott und Schöpfung — ohne Trübung des einen und ohne Wesensbeeinträchtigung des andern. Erscheinung und Oberfläche sind so wesentlich wie Kern und Mark; das Angesicht Jahwes ist selber Gott, der Hauch seines Mundes ist selber Gott, Kraft und Mitteilung der Gottheit. Darum ist auch das Sinnbild keine Entgeistigung und das Werkzeug keine Entkräftung des Göttlichen im Evangelium.

Die Sakramentsidee gehört zum Wesen des Christentums, weil die Erscheinung und das Wort, das Bild und das Zeichen zum Wesen der Wahrheit gehört. Das Leben der Wahrheit besteht darin, daß sie sich im Bild und Ausdruck ausprägt. Erst dadurch ist die Wahrheit lebendige Wahrheit, tatkräftige Weisheit. Die Lebendigkeit unseres Denkens und Erkennens ist andrerseits dadurch bedingt, daß wir die Wahrheit aus ihrer Verkörperung, Versinnbildung, Zeichensprache zu gewinnen trachten. Was einfach hingenommen wird, ist nicht wahrhaft erkannt. Nur wer sich die Wahrheit und die Wahrheiten in schwerem Ringen mit dem Material erkämpft, hat wirkliche Erkenntnis gewonnen. Allerdings: je nach der Beschaffenheit des Geistes kann dieselbe Erscheinung das eine Mal Offenbarung des Wesens, das andere Mal Verhüllung desselben sein. Der Wille gewinnt ebenso die geistige Wirkung und Gottesgemeinschaft nicht immer am leichtesten, wenn er sie ausschließlich und unmittelbar ins Auge faßt, sondern oft wirksamer durch den Gebrauch von werkzeuglichen Mitteln. Es ist ähnlich wie mit der Gottesliebe: sie wird oft reiner und kraftvoller geübt, wenn sie als Dienst des Nebenmenschen geübt wird oder als Opfer und Geduld in erdrückendem Leid, in scheinbarer Gottverlassenheit, als wenn sie in der Glut der Andacht mit Wonne betätigt wird.

Der Weg durch die werkzeugliche Handlung ist vielfach erfolgreicher hinsichtlich der energischen Betätigung des Zweckes als die unmittelbare Inangriffnahme des Zweckes. Der Umweg, um auf steile Höhen zu gelangen, ist nur ein Umweg, wenn das Ziel aus dem Auge verloren wird. Die Bergeshöhe wird meist sicherer und rascher erreicht, wenn sie nicht auf der kürzesten Linie erstrebt wird. Die Apologie des Sakramentes liegt in der Erkenntnis, daß der Kern des Daseins die Tätigkeit und die Beziehung ist, nicht die Substanz und die Masse.

6. Mit dem Christentum war eine Religion in die vom Römerreich entnationalisierte Völkerwelt eingetreten, welche sie für ein neues Volkstum, für eine höhere Nationalität in Anspruch nahm; zum Geschlechte Gottes sollten die Menschen im Christentum wiedergeboren werden. Als Gottesvolk sollten sie wiederfinden, was sie als Abkömmlinge ihrer großen nationalen Stammväter und Heroen unwiederbringlich auf Erden verloren hatten. Harnack nennt das Christentum in dieser Hinsicht ‚eine Botschaft von dem neuen Volk und dem dritten Geschlecht'. ‚Dieses geschichtliche und politische Bewußtsein der Christenheit' habe als wichtige Kraft der Anziehung und Ausbreitung gewirkt. Christus wird als der Stammvater dieses neuen Volkes betrachtet, in das alle andern aufgenommen werden sollen.

Es ist die von Anfang an lebendige Empfindung der Katholizität, der Weltbedeutung und Bestimmung zur Weltherrschaft. Auffallend erscheint nur, daß dieses Bewußtsein so früh und so kühn auftritt, obgleich es im Widerspruch mit der kleinen Anzahl der Christen stand, und weil es sich die Formen und Begründungen für seine hohen Ansprüche erst selber schaffen mußte. Das Selbstbewußtsein der Christen, ein neues Volk und ein höheres Geschlecht zu sein, wird dadurch verbürgt, daß es ihnen von Anfang an als Vorwurf und Brandmal der Menschen- und Staatsfeindschaft von den Gegnern entgegengehalten wurde. Der Vorwurf dieser Ächtung galt den Christen in schärferem Sinn als den Juden; denn diese waren wenigstens eine geschichtliche Nation. Harnack sagt mit Recht dazu: ‚Es ist erstaunlich. Man ist doch nicht darauf gefaßt, daß für das römisch-griechische Bewußtsein die Juden so stark sich von den übrigen Völkern und die Christen von beiden abhoben, daß sie sich als selbständige Geschlechter darstellten und in einer runden Formel so bezeichnet wurden. Eine größere Anerkennung konnten diese wie jene nicht erwarten, sowenig die Unterscheidung als Anerkennung gemeint war.' (202.)

Alles Starke und Selbstbewußte ist anziehungskräftig; der einzelne fühlte sich durch die Gemeinschaft des Gottesvolkes als Glied jenes Ganzen, welches der eigentliche Träger der Weltgeschichte, der Erbe der Verheißungen und der kommenden Weltherrschaft Gottes war. Der einzelne gewann dadurch ein heiliges Hochgefühl, ‚und zwar das umfassendste, vollkommenste und eindrucksvollste, das sich denken läßt'. Man gewann mit dem Christentum die ehrwürdige Ahnenreihe des Alten Testaments und einen göttlichen Adel, der sich in folgenden Gedanken ausprägte. ‚Erstens: Wir sind das älteste Volk.

Zweitens: Die Welt ist um unsertwillen geschaffen. Unser Volk ist älter als die Welt. Drittens: Die Welt wird um unsertwillen erhalten; wir verzögern das Weltgericht. Viertens: Alles in der Welt ist uns untertan und muß uns dienen. Fünftens: Alles in der Welt, Anfang, Mitte und Ende der Geschichte, ist uns geoffenbart und für uns durchsichtig. Sechstens: Wir werden am Weltgericht beteiligt sein und selbst ewige Freude genießen.' (S. 178.)

Es ist verständlich, daß Männer wie Celsus den in dieser unvermittelten Art auftretenden Ahnenstolz der Christen als Wahnwitz beanstandeten. Indem Harnack dieses Adelsbewußtsein als politisch-historisch kennzeichnet, erscheint es als die Erneuerung des politischen Messiasideals und seiner apokalyptischen Weltreichsherrlichkeit. Der tiefste Gedanke und der ernste Kern dieses Selbstgefühls kommt dabei nicht zur gebührenden Geltung. Es war vielmehr die innere Ewigkeit und Ursprünglichkeit, die ursächliche Kraft und überzeitliche Wahrheit der unendlichen Vernunft selber, was in dem Selbstbewußtsein der Gläubigen wirksam war. Es war der Logos, der sich in dem großen Schöpfungswerk und Heilsplan offenbarte. Die Christen empfanden es wie der Psalmist: ‚Annos aeternos in mente habui' (Ewige Gedanken trage ich in meinem Geiste). Die Kraft dieser inneren Wucht drückte nicht lastend nieder, sondern richtete den Geist in edler Wahrheitszuversicht auf. Der Christ fühlte sich als lebendigen Träger des Lichtes, als Theophoros und Christophoros im Gewoge der flüchtigen Alltagsmenschen. Die ewige Wahrheit machte auch ihren Bekenner uralt und unvergänglich jung zugleich. Die hohe Warte, von der er in die Vergangenheit zurückblicken konnte, machte ihn gewissermaßen zum Zeitgenossen und Zeugen der ältesten Zeiten, ja sogar des Anfangs der Völker und der Menschheit, sogar zum Zeugen der Schöpfung. Mit den hohen Himmelsgeistern konnte der gläubige Christ mit dem durch den Glauben geschärften Auge dem Schöpfer zujubeln, wie er durch das Wort seiner Weisheit das Licht aus der Finsternis, die Fülle der Wesen aus der Leere, die ehernen Gesetze des Wirkens aus der Wüste des Chaos hervorrief.

Von hier aus sind die drei Richtungen zu verstehen, in denen die Kirche ihr Adelsbewußtsein als Urvolk zur Darstellung brachte: ‚(1) Sie wies nach, daß sie wie jedes Volk ihre eigene Lebensweise habe. (2) Sie suchte zu zeigen, daß die philosophischen Erkenntnisse, Kulte und Politien der andern Völker, soweit sie beifallswert seien, Plagiate an der christlichen Religion seien. (3) Sie begann, wenn auch nur in versuchten Ideen, politische Erwägungen anzustellen über ihre eigene aktuelle Bedeutung innerhalb des römischen Weltstaats.' — ‚Was irgendwo gut gesagt worden ist, das ist von uns genommen.' ‚Die Dreistigkeit dieser Behauptung verdeckt uns heute die Großartigkeit und Kraft des Selbstbewußtseins, welches aus ihr spricht. Schon Justin hat jede richtige geistige Erkenntnis als christlich in Anspruch genommen, mag sie sich bei Homer, bei den Tragikern oder den Komikern oder den Philosophen finden. Daß bei solcher Erweiterung die ganze Betrachtung umschlägt und das Christliche in das allgemein Menschliche umgesetzt erscheint, ist ihm nicht aufgegangen,

oder ahnte er es doch? Clemens Alexandrinus, der ihm ... folgt, ahnte es nicht nur, sondern er hat den Gedanken mit Bewußtsein verfolgt.' Auch die verwandten Riten und Kultushandlungen in den Mysteriengemeinden erklärte man als Plagiate oder als Nachäffungen des Teufels, um das Christliche schon vor seinem Hervortreten zu diskreditieren. (187—189.)

Der Gottes- und Vorsehungsglaube offenbarte zum erstenmal den erklärenden Urgrund und Endzweck alles Seins; darum erschien er als die Wahrheit. Als solche ist er ewig, ursächlich, schöpferisch, ursprünglich. Die Wahngebilde der chaotischen Götter- und Dämonenmythen, welche ohnedies schon längst nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinn als bildlicher Ausdruck der monistischen Weltansicht verständlich waren, sind selbstverständlich Gebilde der Zeit, haltlos wie die Traumbilder; nur die Wahrheit und Vernunft, nur das Sittengesetz und sein Ernst sind uralt und unvergänglich. Das war der Gedanke, der sich in den anmaßend empfundenen Worten der alten Christenheit aussprach. Die Wahrheit ist das Älteste und Jüngste; sie ist der Anfang; ihr gehört die Zukunft. ‚Nicht ich bin stark, sondern die Vernunft und die Wahrheit.' (Zola.)

Der urchristliche Ausspruch war der Ausdruck eines sehr wahren und sehr modernen Gedankens, und zwar eines Gedankens, der dem modernen Entwicklungsaberglauben gegenüber zur Geltung gebracht werden muß. Die Vernunft und der Geist sind das Erste und Letzte, das Ursprüngliche und Unvergängliche, das Ursächliche und Endgültige. Niemals kann die Entwicklung zur Erzeugung der Vernunft aus Unvernunft, des Geistes aus dem Stoffe führen; denn sie selber als Entwicklung kann nur aus Keimen und Anlagen erfolgen, welche vom Denken erzeugt sind, kann nur nach Gesetzen und durch Wechselwirkungen vorsichgehen, welche von der Weisheit des Geistes erfunden und zur Geltung gebracht werden, kann nur Endziele wie Früchte zur Reife bringen, welche einem wertschätzenden Willen als erstrebenswert erschienen. Die Entwicklung und ihre Form, die Zeit, hat den Geist, die Vernunft, den Gedanken und Willen zum Erzeuger, nicht umgekehrt. Veritas non filia temporis, sed tempus filia veritatis. Sie lebt vom Gedanken und Willen, aber sie erzeugt ihn nicht.

Dem Vorgang des Evangelisten Lukas folgend brach sich früh der Gedanke Bahn: Wie das römische Kaisertum und Weltreich die Bürgschaft des Friedens in der Völkermenge ist, so ist das Christentum die dem Weltreich entsprechende Weltreligion. Der Katholizität der römischen Rechtsordnung im Äußern solle die Katholizität der wahren Religion und Sittlichkeit im Innern entsprechen. Melito und Origenes formulierten das Verhältnis von Christentum und römischem Weltreich in diesem Sinne. Allein die Christenverfolgungen begünstigten jene Anschauung, welche der alten jüdischen Apokalyptik entsprach und in dem römischen Weltreich das Reich des Bösen, der Gottesfeinde und des Antichrist sah.

Aus allem, was uns Harnack über das politisch-historische Selbstbewußtsein der alten Christenheit als das uralte Gottesvolk und als das neue

Gottesreich mitteilt, geht hervor, daß das Wesentliche der mittelalterlichen Kirchen- und Papstgewalt aus Keimen hervorgewachsen ist, die nicht vom Kapitol des heidnischen Rom, sondern aus der Gedankenwelt des Alten und Neuen Testaments stammen. Der kirchliche Katholizismus ist demnach doch nicht richtig gekennzeichnet, wenn man ihn mit Harnack als eine Weiterbildung der römischen Weltherrschaft und Staatsidee mit religiösem und christlichem Einschlag erklärt. (Wesen des Christentums 153—164.) ‚Der Papst, der sich König nennt und Pontifex maximus, ist der Nachfolger Cäsars. . . . Er beherrscht ein Reich; also ist es auch ein Versuch mit untauglichen Waffen, dieses Reich bloß mit dem Rüstzeug dogmatischer Polemik anzugreifen. . . . Die Kirche muß (nach katholischer Ansicht) wie ein irdischer Staat regieren. . . . Wie der morgenländische Katholizismus in mehr als einer Hinsicht zutreffender in die griechische Religionsgeschichte eingestellt wird als in die Geschichte des Evangeliums, so muß der römische (Katholizismus) in die Geschichte des römischen Weltreichs eingestellt werden.‘ (163.)

7. Die Anziehungskraft des alten Christentums lag endlich auch darin, daß es als die Religion des heiligen Buches und der erfüllten Geschichte erschien. Harnack hat in diesem Ausdruck eine tiefsinnige Übersetzung für jenen Vorzug gegeben, der als Apostolizität der Kirche ihre Unerschöpflichkeit und Lebendigkeit im Zeitenlauf zum Ausdruck bringt, im Wechselspiel von Weissagung und Erfüllung, von Ziel und Vorbereitung. Das Christentum sei nie im Sinne des Islam (oder des Calvinismus) eine Religion des Buches gewesen; allein ein Buch von der einzigartigen Gewalt wie das Alte Testament mußte im Christentum allzeit eine Weltmacht bedeuten. ‚Welche andere Religionsgemeinschaft konnte ein ähnliches Buch aufweisen! Wie überwältigend mußte der Eindruck bei Griechen, bei gebildeten wie ungebildeten, sein und bleiben, nachdem man es kennen gelernt hatte! Mochten auch noch so viele Einzelheiten befremdlich oder anstößig sein: das, was belehrte und begeisterte, wog sie reichlich auf. Allein schon das hohe Alter . . . entschied für seinen unvergänglichen Wert; das aber, was man in ihm las, erschien teils als eine Welt von Geheimnissen, teils als ein Kompendium der tiefsten Weisheit. Durch den unerschöpflichen Reichtum des Stoffs, seine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit erschien es wie ein zweiter Kosmos, eine zweite Schöpfung, der Zwilling der ersten. Das war sogar der stärkste Eindruck: daß dieses Buch und das Weltganze zusammengehören, war die verbreitetste Meinung unter den Griechen, die von dem Alten Testament berührt waren. Mochten sie über das Buch noch so verschieden denken: daß es eine Parallelschöpfung zur Welt sei, so groß und umfassend wie sie, und daß beide Größen auf einen Urheber zurückgehen, erschien auch den Gnostikern und Marcionisten das Sicherste.‘ (204. 205.) Kraft und Einfachheit in der Sprache, das erschien Tatian als der Vorzug des heiligen Buches. Die Klarheit der Weltschöpfung: sein zweiter Vorzug; weder Philosophie noch Mythus. Die Weissagungen der dritte; die Reinheit und Hoheit der Gebote sein vierter; die alles durch-

dringende Alleinherrschaft Gottes der fünfte Vorzug. — Später schätzte man es als die Fundgrube und Rüstkammer für alles, was man zum Aufbau des Gottesreiches nötig hatte.

Es war wie ein Herrschergefühl der unheimlichsten aller Gewalten gegenüber, der Zeit und dem Schicksal, vor denen sogar der Olymp bebend das Haupt verhüllte. Der Christ wußte sich als Gotteskind sicher in der Obhut des Weltschöpfers. Mit klarem Blick durchdrang der Allwissende alle Zeiten; die Schicksalsmächte waren ausnahmslos die Vollbringer seiner Ratschlüsse; diese aber waren Liebe. Der Christenglaube wußte es: Die Zeiten können nichts bringen als die Erfüllung der ewigen Ratschlüsse und der heiligen Weissagungen. Adesse festinant tempora! Die Schicksalsmächte können nichts anderes wirken als die Vollbringung der hohen Ziele, welche unendliche Liebe der Menschheit gesteckt hat. Liebe ist es, was aus den messianischen Weissagungen spricht, aber die Liebe eines Gottes und darum starke Liebe, die nicht in schwächlicher Zärtlichkeit schont, sondern in rücksichtsloser Güte durch die gewaltigsten Spannungen und Gefahren hindurch zu den höchsten Endzielen ruft. Die Liebe, die aus den Weissagungen spricht, will nicht nach der Schwierigkeit und Steilheit des Weges, sondern nach der Erhabenheit des Zieles und der Kraft gemessen sein, zu der sie in der hohen Schule prophetischer Weissagung, Zucht und Begeisterung die Gläubigen erzieht.

Dieses Hochgefühl wäre dem alten Christentum unerreichbar gewesen, wenn es ein Synkretismus, eine Religionsmischung, eine Zusammenschmelzung fremder Elemente gewesen wäre: complexio oppositorum! Im katholischen und apostolischen Wesen des Christentums lag gerade das hohe Bewußtsein begründet, im Gegensatz zu allen andern Religionsphilosophien und Mysterien keine Vereinigung des Vielen und Fremden zu widernatürlicher Einheit, sondern vielmehr Überfülle des Reichtums aus urwüchsiger Grundkraft und Einheit des Gottesglaubens zu sein. Gerade deshalb wurde die Allgemeingültigkeit und Überzeitlichkeit der Gottesreligion so stark und stolz gefühlt, weil sie als die lebenskräftige Wurzel der ganzen unerschöpflichen Mannigfaltigkeit religiöser Lehren, Gebote, Gnadenmittel, Heilskräfte erlebt wurde. Sowohl der religiöse Monismus, wie er im griechischen Polytheismus hervortritt, wie der religiöse Dualismus, dessen klassische Erscheinung die persische Mazdareligion war, versuchten im Neuplatonismus und im Manichäismus die höchste Steigerung ihrer Kraft, um dem religiösen Bedürfnis der Zeit zu entsprechen. Von ihnen gilt, was Harnack mit Recht als Synkretismus darlegt: ‚Man mußte den religiösen Apparat steigern, teils um alles mögliche Alte und wertvoll Scheinende noch unterzubringen, teils weil das Einzelne nicht kräftig genug erschien, und man durch Häufung zum Ziel zu kommen hoffte.‘ (23.)

Ganz anders im Christentum. Man wußte und fühlte es: Der eine Gott und Schöpfer war stark genug, um der verwirrenden Fülle der Dinge gegenüber die überragende Hoheit der Schöpfermacht und Vorsehung zu wahren. Seine Erlöserliebe und Erlösungstat war nicht minder stark genug, um sich

trotz der unerschöpflichen Fülle der Heilsmittel und Heilstaten im einzelnen als das Sakrament in allen Sakramenten, als die Gnade aller Gnaden, als der Allein-Gute unter allem Heiligen zu wahren. Diese Stärke hatte der Gottesglaube gerade im Evangelium Jesu wieder von neuem und für immer gewonnen. Durch die Betonung der unmittelbaren, geistig lebendigen und liebevollen Gegenwart Gottes in der Welt, unbeschadet seiner unendlichen Erhabenheit über ihr, war alles zum Sinnbild und Werkzeug der Erlösung und Vollendung geweiht, weil alles ein Gedankenwerk und Abbild des Schöpfers, eine Spur seiner Weisheit und Güte war. ‚Der Geist Gottes erfüllt den Weltkreis;' darum ist alles bereit und befähigt, zum Werkzeug seiner Gnade, zu einem Sproß der Jakobsleiter zu werden. ‚Er macht die Stürme zu seinen Boten, die Feuerflammen zu seinen Knechten.'

Die Geistesstimme Jahwes ist *eine* und wirkt in allen Elementen, in den sieben Ordnungen der Welt; diese tiefe Lehre des heiligen Buches sah die Christenheit in den sieben Geheimnissen der Gnadenordnung erfüllt. Gen. 1; Ps. 28/29; Jes. 11. ‚Obgleich die Weisheit nur eine ist, vermag sie doch alles; in sich selbst unveränderlich beharrend erneuert sie alles, von Geschlecht zu Geschlecht heilige Seelen erfüllend, Freunde Gottes und Propheten mit Geist begabend.... Denn in ihr ist ein Geist: denkend, heilig, einzig und doch vielfältig, fein, beweglich, durchsichtig, unbefleckt, klar, unverletzlich, Wille des Guten, durchdringend, unwiderstehlich, wohltätig, menschenfreundlich, fest, vollkommen, bedürfnislos, alles vermögend, alles überschauend, hindurchdringend durch alle Geister, die vernünftigen, reinen und feinen.' Sap. 7.

Es ist wahr: Harnack nimmt von dem allumfassenden Synkretismus der Religionsentwicklung einzig und allein Jesum und sein Evangelium aus und anerkennt die Tatsache, daß die Kirche nie auf das Evangelium verzichtet habe, wenn sie auch noch so viel Fremdes und Entgegengesetztes zum Evangelium hinzugefügt habe. Allein dieses Evangelium wirkte nach Harnacks Urteil nicht als das lebendige Wesen des Christentums in voller Lebenskraft und verhielt sich zu den übrigen Formen, in denen das kirchliche Christentum eigentlich lebte, nicht wie das Leben zur Rinde, die es selbst erzeugt, sondern wie der Gefangene zu dem Kerker, wie das Kleinod zu seinem Verschluß. Darum das Verhältnis des Synkretismus und der complexio oppositorum. Es *kann* dieses Verhältnis allerdings vorliegen, aber nicht anders als beim Menschen selber, dessen Erlösung und Vollendung die Religion sein will. Auch der Mensch, der Stoff und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Selbstsucht und Liebespflicht, Gebundenheit und Freiheit, Tier und Engel, Satan und Seraph in sich vereinigt, kann wegen dieser Vereinigung als das synkretistische Ergebnis fremder Elemente und unversöhnlicher Gegensätze, als complexio oppositorum betrachtet werden. Der Monismus und der Dualismus sind wohl kaum imstande, den Mikrokosmos Mensch bei unbefangener und voller Würdigung der Mächte, die in ihm wirksam sind, anders zu beurteilen als wie den Zusammenfluß fremdartiger Urkräfte. Aber im monotheistischen Gottesglauben der Jahwe- und Christusoffenbarung ist dies

anders; da ist gerade der Mikrokosmos Mensch wegen seiner die ganze Schöpfung in einer Natur zusammenschließenden Eigenart das Ebenbild des Schöpfers. ‚Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichnis, damit er herrsche über alle Geschöpfe!‘ Die Fülle der Kräfte, Vorzüge und Beziehungen in der Einheit des Wesens und Lebens ist das Abbild Elohims, des Dreieinigen; sie ist auch der Grund für die Lebensaufgabe der Herrschaft über alle Wesenskräfte durch die Weisheit und Liebe — im Menschen selbst und in der Welt. Die Fülle der Ideen, der Gedankenbilder und Schöpfungskräfte in Gott ist die Epiphanie seiner geschlossenen Einheit, seiner geistigen Selbstmacht. So ist auch sein Ebenbild, der Mensch, nur von unten und außen betrachtet, eine Zusammensetzung von Gegensätzen; von oben und innen betrachtet ist er das Meisterwerk der Schöpfung, aus einem Guß, in dem der Leib zur Erscheinung der Weisheit und zum Werkzeug der Liebe verklärt ist. Allerdings ist diese Einheit zugleich Wesen und Leben, Gabe und Aufgabe. Sie kann darum verloren gehen oder nicht zur Vollendung kommen, wenn die Kraft und Pflicht der Selbstbeherrschung und Selbsterhebung nicht erfüllt wird. Allein dem Schöpfungsplan zufolge ist der Mensch nicht eine Summe von Gegensätzen, sondern die schönste Entfaltung der gottebenbildlichen Einheit zum vollen Reichtum ihrer wesenhaften und frei zu gewinnenden Vorzüge.

So ist das Christentum als solches die Auswirkung des Evangeliums zur Fülle seiner Aufgaben und Kräfte, wie sie zur Erscheinung kommen müssen, sobald das Evangelium als Grundwahrheit und Grundgebot der Liebe mit den verschiedenartigen Bedürfnissen und Verhältnissen in Beziehung tritt. Es kann einer Zeit, Richtung oder Seele, auch einer Gemeinschaft die innere Einheitskraft verloren gehen, welche die Fülle des Einzelnen, die Menge der Formen in dem Verhältnis lebendiger Unterordnung unter den Grundgedanken und Endzweck des Gottesreiches hält und verwertet. Das ist dann ihre eigene Schwäche und Schuld, wie die Revolution im Staate oder der Aufruhr des Fleisches wider den Geist.

Lebendige und kraftvolle Beziehung ist, wie der dreieinige Gottesbegriff des Offenbarungsglaubens lehrt, das Geheimnis der Wirklichkeit und der Vollkommenheit, der Sinn dessen, was ist und was werden soll. Darum ist jede Absonderung und Loslösung aus der richtigen Beziehung die Zerstörung und Entwertung der Dinge. Was in der richtigen Wechselbeziehung Einheit und Leben war, wird durch deren Lockerung und Lösung zum Spiel der Gegensätze und zum Rätsel, zur complexio oppositorum. So ist es auch mit dem Christentum; das Evangelium lebt in allen Formen und durch alle Formen des religiösen Bedürfens und Lebens, wenn es nur selber als der beherrschende Geist, Grund- und Endzweck aller erfaßt und betätigt wird — in der vollen Stärke und Reinheit des Grundsatzes Jesu: Niemand ist gut als Gott allein.

Altmodische Leute.

Von

Frances Külpe.

I.

Der Besuch.

Fomuschka und Fenitschka waren friedlich nebeneinander in ihren Lehnstühlen eingenickt.

Die Mittagssonne schien hell in das tadellos saubere Zimmer, auf den weiß gescheuerten, ungestrichenen Boden, die verschnörkelten, altmodischen Mahagonimöbel mit den Messingbeschlägen, die unzähligen gestickten Schlummerrollen, Kissen und Polsterchen, welche die Sophas und Sessel bedeckten. Sie tanzte lustig an den Wänden entlang, wo wundersame gestickte Bilder hingen, auf denen rotbäckige, blonde Buben ebenso rotbäckige, blondbezopfte Mädchen küßten, oder wo ebensolche Buben mit ähnlichen Mädchen zum Reigen antraten oder einen Apfel miteinander teilten. Kurz, immer trieb diese Jugend auf den gestickten Bildern ein harmlos friedliches Wesen. Auf den polierten Etageren standen gedrechselte Dosen und Döschen, Schalen und Schälchen zu Dutzenden und in zierlichster Ordnung umher. In flachen, mit Moos gefüllten Körben lagen bunte Ostereier von verschiedenster Größe. Das ganze Zimmer duftete nach verwelkten Rosenblättern, Baldrian und Thymian, und die altmodischen Vasen auf den Konsolen waren voll getrockneter, aromatischer Blumenblätter. In einem großen, flachen Korbe neben Fenitschkas Lehnstuhl lagen ebenfalls in friedlichem Schlummer Fenitschkas Mops und Fomuschkas Katze. Beide Tiere vertrugen sich ausgezeichnet, waren bejahrt, fett und gut geartet wie ihre Besitzer.

So schlief denn das eigentümliche Quartett seinen gewohnten Mittagsschlaf; und mochte der Sonnenschein auch neckisch durch das Zimmer hüpfen, mochte der leise Frühlingswind auch frische Apfelblüten durch das Fenster wehen, sie merkten es nicht. Der Augenblick des Erwachens war noch nicht für sie gekommen.

Endlich setzte sich ein dicker Brummer Fomuschka mitten auf die rote Nase. Fomuschka knurrte und schlug um sich — umsonst, der Brummer kam wieder. Fomuschka öffnete die blaßblauen Äuglein. Ein gerührter Blick streifte seine Schwester, die mit geöffnetem Munde und zurückgelegtem Kopf da saß und fest schlief. Er langte sich die Zigaretten seiner Schwester heran und fing an zu stopfen.

‚Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Stück,‘ flüsterte er befriedigt.

Da erwachte Fenitschka mit einem tiefen Seufzer, und mechanisch griff sie nach des Bruders Pfeife und stopfte sie emsig voll.

‚Gut geschlafen, Brüderchen?‘ fragte sie freundlich.

Er nickte. ‚Nur eine Fliege störte mich etwas zu früh, Schwesterchen!‘

‚Ah!‘ Sie sah ihn bedauernd an. — ‚Ich werde Fliegengift aufstellen, Fomuschka!‘

‚Ja, tu das, Fenitschka!‘

‚Du, Fomuschka,‘ begann Fenitschka wichtig und hielt ihren kurzen, dicken, sommersprossenübersäten Zeigefinger warnend in die Höhe, ‚wir bekommen heute Besuch! Mir hat was geträumt.‘

‚Mir auch, mir auch, Fenitschka!‘ unterbrach sie der Bruder. ‚Mir träumte, ein blinder Schimmel käme zu uns herein mit zwei Fohlen.‘

‚Das stimmt ja,‘ rief Fenitschka aufgeregt. ‚Und mir träumte von einem Rittersporn, der mir überreicht wurde samt zwei Rosenknospen. Da muß man doch die Karten befragen und sich praktisch beschäftigen.‘

Das Kartenauslegen nannten die beiden stets ‚sich praktisch beschäftigen‘. Sie ergriffen ein jedes ihr Päckchen Spielkarten und fingen an zu legen.

‚Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — eine Neuigkeit! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — ein Herr! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — eine junge Dame!‘ murmelten sie gleichzeitig, legten gleichzeitig die Karten weg und sagten triumphierend: ‚Ja, Besuch.‘

‚Wer mag's nur sein?‘ grübelte Fenitschka. ‚Ach, gleichviel! Möchtest du dich nicht ein wenig wissenschaftlich beschäftigen, Fomuschka?‘

Fomuschka nickte bereitwillig, und Fenitschka holte geschäftig einen großen geographischen Atlas herbei, wo sie die Karte von Asien aufschlug. In einem der gedrechselten Schälchen — die Schälchen und Döschen hatte alle Fomuschka gedrechselt — servierte sie ihrem Bruder Stecknadeln, und er beschäftigte sich mit kindlicher Freude damit, die Orte, die Fenitschka in ihren Reisebeschreibungen vorfand, auf dem Atlas aufzusuchen und festzustecken.

Das nannten sie ‚sich wissenschaftlich beschäftigen‘.

Sie hatten beide eine ausgesprochene Neigung für Reisebeschreibungen, wahrscheinlich weil sie nie über fünfzig Werst im Umkreise hinausgekommen waren. Außerdem brachten es beide nicht übers Herz, einander Novellen

oder Romane oder sonst erregende Geschichten vorzulesen; denn sie waren eben sehr weichmütige, sensitive und zartfühlende Naturen, und da war es entschieden unangenehm, wenn einem von ihnen beim Vorlesen die Stimme zitterte, wohl gar versagte, oder die Tränen über die Backen liefen. Nein, solche Erregungen mußte man durchaus zu vermeiden suchen. Da nun weder Fomuschka noch Fenitschka den geringsten Sinn für Humor besaßen, so waren sie zur gegenseitigen Zufriedenheit auf die Aushilfe der Reisebeschreibungen verfallen und befanden sich äußerst wohl dabei. Zur Abwechslung machten sie dann wohl auch etwas Musik; d. h. Fomuschka spielte Volkslieder auf der Zither, und Fenitschka begleitete ihn auf der Guitarre; oder aber Fenitschka spielte alte Opernmelodien, und Fomuschka begleitete sie auf der Guitarre. Dann aber hatten sie einen besonders ausbündigen Tag. Das kam nur etwa alle vierzehn Tage vor. Für gewöhnlich begnügten sie sich damit, abwechselnd eine alte Spieldose zu drehen und ihr längst vergessene, zitternde Melodien zu entlocken.

Vor dem Schlafengehen machten die Zwillingsgeschwister — die sich so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern, nur daß Fomuschka einen grauen Nankinganzug trug und Fenitschka ein ebensolches Kleid mit Pelerine — regelmäßig einen Dauermarsch durch vier Zimmer. Der mußte notwendig fünfunddreißig Minuten währen. Das nannten sie ‚sich hygienisch beschäftigen'.

Nie aber war eins der Geschwister zu Bett gegangen, ohne daß das andere mit gerührter Stimme den Segen über dessen Haupt gesprochen und das Kreuz über seiner Brust geschlagen hätte.

Die beiden waren überhaupt vollkommen glücklich — ‚zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag'. Fomuschka hatte nicht geheiratet, weil es undenkbar war, daß ein Weib auf der Welt seiner Fenitschka gleichen könne, und Fenitschka hatte in ihrer reiferen Jugend sogar einige dreiste Bewerber mit Entrüstung zurückgewiesen; denn sie waren ihrem Fomuschka absolut nicht vergleichbar. So lebten sie beide in süßester Eintracht und wurden alt und grau darüber.

Fomuschka drechselte Döschen über Döschen, Kugeln und Eier zum Strümpfestopfen ohne Zahl für Fenitschka, und Fenitschka bestickte Sophas und Sessel mit Schlummerrollen, Polstern und Kissen. Da sie aber beide ihre gegenseitigen Angebinde hoch in Ehren hielten und nie vertaten, bekamen auch bald die Wände ihren Schmuck, und Fenitschka stickte alle ihre Liebe für ihren Zwillingsbruder in die rosig lächelnden Mädchengesichter hinein. Und ebenso zählten die Holzkugeln und Eier zum Strümpfestopfen nach vielen Dutzenden, so daß Fomuschka schließlich auf den Ausweg verfiel, diese Holzeier zu färben und als echte Ostereier auszugeben. Ein anderer lichter Gedanke kam ihm, als er einst eine chinesische Schachtel erblickte, welche ein

ganzes Dutzend kleinerer Schachteln umschloß. Von nun an hatte er eine neue Aufgabe: Er drechselte konzentrische Schachteln.

Zwar hätte Fenitschka auch mal gern gedrechselt und Fomuschka zur Abwechslung auch gern gestickt, aber das ging nicht an; denn Fomuschka wachte eifersüchtig darauf, daß Fenitschka nichts Unweibliches unternahm, und ebenso streng war Fenitschka darauf bedacht, daß Fomuschka nicht eine Beschäftigung ergriff, die seine Männlichkeit in Frage stellte. So blieb denn jedes bei seinem Leisten, und eines Tages einigten sich beide auf Gabelschnur.

Das war weder eine ausschließlich weibliche noch ausschließlich männliche Beschäftigung. Das war sozusagen neutral.

Und neutral war auch die Art von Fenitschkas Vorlesen. Gleichmäßig, klanglos, farblos plätscherten die Worte von ihren Lippen — wie Regentropfen, die auf einen Gummimantel aufschlugen; nur wenn ein besonders schwieriger Ortsname kam, stolperte Fenitschka, blinzelte dabei mit den wasserblauen Äuglein und ließ sich gutmütig von Fomuschka verbessern und belehren. Schon staken zwölf Stecknadeln in dem geographischen Atlas, und Fomuschka hielt eben die dreizehnte Nadel parat, um sie vergnüglich in die Millionenstadt Peking zu spießen, da erhob der Mops im Korbe seinen Kopf und knurrte. ‚Nu, nu, Frufrutschik, was gibt's?‘ sprach Fomuschka verweisend auf ihn ein. Aber Frufrutschik hörte nicht und knurrte wieder.

Jefimowna, die Katze, erhob sich von ihrem Lager, machte einen eleganten Buckel, rieb ihren Kopf an Fomuschkas Bein, sprang auf Fenitschkas Schoß, miaute ostentativ und glühte sie aufgeregt mit ihren gelben, funkelnden Katzenaugen an.

Fenitschka betrachtete die Katze tiefsinnig. ‚Die Tiere haben was,‘ sprach sie kategorisch.

Fomuschka war zerstreut. Ihn interessierte augenblicklich das Anspießen der Chinesenstadt Peking weit mehr als die Kundgebungen seiner Vierfüßler. Jetzt stak die Nadel fest.

‚Die Tiere haben was,‘ wiederholte Fenitschka.

‚Was haben die Tiere?‘ brummte Fomuschka mißvergnügt.

Da ertönte Räderrollen, und vor dem Hause schlug Tresorka, der Hofhund, an.

‚Besuch!‘ rief Fenitschka aufgeregt.

‚Besuch?‘ wiederholte Fomuschka mechanisch.

Beide erhoben sich von ihren Sesseln. Da tat sich auch schon die Tür auf, und ihr Gutsnachbar Nikolai Nikolajewitsch mit seinen Kindern Sascha und Rodja — beide waren in Trauerkleidern — trat ins Vorzimmer.

Peking war vergessen. Fomuschka und Fenitschka gingen ihnen erfreut entgegen.

‚Nikolai Nikolajewitsch!‘ riefen sie herzlich. ‚Nein, welche unerwartete Freude! Gott willkommen, lieber Freund, Gott willkommen!‘

Sie schüttelten ihnen wiederholt und herzhaft die Hände.

‚Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine armen Waisen vorstelle,‘ sagte Nikolai Nikolajewitsch, ein brünetter, noch jugendlicher Mann mit ruhigem, diskretem Gesicht: ‚Hier, dies ist meine Tochter Sascha, und dies ist Rodja, mein Sohn.‘

Fomuschka und Fenitschka ließen betrübt die alten Köpfe hängen, blinzelten die Kinder wehmütig an, seufzten und flüsterten gleichzeitig: ‚Ein schweres Unglück, ja, ein schweres Unglück hat Sie betroffen, lieber Freund!‘

Gleich darauf aber strahlte Fenitschka und rief triumphierend: ‚Siehst du wohl, Fomuschka, der Ritterſporn und die Rosenknospen!‘

Und eifrig stieß Fomuschka hervor: ‚Der blinde Schimmel und die Fohlen, d a s war's, Fenitschka!‘

Die Kinder standen versteinert da und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Mit großer Herzlichkeit riefen die Zwillingsgeschwister gleichzeitig: ‚Aber bitte, bitte, treten Sie doch herein, meine lieben, teuern Herrschaften, treten Sie doch herein!‘

Man setzte sich um den runden Sofatisch, und Fenitschka verschwand in der Küche, um der Köchin einige Aufträge zu geben.

‚Ich bin auf der Durchreise, Foma Arkadjewitsch,‘ sagte Nikolai Nikolajewitsch; ‚ich will meine Tochter Sascha zu ihren Großeltern nach Ssultanowka bringen.‘

‚So, so, nach Ssultanowka?‘ sagte Fomuschka zerstreut. ‚Wozu denn nach Ssultanowka?‘

‚Ja sehen Sie, da soll meine Sascha eine Zeitlang bleiben und bei der Großmama, die ja riesig gescheit ist, etwas Tüchtiges lernen.‘

In Fomuschkas Hirn wurde es helle.

‚Ja, lernen,‘ sagte er eifrig, ‚lernen ist notwendig, nützlich und auch angenehm; lernen muß man viel heutzutage, besonders die Jugend. Ich lerne auch noch immer.‘ Stolz wies er auf seinen Atlas. ‚Sehen Sie, wir reisen hier von Ssemipalatinsk nach China. Jetzt sind wir in Peking, und morgen reisen wir noch viel, viel weiter.‘

Fenitschka kam zurück, und hinter ihr erschien eine dralle, kräftige Magd mit einem Tablett, worauf sich lauter appetitliche Dinge: Schinken, Sardinen, kalte Eier, Butter, Brot, Käse, Marmelade und Eingemachtes befanden.

‚Sie trinken doch jedenfalls ein Gläschen Tee bei uns?‘ fragte sie herzlich.

‚Gern!‘ erwiderte Nikolai Nikolajewitsch.

‚Nun bitte, Kinderchen, langt zu, meine Lieben; eßt in Gottesnamen, es ist alles zum Essen da!‘ rief sie und präparierte mit großer Geschicklichkeit

eine Reihe Schinkenbrötchen, die sie mit Eiern belegte, und von denen sie eins Fomuschka sorgfältig in den Mund schob. Dieser hatte ein paar Sardinen gereinigt, sie auf ein Brötchen gewippt und präsentierte dieses Fenitschka.

Auch die Kinder waren in voller Tätigkeit. Erstaunt wanderten ihre Blicke von den gestickten Bildern zu den Ostereiern und Holzkugeln in den Mooskörben. Behaglich verfolgte das Zwillingspaar die Blicke der Kinder, und schmunzelnd riefen sie beide wie aus einem Munde: ‚Das ist alles Fomuschkas, Fenitschkas Arbeit!‘

Fenitschka stellte eins der gedrechselten Schächtelchen vor den Knaben hin. Ist das nicht hübsch, mein Goldbübchen?‘ sprach sie. ‚Mach das Schächtelchen nur los! Da ist ein zweites, ein drittes, ein viertes, und immer so weiter; und sieh, wie genau sie passen! Ja, das ist eine große Kunst, so genau zu arbeiten!‘

Des Knaben Augen glänzten vor Vergnügen. Er hatte alle zwölf Schächtelchen auseinander genommen. Im letzten befand sich eine große Erbse.

‚Ja, das ist eine Erbse, mein Goldsöhnchen; die kann man nicht mehr öffnen! Gefällt dir das?‘

‚Ja,‘ sprach Rodja aus Herzensgrund.

Fenitschka strahlte. ‚Sieh nur, Fomuschka, wie dein Werk dem lieben Kleinen gefällt! Fomuschka,‘ ihre Stimme wurde bittend, ‚würdest du etwas dagegen haben, wenn ich dem mutterlosen Kleinen ein Schächtelchen schenkte?‘

‚Tu's nur, tu's!‘ rief Fomuschka ganz vergnügt; ‚dann aber will ich auch dem kleinen Fräulein hier‘ — und er holte geschäftig ein kleines gesticktes Bild von der Wand; ‚sehen Sie, kleines Fräulein, ist das nicht kunstvoll? Ist das nicht wunderschön? Sehen Sie, wie das kleine Mädchen da sich über den Apfel freut!‘

‚Das ist Eva,‘ rief Rodja nun ganz bei der Sache. ‚Das sind Adam und Eva aus der biblischen Geschichte.‘

‚Ob die aber schon eine Krinoline getragen hat?‘ meinte Nikolai Nikolajewitsch.

‚Nein, nein, kleines Fräulein, das sind ein paar Zwillingsgeschwister, die sich sehr, sehr lieb haben und ihr Leben lang glücklich nebeneinander gewesen sind; das sind wir beide!‘ rief Fomuschka stolz. ‚Das schenke ich Ihnen zum Andenken. Ja, das tu ich.‘

Sascha, ein Kind von ernstem, sinnigem Äußern, dankte, und Fomuschka wickelte geschäftig Bild und Schachtel in Zeitungspapier. Mittlerweile war auch die Teemaschine gebracht worden, und Fenitschka schenkte eifrig ein.

‚Ein Marmeladchen oder Himbeereingemachtes, meine Lieben!‘ bot sie an. ‚Bitte, bitte zuzulangen.‘

‚Also zu den Großeltern nach Sultanowka bringen Sie das kleine Fräulein?‘ forschte sie. ‚Der Großpapa ist Ingenieur, nicht wahr?‘

‚Ja,‘ rief Rodja. ‚Da ist eine Gußeisenfabrik und viele, viele Maschinen sind da. Haben Sie auch Maschinen gesehen?‘ wandte er sich vertraulich an Fomuschka.

Fomuschka kratzte sich den Kopf. ‚In einer Fabrik bin ich eigentlich nie gewesen,‘ gestand er, ‚aber Maschinen kenne ich auch, gewiß, gewiß.‘

‚Und ich will auch einmal Ingenieur werden,‘ prahlte Rodja, ‚und dann baue ich auch Maschinen.‘

‚So, so, so,‘ sagte Fomuschka bewundernd, ‚du willst auch Ingenieur werden wie der Großpapa! Und was wollen Sie denn werden, kleines Fräulein?‘

Das junge Mädchen schreckte auf. Ihre Gedanken waren weit, weit weg, bei dem Grabhügel ihrer Mutter, auf welchen sie vor der Abreise Veilchen und ihren Rosenstock gepflanzt hatte.... ‚Ich — ich weiß noch nicht,‘ stotterte sie; ‚ich möchte ein großes Haus einrichten für Waisenkinder und ihnen ihr Mütterchen zu ersetzen versuchen.‘

Die Zwillingsgeschwister wiegten gerührt und nachdenklich die grauen Häupter: ‚Ein Waisenhaus? So, so! Das ist ja sehr hübsch, sehr, sehr hübsch. Das zeigt ein gutes Herz, ein gutes Herz.‘

In diesem Augenblick fuhr der Wagen wieder vor. Nikolai Nikolajewitsch stand auf. ‚Wir dürfen leider nicht mehr verweilen,‘ sprach er, ‚wir haben noch eine weite Strecke vor.‘

Die Zwillingsgeschwister erhoben sich bestürzt.

‚Wie schade!‘ riefen sie einstimmig. ‚Nun, auf der Rückreise fahren Sie wohl noch einmal an. Bitte, bitte sehr.‘

Sie schüttelten ihren Gästen herzlich die Hände.

‚Vergeßt uns nicht ganz, ihr lieben, jungen Freunde!‘ murmelte Fenitschka gerührt. ‚Vergeßt uns nicht, auch wenn du Ingenieur geworden bist, mein Goldsöhnchen!‘

‚Und das kleine Fräulein ihr Waisenhaus eingerichtet hat; ein schöner, sehr schöner Gedanke,‘ brummte Fomuschka und wischte sich eine runde Träne aus den Augen.

Fomuschka und Fenitschka standen noch lange einmütig vor der Haustür und blickten nachdenklich und weichgestimmt dem davonrollenden Wagen nach. Er wurde immer kleiner und kleiner; jetzt bog er um die Waldecke — eine leichte Staubwolke — fort — vorüber!

II.

Das gute Werk.

‚Ich bin müde, Fenitschka!‘ sagte Fomuschka mit schleppender Stimme; ‚ich kann nicht mehr wandern.‘

Die Zwillingsgeschwister waren bei ihrer ‚hygienischen Beschäftigung'. Fenitschka betrachtete ihren Bruder besorgt von der Seite. In der Tat, Fomuschka sah müde und erschöpft aus.

‚Nun, Liebchen, Brüderchen, versuch's doch noch ein klein wenig, wir sind heute bloß siebenundzwanzig Minuten auf- und abgewandert! Es fehlen also nur noch acht Minuten, das sind gerade achtzehn Touren auf und ab. Komm, stütz dich auf meinen Arm, Brüderchen, versuch's, es geht ganz gewiß!'

Fomuschka versuchte treuherzig noch einige Touren, atmete schwer und erschöpft auf und blieb stehen.

‚Es geht wirklich nicht mehr, Fenitschka!' sagte er mühsam. Er sank in seinen Sessel und starrte mit müden, glanzlosen Augen vor sich hin. Fenitschka setzte sich ihm gegenüber und begann ihm die kalten Hände zu reiben.

Das Zimmer war noch in allen Einzelheiten das nämliche wie vor vier Jahren, und Fenitschka war trotz einiger neuer Fältchen in dem alten, gutmütigen Gesicht dieselbe geblieben; aber Fomuschka hatte sich verändert, ja, ohne Zweifel, Fomuschka hatte sich verändert. Fenitschka sah das recht wohl ein; aber ihr Herz wollte nicht daran glauben.

Fomuschka sah alt und verfallen aus, war blaß und kurzatmig und von einer eigentümlichen schwermütigen Stimmung, die Fenitschka viel zu denken gab. Nun saß er wieder mit dem leeren, abwesenden Blick da, den Fenitschka so sehr an ihm fürchtete, hatte die beiden Hände auf die Knie gespreizt und sah nachdenklich vor sich hin. Frufrutschik, der Mops, und Jefimowna, die Katze, schlummerten wieder einträchtig wie ehemals in ihrem Korbe. Das Zimmer duftete nach Lavendel, Baldrian und Thymian wie ehemals, und doch war etwas Seltsames, Fremdes hinzugekommen. Beide, Fomuschka und Fenitschka, hatten dieses Fremde oft gleichzeitig empfunden, wußten ihm aber keinen Ausdruck zu geben. So schwiegen sie eben.

Und heute hatte Fomuschka zum erstenmal nach fünfundvierzig Jahren seine ‚hygienische Beschäftigung', das Wandern, durch die vier großen Räume verkürzt, und zwar um volle sechs Minuten. Das war noch nie dagewesen.

Starr und leblos saß Fomuschka da und ließ seine Blicke umherschweifen, von all den gestickten Kissen und Polstern, den Bildern an der Wand zu den Dosen und Döschen in den Mooskörben mit den gedrechselten Eiern auf den Konsolen, und Fomuschka seufzte schwer und nachdenklich.

‚Die Zeit ist nicht stillgestanden, Fenitschka!' sagte er endlich wehmütig; ‚wir sind alt geworden, Schwesterchen!'

‚I wo denn, Brüderchen?' erwiderte Fenitschka, sich zur Heiterkeit zwingend.

Fomuschka wiegte melancholisch sein graues Haupt. ‚Es hilft nichts, sich dagegen zu sperren,' wiederholte er; ‚wir sind alt geworden, Fenitschka!'

A. Dürer fec.

Jos. Kösel autotyp.

Titelblatt zur großen Passion.

‚Du,‘ rief Fenitschka entrüstet, ‚was redest du denn da? Bist du nicht warmherzig und rüstig wie ein Jüngling? Rede dir doch nichts ein! . . . Nein, so was!‘ Sie schüttelte bedenklich und vorwurfsvoll ihren grauen Kopf und sah den Bruder liebevoll und heimlich von der Seite an; ‚du hast dir den Magen verdorben, Fomuschka, das kommt doch vor; ich koche dir einfach einen Baldriantee, dann geht das vorüber!‘

Fomuschka schwieg und seufzte tief.

‚Nein, nein,‘ sprach er wieder trübe, ‚dein Baldriantee ist gut, Fenitschka, aber gegen das Alter und gegen den Tod hilft er doch nichts!‘

Fenitschka erschrak. Sie fing an zu zittern und schwieg wie erstarrt.

‚Fenitschka,‘ begann Fomuschka wieder, ‚wenn wir beide einst dahin müssen oder gar eines von uns . . .‘

‚Brüderchen, Liebchen, was redest du da?‘ schnappte Fenitschka ganz außer sich; ‚natürlich gehen wir beide dahin, haben wir doch treu im Leben zusammengehalten, so tun wir's eben auch im Tode; aber das hat noch Zeit, Brüderchen, noch lange, lange Zeit!‘

‚Wenn aber ich zuerst dahin müßte, Fenitschka,‘ beharrte Fomuschka eigensinnig auf seinem Gedankengange, ‚und du später, und es kämen dann die Erben, — was fingen sie wohl mit all den Bildern und Polstern, mit all den Dosen und Schachteln an? Würden sie sie wohl in Ehren halten, wie wir das unser Leben lang getan haben? Nein! Ins Feuer würden sie unsere jahrelange Arbeit werfen, — unsere jahrelange liebevolle Arbeit! . . . Wir haben einander lieb gehabt, Fenitschka, so lieb gehabt, das weiß der Himmel; aber was haben wir für eine Lebensarbeit hinterlassen? Dosen und Döschen, Polster, Kissen und gestickte Bilder, — und unsere Erben werden sie verbrennen, ja, sicher verbrennen, . . . verbrennen!‘

Fenitschka saß da mit hochrotem Gesicht. Die Eröffnung, daß man ihre und ihres Fomuschka Lebensarbeit etwa verbrennen könnte, schmetterte sie förmlich nieder. Sie nickte zaghaft und andauernd, und eine große Träne rann langsam über ihre Wange.

‚Wir haben für einander gelebt, wir haben einander siebzig lange Jahre lieb gehabt, Fomuschka!‘ sagte sie mit zitternder Stimme; ‚ist das nichts?‘

‚Das ist viel, sehr viel, liebes Schwesterchen!‘ sagte Fomuschka, ‚aber wenn wir nun angewandert kommen droben, meine ich, und an die Himmelspforte klopfen, und der Engel Gottes fragt: „Wo ist eure Lebensarbeit? Kommt ihr mit leeren Händen?“ — was sollen wir denn darauf antworten, Fenitschka? Was wird der Engel Gottes mit all den Polstern und Kissen, Bildern und Dosen, Schachteln und Eiern, die wir angefertigt haben, wohl anfangen können, besonders wenn sie hier auf Erden verbrannt sind?

Wir haben niemandem Gutes getan, Fenitschka, als einander, haben niemandem geholfen, keine Träne getrocknet, kein Leid gestillt!'

‚Wir haben aber auch niemandem ein Leid zugefügt, Fomuschka, haben niemanden gekränkt oder beleidigt!'

‚Das ist wahr,' sagte Fomuschka nachdenklich und schwieg wieder.

Tik-tik, tik-tik lief die kleine Uhr im Zimmer geschäftig, rastlos ... Tik-tik, tik-tik ...

‚Das ist wahr,' sagte Fomuschka wieder, ‚aber wo sind unsere guten Werke? Wir haben keine guten Werke, Fenitschka!'

‚Nein, gute Werke haben wir nicht,' wiederholte Fenitschka tiefsinnig.

‚Sollten wir es nicht auf unsere alten Tage noch mit einem guten Werk versuchen, Fenitschka?'

‚Wie meinst du das, Brüderchen?'

‚So meine ich das: Sterbe ich zuerst, so gehört alles selbstverständlich dir; sterben wir aber beide, so wollen wir unser Eigentum zu einem guten Werke vermachen.'

‚Ja, ja, das wollen wir,' rief Fenitschka voll Eifer, ‚aber wie?'

Fomuschka dachte lange und angestrengt nach. ‚Weißt du,' sagte er endlich, ‚ich denke an eine milde Stiftung oder so etwas. Es gibt heutzutage so viele Trunkenbolde, arbeitslose und erwerbslose alte Leute; ... wollen wir unser Gütchen ein Greisenheim werden lassen? Ist das nicht ein schöner Gedanke?'

‚Sehr schön,' staunte Fenitschka. ‚Wie bist du nur darauf gekommmen? ... Oder aber ...'

‚Nun?' fragte Fomuschka.

‚Wir könnten vielleicht gleich bei den unmündigen Kindern anfangen und ein Waisenheim errichten.'

Fomuschka hob den Kopf. ‚Das hat dir der Himmel selbst eingegeben,' sagte er, ‚ja, ein Waisenheim, das wäre das Rechte.'

Sie versanken beide in stummes Brüten.

Da ertönte das Klinglinglingling einer Postchaise. Jefimowna, die Katze, blieb ruhig liegen; sie war auch älter geworden mit der Zeit, aber Frufrutschik hob den Kopf und winselte. Die Chaise hielt vor der Haustür.

‚Besuch!' sagten Fomuschka und Fenitschka gleichzeitig und sahen erwartungsvoll in den Flur hinein.

Eine junge, schlanke Mädchengestalt trat ihnen beiden entgegen.

‚Foma Arkadjewitsch, Agrafena Arkadjewna, wie freue ich mich, Sie beide wieder zu sehen!'

Es war Sascha, die Tochter ihres Gutsnachbarn. Aus dem schüchternen Kinde war ein schlankes, blühendes Mädchen geworden. Sie stand mit ausgestreckten Händen vor den Zwillingsgeschwistern.

‚Sie erkennen mich nicht wieder? Sascha Demidoff bin ich. Ich bin vier Jahre abwesend gewesen, war inzwischen in Petersburg bei meinen Verwandten; jetzt kehre ich wieder ins Elternhaus zurück.‘

Es war, als ob warmer, sonniger Frühlingshauch über erstarrte Eisblöcke hinweggegangen wäre. Sie fingen an zu funkeln und zu tauen. Fomuschka stand auf und hielt Sascha seine Hände hin. Fenitschka besann sich nicht lange, sondern schloß das junge Mädchen einfach in ihre Arme.

‚Alexandra Nikolajewna,‘ riefen sie beide, ‚welche Freude, Sie zu sehen! Welche große, unerwartete Freude!‘

‚Wie schön und friedlich ist's hier bei Ihnen,‘ sagte Sascha, ‚ganz wie damals, vor vier Jahren! Hier scheint die Zeit stille zu stehen. Alles ist noch so wie einst.‘

Sie sah sich lächelnd in dem altmodischen Zimmer um. Sie empfand den Kontrast zu der Weltstadt, die sie soeben verlassen, und seufzte kurz auf. Gerührt betrachteten sie die Geschwister.

‚Wie einst?‘ sagte Fomuschka und wiegte schwermütig den grauen Kopf. ‚Nein, nein, nicht wie einst; ich bin müde und alt geworden, Alexandra Nikolajewna! Man muß in unserem Alter an das Ende denken, ja, das muß man. Erzählen Sie uns Alten von der großen Welt da draußen, Alexandra Nikolajewna! Sie waren in der Hauptstadt, in Petersburg, nicht wahr?‘

‚Ich war fast vier Jahre in Petersburg,‘ sagte Sascha träumerisch. ‚Zwei Jahre fast war ich einsam und sehr unglücklich, denn ich haßte meine Tante, und sie war nicht gut zu mir. Später änderte sich alles; auch meine Tante wurde anders. Sie nahm zwei kleine Waisen zu sich, und nun hat sie sie lieb gewonnen und ist glücklich mit ihnen, und das hat sie so viel besser und zufriedener gemacht.‘

Fenitschka warf Fomuschka einen vielsagenden Blick zu. Fomuschka lächelte, ein warmes, treuherziges Lächeln, und blinzelte seine Schwester pfiffig an.

‚Und hatten Sie sonst Freunde in Petersburg?‘

‚O ja!‘ rief Sascha warm. ‚Man findet ja wohl überall liebe Menschen. Besonders hatte ich mich an eine junge Italienerin geschlossen.‘

‚Eine Italienerin?‘ riefen Fomuschka und Fenitschka verwundert.

‚Ja. Das beste und treueste Geschöpf von der Welt. Sie hatte mich so lieb, und denken Sie nur, sie will hierher, aufs Land ziehen, nur um in meiner Nähe zu bleiben. Ich soll ihr irgendwo eine Stellung verschaffen. Sie kann haushalten und beschäftigt sich am allerliebsten mit Kindern.‘

Diesmal war es Fomuschka, der seiner Schwester einen vielsagenden Blick zuwarf. Sie verstand ihn nicht gleich; nun aber ging ihr ein Licht auf.

‚Also sie kann haushalten,‘ brummte er nachdenklich, ‚und hat ein gutes, treues Herz. Das ist viel, sehr viel wert, . . . und sie möchte in Ihrer Nähe bleiben, Alexandra Nikolajewna! Kann sie auch russisch?‘

‚Noch nicht gut, aber das würde sie ja bald lernen.‘

Fomuschka lächelte vergnüglich. Es war ein schwaches, gutes Lächeln.

‚Da könnte man sich ja „wissenschaftlich“ mit ihr beschäftigen,‘ meinte er nachdenklich.

Fenitschka sah ihn gerührt an. ‚Und ich könnte mich „praktisch“ mit ihr beschäftigen und ihr den russischen Haushalt zeigen,‘ flüsterte sie.

Sascha sah die beiden Alten eine Weile ratlos an. Dann jubelte sie auf, flog dem verdutzten Fomuschka um den Hals und küßte ihn.

‚Foma Arkadjewitsch,‘ rief sie, ‚wollten, — wollten Sie wirklich —?‘

‚Ja, ja, Täubchen,‘ nickte Fenitschka, ‚wir wollen, . . . wir wollen . . .‘

Und von Fomuschka stürzte das junge Mädchen zu Fenitschka und umarmte sie leidenschaftlich.

‚O wie gut, wie gut sind Sie!‘ rief sie. ‚Riccarda wird sich ja bei Ihnen fühlen wie im Himmelreich. O Dank, Dank!‘

Noch eine ganze Stunde saßen die beiden Alten und das junge Menschenkind beisammen und waren sich in dieser Stunde um ein gut Teil näher gekommen.

Wieder wie einst stand das alte Geschwisterpaar Hand in Hand auf der Türschwelle, als Sascha in ihrer Postchaise mit Grüßen und Winken davonrasselte.

‚Fenitschka!‘ sprach Fomuschka feierlich, ‚lang hat's gedauert; aber nun werden wir dem Engel Gottes, der uns die Himmelspforte auftun wird, doch mit einem kleinen guten Werkchen vor die Augen treten, nicht bloß mit gedrechselten Döschen und gestickten Bildern.‘

‚Ja!‘ seufzte Fenitschka aus Herzensgrunde und schlug ein Kreuz. ‚Ein kleines gutes Werkchen und, Brüderchen, ich weiß noch ein zweites! . . .‘

‚Ich auch, ich auch, Fenitschka!‘ murmelte Fomuschka freudestrahlend; ‚morgen noch machen wir unser Testament!‘

III.

Riccardas Erzählung.

Wieder waren anderthalb Jahre vergangen.

Sascha war bei den Ihrigen zuhause. Sie saß am Flügel im Dämmerlicht und spielte eine traurige, heimwehkranke Melodie. Alte Familienporträts sahen verwundert von den Wänden auf sie nieder, als wollten sie sagen: Wir kennen dich gut, aber deine Unruhe verstehen wir nicht.

Draußen rüttelte der Frühlingssturm an den Bäumen und jagte feuchte Schneeflocken an das Fenster, Schneeflocken, die gleich großen Tränen eilig an den Fensterscheiben herniederrieselten wie im Übermaß des Schmerzes.

Da tat sich die Tür langsam auf, und Riccarda trat feierlich in den Saal. In jähem Schreck ließ Sascha ihre Hände von den Tasten gleiten und starrte die Freundin erwartungsvoll an.

‚Guten Abend, Sascha, Liebste!‘ sagte Riccarda mit klangloser Stimme. ‚Ich komme unerwartet; ja, ich weiß, ich bringe seltsame Nachrichten.‘

‚Was ist geschehen, Riccarda?‘

Sascha war auf sie zugeflogen.

‚Was alle Tage geschehen konnte,‘ sagte Riccarda traurig, ‚nur daß alles so wunderlich, so sonderbar gekommen ist!‘

‚Ist Fomuschka gestorben?‘ stieß Sascha hervor.

‚Nicht nur Fomuschka, auch Fenitschka, ja, auch Fenitschka. In drei Tagen waren beide tot.‘

‚Welch ein Glück!‘ seufzte Sascha erleichtert. ‚Die guten Altchen! Nun hat keines nötig, dem andern nachzutrauern. Erzähle, Riccarda, alles ordentlich, der Reihe nach!‘

‚Es kam so,‘ begann Riccarda wehmütig und setzte sich. ‚Fomuschka war ja schon den ganzen Winter zu Bett und kränkelte beständig. Aber geduldig war er und lieb; man mußte ihm gut sein. In der vorigen Woche fühlte er sich ganz besonders schwach, und deshalb wachten wir immer abwechselnd bei ihm, Fenitschka, die ihm alle seine Wünsche an den Augen absah, von zehn Uhr abends bis vier Uhr morgens, und dann ich von vier bis acht Uhr morgens.

Ich ließ mich immer regelmäßig vor vier Uhr wecken, um rechtzeitig da zu sein. Dienstag vor drei Tagen also — heute ist Freitag — komme ich ins Zimmer, und Fomuschka liegt still lächelnd im Bett wie so eine Wachspuppe und zwinkert mich freundlich an.

„Nur recht leise, Riccarda Petrowna!“ sagte er. „Mein Schwesterchen ist eingeschlafen.“

Und richtig, auf dem Lehnstuhl sitzt Fenitschka, ganz auf die Seite gesunken, und schläft, und Fomuschka sieht sie immerzu an und lächelt. Also ich gebe ihm seine Mixtur und rücke ihm seine Kissen zurecht und setze mich ganz still neben ihn. Immerzu lächelt er und freut sich, daß seine Schwester so schön schläft, und sieht Fenitschka mit so einem seltsamen Ausdruck an — so klar und friedlich.

Die Uhr schlägt halb fünf, und noch immer schläft Fenitschka. Um fünf gebe ich Fomuschka wieder von seiner Mixtur ein und bin so ungeschickt, — denk nur, die Flasche fällt mir aus der Hand und zerbricht!

„Sst!“ sagt nur Fomuschka. „Macht nichts, macht nichts.... Wie gut, daß Fenitschka nicht aufgewacht ist!“... Und wieder betrachtet er Fenitschka und lacht vor sich hin.

Wie die Uhr halb sechs schlägt und Fenitschka noch immer schläft, kommt so was Seltsames in Fomuschkas Gesicht, so etwas Rätselhaftes, Ängstliches wie bei Kindern, wenn sie merken, daß es dunkel wird, und Furcht haben, und seine Lippen bewegen sich leise, ganz leise, aber seine Stimme hörte ich nicht.

Mir wurde wunderlich zumute; ich wagte kaum zu atmen, und immerzu mußte ich die beiden anschauen. Nun fing es an, zu dämmern, ganz leise, und ich löschte die Nachtlampe aus. Immer heller wurde es im Zimmer, und da sah ich, daß Fenitschka gar nicht atmete. Ich fing mich an zu fürchten; denn nun merkte ich, daß Fomuschka, der immer ängstlich die Augen auf sie gerichtet hielt, das auch sah. Und plötzlich wurde mir klar: Fenitschka war tot.‘

Riccarda schöpfte tief Atem, und stockend fuhr sie fort:

‚Die Uhr schlug endlich langsam sechs; da richtete sich Fomuschka auf und fing ganz sachte an, zu bitten: „Fenitschka, Schwesterchen, wach auf, Liebchen, geh zu Bett! Du ruhst hier so schlecht.“

Aber Fenitschka rührte sich nicht. Da tippte er sie leise mit dem Finger an: „Fenitschka, Fenitschka, so höre doch!“

Aber Fenitschka hörte nicht.

Da sank Fomuschka zurück wie vom Schlage getroffen. Nun wußte er, daß sie tot war....

Ich stand dabei und wußte mir nicht zu helfen. Wie wird er es nur ertragen? dachte ich.

„Lieber, lieber Foma Arkadjewitsch!“ sagte ich. Da schlug er seine hellblauen Augen wieder auf, sah mich an, so fremd und so klug und sagte: „Fenitschka ist tot.“

Und plötzlich fing er an zu lächeln wie vorhin und bewegte wieder seine Lippen. Wie ein kleines Kind sah er dabei aus und wie ein weiser, weiser, alter Mann.

„Gute, gute Fenitschka,“ murmelte er, „hab Dank für alles! Wie klug, wie gut hast du das gemacht! So ist's ja besser, viel, viel besser. — Ja, Fenitschka war immer klug, sehr klug,“ sagte er mir. „Wie klug sie war, hat sie jetzt am besten bewiesen, Riccarda Petrowna!“

„Ja,“ sagte ich, und die Tränen liefen mir nur so über die Backen.

„Weinen Sie nicht, Riccarda Petrowna, und hören Sie zu, und du, Fenitschka, hör auch zu!“ sagte er. „Noch hab ich Kräfte, zu reden. Fast vor achtzehn Monaten war es; da haben wir beide ausgemacht, unser

Gut mit dem Hause einer milden Stiftung zu hinterlassen. Wir wollten ein Waisenhaus hier einrichten. Unser Testament liegt in der Kreisstadt beim Notar Sergei Iwanowitsch Gorbunoff, und Ihre liebe Freundin Alexandra Nikolajewna Demidoff soll alles erben und Waisenmutter werden.'"

Sascha machte eine unwillkürliche Gebärde des Staunens. Riccarda lächelte leise und fuhr fort:

‚Fomuschka war ganz munter geworden, während er sprach, aber ich merkte wohl, daß er fieberte.

„Ja, ja, Fenitschka!" sagte er wieder und nickte und lachte. „Das hast du gut gemacht, Schwesterchen! Jetzt stehst du schon an der Himmelspforte und redest mit dem Engel Gottes. Ja, ja, ich komme, komme ja schon!"

Nun lachte er ganz froh, wie Kinder lachen, wenn sie sich einen feinen Spaß ausgedacht haben. „Bin immer ein höflicher Mensch gewesen — Damen gebührt allemal der Vortritt. — Na, tut nichts, Fenitschka! Laß dir die Zeit nicht lang werden!... Unterhalt' dich noch ein Weilchen mit dem Engel Gottes! Ich komme, komme ja bald. Will dich nicht gar zu lange an der Pforte warten lassen, nein, gewiß nicht."

Als ich ihm um sieben Uhr von der frischen Medizin brachte, schob er den Löffel zurück und sagte geheimnisvoll: „Nein, nein, Riccarda Petrowna, nur ja nicht! Sehen Sie, das wäre ja ein Unrecht an Fenitschka! Wenn droben auch die alten, müden Füße wieder jung und kräftig werden, allzu lange an der Pforte stehen soll mir Fenitschka nicht. Das darf ich nicht zugeben. Nein, nur ja keine Medizin mehr; denn sehen Sie, ohne mich geht ja doch Fenitschka nicht in den Himmelssaal!"'

Sascha wischte sich hastig eine Träne von der Wange.

‚Von nun an begann Fomuschka irre zu reden,' fuhr Riccarda fort. ‚Das Fieber stieg. Als der Doktor am Nachmittage kam, machte er ein bedenkliches Gesicht; aber je bedenklicher er aussah, desto mehr freute ich mich,' sagte Riccarda ehrlich; ‚denn Fomuschka konnte doch wirklich nicht Fenitschka so lange an der Himmelspforte warten lassen.'

‚Gewiß nicht,' rief Sascha unter Schluchzen lachend. ‚Wie lange aber mußte sie noch auf ihn warten?'

‚Bis gestern abend. Da ist Fomuschka still und lächelnd eingeschlafen.'

Die beiden Mädchen saßen ganz still. Die weißen Schneeflocken trieben schläfrig an die Fensterscheiben, und der Mond mit seinem blanken Antlitz sah aufmerksam in das Zimmer hinein.

Die alten Familienporträts an den Wänden machten verwunderte Gesichter und sahen bedächtig und zufrieden zu Sascha hinüber, die noch immer starr war wie sie selbst. ‚Erbin von Iwanowka,' schienen sie zu sagen.

Bemerkungen zu Dürers Leben, Schaffen und Glauben.

Von

Alfred Hagelstange.

Jedes der letztvergangenen drei Jahre hat uns mit einer größeren Dürerpublikation beschenkt. 1903 erschien die dritte Auflage des bei Pustet in Regensburg verlegten Werkes von Anton Weber (Albrecht Dürer. Sein Leben, Schaffen und Glauben). Im folgenden Jahre schenkte uns die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart den außerordentlich praktischen Sammelband, der des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in mehr als vierhundert guten Abbildungen zum Abdruck bringt, und das Weihnachtsfest 1905 bescherte uns Heinrich Wölfflins herrliche Festgabe ‚Die Kunst Albrecht Dürers' (München, Bruckmann), ein Buch, das den künstlerischen Werdegang des großen Nürnbergers in einer so wundervollen Weise klarlegt, daß nach dieser Seite hin nicht mehr viel zu tun übrig bleibt. Immerhin läßt uns auch Wölfflin in vielen von der Forschung heiß umstrittenen Fragen noch im Stich, so daß man den Akt ‚Dürer' vorläufig noch nicht mit dem Vermerk ‚erledigt' beiseite tun kann. Daher darf ich vielleicht auch ein klein wenig Interesse voraussetzen für die folgenden Erörterungen, die unter dem Eindruck der oben genannten Dürerpublikationen niedergeschrieben wurden und vor allem als kritische Randbemerkungen zu dem Buche Anton Webers gelten wollen, von dem Wölfflin (mit Recht?) gar keine Notiz nimmt.

Am 21. Mai 1471 geboren erhielt Dürer seine erste Ausbildung in der Goldschmiedewerkstatt seines Vaters, die er aber mit fünfzehn Jahren verließ, um in des steifleinenen Wolgemuth betriebsame Bilderfabrik einzutreten. Ein nüchterner Handwerker, der mit seinen Gesellen ebenso schlecht und recht Bilder anfertigte wie andere ihre Schreiner- und Schlosserarbeiten, das war sein Lehrer. Daß ein junger Mann von Dürers Begabung in einem solchen Betriebe nur die notwendigsten technischen Handgriffe lernte, steht außer Frage; künstlerische Anregungen kann er hier nicht allzuviele empfangen haben. Was Wunder, daß er, da es ihm in der kleinlichen Werkstätte bald zu eng wurde, sein Bündel schnürte und der winkeligen alten Stadt den Rücken kehrte. 1490—94 sehen wir ihn auf der Gesellenwanderung, die ihn unter anderem auch nach Colmar führte, wohin ihm wohl Martin Schongauers Ruf den Weg

gewiesen haben mochte. Er traf den Meister aber nicht mehr am Leben; doch nahm ihn dessen Bruder freundlich auf. Auch in Basel muß er damals gewesen sein; doch kann, da auch Wölfflin hier versagt, erst die weitere Forschung ergeben, inwieweit die dem Künstler zugeschriebenen mannigfachen Illustrationen von Baseler Drucken tatsächlich sein unbestreitbares Eigentum sind. Vielleicht gibt uns Werner Weisbach in seinem demnächst erscheinenden Buche über den jungen Dürer des großen Rätsels endgültige Lösung. Daß Dürer, wie von einigen behauptet wird, auf dieser Wanderung auch in Köln und Krakau gewesen sei, läßt sich nicht nachweisen. Etwas mehr Anhaltspunkte haben wir für die viel umstrittene sogenannte erste Reise nach Venedig. Daniel Burckhardt, dem wir den Nachweis über des Meisters Aufenthalt in Basel verdanken, hat meines Wissens als erster den Satz aufgestellt, daß Dürer damals unmöglich in Venedig gewesen sein könne. Während ihm jedoch die meisten Autoritäten in dieser Frage nicht beipflichten, stellt sich Weber entschieden auf seine Seite. Weder auf der Gesellenwanderung, meint er, noch kurz nach seiner Verheiratung kann sich Dürer in Venedig aufgehalten haben, und all die Beziehungen zwischen der formalen Behandlung seiner in jener Zeit geschaffenen Werke und der Technik gleichzeitiger italienischer Kunstschöpfungen sind für die Beantwortung der Frage durchaus nicht bindend. Ganz einverstanden; ja, man kann sogar soweit gehen, auch das an italienische Vorbilder anklingende Motiv des Dresdener Altars unter dem Einflusse von Bildern entstanden zu erklären, die über die Alpen nach Nürnberg gekommen waren; ein Weg, welchen bei den zwischen Venedig und der deutschen Kunststadt damals bestandenen innigen Handelsbeziehungen sicherlich manche Kunstwerke gegangen sind. Ein einziges schriftliches Zeugnis aber wirft alle diese Konjekturen über den Haufen; es findet sich in einem Briefe, den Dürer auf seiner zweiten italienischen Reise am 7. Februar 1506 von Venedig aus an Pirkheimer schrieb, und lautet folgendermaßen: ‚Und das Ding, das mir vor eilf Johren so wol hat gefallen, das gefällt mir itz nüt mehr. Und wenn ichs nit selbs säch, so hätt ichs keim anderen geglaubt.‘ Da gibt es doch wohl nur die eine ungezwungene Erklärung, daß Dürer vor etwas steht, das vor elf Jahren sein Entzücken erregt hat, heute aber keinen Eindruck mehr auf ihn macht; und man kann daher Webers Deutung, daß den Künstler das Original eines vor elf Jahren nur in einer Abbildung gesehenen venezianischen Kunstwerkes enttäuscht habe, nicht gut akzeptieren.

Schwächer als diese Argumentation wirken hier aber noch verschiedene andere Stellen der Beweisführung; so, wenn er die Annahme, daß Dürer in Venedig die Anleitung zu seinen Forschungen über den nackten Körper erhalten habe, mit dem Hinweise zu entkräften sucht: ‚Außerdem fertigten schon vorher viele nordische Künstler unbekleidete Menschen. So zeigt sogar Furtmayrs Missale vom Jahre 1481 die hübschen nackten Figuren von Adam und Eva, und der Bildhauer Riemenschneider vollendete im Jahre 1493 das erste Menschenpaar.‘ Damit ist doch nicht das Gegenteil bewiesen, und wenn er

solche Punkte überhaupt ins Treffen führen wollte, dann hätte er ja auch auf die viel älteren nackten Figuren an den Nürnberger Kirchenportalen hinweisen können, die Dürer wohl täglich sah und vielleicht auch hie und da eingehender betrachtete. Daß Dürer die Aufnahme und Vertiefung seiner zeichnerischen und theoretischen Studien über den nackten Körper unbedingt einem Aufenthalt in Venedig verdankt haben müßte, ist natürlich eine ungerechtfertigte Behauptung. Immerhin gibt die Entdeckung Wölfflins, daß der um 1497 entstandene Stich St. Sebastian an der Säule (B. 56.) von einem venezianischen Bilde (Cima da Conegliano) beeinflußt ist, genügend zu denken.

Weber schließt seine verneinende Kritik der Hypothese von Dürers erster venezianischer Reise mit einem Satze, der uns zu einer anderweitigen Erörterung Anlaß gibt. ‚Zudem schließt der Gedanke,‘ heißt es, ‚Dürer heiratete ein junges, hübsches Mädchen und gründete ein Geschäft; bald aber verläßt er Frau und Heim, um eine Reise nach Italien zu machen, die er als Junggeselle auf seiner Wanderschaft leichter hätte ausführen können, ein psychologisches Rätsel in sich.‘ Ganz richtig; wenn nur die Prämisse von dem ‚hübschen Mädchen‘ stimmte, das an anderer Stelle (S. 12) sogar als ‚anmutige Erscheinung‘ bezeichnet wird, ‚der Dürer mit Liebe anhing.‘ Das ist ja gewiß recht ritterlich gesprochen, wenngleich es auch an Zuckers Liebenswürdigkeit nicht im entferntesten heranreicht, der von der ‚guten Hausfrau‘ und ‚sorgenden Gattin‘ nicht genug zu rühmen weiß. In Wirklichkeit war trotz und alledem die Agnes Frey, die Dürer 1494 heimführte, eine bitterböse Sieben, deren Aufführung jede Spur von Achtung und Zuneigung in unserem Künstler ausgetilgt haben muß; denn sonst hätte er sich nicht in einem im Oktober 1506 von Venedig aus an Pirkheimer geschriebenen Briefe jene unflätige, zynische Bemerkung über seine Ehefrau erlaubt, die bei Lange und Fuhse, Dürers schriftlicher Nachlaß S. 40, nachzulesen ist. Wenn diese Stelle durch anderweitige auch nur in etwa liebevolle Bemerkungen in seinen Tagebüchern oder sonstigen Aufzeichnungen aufgewogen würde, dann könnte man sich eventuell noch mit einer so spitzfindigen Deutelei, wie sie beispielsweise Thausing gibt, abfinden. So aber kann man aus dieser von Verachtung und Widerwillen eingegebenen häßlichen Äußerung doch nicht gut eine liebeduftende Lobeshymne machen. Rechnet man dann noch hinzu, daß Pirkheimer nach Dürers Tode über dessen Ehefrau schreibt: ‚Ich hab sy selbs oft für ier argwenigs strefflich wesen gepeten vnd sy gewarnet, auch ir vorgesagt, was das end hievon seyn wurd, aber damit hab ich nichts anderst dann vndank erlangt,‘ so kann man sich ungefähr ein Bild von der Frau machen, der Dürer ‚mit Liebe anhing‘.

Doch genug von dieser immerhin nebensächlicheren Frage.

Ungleich wichtiger erscheint ein Eingehen auf des Meisters erste künstlerische Tätigkeit. Leider ist Weber hier ein schlechter Berater; denn alles, was er uns über dieses Thema mitteilt, ist so systemlos, daß man sich vom künstlerischen Entwicklungsgange Dürers auch nicht entfernt eine Vorstellung machen kann. Wie Dürer als Stecher und Formenschneider mit den Aufgaben, die

er sich stellt, wächst und sich vervollkommnet, wie er sich zu einer künstlerischen Reife durcharbeitet, gegen die das Ausdrucksvermögen seiner Vorgänger direkt kindlich und puppenhaft erscheint, davon bekommt man bei Weber keine auch nur annähernd richtige Vorstellung. Um diesen hochinteressanten Entwicklungsgang genau und gründlich kennen zu lernen, muß man sich der umsichtigen Führung Wölfflins anvertrauen, dessen prachtvolles Buch uns die Kenntnis der einzelnen Phasen der künstlerischen Weiterbildung ziemlich restlos erschließt.

Welche Stellung Dürer dem wiedererwachten Studium des Altertums gegenüber einnahm, dürfte übrigens hier am geeignetsten erörtert werden; denn gerade seine stecherische Tätigkeit in den Jahren vor der zweiten venezianischen Reise weist auf ganz entschiedene Einwirkung von Traditionen aus dem Altertume hin. Wenn Weber daher behauptet, Dürer sei kein Vorkämpfer der ‚sogenannten' Renaissance, sondern gehöre in seinen besten Leistungen noch zu der alten Zeit, zum christlich-germanischen Geiste, so sieht man einem solchen Satze schon von weitem die Janssensche Konstruktion an, nach der mit der Renaissance alles Schreckliche und Verwerfliche, was man sich denken kann, seinen Einzug nimmt. Dürer aber war ein so wohlgesitteter, braver Künstler — ergo zehrt er von den Überlieferungen des Mittelalters. ‚Sein häufiger Gebrauch des Nackten aber ist eine allzu große Nachgiebigkeit gegen humanistische Geschmacksverwirrung' (S. 107). An den bösen Humanisten hätte Weber nun allerdings seinen Unmut nicht auslassen sollen; da konnte er sich doch lieber die Barbari Pollaiuolo und Mantegna aussuchen, denn diesen verdankt Dürer doch in erster Linie die Anregungen zum Studium der Proportionen des nackten Körpers sowie mannigfache Hinweise auf Ideen und Formen, die einzig und allein in der Antike ihre letzte Erklärung finden.

Der Maler Dürer blieb in der ersten Periode künstlerischer Entwicklung hinter dem Graphiker ein gut Teil zurück. Da ist nichts von freier, spielender Beweglichkeit; alles erscheint fast mühselig, gequält, hart, spitz und frostig, und auch mit der Palette in der Hand bleibt der Künstler in erster Linie Zeichner. Von den frühesten Bildnissen erwähnt Weber nur die Selbstporträts, das Bild seines Vaters und jenes der schönen Patrizierstochter Fürleger, das er als ein ‚pastöses' Gemälde bezeichnet. Welches Bild damit gemeint ist, erfahren wir nicht; und doch wäre eine nähere Bezeichnung nicht unangebracht; denn es gibt nicht weniger als fünf derartige Porträtdarstellungen (in Augsburg, Frankfurt a. M., Lützschena bei Leipzig, London und Budapest), die sich um das Vorrecht streiten, von Dürers Hand zu sein. Thausing hielt nur das Augsburger Bild für echt; neuerdings hat man aber auch dieses fallen lassen und sieht nicht mit Unrecht in allen diesen Bildern mehr oder weniger gute Leistungen eines Dürerkopisten, während man das Original (oder die Originale) als verschollen betrachtet. Ähnlich geht es mit dem Bildnisse vom Vater des Künstlers, das nach Weber ‚ein mit geistvoller Genauigkeit aufgefaßtes Werk' ist. Auch von diesem Porträt besitzen wir das Original nicht mehr, das sich früher in der Kunstkammer Karls I. von England befunden haben soll. Nur vier

Kopien existieren noch, von denen die dem Original am nächsten stehende Replik in der Münchener Pinakothek aufbewahrt wird; die zweite hängt im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.; die dritte besitzt das Britische Museum, während die vierte, in Sion House bei Brentford, dem Herzog von Northumberland gehört.

Weit bedeutender als diese Porträts ist das Hauptwerk aus der Zeit vor der zweiten venezianischen Reise, der Paumgärtnersche Altar in München, dessen Flügel im Jahre 1905 durch eine Restaurierung von den Übermalungen des siebzehnten Jahrhunderts befreit worden sind, während im Mittelbilde selbst Stifterfiguren aufgedeckt wurden, die bislang ein Veilchendasein unter einer späten Malschicht geführt hatten. Die an den Flügeln vorgenommene Veränderung kann ich mit dem besten Willen nicht als glücklich ansehen; denn wenn man auch durch die Entfernung der im siebzehnten Jahrhundert von dem Hofmaler J. G. Fischer mit viel Geschick hinzugefügten Rosse und Landschaftsgründe die beiden Tafeln wieder zu eigentlichen Dürероriginalen gemacht hat, so braucht das noch nicht ohne weiteres eine Verbesserung zu bedeuten. Daß es in der Tat keine war, ersieht man schon aus einem Vergleich von Photographien der Bilder im früheren und jetzigen Zustand. Die zurückeroberte Monumentalwirkung scheint mir die dafür verloren gegangene Intimität denn doch nicht aufzuwiegen. Übrigens bleibt es eine gar merkwürdige Erscheinung, daß gerade denjenigen Kunsthistorikern, die alle puristischen Bestrebungen in der Baukunst bei jeder Gelegenheit als verwerflich und verächtlich zu brandmarken sich verpflichtet fühlen, bei dieser Restaurierung die warnende oder tadelnde Stimme im Hals stecken geblieben zu sein scheint. Ob sie geschwiegen hätten, wenn man aus Stilfexerei einen künstlerischen Renaissancealtar aus einer gotischen Kirche zu entfernen sich unterfangen hätte, wage ich füglich zu bezweifeln. F. Dülberg aber sei dafür gedankt, daß er — soweit ich sehe, als der einzige — auf die Schattenseite dieser Verbesserung hinzuweisen gewagt hat; und man kann ihm nur voll und ganz zustimmen, wenn er seine Erörterungen in der ‚Kunstchronik' (XIV, 220) mit den Worten schließt: ‚Um die Rößlein, um den grünen Wald ist es mir leid.'

In den Zeitraum 1505—1507 fällt Dürers zweite venezianische Reise, über die wir durch die an Pirkheimer gerichteten Briefe ziemlich gut orientiert sind. Rhythmus der Linie und Harmonie der Farbe, das war es vor allem, was der Künstler jenseits der Alpen fand und zu seinem Eigentum zu machen sich bemühte. Als Beweis für das, was Dürer in Venedig gelernt hat, können wir das jetzt im Prämonstratenserstift Strahow zu Prag befindliche, leider arg verdorbene sogenannte ‚Rosenkranzfest' anführen, dem Weber nach Neuwirths Vorgang die sehr wichtige Bezeichnung ‚Maria als Königin des Rosenkranzes' gibt. Weniger erfreulich bleibt es, daß er bei der Beschreibung dieses Bildes ebenso wie in der früheren Auflage so auch diesmal wieder von dem ‚leider nackten Jesukinde' spricht. Um ein übriges zu tun, verteidigt er diesen Ausdruck auch noch in einer Fußnote gegen den sicherlich nicht unbe-

rechtigten Vorwurf der Prüderie, indem er sagt: ‚Welche Königin wird ihren ganz nackten Knaben bei einer Festesfeier Auszeichnungen an die höchsten Würdenträger austeilen lassen? Weder in Schlössern noch in Hütten war es Sitte, ist es Sitte und wird es Sitte werden, daß ein völlig unbekleidetes Kind dem Ehrengaste auch nur eine Blume überreicht.‘ Als ob die Kunst nur das darstellen dürfe, was Sitte war, Sitte ist und Sitte sein wird! Als ob sie nicht auch in ungeahnte, irreale Gebiete greifen könne, die nur des Künstlers Seherauge im Traume geschaut! Und ist denn das hier in Frage kommende Bild nicht selber ein Beweis dafür? Schade übrigens, daß man sich infolge des sehr schlechten Zustandes gar kein richtiges Bild von der koloristischen Behandlung des interessanten Gemäldes machen kann; doch dürfte vielleicht ein Rückschluß von der ebenfalls im Jahre 1506 in Venedig gemalten Madonna mit dem Zeisig gestattet sein, die sich jetzt im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin befindet. Eine dem Umfang nach bedeutend geringere, an künstlerischem Werte aber beide Bilder fast überragende Arbeit ist die kleine, entzückende Kreuzigung in der Dresdener Galerie, die wohl auch in Venedig entstanden ist. Sie mit Max Friedländer einige Jahre früher zu datieren ist nicht gut möglich; denn die landschaftliche Behandlung des kleinen Meisterwerkes weist so starke Anklänge an italienische Meister auf, daß man nicht gut annehmen kann, Dürer würde, auch ohne direkte Einflüsse von dieser Seite erfahren zu haben, derartige koloristische Probleme in Angriff genommen haben.

1507 trat der Künstler die Heimreise nach dem Norden an, wie es scheint, mit schwerem Herzen; denn er schreibt an Pirkheimer: ‚O wie wird mich nach der Sunnen frieren! Hie bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer.‘ Gleichwohl muß er eine starke Schaffenslust mit nach Haus gebracht haben; denn gerade in den nunmehr folgenden Jahren war seine Wirksamkeit eine äußerst lebhafte. Die etwas gesucht graziöse Doppeltafel der ersten Stammeltern im Pradomuseum zu Madrid, von der noch eine Replik im Pitti zu Florenz existiert, — die Mainzer Bilder sind Kopien, — eröffnet den Reigen; dann folgt das in etwas kleinlichem Realismus schwelgende Bild der ‚Marter der Zehntausend‘, für dessen Massenanordnung Wölfflin das Vorbild in einer perspektivischen Musterzeichnung des Jean Pélerin entdeckt hat. ‚Multa,‘ aber nicht ‚multum‘ kann man von diesem Werke sagen; es wirkt direkt unerfreulich; doch muß es der Künstler selbst nicht wenig geschätzt haben, wie dies aus dem Inhalt eines an Jakob Heller in Frankfurt gerichteten Briefes hervorgeht. Auf Bestellung dieses Heller arbeitete Dürer übrigens damals auch die Himmelfahrt Mariä, die leider nur in einer Kopie (Frankfurt, Städtisches Museum) auf uns gekommen ist, während das dem nachmaligen Kurfürst Maximilian I. von Bayern geschenkte Original beim Brande der Münchener Residenz ein Raub der Flammen wurde. Das geschah aber nicht im Jahre 1874, wie Weber uns berichtet, sondern genau zweihundert Jahre früher. (Wölfflin spricht merkwürdigerweise vom 18. Jahrhundert.) Annähernd um dieselbe Zeit wie das Hellersche Altarbild muß wohl auch das festlich-stolze Münchener Selbst-

bildnis entstanden sein, das Weber ebenso wie Springer und Zucker in die Zeit vor der zweiten venezianischen Reise setzt. Da die mit Staubgold aufgemalte Inschrift, das Monogramm und die Jahreszahl 1500 nicht von Dürer herrühren, so wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man mit besonderer Berücksichtigung des um soviel jugendlicheren Madrider Selbstbildnisses von 1498 die Zeit um 1508 als Entstehungsdatum für das Münchener Idealporträt annimmt. In die folgenden Jahre fallen dann das für unser modernes Empfinden fast zu symmetrisch angeordnete und durch das Vorherrschen der Lokalfarbe etwas bunt wirkende Allerheiligenbild in Wien, ferner die ebenda befindliche Madonna mit der angeschnittenen Birne und die beiden im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrten Kaiserbilder, von denen die Tafel mit dem Bildnis Karls des Großen schon einen Anlauf zu der monumentalen Wucht und Größe zeigt, wie wir sie in den vier Aposteln, dem mit Recht hochgepriesenen künstlerischen Vermächtnis Dürers, bewundern.

Der materielle Erfolg der malerischen Tätigkeit muß aber doch nicht in einem der aufgewandten Mühe entsprechenden Verhältnis gestanden haben; denn am 26. August 1509 schreibt Dürer ziemlich unwillig an Jakob Heller: ‚Gmeine Gmäl will ich ein Jahr ein Haufen machen, daß Niemand glaubte, daß möglich wäre, daß ein Mann thun möchte. An solchen mag man etwas gewinnen. Aber das fleißig Kleiblen (Tüfteln) gehet nit von Statten. Darum will ich meines Stechens auswarten. Und hätte ichs bishero gethan, so wollte ich uf den heitigen Tag 1000 fl. reicher sein.‘ Er ‚wartete‘ nun also ‚des Stechens aus‘ und zeichnete in ausgedehntem Maße für den Holzschnitt. Jetzt entstanden die letzten Blätter zur großen Passionsfolge und zum Marienleben; ferner vor allem die weltberühmten und vielumstrittenen Stiche ‚Der christliche Ritter‘, ‚Die Melancholie‘ und ‚St. Hieronymus im Gehäus‘, deren rein künstlerische Bedeutung nach Wölfflin im ‚farbigen‘ Charakter ihrer Licht- und Schattenbehandlung liegt. Daß Weber in der neuen Auflage seines Dürerbuches sich entschlossen hat, dem graphischen Schaffen des Künstlers eingehendere Betrachtungen als früher zu widmen, ist dankbar anzuerkennen. Gleichwohl beweisen uns verschiedene Schiefheiten des Urteils (S. 61) aufs deutlichste, daß ihm das Gebiet doch gar nicht liegt. So sagt er z. B. von Dürer: ‚Niemals wendete er die unbestimmte Punktiermanier an, bei welcher die Bestimmtheit des Umrisses und das Charakteristische der Zeichnung verloren gehen.‘ Das ist ungefähr genau dieselbe Binsenwahrheit, als wenn man sagt: ‚Goethe ist niemals mit der Trambahn gefahren.‘ Daß Dürer sich nicht des erst nach seiner Zeit bei den deutschen Stechern in Aufnahme gekommenen Roulette- resp. Punzenstiches bediente, kann nur der als bemerkenswert hinstellen, der in der Geschichte der graphischen Künste nicht zu Hause ist. Daß dies bei Weber der Fall ist, geht auch aus dem etwas skeptischen Satze hervor: ‚Mag die Schneidenadel schon früher in die deutsche Kupferstichtechnik eingeführt worden sein.‘ Als ob da heutzutage für einen, der die Blätter vom Meister des Hausbuches kennt, auch nur noch der leiseste Zweifel möglich sein könnte!

Ganz neu war mir übrigens, daß Dürer schon ein Mischverfahren (Verbindung der Ätzung mit der Grabstichelarbeit) gekannt hat; ja, er soll sogar, wie Weber erzählt, durch diese Technik reiche künstlerische Erfolge erzielt haben!

Doch zurück zu Dürers Lebens- und Künstlerlaufbahn. Was da von Werken der Griffelkunst noch zu erwähnen wäre, sind namentlich die Arbeiten, die er ad majorem imperatoris gloriam schuf, resp. schaffen mußte. Sein Herz war nicht dabei, soviel ist sicher; und für den ganzen Allegorienkram, wie er im Triumphwagen und besonders aber in der Ehrenpforte auftritt, ist wohl nicht er, sondern Maximilians gelehrtes Hofschranzentum verantwortlich zu machen. Das sich selbst verherrlichende Mäzenatentum des Kaisers darf man beileibe nicht mit dem Maßstabe messen, wie ihn uns die Päpste und italienischen Fürsten der Renaissance an die Hand geben. Monumentale Aufgaben waren da nicht zu lösen, und die in Auftrag gegebenen Holzschnittfolgen waren der Idee und Anlage nach so ausgesprochen unkünstlerisch, daß es eines Mannes wie Dürer bedurfte, um überhaupt nur das daraus zu machen, was wir jetzt vor uns haben. Mehr Freude als an diesen allegorischen Entwürfen wird Dürer an den Randzeichnungen gehabt haben, mit denen er das kaiserliche Handexemplar des bei Johann Schönsperger in Augsburg gedruckten Gebetbuches schmücken durfte. Das war doch wenigstens noch eine Aufgabe, die seinen Neigungen entgegenkam, und die er daher auch mit einem solchen Geschick löste, daß die von unversiegbarer Erfindungs- und Gestaltungskraft zeugenden Entwürfe noch heute als ein kaum übertroffenes Denkmal echtester Illustrationskunst gelten können: eine so feine, dekorative Wirkung geht von diesen in ihrer bizarren Lustigkeit so überaus anziehenden Zeichnungen aus.

Leider entsprach auch bei einer solchen Leistung der pekuniäre Erfolg nicht den berechtigten Erwartungen des Künstlers. ‚Der letzte Ritter' hatte nie viel Geld in der Tasche, und es war daher aller Ehre wert, daß er dem Künstler wenigstens ein Leibgeding von jährlich hundert Gulden vermachte. Als er aber im Jahre 1519 das Zeitliche segnete, und der Nürnberger Magistrat unserem Dürer die Gelder sperrte, da blieb diesem nichts weiter übrig, als sich an den neugewählten Kaiser Karl V. zu wenden. Er tat dies gelegentlich seiner 1520 angetretenen Reise nach den Niederlanden, die sich für ihn zu einem wahren Triumphzug gestaltete; so geehrt und gefeiert wurde er von den Künstlern des Landes, wo immer er nur hin kam. Sein Reise-Tagebuch, eines der wichtigsten schriftlichen Dokumente, die er hinterlassen hat, erwähnt so manches in den Niederlanden geschaffene Bild, daß es eigentlich zu verwundern ist, daß man bislang erst einen ganz geringen Bruchteil dieser Werke aufgefunden hat. Zu den wenigen nachweisbaren Stücken gehört der hl. Hieronymus, ‚mit Fleiß gemalt von Ölfarben und geschenkt dem Ruderigo von Portugal' (Tagebuch). ‚Das bisher verschollene Werk,' schreibt Weber auf S. 78, ‚habe ich in Lissabon im Museu Nacional das Bellas Artes aufgefunden, Nr. 828.' Daß er dem Bilde dann nicht weniger als sechs Seiten widmet, wird man seiner Entdeckerfreude zugute halten dürfen. Solche Jubelstimmung dämpfen

zu müssen, fällt einem wahrlich schwer; allein Billigkeit und Gerechtigkeit machen in diesem Falle doch den Hinweis auf eine Notiz nötig, die auf Seite 149 des neunten Bandes vom Jahrbuch der Königl. preuß. Kunstsammlungen zu lesen ist. Hier schreibt nämlich Karl Justi — also 1888 — in einem Aufsatze über die portugiesische Malerei des sechzehnten Jahrhunderts: ‚Von den Geschenken Dürers scheint nur jener Hieronymus für Ruderigo in Portugal geblieben zu sein (Museu 828, seit 1880 Aszendenz nachweisbar).‘ Was berechtigt demnach Weber zu der Bemerkung, daß die Kunstschriftsteller mit der oben erwähnten Notiz des Tagebuches nichts anzufangen wußten und sich über das Gemälde ausgeschwiegen hätten? Was das Bild selbst betrifft, so scheint es übrigens — soweit man das bei einem Vergleich von Reproduktionen beurteilen kann — der ursprünglichen Konzeption, von der wir uns an der Hand der bekannten Zeichnung aus der Albertina eine ziemlich genaue Vorstellung machen können, um ein gut Teil nachzustehen. Ungleich bedeutender ist das wohl annähernd um dieselbe Zeit (1521) entstandene männliche Porträt im Pradomuseum zu Madrid, das Thausing ohne stichhaltigen Grund auf Hans Imhoff taufte. Ob Dürer das Bild wirklich noch in den Niederlanden gemalt hat oder direkt nach seiner Rückkehr von dort, ist heute noch eine offene Frage, die uns aber weit weniger interessiert als die Tatsache, daß dies Bild zu den größten deutschen Porträtleistungen überhaupt zu zählen ist. Alle, die es gesehen haben, rühmen seine rein malerischen Qualitäten, an denen gemessen wohl selbst das einige Jahre später entstandene Holzschuherbildnis in Berlin zurückstehen muß. Dieses Werk wird wohl überhaupt etwas zu sehr verhimmelt, und ich muß offen bekennen, daß mir die Worte, die Singer in der Vorrede seiner Dürerbibliographie diesem Porträt gewidmet hat, wie aus der Seele geschrieben waren. ‚Fast jeder,‘ sagt er, ‚der vor diesem Bild steht, läßt sich von der außerordentlichen Persönlichkeit des Dargestellten überrumpeln, vergißt aber ganz, daß, insoweit Dürer mitspricht, mit dem Werk der Weg zu Denner angebahnt ist. Es ist das der tote, kleinliche Naturalismus, der Sinnestäuschung erstrebt und immer zur Unzufriedenheit führen muß, da dieses selbst gesteckte Ziel nie und nimmer erreicht werden kann, ... der Naturalismus, der Werke hervorbringt, die aussehen sollen, als wären sie entstanden, nicht, als wären sie geschaffen, der sich mit Spielereien abgibt, wie z. B. mit der Spiegelung des Fensterkreuzes im Auge des Abkonterfeiten.‘ Sehr bezeichnend ist übrigens auch die reservierte Haltung, die Wölfflin diesem Bildnis gegenüber einnimmt.

Wie Weber — jedenfalls nach dem Vorgang Lochners von Hüttenbach — ernstlich daran denken kann, diesem Porträt das im Besitz von Friedrich R. Burger in München befindliche Brustbild des segnenden Heilandes als ein etwa gleichzeitig entstandenes Dürerwerk anzugliedern, ist ganz unbegreiflich. Schon die Netzätzung, die wir kennen lernen, sagt uns, daß das Bild nicht im entferntesten etwas mit Dürer zu tun hat. Daran ändert das belustigende Urteil des hohen Frankfurter Gerichtshofes, der im vergangenen Jahre (1905) gelegentlich eines den Dürerforschern genugsam bekannten Prozesses den Beweis

der Echtheit des Bildes als erbracht annahm, auch nicht ein Tüpfelchen. Das ‚durch eine Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen zum Vorschein gekommene Monogramm mit der Jahreszahl 1524' beweist wirklich nichts; denn es wäre ja nicht das einzige Bild, welches Dürers Künstlerzeichen trägt, ohne von seiner Hand zu stammen. Ebenfalls stilistische Gründe hätten Weber veranlassen sollen, wenigstens in der neuen Buchauflage das Salvatorbild nicht mehr als des Künstlers ‚Schwanengesang, seine letzte Betrachtung beim Nahen des Todes' zu bezeichnen. Das Imhoffsche Inventar, auf das sich Weber mit dieser Datierung stützen zu können glaubt, ist kein Evangelium; und wenn er erwähnt, daß in den Verzeichnissen Willibald Imhoffs des älteren das Bild als ‚das letzte Stück, so er gemacht hat,' aufgeführt wird, so kann ich ihm darauf erwidern, daß das gleiche Bild in dem mir vorliegenden handschriftlichen Verzeichnis der von Hans Imhoff hinterlassenen Kunstkammer (German. Museum. Archiv. Akten Lukas Friedrich Boeheims) als im Jahre 1509 entstanden erwähnt wird. Doch will mir selbst diese Zeitangabe als nicht früh genug erscheinen. Wenn man von einem künstlerischen Testamente Dürers sprechen will, so kann man dabei nur die beiden glänzenden Tafeln der vier Apostel im Auge haben, eine Leistung, die an Monumentalität und gewaltiger Auffassung alles hinter sich läßt, was die deutsche Kunst bis dahin geschaffen hat. 1526 hatte er diese Hünenapostel vollendet; zwei Jahre später, am 6. April 1528, nahm die Erde auf, was sterblich war an Nürnbergs größtem Sohne. Ein inneres Leiden, das der Künstler sich auf der Reise nach den Niederlanden zugezogen hatte, war die Ursache seines plötzlichen, unerwarteten Todes. Daß dieser für Dürer als Künstler nicht zu früh eingetreten sei, und wir nichts mehr von ihm zu erwarten gehabt hätten, kann man Singer nicht zugeben; denn sonst müßte man konsequenterweise auch diese stolzen Bilder der Münchener Pinakothek als Werke eines Mannes bezeichnen, der ebenso rasch dem Grabe seiner Kunst wie dem Ende seines Lebens zuging.

Wenn wir uns nun nach diesem etwas summarischen Referate über Dürers künstlerischen Entwicklungsgang der Frage zuwenden, in welchem Verhältnis er zur Reformation gestanden hat, so ist vor allem zu betonen, daß dies eigentlich gar keine Kardinalfrage sein sollte. Ob Dürer pro oder contra Luther und seine Lehre war, ändert an der Stellung, die er als Künstler einnimmt, ganz und gar nichts. Es ist daher auch durch nichts zu rechtfertigen, daß in einer Abhandlung, die Dürers Leben, Schaffen und Glauben schildern soll, diesem letzteren Punkte ein so unverhältnismäßiger Umfang der Ausführung zuteil wird. Während Zucker in seinem Dürer-Buche dieser Frage ein einziges Kapitel widmet, wächst sie bei Weber zur Hälfte des ganzen Buches an. Wenn ihm eine Erörterung dieses Themas so wichtig schien, so hätte er es zum Gegenstande einer Einzeluntersuchung machen sollen, ohne, wie es hier geschehen ist, eine Künstlerbiographie als Einleitung dazu zu schreiben; denn in Wirklichkeit ist der erste Teil nichts anderes, und die mannigfachen Zusätze und Erzänzungen, die in der neuen Auflage gemacht

sind, ändern an diesem Urteil nicht das geringste. Das allerdings muß man ohne weiteres zugeben, daß der Wert der Ausführungen des zweiten Teiles im gleichen Verhältnis zu dessen Umfang steht. Weber zeigt sich hier auf einem von ihm durchaus beherrschten Gebiete, und wenn wir auch häufig Gelegenheit haben werden, seinen Ausführungen zu widersprechen, so begegnen uns doch nie solch ausgesprochen dilettantische Ungereimtheiten und Fehlschlüsse, wie sie im ersten Teil zutage treten. Eines allerdings will mir gar nicht gefallen, nämlich das starke Hereinziehen der Persönlichkeit Luthers. Wozu in aller Welt in einer solchen Schrift immer und immer wieder dieses Aufwärmen alter Vorwürfe und Einwendungen, die Andersgläubige nur verletzen müssen!

In ihnen liegen gewiß nicht die Stützpunkte der Beweisführung, die Weber sehr glücklich mit einer Erörterung über das Verhältnis einleitet, in dem Dürers Kunst zu seinem Bekenntnisse steht. Was für Ungereimtheiten man sich in diesem Punkte bis heute geleistet hat, ist geradezu erstaunlich. So läßt sich z. B. selbst ein Forscher wie Thausing dazu verleiten, schon den Holzschnitten der Apokalypse (vom Jahre 1498!) reformatorische Ideen unterzulegen, und Lützow glaubt den ‚wahrhaft evangelischen Charakter von Dürers Art und Kunst' daraus folgern zu können, daß der Künstler die Gestalt und das Leiden des Erlösers zum Hauptthema seines Schaffens gemacht habe. Noch amüsanter wird die Sache, wenn wir bei Springer die Worte lesen: ‚Fremd blieben ihm die mittelalterlichen Heiligenlegenden', oder wenn wir von Retberg zu hören bekommen, daß Dürers Marienbilder evangelische Marien sind, und daß die Stiche Ritter, Tod und Teufel und die Melancholie evangelisches Blut in den Adern haben. Da freut uns doch Langes ehrliches Geständnis in den Grenzboten (55. 1, 277): ‚Dürer hat bei weitem die meisten seiner religiösen Bilder, Stiche und Holzschnitte vor dem Auftreten Luthers geschaffen, und es wäre deshalb ganz vergeblich, in ihnen irgend einen Hinweis auf die Reformation oder gar irgend eine Spur lutherischer Gesinnung erkennen zu wollen. Wenn das früher protestantische Forscher wie Retberg, Thausing, Lützow und andere doch zuweilen versucht haben, so ist das nur ein Beweis, daß die ganze Frage auch von protestantischer Seite nicht immer mit der nötigen Besonnenheit behandelt worden ist, wodurch dann wieder die katholischen Forscher gereizt wurden, ihrerseits in der anderen Richtung über das Ziel hinauszuschießen.'

Diesen Satz kann man voll und ganz unterschreiben, und es bleibt nur das eine zu bedauern, daß Lange selbst in seinem Grenzbotenaufsatz mit einigen Argumentationen hie und da übers Ziel hinausschießt, so z. B. wenn er Seite 273 sagt: ‚Daß Dürer gerade in den letzten Jahren seines Lebens besonders gern Apostel oder Evangelisten dargestellt hat, erklärt sich natürlich nur aus seiner und seiner Mitbürger evangelischen Geistesrichtung während dieser Zeit.' Nun, so ganz ‚natürlich' will mir das nicht gerade erscheinen; aber ebensowenig kann man auf der andern Seite Weber entschuldigen, wenn er einen ganz analogen Fehler begeht, indem er die nach 1517 gefertigten Marien- und Heiligenbilder als Gegenargumente anführen zu können glaubt. Das geht aber

doch nicht an; denn selbst ein so ausgesprochener Reformationsanhänger, wie es Cranach war, hat noch in seinen späteren Jahren eine ganze Reihe von Madonnen gemalt, und die Beham und Pencz, die doch alles andere als Marienverehrer waren, haben sich das Motiv der Jungfrau mit dem Kinde ebenfalls nicht entgehen lassen. Wenn Weber auf die Madonnenzeichnung mit der Mondsichel von 1526 ein besonderes Gewicht legen zu müssen glaubt, weil die Darstellung einen so echt katholischen Gedanken ausspreche, so ist demgegenüber zu bemerken, daß sich dieses Motiv auch in einem Stiche Aldegrevers vorfindet, der doch ein eifriger Parteigänger des neuen Bekenntnisses war. Ebensowenig ist aus dem Nimbus, den Dürer der Muttergottes und den übrigen Heiligen auch in den späteren Jahren noch zuerkennt, ein im katholischen Sinne günstiger Schluß zu ziehen; denn, wie uns Zucker mitteilt, sehen wir auf einem die Taufe Christi darstellenden Holzschnitt der Cranachschule nicht nur Christus selbst, sondern auch Johannes mit dem Heiligenschein ausgestattet, während sich Luther mit unter den anbetenden Zuschauern befindet. Wenn es demnach nicht gut angängig ist, in diesen Äußerungen Dürerscher Kunst eine absichtliche Betonung der von den Neuerern über Bord geworfenen alten Anschauungen zu erblicken, so dürfen wir andererseits in dem Nichtvorhandensein von irgend welchen künstlerischen Verherrlichungen der Reformation und ebenso in dem Fehlen von Spottbildern auf die alte Kirche und ihre Vertreter, wie sie um jene Zeit zu Hunderten gezeichnet, geschnitten und gestochen wurden, zum allermindesten ein Argument für Dürers unentschiedene Stellungnahme in dieser Frage sehen. Ein Werk will man ja allerdings als unumstößlichen Beweis für die ausgesprochen lutherische Gesinnung des Meisters hinstellen: die vier Apostel in München; allein die Beweisführung hat so viele schwache Stellen, daß sie durchaus nicht überzeugend wirkt. Lange, der sich in seinem schon mehrfach erwähnten Grenzbotenaufsatz (‚War Dürer ein Papist?') auch über diesen Punkt weiter ausläßt, gibt sich gleich zu Anfang seiner Erörterungen eine ganz bedeutende Blöße durch die nicht sehr logische Bemerkung: ‚Wenn er (Dürer) diese Apostelbilder dem Rate der Stadt Nürnberg zum Geschenke macht, so kann das, da der Rat der Stadt Nürnberg gut lutherisch war und die Reformation schon seit zwei Jahren eingeführt hatte, selbstverständlich nur einen spezifisch lutherischen Sinn haben.' Nicht weniger unrichtig — wenn auch nicht so unlogisch — ist es von Thausing und Zucker, wenn diese in der Komposition der Tafeln (Voranstellung des heiligen Paulus und Zurücksetzung Petri) eine Betonung des protestantischen Standpunktes finden zu können glauben. Wie wir von Johann Neudörffer, dem Zeitgenossen Dürers wissen, hat dieser in den beiden Tafeln eine Darstellung der vier Temperamente geben wollen, und was lag da wohl näher, als den Vertreter der am wenigsten aktiven Gemütsart hintanzustellen! Daß Petrus aber überhaupt als der Typus des Phlegmatikers gewählt wird, das hat seinen letzten Grund in der damals herrschenden Auffassung von den vier ‚Complexionen', wonach im höheren Alter das phlegmatische Temperament als das allein vor-

herrschende angesehen wird. Als Äquivalent für die scheinbare Zurücksetzung erschien mir übrigens anfänglich der Umstand, daß der Apostelfürst, obwohl er in den Hintergrund gerückt wird, dennoch mit dem Attribute der obersten Schlüsselgewalt ausgestattet ist. Nachdem jedoch Zucker darauf aufmerksam gemacht hat, daß selbst noch in der bei Hans Lufft zu Wittenberg i. J. 1541 gedruckten sogenannten revidierten Bibelübersetzung Luthers der heilige Petrus mit dem Attribute der Schlüssel zu sehen ist, stehe ich nicht an, diese Annahme als hinfällig zu erklären.

Bezüglich der so gern und so häufig falsch gedeuteten Unterschriften der beiden Tafeln muß man im großen und ganzen den Weberschen Ausführungen beipflichten, wenngleich auch seiner seltsamen Behauptung, daß Dürer nicht für diese Unterschriften verantwortlich gemacht werden könne, da er sie ja nicht geschrieben habe, scharf widersprochen werden muß. Weber weiß doch ganz genau, daß der Schreibmeister Neudörffer nach seiner eigenen Aussage in Dürers Stube ‚die Bilder bei den Füßen schrieb und etliche Sprüche heiliger Schrift bezeichnete'. Wie kann er denn da annehmen, daß Dürer sich von ihm einen x-beliebigen Text hätte unter seine Bilder setzen lassen? Aber der Künstler brauchte auch dieses Textes wegen noch lange kein Protestant zu sein; denn ich kann mit dem besten Willen nicht finden, daß die Unterschriften in erster Linie als eine Spitze gegen das Papsttum aufzufassen sind. Da wird vor falschen Propheten gewarnt, die verderbliche Sekten einführen; es wird die Mahnung ausgesprochen, nicht einem jeglichen Geiste zu glauben, sondern sie zu prüfen, ob sie von Gott sind; das Leugnen der Menschwerdung Christi wird aus dem Geiste des Widerchrist erklärt, und allerhand Laster werden aufgezählt, die ‚zu den letzten zeitten eintretten' werden; endlich bekommen noch die Schriftgelehrten ihr Teil, die gern in langen Kleidern herumlaufen, sich gern grüßen lassen, in den Schulen obenan sitzen und der Witwen Häuser fressen. Das ist alles, und da soll nun nach Lange ‚die ganze Verblendung konfessioneller Polemik' dazu gehören, um zu leugnen, daß diese Bemerkungen nur gegen das Papsttum und ‚allenfalls' noch gegen die Schwarmgeister gerichtet seien. Da scheint mir aber doch Lange selbst die konfessionelle Brille aufgehabt zu haben, und wenn man es ihm gleich tun wollte, so könnte man genau mit demselben Rechte, mit dem er die Stelle vom Widerchrist auf das Papsttum bezieht, den anderen Passus von den falschen Lehrern und verderblichen Sekten auf Luther und seine Neuerung beziehen. Allein das dürfte wohl zu weit gehen, und es läßt sich, wenn man die ganze Frage so voraussetzungslos wie möglich erörtern will, nur diese Erklärung finden: Dürer fühlte sich angeekelt von dem Buchstabengezänk der mit dogmatischem Kleinkram hausierenden Sekten, der Widertäufer, Schwarmgeister und anderer, die an allen Ecken und Enden auftauchten, und wollte in einem mächtigen Werke dem Volke wieder die Grundfesten des christlichen Glaubens vorführen, und da griff er denn zu diesen in die Form der vier Temperamente gekleideten, lapidaren, eindrucksvollen Personifikationen, die die Erinnerung an das große Werk der Erlösung lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen imstande waren.

Als Kurfürst Maximilian I. von Bayern im Jahre 1627 die beiden Bilder vom Rate der Stadt Nürnberg erwarb, ließ er die Unterschriften absägen und zurücksenden. Was ihn dazu bewogen haben mag, ist zweifelhaft. Jedenfalls kann nicht erwiesen werden, daß, wie man in der Regel annimmt, die Jesuiten am Hofe des Fürsten Anstoß an dem Text genommen und die Rücksendung veranlaßt hätten. Ich persönlich neige zu der unmaßgeblichen Ansicht, daß der feinsinnige Herrscher, der, wie aus seiner ganzen Korrespondenz hervorgeht, ein so ausgesprochen künstlerisches Empfinden besaß, in diesen Unterschriften eine unangenehme Störung des Gesamteindruckes der imposanten Bilder sah und sie aus diesem Grunde entfernen ließ. Wenn man die Münchener Tafeln mit den im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Kopien, die jetzt die Originalunterschriften tragen, vergleicht, so wird man mir vielleicht recht geben. Sollte aber wirklich die allgemeine Annahme die richtige sein, dann wäre damit doch noch nichts bewiesen; denn daraus, daß die Jesuiten diese Unterschriften beanstandeten, braucht noch nicht notwendigerweise hervorzugehen, daß ihr Inhalt gegen die alte Kirche und ihre Einrichtungen gerichtet war.

Durch diese von Dürer zweifellos inspirierten Unterschriften werden wir übrigens unmittelbar auf das für die Frage des Bekenntnisses wichtigste und maßgebendste Argument hingewiesen: die schriftlichen Selbstzeugnisse. Von diesen hat man als frühesten Beweis für die lutherische Gesinnung des Künstlers die Verse eines Flugblattes ansehen wollen, in denen ein vor dem Tode fliehender Landsknecht gewarnt wird, sich aufs Messelesen zu verlassen. Da die betreffenden Zeilen aus dem Jahre 1510 stammen, so wäre es lächerlich, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren. Aber selbst wenn sie meinetwegen erst 1526 niedergeschrieben wären, so wäre damit doch nichts gesagt; denn darüber, daß die in den Versen ausgesprochene Mahnung durchaus den Auffassungen der katholischen Kirche entspricht, kann, wie Weber richtig sagt, jedes ältere, begabte katholische Schulkind Auskunft geben. Über eine andere Äußerung des Künstlers läßt sich schon eher diskutieren; sie findet sich in einem aus dem Januar des Jahres 1520 stammenden Briefe an Georg Spalatin und lautet: ‚Hilf mir Gott, daß ich zu Doctor Martinus Luther kumm, so will ich ihn mit Fleiß kunterfetten und in Kupfer stechen, zu einer langen Gedächtnuß des christlichen Manns, der mir aus großen Ängsten geholfen hat.‘ Zu erwägen ist bei dieser Äußerung, daß sie in die Zeit fällt, bevor Luther noch die letzten Konsequenzen gezogen und den Bruch mit der alten Kirche vollständig gemacht hatte. Es geht daher doch wohl nicht gut an, ihr eine allzu große Bedeutung beizumessen; denn es waren ja, was auch Weber zugibt, viele, sehr viele untadelige Katholiken betrübt über die Fülle von Mißständen innerhalb der Kirche und hofften von Luther eine Reorganisation auf dem Boden des alten Bekenntnisses innerhalb der alten Kirchenmauern. Daß Dürer hohes Interesse an dem Reformator nahm, ist außer allem Zweifel; denn er fertigte sich auch in dem gleichen Jahre, in dem er den eben genannten Brief schrieb, ein Ver-

zeichnis von sechzehn lutherischen Schriften an. Vollständig verfehlt wäre es aber, wenn man mit Lange hierin ‚eines der wichtigsten Zeugnisse für Dürers lutherische Gesinnung' sehen wollte. Das könnte man höchstens dann zugeben, wenn man unter ‚lutherische Gesinnung' das Interesse an der packenden Persönlichkeit des Reformators verstünde.

Bis zu welchem Grade dieses ging, lehrt uns die vielumstrittene Stelle im Tagebuch der niederländischen Reise, die mit einem Hinweis auf die von Kurfürst Friedrich dem Weisen zum Schutze Luthers angeordnete Aufhebung desselben bei der Rückkehr vom Wormser Reichstag (4. Mai 1521) beginnt. Von dieser vermeintlichen Gefangennahme Luthers schreibt Dürer: ‚Item am Freitag vor Pfingsten im 1521. Jahr kamen mir Mähr gen Antorff (Antwerpen), daß man Martin Luther so verrätherlich gefangen hätt . . . den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann . . . der do war ein Nachfolger Christi und des wahren christlichen Glaubens. Und lebt er noch oder haben sie ihn gemördert, das ich nit weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und um daß er gestraft hat das unchristliche Pabstthum, das do strebt wider Christus Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetzt . . . Und sonderlich ist mir noch das Schwerest, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen blinden Lehr will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtt und aufgesetzt haben . . . Ach Gott vom Himmel . . . versammele deine weite zertrennte Schaf durch dein Stimm . . . Ruf den Schafen deiner Weide, derer noch ein Theils in der römischen Kirchen erfunden werden, mitsamt den Indianern, Moscabitern, Reußen, Krichen, wieder zusammen, die durch Beschwerung und Geiz der Päbst, durch heiligen falschen Schein zertrennet sind worden . . . O Gott, nun hast du mit Menschengesetzen nie kein Volk also größlich beschwert als uns Arme unter den römischen Stuhl . . . Und so wir diesen Mann verlieren . . . den du ein solchen evangelischen Geist geben hast, bitten wir dich . . . daß du deinen heiligen Geist wiederum gebest einem andern . . . daß aus unsern guten Werken alle Unglaubige . . . zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber Herr, du wilt, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben mußt . . . daß es auch also gleichförmig ergehe deinen Nachfolger Martino Luther, den der Papst mit sein Geld verrätherlich wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken. Und wie du darnach, mein Herr, verhängest, daß Jerusalem darum zerstöret ward, also wirst du auch diesen eignen angenommenen Gewalt des römischen Stuhls zerstören . . . Sehe ein Jeglicher, der Doktor Martins Luthers Bücher liest, wie sein Lehr so klar durchsichtig ist, so er das heilig Evangelium lehrt. Darum sind sie in großen Ehren zu halten und nit zu verbrennen, es wär dann, daß man sein Widerpart, die allezeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die do aus Menschen Götter machen wollen . . . O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfürt das heilig Evangelium so klar fürtragen! Ach Gott, was hätt er uns noch

in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! . . . O Erasme Roderadame . . . laß dich dann hören, so werden der Hellen Porten, der römisch Stuhl, wie Christus sagt, nit wider dich vermügen . . . Dann werden wir sehen die Unschuldigen bluten, die der Pabst, Pfaffen und die München vergossen, gerichtt und verdammt haben.'

Die Wucht dieser in den gravierendsten Bemerkungen absichtlich unverkürzt wiedergegebenen Sätze leugnen zu wollen, wäre Kinderei. Dürer stellt sich in diesen Äußerungen so klar und entschieden auf Luthers Seite, daß man gar nicht daran denken kann, die Worte anders zu deuten, als sie lauten. Nur das eine wird man nachdrücklich hervorheben müssen, daß der auf der Reise befindliche Künstler jedenfalls noch gar keine Nachricht vom Ausgange des Wormser Reichstages erhalten hatte und infolgedessen auch noch nicht darüber orientiert war, daß der mit Exkommunikation und Reichsacht belegte Reformator die letzte Brücke hinter sich abgebrochen und den Umsturz des ganzen bisherigen Kirchenwesens eingeleitet hatte. Dürer hatte sich die Erneuerung und Verbesserung sicherlich nicht so radikal vorgestellt; denn er beteiligte sich, wie aus anderen Notizen des Tagebuchs hervorgeht, auf seiner Reise noch mit Interesse an den Äußerungen katholischen Lebens; er besuchte die Aufbewahrungsorte berühmter Reliquien, ohne sich über diese, resp. ihre Verehrung abfällig zu äußern; er kaufte Rosenkränze, nahm am Gottesdienste teil und legte in Gemeinschaft mit seiner Frau die Osterbeichte ab. Daß er in seinen Reiseaufzeichnungen die große Prozession in Antwerpen eingehender beschreibt, will allerdings nicht viel heißen. So etwas konnte ihn rein künstlerisch interessieren, und Weber dürfte daher auch nicht recht haben, wenn er sagt: ‚Nur ein gläubiger Katholik verweilt mit solcher Anteilnahme bei einem religiösen Umzuge.' Auf noch schwächeren Füßen steht ein anderes Argument, das für die unentwegt katholische Sinnes- und Denkweise jene Verse des Künstlers ins Feld führt, in denen die hl. Barbara um ihre Fürbitte in der Sterbestunde angerufen wird; ‚sie stammen zwar,' sagt Weber, ‚aus früheren Jahren (1509), aber nirgends hat er (Dürer) den Gedanken widerrufen, weder durch Wort noch Bild.' Was aber würde wohl Weber angeben, wenn man ihn heute auf eine vor zehn Jahren gefallene Bemerkung festnageln wollte, die man nur deshalb als jetzt noch maßgebend erachtet, weil sie von ihm nicht widerrufen ist? Doch es kommt noch besser: Weber scheut sich nämlich nicht, gewisse Verse des weiter oben erwähnten Flugblattes von 1510 als Beweis *für* Dürers Glauben an die Verdienstlichkeit der guten Werke hervorzuheben, während er ein paar Seiten vorher es mit Recht getadelt hat, daß man die anderen Verse des gleichen Flugblattes, in denen davor gewarnt wird, sich auf Messelesen zu verlassen, als Argument *gegen* Dürers katholische Denkweise in Anschlag bringe. Derartige Fehler sind umsomehr zu bedauern, als sie geeignet sind, die Beweisführung im ganzen zu diskreditieren.

Um nun noch ein paar wichtigere Selbstzeugnisse zu prüfen, die man sehr gern für Dürers Luthertum heranzieht, so müssen wir zunächst auf ein

in der großherzoglichen Kupferstichsammlung auf der Feste Koburg befindliches Exemplar eines Ostendorferschen Holzschnittes zu sprechen kommen, das die Verehrung der ‚schönen Maria' zu Regensburg darstellt. Auf diesem Blatte findet sich folgende mit Dürers Künstlerzeichen signierte Niederschrift aus dem Jahre 1523: ‚Dies Gespenst hat sich widr die heilig Geschrift erhebst (erhoben) zu Regenspurg und ist vom Bischof verhängt worden, zeitlichs Nutz halben nit abgestellt. Gott helf uns, das wir seine werthe Mutter nit also unehrn, sunder (ehrn) in Christo Jesu Amen.' Ob diese Aufschrift wirklich von Dürers Hand ist, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich das Koburger Blatt nicht gesehen habe. Die meisten Dürerforscher halten sie für echt, während Weber dies unter merkwürdigen Begründungen abstreitet. Doch mag dem sein, wie ihm will. Die Äußerung selbst hat kaum etwas Gravierendes, denn sie ist weiter nichts als der Ausdruck eines jedenfalls berechtigten Unwillens über die bei jener Verehrung zutage getretenen krassen Übertreibungen und Unregelmäßigkeiten. Daß ein Madonnenbildnis als ‚Gespenst' bezeichnet wird, ist ja allerdings vom katholischen Standpunkte aus nicht als sehr geschmackvoll zu bezeichnen; immerhin wäre es ganz verkehrt, behaupten zu wollen, daß derjenige, der sich eines solchen Ausdruckes bedient, deshalb nicht mehr auf dem Boden der Kirche stehen könne. Doppelsinniger als diese Notiz ist übrigens eine Stelle aus dem im folgenden Jahre (1524) an den englischen Hofastronomen Nikolaus Kratzer gerichteten Schreiben, worin es heißt: ‚Item des christlichen Glaubens halben müß wir in Schmoch und Fahr (Gefahr) stehn, denn man schmächt uns, heißt uns Ketzer.' Weber geht über diesen Passus mit einem Saltomortale hinweg und sagt ganz einfach: ‚Da Dürer sich gegen die Bezeichnung Ketzer wehrt, will er kein Abtrünniger, sondern ein Sohn der Kirche sein.' Ganz so einfach liegt die Sache aber nun doch nicht, denn die Stelle kann tatsächlich in zwiefachem Sinne gedeutet werden. Immerhin sollte man für den Fall, daß sich Dürer hier als Anhänger der neuen Lehre bezeichnen wollte, erwarten, daß er nicht so allgemein von ‚christlichem' Glauben, sondern vielleicht etwa von dem ‚lutherischen' oder ‚neuen' gesprochen hätte; denn christlich ist der katholische doch nicht minder. Absolut bindend ist der Passus also nicht; jedoch wird man bei objektiver Würdigung der Frage das eine wohl oder übel zugeben müssen, daß die Stelle in einem für die Verteidiger von Dürers Luthertum günstigen Sinne gedeutet werden kann. Die von Weber eingehender besprochenen Äußerungen in Dürers Aufzeichnungen über Familienereignisse kann man auch nicht gut als Gegenzeugnisse in Anschlag bringen, weil diese Bemerkungen, die in so ausgesprochener Weise katholisches Denken und Empfinden verraten, nicht aus der 1524 abgefaßten Familienchronik, sondern aus dem in den Jahren 1502, 1503 und 1514 niedergeschriebenen Gedenkbuche stammen.

Orientieren wir uns nach dieser Prüfung der Selbstzeugnisse endlich noch über das Urteil der Zeitgenossen! Bei der für diese Erörterungen notwendigen Beschränkung auf einige Hauptpunkte müssen wir da natürlich die

von Zucker als bemerkenswert angeführten Grüße, die Dürer mit diesem oder jenem Anhänger der neuen Lehre auswechselte, als vollkommen belanglos beiseite liegen lassen. Ebenso können wir auch die Äußerungen Luthers und Melanchtons beim Ableben Dürers kaum verwerten, denn einen Hinweis auf das lutherische Bekenntnis des Künstlers enthalten sie beide nicht. Wenn sie aber trotzdem hier angeführt werden, so geschieht es lediglich, um dem Vorwurfe einseitiger Darstellung auszuweichen. Luther schreibt also an Eobanus Hessus: ‚Du magst ihn glücklich preisen, daß ihn Christus so gefördert und zum seligen Ende fortgenommen hat aus diesen überaus stürmischen und wohl bald noch stürmischer verlaufenden Zeitläuften, damit er, der würdig war, nur das Beste zu sehen, nicht gezwungen wäre, das Schlimmste mit anzusehen.‘ Und Melanchton sagt: ‚Schmerzlich bin ich bewegt, daß Deutschland einen solchen Mann und Künstler verloren hat.‘ (Brief an Camerarius.) Das ist ehrliche Anteilnahme, gewiß; aber weiter auch nichts. Eine solche aufrichtige Beileidsbezeugung beim Tode des gefeiertsten Malers abzugeben war für die führenden Geister gewissermaßen Ehrensache, wenn sie nicht, wie Weber sehr richtig bemerkt, als Böotier gelten wollten. So belanglos daher diese Äußerungen für die Beantwortung unserer Frage sind, so wichtig erscheint eine andere Notiz (von 1530), die wir in einem an den Baumeister Tscherte in Wien gerichteten Schreiben des der Reformation später so durchaus abhold gesinnten Pirkheimer finden. Charakteristisch ist in diesem Falle, daß Lange es ganz vermeidet, näher auf sie einzugehen, während Zucker sich mit einer wenig glücklichen Deutung aus der Affäre zieht. Doch zunächst der Wortlaut: ‚Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht (Dürer) selig; denn wir hofften, die römische Büberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden; aber so man zusieht, hat sie die Sache also verschlimmert, daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen‘ (d. h. daß die katholischen Geistlichen jener Zeit immer noch besser waren als die Prediger des neuen Glaubens). Zucker hat sich vor dem ihm unbehaglichen Inhalte dieses Satzes zu retten versucht, indem er sich hinter das Wörtchen ‚man‘ steckt. ‚Wir haben gesehen, daß die Sache sich also verschlimmert hat,‘ hätte es seiner Meinung nach heißen müssen, wenn sich die letzte Bemerkung auch mit auf Dürer hätte beziehen sollen. Das ist aber doch eitel Wortklauberei. Wenn Dürer in dem letzten Punkte wirklich anderer Ansicht gewesen wäre und im Gegensatz zu seinem besten Freunde bis zu seinem Tode den Bestrebungen Luthers sympathisch gegenüber gestanden hätte, so wäre Pirkheimer, was Weber sehr glücklich hervorhebt, in der Stimmung, in der er den erwähnten Brief schrieb, sicherlich nicht stillschweigend über diese Tatsache hinweggegangen. Überhaupt ist die herzliche Freundschaft, die Dürer mit dem leidenschaftlichen, selbstherrlichen, keinen Widerspruch duldenden Gelehrten verband, ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis für die enge Verwandtschaft ihrer Anschauungen in den damals alle Welt bewegenden Haupt- und Kardinalfragen des Glaubens und Bekenntnisses. Was will es

dagegen sagen, daß der Künstler, wie das von Zucker so stark betont wird, hie und da mit Männern wie Eobanus Hessus und Camerarius verkehrte! Wenn man diese nicht sehr tief gehenden Beziehungen ausschlachten will, dann haben wir auf der andern Seite als vollwertiges Äquivalent hierfür seinen langjährigen Umgang mit den der alten Kirche treuen Ratsherren Hieronymus Holzschuher und Jakob Muffel ins Feld zu führen, und ebenso wird die flüchtige Bekanntschaft mit Melanchton reichlich aufgewogen durch die Beziehungen zu Erasmus. Doch wir wollen unsere Erörterungen nicht im Sande unbedeutender Kleinigkeiten und nichtiger Nebensachen verlaufen lassen. Ziehen wir also lieber das Fazit aus den angestellten Erwägungen!

Wir sahen, wie Dürer, von der Sehnsucht der vielen Tausende, die eine kirchliche Reform herbeiwünschten, ergriffen wird und im ersten Jubel über das Auftreten eines wagemutigen Neuerers diesem begeisterte Folgschaft leistet. Bald aber merkt er, daß der einmal ins Rollen gebrachte Stein in seinem Lauf nicht aufzuhalten ist und weit über das Ziel hinausschießt, das er sich als erstrebenswert vorgestellt hatte; da wird er kühler, und als er sieht, daß auch die Reformation ein Menschenwerk mit allen Unvollkommenheiten und Schwächen eines solchen ist, da beginnt das anfangs so warme Interesse für dieselbe mählich nachzulassen. Es war die Zeit, wo man bereits den Gluthauch der sozialen Revolution zu spüren begann, die im Gefolge der geistigen Umwälzung drohend ihr Haupt erhob. Der Zeiger stand auf Sturm, und Dürer mochte wohl der Ansicht sein, daß es in solchen Zeitläuften vernünftiger sei, eine mehr passive Haltung einzunehmen. Wie es in seinem Innern aussah, wissen wir nicht. Vielleicht sind Angst und Zweifel ihm ins Herz geschlichen, und müde Ratlosigkeit hat sich ihm lähmend auf die Seele gelegt. Und so mag er wohl, als der Tod zu ihm kam, diesen begrüßt haben als den göttlichen Freund, der uns die Türe aufschließt zu jenem Lande, wo die Erkenntnis thront, und wo die ungelösten Rätsel des Lebens, ihrer Hülle entkleidet, in ewiger Schönheit jene umstehen.

Die alte Truhe.

Von

Timm Kröger.

‚Anna,‘ sagte Trien Paulsen zu ihrem Töchterchen, ‚dat's Merra, roop Vadder!‘ (Es ist Mittag, ruf Vater!)

Bei Trien ging es immer auf den Glockenschlag. Fünf Minuten vor halb zwölf wurde Vater gerufen; wenn er in die Küche gekommen war und sich die Hände wusch (die halbe Stunde war inzwischen voll geworden), dann trug sie die Suppe auf.

‚Roop Vadder,‘ sagte Trien Paulsen zu Anna.

Anna lief, so hurtig wie die flinken Füße nur wollten, über die Diele und aus dem Dielentor über die Hofstelle. Eine gelbe Henne flüchtete und verschwand mit großem Geschrei um die Hausecke zwischen Streudiemen und Schweinekoben. Anna aber sprang auf den Wall, der Hofstelle und Koppel trennte, und rief in den Nebel hinein: ‚Vadder, dat's Merra!‘

‚Is good!‘ klang es von einer Stelle her, wo der Nebel am dichtesten war.

Man hörte, wie jemand die Karre niedersetzte, den Spaten einsteckte; dann trat Vater aus dem Nebel heraus und ging auf Anna zu.

Hans Paulsen war ein kräftiger, bäurischer Mann in den besten Jahren. Er steckte in der kleidsamen Tracht von Blauleinen, die Hosen waren in die kurzen Schäfte seiner Stiefel gesteckt.

Er verließ seine Arbeit wie einer, dem die Mahlzeit eine unliebsame Unterbrechung ist, der sich freut, bald wieder anfangen zu dürfen. Er war dabei, wie er sich ausdrückte, mit Gottes Erdboden herumzukarren, und mit Gottes Erdboden karren tat er zu gern.

Wenn in den Ländern an der Wasserkante die Wintersaat bestellt worden ist, wenn es keine dringenden Arbeiten mehr gibt, wenn die üblichen Herbstnebel (sie ziehen in der Regel bis Weihnachten hin) die Natur grau

anstreichen, dann fing Hans Paulsen an, mit Gottes Erdboden herumzuwirtschaften. Denn das Vieh besorgen und was sonst im Hause zu tun war, machte das Frauenvolk spielend ab.

Hans Paulsen gehörte zu den Bauern, die für gerade Linien schwärmen. Seine Weide hatte an Lerchs Koppel einen Buckel und in der Mitte eine ‚Lunk', das heißt ein Loch, eine Vertiefung, worin sich zeitweilig Wasser ansammelte. Nun war es seit Jahren sein Vorsatz gewesen: der Buckel soll verschwinden und auch das Loch; der Buckel soll das Loch ausfüllen. Und nun war er schon ein paar Jahre jedesmal ein paar Wochen dabei, den Buckel in die Tiefe zu karren. Die gute Ackererde wurde dabei hüben wie drüben zurückgelegt und auf die Ebene wieder aufgelegt, damit nichts umkomme und alles fruchtbar und tragend bleibe.

Wenn Hans die Arbeit in Tagelohn durch fremde Leute hätte ausführen lassen sollen, so würde es sich kaum gelohnt haben. Nun aber, da er es selbst tat, kam es ihm wie geschenkt vor. Den dicken, grauen Nebel liebte er und hielt ihn für gesund, darum fühlte er sich frisch und wohl. Im Nebel beschwerte ihn weder die Kälte, die im strengen Winter allem um ihn her einen tönernen Klang gab, noch die Hitze, die sich im Sommer unter den Kleidern auftaute.

Und dann liebte er das, was der Nebel mit sich bringt, — die Stille, die Einsamkeit. Wenn er nicht weiter als zwanzig Schritt sah, wenn er mitten drin in dem grauen Wolkengerinsel steckte, dann ging bei ihm die Gleichung auf, die in jedes Menschen Brust nach einer Lösung sucht.

Immenheide hieß der noch wenig angebaute Sandrücken, auf dem Hans Paulsens Kate lag. Und an der lang ausgedehnten Landstraße war durchschnittlich alle fünf Minuten Wegs ein einsamer Katenbesitz hingestreut.

Ruhig und versonnen war auf solchem Fleck das Leben immer; im Herbstnebel kam es, wenn er den Buckel wegkarrte, zu Hans in ganz kleinen Pulsschlägen her.

Nach Osten fiel das Land gleich von seiner Weide weg hinab, und dicht an seiner Grenze wuchs ein kleines Wäldchen auf, in dem ein Elsternpaar hauste. Das schrakelte öfters auf; der Laut fiel scharf auf Hans Paulsens Trommelfell. Er hörte es gern, freute sich und segelte mit der Karre auf dem Laufbrett nach der Lunk donnernd hinab.

Nachbar Thießen, — der wohnte etwas weiter nach Norden hin, — war kein so ganz kleiner Bauer; er hielt aber an der alten Mode fest; er wollte keine Maschine und drosch mit der Hand. Die ganzen Tage, wo Hans gekarrt hatte, war er nicht mehr aus der Melodie der Dreschflegel herausgekommen. Vormittags hieben bei Thießens drei ein, das gibt immer was Gehacktes her; nachmittags hieb die Tochter Grete Thießen mit ein,

das gab die rechte Melodie. Und das Geklapper hörend schaufelte und schaufelte Hans Paulsen die Karre voll und schob und schob.

‚Vadder, dat's Merra!' hatte Anna gerufen.

‚Dat's good, ik kom.'

Es gab Erbsensuppe. Hans Paulsen aß wie ein gesunder Arbeiter, der den ganzen Vormittag mit Gottes Erdboden geschoben hat, ißt. Und nachmittags ging er wieder in der Karre.

Am andern Tag um halb zwölf lief Anna wieder über die Hofstelle; diesmal war keine Henne da; die schwarze Katze ging wie eine feine Dame mit feinen Pfötchen über den Hof.

‚Vadder, dat's Merra!'

‚Good, Kind!'

Es gab Mehlbeutel und Speck und Rauchfleisch und braune Tunke und Pflaumen darin.

‚Nun,' sagte Trien, ‚hilft's bald mit dem Berg?'

‚Ja, Trien, wenn das Wetter so bleibt, und wenn ich mich daran halte, kann es diesen Herbst glücken. Aber ich weiß nicht, vielleicht muß ich mal abbrechen.'

‚Nu?'

‚Ja, Trien, ich glaub, ich muß mal nach Hohenwichel.'

Trien legte den Löffel weg und sah ihren Mann verwundert an.

‚Nach Hohenwichel, Hans, zu Klaus?'

‚So dacht ich.'

‚Hans, was hat das zu bedeuten? Vergessen kannst du's doch nicht haben? Klaus hat gesagt, du solltest ihm nicht wieder über'n Drüssel (Hausschwelle) kommen.'

‚Das stimmt, Trien. Aber übermorgen sind's zehn Jahr, daß Mutter starb. Und wenn ich auch nicht hineinkommen sollte, daß ich mal vorbeigehe, kann Klaus mir nicht wehren.'

Trien schwieg.

‚Und wer weiß, Trien . . .,' sagte Hans weiter, ‚wer weiß, wozu es gut ist?'

‚Du mußt wissen,' erwiderte Trien und fing an abzuräumen.

‚Sieh, Trien! Wenn ich auf dem Berg steh' und mein Tragseil um den Nacken leg' und die Karre hebe und dann in den Nebel hineinseh', dann ist mir immer, als sähe ich Hohenwichel und zwei Männer, die Arm in Arm auf das Haus zugehen. Und ich will mir immer einreden: es sind Klaus und ich.'

* * *

Hohenwichel, in anderer Landschaft gelegen (man ging viele Stunden bis dahin), hieß die Landstelle, auf der Hans groß geworden war. Der Vater war früh verschieden, die Mutter hatte die Wirtschaft fortgesetzt; ein Krieg hatte sein struppiges Haupt erhoben, die Verhältnisse hatten sich verschlechtert. Die Mutter starb zu einer Zeit, als Hans und Trien die Kate auf Immenheiderfeld bereits mit dem Geld, das sie sich bei Bauern verdient, zu eigen erworben hatten. Die Mutter hinterließ ein verschuldetes Erbe, und es war fraglich, was mit Hohenwichel werden solle. Da verheiratete sich der einzige Bruder von Hans, Klaus, so günstig, daß er die Stelle mit ‚Schuld und Unschuld' übernehmen konnte.

Hans war damit einverstanden; er bat sich nur die Truhe, die immer in der Hörn an der Kellerwand gestanden hatte, als Andenken an seine Mutter aus. Die Mutter stammte aus der Buchholzkate (sie liegt etwa in Wegesmitte zwischen Immenheiderfeld und Hohenwichel), wo jetzt ihr Brudersohn Max Schütt wohnt, her und hatte die Lade als Aussteuer mitbekommen.

Die Truhe war immer hoch gehalten worden, nicht so sehr wegen der trefflichen Skulptur (die kannte und wertete man nicht), sondern weil ein Urältervater der Mutter sie selbst gemacht und geschnitzt haben sollte. Überall waren Figuren und Blattwerk und Laubwerk. Löwenköpfe und Löwenfüße und Adlersflügel sprangen an den Ecken heraus. Die Vorderseite war in zwei Felder geteilt, und die waren durch Gruppenbilder geziert, die man als Kain und Abel und David und Jonathan erkannte. Und an der unteren Leiste längs war quer über beide Felder weg frei nach Matthäi 5, 23/24 ein Spruch hingeschnitzt: ‚Sobald du denkst, es hab' ein Bruder etwas gegen dich, geh' hin, versöhne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!'

Die Lade bat Hans sich aus. Aber Klaus wollte nicht. Nicht aus Eigennutz (beide Brüder hatten weder von dem materiellen noch von dem Kunstwert des alten Stücks eine Ahnung), — nein! — aus Ehrfurcht gegen das Andenken der Mutter, die er ebenso tief und ebenso verschlossen geliebt hatte, wie sein Bruder Hans.

‚Laß sie mir, Klaus!' bat Hans. ‚Mutter hat mir zugesagt, daß ich sie haben solle.'

Da war das unselige Wort heraus, das die beiden Männer, die so ehrlich waren und sich so ehrlich liebten, vor der Welt und auch vor sich selbst zu bitteren Feinden machte. Denn auch Klaus glaubte von der Mutter die gleiche Zusage erhalten zu haben.

Die Mutter kann nicht falsch gewesen sein. Das war der Vordersatz, von dem beide ausgingen. Daher, folgerten beide Brüder, kann sie nur

einem das Versprechen gegeben haben; einer von uns beiden muß lügen, muß unglaublich gemein und falsch sein. Und da ich die Wahrheit auf meiner Seite weiß, so ist mein Bruder der Lügner und Lump.

Natürlich waltete ein Mißverständnis bei einem von ihnen oder bei beiden vor. Aber wer hätte diesen ehrlichen und heftigen Männern von Mißverständnissen predigen wollen?

Wenn sie nur nicht so heftige Leute gewesen wären, wie es die Paulsen von Hohenwichel, die immer wegen ihres gerechten Sinnes in hohem Ansehen gestanden hatten, von jeher gewesen waren ... Wenn sie nur ein bißchen weniger rechtlich und ehrlich und sittlich hätten denken können, ... ein bißchen sich selbst betrügend um den Pol, der alle hält, herum denken können ... Wenn sie nur ein bißchen so gewesen wären, wie die meisten Menschen sind ... Wenn nur ein bißchen bei ihnen anders gewesen wäre, als es war, ... dann wären sie vielleicht selbst auf den Gedanken gekommen, daß doch wohl ein Irrtum vorliege, oder sie hätten es nicht so hochtragisch genommen, hätten sich erzürnt und wieder vertragen, oder der eine hätte sich von dem andern auskaufen lassen.

Aber da sie das alles nicht waren und das alles nicht kannten, so war jeder bereit, den lang bewährten rechtlichen Sinn seines Bruders für nichts zu achten, zu vergessen, daß jener immer ehrlich gewesen sei. Jeder war bereit, das alles lieber für eine Täuschung zu halten als die Falschheit, die er jetzt mit Händen greifen zu können glaubte. Jeder glaubte an eine Charakterverkehrung seines Bruders und hielt ihn für einen ganz erbärmlichen Kerl. So flammte ihre sittliche Empörung auf.

Hans sagte es zuerst.

‚Klaus,‘ sagte er, ‚wat böst du för'n slechten Kerl!‘

Klaus wurde bleich und schwieg eine halbe Minute, dann spie er vor seinem Bruder aus.

‚Pfui Deibel, dat seggt mi en Lump. Ja, en Lump. Un dat man mit so'n Lump ünner en Dack sin mot!‘

Solch harte Worte fielen auf der Diele, wo die alte Truhe stand und an der untern Leiste der fromme, sanfte Spruch: ‚Sobald du denkst, es hab' ein Bruder etwas gegen dich, geh' hin, versöhne dich!‘ ...

Die Zornentbrannten sahen ihn nicht, wollten ihn nicht sehen, oder hatten gar vergessen, was die alte Lade sagte.

‚Daß man mit solchem Lump unter einem Dach hausen muß,‘ hatte Klaus geschrien.

‚Dat schall ni lang durn‘ (das soll nicht lange dauern), entgegnete Hans. ‚Das ward jo doch Tied, na'n Affaten to goh'n.‘ (Das wird ja ohnehin Zeit, zum Advokaten zu gehen.)

Er nahm seinen Stock und seine Mütze und ging nach der Tür.

‚Dat du mi ni weller öwer'n Drüssel (Hausschwelle) kommst!' schrie Klaus ihm nach.

‚Het niks to segg'n!' (hat nichts zu sagen) antwortete Hans, da war er schon draußen.

Das war das letzte Wort, was sie zusammen sprachen.

* * *

Als Hans wegging, hatte er die Absicht, gleich nach der Stadt zum Advokaten zu gehen. Der Weg nach seinem Heim zweigte ungefähr in der Mitte des Weges ab. Da stand er an der Scheide. Und gerade an dieser Stelle, — ein Bach schwatzte still durch ein Buchenwäldchen, — lag die Kate, wo die Mutter groß geworden war. Mars Schütt wohnte dort; es waren gute Leute. Hans ging hinein und sog den Schmerz um seine Mutter und um seinen Bruder noch einmal in allen Winkeln des alten Hauses ein. Er ließ sich den Platz zeigen, wo die alte Lade gestanden hatte. Jetzt war da blankgescheuertes Kupfer- und Messinggeschirr an derselben Stelle auf einer gemauerten Platte, die das alte Stück würdig gehoben und präsentiert hatte: ‚Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, geh' hin, versöhne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!'

Hans ging weiter, nach Immenheiderfeld zu. Er konnte den Weg zum Advokaten nicht mehr finden; die alte Truhe sollte bleiben, wo sie war, aber seinen Zorn wollte er behalten.

* * *

Zehn Jahre waren dahingegangen, und Hans Paulsen hatte von seinem Bruder nichts gesehen und wenig gehört. Er hatte noch immer geglaubt, den alten Groll in seinem Herzen zu tragen; in Wahrheit trug er dort aber nur eine leere Stelle und eine nie verstummende Klage um eine verlorene Liebe. Freilich, in der Regel vermochte er seinen Schmerz in dem allgemeinen Gleichgültigkeitsmeer zu ertränken; aber es kamen Stunden, ... wo es anders war.

Nun hatte er bei seiner Arbeit Hohenwichel im Nebel gesehen und auch die beiden Männer Arm in Arm . . . Er brauchte gar nicht hinzusehen; wenn er die Augen schloß, sah er es beinahe besser und deutlicher. Namentlich auch Hohenwichel. Sieh' mal an! Ordentlich das Haus und den Kreuzbau, worin das Vieh aufgestallt wird, daran. Die hohen Linden am Weg und die Goldweiden am Kuhhaus. Goldweiden auf dem Knicken. Es war ein Haus, so recht in Goldweiden eingebettet, hieß darum auch Hohenwichel.

A. Dürer fec.

Die Grablegung.

Grüne Passion.

Das Wunderlichste aber waren die beiden Männer, die nach Hohenwichel gingen und sich nicht ließen. Zum erstenmal war es vor drei Tagen gekommen. Ein Wagen war auf der Landstraße im Nebel schattenhaft vorübergefahren; Hans Paulsen hatte immer die Wegschlacken gehört, wie sie vom Rad in die tiefen Geleise zurückfielen. Der Wagen war verschwunden; Hans hörte ihn kaum noch; da sah er die Männer Arm in Arm.

Am Tag vor der zehnten Wiederkehr des Todestags der Mutter ging Hans nach dem Nachmittagskaffee nicht wieder nach der Koppel. Er bat Trien um warmes Wasser und nahm sich den Bart ab; er wollte in der Frühe nach Hohenwichel gehen.

‚Das tu man,‘ sagte Trien und kriegte das Sonntagszeug ihres Mannes aus der Lade.

* * *

Hans ging früh vor Tag im Nebel weg.

Um sieben Uhr sollte die Sonne aufgehen. Er hatte schon eine ganze Strecke auf dem Immenheidervierth zurückgelegt; er sah, als die Sonne vermeintlich gekommen war, nur einen blassen Schein im Osten.

Der Nebel blieb, wie er war, oder wurde gar noch dichter. Hans Paulsen, der mit dem Stock den breiten Fußsteig maß, war das recht. Je einsamer es war, um so deutlicher sah er die beiden Männer, die Arm in Arm auf Hohenwichel zugingen, vor sich her.

Er ging und ging.

Vor Jahren, als er, ein neuer Ansiedler, hierher gekommen war, da hatten die Katen in kleinen Gärten und Koppeln gelegen, alles andere war struppige Heide gewesen. Nun war wenigstens am Weg hin eine mehr oder weniger breite Leiste angebauten Landes. Hans schlug einen Richtsteig ein, der ihn tiefer in das Blachfeld führte; da streifte er wieder das ungekämmte Jungfernhaar einer unbegebenen Erde.

Und immer die beiden im Nebel vor ihm auf. In den Gemarkungen glücklicher Dörfer mit altem Kulturland endigte der wilde Steig. Alte, glückliche Dörfer sind auch die, zu denen die Buchholzkate und nachher auch Hohenwichel gehört. Vorher ist aber ein unheimliches Moor zu überschreiten, das seine Dünste brütend gen Himmel schickt. Das Moor war besonders wild und weich und morastig. Wenn Hans bei Sonnenlicht von der Höhe her einen Menschen hinübergehen sah, so war es ihm immer vorgekommen, als sähe er eine tote Seele zum Tor der Verdammnis schleichen.

Nun stieg er ohne Sorge hinab. Was kümmerte ihn das Moor? Der Nebel deckte alles zu. Sonst hatte auch ihm an Schilf und Binsen entlang die Natur etwas zu sagen gehabt. Nun schwieg sie. Jedenfalls

sagte sie nichts von den Schrecknissen des schwarzen Moors. Der Nebel machte alles gleich. Und zwei Schatten gingen vor ihm her.

Er sah auch Hohenwichel. — In der Tür stand die Mutter und wartete auf die, die Arm in Arm daherkamen.

Nun war das Moor hinter ihm, das Flüßchen, vor dessen sumpfigen Ufern es abgelagert war, hatte er überschritten, nun war Hans in den glücklichen Knickdörfern angelangt.

Und überall um Haus und Hof und auf der Straße, da war es still, so still, daß er das Rieseln des Nebels hörte. Nur ein Paar Hühner hatten es für nötig befunden, zehn Schritt vom Wieben zu gehen. Hier und da sah man Bauernmädchen Geschirr auf die Regale am Hauskamin stellen. Und im grauen Nebel schauten sie frisch und fröhlich aus.

Aber nein, das war mehr ein Eindruck als ein Gesicht; alle Formen verschwammen, und alles Harte und Herbe wurde weich. Ja, selbst Geräusche, deren Quelle zum Greifen nahe lag, kamen wie aus weiter Ferne und aus alten Zeiten her.

Die Schatten gingen Arm in Arm.

* * *

Er erreichte das Wäldchen mit dem Häuschen, aus dem die Mutter herstammte. Der Bach schwatzte an seinem Weg entlang, leiser als sonst .... kling .... klung .... ganz leise.

Hans Paulsen ging vorbei, — er wollte sich der Schatten getrösten, aber er sah sie nicht mehr. Aber ein anderer Schatten .... nein .... kein Schatten .... ein Mann, der fest auftrat (sein Stecken hinterließ Löcher im Sand) ..., der kam ihm entgegen.

Und vor der Buchholzkate im Weg, da begegneten sie sich.

Und beide standen still ... und waren starr — und ließen die Augen über sich hergehen ... und ... schwiegen.

Hans nahm zuerst das Wort.

‚God'n Dag, Klaus!'

‚God'n Dag, Hans!'

Und sie reichten sich die Hände. — Und sahen sich in die Augen ... Und jeder sah die Bewegung des andern ...

‚Ik wull hen na di, Klaus!' (Ich wollte zu dir, Klaus.)

‚Ik wull hen na di, Hans! Dat sönd vun Dag tein Johr.' (Das sind heute zehn Jahre.)

‚Dorüm jüst, Hans.'

Und wieder schwiegen sie.

‚Wie hebbt uns lang ni sehn', fing Hans wieder an.

‚Wi sönd ni good utenanner kam. Ik hew di unrech dahn, Klaus!‘ (Wir sind nicht gut auseinander gekommen. Ich habe dir unrecht getan, Klaus!)

‚Nä, ick hew di unrech dahn, Hans!‘ (Nein, ich habe dir unrecht getan.)

Und wieder Schweigen . . . . . eine halbe Minute lang.

Dann trat Hans dicht an Klaus heran und streichelte ihm die Backen:

‚Wat böst du för'n goden Kerl! . . . Du böst min lewe, witte Klaus!‘ (Was bist du doch für ein guter Kerl! Du bist mein lieber, guter Klaus!)

Klaus war der Weichere, in seinen Zügen fing es an zu arbeiten, er machte krause Falten . . . . sein Gesicht war des Weinens nicht gewohnt. Aber er tat es doch, er weinte mitten auf der Landstraße, vor der Buchholzkate, und schlang den Arm um seines Bruders Nacken.

‚Komm mit trüg, Broer, . . . ick dröm ömmer, ick ga Arm in Arm mit di na Hohenwichel hen.‘ (Komm' mit zurück; ich träume immer, ich geh' mit dir Arm in Arm nach Hohenwichel hin.)

Auch in Hans Paulsens Auge glänzte es verdächtig.

‚Komm, Broer,‘ sagte er und schob seine Hand unter Klaus Paulsens Arm.

So gingen sie.

* * *

Es kam, wie sie beide geträumt und träumend gesehen hatten. Und wenn die Tote auch nicht gerade in der Person im Türrahmen stand, sie zu empfangen, — so war sie doch bei der stillen Feier, die man in Hohenwichel feierte, zugegen.

Nach langer Zeit sah Hans seines Vaters Haus wieder — und siehe da! — es war alles sehr gut. — Wie das Haus so warm im Nebel auf der Höhe lag, — die Linden vor der Tür standen und die Goldweiden im Knick. Der Nebel sperrte zwar die Aussicht, aber für Hans bedurfte es keiner Sonne zu schauen. Er wußte, vom alten Steinwall am Stall sah man am weitesten. Vor dem Wall fand er eine Hecke, nun war der Wall eigentlich überflüssig. Und es juckte ihm ordentlich in den Fingern, die Erde unten nach den Wiesen hinunter zu karren.

Von dem Erbstück, — von der alten Lade sah er nichts. — Von dem Erbstück sprach keiner ein Wort.

* * *

Am andern Tag nahm Hans seinen Stock . . . . ‚Nun will ich nach Haus und an Trien und an mein Kind sagen, damit sie sich auch freuen.‘

‚Wenn es dir recht ist, Hans,‘ entgegnete der andere, ‚dann gehe ich bißchen mit längst.‘ Sie gingen zusammen.

Unterwegs sagte Klaus zu seinem Bruder: ‚Es muß doch davon gesprochen werden, Hans. — Ich meine von der alten Lade . . .‘

Hans nickte.

‚Sieh, Hans, ich hab' sie nicht mehr. Ich hab' so gedacht in meinem Sinn. Es ist nicht mehr zu erforschen, was Mutter eigentlich gemeint hat. Und da hab' ich gedacht, es sei das beste, weder ich kriegte sie, noch du. Und das beste sei, sie wieder nach dem Haus und nach der Familie hinzugeben, wo sie hergekommen ist. Da hab' ich sie nach unserm Vetter Mars Schütt gebracht.‘

Hans sah schweigend vor sich nieder.

Klaus faßte seine Rechte.

‚Sag' mir, mein Bruder, hab' ich recht getan? Das wäre schön, wenn du das meintest. Denkst du aber anders, — auch das ist recht und gut. Dann wird dir niemand wehren, an dich zu nehmen, was dein gutes Eigentum ist. Denn das weiß ich, und das ist gewiß: Meines Bruders Hand, Hans Paulsens Hand, legt sich nur auf Sachen, die das Recht ihm zu eigen gegeben hat.‘

Da rief Hans Paulsen: ‚Sprich nicht so töricht, mein Bruder! Jedes Wort, das du sagst, als ob ich nicht einverstanden sein könnte, tut mir weh. Die Truhe gehört dahin, wo du sie hingebracht hast. Und da soll sie bleiben.‘

Das Gespräch fand nicht weit von der Buchholzkate statt; es war still rings umher, nur der Bach schwatzte leise in die Worte hinein.

Bei Mars Schütt kehrten die Brüder ein. Die große Dielentür war zu; da lief Klaus nach der Seitentür (Blangdör), die nach dem Garten geht, hin. Und Hans wartete.

Da wurde das Tor aufgeschlagen, da standen der Vetter und seine Frau; und ein paar Kinder standen herum und führten ihn in das gastliche Haus. Und des Herbstes fahler Schein lief mit ihm hinein auf die Diele.

Und siehe da! — in der Hörn, auf dem alten Platz, — da stand ehrwürdig und bieder die alte vom Urältervater Schütt geschnitzte Truhe. Adlerflügel und Löwenklauen aus Ecken und Kanten springend, Laubwerk und Blattwerk, die Felder umrahmend, und auf der Vorderseite Kain und Abel — und David und Jonathan. — Mit ihrer Kunst und mit ihrer Liebe stand die alte Lade da; der Spruch der Vergebung lief an der unteren Leiste hin: Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, — geh' hin, versöhne dich! — Und dann — zu mir, zu deinem Gott!

Timm Kröger.

Von

Josef Muth.

Wieviel am Bilde eines Dichters seiner individuellen Persönlichkeit zufällt, wieviel der allgemeinen Gegenständlichkeit, tritt am ersten heraus in dem Sinn, in dem er die Wirklichkeit der Dinge gelten läßt. Wenn Timm Kröger versichert: ‚Der Dreschflegel ist ein feines Instrument, vornehmer als die Geige,‘ dann weiß man: Er ist kein Naturalist, er ist eine beseelende Persönlichkeit, aber eine, die sich durch das Mittel des bewußt Gegenständlichen offenbart. ‚Kein anderes offenbart die Persönlichkeit des Künstlers wie dies plumpe Holz.‘ ‚Da gleicht kein Schlag dem anderen, und vollendeter Zusammenklang im scheinbaren Wirrwarr. Das alles freilich ist nur für den Kenner. Dessen Ohr aber erlauscht die Eigenart aller Künstler.‘ Phantasie beginnt ihr Spiel. ‚Das ist ein Diskurs, den er mit steigendem Interesse verfolgt: Behaupten, bestreiten, beistimmen, widerlegen, einschränken, erweitern — eine Erörterung, die in den tiefsten Schacht seines Empfindens dringt — und jeder Redner ein Künstler. Erst ergießt sich der Strom des tadellosen Vortrages mit ruhiger Kraft, dann im rollenden Glanz flammenden Zornes — verwoben, gehemmt, getragen von der Entgegnung ebenbürtiger Meister.

Ich schwelge.

Bei den leichten Schlägen ist das Gespräch munter und trostreich, aber von finstrer Tatkraft, was auf der Garben Mitte niedersaust. Jene Klänge scheinen sich tändelnd zu nähern; ab und zu hascht ein lieblicher nach uns im neckischen Frohmut. Aber dumpf, grollend und drohend entweicht es wieder im grauen Winternebel der Landschaft.

Nun arbeiten die Werkzeuge mit gesteigerter, düsterer Gewalt. — Und jählings Stille. In tiefster Erbitterung bricht man ab: es scheint nur zu geschehen, der Gewalt Raum und Atem zu geben.‘

Diese Phantasie der Einfühlung, der wesenhaften Kombination bleibt dennoch auf der Erde, auf einem bestimmten heimatlichen Boden. Die Beweglichkeit des schwärmenden Sinnes ist nicht davon beschwert. Eine ausgebildete, feinfühlige Beobachtung spürt in diesen Dingen selbst unbegrenzte freie Bahnen für ihn auf, gibt ihm überall offene Türen, durchlässige Beziehungen, löst überall die Teile und befreit sie für neue Gebilde der An-

schauung. Denn so ausgeführt die Beobachtung ist, daß sie sogar gefährdet scheinen kann, sie gibt Anschauung.

‚Klipp, klapp! Duff, duff!‘ Wie kräftig das klingt, drollig lustig und zugleich drollig wehmütig! Ich wiege im Weitergehen das Haupt nach der urwüchsigen Melodie der Arbeit; im Geiste seh ich der Dreschergruppe scharf umrissenes Bild.

Klipp, klapp! Duff, duff!

Wenn das erste Paar anschlägt: sanft, hell und leicht auf strotzende Ährenköpfe (wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elastischen Handgelenks; die Werkzeuge kreisen nicht höher als die Hilgen der seitwärts belegenen Pferdeställe. Wie anders, wenn der Drescher im vollen Stroh arbeitet und das Werkzeug unter dem Druck der hocherhobenen, muskulösen Arme niederwuchtet! Der keulenartige Klapper stürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharrt dort während der Dauer eines aufblitzenden Gedankens in senkrechter Stellung, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eschenholz.

Noch höre ich das milde, zeitweilige ‚Kling, klang‘; dann mischt sich genau im Halbstrich des Taktes das zweite Paar mit dunklerer Klangfarbe in den Reigen; endlich hastet im Sechsteltakt die lustige Melodie.

So klingen Timm Krögers ‚Dreschermelodien‘, die mit anderen Skizzen und Geschichten unter dem Titel ‚Eine stille Welt‘ 1891 an die Öffentlichkeit traten und jetzt schon in dritter Auflage in der Sammelausgabe von Krögers Novellen bei Alfred Janssen, Hamburg, erscheinen (1905). Timm Kröger war damals schon über die Mitte des Lebens; seinem Landsmann Liliencron verdankte er 1888 die Anregung zur Produktion. Er ist am 29. November 1844 in Haale im Holsteinischen geboren, lebte lange auf seiner heimischen Bauernerde. Er selber erzählt: ‚Ich kam also wieder nach Haus und sollte Bauer werden. Als Landwirtschaftslehrling pflügte und eggte ich im Dienste meines Bruders, fand aber an körperlicher Arbeit wenig Gefallen. Beim Pflügen und Eggen kamen vielmehr alte Gedanken und alte Träume. Ich beklagte mein Geschick, unternahm aber nichts, es zu wenden. Mir war, wie dem träumenden Backfisch sein mag, wenn er auf den Prinzen wartet. Ich hoffte auf ein Wunder, es kam aber kein Wunder; ich mußte vielmehr selbst Hand anlegen. Und eines Tages bei einem sehr prosaischen Geschäft stellte ich meine Forke in die Ecke und überraschte Mutter und Geschwister durch die Erklärung, daß ich „studieren wolle“. Es war um Pfingsten 1863.‘ Heute lebt er als Justizrat in Kiel. Zurückschauend gibt er den Schlüssel seiner Eigenart: ‚Das Leben hat mich abseits geführt, und doch hätte gerade mir — so scheint es — das Gegenteil dienen müssen. — Ich denke zuweilen, mein Charakter und mein Geschick hätten mir nicht so viel Steine in den Weg wälzen sollen. Ich hätte dann hoffen dürfen, meinem Herrn, wenn er einstmals heimkehrt und das geliehene Pfund und dessen Früchte heischt, mehr

vorlegen zu können, als ich jetzt zur Verfügung habe. Aber wer weiß?' Dem Dichter hat dies Leben sehr glücklich seine starke Eigenart mitgeteilt. ‚Wenn die Sehnsucht in mir erwacht, die zu Dichtungen führt, dann sehe ich immer unsern so herrlich in die Niederung der Wiesen und Moore vorgeschobenen Hof. Die alten Bäume sehe ich, namentlich die vielhundertjährige Ulme und die ebenso alte Linde, die damals (jetzt haben sie fallen müssen) vor den Stubenfenstern am Weg standen; ich sehe ihre Wipfel wie mit großen Augen nach dem verlaufenen Jungen auslugen.'

Auch als Dichter hat Timm Kröger eine energische Entwicklung, der viel Arbeit und Liebe anzumerken ist. Es paßt das Gleichnis aus der Bibel; aus dem Samen des Talents wucherte die Frucht ganz reifer Kunst.

Den ‚Bildern aus Moor und Heide', von denen ‚Eine stille Welt' (1891) erfüllt war, schloß sich (1893) die Novelle ‚Der Schulmeister von Handewitt' an, die vorübergehend in der zweiten Auflage den Titel ‚Schuld?' trug. Schon ihre doppelte Umarbeitung läßt erkennen, wie der Dichter mit Weltanschauung und Komposition gerungen hat. Wenn dafür wieder (1897) ‚Die Wohnung des Glücks,[1]) ein Novellenkranz,' zu der subjektiveren, loseren Weise zurückkehrt, so hat sie nun in einer vorwiegenden lyrischen Stimmung ein entzückendes Mittel, die Guirlande zum Kranze zu runden. Allein es bleibt so ein besonderer Fall. ‚Hein Wiek, eine Stall- und Scheunengeschichte' (1899) ist, ursprünglich[2]) als biographischer Roman gedacht, nur zur Idylle gediehen, in der die breite Kleinmalerei und behagliche Stimmung sich vorzüglich den Humor beigesellt haben. Das erzählende Moment tritt erst wieder in den ‚Novellen eines Optimisten' von ‚Leuten eigener Art'[3]) (1904) in den Vordergrund. ‚Wie mein Ohm Minister wurde,' ‚Des Ohms letzte Geschichte oder der Pfahl,' ‚Im Nebel,'[4]) ‚Ein Unbedingter,' sie kommen noch von der ‚Geschichte', der Anekdote als Kern aller Erzählerkunst her; ganz getränkt von dem Tonfall Krögerscher Eigenart weisen sie mehrfach doch schon deutlich zur vollendeten künstlerischen Gestaltung hinüber, die (1905) den Ruhm der Novelle ‚Um den Wegzoll' ausmacht und sich in der folgenden ‚Der Einzige und seine Liebe' wieder etwas gehen läßt.

Jene charakteristischen Dreschermelodien bleiben nicht bloß Skizze und Stimmung. Es folgt zu der Melodie ein Text, eine Geschichte. Timm Krögers einsam-reiches Innenleben muß sich offenbaren im Erzählen.

Erzähler tauchen in der Literatur immer wieder auf, wie sie immer vor ihr unter uns leibhaftig herumgehen. Sie denken zunächst nicht im mindesten

---

[1]) Reclams Verlag, Leipzig.

[2]) Eine feinsinnige Studie mit biographischem Material liegt von dem Hamburger Lyriker Gustav Falke vor: ‚Timm Kröger', Verlag Janssen, Hamburg 1905 (—.60 Mk.).

[3]) Grotes Verlag, Berlin.

[4]) Cf. Hochland 1903/04, I. S. 273.

an künstlerische Dinge. Sie erzählen, wie andere schnupfen, sich zur Freude; sie haben Hunger, zu hören, und erwarten es so auch von anderen. Ein solcher war der alte Jasper Thun einmal, als er noch jung war. Da hatte er den ‚Phantasiehunger des Künstlers'. Aber jetzt ist er vergrämt und vertrocknet; ‚er hatte verlernt, zu erzählen. Er fühlte, er hätte es nicht mehr gekonnt, auch wenn er Hörer gehabt hätte. Eine Geschichte, zwei, vielleicht drei konnte er noch zusammendenken, z. B. die Geschichte von dem Erzlügner Peter Schümann, der vom Turm der Marienkirche in Lübeck nach Rendsburg hinübersah, just als der alte Deuker in die Torwölbung hineinfuhr.' ... Jetzt war er so menschenscheu, daß er sein Gesicht hinter den Maschen einer Zipfelmütze verschwinden ließ, wenn einer zu ihm kam; auch als Hans, der neue Dorfschneider, des Dichters Ohm, zum erstenmal zum Schneidern bei ihm war. Aber der Ohm war nicht fürchterlich; denn der konnte noch erzählen; er hatte launig gefaltete Lippen. ‚Sie hüteten, wie alle wußten, Geschichten und „Döntjes" und „Vertelln", die sich hören lassen konnten. Und wenn man genau hinsah, so waren oder schienen die Lippen, auch wenn er schwieg, in Bewegung zu sein. Das waren Geschichten, die herausstrebten, sich von innen gegen die Oberlippe stemmten, den Verschluß heben und lachend herausbrechen wollten. Aber mein Ohm hielt die Bande in Zucht; er wußte, daß seine Geschichten draußen gar nicht leben konnten, wenn das Wetter nicht darnach war; er wußte, daß zum Geschichtenerzählen vor allen Dingen gutes Wetter bei den Hörern nötig ist. Und er war der Mann dazu, gutes Wetter abzuwarten.' Als Versuchsballon läßt der Erzähler ein kleines Geschichtchen aus seinem Gefängnis; und wenn die Zeit gekommen ist, am zweiten Tage erst, dann kann er anfangen: ‚Ji kennt also Uhrmoker Stopp' und erzählt, was er sich von diesem Hausierer hat erzählen lassen; ‚er erzählte plattdeutsch, aber ich will es wortgetreu übertragen.' ‚Es ist einmal ein Bauernknecht namens Michel gewesen, ...' und was der im Himmel für ein herrliches Leibgericht bekam — Pellkartoffeln mit Senftunke und Heringen; statt abend für abend dicke Grütze mit Milch — und wie er's doch sein Lebtag nie bekam, weil es ein — Traum war. Welche Wunder Geschichten tun können: Der alte Sonderling vergaß seine Tarnkappe; er redete wieder, lachte wieder; er weckte um Mitternacht die alte Margret, seine Frau, aus dem Schlafe, um ihr eine Geschichte zu erzählen — von dem Nachtwächter, der sich selbst in Arrest bringt — und geht — das ganze Dorf will's nicht glauben — geht in aller Frühe zum Ohm, ob er nicht ‚als „Hofnarr" — nein — als Minister zu ihm ziehen wolle. Und Ohm hatte gewollt'. Und bis Jaspers Tod — mitten in der Geschichte von Michels Gottestraum — lebten die drei alten Leute zusammen und erzählten sich Geschichten; keine ‚Frauengeschichten von em und von ehr und Klatschgeschichten, die den Willen oder die Leidenschaften aufstachelten, sondern Geschichten, die einen mit ihren feinen Widersprüchen und lustigen Verknüpfungen noch erfreuen konnten, wenn man sonst nichts mehr vom Leben erwartete.'

Welche Wunder Geschichten tun können! Die besten Freunde zu Feinden machen. Nach Jaspers Tod hat Hans Ohm mit Friech Jessen eine neue epische Gemeinschaft geschlossen; sie hatten sich ihre zwei Leibgeschichten immer wieder vorgetragen und, da sie älter wurden, bekrittelt und sich gänzlich entzweit. Der Ohm ist daran gestorben; einen Pfahl auf der kalten Heide hielt er für den toten Freund Jasper und klagte ihm sein Leid und erkältete sich auf den Tod; Friech bat ihm am Sterbebette den Angriff auf sein Künstlertum ab; der Ohm bekräftigte die Versöhnung mit der Geschichte vom Heringsgericht, aber beim Gottestraum ging er hinüber.

Nur eine große epische Natur sieht solche Gestalten mit Auge und Sinn, Repräsentanten ihrer selbst. Auch Timm Kröger will nur erzählen, einfach erzählen; wie, daran denkt er nicht; erzählen ist seine Natur. Es gibt keinen sichereren Weg zur Kunst. Darum ist immer die Gelegenheit der Ausgangspunkt. Ein Naturbild, eine Erinnerung, ein träumerisches Versenken in die eigene Seele und Situation des Erzählers bereitet behaglich die Stimmung vor; aber wenn man dann fragen will: ‚Nun also?‘, kommt eben gerade von selber Bewegung in den breiten Zustand und macht sich diesen selbst dienstbar wie ein Baum ein reiches Wurzelwerk. Die Breite der Schilderung ist kompositorisch empfunden; sie wirkt mit Eindringlichkeit und mit Widerspruch.

So ist's in den kleineren Erzählungen, ein Rahmen- und Rankenwerk um die Vorgänge, das sich von diesen nicht wegdenken läßt. Es muß nicht so sein. Kröger braucht die Umstände nicht; ein Erzähler muß auch knapp sein können. ‚Laßt mich ein wenig von einem lieben Jungen erzählen, der die Dachbodenstille kannte!‘ (Hein Wieck.) Oder er sagt nur einfach noch: ‚Ich will erzählen,‘ und sagt doch alles damit.

Der Erzähler zeigt eine ruhige Lebhaftigkeit. Seine Darstellung ist kein Fließen der Geschehnisse. Nur auf die Höhepunkte kommt es an, mehr aber noch darauf, wie diese Höhepunkte entstehen, wachsen und werden. Dafür aber ist wichtig das Kleine, Verborgene, das Einzelne. Wer dessen unmerkliches Leben verspürt hat, braucht zuletzt nur noch zu sagen, daß das und das geschah, und braucht es nicht einmal stark zu sagen. Unterwegs darf er aber nie vergessen haben, dieses Große und Letzte im Kleinsten und Ersten zu sehen. Da wird er finden, wie notwendig er selber seiner Geschichte ist, und wie er von all den Dingen, die da geschehen, gar nichts versteht, wenn er nicht mit Liebe hinsieht, das Innenleben kennt und mit seiner Beobachtung verbindet. Hier aber liegen Schätze und die Schlüssel zu Schätzen. Wie ließe sich auch sonst so einfachen Tatsachen, wie sie Timm Kröger erzählt, dieser lebensvolle Reichtum abgewinnen? Er hat es nur mit seiner Heimat zu tun, Holstein mit Moor und Heide, und wieder nur ein enges Stück davon. Schwere niedersächsische Bauern; und was so auf dem Lande passiert: Auswanderung, Brandstiftung, auch einmal Mord, Wechselfälschung, Prozeß; und was so in die Familie Streit bringt: Erstgeburt, Geld und Gut, Liebe und

Heirat; alles andere ist bäuerlicher Alltag; Jahrmarkt ist selten; in die Stadt geht man nicht oft. Timm Kröger, der ‚Kenner', sieht durch den Alltag wie durch die derben Zufälle hindurch, den Menschen ins Innere; sieht den doppelten Konflikt des Schulmeisters von Handewitt zwischen tätigem Streben und resigniertem Hinträumen, zwischen seiner tiefen Leidenschaft zu der schönen Frau des Gutspächters und seinem Gewissen; kennt die schaurig sicheren Gedankengänge des ‚Unbedingten', der seinen Vater nach biblischen Rezepten vergiftet, weil er ihn für den Mörder seiner Mutter hält; erbaut auf einem ähnlichen autosuggestiven Fanatismus der Rechtsvorstellungen die Tragik des Zollwirts; zeigt die spitzfindig ehrlichen Selbstberuhigungen des Wechselfälschers; den gutmütig brutalen Egoismus des ‚Einzigen', des Manschettenbauers. Von dem peinlichen Mißverhältnis zwischen der Wahrheit des Milieus und des Erlebnisses in Dorfgeschichten keine Spur. Die Enge des Begriffs Heimatdichter verfliegt in den Äther.

Ein so scharfer Beobachter, ein so feiner Psycholog ist Timm Kröger. Er hat da seine tiefste Eigenart im Standpunkt, den er einnimmt. ‚Leute eigener Art' könnte von allen seinen Personen gesagt sein. Sein Stoff, sein Milieu weist ihn freilich schon darauf hin; die ausgesprochene Vorliebe für das Abseitige tut er dennoch selber dazu, nicht so sehr aus persönlicher Laune denn als Ausdruck einer Weltansicht, die nicht minder christlich als modern gefühlt ist. Modern, weil sie im Unscheinbaren das Allgemeine, christlich, weil sie es mit Liebe sieht. ‚Ein Sternchen fiel vom Himmel und erlosch im All.' Die Schwerfälligen, Verschlossenen, Einsamen, Träumer, die Einfältigen und Unsicheren, die Wunderlichen und Eigenen; und die mit den zwei Seelen, der irdischen und der besseren, alle, die einen Riß und Bruch haben in der Seele, der sie anders macht als die meisten — die alle sind seiner Darstellung, seines Verständnisses sicher. Denn nicht als Beute eines herumjagenden Interesses, nicht als Kuriositäten, wie sie auch vorkommen, hat er's mit ihnen zu tun. Sondern in ihnen steigt er hinab in die tiefen, verworrenen Schächte der Menschennatur, steigt er hinauf in die leichten Wolken der Träume vom Glück und von der Unendlichkeit. Durch das ganz Besondere wird hier das Allgemeine charakterisiert und mit erstaunlicher Tiefe des Aufdeckens. Nicht in Seelengemälden, sondern in Seelenerlebnissen. Fühlt man nicht in den Geschichten vom Ohm symbolische Anklänge an Wesen und Wert aller Kunst; mit dem ‚Unbedingten' das menschliche Verhängnis, auf so vielen Gebieten des Irrtums ‚wie hinter Scheuklappen, nicht neben sich, nicht um sich, nur vor sich sehend, seine Straße daherzurennen'; mit ihm und dem Zollwirt das unheimlich trügerische Räderwerk von Unrecht, Wahn und Illusion, das mit dem Glanze von Sinn, Selbstgefühl und Recht dem Menschen die leidenschaftlichste Gewalt anzutun vermag, ohne ihn anders zu überzeugen als im Verderben. Was hier in konzentrierten Erlebnissen des einzelnen so absonderlich erscheint, ist aus dem Weltganzen genommen; und jeder einzelne ist seine Welt; es geht auf die Grundeinsicht zurück, wie sehr der Mensch von Kräften beherrscht ist, die nie

ſicheren Frieden zu ſchließen wiſſen; wie nahe das Große bei dem Kleinen, das Erhabene bei dem Komiſchen, das Gute bei dem Böſen, das Wirkliche bei dem Eingebildeten wohnt. Was ſo viele der Modernen mit geiſtreicher Unzulänglichkeit verkünden, ruft Timm Kröger in ganz lebendiger Schöpfung viel eindringlicher zur Stelle. Es muß aber dieſe organiſche Anſicht vom Fließen der ſeeliſchen Motive und Übergänge feſte Begriffe nicht verderben; auch das zeigt der Dichter. Der Pſycholog des Verhängniſſes der Gedankenſünde, aus ‚Im Nebel‘, dem ‚Schulmeiſter‘, der ‚Wohnung des Glücks‘, iſt auch der Pſycholog des Gewiſſens; ‚er mußte die Gedanken denken, die ſeinem Weſen entſprachen;‘ aber dann: ‚Mit ſolcher Tat auf dem Gewiſſen kann man nicht leben.‘ Meiſt kommt es zur Schuld; aber einmal in der ‚Wohnung des Glücks‘ treffen ſich dieſe beiden feindlichen Gedanken offen vor der Tat und wirbeln den Heidebauern Peter Niſſen in einem furchtbaren Seelenſturm dem Verbrechen der Brandſtiftung nahe und wieder fern und wieder nahe. ‚O weh! Nun ging der Böſe Arm in Arm mit ihm über die Heide und winkte und wies zur verbrecheriſchen Tat. Wohl tauchte im Grunde ſeiner Seele die Rettung auf, das befreiende ‚Hebe dich weg von mir!‘ Aber es fehlte der friſche Entſchluß, der die widerſtrebenden Beweggründe zu Boden wirft. Da löſte die Mühle da drüben den Bann. Anfangs langſam und feierlich wie ein mit ſtockenden Worten beginnender Redner, dann ſich ſtreckend und dehnend, ſo warf ſie die ungeheuren Gliedmaßen in brauſender Gewalt. Das war die erlöſende Geſte weithin über das Blachfeld. Und ein ‚Weg von mir!‘ des nunmehr im Widerſtande geſammelten Mannes warf ſich mit dröhnender Fauſt auf den grauen Geſellen. Die innere Bewegung übertrug ſich in äußere. So fuchtelte und tobte Peter denn ärger als Mühle, Wetter und Sturm. Der Graue war verſchwunden. Und doch glaubte Peter ein leiſes, herzliches Lachen zu vernehmen. Er ſah ſich um, aber es war niemand da. Das Glück, das beiden gefolgt war, ſah er nicht. Und das Glück war es, das ſo herzlich lachte. ‚Nein, mein Lieber!‘ räſonierte es. ‚Verbrecher, die Schwamm und Feuer in die Öfe ſtecken, werden aus anderem Holz geſchnitzt. Dazu taugſt du nicht, mein Lieber! So arg, wie du glaubſt, hängt dein Herz überhaupt nicht an Geld und Gold.‘ Aber dennoch, ja gerade dennoch war es wahr: ‚So wurde ein ehrlicher Mann zwiſchen Gewiſſen und Verbrechen hin und her geworfen.‘ Ein ehrlicher Mann. War nicht auch der Giftmörder, der ‚Unbedingte‘, beides zugleich und gleichzeitig ‚ein guter und doch ein gefährlicher Menſch‘? Und war nicht der Zollwirt Peter Holling einfach der Freund des Steinhofbauern Hans Rohwer und wollte ihn, da die ſteifnackige Rechtsprobe des gereizten Selbſtgefühls, der Streit um die Berechtigung des Wegzolls, ihn im Stich gelaſſen hatte, wollte den Freund morden, ins Moos ſtoßen in der dunklen Nacht? Dieſe Verſuchung war ihm gekommen, dem beſten Freund. Was es mit ihr war, das merkte er erſt, als der beſonnenere Freund, von einem ‚Vorgeſicht‘ gemahnt, ihm das Leben rettete, ihn aus dem Moorgraben zog. Er merkte, ſie war nicht mehr und nicht weniger, als die Geſtalt des

Freundes, die er dabei hatte vor sich hergehen sehen, auch gewesen: eine Halluzination. Eine Wahnillusion ist das Verbrechen; die zweite Seele kennt die andere gar nicht. ‚Ich wollte dich in den Graben fahren, ... ich hatte Mordgedanken, ... du warst aber gar nicht da,‘ beichtet Peter. Aber Hans versichert ihm, daß er selber auch gar nicht da war: ‚Im Grunde hast du nichts gewollt, als mit den Bildern deines Hasses spielen.‘ Ist der Teufel im Menschen, so ist es der Engel nicht; sonst müßten sie sich streiten wie bei Peter Nissen; und dann? — ‚Die Gedanken denken, die seinem Wesen entsprachen,‘ zur Erlösung oder zur Schuld. Der ‚Schulmeister von Handewitt‘ hat sein Wesen aufgehört zu achten. Sonst könnte seine ‚Hauptseele‘ nicht fragen: ‚Ist es Jagdfrevel, wenn ich das gehetzte Wild meiner Gedanken aus den geheimsten Schlupfwinkeln aufstöre?‘ und müßte nicht die ‚Oppositionsseele‘ warnen: ‚Sie aber kennen keinen Gott und keinen Nächsten, Sie kennen nur sich selbst.‘ Dieses Wesen führte zur Schuld und erst die Überwindung seines einsamen Selbstgenugseins wieder weiter.

Wer so in die Menschen gesehen hat, denkt im Herzen wie Peter Nissen: ‚Wi hebt alltosam Ursak, to beden: Föhr uns ni in Versuchung!‘ ‚Er will nicht richten.‘ Schuld und Sünde stehen im Mittelpunkt von Timm Krögers Weltanschauung, für deren Blick der Weg zwischen den Dingen dieser Menschenwelt und einer besseren Unendlichkeit ein lieber Spaziergang ist. Nicht bloß daß die Darstellung, namentlich die ältere, gern komische, metaphysische, ideale Seitenblicke tut, lange Zeit auch in mehr reflektierender Art; daß das Einzelne gern und wirkungsvoll in allgemeinere Zusammenhänge gesetzt wird; sondern auch der tiefere Sinn, in dem die Dinge geschaut und eingeordnet werden, ist durchzogen von jenem Dualismus von Ideal und Wirklichkeit, der dem genauen Auge nicht entgehen kann, dem lebendigen Herzen weh tun muß. Daher gibt das Irdische kein Glück. Geld und Gut? Wie dämonisch ist seine Macht bei Peter Nissen oder Konrad Ruhfert (‚Im Nebel‘)! Wie endet die eitle Einzigkeit Jochen Nieses, des Holzhändlers, so traurig und klein! Muß nicht der ‚Unbedingte‘ ‚darunter durch‘ und ist doch ‚im Grunde ein so guter Mensch‘! Der Zollwirt stirbt an seinem blinden Geschick; dem einen geht die Jugend verloren (‚Harder mit der verlorenen Jugend‘), dem andern winkt noch im Alter das Glück (‚Wohnung des Glücks‘); der ‚Einzige‘ treibt die Braut seines Freundes in den Tod. Kein Wunder, daß es auf dieser Welt Menschen gibt, denen ‚das Eia Popeia der Entsagung zu sehr ins Blut gegangen‘. ‚Es fehlte meinem Freunde das Bewußtsein, daß auch er Rechte habe, und daß sein Schöpfer auch ihm für Wünsche verpflichtet sei, die er bei sich vorgefunden, aber nicht bestellt hatte.‘ (‚Dreschermelodien.‘)

‚Höreſt du der Wehmut Zagen? —
Und ist doch kein Sang der Schmerzen.‘ (‚Wohnung des Glücks.‘)

Denn der Problematik des Glücks, der ‚Erdenschwere‘ und dem Welträtsel, ‚was die Welt und was das Leben ist,‘ steht gegenüber die Seligkeit der Liebe, wie sie auch der Stalljunge Hein Wieck so köstlich erfährt; steht

gegenüber die Größe der Welt (‚Fritz Twisselmann‘)[1]) und die Lust des phantastischen Spielens mit der Welt. Das ‚Weltanschauungsgrübeln‘ führt zum Pessimismus, aber die Versenkung in diese selbe Welt zeitigt dennoch ‚Novellen eines Optimisten‘. Selbst das tragische Geschick sucht solchen Ausklang in höherer Ordnung. Entrücken nicht noch auf der Erde Träume über die Erde, die das Träumen des Tages von und in die Dinge fortsetzen? Daher die vielen meisterhaften Träume bei Timm Kröger. ‚Die ganze Welt ist ein Traum,‘ ein Gottestraum. Alle Illusion kann nicht die Sehnsucht entbehrlich machen nach einem bruchsicheren Glück, Sehnsucht nach der Wohnung des Glücks.

‚— Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
So lag's auf roter Heide,
Die große Tür, die kleine Tür
Von grünem Anstrich beide.‘ — (‚Wohnung des Glücks.‘)

Alte Ulmen und Linden dabei und verholzter Hollunder; Heide, Sumpf, ein Waldsaum und die Windmühle am Horizont, das ist das Gesicht, das Heimat und Glück vereinigt; wo aber ist es zu finden?

So ist die Sehnsucht selber nur ein süßer Schmerz. Darüber geht nur der Humor. Und den hat derselbe Timm Kröger, der der Welt so tief ins Dunkel gesehen hat. Daß er nie dunkel gesehen hat, kam aus ihm. Ironisch zeigt ihm die Dinge die kritische Einsicht des Verstandes und nimmt auch das Künstlertum nicht aus, wie es u. a. in der ‚Stillen Welt‘ heraustönt (‚An der Pforte des Glücks,‘ ‚Antäos,‘ ‚Im Moor‘). Der Strom des verstehenden Gefühls paralysiert die Schärfe, und aus allem Kontrast aller Umständlichkeit, Übertreibung und Ausmalung entsteht eine Fülle köstlichen und reifen Humors. Er wagt viel und vielleicht auch da mit Glück, wo er malt: ‚Der Raucher, dem das Erzählen Kunst und nicht nur Unterhaltung ist, wird selten Künstler im Spucken werden. Er läßt es in zwanglosen Pausen auf die Steinfließen fallen und zerreibt es nachdenklich mit den Holzpantoffeln, während die Zuhörer sich in Kunststücken versuchen. Hein war Künstler im Erzählen, nicht im Spucken; auf diesem Gebiet erschienen seine Leistungen unserem Hein nicht erstrebenswert. Dagegen hätte er es gern Peter nachgemacht, der mit kräftiger Unterlippe seine Geschoße in schönen Bogen auf die Spitze eines Stiefelknechts warf. Aber Heins Versuch fiel schlecht aus. Schon eher gelang, was der Pferdeknecht Peter mit beneidenswerter Hingabe tat, nämlich — durch die Zähne zu spritzen. Die Fixigkeit war wirklich erstaunlich.‘ (Hein Wieck.)

Ebenda an einer anderen Stelle tritt die Souveränität dieser lieben Ironie in eigener Person auf: ‚Da hatte er das Spiel verloren. Nun erst zeigte sich, in welche Gesellschaft er geraten war; nun tagte es, daß eine durch Komplott verbundene Rotte von Unterröcken in der Küche vesperte. Es folgte eine tolle Szene. Dürften wir unserem Geschmack folgen, wir würden sie

1) Erschienen im Hochland 1904/05, I.

nicht mitteilen. Aber wir erinnern uns, daß unser Amt als Erzähler uns die Pflicht auferlegt, uns und andere zum besten der Wahrheit in der uns allen gemeinsamen sittlichen und ästhetischen Empfindung zu betrüben. Aber alle Einzelheiten feststellen kann uns nicht zugemutet werden; nur das erfordert die Gerechtigkeit, außer Zweifel zu lassen: Silja hat angefangen.'

‚Hörst du nicht die Schellenkappe?
Und ist doch kein Buch der Narrheit.' (‚Wohnung des Glücks.')

Timm Krögers Humor geht auf das Charakteristische zurück wie seine Beobachtung. Prächtig verbindet er sich mit ihr zu ganz originellen Aspekten und Vergleichen. Wenn er den Mond den ‚Sternenmops am Gängelband unserer Erdenmutter' nennt; wenn er mit wichtiger Miene doziert: ‚Kirchenuhren sind groß, hoch und hochmütig und haben eine starke Stimme; aber es gibt viele unter ihnen, womit sonst nicht viel los ist, die, mit einem Wort, liederlich gemacht sind;' wenn er den Bakel sprechen läßt: ‚Duff — duff — laß die Streiche sein, mir zuliebe, ich schlaf am liebsten zwischen Pult und Ofen' (‚Im Nebel'); wenn es vom Südwind heißt: ‚Und plötzlich hatte ihn der Armeebefehl der obersten Wetterleitung nach dem rauhen Norden geworfen. Es galt, ein großes Minimum auszugleichen. . . Jetzt verstehen wir die verdrossene Stimmung des Südwest, als er in behender Kurve über das Holstenland in den Strudel hinabglitt. Türen schlug er heftig zu, die er offen fand, und riß andere sperrangelweit auf, die nicht fest eingeklinkt waren. Aus großen, morschen, gefrorenen Pappeln brach er dicke Äste und warf sie über harte Steinwälle und auf weichen Mist. Die erfrorenen Backen legte er auf qualmende Schornsteine und blies und heulte hinab, daß beizender Qualm Küche und Stube erfüllte.' (‚Wohin?')

Zugleich ist die poetische Naturbelebung ersichtlich. Wie bei dem verliebten Reimer Stieper (‚Der Einzige'): ‚Alles, was ihn umgab, gewann Leben.' Und bei Timm Kröger ist kein Ding denkbar, das nicht Leben und Seele hätte; und hiebei ist das Charakteristische verblüffend wesentlich herausgestellt. So werden die Tätigkeiten des Handwerks und des Landbaues, der Kanzlei und des Wohnhauses in Poesie gesetzt. Kein Tier, kein Baum, kein Zaun, Haus, Giebel, nichts, das nicht eine individuelle Belebung erführe. Der Wind reitet auf der Gartentür; die Nebel ziehen wie Schlauchgespenster; ‚die Mühlen waren außer sich. Sie konnten den Augenblick nicht erwarten, so was Komisches in der Nähe zu sehen, und warfen ihre Arme in drolliger Ungeduld durch die Luft.' — ‚Der alte Hebebaum am Sodbrunnen verstockt und erstarrt je länger je mehr und blickt mit Verachtung auf die haltlosen Pappeln, die sich hinter dem Viehhaus von Holm mit allen Kennzeichen der Zerknirschung vor dem scheltenden Winde beugen;' die Stürme ‚fuhren mit groben Zornreden drein; wo sich aber der von den Wänden zurückgestoßene Wind in den Erkern fängt, beweinten sie in weichen Klageliedern ihr ungestümes Temperament'. — ‚Aber die Wände um ihn herum fangen zu reden an. Was haben die jungen aus Mörtel und Steinen gefügten Wände mit der alten

verschimmelten, mit der vergessenen Tat zu tun? Was haben sie zu reden für und für, immer von der Nacht, von der einen, der grausigen Nacht, von der einen, der fürchterlichen, der grauenhaften Tat? Ihr Wände von Mörtel und Stein, — Mauern wollt ihr sein, fest wollt ihr sein und könnt nicht der Schatten wehren!' (‚Im Nebel.') — ‚Es ist eine fröhliche Flamme, die zum Himmel jauchzt. Sie gleicht einer glühenden Gebirgswand, die Hörner streben himmelan — nun ist's eine Feuergarbe; sie schüttet Flammensaat auf Giebel und Dach. . . Nur die Mühle droben ist noch unversehrt. Die Flügel zerbrach der Sturm; sie hat nur noch zwei Stümpfe, zwei wahnsinnig gewordene Stümpfe, die um die Achse kreisen.' Auch wenn der alte Ruhsert sagt: ‚Feuerfunken fliegen zweihundert und, wenn es hoch kommt, dreihundert Schritt,' so ist die Art von Feuerfunken in individueller bestimmter Form empfunden. Ein ‚Funkelstern beschämte den Mond', ein anderer Stern ‚lächelt'; ‚aber es war ein überlegenes, ironisches Lächeln, wie es einem Himmelslicht erster Größe zukommt.' — ‚Von dem Lachen unseres Klaus wiederhallten Winkel und Erker. Die tönerne Flora des Herrenhauses lachte hell und silbern, die Giebel der Wirtschaftshäuser grob und dumpf und derb, ein wenig roh, mit rückhaltlosem bäuerischen Behagen. Der Heuschober hielt sich den umfangreichen Leib, der Ziehbrunnen stemmte in schüttelnder Lache die Hand in die Hüfte.' Oder aber: ‚So glauben denn auch die alten Giebel den Kummer kaum noch tragen zu können. Sie neigen sich bedenklich nach vorn, in angstvoller Annäherung, um ihre Not auszutauschen. Wenn sie Arme hätten, so würden sie sich gewiß umschlingen. Die Auffassung der Dorfleute ist freilich eine dem Idealen abgewandte: sie sehen in den geknickten Gestalten Männer, die sich in geheimnisvollen Nöten befinden.' Wieder aber ‚blinzelte ein kleiner, spitzer, schlanker Giebel über die Heide'. Aus der Peitsche ‚sprang der Schall von Wipfel zu Wipfel. Zuerst fing ihn die dicht am Zaun stehende Eberesche auf und warf ihn einer Gruppe Golderlen zu. Dann gings durch Eichen, Buchen, wieder durch Erlen bis zu den Tannen. Diese verstrickten ihn in ihren Zweigen und ließen ihn nicht mehr'. Die Fülle der Tierindividualitäten ist nicht minder genußreich. Und kann die Eider anders am Bett des schlafenden Dichters sitzen als ‚eine alte Frau; sie trägt Schilf im Haar'; ‚sie strickte an einem Fischernetz.' Muß nicht der Teufel in jenen Moorgegenden ‚ein verhutzeltes, graues, faltiges Männchen' sein, hechtgrau? ‚Traurig saß der Teufel, eine dürre, dicke Binse rauchend, am Rande einer Moorkuhle und schlenkerte mit den in die Tiefe hinabhängenden, mageren, krummen Beinen. Er war verdrießlich, klagte über Erkältung und hüstelte. Es fehle ihm, hat er gesagt, Tabak und Schnaps; er rauche Schilf und Binsen und trinke Moorwasser. Das Höllenfeuer schwäle nur so, und von — Seelen keine Spur. Im Winter friere ihn abscheulich. Seine Dämonen hätten sich enteufelt, um sich in eine Art Wiesengötter zu verwandeln und Liebesfeuer anzufachen. Sie seien die Ursache von dem, das sich im Schatten der Heu- und Torfdiemen ereigne. Das Teufelsein habe er herzlich satt; vielleicht gebe

er das Geschäft ganz auf und werde ein vernünftiger, ehrlicher Mensch. Bei dem Abschiede hat er den Kuhhirten um eine milde Gabe gebeten; leider konnte sie dem armen Teufel nicht gewährt werden, denn der Kuhhirte hatte selbst nichts.'

Bei Hein Wieck auf dem Dachboden ‚da sitzt sie, — da sitzt die Stille in Person und spinnt. Es ist ein großes, schönes Weib; sie hat strahlende Augen und jenes tiefschwarze, elektrisch geladene Haar, woraus die Funken knistern, wenn eine liebende Hand darüber streicht. Ihr Kleid ist aus halbwelken Blumen, gelben Ranunkeln, braunen Distelköpfen und aus Heu zusammengenestelt, — ich meine jenes weiche, sonnenhafte Heu, das auf hohen Sandadern inmitten morastiger Wiesen geerntet wird. Die Schöne sitzt im Lattengerüst auf dem Hahnenbalken und spinnt — summ, summ! — auf einem großen, schemenhaften Gespensterspinnrad von dem gelben Heu einen Faden, schimmernd wie der Einschlag ihres Gewandes. Eine kleine, niedliche Katze sitzt schmeichelnd im Kleid der Herrin vergraben, man sieht nur das saubere Köpfchen; eine andere, ein großes, schwarzes Tier, ein Ungetüm mit leuchtenden Pupillen, hockt neben ihr frei auf dem Balken und leckt sich die Lippen mit roter, blutdürstiger Zunge'. Mit gleicher Sicherheit für den Gefühlsinhalt und die vom Milieu geforderte Gestalt macht der Dichter uns die Einsamkeit, die Natur, das Gerücht, das Gewissen, alle Geister und Dämonen lebendig; und man braucht auf die inkommensurable Stilechtheit all dieser Gebilde kaum noch hinzuweisen.

Sie gilt im Grunde für seine ganze Technik. Denn was will es heißen, daß der Ausdruck im Anfang zuweilen auch spröde, die Beschränkung noch nicht Meisterschaft ist, daß etwa der ‚Unbedingte' in der zweiten Hälfte mißlungen ist! Was von Anfang in Timm Kröger lag, entzog sich nie der Wirkung und beherrschte sie sehr bald. Seine Technik ist seine Individualität. Ein Vorherrschen der inneren Welt, ein Überschuß klarer Innerlichkeit schließt den Naturalismus aus, den die Notwendigkeit scharfen, genauen Zusehens auf dem Weiten, Gestreckten, Einförmigen der Ebene nahe legen könnte. Romantisches Wünschen ist eher da; die Neigung zum Volksgeist, seinen Träumen, Sagen, Märchen und Phantasien, auch zu lokaler historischer Stimmung; auch von romantischer Dekoration vereinzelte Spuren. Im ‚Einzigen' spottet der Dichter beim Abschied der Liebenden. ‚In Romanen liest sich's hübsch, wie es dann zugeht, und wie beredt die Leute sind. Der eine redet zunächst eine halbe Seite, als habe er das Konzept dazu in der Tasche und den Einbläser hinter der Spindtür; dann kommt der andere und spricht sogar eine ganze Seite. So reden sie noch ein paar Seiten hin und her. — Wie ganz anders ist es doch in Wirklichkeit! Da benehmen sich die Helden unbeholfen und täppisch, um nicht zu sagen dumm; sie reden wenig und das wenige abgebrochen, am allerwenigsten nach einem Konzept. Oder sie reden gar nicht und drücken sich nur stumm die Hände. Und brechen das Schweigen mit so prosaischen Bemerkungen, daß es blechern und tönern in den Zimbel-

schlag, der die Herzen bewegt, hineinklingt.' Sein Dialog geht denn auch nicht nach halben und ganzen Seiten; er ist knapp und schlagend, aber bei aller dramatischer Beweglichkeit dem epischen Stil eingeordnet. Parenthesen, Wiederholungen, betonte Fragestellungen, Vorausnahmen, Abbrechen und Hinweggleiten bei Höhepunkten ergeben die reichste Mannigfaltigkeit.

Dazu kommt das Lauschen auf die Seele selber; das Selbstgespräch; das Tagebuch (im ‚Schulmeister'); das Zwiegespräch mit den Dingen; der Dinge miteinander; ‚stimmungslüsterne' Ruhepunkte, Phantasien und Träume mit den meisterlichen Übergängen zwischen Schlaf und Wachen; ‚überflüssige Kapitel,' die man nicht hergeben möchte; der Zauber indirekter Beobachtung durch das Ohr, wo denn aus Stimmen, Schällen und Tönen Bilder und Szenen aufsteigen; Rhythmus der Stimme; Illusionsgebilde, welche die reale Bedeutung des Psychischen um so schärfer ans Licht stellen, als sie seinen flüchtigen Vorgängen ungewöhnliche Objektivierung zuteil werden lassen; in den Anfängen namentlich noch häufigere Verwendung von Lichtern, die von wohlbekannten Typen des Wissens (Gestalten aus Bibel, Geschichte ꝛc.) für uns alle mit Lebhaftigkeit ausgehen; lauter Dinge, die ‚draußen' nicht vorkommen, und aus denen man allein Welten bauen könnte. Die Außenwelt ist dennoch der Ausdruck dieser Innerlichkeit, von ihr bereichert und gefärbt. Die Menschen, die für das Wesentliche nur Männer sind, — wiewohl Kröger auch unter seinen Frauen Kabinettstücke hat, — sind Charaktertypen, aber doch in jenem modernen Sinn: wenige Striche von außen, wenige Züge von innen, und die Gestalt steht vor Augen. Alles Gegenständliche ist auf das Menschliche bezogen, dem sie wiederum Ausdruck gibt. ‚Ich liebe die Natur, mehr Träumer als vorwitziger Forscher,' so entstehen seine bildhaften Naturschilderungen.

Wenn Timm Kröger für uns den endgültigen Ruf des Dorfnovellisten bekommen, oder wenn er selber sich Heimatsdichter nennen sollte, er wäre damit doch auf keine Spezialität festgelegt. Denn das ist ja das Wunderbare an der Kunst, daß ihr sinnliches Kleid ebenso notwendig wie zufällig ist. Die Enge seiner Welt ist die Weite seiner selbst, und subjektive Naturen können am leichtesten Totalität zeigen. Es steht ihm der knappe Strich sowohl wie die behagliche Reflexion, das organische Weltgefühl wie die absichtig betonte Individualität, der Traum wie das Wahre, das Kleine wie das Erhabene, die stille Winkelpoesie wie die laute Katastrophe, die gute alte Zeit wie die Gegenwart, Resignation wie Optimismus, die Sehnsucht wie der Friede. Für das alles findet er die Einheit. Timm Kröger ist mehr wie ‚auch einer'. Er drängt sich niemand auf, aber er läßt auch keinen mehr los, der sich von seiner Eigenart wieder einmal das große Wunder hat vermitteln lassen, daß der Dichter eine Welt für sich ist, mit eigener Souveränität.

Wert und Bedeutung der Lungenheilstätten.

Von

H. Zieschè.

Über den Nutzen der Lungenheilstätten sind die Meinungen noch immer geteilt. Während die überwiegende Mehrzahl, besonders Ärzte, die Heilstättenbehandlung für den besten Weg hält, die Menschheit langsam von der mörderischen Seuche der Lungenschwindsucht zu befreien und dem einzelnen seine volle Gesundheit wiederzugeben, sind andere der Meinung, die aufgewandten Opfer ständen in keinem Verhältnis zu den Erfolgen, und die gewaltigen Summen könnten besser dazu verwandt werden, durch Einrichtungen allgemein hygienischer Natur, wie Besserung der Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen, Bekämpfung des Alkoholgenusses u. a. m. die Widerstandskraft der kommenden Generationen zu erhöhen und so der verheerenden Krankheit den Boden abzugraben.

Unser Heilstättenwesen, wie wir es in den letzten Jahrzehnten vorbildlich für die gesamte Kulturwelt entwickelt haben, ist vor allem auf einen festen Felsen gegründet, unsere soziale Gesetzgebung. Erst durch die tätige Anteilnahme der Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten konnten die sehr großen Geldmengen aufgebracht werden, die der auf dieser Grundlage begonnene Kampf erfordert. Mit unserer Arbeiterschutzgesetzgebung steht und fällt auch die Tuberkulosebekämpfung in Deutschland. Die sich leider neuerdings immer mehr geltend machende Mißstimmung gegen unsere sozialen Gesetze, die den konservativen Kreisen, von denen sie ausgegangen, eine außerordentlich schwere Verantwortung auferlegt, läßt uns auch für das deutsche Heilstättenwesen in Zukunft nichts Günstiges erwarten.

Je nach dem Stande unserer wissenschaftlichen Anschauungen über das Wesen und die Verbreitung der Tuberkulose sind auch die Mittel und Wege zur Bekämpfung der Seuche verschiedene gewesen. Ich will hier nicht auf eine Besprechung der herrschenden Meinungen eingehen, sondern nur nach kurzer Darlegung der Entwicklung unseres Heilstättenwesens auf die erzielten Erfolge dieser Behandlungsweise an der Hand der vom kaiserlichen Gesundheitsamte angestellten statistischen Erhebungen* hinweisen.

* Hamel, Deutsche Heilstätten für Lungenkranke. Geschichte und Statistik. Berlin 1904. Tuberkulosearbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. Heft 2.

Nil novi sub sole! Schon die Hippokratische Ärzteschule rühmte den heilsamen Einfluß der klimatischen Behandlung der Phthise und riet Ortswechsel an; Celsus (30—50 n. Chr.) empfahl Seereisen, die stärkende Luft der Seeküste, sowie sommerlichen Landaufenthalt. Galen (130—200 n. Chr.) endlich setzte seine Hoffnung auf Milchkuren im Gebirge. Dann kamen die Zeiten des Niederganges der Medizin, darauf die Periode, in der man alle Krankheit vor allem durch medikamentöse Einwirkung zu heilen suchte. Die Lungenschwindsucht setzte allen Arten arzneilicher Behandlung, und wahrlich viele sind es, die man versuchte, Widerstand entgegen. Kein Wunder, daß die anfängliche Hoffnung der Ärzte, den Feind zu besiegen, einer traurigen Skepsis Platz machte. Immer größer wurde mit dem wachsenden Verkehr die Zahl der Opfer der Krankheit, bei der durch die Entwicklung der Großindustrie bedingten Ausdehnung des gemeinschaftlichen Werkstattlebens immer weiter die Kreise, die sie zog. Man kann sich daher das Erstaunen und überlegene Lächeln der Ärzte vorstellen, als 1854 ein blutjunger Arzt, Brehmer, die These aufstellte: ‚Die Lungenschwindsucht ist heilbar; sie ist unter günstigen Verhältnissen (Höhenklima) durch eine zielbewußte hygienisch-diätetische Anstaltsbehandlung heilbar.‘ Mit den größten Schwierigkeiten kämpfend, von der Mehrzahl verlacht, von wenig Einsichtigen wie dem Hannoverschen Arzte Flügge unterstützt, errichtete Brehmer 1854 in den sanften Höhen des Waldenburger Gebirges, in Görbersdorf i. Schl., die erste Lungenheilanstalt, die dank der genialen ärztlichen Kunst des Begründers, der bisher ungeahnten Heilerfolge, schnell emporblühte und durch ihr Beispiel in den weitesten Kreisen wirkte. Hatte Brehmer den klimatischen Faktoren einen entscheidenden Einfluß auf die Heilung der Phthise eingeräumt, so stellte sich sein großer Schüler Dettweiler dieser Anschauung entgegen. ‚Die Schwindsucht ist keine klimatische Krankheit und wird durch kein Klima an sich geheilt. Sie kann vielmehr in ihren ersten Anfängen durch geeignete Anstaltsbehandlung in jedem Klima geheilt werden.‘ Bald mehrten sich die Lungenheilanstalten, von Brehmers Schülern ins Leben gerufen. Doch waren es alle nur Privatanstalten und wegen der außerordentlichen Kosten nur den Bestsituierten zugänglich. 1869 betonte der große Kliniker Lebert die Notwendigkeit ländlicher Heilanstalten für Unbemittelte, und mehrere Jahre später, 1873, schlug der Internist Niemeyer vor, für die armen Schwindsüchtigen an Stelle der städtischen Spitäler Luftkuranstalten zu begründen. Fast 10 Jahre darauf erschien 1882 der erste Aufruf zur Errichtung von Volksheilstätten von Driver in der ‚Gartenlaube‘ veröffentlicht. Der Erfolg war entmutigend, weil die geringen Mittel, welche private Wohltätigkeit aufbringen konnte, gegenüber den vielen Bedürftigen ein Nichts war.

Eine Besserung wurde erst erzielt mit dem Einsetzen der sozialen Gesetzgebung, mit deren Durchführung sich Regierung und Volksvertretung des neuen deutschen Reiches ein festes, hochragendes Mal der Ehre errichtet haben. Am 15. Juni 1883 trat das Krankenversicherungsgesetz in Kraft. Einen zweiten

kräftigen Antrieb erhielt die Bewegung durch die auch in diese Zeit fallende Kochsche Entdeckung des Tuberkelbazillus. An die Stelle dunkler Meinungen trat fest gefügtes Wissen; der bequeme Nachweis des Krankheitserregers erleichterte die frühzeitige Sicherung der Diagnose und damit die Einleitung einer Behandlung zu günstiger Zeit. In der Tat mehrten sich nun auch die Stimmen, die zur Errichtung von Volkssanatorien rieten. 1884 schreibt Ladendorff: ‚Nicht nur wünschenswert, sondern durchaus notwendig sind Volkssanatorien; sie müssen und sie werden kommen.' 1888 bildete sich in Hannover der erste Heilstättenverein, dem sich bald Braunschweig und Bremen anschlossen. In Berlin nahm sich seit 1890 E. v. Leyden mit dem größten Eifer der Heilstättenfrage an; in der Sitzung des deutschen Vereins für Gesundheitspflege in Berlin i. J. 1890 erklärte er ‚die Errichtung von Heilstätten für Tuberkulöse für die brennendste Frage von allergrößtem sozialem Interesse'. Die Kochsche Entdeckung des Tuberkulins und die daran geknüpften überspannten Hoffnungen brachten einen Rückschlag in der so glücklich vorwärtsstrebenden Sache, der indes bald überwunden wurde. 1892 wurde in Falkenstein i. T. die erste deutsche Volksheilstätte eröffnet, die auf das emsige Betreiben Dettweilers die Stadt Frankfurt a. M. errichtet hatte. Bald folgten Berlin, Dresden, Worms und andere Städte mit ähnlichen Anlagen. Aber was konnten die geringen Mittel privater Wohltätigkeit gegen einen so starken Feind ausrichten! Zählte man damals doch in Deutschland an 1,300,000 Tuberkulöse.

Diese quälende Dissonanz zwischen Wollen und Können löste der Direktor der hanseatischen Landesversicherungsanstalt Gebhard. In einer Denkschrift setzte er 1894 auseinander, daß es bei den erwiesenen Erfolgen der Heilstättenbehandlung ebenso im Interesse der Kranken- wie der Versicherungsanstalten läge, bei Lungenschwindsüchtigen zur Verhütung einer dauernden Erwerbsunfähigkeit von der Heilstättenbehandlung möglichst ausgiebig Gebrauch zu machen; daraus ergebe sich das Recht, zur Unterbringung versicherter Lungenkranker Anstalten aus eigenen Mitteln zu errichten. Damit war das erlösende Wort gesprochen. Auch die Krankenkassen fanden sich bereit, einen Teil der Behandlungskosten zu tragen. 1895 erfolgte die Eröffnung des ersten von einer Versicherungsanstalt, Hannover, erbauten Genesungsheimes. Im Jahre 1896 kam es dann auf Anregung Leydens zur Gründung des ‚Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke', durch welches ein Mittelpunkt gewonnen wurde, der die Beschaffung und zweckgemäße Verteilung von Mitteln privater Wohltätigkeit sehr erleichterte.

Anfang 1904 bestanden insgesamt 97 Lungenheilanstalten mit 8103 Betten in Deutschland; 71 davon mit 4101 Betten für Männer und 1828 Stellen für Frauen waren öffentliche oder Vereinsheilanstalten, 26 mit 2174 Betten Privatheilstätten, zumeist für die besitzenden Klassen. Die für kranke Frauen verfügbaren Plätze reichen durchaus nicht aus, so daß ein weiterer Ausbau unserer Anstalten in dieser Richtung sehr zu wünschen ist; dagegen wird für männliche Kranke in kurzer Zeit hinreichend gesorgt sein.

Insgesamt wurden in den deutschen Sanatorien für Arbeiter behandelt:

	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904
Männer	2598	3806	6032	8442	10812	12187	14937	16957
Frauen	736	1104	1666	2652	3844	4302	5211	6520

Ist denn nun die Tuberkulose wirklich eine so furchtbare Krankheit, daß wir sie unter allen Umständen bekämpfen müssen? Hier spricht die Statistik das entscheidende Wort. Im deutschen Reiche sind im Jahre 1893 von rund 268,500 im erwerbsfähigen Alter von 15—60 Jahren Gestorbenen 88,654 der Tuberkulose erlegen, mithin 33 von je 100 der Gestorbenen. Das Berichtsjahr war nicht etwa ein besonders ungünstiges. In Preußen sind 1889—1893 der Tuberkulose zum Opfer gefallen:

	1889	1890	1891	1892	1893
Insgesamt	57712	59300	56083	53015	54727
Von je 1000 der Gestorbenen	358	346	341	317	313

Wie gering sich daneben die anderen gefürchteten Krankheiten ausnehmen, zeigt folgende kleine Zusammenstellung:

Im Alter von 15—60 Jahren starben infolge:	in absoluter Zahl	auf je 1000 Gestorbene
Tuberkulose	88654	330.2
Lungenentzündung	25144	93.7
Sonstige entzündliche Erkrankungen der Atmungsorgane	17879	66.6
Selbstmord und Unglücksfälle	17843	65.6
Neubildungen (Krebs ꝛc.)	15284	56.9
Typhus	4948	18.4

Unsere Pflicht, der Tuberkulose mit allen Kräften entgegenzuarbeiten, kann also nicht bestritten werden. Die Kosten der Volksheilstätten sind enorme. Für die Errichtung von Lungenheilanstalten sind bis Anfang 1904 30,000,000 M. verausgabt worden. Die Kosten für jedes Krankenbett sind nach dem bisherigen Durchschnitte auf etwas über 5000 M. zu veranschlagen. Die Verpflegungskosten sind in den Anstalten verschieden hoch, im Mittel betragen sie 4 M. für Kopf und Tag.

Bei diesen gewaltigen Aufwendungen ist bei aller Einsicht in die Notwendigkeit der Tuberkulosebekämpfung die Frage am Platze, ob die Erfolge der Heilstättenbehandlung zu ihren Kosten im richtigen Verhältnis stehen.

Die bis zu Ende 1901 behandelten Fälle haben folgendes Heilresultat ergeben. Von je 100 Anstaltspfleglingen waren nach Beendigung der, gewöhnlich zwölfwöchentlichen, Kur

67.3 vollständig erwerbsfähig für den alten Beruf,
7.1 vollständig erwerbsfähig für einen anderen Beruf,
14.6 teilweise erwerbsfähig,
11.0 nicht erwerbsfähig.
87.8 waren als geheilt oder gebessert,
8.8 als ungebessert,
3.1 als verschlechtert entlassen worden,
0.5 mit dem Tode abgegangen.

Am günstigsten waren natürlich die Ergebnisse bei wenig vorgeschrittenen Stadien der Erkrankung; von ihnen kamen 89—95% zu Besserung und Heilung.

Wie steht es aber mit der Dauer der Besserung, wie lange bleiben die geheilt Entlassenen erwerbsfähig? Für die Jahre 1897—1901 wurde bei Abschluß des Heilverfahrens ein Heilerfolg, welcher mit Wahrscheinlichkeit das Eintreten einer Invalidität in absehbarer Zeit ausschloß, bei 68, 74, 74, 72, 77% der Fälle festgestellt. Der 1897 in diesem Sinne erzielte Erfolg hatte bis zum Schlusse der Jahre 1898 bezw. 1899, 1900 und 1901 angehalten bei 44, 30, 30 und 27% der ständig kontrollierten Personen. In den folgenden Jahren wurden die Ergebnisse besser.

Ergebnisse von je 100 Fällen bei Heilstättenbehandlung:

Arbeitsfähig entlassen		Voll arbeitsfähig blieben bis Ende				
		1900	1901	1902	1903	1904
1900	Männer 72	66	48	40	35	30
	Frauen 72	67	52	46	40	35
1901	Männer 77		70	53	45	38
	Frauen 77		72	60	51	45
1902	Männer 77			72	59	48
	Frauen 80			76	62	54

Noch günstiger sind die in den Heilstätten der Preußisch-Hessischen Eisenbahngemeinschaft* erzielten Erfolge:

Jahr der Behandlung	1898	1899	1900	1901
Zahl der behandelten Fälle	217	354	429	532
Prozentsatz der in den folgenden Jahren voll arbeitsfähig bleibenden Patienten	79% in 1899 63% in 1900 54% in 1901 45% in 1902 43% in 1903	83% in 1900 72% in 1901 61% in 1902 54% in 1903 49% in 1904	84% in 1901 72% in 1902 63% in 1903 57% in 1904 53% in 1905	84% in 1902 72% in 1903 63% in 1904 58% in 1905

Man muß also die Ergebnisse der Anstaltsbehandlung als sehr günstig und zufriedenstellend bezeichnen.

Wir müssen aber noch einen weitern Nutzen der Anstaltsbehandlung ins Auge fassen, der für die Allgemeinheit ebenso wichtig ist wie die Erhaltung der Arbeitskraft sonst jahrelang hinsiechender Personen. Die Sanatorien sind nicht nur Heil-, sondern auch in eminenter Weise Erziehungsstätten. Wir wissen, daß die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit ist, die vor allem von Mensch zu Mensch durch beim Husten verstreute Tröpfchen, die der Nächste einatmet, verbreitet wird. Wir wissen, daß in seltenen Fällen auch durch die Bazillen eine Infektion zustande kommen kann, welche in unachtsam entleertem Auswurf austrocknen und zu feinstem Staub aufgewirbelt und eingeatmet werden. Beide Arten der Verbreitung lassen sich durch Rücksichtnahme und Vorsicht fast ganz vermeiden. Durch Abwenden während des Hustens, Vorhalten der Hand oder des Taschentuches wird die Tröpfchenverstreuung hintangehalten, durch peinliche Vermeidung der Besudelung des Bodens mit Auswurf die Eintrocknung und Verstäubung unmöglich gemacht. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Kranke, die aus der Heilstätte kommen, die nötige Vorsicht gelernt haben, bei welcher die Ansteckungsgefahr außerordentlich herabgesetzt wird. Was dies bei Leuten bedeutet, die in enger Wohnung mit ihrer Familie zusammenhausen, die den Tag über in den Werkstätten mit vielen Genossen im engsten Kontakte leben, liegt auf der Hand. So tragen die Heilstätten nicht nur derart zur Ausrottung der Phthise bei, daß sie eine Anzahl von Kranken gesund machen, sondern auch dadurch, daß sie mit der Ansteckungsgefahr auch die Zahl der Angesteckten mit jedem Behandelten vermindern. Es scheint also wohl möglich, auf dem eingeschlagenen Wege allmählich zu dem hohen Ziele zu kommen, die Menschheit dem Joche dieser harten Herrin zu entreißen.

* Statistik der Heilbehandlung bei den Versicherungsanstalten und zugelassenen Kasseneinrichtungen der Invalidenversicherung für die Jahre 1900, 1901, 1902, 1903. Berlin 1905.

Wenn auch schon außerordentlich viel zur Bekämpfung der Schwindsucht geschehen ist, so sind doch noch einige Verbesserungen unseres Heilstättenwesens möglich. Einmal müßte noch dafür gesorgt werden, daß auch den Schwerkranken, die naturgemäß nicht in Heilstätten gehören, aber auch in allgemeinen Krankenhäusern gefährliche, ungern gesehene Gäste sind, in eigenen Zufluchtshäusern für den kurzen Rest ihrer Tage eine möglichst behagliche Ruhe- und Sterbestätte bereitet wird. Sodann wäre es wohl angebracht, wie man es auch in England schon hier und da versucht hat, durch Errichtung eigener Arbeiterkolonien, in denen die aus der Behandlung Entlassenen unter günstigen Verhältnissen und unter steter Kontrolle des Arztes wieder an schwere Arbeit gewöhnt werden, einen die Genesung befestigenden Übergang zu schaffen.

Auch außerhalb Deutschlands hat unsere zielbewußte Bekämpfung der Schwindsucht Anerkennung gefunden. So hat im Januar d. J. die englische Ärztezeitschrift ‚Lancet'* eine Enquête über die Vorteile und Leistungen der Heilstättenbehandlung unter den angesehensten englischen Klinikern veranstaltet. Besonders war auch gefragt, ob es empfehlenswert sei, nach Art des deutschen Versicherungswesens auch in England Einrichtungen zu treffen, um die Wohltat der Behandlung weiteren Kreisen als bisher zugänglich zu machen. Alle befragten Autoritäten, sieben Leuchten englischer Wissenschaft wie Broadbent, Williams, Fowler stimmen in dem Lobe des großen Nutzens der Heilstättenbehandlung überein; sechs von ihnen erklären sich für die Einführung einer Versicherung nach deutschem Muster, nur einer, Kingston Fowler, hält die öffentliche Mildtätigkeit für ausreichend.

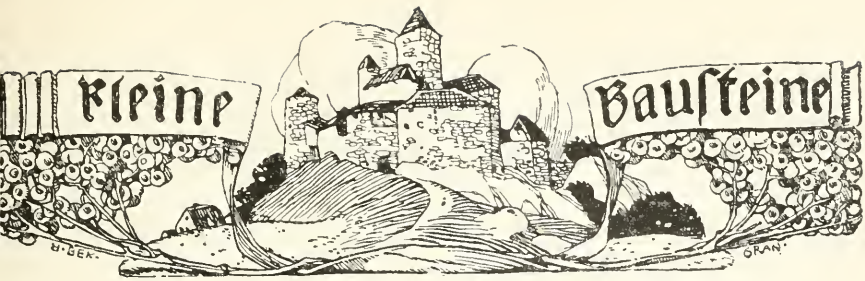
Von großem Interesse ist es, daß auch in der soeben erschienenen französischen Monographie über die Tuberkulose von E. Mosny und L. Bernard** sich diese als ausgezeichnete Kenner der Lungenschwindsucht gerühmten Autoren völlig auf den Boden des deutschen Arbeiterversicherungssystems stellen. Sie sagen, daß in Deutschland durch die gesetzgeberischen Maßnahmen die schwere Frage gelöst sei; es wäre sehr zu wünschen, daß auch in Frankreich der gleiche Weg eingeschlagen würde, nachdem alle anderen Versuche, hinreichende Mittel zur Gründung von Volksheilstätten zu erlangen, sich als ohnmächtig erwiesen hätten. Nur auf diesem Wege könne man die gleichen ermutigenden Erfolge im Kampfe gegen die schwere Geißel erringen wie im Nachbarreiche.

An der Hand dieser Angaben wird sich nun ein jeder leicht selbst ein zuverlässiges Urteil darüber bilden können, ob das herrschende System der Tuberkulosebekämpfung beibehaltenswert ist oder nicht.

---

* The sanatorium and the treatment of pulmonary tuberculosis. Lancet 1906, Jan. 6. p. 1—19.

** E. Mosny et L. Bernard, Tuberculose. Nouveau traité de médicine et de thérapeutique, publié par Brouardel et Gilbert. Tome VI. Paris, Baillière 1906. p. 132 ff.



Die Lehrerinnenfrage.

Die Lehrerinnenfrage ist die Frage nach der Berechtigung und Befähigung der Frau für den öffentlichen vollen Schulunterricht.

Nicht für das Erziehungswerk überhaupt. Niemand denkt daran, der Mutter den Beruf und das Talent selbstloser Fürsorge, erziehlicher und unterrichtlicher Tätigkeit gegenüber der neuen Generation abzusprechen. Auch daß diese geistige Veranlagung, in ihrer Eigenart Mütterlichkeit genannt, nicht an die leibliche Mutterschaft gebunden ist, vielmehr jedem echten Weibe innewohnt, ist im Ernst kein Problem. Im Christentum vor allem nicht. Diejenigen, welche Christus gewürdigt hat, zu seinen Füßen zu sitzen, seine Lehren und seine Gleichnisse zu erfassen und von ihnen erfaßt und ergriffen zu werden, müssen gerade als Jungfrauen befähigt und berechtigt sein, das Irdischrichtige und Himmlischewige, das sie in sich aufgenommen haben, weiterzupflanzen in junge Menschenseelen. Und so läßt sich auch die Segensbeeinflussung der christlichen Jahrhunderte durch weibliche Lehrtätigkeit im Familienkreis, in geistlichen und weltlichen, privaten und öffentlichen Schulen, in Städten und auf dem Lande nicht in Frage stellen. Lange jedoch galten Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend nicht allgemein als öffentliche Angelegenheit, überhaupt nicht als gleiche Sorgfalt fordernd wie die der Knaben. Die Lehrerin war kein speziell entwickelter Faktor der Volkserziehung; sie ging auf im Lehrer. Das Werden der neuen deutschen Volksschule hat sich ohne ihre aktive Beteiligung vollzogen. Im Emporwachsen des Lehrerstandes trat ihr Einfluß mehr und mehr zurück. Erst als die soziale und geistige Not Frauen in wachsender Zahl in Fachstudien und öffentliche Berufe trieb, als Lehrermangel und vielleicht natürliche Unzulänglichkeiten der männlichen Lehrtätigkeit in Mädchenschulen Angebot und Nachfrage auf dem Gebiet des Lehrerinnenwesens steigerten und eine tatsächlich sehr bedeutende Zunahme der Lehrerinnen herbeiführten, konnte eine ‚Lehrerinnenfrage' in den Vordergrund treten.

Die Gemeinden stehen ihr durchweg wohlgeneigt gegenüber; nicht überall aus tieferer Einsicht, sondern auch in Ansehung der ‚größeren Billigkeit' der weiblichen Lehrkraft. Die Regierungen bekunden Vorsicht, Nachgiebigkeit in der einen oder andern Richtung, wobei ökonomische, doch auch sozialpolitische Gründe mitsprechen. Die Lehrerinnenfrage ist die Tagesfrage des Lehrerstandes.

Ursprünglich in den Kreisen sowohl der akademischen als der seminaren Lehrerwelt mit gleicher Lebhaftigkeit ergriffen, ist sie dort sehr rasch in ein

ruhiges Stadium getreten. Die Berechtigung des Anteils der Lehrerinnen an dem vollen Klassenunterricht wie auch an der Leitung höherer Mädchenschulen auf dem Boden der ministeriellen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 wird prinzipiell von den Lehrern und Leitern dieser Anstalten allgemein anerkannt, wenn auch aus andern Gründen die praktische Durchführung nur langsame Fortschritte macht. Dagegen hat sich in den Kreisen der Volksschullehrer die Lehrerinnenfrage als Kampffrage nicht nur erhalten, sondern sie ist zu einer eigentlichen Standesfrage der Lehrerschaft, zu einer sozialen und nationalen Frage ersten Ranges hinaufgehoben worden. In dem Kampf der Ideen und der Interessen ist bei Gelegenheit von Lehrerversammlungen und in der Fachpresse manches unberechtigte Wort gefallen, vielfach im Widerspruch mit der Auffassung unserer bedeutendsten Pädagogen, mit den Urteilen der Schulaufsichtsbehörden und mit jahrhundertelanger Erfahrung.

Nicht überall wurde und wird der Kampf mit gleicher Heftigkeit geführt. In den Gegenden, wo Lehrerinnen seit Jahrzehnten schon ihren Platz neben dem Lehrer einnehmen und ausfüllen, — in den katholischen Bezirken Westfalens und Rheinlands, auch in Bayern, — war von Anfang an eine weit sachgemäßere, ruhigere und objektivere Art der Verhandlung an der Tagesordnung als dort, wo die Lehrerin bis dahin fast unbekannt war und nun ‚sturmflutartig einen Lehrerposten nach dem andern zu verschlingen kam'. Wo der Mensch seine Existenz bedroht sieht, wird Leidenschaft erregt.

Noch andere Begleiterscheinungen vervollständigen das Bild des Kampfursprungs und der Kampfart. Die das reaktionäre Moment in der heftigsten Weise vertreten, sind vielfach Lehrer, denen die Möglichkeit vielseitiger Beobachtung, Vergleichung und Erfahrung hinsichtlich der Lehrerinnen abgeht. Oder es sind solche, die selbst als Mädchenlehrer, wenigstens an reinen Mädchenoberklassen, keine Erfahrungen gesammelt haben. Oder es sind einzelne, die unglücklicherweise unter den Kolleginnen nur ‚Berufsmietlinge' kennen gelernt haben, und andere, die mit Absicht solche zeichnen und damit den ganzen Stand *verzeichnen*. Von solcher Seite mochten Behauptungen stammen wie diese: ‚Die intellektuelle Befähigung der Lehrerin ist überhaupt geringer als die des Lehrers.' ‚Die Lehrtätigkeit der Lehrerinnen ist minderwertig; sie schädigt die Sache der Schule in idealer Beziehung.' ‚Die billigere weibliche Lehrkraft schädigt den Lehrerstand in materieller Hinsicht.' ‚Die geringe Ausdauer der weiblichen Kraft im Volksschuldienst bedeutet einen Schaden für Gemeinde und Staat.'* ‚Die Lehrerinnen stehen unter hierarchischen Einflüssen; darum sind sie eine nationale Gefahr.' ‚Die Lehrerinnen hindern die Entwickelung des geistlichen Standes aus dem Lehrerstande; darum sind sie eine kirchliche Gefahr.' ‚Der öffentliche Unterricht ist im Prinzip Sache des Mannes, da das Wesen der unterrichtlichen Tätigkeit dem Wesen der Frau, *zumal der unverheirateten*, nicht entspricht. Der am meisten naturgemäße Anteil des weiblichen Geschlechts

* Westdeutsche Lehrerzeitung 1905.

an der Schularbeit beschränkt sich auf das Gebiet der Fertigkeiten und auf den Kreis der Unterstufe. Hier mag die Lehrerin neben dem Lehrer in beschränkter Weise Verwendung finden, und zwar an Knaben- wie Mädchenschulen.'*

In den Provinzialvereinen des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins wie in zahlreichen konfessionellen Vereinen ist während der Geschäftsperiode 1904/06 die Lehrerinnenfrage als brennende Tagesfrage eingehend erörtert worden. Äußere Interessen sollten dabei zurücktreten; nur im Zusammenhang mit den Zeitströmungen sollte sie aufgefaßt, vom höchsten und freiesten Standpunkte aus behandelt werden.

In der Tat, in dem Maße, als weitere und größere Gesichtspunkte und mannigfaltigere Erfahrungen in die Betrachtung der Existenz, der Wirksamkeit und des Anwachsens der Lehrerinnen hineingreifen, in dem Maße besonders, als der Zusammenhang der Lehrerinnenfrage mit der Frauenfrage in ihrer geschichtlichen Entwicklung und tiefsittlichen Bedeutung erfaßt wird, müssen sich die Wogen legen und wirklich freie Ergebnisse gezeitigt werden. Eine Frucht möglichst objektiver Anschauung finden wir in der Resolution des dreißigsten Rheinischen Lehrertags zu Essen vom 18. April 1906. Es sind die Sätze: ‚Die Frauenarbeit für die Aufgaben der Volksschule ist der Arbeit des Mannes gleichberechtigt und gleichwertig zu erachten.' ‚Das wichtigste Arbeitsgebiet der Lehrerin ist die Mädchenschule, in der sie grundsätzlich zum Unterricht auf allen Stufen zuzulassen ist.' ‚Aus der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Tätigkeit der Lehrerin mit der des Lehrers für die Aufgaben der Volksschule ergeben sich folgende Forderungen:

a) Gleichwertige Arbeit bedingt gleichartige Vorbildung,

b) gleiche Arbeitsleistung bedingt gleichen Lohn,

c) gleiche Arbeit bedingt gleiche Rechte hinsichtlich der Vertretung in der kommunalen Verwaltung.'

Mehr subjektive Färbung zeigen die Thesen, die für die Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung Pfingsten 1906 zu München festgesetzt sind. Sie lauten:

‚1. Für die Anstellung von Lehrerinnen an den Volksschulen darf nicht das Bedürfnis der Frauen nach Erweiterung des Kreises weiblicher Berufstätigkeit, sondern nur das Interesse der Schule bestimmend sein.

2. Die Erziehung der Jugend ist die gemeinsame Aufgabe beider Geschlechter. Da aber in der Familie der weibliche Erziehungseinfluß vorherrscht, so muß die öffentliche Schulerziehung, die eine Ergänzung der Familienerziehung bringen soll, in Knaben- und Mädchenschulen vornehmlich unter männlichem Einfluß stehen.

3. Die Forderung, an Mädchenschulen nur Lehrerinnen anzustellen, muß überdies noch aus folgenden Gründen abgelehnt werden: Die Lehrerin kann für sich weder ein tieferes Verständnis der Mädchennatur noch eine größere Kenntnis des weiblichen Pflichtenkreises beanspruchen, noch verfügt sie

* Der provinzialsächsische Lehrertag zu Eisleben 1905.

als Frau dem Mädchen gegenüber über eine reichere Auswahl wirksamer Erziehungsmittel als der Lehrer.

4. Nach ihrer physischen und psychischen Verfassung, nach ihrer Vorbildung, nach ihren sozialen Verhältnissen sind im allgemeinen die Lehrerinnen nicht in dem Maße für die Arbeit in der Volksschule geeignet wie die Lehrer. Sie können darum in der Volksschultätigkeit die Lehrer nicht *ersetzen*, sondern nur *ergänzen*.

5. In der Verweiblichung des Lehrkörpers der Volksschule liegt eine Gefahr für die Entwicklung der Schule, für ihre Unabhängigkeit und für unser gesamtes Volkstum.'

Wie verhält sich nun die Lehrerinnenschaft gegenüber diesen auf ihre Mitarbeit gerichteten Abwehr- und Einschränkungsbestrebungen?

Es darf festgestellt werden, daß ihre Selbstverteidigung im ganzen eine durchaus ruhige und maßvolle ist. Sie erkennen an, daß ihr numerisches Anwachsen den Lehrerstand veranlassen, ja gewissermaßen zwingen konnte, in eine ihn selbst und die Schule nahe berührende Zeitfrage tiefer einzudringen. Sie lehnen jedoch ab,

1. daß die Verwendung von Lehrerinnen im Dienste der öffentlichen Mädchenschule überhaupt eine Neuerung sei;

2. daß sie nach ihrer normalen körperlichen und geistigen Verfassung für die Arbeit in der Schule nicht ebenso befähigt seien wie der Lehrer;

3. daß sie als eine bloße Ergänzung oder nur als ein zeitweiliger Ersatz des Lehrers in der Volksschultätigkeit anzusehen seien.

Ihr Standpunkt ist der, daß die Mädchenvolksschule in der Jetztzeit zur Lösung ihrer Aufgabe der Frau unbedingt bedarf, daß diese hier eine Aufgabe zu lösen hat, die Lehrer in demselben Grade nicht zu lösen vermögen. Diese Aufgabe liege für alle Stufen, für alle Klassen der Schule eingeschlossen in der Bedeutung, welche dem weiblichen Einfluß in der Erziehung überhaupt zukommt und dessen Steigerung die sozialen Verhältnisse in der Gegenwart fordern. Sie ergebe sich für die Mädchenoberklassen hauptsächlich aus folgenden Erwägungen: Die Lehrerin vermag als Weib die Eigenart des weiblichen Gemüts besser zu verstehen; die Lehrerin vermag den Anforderungen des praktischen Lebens der heranwachsenden weiblichen Jugend gegenüber in Erziehung und Unterricht besser zu entsprechen. Die Lehrerinnen erkennen an, daß der Mangel einer einheitlichen, der Lehrerbildung unbestreitbar gleichwertigen Berufsausrüstung und ebenso die bisher noch ungeregelten Anstellungsverhältnisse auf der Seite der Lehrerinnen der Lehrerschaft zu mancherlei Angriffen Handhaben bieten konnten. Es ist daher ihr unablässiges Bestreben, diese Mängel, die nicht in ihnen selbst, sondern in den Verhältnissen liegen, beseitigt zu sehen. Im einzelnen verlangen sie für die Lehrerin denjenigen Grad wissenschaftlicher und methodischer Ausrüstung, der sie zur vollen Beherrschung ihrer Aufgabe befähigt und sie dem Lehrer gleichwertig macht. Zur Erreichung dieses Zieles erhebt der Verein kath. deutscher Lehrerinnen folgende Forderungen:

1. Die Ausbildung der Lehrerinnen für Volks-, mittlere und höhere Schulen werde entsprechend derjenigen der Lehrer, jedoch unter Berücksichtigung der weiblichen Eigenart und Bestimmung und der besonderen Bedürfnisse der Mädchenschule gesetzlich geregelt.

2. Die staatlichen Volksschullehrerinnenseminare werden vermehrt.

3. Die zweite Prüfung sei die gleiche für Lehrerinnen wie für Lehrer.

4. Für die definitive Anstellung der Lehrerin seien einzig die Interessen der Schule bestimmend.

Er verwirft die Beschränkung des Wirkungskreises der Lehrerin auf Unter- und Mittelstufen und erstrebt unter voller Wertung der Mitarbeit des Lehrers als Prinzip:

1. Die unbeschränkte Zulassung ordnungsmäßig vorgebildeter Lehrerinnen zu allen Mädchenschulklassen,
2. die Übertragung des Ordinariats der Mädchenoberklassen an Lehrerinnen und von Leitungsbefugnissen über Mädchenschulsysteme an tüchtige Schulvorsteherinnen,
3. die Vermehrung der etatsmäßigen Lehrerinnen- und Oberlehrerinnenstellen an staatlichen höheren Mädchenschulen und Lehrerinnenseminaren.

Der genannte Verein vertritt ferner die Ansicht, daß der Grundsatz: Für gleiche Arbeit gleicher Lohn, an sich berechtigt ist, urteilt aber, daß die wirtschaftliche Bewertung der Arbeit der Lehrerin einstweilen nicht lediglich nach diesem Grundsatze erfolgen kann. Er verlangt aber auch für die Gegenwart unter allen Umständen für die Lehrerinnen jeder Gattung ein ihrer Amtsstellung und Berufsarbeit angemessenes Diensteinkommen, wie es zur standesgemäßen Unterhaltung eines eigenen Heims mit selbständiger Wirtschaft erforderlich ist.

Zur Geltendmachung von Ansichten und Wünschen in bezug auf die Mädchenschule erstreben alle Lehrerinnenvereine die ordnungsmäßige Zulassung der Lehrerin in die kommunale Schulverwaltung.

Man ersieht, daß in manchen Forderungen sich die beiden Parteien begegnen. Verschiedene strittige Nebenpunkte, wie z. B. daß die Lehrerinnen ihren Wirkungskreis nur auf städtischem Gebiete suchten, daß sie Lohndrückerinnen für die Lehrer seien, werden ihre Erledigung in der von den Lehrerinnen selbst erhofften Ordnung aller Anstellungsverhältnisse finden.

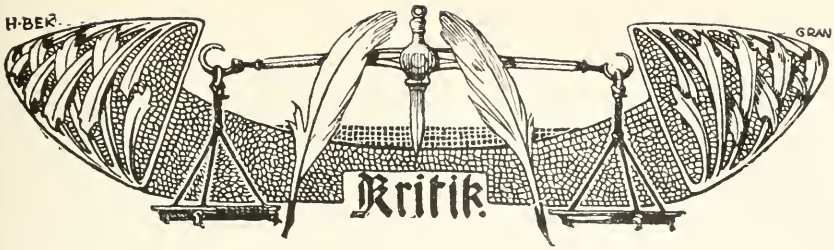
Die empfindlichste Angriffsstelle bietet zur Zeit der Gesundheitszustand der Lehrerinnen, insofern derselbe häufigere und längere Beurlaubungen als bei den Lehrern nötig macht und das Dienstalter der Lehrerinnen als ein geringeres erscheinen läßt. Die herangezogenen statistischen Erhebungen sind jedoch noch unvollständig. Wieviel außerdem bei der Erscheinung äußere wirtschaftliche Einengungen der Lehrerin, mißliche Dienstverhältnisse, vor allen Dingen Schädigungen bei der Vorbereitung auf den Beruf, denen der Lehrer nicht ausgesetzt ist, mitsprechen, kann sich erst zeigen, wenn in all diesem zeitgemäße Reformen Platz gegriffen haben.

Die Lehrerinnenfrage ist eine speziell deutsche Frage. Die anderen Länder verwerten die erziehliche Kraft der Frau längst in anderem Maße, als es in Deutschland im allgemeinen der Fall ist. In Österreich, Luxemburg, der Schweiz, Holland, Belgien und Frankreich nehmen die Lehrerinnen einen weit höheren Prozentsatz zu den Lehrern ein als bei uns, von Nordamerika nicht zu reden, wo tatsächlich das weibliche Element in der öffentlichen Erziehung in einer Weise überwiegt, die zu gerechten Bedenken Anlaß geben kann. Niemand wird indes behaupten wollen, daß Unterricht und Erziehung der Frauen in jenen Ländern einen geringeren Stand einnehmen als bei unserem Volke.

Zwei Literaturerscheinungen zur Lehrerinnenfrage sind Aufsehen erregend geworden: Zuerst Otto Ernsts ‚Flachsmann als Erzieher' mit den bekannten Lehrerinnenfiguren: Betty Sturhahn und Gisa Holm, jene der Typus der alten verknöcherten Jungfer, diese ein leichtfertiger Sausewind ohne Spur von Berufssinn. Ein erfahrener Schulmann, der vielen Lehrerinnen in seinem Dienst begegnet ist, urteilt, daß Otto Ernst sich mit diesen beiden Typen arg verfehlt habe, im ersten am Weibe, im zweiten an der Lehrerin. — Dann kürzlich ein sozialer Roman ‚Ecce mater', in dem die Vorsitzende des Bundes für Mutterschutz, Ruth Bré, in widerwärtigster Weise die Sexualfrage in Verbindung mit der Lehrerinnenfrage bringt. Die Beleuchtung, in der die Verfasserin drei Lehrerinnen zeigt, bildet eine Entwürdigung des Standes, wie sie ärger nicht gedacht werden kann. Daß ‚die neue Ethik' an der berufsmäßigen Eheloſigkeit der Lehrerin einen willkommenen Gegenstand für die Verwertung ihrer entsittlichenden Ideen findet, darf uns nicht wundern. Ein Glück, daß viele Tausende echter Lehrerinnen die Verzeichnungen und verblüffend abschreckenden Verunstaltungen ihres Standes Lügen strafen. Ihre Art, wurzelnd in begeisterter Hingabe an den Beruf und freudiger, freiwilliger Jungfräulichkeit, gehegt und der Neuzeit als triebkräftiges Reis übergeben durch Bernhard Overberg, verbirgt sich, aber sie ist deswegen nicht minder segenwirkend und von hoher sozialer Bedeutung. Professor Mausbachs neuestes Werk ‚Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf' (Apolog. Tagesfragen, 6. Heft, M.-Gladbach 1906) läßt manch interessantes Streiflicht nach dieser Seite fallen.

Durch unsere moderne Frauenwelt geht ein Zug nach Unabhängigkeit und Genuß, der unheilvoller als andere revolutionäre Strebungen das Fundament der Volkswohlfahrt trifft. Soll eine von innen und von außen weise disziplinierte christliche Lehrerinnenschaft nicht vorzugsweise geeignet sein, als eindämmender, zurückweisender, aufbauender und im edlen Sinn befreiender Faktor inmitten der zerstörenden Bewegung ihres Geschlechts dazustehen und zu wirken? In dieser Richtung dürfte die tiefste Ergründung der Lehrerinnenfrage liegen, in der Steigerung des Berufswertes aller Lehrerinnen zur vollen Auslösung solcher Verantwortung die wahrhaft zeitgemäße Lösung der Lehrerinnenfrage.

E. Ernst.



Richard von Kralik als Essayist.

An einen guten Essayisten werden gar manche und nicht geringe Anforderungen gestellt. Man verlangt von demselben gemeiniglich eine reiche und überreiche Fülle von Einzelkenntnissen, eine tiefe und originelle Auffassung geschichtlicher, literarischer, künstlerischer Ereignisse und Personen, eine frische, farbige Lebendigkeit der Darstellung. Dazu vielleicht einen kräftigen subjektiven Akzent bei Betrachtung alter und neuer Zeiten und ihrer Probleme. Wenn eine gemeinverständliche Abhandlung ihr wissenschaftliches Thema auch nicht bis in die letzten Einzelheiten erschöpft, — dies sagt schon der bescheidene Name ‚Essay', ‚Versuch', — so erwarten wir nichtsdestoweniger ein hohes Maß von Beherrschung des Stoffes und die Fähigkeit des Autors, seine Gedanken in künstlerisch abgerundeter Gestalt und mit temperamentvoller Kraft vorzutragen, mag nun die äußere Form die einer Abhandlung, einer Rede, einer persönlichen Schilderung, einer Rezension oder etwas Ähnliches sein. Es reichen sich stets der wissenschaftliche Forscher und der künstlerische Darsteller die Hand. Ein bedeutsamer Hintergrund von Weltanschauung soll dem Ganzen noch die letzte Weihe geben. So denken wir uns einen guten Essayisten. Und wenn wir die Namen der Schriftsteller, die in der letzten Zeit mit Essaybüchern hervortraten, und von denen die aufgezählten Eigenschaften abgelesen wurden, durchmustern, so werden wir in der ziemlich großen Zahl den Namen Richard von Kralik nicht übersehen dürfen. In ihm finden sich die genannten Vorzüge in hervorragendem Maße beisammen, und seine Studienbücher fanden auch schon mancherlei Anerkennung, aber fast mehr auf der Gegenseite als bei katholischen Lesern. Und das müßte gerade nicht so sein.

Kraliks Geburtsjahr ist 1852. Seine Jugend verlebte er in Linz. Nach Vollendung der Universitätsstudien in Wien, Bonn, Berlin, die sich auf die mannigfachsten Geistesgebiete erstreckten, nachdem er auch Italien und Griechenland bereist, Natur und Kunst und Leben emsig geschaut hatte, ließ er sich in Wien nieder, daselbst seit Jahrzehnten ohne Rast forschend und schaffend, alte und neue Zeiten durchprüfend und alles Gewonnene seiner Weltanschauung und Lebensaufgabe dienstbar machend. Als reicher, unabhängiger Mann suchte er keine öffentliche Stellung, er wollte vielmehr als ‚Beamter Gottes' sein Leben zum reinen Experiment im Aufsuchen der Wahrheit machen. Als Frucht der jahrelangen Geistesarbeit liegen uns mehr als 40 größere und kleinere Schriften vor: mehrere Bände Lyrik, zahlreiche Dramen, Neubearbeitungen altdeutscher Werke und auch selbständige epische Dichtungen. Seine Weltanschauung, die er sich nach manchem Kampfe gegen Skeptizismus und Pantheismus in ernster Arbeit errungen, legte er in einem dreiteiligen philosophischen Werke nieder: ‚Weltweisheit. Versuch eines philosophischen Systems in drei Büchern. I. Weltwissenschaft (Metaphysik). II. Weltgerechtigkeit (Ethik). III. Weltschönheit (Ästhetik).' 1894—1896. Allerhand kultur-, literatur-

und kunsthistorische Schriften, darunter eine umfangreiche Monographie über Sokrates und ein ‚Leben Jesu‘, enthalten das übrige von der reichlichen geistigen Ernte. Von allen diesen Arbeiten will ich hier nicht sprechen. Mir liegt heute nur daran, unsere Leser auf die drei Essaybücher ‚Kulturstudien‘, ‚Neue Kulturstudien‘ und ‚Kulturarbeiten‘* hinzuweisen, die sich besonders bequem für die Einführung in die Gedankenwelt des Schriftstellers eignen. Wer auch nur ein Dutzend von diesen Reden, Abhandlungen, Aphorismen aufmerksam durchliest, dem setzt sich aus den Stücken das Bild des Denkers und seiner Anschauung über Gott und Welt mühelos zusammen.

Kraliks ganzes Streben ging seit dem Beginne seiner bewußten Studien nach einer wahren, vollgehaltigen, fest in sich gegründeten Bildung. Der Charakter des Menschen ist ihm das erste, dann kommt erst das Können des Dichters und Künstlers. Er findet sich hier mit den besten Geistern unserer Zeit zusammen. Wenn A. E. Schönbach seit ein paar Jahrzehnten, angeregt von Emerson und anderen Denkern, gegen das Anhäufen unvermittelter Tatsachen eifert und eine Unterwerfung und Durchdringung des Wissensstoffes, eine organische Erkenntnis auf Grund von Kenntnissen fordert, wenn A. Ehrhard einer allgemeinen Bildung das Wort redet, deren ‚zwei Augen Geschichte und Philosophie‘ sind, einer Bildung, welche die innere und äußere Erscheinungswelt als Ganzes betrachtet und deren letzten Grund und inneren Wert festzustellen sucht, welche die ganze Fülle von Gedanken und Tatsachen zu einem einheitlichen Weltbilde zusammenschließt, so habe ich nur ein paar Vertreter jenes Bildungsgedankens genannt, dem auch Kralik mit all seinen Bestrebungen dient. Auch ihm genügt die selbstgefällige Kultur des Wissens und der unzähligen Tatsachen nicht. Diese erscheint ihm nur wie ‚ein umgestürzter Bücherkasten‘. Auch ihm soll sich wahre Verstandesbildung, Verständnis der Welt, der Rätsel des Lebens und des Todes, dann eine verläßliche ethische Schulung des Willens, ästhetische Bildung und Entwicklung des Geschmackes zusammen mit der zweckmäßigen körperlichen Betätigung in stählender Arbeit, mit der Hochachtung alles Volkstümlichen und Edlen in Brauch und Sitte zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen. Sein jahrzehntelanges Lernen auf allen Gebieten gibt ihm das Tatsachenmaterial, seine selbst errungene christliche Überzeugung bildet das geistige Band, das die einzelnen Teile zum Kosmos ordnet. Wie einst A. W. v. Schlegel, könnte auch Kralik, wenn es seine Bescheidenheit zuließe, über sein Lebenswerk schreiben:

‚Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in eines Wissens Kette . . .‘

Kralik selbst bezeichnet sein Lebensziel mit den einfachen Worten: ‚Ich selber bin nun ganz unabhängig. Warum soll ich nicht diese Unabhängigkeit benützen, um ganz voraussetzungslos, ohne etwas Äußeres zu erstreben, ohne nach eines Menschen, nach einer Behörde Gunst zu fragen, bloß der Erforschung des Wahren, der Betätigung des Rechten, der Hervorbringung und Pflege des Schönen zu leben?‘

Ich habe vorher absichtlich die Verse eines Romantikers angeführt. Kralik ist nämlich gleichfalls Romantiker mit seinem ganzen Wesen. In ihm ist nach hundert Jahren ein gutes Teil vom Geiste eines Novalis und Friedrich v. Schlegel lebendig geworden. ‚Wir Romantiker‘ sagt Kralik manchmal selbst mit Nachdruck.

* Sämtliche im Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. Münster i. W.

A. Dürer fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Madonna mit der Meerkatze.

Wie jene anderen Romantiker vor drei Menschenaltern, betrachtet auch er gerne alles Leben im großen und kleinen ästhetisch. Welt und Leben sind ihm ein ‚ästhetisches Problem', und eine ‚ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes' ist ihm ein vertrauter Gedanke. Wie die alten Romantiker einst gegen das öde und nüchterne Treiben des Rationalismus Front machten und die Poesie des Glaubens, ja des Aberglaubens und der Astrologie leidenschaftlich verteidigten, so nennt es auch Kralik eine ‚berechtigte Einseitigkeit', der fanatischen Überschätzung des Tatsächlichen, Exakten, der Kultur des Materialismus von heute und gestern gegenüber energisch und einseitig für die Welt des Glaubens, des Gemütes, der Tradition und des Idealismus einzutreten. Wie sich Friedr. v. Schlegel als fruchtbares Erdreich einer hohen Kunst und Dichtung nur die Religion, eine ‚Mythologie' denken konnte, wie er und seine Genossen bald nach der lebendigen katholischen Religion mit ihren Traditionen und Legenden, mit ihrem sinnvollen Kultus griffen, so wünscht auch Kralik wiederum einen innigen Bund zwischen der Kunst und der reichen katholischen Ideenwelt. (Nur hat letzterer einen richtigeren Blick für das Wesen der Religion.) Von den Romantikern hat er es auch gelernt, wie die Vergangenheit auf allen Lebensgebieten unsere Zukunft gründen muß, besonders in Kunst und Poesie. Hier soll das Alte beständig mithelfen, Neues und Großes zu schaffen. So soll nach dem Muster alter Zeiten das Theater wieder zur ‚Festbühne' werden. Volkskunst und Volksdichtung können eine stetige Lebens- und Kraftspenderin für die Schaffenden sein. Alte Erinnerungen, die das Beste unserer Vorfahren in unserem Sinne wach erhalten, sind ehrfürchtig zu pflegen, so, wie man z. B. in Maria Lanzendorf bei Wien das Gedächtnis an die bedeutendsten Ereignisse der Vergangenheit festhält. Die geplanten Nibelungenspiele in Bechlaren wachsen sich in Kraliks Phantasie zum großen, deutschen Nationalfeste aus, und auf dem Kahlenberge sieht er schon eine ‚österreichische Wartburg' voll großer, glorreicher Erinnerungen erstehen. Die Dichter des Mittelalters, selbst Roswitha, Hans Sachs, dann Angelus Silesius und die Romantiker in Kunst und Dichtung sind seine vergötterten Lieblinge. Wie sich unter der Berührung seiner Phantasie auch die Natur mitunter in echt romantischen Formen märchenhaft und seltsam belebt, zeigt sein phantastisches Spiel mit dem Monte Cristallo. (‚Neue Kulturstudien' 193 ff.) Von dieser Naturempfindung aus versteht er Böcklin, Stuck und Thoma richtig. Kralik wird nicht müde, mit immer neuer Begeisterung den Wert, die volksbildende und staatserhaltende Kraft der Kunst und Poesie zu preisen, wie ja auch den Philosophen des ‚Athenäums' die Kunst das Eins und Alles war. ‚Die Kunst ist es, die durch ihre Formgebung Städte, Staaten und Nationen vereint, erhebt und ihnen Dauer verleiht; sie ist es, die am unmittelbarsten das Verständnis der Harmonie und der Gesetze des Kosmos vermittelt. Zutreffend und tiefsinnig sagt darum der griechische Weise, daß man nicht die Gesetze der Musik umwälzen kann, ohne den Staat umzuwälzen und umgekehrt.' (‚Neue Kulturstudien' 362.) Diese echt romantische Anschauungsweise ist das Leitmotiv, das durch alle ästhetischen, philosophischen, literarischen ‚Herzensergießungen' Kraliks geht, allem Farbe und Stimmung verleiht, wenn auch in verschiedenem Stärkegrade. Die Romantik besaß außerdem noch etwas, was uns in den Jahrzehnten des engen Spezialistentums vielfach verloren ging, das Streben nämlich, alles Einzelne in Geist und Natur immer als Teil des großen Ganzen zu betrachten. Sie hatte ein tiefkünstlerisches Bedürfnis nach Harmonie. Wie bereits erwähnt, lebt dieser Drang — künstlerisch und religiös zugleich — in Kralik und vielen anderen Denkern von heute in neuer

Kraft wieder auf. Sein Geist fand in der kleinen Welt der naturalistischen Moderne kein Genügen. Bekanntlich befand sich Kralik vor 20 Jahren auch in Gesellschaft der Brüder Hart, der Henkell, Arent, Conradi usw., und er erlebte das ganze Wachstum der jüngsten Richtungen hoffend und leidend mit. Es trennten sich aber nach und nach die Wege der Wahrheitsucher nach allen Richtungen. Kralik gelangte durch energisches Suchen und Prüfen zu jener religiösen, nationalen, volkstümlichen, sozialen und ästhetischen Grundlage seiner Lebensauffassung und seines Kulturideals, das jetzt sein Denken und Arbeiten beherrscht.

Das höchste Ziel des Lebens, das wir verfolgen sollen, ist ‚eine einheitliche, organische, erhebende und würdige Kultur', ähnlich wie sie das Altertum und Mittelalter besaßen. Seit dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Weltanschauung, durch die Zerstörung des Glaubens, durch die krankhafte Nachahmungssucht des Fremden ging der modernen Welt ein solches Kulturziel verloren, um einer beständigen Revolution, Anarchie und Dekadenz Platz zu machen. Die Tätigkeit unserer großen Klassiker und Romantiker war ein Versuch, aber nur ein unzureichender Versuch, eine solche Hochkultur wieder zu erlangen, und Richard Wagner war der letzte große, geniale Geist, der aus der modernen Dekadenz heraus den Weg zu einer Kunst und Kultur ging, in der sich antike Formenschönheit, christlicher Wahrheitsgehalt und germanische Empfindungsweise vermählen sollten. Damit haben wir bereits die drei Grundpfeiler, auf denen sich nach Kralik für uns auch heute noch jede lebensfähige, menschenbeglückende Kultur aufbauen muß, genannt: die Antike, das Christentum und das nationale Wesen. Wert und Gehalt dieser Kulturelemente werden wie in einem beständigen Refrain in den ‚Kulturstudien' immer aufs neue betont. Kralik fühlt sich als lebendigen Erben der Antike, die er gar nicht als bloßes pädagogisches Zuchtmittel ansehen mag, sondern als positives Besitztum. Sie ging auch niemals gänzlich unter, sondern wuchs im natürlichen Übergang in das mittelalterliche Christentum hinein. Von der alten Welt erbte das Mittelalter das römische Imperium, von ihr die Aufgabe, die Kultur des Abendlandes gegen die Barbarei des Ostens zu verteidigen. Alle Stile der christlichen Kunst wuchsen organisch aus dem Wurzelstock der Antike hervor. Für Literatur und Wissenschaft war die Vorarbeit der Griechen und Römer ein beständiger Sauerteig. Und wir ‚können und sollen vor allem zwei Dinge von ihnen lernen: nationalen und religiösen Sinn'. — Mit der Antike verband sich das Christentum bereits von seinen Anfängen an auf das innigste, indem es alles Gute und Erhaltenswerte aufnahm, sorgsam hütete, sich assimilierte und für seine neuen hohen Zwecke dienstbar machte. Das Christentum selbst ist auch heute jeder Kultur unentbehrlich; denn jede edle und große Kultur muß von der Religion wie von einer alles erleuchtenden Sonne erwärmt und beglänzt sein. Dies fühlen die feineren Denker unserer Tage. Während aber die einen bei den alten Griechen oder Germanen, die anderen beim Buddhismus, wieder andere in einem allgemeinen vagen ‚Weltgefühl' ihre religiöse Stütze suchen, verweist unser Wiener Denker unermüdlich auf jene Macht, welche allein von allen Mächten der Zeit unzerwühlt dasteht, nämlich das positive, lebendige und zukunftreiche Christentum, wie es sich in der katholischen Kirche immer glänzender manifestiert. — Zur Antike und zum Christentum gesellt sich als drittes Kulturelement, als Träger und Stamm der beiden andern das nationale. Dieses gibt erst der ganzen Kultur Charakter und Farbe. ‚Wenn die klassische Antike unser ästhetisches Gefühl mit den vollendeten Formen vollkommener Schönheit befriedigt und anmutig ausbildet, wenn das

Christentum unser höchstes intellektuelles Vermögen mit ewigem Wahrheitsgehalt erfüllt, so ist es das nationale, das native Element, dem wir die angeborene Grundkraft des rechten Willens und Strebens, des Charakters, des Gemüts verdanken. Diese drei Dinge gehören zusammen wie Schönheit, Wahrheit und Güte; sie bilden eine notwendige Dreieinigkeit.' Auf dem Unterbau dieser altbewährten Erbschaft soll sich also die neue Kultur der Gegenwart und Zukunft wieder erheben. Keine Epigonenkultur soll es sein, sondern eine eigenkräftige, aus unserem Gefühl erwachsene, von unserer Gemütskraft erfüllte Kultur. Manche Moderne meinten irrtümlich, eine neue Kultur ließe sich unvermittelt aus dem Boden stampfen. Dies wäre fruchtlose Danaidenarbeit. Alle wahre Kultur ist ja Neubelebung, ‚Regeneration' aus alten Wurzeln und Keimen, und eine vornehme Kultur ist niemals ahnenlos. Nur in der lebendigen Tradition liegt ihre beste Kraft. In dieser Richtung hat sich nach Kralik das ganze verfahrene, moderne Leben zu gestalten. An Stelle der kalten, materialistischen Kultur der Technik, der Naturwissenschaft, des Egoismus soll eine Kultur des Idealismus, an Stelle der heutigen Zerfahrenheit wieder einheitliches Denken und Empfinden treten. Der hochmütigen Negation wird auf allen Linien das Positive entgegengestellt, und dem Bleibenden und Beharrenden soll wieder sein Recht werden gegenüber dem nervösen, krankhaften Hasten und Jagen nach Neuem, das schon soviel Irrtum und Mißerfolg verschuldete. Daß aber andererseits alles Gute und Haltbare, was die neue Zeit hervorbrachte, dankbar entgegengenommen wird, braucht kaum gesagt zu werden.

Im Lichte dieser Grundsätze, die sich manchmal mit Fritz Lienhards ‚neuen Idealen' berühren, betrachtet Kralik in seinen ‚Kulturstudien' nach und nach so ziemlich alles, was an bemerkenswerten Erscheinungen im Leben der Gegenwart zutage tritt, was sich an Fragen des Zeitgeistes, der Literatur, Kunst und Wissenschaft aufdrängt. So die katholischen Kulturaufgaben im allgemeinen, unser Verhältnis zur modernen Intelligenz, zum nationalen Gedanken, zu einzelnen Kunstrichtungen. Kirchenmusik und kirchliche Reformideen, die katholischen Vereine so gut wie der Sozialismus kommen zur Sprache. Andere Abhandlungen befassen sich mit pädagogischen, kulturhistorischen, kunst- und literarhistorischen oder allgemein-ästhetischen Gegenständen. Charakterbilder von Dichtern, Künstlern, Denkern aus alter und neuerer Zeit werden als historische Illustrationen für Kraliks Theorien herangezogen, und verschiedene Vorschläge, die auf eine volkstümliche, religiöse und nationale Kultur abzielen, sind in beredter Weise entwickelt. Die typische Methode Kraliks in seinen Essays ist folgende. Er nimmt ein Thema um das andere aus dem Fragekasten der Gegenwart heraus, hält es gleichsam in das Licht seiner Weltanschauung, prüft es an historischen Analogien, merkt dabei die Licht- und Schattenseiten an und gibt am Schlusse seine stets optimistischen, ermutigenden Ratschläge. Aus diesem Vorgehen erklären sich auch die allzu häufigen Wiederholungen der nämlichen Gedankengänge, wenn auch die Einkleidung dabei geschickt variiert erscheint. Die Sprache ist meist klar und lebendig, der Ton bescheiden, leise, oft fast schüchtern, österreichisch-schüchtern. Wohltuend ist der stets bereitwillige Blick für alles Gute. Wie anders als unsere Schablonenkritiker sieht Kralik z. B. die neue Kunstbewegung an! Seine Persönlichkeit tritt nicht stark in den Vordergrund; das Sachliche soll zuvörderst wirken. Wir sollen immer die sicher aufgebaute Weltanschauung und die großen Gesichtspunkte sehen, die hinter allem, auch hinter den kühnen und waghalsigen Behauptungen stehen.

An anfechtbaren Einzelheiten fehlt es in den ‚Kulturstudien' wahrlich nicht. Kralik fühlt es wohl selbst. Darum mahnt er öfter als einmal zum Betrachten seiner Ideen im großen Zusammenhange. Nicht ein Mangel an Kenntnissen verführt ihn zu gewagten Aufstellungen, sondern der Dichter und Künstler ist es nach meiner Überzeugung, der dem Forscher gerne zur Unzeit dazwischen redet. Wenn der Dichter in einer Kulturepoche etwas nicht sehen mag, verbindet er eiligst dem Forscher die Augen. Ein Verzeichnis meiner Fragezeichen, die ich an den Rand setzte, erlasse ich dem Leser. Nur auf ein paar Beispiele sei hingewiesen. Wie künstlerisch sehende Menschen überhaupt gerne tun, so hat auch unser Essayist die Gepflogenheit, große, komplizierte Kulturperioden mit wenigen Sätzen und kräftigen Schlagworten zu charakterisieren. Wie bedenklich dies ist, weiß ein jeder, der sich einmal das konkrete Bild eines verflossenen Zeitraums forschend zu vergegenwärtigen suchte. ‚Die Renaissance bedeutet die Zerreißung dieser Einheit (sc. des Wissens und Lebens), die totale Zerreißung dieser einheitlichen Kultur' (‚Kulturarbeiten,' S. 27). ‚Renaissance' und ‚Humanismus' werden wie Synonyma behandelt. Raffael, Tasso, Calderon, Shakespeare werden als Fortsetzer des Mittelalters aus der Renaissance — die übrigens anderwärts wieder als ‚große Zeit' bezeichnet wird — ausgeschaltet. Das Unzutreffende, das in solchem Vorgehen liegt, brauche ich für den Kenner nicht auseinanderzusetzen und ebensowenig, daß dem Nichtkenner einschlägiger Literatur mit solchen und ähnlichen kulturhistorischen Gewalttätigkeiten schlimm gedient ist. Oder ein Beispiel, wie Kralik seine Behauptungen wenig überzeugend begründet: Starkes Betonen des nationalen Gedankens, heißt es, sei ein Zeichen von Dekadenz; denn in der Edda und im Nibelungenlied ist der deutsche Gedanke gar nicht ausgesprochen. Ja, war ein Anlaß dazu? Wie steht es beim gleichzeitigen Walther von der Vogelweide?

Eine Schwäche der Darstellung in einzelnen Aufsätzen soll noch angemerkt werden. Kralik erzählt, wie es ihn schier kränkte, als ihm einst ein Freund die Befürchtung aussprach, daß eine Versammlung dem Gedankengange einer geplanten Rede schwerlich werde folgen können. Der Freund hat kaum ganz unrecht gehabt. Verschiedene Ausführungen leiden so sehr an abstrakter, unanschaulicher Allgemeinheit, daß ich als alter Schulmeister, der auch öfters die Aufnahmsfähigkeit des Publikums beobachten konnte, jenem Freunde nur beistimmen muß. Man darf auch beim gebildeten Publikum nicht alle möglichen Fach- und Detailkenntnisse voraussetzen. Statt der allzu häufigen Wiederholung der nämlichen Gedankenreihen hätten ein paar ausführlichere, mit Einzeldaten und Anschaulichkeit ausgestattete Aufsätze gewiß eine viel tiefere Wirkung getan. Kralik scheint mittlerweile selbst dieser Meinung geworden zu sein. Seine drei Vorträge über ‚die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst' sowie die jüngst erschienene Studie über ‚die moderne Literatur und das Christentum' sind mir ein Beweis dafür und bedeuten einen höchst erfreulichen Fortschritt in seiner essayistischen Kunst. Auch verschiedene Nummern der ‚Kulturstudien' wie ‚Über die Gralsage,' ‚Über geistliche Festspiele,' ‚Die Wiener Klassiker der Musik,' ‚Das Kulturideal,' ‚Roswitha von Gandersheim,' ‚Die Poesie Ferdinand Raimunds' u. a. heben sich vorteilhaft von den allzu kühnen und flüchtigen Gelegenheitsreden ab.

Ein paarmal schüttelt Kralik auch unwillig den Kopf über jene, die von einer Minderwertigkeit der heutigen katholischen Literatur und Wissenschaft sprachen. Dafür entschlüpfen ihm wieder bei anderer Gelegenheit um so schärfere und schmerzlichere Worte über unsere ‚selbstgewisse Zufriedenheit' oder über die ‚schlafenden

Jünger' am Ölberg, die schließlich vor den Schergen fliehen und als einzigen Erfolg ein abgehauenes Ohr zu verzeichnen haben. Wenn Kralik nach dreißigjähriger schriftstellerischer und propagandistischer Tätigkeit an einen Freund schreibt: ‚Wie viele kennen mich? Wie viele haben das eine oder andere Buch von mir in der Hand gehabt? Wie viele wissen, was ich denn eigentlich mit meiner rastlosen Tätigkeit will und anstrebe?', so will mir scheinen, daß Kralik selbst ein richtiges Opfer unseres ‚minderwertigen' literarischen Sinnes geworden ist. Wie viele Männer haben wir denn, die eine solche Welt- und Kunstanschauung wie Kralik von so hoher Warte aus, mit solch unermüdlichem optimistischem Eifer predigen? Wenn man anderswo unter Dutzenden von nicht schlechten Schriftstellern einen bedeutenden Denker übersieht, wie es etwa mit Heinrich von Stein geschah, so ist dies begreiflicher als bei uns, wo wir gar nicht so viele Männer wie Kralik zum Übersehen haben. Man lese Kraliks Bücher prüfend, berichtigend, ergänzend! Dann sind sie ausgezeichnete Anregungsmittel. Man lese sie so scharfkritisch als möglich, aber — man lese sie wenigstens!

Dr. Johann Ranftl.

Pfingsten.

Und da sie alle beisammen waren
Und beteten,
Kam in Gestalt von feurigen Zungen
Der heilige Geist herabgefahren, —
Und alle fühlten sich tief durchdrungen
Von überströmenden, wunderbaren
Gewalten und Worten und redeten
Aus seliger Inbrunst zu den Scharen,
Die in Jerusalem
Aus allen Ländern versammelt waren.

Und siehe: Tausend und aber tausend
Bewunderten ihren reinen Mut
Und entbrannten an ihrer Rede Glut,
Die wie Hymnen und Psalmen brausend
Vorüberzog
Und die Herzen bog.

Herr, wir sind deine Jünger auch, —
Wo aber bleibt dein Flammenhauch?
Sieh unsre Schmerzen!
Und send' auf uns den heiligen Geist,
Der uns den Weg zum Herzen weist,
Zu allen Menschenherzen!

Christoph Flaskamp.

Ein Streit um die scholastische Philosophie

zieht sich nun schon durch den zweiten Jahrgang der altbewährten und gerade neuerdings wieder in erfreulichem Aufschwung begriffenen Monatsschrift ‚Natur und Offenbarung'* und beansprucht schon dadurch von vornherein ein besonderes Interesse, daß er sich in einer nicht eigentlich philosophischen, sondern naturwissenschaftlichen Zeitschrift abspielt. Diesem Umstand muß man es freilich des öfteren zugute halten, wenn die Schärfe der Begriffe und die Kenntnis der philosophischen Fachliteratur zumal bei dem Hauptdebattanten erhebliches zu wünschen übrig lassen; aber es wäre sehr verfehlt, wenn man schon deshalb Ludwig Günthers Anklage der Scholastik ganz unbeachtet lassen wollte. Vielmehr unterliegt es keinem Zweifel, daß ähnliche, wenn auch minder extreme Beschwerden und Anliegen auch von vielen anderen treuchristlichen Naturwissenschaftlern gehegt, obzwar nur selten so rückhaltlos literarisch bekundet werden. Man gehe nur die glänzende Reihe großer Naturforscher, welche P. Kneller in seinem vielberufenen Buche ‚Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft' im apologetischen Interesse zusammengestellt hat, auch einmal unter dem Gesichtspunkte durch, wie viele von ihnen in ihrem naturphilosophischen und allgemeinphilosophischen Denken der Scholastik nahestanden; man wird darunter nur eine ganz verschwindende Zahl als ‚Freunde der Scholastik' ansprechen können. Heute steht es damit nicht anders, und wenn sich begrüßenswerterweise vom laufenden Jahre an endlich die Hoffnung auf eine dauernde Konstitution der naturwissenschaftlichen Sektion der Görresgesellschaft erfüllt, wenn hierdurch auch die Beziehungen der Naturwissenschaften zur christlichen Philosophie erweiterte Erörterungsmöglichkeit gewinnen können, dann wird früher oder später auch über das problematische Verhältnis der Scholastik zur modernen Naturwissenschaft eine sachlich förderliche Aussprache stattfinden müssen.

Die Hauptvorwürfe, welche Günther gegen den scholastischen und neuscholastischen Betrieb der Philosophie erhebt, finden sich in folgenden Sätzen ausgesprochen:

> ‚Unsere Gelehrten arbeiten fast ohne Ausnahme im Sinne einer Schule; unsere Philosophie ist Schulphilosophie von einer solchen Exklusivität, daß sie mitunter die Fühlung mit dem fremden geistigen Leben und Fortschritt ganz verloren zu haben scheint. ... Es ist unleugbare Tatsache, daß wir fast alle Materien

* ‚Natur und Offenbarung.' Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben für Gebildete aller Stände. Münster i. W. Aschendorffscher Verlag. Bd. 51. S. 103 ff. u. 705 ff. Bd. 52 S. 95 ff. u. 170 ff.

und Probleme, die die Scholastik (des Mittelalters) nicht kannte, auch nicht kennen.... Wir behandeln im allgemeinen zu viel die philosophischen Lehren, die mit der Theologie irgendwie zusammenhängen, und lassen alles andere zu sehr unberücksichtigt.... Der Geist der Scholastik ist ein Geist der Unselbständigkeit,... der Abneigung gegen die Erfahrung.... Das treibende Motiv war (bei der mittelalterlichen Scholastik und blieb bei der neuzeitlichen) das Dogma, und Aristoteles war die Brille, durch die man alles betrachtete; alles, selbst das fernliegendste, erschien religiös gefärbt; alles wurde in Beziehung zum Dogma gebracht, das man in aristotelische Philosophie gekleidet hatte, und dessen ehrwürdige Autorität allmählich auf diese Einkleidung überging.'

Im Gegensatz zu diesen mit nicht wenigen Beispielen, aber auch gar manchen voreiligen Verallgemeinerungen ausgestatteten Vorwürfen stellt Günther namentlich folgende drei Hauptforderungen auf:

‚Die erste Eigenschaft, die eine wissenschaftliche Philosophie heute besitzen muß, ist die Freiheit. Die philosophische Forschung ist frei, wenn sie jede bewußte Beeinflussung, die nicht in der Natur des menschlichen Forschens begründet liegt, zurückweist....

Die zweite Eigenschaft, die die geistige Kultur unserer Zeit von der Philosophie verlangt, ist ein mehr erfahrungsgemäßer Charakter, d. h. die breiteste Grundlage in der Erfahrung und der engste Anschluß an die Erfahrungswissenschaften....

Die dritte Eigenschaft, die eine Philosophie der heutigen Zeit besitzen muß, ist der Relativismus, d. h. das Bewußtsein der Relativität der philosophischen Erkenntnis.'

Bis jetzt hat nur der erste, minder ausgearbeitete Anklageartikel Günthers eine Erwiderung von naturwissenschaftlicher Seite gefunden. P. A. Linsmeier S. J. nimmt sich der angegriffenen Scholastik warm an, obgleich er bekennen muß, daß man ihn selbst schon wegen Stellungnahme gegen manche scholastische Einzelausführungen als ‚Gegner der Scholastik' angesehen habe.

Linsmeier unterscheidet zur Rechtfertigung der Scholastik zwei Arten der philosophischen Spekulation. Die eine, die ‚allgemeine Philosophie', geht aus von den mehr allgemein zugänglichen Tatsachen, die jeder gedanklich geschulte Mensch einigermaßen überschauen kann. Die andere oder eigentlich die anderen Philosophien sind ‚Spezialphilosophien', z. B. Naturphilosophie, Geschichtsphilosophie, Sprachphilosophie, Rechtsphilosophie usw. Sie erfordern ein ausgedehntes Spezialwissen in den betreffenden Fächern und sind daher nur Fachleuten vollkommen zugänglich.

‚Es kann geschehen und ist auch geschehen, daß die „allgemeine Philosophie" zu Behauptungen gelangt, welche den Resultaten einer „Spezialphilosophie" widersprechen. In naturwissenschaftlichen Fragen ist das schon öfters geschehen, geschieht noch und wird wohl auch in Zukunft noch manchmal eintreten. Wenn der Grund des Widerspruches darin liegt, daß zum betreffenden Urteil die allgemein zugänglichen Erfahrungen nicht hinreichen und die wissenschaftlichen Erfahrungen eines Spezialfaches herangezogen werden müssen; wenn ferner die erwähnten Resultate durch folgerichtiges Denken aus den einschlägigen Tatsachen

abgeleitet worden sind: dann ist es nur vernunftgemäß, die „allgemeine Philosophie" nach der betreffenden „Spezialphilosophie" zu berichtigen.'

Linsmeier gesteht ‚in so manchen Fällen' ‚einen zu weit gehenden Konservativismus' bei den scholastischen Philosophen zu, klagt aber ebensosehr die Spezialphilosophen und insbesondere die modernen Naturphilosophen allzu großer Voreiligkeit in der Aufstellung ihrer Hypothesen an.

Zweck der Scholastik ist (neben der pädagogischen Denkschulung)

‚die Grundlegung einer einheitlichen Weltanschauung ... und die Grundlegung für die spekulative Vertiefung der katholischen Glaubenslehren.... Ihre stete Rücksichtnahme auf die Glaubenslehren kann nicht als unwissenschaftlich bezeichnet werden. Denn erstens ist es unmöglich, daß etwas philosophisch wahr sei, was dogmatisch falsch ist; zweitens entnimmt die scholastische Philosophie ihre Beweise nicht den Glaubensquellen, sondern der Vernunft; sie läßt sich von diesen wohl auf Irrtümer aufmerksam machen, sucht aber dann selbständig durch folgerichtigeres Denken diese zu vermeiden.'

Linsmeiers Verteidigung ist weit maßvoller als Günthers Anklage. Er hätte aber doch wohl die Unterscheidung, welche auch letzthin in ‚Hochland' (S. 59 ff.) anläßlich der Löwener Schule zwischen zwei Formen der neuscholastischen Philosophie gemacht wurde, ruhig zugestehen sollen, nämlich zwischen einem fasziniert rückwärts blickenden ‚Paläothomismus' und einer rückhaltlos vorwärts strebenden und das Neue gebührend betonenden Neuscholastik. Ein korrigierendes Lernen der althergebrachten ‚Allgemeinphilosophie' von den neuen Formen der ‚Spezialphilosophie' und namentlich von der immer stärker hervortretenden Psychologie und Naturphilosophie ist unbedingt notwendig, und das haben auch die weiterblickenden Verfechter der scholastischen Grundideen bereits besser eingesehen, als Günthers prinzipielle Abneigung zugesteht. Freilich ist das, was man bisher praktisch zustande gebracht hat, noch halbe Arbeit. Günther charakterisiert eines der besten einschlägigen Werke nicht unzutreffend als

‚ein seltsames Mittelding: Mitten zwischen modernen Resultaten alte Gedankengänge, mitten zwischen mittelalterlichen Ausführungen moderne Ideen — und doch kein einheitliches Ineinanderarbeiten von Altem und Neuem. In dem Buche ringt noch das Neue mit dem Alten.'

Ohne ernstes gedankliches Ringen und das hie und da auch unvermeidlich damit verbundene Straucheln wird man allerdings zu keiner allseitigen und festen neuen Synthese von Glauben und Wissen zu gelangen vermögen. Aber damit man ernstlich miteinander ringen könne, muß man erst zusammengekommen sein; Scholastiker und Naturwissenschaftler müssen sich vor allem erst gegenseitig noch besser kennen und verstehen lernen. Die scholastischen Philosophen müssen an Stelle ihrer meist ganz unnötig altertümelnden Beweis- und Ausdrucksformen eine Denk- und Sprechweise annehmen, welcher auch ein modern naturwissenschaftlich geschulter Kopf zu folgen vermag; die Naturwissenschaftler andrerseits, soweit sie über ihre Spezialarbeiten hinausblicken, müssen sich der philosophischen Grundbegriffe deutlicher bewußt werden, welche in alles theoretische Denken notwendig eingehen und auch der außernatur-

wissenschaftlichen Erfahrung, sei es nun fremdwissenschaftlicher oder allgemeinmenschlicher Art, wieder das zukommende Gewicht beimessen lernen. Im allgemeinen hat alles Formulieren von Beschwerden und Forderungen auf diesem Gebiete nur dann Wert, wenn es einen neuen Ansporn ergibt zu der unentwegten Arbeit, welche allein die Schwierigkeiten aus der Welt schafft, und zwar, da die Kräfte jedes einzelnen an solchen Aufgaben scheitern müßten, zu einer von immer weiteren Kreisen aufgenommenen und durch gegenseitiges Voneinanderlernen immer inniger gestalteten Arbeitsgemeinschaft.

lg.

Moderne Inquisition.

Erst jüngst war an dieser Stelle von dem ‚Dogmatismus bei Freidenkern' die Rede; es betraf das zunächst nur die theoretische Verleugnung ihrer eigenen Grundsätze. Noch mehr aber strafen sich unsere ‚Freidenker' selbst Lügen, wenn sie in der Praxis, weit entfernt, frei zu denken, sogar auch noch anderen verbieten oder ernstlich verübeln wollen, daß diese es tun. Ein solches geistiges Bevormundungssystem absonderlichster Art, welches man mit der sozialdemokratischen Devise: ‚Wer nicht pariert, der fliegt' in unmittelbaren Zusammenhang bringen darf, hat schon dermaßen krasse Formen angenommen, daß sogar ein ständiger Mitarbeiter der ‚Frankfurter Zeitung' über diese ‚moderne Inquisition' bitterste Beschwerde führen muß. Dr. Robert Drill hatte sich, wie er in einem Feuilleton über ‚Moderne Inquisition und Aufklärung' (Nr. 108 der ‚Frkf. Ztg.') erzählt, die Meinungsäußerung gestattet, daß die Freiheit des Willens eine philosophisch durchaus haltbare Position ist. Darauf wurde er alsbald von einem Verfechter der Willensunfreiheit, der sich bezeichnenderweise in die Vehmrichterkutte der Pseudonymität (‚Allostis') vermummte, mit den schärfsten sachlichen und persönlichen Vorwürfen angefahren, und am allerschmerzlichsten empfindet Dr. Drill den Vorwurf, seine Verfechtung der Willensfreiheit bekunde, kurz gesagt, eine ‚reaktionäre' Geistesrichtung.

Diese ketzerrichtende Art der Gegenargumentation ist, so sagt Dr. Drill, typisch für eine ganze Gattung wissenschaftlicher und namentlich populär-wissenschaftlicher ‚Aufklärungs'literatur; die grundsätzliche Feindschaft gegen alles positiv-religiöse Denken muß die sachlichen Beweisgründe ersetzen.

‚Es ist notorisch, daß noch oft der Antagonismus gegen die Kirche in wissenschaftlichen Dingen Direktiven gegeben hat. Wie es auf der andern Seite allezeit Leute gab, die zugunsten der Kirche Beugungen der Beweisgründe vornahmen, so findet man besonders in Perioden der Aufklärung Personen, die sich in wissenschaftlichen Angelegenheiten nicht bloß von rein sachlichen Momenten, sondern auch, manchmal wohl unbewußt, von dem Wunsch, die Fundamente der Kirche zu schwächen, leiten lassen. Ob, warum oder inwieweit der Kampf gegen die Kirche berechtigt sei, darüber braucht hier nichts ausgesagt zu werden, denn das ist eine politische Frage. Aber gerade deshalb, weil das ein politisches Moment ist, hat es ganz gewiß in der Wissenschaft schlechterdings nichts zu tun ...,

‚Darwin war ein bescheidener Gelehrter, der still seine Untersuchungen machte und sich sonst um nichts kümmerte. Unter denjenigen aber, die seine Lehre aufnahmen, fanden sich bald etliche, die im Darwinismus eine ausgezeichnete Waffe gegen die Kirche erblickten, und besonders aus diesem Grunde nahmen sie sich seiner an. So wurde aus dem Darwinismus, der als wissenschaftliche Theorie begonnen, in den Händen mancher Leute ein politisches Kampfmittel. Das teilt natürlich die Menschen: diejenigen, welche dem Darwinismus zustimmen, sind die Fortschrittlichen, die anderen die Rückschrittlichen. Wenn du daher auf Grund kritischer Studien zur Überzeugung kommst, daß die Logik des Darwinismus viel zu wünschen übrig läßt und eine biologische Entwicklungstheorie richtig überhaupt nur als ‚Betrachtungsweise‘ aufgefaßt werden kann, dann sage es nicht, oder du bist ein Reaktionär! Das gleiche Schicksal kann dir noch in anderen Fällen widerfahren. Da treten Leute auf, die neue Sittenlehren gefunden haben; offenkundig ist ihre Entstehung aus antikirchlichen Tendenzen. Wenn du sie dennoch unbefangen prüfst und dich überzeugst, daß diese neuen Lehren nicht haltbar sind, dann sage es nicht, oder du bist ein Reaktionär! Religion und Kirche beruhen hauptsächlich auf drei Postulaten: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit. Wenn du nach kritischen Mühen findest, daß diese Fragen allerdings nicht so liegen, wie es die Kirchen lehren, aber auch nicht so, wie es der unentwegte Mann verlangen muß, und daß überhaupt diese Fragen, wenn sie mit wissenschaftlichem Ernste angepackt werden, viel komplizierter sind als eine fröhliche Wissenschaft vermeint, dann bist du ein Erzreaktionär. Wolltest du ferner darauf hinweisen, daß Argumente gegen die Willensfreiheit, wie sie ein anderer, und heiße er auch Alloistis, vorbringt, dreitausendjährige Irrtümer sind, die Kant aufgedeckt und erledigt hat, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Geist der Inquisition dich beschattet. Und lobst du gar einen Jesuiten, dann ist überhaupt alles aus.‘

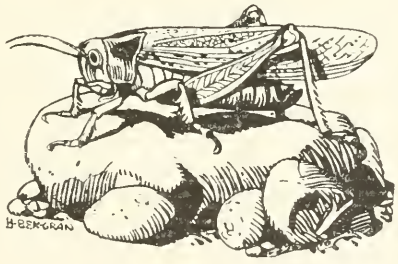
‚Zur Ehre deutscher Wissenschaft sei es gesagt, daß nur sehr wenige (?) Träger klangvoller Namen dieser Methode huldigten. Es sind zumeist Größen dritten, vierten Grades und mehr noch Leute, die eigentlich außerhalb der Wissenschaft stehen und sie nur für ihre Zwecke adaptieren. Aber sie haben großen Anhang gefunden und üben selber wirklich eine Art moderner Inquisition aus, indem sie sich bemühen, diejenigen fortschrittlichen Personen, die ihnen nicht parieren, zu diskreditieren. Das gelingt ihnen nun freilich in der Regel nicht. Aber etwas anderes glückt ihnen sehr wider Willen, nämlich daß sie die Geschäfte derselben Reaktion besorgen, die sie bekämpfen. Sie meinen es in ihrer Weise grundehrlich, daran ist gar nicht zu zweifeln. Aber sie sehen nicht, daß sie der Kirche und der geistigen Reaktion überhaupt höchstens vorübergehend schaden und den Nutzen schließlich eben die Reaktion hat. Denn mit dem bißchen Materialismus, und was noch drum und dran hängt, kommen die meisten Menschen auf die Dauer doch nicht aus. Es ist gar zu leicht, ihnen zu zeigen, daß tausendunddrei triftige Einwände gemacht werden können. Eines schönen Tages sind viele Menschen damit fertig und haben nichts anderes. Dann sind sie reif für — die Gegner! Wer in der Lage ist, die Zeichen der Zeit zu verfolgen, kann nur besorgt sein. Denn er sieht, daß aus allen Ecken und Enden Mystik hervorquillt, Mystik in den verschiedensten Formen und immer mehr Mystik.... Wo wird das hinführen? Es scheint, die Ernte naht, — die Ernte der Gegner. Ist es so, dann wird der Grund darin zu suchen sein, daß

viele, allzuviele über einer scheinbaren Aufklärung die wirkliche versäumt haben. Denn Aufklärung besteht nicht darin, daß man die Leute auf Darwinismus oder Determinismus, weil das den Kirchenlehren widerspricht, gehörig einpaukt, sondern in der Erziehung zu selbständigem Denken, das allein wirklich frei macht und damit den Menschen befähigt, ohne jede Gefahr für sich auch das anzuerkennen, worin der Gegner wirklich recht hat.'

‚Mit siebzehn Jahren sind wir alle, die wir aus fortschrittlichem Milieu hervorgingen, mehr oder weniger Materialisten gewesen, und wir haben nicht gezögert, den für einen Schwachkopf zu halten, der die Willensfreiheit vertrat. Von da an gibt es aber zwei Gruppen von Menschen: solche, die zeitlebens siebzehn Jahre alt bleiben, und die anderen, die älter werden.'

Auch dieser Stimmungsausdruck ist wohl wert, daß man ihn allerseits als ‚Zeichen der Zeit' beachtet. Wenn wirklich in jenen Kreisen der Wunsch wächst, an Stelle der scheinbaren Aufklärung die wirkliche zu gewinnen, — und wir zweifeln nicht daran, — dann ist es unsere Christenpflicht, dafür zu sorgen, daß sich diese wahre Aufklärung vor allem auch auf Wesen und Lehre der Kirche erstrecke; dann ist es auch um so mehr unsere Pflicht, alle Unwürdigkeiten zu vermeiden, durch welche die ehrlich Suchenden auf halbem Wege zurückgeschreckt und neuerdings in die Irre gelockt werden. Langsam und unter mancherlei Stockungen, aber unaufhaltsam naht die Zeit der Ernte. Sorgen wir, daß es einst nicht an den rechten Schnittern gebreche!

r.



Sozialwissenschaft.

Arbeiter-Memoiren. — Der im Verlaufe seiner ‚Mauserung' — einstweilen wenigstens — bei der Sozialdemokratie angelangte Expastor Paul Göhre scheint die Herausgabe sensationeller Autobiographien von Arbeitern zu seiner Spezialität erwählt zu haben. Über die von ihm mit außerordentlichem Erfolge publizierten ‚Denkwürdigkeiten und Erinnerungen' des Fabrikarbeiters Karl Fischer ist bereits im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift ausführlich berichtet worden. Man muß auch zugeben, daß mit diesen Veröffentlichungen ein gar ernsthafter Zweck verfolgt wird: durch Detailschilderungen aus der Feder von Proletariern selbst einen ungefärbten Blick in das wirkliche konkrete Leben des heutigen Proletariers zu ermöglichen. Jetzt ist auf jene Bücher die ‚Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters'* gefolgt, nämlich die Aufzeichnungen des nunmehr zweiunddreißigjährigen, im sächsisch-thüringischen Industriegebiete wurzelnden Moritz William Theodor Bromme, deren Bedeutung mir der ersten Lieferung nicht nachzustehen scheint — freilich in ganz anderer Weise. Diesmal ist der Nachdruck auf das Wort ‚modern' zu legen, welches einfach sozialdemokratisch bedeutet. Welcher Unterschied gegen die Gedanken- und Empfindungswelt Fischers! Dort der zwar unzufriedene, aber in sich gefestigte und das Erdentreiben mit einem gewissen Humor meisternde ungelernte Arbeiter der älteren Generation; hier der Typus des intelligenten, aber verbitterten und verbissenen, klassenkampfbewußten heutigen Fabrikarbeiters, der innerhalb der jetzigen Gesellschaftsordnung an einem Aufsteigen zur ersehnten Teilnahme an höherer Kultur verzweifelt. Wer sich aus diesen rücksichtslos unverhüllt preisgegebenen, bis in die intimsten Details gezeichneten Bildern aus dem gegenwärtigen Proletarierdasein — und sie müssen, aus der ganzen Milieuschilderung zu schließen, typisch für weite Kreise sein — einen unbefangenen Schluß auf die Psychologie einer ganzen Welt macht, dem eröffnen sich höchst niederschlagende Perspektiven für unsere soziale Zukunft. Aus Atheismus, praktischem Materialismus, Pessimismus und Klassenhaß läßt sich kein nationales Heil aufbauen. Wer gewohnt ist, die geistige Verfassung und die sozialen Zustände unserer Arbeiterwelt nur theoretisch vom grünen Tische aus anzusehen, dem wird die — freilich nicht sehr genußreiche — Lektüre dieses ungeschminkten und den Stempel innerer Wahrhaftigkeit tragenden Buches äußerst nützlich und vielleicht verblüffend sein. Göhre versichert, auch in diesem Falle

* Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. — XII u. 268 S. — Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

keine wesentlichen Retouchierungen vorgenommen zu haben; so wirkt denn das Gemälde in seiner durchaus glaublichen Naturtreue einerseits als eine Anklage gegen die herrschende Wirtschafts- und Sozialordnung, andererseits als düstere Drohung der unaufhaltsamen Katastrophe. Auch formell ist ein beträchtlicher Gegensatz zu der Fischerschen Schrift wahrzunehmen, die sich als eine Art Kunstwerk von selbständig ästhetischer Bedeutung darstellte. Bromme mag vielleicht der intellektuell und logisch schärfere der beiden sein; dafür ist aber seine Darstellungsweise bei weitem weniger dichterisch und plastisch, lange nicht so anziehend, ja bei allem Interesse, das sie inhaltlich wecken muß, zu zweckbewußt nüchtern — indessen nicht ohne Eigenart. Jedenfalls muß man gestehen, für einen mühsam mit dem elenden Dasein ringenden Autodidakten, der außer der Volksschule keinen regelmäßigen Unterricht genossen hat, ist es eine wirklich ‚staunenswerte Leistung'; eine Reihe von stilistischen und konstruktiven Mißgriffen darf man daher nicht in Anschlag bringen. Ebenso sollen gewisse naive Aburteilungen über tiefe religiöse Probleme u. dergl. als Symptome, mit wie wenig Weisheit der ‚gläubigen' Sozialistenherde ihre ‚materialistische Weltanschauung' suggeriert wird, passieren. Anzumerken aber ist eine offenbar daraus resultierende Pietätlosigkeit, die den Verfasser mit einer so brutalen, fast zynischen Offenheit über seine Eltern, geschlechtliche Dinge der widerlichsten Art und sogar sein eigenes Familienleben erzählen läßt, wie sie selbst durch die rücksichtsloseste Absicht, die Wirklichkeit ohne jeden Schleier zu zeigen, nicht entschuldigt wird. Wer einigermaßen delikat und nicht absolut reif ist, sei daher vor der Lektüre ausdrücklich gewarnt; nur in der Hand ernster Männer, denen es einzig darum zu tun ist, die Quellen unserer sozialen Volksnot zu studieren, kann das — an sich trostlose — Buch seinen Zweck erfüllen. — Die Brommesche Lebensgeschichte ist übrigens nicht so gut ausgestattet wie die Fischerschen Denkwürdigkeiten; insbesondere sind viele Druckfehler anzutreffen.

Johannes Mumbauer.

Naturwissenschaft.

Künstliches Eiweiß. Noch steht die Welt der Chemiker und Ärzte unter dem tiefen Eindruck der Enthüllung Emil Fischers, der in der ersten diesjährigen Samstagssitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft das vorläufige Resultat seiner Forschungen in der Chemie der Albuminstoffe, der Eiweißkörper, bekanntgegeben hat. Und bei der rastlosen, von der Divinationsgabe des Genius gekrönten Arbeitsweise des berühmten Berliner Chemikers ist zu erwarten, daß diese Enthüllungen uns nun Einblick in ein ungeahnt verheißungsvolles Neuland chemischer Forschung eröffnen, in dem wir sehr bald weiter vorwärts dringen werden.

Die Albuminstoffe bilden die wichtigsten Bestandteile unserer Nahrung. Aus ihnen ist die Hauptmasse der festen Stoffe des tierischen Protoplasmas aufgebaut, und auch die flüssigen Bestandteile des tierischen Körpers enthalten die für ihr Gedeihen unentbehrlichen Eiweißstoffe. Allein die ‚Sicherheitsventile des Blutreinigungsapparats', Harn, Schweiß, Galle und Tränen, weisen keine Albuminstoffe auf. Ist in diesen flüssigen Aussonderungsprodukten des Körpers — etwa im Harn — Eiweißgehalt zu konstatieren (‚Albuminurie'), so zeugt dies immer von einem ernsten Krankheitsprozeß entweder eines einzelnen wichtigen Organs, etwa der Nieren, oder auch der Gesamtkonstitution. Die Eiweißstoffe sind die wahren Gewebebildner des tierischen Körpers und daher die Grundsäule der tierischen Nahrung.

Würde es nun gelingen, diese Albuminstoffe auf chemischem Wege künstlich herzustellen und dann ihren Umwandlungsprozeß im tierischen Körper

vom Pepton des Mageninhalts an genau zu erkennen, so würden die menschlichen Daseinsbedingungen in erstaunlicher Weise umgestaltet und verbessert; es gäbe in kurzer Zeit keine Fleischnot, keine Getreideteuerung mehr. Vorläufig sind dies ja nur Zukunftsbilder, aber die glänzenden Untersuchungen Emil Fischers beweisen, daß diese Fata Morgana über kurz oder lang durch die chemische Technologie Realität erhalten kann. Die Chemie der Eiweißkörper ist trotz des großartigen Aufschwungs der organischen Chemie in den letzten Jahrzehnten noch nicht aus den Kinderschuhen heraus. Das liegt daran, daß die Albuminstoffe zu den kompliziertesten Gebilden der sog. ‚organischen Chemie' gehören.

Viel Brauchbares fand Prof. Fischer also nicht vor, als er vor nunmehr sechs Jahren sich von der so glänzend aufgeklärten Chemie des Traubenzuckers in das geheimnisvolle Dunkel der Chemie der Albuminstoffe zu wenden anschickte. Man wußte gerade, daß das Eiweißmolekül aus mehreren Tausend Atomen von Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, meist noch mit einer Beigabe von Schwefel, zusammengesetzt ist. Auch war bekannt, daß die chemische Spaltung und Verdauung von Eiweißstoffen im tierischen Körper die Hauptaufgabe der Säuren der Bauchspeicheldrüse und des Darmsaftes bilde. Erst ganz neuerdings hatte man die gewichtige Tatsache auch in chemischen Prüfungen zu berücksichtigen begonnen, daß das ‚Eiweiß' eigentlich nur ein Begriff der Biologie wäre, der in der Chemie einen seiner chemischen Zusammensetzung entsprechenden Sonderbegriff bilden müßte. Nun hatten einige Chemiker, Drechsel, Kossel ꝛc, nachgewiesen, daß bei Spaltung der Eiweißkörper durch energische chemische Säuren, die das Pankreasferment möglichst ersetzten, der Eiweißstern in eine Reihe von Bruchstücken zerfällt, die fast ausschließlich der Gruppe der Aminosäuren angehören. Es galt daher, die einzelnen — übrigens sehr komplizierten — Glieder dieser Säurenkette chemisch festzustellen und dann im Rückschluß die Konstitution der Albuminstoffe aufzuhellen. Und hier setzte Emil Fischers Tätigkeit ein. Zunächst schuf er zur Isolierung der Spaltprodukte der Eiweißsubstanzen seine ‚Estermethode', indem er die bei der Spaltung freigewordenen Aminosäuren durch Behandlung mit Alkohol und Salzsäure in ihre ‚Ester' überführte, die sich dann mittelst Destillation bei äußerst kleinem Druck in verschiedene Fraktionen trennen lassen. Hierdurch gelang es Fischer, eine Reihe bisher unbekannter, aber höchst wichtiger Aminosäuren zu finden, so das Serin (Aminomilchsäure) und die Pyrolidinkarbonsäure nebst ihrem Oxyderivat, die er abgekürzt ‚Prolin' und ‚Oxyprolin' nannte. Es gelang dann auch Fischer durch Ersinnung einer generellen Methode, die die Einführung von einem Benzoylrest in die Aminogruppe zur Voraussetzung hat, eine Synthese fast aller Aminosäuren mit Ausnahme der noch ununtersuchten Histidins durchzuführen. Jetzt kam es darauf an, die Aminosäuren durch geeignete Spaltung oder Verkuppelung immer eiweiß(pepton-)ähnlicher zu machen. Nun aber ist es möglich, Aminosäuren mit anderen Säuren Verbindungen eingehen zu lassen — eben wegen des Aminogehalts. Fischer verfolgte den glücklichen Gedanken, Aminosäuren untereinander zu verkuppeln, und damit war der Sesamschlüssel für ein Zauberland chemisch-biologischer Forschung gefunden. Denn die Mehrfachaminosäuren (Polypeptide), die durch solche Verkuppelung der Aminosäuren untereinander entstehen, zeigen schon jetzt die Haupteigenschaften richtiger Peptone, obwohl der geniale Experimentator erst bei den Siebenfachpeptiden angelangt ist. Besonders wichtig ist das Verhalten der Polypeptide zum Saft der Bauchspeicheldrüse, der den bedeutungsvollsten Teil des Verdauungs-

prozesses der Eiweißstoffe ermöglicht. Bisher hat man keinen Stoff auffinden können, der gleich den Albumingruppen vom Trypsin des Pankreassaftes gespalten worden wäre. Die Reaktion auf Trypsin ist das wichtigste Kennzeichen eiweißähnlicher Struktur. Und sie ist bei den Polypeptiden glänzend nachzuweisen. Der Pankreassaft kann daher dieses chemische Produkt, soweit es seine Aufgabe ist, verdauungsfähig machen.

Ein glänzendes Zukunftsbild hat uns damit einer unserer Koryphäen experimenteller Forschung entrollt. Aber auch hier heißt es vorderhand: ‚Ne quid nimis!' Noch sind wir auf dem Höhenwege zu einem sehr ferngelegenen höchsten Ziel: der Synthese des Eiweißes selbst. Solange diese nicht durchgeführt ist, — die Pionierarbeit Fischers mag uns den Weg zeigen, — gehört das Kapitel der künstlichen Nahrungsstoffe noch in die Phantasiekammer eines zweiten Jules Verne — oder unter die behördlichen Maßregeln gegen Nahrungsmittelverfälschung.

Dr. Max Jacobi.

Literatur.

☙ ‚Wege nach Weimar' nennt Fritz Lienhard eine von ihm selbst geschriebene kleine Monatsschrift, die seit Oktober 1905 bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheint und deren erster Halbjahrband nunmehr ein Urteil über Ziel, Mittel und Anwendung zuläßt. Weimar ist symbolisch zu nehmen. Lienhard hat das, was der Titel seiner Monatsblätter besagen soll, früher einmal anders ausgedrückt, indem er mit H. v. Stein von der Rückkehr zu dem *großen Ernst* unserer Literatur sprach. Bei dieser Rückkehr, die kein Rückwärts, sondern aus neuer Besinnung ein entschiedenes Vorwärts bedeutet, gewinnen wir Fühlung mit zwei Großen, mit Goethe und Schiller, in denen erstmalig das deutsche Geistesleben eine einheitliche Zusammenfassung in Kunst und Poesie erstrebt und zum Teil auch in bis jetzt nicht wiederholter Weise gefunden hat. Diese auf Harmonie von Kunst und Weltanschauung begründeten Bestrebungen der im Bunde mit dem großen Weimaraner tätigen Geister sichern dem Zeitalter den Ruf des klassischen. Eine Rückkehr dahin ist keine Rückkehr zur Klassizität im literarhistorischen Sinn, also keine Rückkehr zu den besonderen Formen und Ideen Goethes und Schillers, sondern zu dem Prinzip jeder echten und tiefen Kultur, die aus dem Zentrum einer festen und lebendigen, d. h. den ganzen Menschen berücksichtigenden und befriedigenden Weltanschauung schafft und wirkt. Es handelt sich, wenn ich Lienhard recht verstehe, also nicht sowohl um den Inhalt von Goethes und Schillers Weltanschauung, die, trotz der Ewigkeitswerte, die in ihr ruhen, im einzelnen doch die Frucht einer gewesenen Zeit ist, als vielmehr um die Methode: Leben, Religion, Kunst, Wissenschaft und Literatur aus ihren inneren, wesenhaften Zusammenhängen zu begreifen und jedes einzelne nur in Harmonie zum ganzen sich auswirken zu lassen. Das geht deutlich aus der Tatsache hervor, daß Lienhard sich nicht auf diese beiden, ja nicht einmal auf Weimar und seine große Zeit beschränkt, sondern überhaupt solche Erscheinungen in den Bereich seiner Betrachtung zieht, bei denen eine gleiche innere Verfassung ähnliche Wirkungen in der Betrachtung, Auffassung und Darstellung der Welt hervorbrachte. Heinrich von Stein, Emerson, Gobineau, in eingeschränkterem Sinn auch Kant und Friedrich der Große sind solche Erscheinungen. Auch hier ist nicht erster Zweck, deren Ideen zu ‚vermitteln', wie das einige Beurteiler (cf. Warte, München) mißverstanden haben. Es soll vielmehr gezeigt werden, daß das Kulturideal bei all diesen Großen auf der *Harmonie sämtlicher Kräfte* beruht, und daß die formgebende, bestimmende Grundkraft für alles kulturelle Wirken aus den *seelischen* Bedürfnissen des Menschen ent-

springt. Daß Lienhard diese Idee, in deren Verkennung er alle Übel unserer Zeit erblickt, nicht in unabhängiger Gedankenentwicklung verteidigt und vorträgt, daß er sich dabei mit Vorliebe an andere große Persönlichkeiten anlehnt und seine Bestrebungen gleichsam aus den ihrigen hervorwachsen läßt, kann ihm nur zum Vorwurf machen, wer das Bedürfnis auch des selbständigsten Geistes, sich durch eine große Tradition oder, was das nämliche, durch die Tradition der Großen bestätigt und ermutigt zu sehen, nicht kennt und begreift. Ein solches Bedürfnis aber muß um so stärker werden, je mehr der Vorkämpfer für eine bestimmte Idee sich unter den Zunftgenossen vereinzelt und, wie es bei Lienhard in dem Streit mit Avenarius und Weber der Fall war, sogar in seinem tiefsten Wesen angegriffen fühlt. Widerstrebt es einem edlen Sinn, in solcher Situation polemisch gegen seine mitstrebenden Zeitgenossen zu verfahren, und will er andererseits nicht auf eine breite und nachhaltige Wirkung, wie sie heute nur ein periodisches Organ erzielt, verzichten, so ist der von Lienhard eingeschlagene Weg der einzig richtige.

Vor allem ist es das Problem der ästhetischen Kultur, das Lienhard beschäftigt. ‚Aufmerksamkeit, Liebe, Phantasie, das sind die schaffenden Mächte.‘ Zu ihnen gesellt sich ein dritter Faktor, und hier spielt das sittliche Problem in das ästhetische hinein, das achtungsvolle Abstandhalten: ‚Wenn man in angeregter Empfänglichkeit auf der Eisenbahn durch neue Landschaften saust, wie schön schimmert die Welt durch das kleine Fenster herein! Steinerne Brücken und zerfallene Burgen, Weidenbüsche und Schafherden, Wäschestücke, die an Bohnenstangen flattern, auf den Heuwiesen kräftige Mädchen in weißen Kopftüchern, — das ist alles wohlig, so zum Zulangen vor uns ausgebreitet! Man möchte, wie die Riesentochter von Rideck, vor Staunen und Freude zugreifen und alles nach Hause tragen. — Aber du trägst es nicht nach Hause. Und hierin eben liegt deine Freude und liegt deine Kraft. Du bist so glücklich, weil du von diesen Dingen frei bist, weil du durch diese Herrlichkeiten nur hindurchfährst. Und so genießt nur dein Auge, nur deine Seele. Du besitzest die Welt im Geiste ... In herzlicher Anteilnahme von den Dingen der Erde frei sein und sie mit künstlerisch verfeinertem und sittlich geläutertem Geist beherrschen, das ist das Ziel der ästhetischen Kultur.‘

Zu diesem Ziel aber führen zwei Wege, sagt Lienhard. Er hätte besser gesagt: zwei Stufen. Die erste Stufe und grundlegend ist die Pflege der sittlichen Persönlichkeit (Gewissenspflege nennt es Lienhard), die zweite Stufe ist die Pflege des äußeren Sinnes (‚Geschmackspflege‘). Schiller und Goethe, obwohl in beiden beides, Gewissens- und Geschmackspflege, war, erscheinen uns doch, nach ihren hervorstechendsten Äußerungsweisen und tieferen Wesensanlagen genommen, immer wie die zwei Hälften eines Ganzen. Beiden gemeinsam aber war die Abkehr vom Publikum und Literatentum hinweg in die Sammlung der Stille. Diese Abkehr war eine bewußte. ‚Wer das Prinzip der Xenien und das Prinzip der Abkehr von den politischen Welthändeln verdammt, der hat den Kern dessen, was man weimarische Kultur nennt, nicht verstanden.‘ Diese Trennung ‚von den durcheinanderlaufenden Linien und vielfältigen Instinkten und Genüssen der angesammelten Menschenmenge‘ ist aber nicht ‚Weltflucht‘ zu nennen; sie ist nur ein Umweg, ‚um die Welt wahrhaft zu gewinnen und mit Geistes- und Gemütskraft zu durchdringen.‘

Wie diese Ideen aus dem persönlichsten Erleben, aus der unmittelbarsten Erfahrung Lienhards geschöpft sind, so daß eigentlich in deren Licht sich ihm auch das Verständnis Goethes und Schillers erst ganz erschloß, so ist auch

die feste und sichere Stellung in der Frage der Geschmackspflege bedingt durch die Kontroverse, die Lienhard mit den ‚Kunstwartleuten' durchzufechten hatte. Weit entfernt, seine Arbeit als eine den Kunsterziehern zuwiderlaufende, feindliche zu betrachten, nennt er sie vielmehr ergänzend, mit dem nicht ausgesprochenen Vorbehalt allerdings, daß diese die primäre, jene die sekundäre sei und bleiben müsse. ‚Es gibt Dinge, die technisch erledigt sein wollen und nichts zu tun haben mit Herz und Charakter.' Auch das beste Herz entschuldigt kein salopp geschriebenes Buch, kein leichtsinnig gemaltes Bild. Die Frage: ‚Wie bringen wir möglichst billige und möglichst gute Bilder ins deutsche Haus?' erschöpft somit nicht das Kunsterziehungsproblem. Die Fragestellung muß vielmehr dahin ergänzt werden: ‚Was können wir dazu beitragen, daß wieder mehr Kraft der Lebensverklärung in den Menschen des deutschen Hauses lebendig werde?' ‚Denn es muß Poesie in den Herzen sein, wenn Poesie ins Haus kommen soll.'

Dieselbe Wechselwirkung wie in der Kunsterziehung besteht aber auch in dem Verhältnis der Volksseele zu dem ‚literarischen Messias'. ‚Es muß ein Verhältnis geben, wenn Poesie wirken soll. Genie und Nation sind oft durchaus nicht aufeinander gestimmt; das Genie ist oft längst geladen mit erlösender Kraft; aber die Kraft bleibt verschleiert oder prägt sich nicht wirksam: weil kein empfänglich wollender Gegenpol vorhanden ist.'

Zeiten, die sich wesentlich mit Stilfragen beschäftigen, sind Verfallszeiten. ‚Starke Zeiten und Menschen sind so gefüllt mit innerem Leben, mit Vorstellungen, Bildern, Gedanken, daß sie gar nicht den Blick finden, sich derart von außen das Gehäuse der Poesie zu betrachten. Sie schauen durch den Mantel hindurch die Gottheit. Sie sind so voll und froh vom Besuche des Gottes, daß sie nachher gar nicht mehr zu sagen wissen, wie er im einzelnen gekleidet war. Der Nüchterne weiß es zu sagen.

‚Kunst und Poesie sind zweierlei Dinge, die sich nicht immer decken. Kunst ist Besonnenheit, Poesie ist Drang; Kunst ist feste Form, Poesie ist flüssiges Feuer; Kunst ist der Erdleib, die vom schöpferischen Geistleib der Poesie geschaffen wird.

‚Stirbt nun eine schöpferische Zeit oder ein feueratmend Genie, so lassen sie ihre Formen zurück, die irdische Entwicklung geht über die Hülsen (Sprache, Metrum, zeitbedingte Vergleiche) hinüber; ein Teil der Literatur beschäftigt sich nun mit diesem Museum voll Formen; der geringere Teil sucht den Geist, das Jenseits der Formen.

‚In diesem Falle befinden wir uns in diesen Blättern. Es widerstrebt mir, nun auch noch vom ‚neuen Stil' zu reden, wie es bereits unsere Zeitgenossen übermäßig tun. Denn ich hungere nicht nach Stilkünsten des ewig wechselfrohen und reizbedürftigen Literatentums, sondern nach dem ewig Gleichen, das über den Formen steht.

‚Überall in den modernen Formen sind Poesieteile, in Hauptmann wie in Hoffmannsthal, in unseren Romanen wie in unseren Bühnenstücken. Wir kommen aber nicht in bedeutende Offenbarungen hinein, weil sich etwas, was ich fast ‚religiösen Hunger' nennen möchte, in dieser Literatur des Skeptizismus nicht mächtig emporzurecken wagt: der Hunger nach dem Genie. Nicht nach ‚dem neuen Stil', sondern nach einem bedeutenden Verhältnis zwischen Mensch und Gottheit.'

Mit diesen ausgezogenen Gedanken dürften die Bestrebungen Lienhards einigermaßen charakterisiert sein. Sie tragen durchaus eine persönliche Note. Weniger was einzelne Große oft wirklich gedacht, gesagt und gewollt haben, erfährt der Leser als gesicherte Resultate kritischer Interpretation; es ist mehr die Gedankenwelt des Interpreten, die anstatt

mit eigenen mit den Worten anderer umschrieben, geklärt und werbekräftig gemacht wird. An Wert verlieren die Ausführungen dadurch gewiß nichts, nur ist er nicht wissenschaftlicher Natur. Bei einem Dichter ist das bekanntlich kein Unglück. Nur muß man ihn zu lesen verstehen, was bei diesen Monatsblättern vielen nicht leicht fallen wird. Der Gedankenflug ist meist ebenso kühn und zum teil schwärmerisch als die Form subjektiv und reich an häufig wiederkehrenden Worten und Wendungen, in die sich Lienhards Gefühls- und Denkweise gern verdichtet.

Die Monatsblätter (bei Greiner und Pfeiffer, Stuttgart, vierteljährlich 1.50 Mk.) erscheinen in halbjährigen Bänden als Teil von Lienhards Werken, wozu sie im vollsten Sinne auch gehören.

M.

Das Problem der Mütterlichkeit tritt in der neuesten Belletristik immer auffälliger in den Vordergrund, namentlich soweit dieselbe von Frauen geschrieben wird. ‚Ellen Key, der mütterlichen' ist einer von den drei uns vorliegenden Frauenromanen gewidmet, und auch die anderen beiden zeigen, obzwar in verschiedener Auffassung und Behandlung, das gleiche Problem im Mittelpunkt. Ein solches Zusammentreffen in der Stoffwahl ist gewiß kein Zufall; wer die neueren Entwicklungen und Wandlungen in der Frauenfrage auch nur des ungefähren verfolgt, weiß, welch vordringliche und oft recht unliebsame Rolle jetzt Schlagworte wie ‚Recht auf Mutterschaft', ‚Mutterschutz' u. dgl. m. in den Theoriengefechten spielen, und kann sich nicht wundern, daß auch bei solchen, denen die Probleme zunächst mehr auf dem Herzen als auf den Lippen brennen, ihr Ideal der mütterlichen Frau nach künstlerischer Gestaltgewinnung ringt. Mit einem vollendeten Kunstwerk hat man es ja in keinem der vorliegenden Fälle zu tun; der Stoff ist noch überall zu sehr persönliche Herzensangelegenheit der Künstlerin geblieben, als daß er rein für sich zu wirken vermöchte. Aber wer sich mit dieser fast durchgängigen Schwäche unserer besseren Frauenromane einmal abgefunden hat, wer bei ihrer Lektüre auch an der Psychologie der Schaffenden seine stille Freude findet, wird nur aus einem Grunde mehr den Themenwechsel begrüßen, der uns zu den vielen, allzuvielen Romanbehandlungen des Verhältnisses von Frau und Mann, von Frau und Gesellschaft, von Frau und Beruf nun auch häufiger solche über die edelste aller menschlichen Beziehungen, über diejenige zwischen Frau und Kind beschert. Damit ist von vornherein eine tiefere und reinere Note angeschlagen, die auch alle Absonderlichkeiten moderner Variationen siegreich durchtönt.

Am meisten überrascht es wohl, unter diesen Autorinnen Klara Viebig zu finden, die bisher ihre sinnlich impressionistische Schilderungskraft ganz anderen Themen zuzuwenden pflegte. Freilich ist in der Art, wie sie in ihrem neuesten Buche ‚Einer Mutter Sohn'* die Grundfrage stellt, dem äußerlich Physiologischen immer noch eine ausschlaggebende Rolle dem Plane nach zugedacht: Frau Käte Schlieben vermag durch alle mütterliche Liebe und Sorge nicht die volle Zuneigung ihres Adoptivsohnes zu gewinnen, den sie in seiner frühesten Kindheit einem ärmlichen Landarbeiterhaus der hohen Venn entführte. Je mehr Jean Pierre, nun Wolfgang genannt, in dem reichen Berliner Kaufmannshause heranwächst, desto mehr erwacht seine angeborene derbe Natur und entfremdet ihn den Eltern, die schließlich reuevoll am Totenbett des verlorenen, nie ganz besessenen Sohnes stehen. Trotz aller lebenswahren Züge im einzelnen hat Frau Viebig ihre These nicht überzeugend durchgeführt. Alle diese Kümmernis, Enttäuschung und Entfrem-

* Berlin 1906, Verlag von Egon Fleischel und Co

dung kann genau ebenso an einem leiblichen Sohne erfahren werden, und man vergäße angesichts dieses Mutterschmerzes ganz der fehlenden Blutsverwandtschaft, wenn uns die Autorin nicht von Zeit zu Zeit dazwischenredend daran erinnerte.

‚Mutter sein ist nichts anderes als ein Erleben am Kinde,‘ als ein schmerzvolles Sichselbstaufgeben im Kinde, diesen Grundgedanken führt Anselm (d. i. Selma) Heine in ihrem ernstfesselnden Romane ‚Mütter‘* mit einer nur allzureich ausgebreiteten und variierten Fassung durch. Es genügt ihr nicht, Frau Hella Börne an den eigenen drei Kindern Schmerzvolles durchkämpfen und mit freudiger Hingebung überwinden zu lassen; episodenhaft müssen auch noch andere Mütter zum Vergleiche auftreten, damit ja recht voll der ‚Chor der Mütter‘ aus Dehmels ‚Lebensmesse‘ ertöne:

‚Mit Schweiß und Tränen
Und manchem Tropfen Blut
Setzen wir Kinder auf diese Erde
Und lehren sie Vorsicht
Und üben Nachsicht,
Bis sie sich selbst mehr lieben als uns.‘

Besonders das Emanzipationsstreben der Töchter ist es, welches dem Herzen von Frau Hella Schweres zu ertragen gibt. ‚Sichbefreiende und Befreier sind ja immer grausam gegen ihre Hüter. Erst die Freien haben wieder Kraft zur Güte und, wo es not tut, zur Nachsicht.‘ Nicht daß die Tochter eigenem Willen und einer ‚neuen Ethik‘ folgen will, ist für Hella das bedrückendste, sondern dies liegt in dem Konflikte, in welchem bei ihr selbst die mitfühlende ‚moderne‘ Frau mit der sorgenden und schließlich doch obsiegenden Mutter gerät. In diesem Romane gehen, wie schon die Widmung an Ellen Key verrät, theoretisches Freiheitsstreben und mütterliches Fühlen eine eigentümliche, widerspruchsvolle Verbindung ein, und um den inneren Zwiespalt zu verdecken, wird reichlich doziert und betrachtet. Trotzdem gewinnt man aus der Erzählung noch eine Fülle wirklichen Erlebnisses und erhält anschaulichen Einblick in eine seelische Konfliktsphäre, deren Triebkräfte nur mit verstehender Liebe überwunden werden können.

Die Überwindung des haltlos gewordenen weiblichen Freiheitsdranges durch die sicher wurzelnde Kraft der christlichen Liebe hat M. Herbert zum Grundthema ihres neuesten Romans ‚Ohne Steuer‘* genommen. Aber der Sieg des besseren Prinzips bleibt insofern ein äußerlicher, als er sich nicht im Herzen von Eva Huskins vollzieht, sondern nur aus den strafenden Fügungen des Lebens entspringt, denen sie, die stolze Vorkämpferin der Frauenfreiheit, erliegt, während ihre Gegenspielerin, Gräfin Maria Wedekind, aus der Gefährdung ihres Lebensglückes nur um so gefestigter hervorgeht: Eva hat ihrem Freiheitsdrange selbst die Mutterpflichten zum Opfer gebracht und ihre beiden Knaben in fremde Hände gegeben. Selbst der Tod ihres einen Kindes geht ohne tiefen Eindruck an ihr vorüber. Aber eben dies rächt sich an ihr und treibt sie in den freiwilligen Tod; denn Graf Wedekind, Mariens Gatte, den Eva schon für sich gewonnen glaubte, wendet sich angesichts solcher Lieblosigkeit ernüchtert wieder Marien zu, und auch Eva selbst weiß, indem sie aus dem Leben scheidet, ihr verlassenes Kind keiner besseren Obhut zu empfehlen als der verzeihenden Liebe Mariens, der ‚mütterlichsten Frau‘. — Leider hat M. Herbert die glücklich ersonnene Fabel mit gar zu flüchtiger und oft unangenehm schablonenhafter Erzählertechnik behandelt; namentlich in der Charakteristik der Personen (z. B. S. 84, 86 und 87 schaut immer eins das andere an und macht sich darüber seine Gedanken) und in der Stoffwahl und Führung der zahlreichen Gespräche hat

* Braunschweig 1905, George Westermann.

* Köln o. J., Verlag von J. P. Bachem.

es sich die Verfasserin zu leicht gemacht. Und doch hätte gerade dieser Stoff eine vertieftere Behandlung gelohnt und dann auch die sittliche Gesamtauffassung, kraft deren ihn die Verfasserin gestaltet, weit unmittelbarer und eindringlicher hervortreten lassen.

Vielleicht am charakteristischsten zeigt der Herbertsche Stoff seine Vorzüge vor dem der Viebig und Heine in der Rolle, die dem männlichen Teil zufällt. In ‚Einer Mutter Sohn' ist Frau Schliebens Gatte eigentlich nur da, um zu trösten und den geschäftlichen Teil des Lebens zu erledigen; in dem Roman ‚Mütter' hat Hellas Gatte eine Zeitlang die rückständige Lebensauffassung zu repräsentieren (er ist nicht umsonst Staatsanwalt) und dann zu gelegener Zeit zu sterben, damit Hella selbst noch einmal zu einem kurzen ‚Persönlichkeits'anlauf Freiheit erhalte. In ‚Ohne Steuer' dagegen fällt, wie oben schon angedeutet, Graf Wedekind das entscheidende Eingreifen zu. Wenn dieser Umstand angesichts dreier Frauenromane einem männlichen Leser auffällt, so liegt darin keine ‚Parteinahme'. Aber man kann sich angesichts der bisherigen Entwicklung des ernsthafteren Frauenromans des Eindrucks wirklich nicht erwehren, daß er meist nicht nur von Frauen, sondern auch nur für Frauen geschrieben ist; oft eher gegen die Männer als auch für Männer. Vielleicht wird es auch damit anders, je mehr das Problem der Mütterlichkeit in den Vordergrund tritt.

M. L.

Theater.

Münchener Theater. Die Komödie ist ein getreueres, realeres Bild der Wirklichkeit als die Tragödie. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge verfolgt der Kundige das bunte Spiel auf den Brettern, das gereimte Abbild des Menschentums und -treibens, in welchem sich Scherz und Ernst so ungereimt mischen. Er vermag dem Dichter nachzufühlen, der das einigende Band in dem Chaos der Zufälle festhält, der die zielstrebende Idee des scheinbar zwecklosen Lebens immer wieder findet und das Menschliche über dem Allzumenschlichen, das Unsterbliche über dem Sterbenden nicht vergißt. Mit naivem Blick und Sinn besieht sich dieser den menschlichen Kleinkram, mit sicherem Instinkt hebt er das Sonderbarste heraus und macht es zu einem Ganzen; und der Zuschauer, den er meint, besieht sich die komische Schöpfung und lacht darüber, lacht über sich selber. Bei der Komödie ist das Sentiment des Tragikers am wenigsten angebracht, um so mehr ein unmittelbares derbes Wort aus dem Volk, je nachdem ein Ausdruck von der Gasse. Doch hat auch die Tendenz ein künstlerisches Recht, sofern sie nur künstlerisch erscheint, und wer sich berufen fühlt, mag die scharfe Geißel der Satire über der tollen Menge knallen lassen.

Die Karikaturisten unserer Tage besonders in der zeichnerischen Kunst sind bekannt; ebenso, wenn auch latent, verbreitet ist das Gefühl, daß ihre Satire, soweit sie nicht ins Unter-Ästhetische verfällt, rein auf dem nur-ästhetischen Gebiet bleibt; von der Richtung ins Ethische sind sie weit entfernt. Dieser Kunst fehlt der Ernst. Unsere Karikaturisten geben die Auswüchse nicht unberührt wieder, man möchte sagen, sie spiegeln sie nicht wieder mit der objektiven Verzerrung des Hohlspiegels, sondern mit einem malitiösen Augenzwinkern, nicht mit der Leidenschaft des Eiferers, sondern mit der des Hasses. Sie formen ihren Stoff nicht mit der Liebe des Bildners, sondern sie ätzen ihn aus mit der Lauge des Hohnes. Dann zeigen sie mephistophelisch auf die kuriosen Reste. Der Hohn ist aber kein sittliches Moment. Eins muß man ihnen lassen; sie verstehen ihr Metier. Naturalismus und Pessimismus haben die Augen geschärft. Die spitzen Stifte unserer Zeichner sind berühmt. Ein Satiriker des Wortes

hat sich jüngst vernehmlich zum Wort gemeldet, Josef Ruederer mit seiner Komödie ‚Die Fahnenweihe' im Schauspielhaus.

Ruederers ‚Fahnenweihe' hat ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent gezeigt. Das Stück spielt in einem bayrischen Hochgebirgsdorf, wo alle Lumperei los ist. Der Posthalter Schlegel, ein in München verkrachter Cafétier, will auf der Gemeindewiese ein großes Hotel bauen; das Kapital dazu schlägt er aus den Beziehungen seiner Frau zu dem Großhändler und Reserveleutnant Rettinger. Um den Bauern die Wiese auf gute Manier abzunehmen, erstellt er zuerst darauf ein Findelhaus zum Beweis seiner selbstlosen Humanität. Ein Findelhausverein ist gegründet, die Fahnenweihe steht bevor. Der Pfarrer ist für den guten Zweck gewonnen, mit ihm der Bürgermeister. Bei der Probe zu dem rührseligen Bauernstück, das bei der Feier aufgeführt werden soll, klappt die Geschichte zum erstenmal nicht; der alte Seehansele, ein verkrachter und versoffener Bauer, der einen Rausch hat, sagt statt seiner Rolle die Wahrheit über die Absichten des Posthalters. Eine Gruppe von Bauern hat sich sodann zusammengetan zum Haberfeldtreiben gegen den Gründer. Der Pfarrer geht auf ihre Seite aus moralischen Bedenken, mit ihm der Bürgermeister. Da die Haberer aber auch diesen beiden Ortsvorständen treiben, diese außerdem durch das hohe Angebot Schlegels sich locken lassen, schlagen sie sich wieder auf seine Seite, und die Fahnenweihe ist gerettet; der Hotelbau ist gesichert; denn auch die Geldquelle bleibt dem Ehepaar trotz der Heirat mit einer Sommerfrischlerin treu. Zuletzt kommen drei geflügelte Engel (Choristinnen eines Münchener Theaters) mit Palmenwedeln, um die Fahnenweihe des Findelhausvereins symbolisch zu beschließen.

Die einzelnen Typen sind in ihrer Art gut: Der Posthalter ohne jeden moralischen Instinkt, seine Frau, die etwas vom Leben haben will, der Knallprotz und Dummkopf Rettinger, der Pfarrer, das Zünglein an der Wage, das den Ausschlag gibt, je nachdem von der oder jener Seite auf die Schale gedrückt wird, der hilflose Bürgermeister, der konkurrenzneidige Dorfwirt, die Sommerfrischlerinnen. Eine treffende Satire auf die üblichen bayrischen Bauerntheater ist auch das Stück im Stück, das zur Verschönerung der Fahnenweihe in Szene gehen soll. Ruederer hat das harmlose Schellengeklingel der Bauernnarrheit herausgehört, auch das feine Pfeifen der Selbstpersiflage des Gesellschaftstones; er hat auch den Unkenruf des Großstadtsumpfes nicht verschmäht. Ein bedeutendes dramatisches Geschick ist verbunden mit kräftiger und drastischer Lokalfärbung und Charakterzeichnung. Die Objektivität hat er auf seine Art gewahrt. Es blitzt und wettert ein urwüchsiger Mutter- und Bauernwitz, aber es überwiegt die schnodderige Anspielung. An Plattheiten und Kraßheiten fehlt es nicht, so z. B. der Schluß. Sicher ist zu hoffen, daß Ruederer noch ein einheitlicheren Zug gelingen wird; aber wenig Hoffnung ist, daß sich aus dem theatralischen Effekt die menschliche Note mehr abhebe, daß sein Humor ein befreiender werde. Der Humor seiner Komödie ist etwas Negatives, die Komödie des Lebens aber etwas Positives.

K. Weiß.

Kunst.

Von jüdischer Art und Kunst. Wer mit offenen Sinnen den Äußerungen des modernen Lebens folgt, weiß, daß moderne Schöngeister die Kunst häufig mit Religion und Ethik identifizieren und ihr eine besondere Rolle in der nächsten Entwicklung des Menschengeschlechts zuweisen. Welche Stellung ihr in der Erziehung der Menschheit einzuräumen wäre, das ist schon durch unsere Klassiker mit größter Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgesprochen worden. Eine interessante

Erscheinung nach dieser Richtung hin bildet die Tatsache eines bedeutsamen Einflusses der Kunst bei den in der Entwicklung begriffenen, geistig regsamen slavischen Völkern und bei den Juden. Als eine lange unter der Schwelle des Volksbewußtseins verborgene Kraft tritt sie nunmehr in einigen Vertretern dieser Rasse hervor. Das erste Auftreten jüdischer Künstler fällt zusammen mit der in geistig regsamen jüdischen Kreisen aufstrebenden Bewegung, wie sie sich zum Teil im Zionismus kundgibt. Wo einmal solche treibende Elemente im geistigen Leben vorhanden sind, da kommen auch oft ganz neu und überraschend die eigentümlichsten Begabungen zum Vorschein. Wir denken an einen armen Juden, der sich vor Jahren von Russisch-Polen bis München durchschlug, um seiner Sehnsucht, Künstler zu werden, Genüge zu tun. Es gelang dem mit Geduld und zäher Energie Ausgerüsteten, einen Platz in der Kunstakademie zu erhalten und in kurzer Zeit alles das zu lernen, was man hier lernen konnte. Während die wenigsten seiner Mitschüler darüber im klaren waren, was sie in der Kunst wollten und sollten, war er keinen Augenblick im Zweifel. Er vermied es, sich einem öden Naturalismus wie einem gewissen, damals üblichen technischen Manierismus hinzugeben. Sein künstlerisches Ideal stand ihm von Anfang an lebendig vor der Seele. Die Sprache der Kunst, Linien, Farben und Formen sollten ihm dazu dienen, seine Gedanken und Empfindungen, die sich in dem Vorstellungskreise uralter Ideen seines Volkes bewegten, zum Ausdruck zu bringen. Ihm war die Kunst ein Ausdrucksmittel seines Geistes, d. h. des im edelsten Sinne jüdischen Geistes. Wie Antokolski, der große, jüdische Bildhauer, wollte er durch die Kunst verherrlichen, was Großes und Schönes in seiner Rasse und in der Geschichte seines Volkes vorhanden war. Antokolski, der Künstlerphilosoph, ist ein Typus all dieser Erscheinungen. Damit ist sofort die ganze künstlerische Richtung gekennzeichnet. Es ist dies vorläufig eine stark mit verstandesmäßigen Reflexionen durchsetzte Ideenkunst, die sich entweder ganz in Stimmungen auszudrücken sucht und sich dann der Farbe bedient (Lesser Ury) oder, was ihrem eigentlichen Charakter näher liegt, für die logisch konstruktive Art ihres Ideenganges den adäquaten Ausdruck in der Klarheit und Bestimmtheit der rein zeichnerischen Linien findet. Von dieser letzteren Art ist auch die Kunst des Zeichners und Schwarz-Weißkünstlers Ephraim Mose Lilien. Sein Entwicklungsgang zeigt im wesentlichen alle die von uns in dem Bilde des jüdischen Kunstjüngers bereits angedeuteten typischen Züge. Ihm ist die Stellung und Bedeutung der Kunst bewußt geworden, und bewußt stellt er sie in den Dienst der von ihm und seinem Volke angestrebten Ideale. Sein gesunder künstlerischer Verstand vermißt in dieser jungen jüdischen Kunst die Tradition, und suchend gerät er auf den Weg, wo sich noch am ehesten an Vorhandenes anknüpfen läßt, nämlich zum Buchschmuck. In den Händen seiner Stammesgenossen befinden sich uralte heilige Bücher, die zum Teil in zahllosen Ausgaben unter das Volk gegeben werden, und diese will der über alle Mittel der hochentwickelten modernen Schwarz-Weißkunst souverän verfügende Künstler verschönen und mit Arabesken, Ornamenten, tiefsinnigen symbolischen Zeichen und figürlichen Kompositionen schmücken. Bisher hat Lilien im Buche ‚Juda' (in F. A. Lattmanns Verlag, Goslar), in ‚Lieder des Ghetto' Proben seiner Kunst gegeben. Seine Kompositionen sind der scharf pointierte gedankliche Ausdruck dessen, was Lilien für sein Volk empfindet, nach was er sich mit ihm sehnt, was er wünscht und wie er sich Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges vorstellt. Im Buche ‚Juda'

erscheint der siebenarmige Leuchter als ornamentales Motiv für das Vorsetzpapier benützt, Lilien und Dornen kehren als Zierleisten häufig wieder; ein alter Jude mit gedankenvollem Ausdruck erscheint in einer ägyptischen Landschaft mit den von der Abendsonne angestrahlten Pyramiden. Das uralte Sehnsuchtslied wird in der Gestalt zweier herrlicher Menschen, Mann und Weib, verkörpert. Zionistensehnsucht und -Hoffen spricht aus der Zeichnung eines alten, in Dornen verstrickten Greises, der in der Ferne das gelobte Land sieht. In den Liedern des Ghetto kehren vielfach Bilder aus dem modernen sozialen Leben, das den Menschen niederbeugt und mürbe macht, wieder. All diesen gegenständlichen Motiven, die bei Lilien aufs innigste mit seiner ganzen künstlerischen Vorstellungsweise verknüpft sind, entspricht die graphische Ausdrucksweise, die Sicherheit und Schärfe seines Federstrichs, die Prägnanz der Formgebung und der schwungvolle Rhythmus der Komposition. Phantasievoll und ideenreich gibt er mit vollen Händen aus der Fülle seines Herzens und Geistes. Er weiß Zeichnung und Buch, Lettern und Bild in immer wieder neuer Weise zueinander in Beziehung zu setzen, das Auge zu fesseln und anzuregen.

Was Lilien noch außerdem als Exlibriszeichner und auf dem Gebiete der dekorativen, monumental-kirchlichen Kunst leistet, davon erzählt ausführlicher Dr. Alfred Regener in seinem Buche ‚E. M. Lilien, ein Beitrag zur Geschichte der zeichnenden Künste'. Viel mehr als gerade dieses gibt das Buch in dem Hinweis auf Liliens Kunst in ihrem Zusammenhange und in ihren Beziehungen zu den modern jüdischen, idealen Bestrebungen. Denn zweifellos ist es eine ideale Kraft, die in der Sehnsucht nach dem Höchsten Wurzel schlägt und sich immer stärker, kräftiger entfaltet.

A. H.

Musik.

Camille Saint-Saëns, der bedeutende französische Komponist, dessen ‚Danse macabre' auch in den deutschen Konzertsälen populär ist, und dessen Oper ‚Samson und Dalila' stets gerne gehört wird, tritt nun mit einem Bändchen gesammelter musikalischer Essays auch als Musikschriftsteller vor das deutsche Publikum. ‚Harmonie und Melodie' ist der Titel der abwechslungsreichen Sammlung, die von Wilhelm Kleefeld ins Deutsche übersetzt im Laufe von drei Jahren bereits zwei Auflagen erlebt hat, ein Beweis, welches Interesse man auch in Deutschland dem französischen Meister entgegenbringt. Freilich, was bei schriftstellernden Komponisten meist der Fall ist, gilt auch von dem Saint-Saënsschen Büchlein: es interessiert mehr durch die Person seines Verfassers als durch den eigenen Wert seines Inhalts. Die Ansichten eines bedeutenden Komponisten über künstlerische Dinge zu vernehmen hat stets etwas Anziehendes. Doch geht in unserem Fall das Interesse teilweise auch noch tiefer. Dies ist der Fall bei denjenigen Partien des Buches, in denen Saint-Saëns von seinem Verhältnis zu Richard Wagner spricht, weil dabei eine Anzahl künstlerischer Probleme von allgemeiner Bedeutung zur Sprache gebracht werden.

Ähnlich wie vor einigen Jahren Mascagni seine italienischen Landsleute vor übertriebenem Wagnerkultus warnte, so ermahnt nun Saint-Saëns die jungen französischen Komponisten: ‚Ihr jungen Musiker, wenn ihr etwas sein wollt, seid Franzosen!' Man hat Saint-Saëns wegen dieser Stellungnahme gegen den französischen Wagnerkultus große Vorwürfe gemacht; er, der einer der frühesten Bewunderer Wagners war, habe plötzlich seine Meinung geändert und verketzere nun, was er früher angebetet habe. Diesem Vorwurf gegenüber erklärt der

Meister mit Recht: ‚Ich habe mich nicht verändert, die Welt hat sich verändert,‘ und: ‚Ich bin ein großer Bewunderer der Wagnerschen Muse trotz ihrer Auswüchse und Übertreibungen; denn sie ist groß, überwältigend, das genügt.‘ Nicht gegen die Kunst Wagners richtet er seinen Angriff, sondern gegen den Kastengeist der Wagnerianer, der in einseitiger Borniertheit und Beschränktheit strengsten Anschluß an den Stil des Meisters fordert und alles, was davon abweicht, von vornherein für unkünstlerisch erklärt, ohne zu bedenken, daß mit einem solchen Dogmenzwang alle künstlerische Selbständigkeit unterbunden werden muß. In dieser Hinsicht hat der französische Meister vollkommen recht, wenn er seine Landsleute vor einseitiger Nachahmung der Wagnerschen Kunst warnt. Noch in einem anderen Punkt ist die Polemik Saint-Saëns gegen Wagner sehr berechtigt und zeitgemäß, wenn er sich nämlich gegen den ‚Pangermanismus‘ Wagners und der Wagnerianer wendet. Es ist das eine ungemein diffizile Sache; allein selbst auf die Gefahr hin, bei überzeugungstreuen Wagnerianern ernstlichen Anstoß zu erregen, mögen hier einige Worte darüber gesagt werden. Bekanntlich ist in Wagners Theorie der Ausdruck ‚deutsche Musik‘ nicht ein rein nationaler, sondern in erster Linie ein ästhetischer Begriff; eine Musik, die nicht ‚deutsch‘ ist, erscheint künstlerisch minderwertig. In einer Zeit, wo die edelsten Schöpfungen deutscher Kunst oft genug aus reiner Modesache hinter oberflächliche italienische und französische Erzeugnisse zurücktreten mußten, konnte ein deutscher Künstler wohl zu einer solchen Ansicht kommen. Heute haben sich diese Verhältnisse geändert; wenn daher die Wagnerianer immer noch an dem alten Evangelium festhalten, so ist das eine bedenkliche künstlerische Einseitigkeit. Es ist daher ein goldenes Wort, wenn Saint-Saëns sagt: ‚Die Musik, als Ausdrucksmittel einer primären Universalsprache, ist das Sprachrohr der Weltseele, nicht einer dominierenden Rasse.‘ Das ist eine wirklich moderne Idee, eine wirklich moderne Auffassung der Kunst, die mit der internationalen Lebensauffassung überhaupt, die heute herrscht, aufs beste harmoniert. Nationalität in der Kunst ist immer eine Beschränkung; je weniger spezifisch national eine Musik ist, desto allumfassender wird ihre Wirkung sein. Das beweist z. B. ein Vergleich der deutschen und französischen Musik mit der italienischen, welch letztere wegen ihrer ausgeprägteren Nationalität einen viel beschränkteren Wirkungskreis hat.

Von dem sonstigen Inhalt der Saint-Saënsschen Essaysammlung seien besonders hervorgehoben die Kapitel ‚Rompreise‘, ‚Der Freischütz in der großen Oper‘ und ‚Die Resonanz der Glocken‘.

Dr. Eugen Schmitz.

Musikliteratur. Unter den verschiedenen charakteristischen Merkmalen unserer modernen Kunst- und Kulturpflege nehmen die Popularisierungsbestrebungen einen wichtigen Rang ein; durch gemeinverständliche Sammlungen von Monographien aller Art sucht man das große Publikum für die einzelnen Wissens- und Kunstgebiete zu interessieren und zu gewinnen. Auf musikalischem Gebiet erfreut sich von dieser Art von Unternehmungen, die unter der Ägide von Richard Strauß herausgegebene Essaysammlung ‚Die Musik‘ seit letzter Zeit besonderer Beliebtheit und Verbreitung. (Verlag von Bard, Marquardt u. Co., Berlin.) Wir gestehen rückhaltlos, daß uns von dem ganzen Unternehmen der Name des Protektors weitaus das Beste zu sein scheint, denn einen wirklich tieferen wissenschaftlichen, künstlerischen, kulturellen — oder wie man sagen will — Wert können wir der Mehrzahl der bis jetzt erschienenen Bändchen nicht zumessen; sie erscheinen uns als interessante Dokumente des modern luxuriösen Ausstattungsbuchhandels, aber

als absolut ungeeignet zur Verbreitung wirklicher musikalischer Bildung; mit ihrer seichten, nur zu oft fehlerhaften und ungenauen Darstellungsart wirken sie in ähnlicher Weise verbildend und degenerierend wie die viel verrufene Salonmusik. Merkwürdig! Die verderblichen Wirkungen der ‚Salonkunst' auf praktisch musikalischem Gebiet sind heute in allen Kreisen, die künstlerische Fragen nur halbwegs ernst auffassen, anerkannt; auf theoretischem Gebiete, wo der seichte ‚Salongeist' doch ebenso verderblich wirken muß, scheut sich der größte Künstler und das erste Musikgenie der Gegenwart nicht, durch den Glanz seines Namens einem Unternehmen Halt und Stellung zu verleihen, welches die Pflege dieses seichten Salongeistes als Prinzip auf seine Fahne geschrieben hat. Müssen wir uns demnach dem Unternehmen im ganzen gegenüber entschieden ablehnend verhalten, so freut es uns doch, von den vierzehn bis jetzt erschienenen Bändchen einzelne als besser gelungen hervorheben zu können. Dies gilt in erster Linie von der neuesten Publikation, einer Biographie Sebastian Bachs von Phil. Wolfrum. Wir können dieses Büchlein allen Lesern, die der Person und dem künstlerischen Schaffen des großen Thomaskantors näher treten wollen, bestens empfehlen; neben einer ausführlichen, die menschlichen Züge des Künstlers in feiner psychologischer Zeichnung herausbebenden Biographie bringt es eine Besprechung der Instrumentalwerke Bachs. (Die Vokalwerke werden für ein später erscheinendes Bändchen zurückgestellt.) Bei der Analyse der Werke sieht man stets, daß man es in dem Autor mit einem vorzüglichen und gründlich geschulten Musiker zu tun hat, dessen ästhetische Bemerkungen nicht nur auf feiner künstlerischer Empfindung, sondern auch auf tüchtigem technisch-musikalischem Können basieren. Freilich wird man nicht stets mit den Anschauungen des Verfassers einverstanden sein können, am wenigsten vielleicht mit seiner ungerecht ablehnenden Haltung zur Kunst Händels. Ein gegenseitiges Abwägen zweier Künstler ist immer eine gefährliche und zweifelhafte Geschichte (ganz was anderes ist natürlich der die künstlerische Wirksamkeit in Parallele stellende historische Vergleich!), weil es naturgemäß stets an einem tertium comparationis fehlen muß. Daß Händels Kunst — namentlich in seinen italienischen Opern — der Moderne formell tausendmal ferner steht als Bach wird niemand leugnen wollen; darin beruht aber nun gerade das wirklich in die Tiefe gehende Musikverständnis, daß man unter Abstraktion von der — vielleicht total veralteten und ungewohnten Form die immanente künstlerische Potenz auf sich wirken läßt; und daß Händels von Wolfrum belächelter ‚Klingklang der italienischen Oper' an wirklicher musikalischer Potenz nicht nur zahlreichen modernen Kompositions-‚werken' himmelweit überlegen ist, sondern teilweise einen der höchsten Gipfelpunkte der Kunst überhaupt bedeutet, sollte heute nicht mehr verkannt werden.

Auch bezüglich der Bearbeitungsfrage Bachscher Werke können wir den vom Verfasser behaupteten Standpunkt nicht ganz teilen. Wie alle Musik des 17. und 18. Jahrhunderts, so ist auch die Bachsche nur in unvollkommener, der Ergänzung bedürftiger Notation erhalten; die Harmonie ist teilweise nur durch bezifferte Bässe angedeutet, die Besetzung des Orchesters mangelhaft bezeichnet, Vortragszeichen fehlen, ungewohnte Verzierungen sind vorgesehen u. dgl. Seit Beginn der modernen musikalischen Renaissancebewegung ist diese Bearbeitungsfrage immer wieder zur Diskussion gestellt und auf mannigfache Art zu lösen versucht worden. Uns scheint von allen in Frage kommenden Methoden die streng historisch verfahrende Methode die einzig richtige; man untersuche wie die Schöpfer der Werke ihre Aufführungen veranstalteten, und verfahre mit rücksichtsloser Ablehnung

aller modernisierenden Zugeständnisse genau ebenso. Im wesentlichen ist das auch der Standpunkt Wolfrums, und das kräftige Wörtlein, das er auf Seite 97 gegen die stillosen Aufführungsmethoden ‚berühmter' Schulen oder Kapellen spricht, ist ihm hoch anzurechnen; wenn er aber dann doch wieder dafür plädiert, gelegentlich das bei allen Orchesterwerken Bachs vom Meister vorgesehene harmoniefüllende Cembalo wegzulassen, so ist das eine Konsequenzlosigkeit von schlimmer prinzipieller Bedeutung. Indessen können derartige Einzelheiten dem Wert der Wolfrumschen Schrift im ganzen nicht Eintrag tun; wir können daher die Lektüre des wirklich guten Büchleins den interessierten Lesern nur abermals empfehlen.

Einen Rivalen hat Wolfrums Bachbiographie unter den sonstigen Bändchen der ‚Musik' nicht; gewiß erhebt sich auch die eine oder andere Leistung noch über das niedrige Durchschnittsniveau, auf dem die ganze Sammlung steht (vor allem wäre da zu nennen Romain Rollands Bändchen ‚Paris als Musikstadt'); meistens aber gilt das klassische Wort: ‚Das Unzulängliche hier wird's Ereignis.' Wir wollen uns daher auf weitere Detailbesprechungen, bei denen doch nur Negatives herausspringen würde, nicht weiter einlassen, sondern zum Schluß noch eine Betrachtung allgemeiner Art folgen lassen.

Eine Erscheinung wie die in Rede stehende Essaysammlung ‚Die Musik' hat den Grund ihrer Existenz und Beschaffenheit nicht nur in unseren modernen ‚popularisierenden' Kulturverhältnissen, nicht nur in dem mangelnden Ernst der Auffassung, den selbst erste Kapazitäten in Sachen theoretisch künstlerischer Belehrung an den Tag legen, sondern auch in dem Verhalten der hier in erster Linie zum bessernden Eingreifen berufenen eigentlichen Fachleute. Unsere Musikgelehrten, die ihrem Können und Wissen nach einzig fähig und berufen wären, eine wirklich gute populäre theoretische Musikliteratur zu schaffen, scheinen für diesen Teil ihrer Lebensaufgabe meistenteils noch nicht das geringste Verständnis zu haben. Im Gegenteil! Sofern einer aus ihrem Kreise etwas derartiges zu unternehmen versucht, etwa eine populär zusammenfassende Musikgeschichte herauszugeben und dergl., wird gegen ihn Stellung genommen. ‚Unsere Detailforschungen sind heute noch nicht weit genug fortgeschritten, daß wir eine Musikgeschichte schreiben könnten; wer dies dennoch versucht, ist ein Charlatan, ein Salonhistoriker ꝛc. ꝛc.;' so und ähnlich lautet die Sprache dieser Herren. Nun ist es sicher richtig, daß für den weiteren Ausbau unserer heutigen wissenschaftlichen Musikgeschichte Detailforschungen vorläufig das einzig Nötige und Mögliche sind. Soll aber die Musikwissenschaft der von allen Fachleuten so sehr ersehnten ‚Anteilnahme weiterer Kreise' teilhaftig werden, so muß neben dieser streng wissenschaftlichen Fachliteratur eine die gewonnenen Resultate verallgemeinernde und populär zusammenfassende Literatur hergehen, welche den Laien auf bequeme Art mit den neuen Ergebnissen der Musikforschung bekannt macht. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist für das Gedeihen und die kulturelle Bedeutung der Musikwissenschaft ebenso wichtig wie die Erweiterung des Wissensgebietes durch neue Detailforschungen. Solange aber die offiziellen Vertreter der Musikwissenschaft sich in dieser Hinsicht ablehnend verhalten, werden Publikationen wie die ‚Musik', in der musikschriftstellerisch dilettierende Komponisten und Feuilletonisten um die Wette das Publikum mit ihren ‚Leerheiten' ‚belehren', stets florieren zum Unheil wahrer künstlerischer Kultur.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Studentenseelsorge. Dieses Thema ist in der letzten Zeit mehrfach in Zeitungen und Zeitschriften erörtert

worden. In der Tat ist mit dem Worte eine Aufgabe bezeichnet, die ernster Beachtung wert ist.

Gewiß mag es für den Katholiken ein erhebender Gedanke sein, daß hoch und niedrig, gebildet und ungebildet in dem einen Glauben, dessen Bekenner auf dem ganzen Erdball verbreitet sind, sich einig wissen. Aber diese großartige Einheit würde ertötende Einförmigkeit bedeuten, umschlösse sie nicht zugleich die größte Mannigfaltigkeit individueller Gestaltungen. Einheit ist nicht Einfachheit und nicht Uniformität. Einheit fordert gerade Vielheit und Verschiedenheit als ihr notwendiges Korrelat, das sie zu vereinheitlichen hat. Und so widerspricht es der einen Glaubenssubstanz, die die Kirche durch die Jahrhunderte weiter gibt, durchaus nicht, daß zahllose Nuancen in der Erfassung dieses Glaubens durch die einzelnen Gläubigen vorhanden sind, unendlich verschieden in der Weite und Tiefe der geistigen Verarbeitung, in der Wucht und Feinheit gefühlsmäßiger Aneignung.

So erwachsen auch der Seelsorge gegenüber den verschiedenen Bildungsschichten gar mannigfach differenzierte Aufgaben.

Die Religion soll ja nicht ein unorganischer, fremder Bestandteil im Seelenleben des Menschen sein; nicht ein besonderes Gefach, das er nur Sonn- und Feiertags auf eine kurze Weile öffnet, um seinen Inhalt wie eine seltsame Kuriosität zu beschauen; Religion soll das ganze Geistesleben erwärmend, befreiend, beseligend durchwalten. So muß denn aber auch mit dem religiösen Innengehalt alles das in mannigfaltige Berührung und Wechselwirkung treten, was die Seele sonst aufnimmt an Bildungsstoff, und was in ihr selbst keimt und sproßt an eigenen Gedanken und Fragen. Und wo wäre ein geistig reger katholischer Student, in dem nicht Fragen über Fragen aufsteigen, wenn er auf der Universität in den Vorlesungen und bei seiner Lektüre immer und immer wieder hineinblickt in eine geistige Welt, die allem Katholischen kühl und fremd, ja mit dem Gefühl ihrer Überlegenheit gegenübersteht? Wird da bei allen Naturen die Anweisung am Platze sein, sich vor all solchen Einflüssen sorgsam zu hüten? Muß da nicht bei manchen die Meinung entstehen, man fürchte sich vor diesem modernen Geistesleben, man fühle sich ihm innerlich nicht gewachsen? Wo aber solche Gedanken sich aufdrängen, da ist dasjenige gefährdet, was das geistige Leben allein gesund erhält: die innere Wahrhaftigkeit. Nichts kann für Religiosität und Herzensfrieden verhängnisvoller sein, als wenn die Befürchtung, der Verdacht aufsteigt, man müsse den Wahrheitssinn in seiner strengen Unerbittlichkeit abstumpfen, um der Kirche treu zu bleiben und um die eigene Seligkeit nicht zu gefährden. Nur eine Abhilfe gibt es gegen dies Verhängnis: man muß wirklich Ernst machen mit der Glaubenslehre, daß Gott der Gott der Wahrheit und Wahrhaftigkeit ist; man muß den Mut haben, daraus die Folgerung zu ziehen, daß alles Suchen und Trachten nach Wahrheit Gottesdienst im besten Sinne ist.

Tatsächlich sucht ja auch schon der Religionsunterricht in der Schule, zumal in der höheren, auf die aus tiefem Wahrheitsbedürfnis quellenden Fragen nach den Grundlagen des Glaubens Antwort zu geben; und so ist auch der Glaube, den der katholische Student auf die Hochschule mitbringt — wenn er ihn dahin mitbringt — in der Regel kein blinder, naiver, der sich seiner Gründe gar nicht bewußt wäre; und sicher werden Gründe wie die mächtige Ausbreitung der Kirche, ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit an sittlicher Kraft, ihre Einheit und ihre Fortdauer durch die Jahrhunderte, sie werden gegenüber manchen Zweifeln und Bedenken standhalten. Aber es ist doch sehr wohl möglich, daß auch ihre über-

zeugende Kraft — wenigstens zeitweise — ins Wanken gerät, zumal angesichts der Erkenntnis, daß das Tatsächliche an diesen Beweisgründen auch von ruhig denkenden akatholischen Forschern anerkannt wird, und daß diese — doch nicht katholisch werden. Es ist darum auch von zweifelhaftem Wert, den Glauben nur durch solche — in den Bereich wissenschaftlicher Forschung und Diskussion fallende — Gründe stützen zu wollen. Gerade auch beim Glauben zeigt sich ja nach katholischer Auffassung ein Ineinander von Natur und Gnade. ‚Der Glaubensakt setzt die vernünftige Prüfung der Glaubensgründe und die daraus erwachsende sittliche Überzeugung über die Glaubenspflicht voraus. Der Glaube selbst entsteht nur durch einen von der Gnade unterstützten und beflügelten Aufschwung des Willens.‘ Über das Wie? dieses Zusammenwirkens herrschen verschiedene Ansichten. Auf der einen Seite betont man das vernünftige ‚Wissen‘ vom Dasein Gottes und seiner Offenbarung als notwendige Voraussetzung des Glaubens an Kirche und Dogmen; auf der anderen Seite — und da stehen die großen Theologen der alten Zeit und neuerdings besonders Kardinal Newman — fordert man nur ein ‚Gewissen‘ über die sittliche Erlaubtheit und Pflicht des Glaubens; man läßt aber die Tatsache der Offenbarung mit in den Bereich des Glaubens fallen.*

Wie sorgsam und taktvoll muß da der Seelsorger im Einzelfall abwägen, ob dem Zweifelnden durch verstandesmäßige Gründe und Anregung zu tiefergehenden Studien oder durch Belebung seines praktisch-religiösen Innenlebens zu helfen sei. Denn auch das letztere mag oft das allein Angemessene sein. Gerade in der geistigen Atmosphäre der Universität, wo es vor allem gilt, wissenschaftliche Erkenntnis zu pflegen, da kann bei Naturen, die vielleicht von Haus aus stark intellektualistisch veranlagt sind, neben der Vertiefung in das ‚Wissen‘ der Sinn und das Verständnis für das ‚Glauben‘ völlig dahinschwinden.

Ganz besonders schwere Aufgaben werden dem Seelsorger daraus erwachsen, daß die Krisen des Glaubens, die die Universitätsjahre so häufig bringen, oft aufs innigste sich verflechten mit Krisen der sittlichen Entwicklung. Nichts wäre aber unpädagogischer, als leichthin anzunehmen, der Glaubenszweifel entspringe lediglich aus dem sündigen Herzen. Vielmehr setze man bei dem Menschen guten Willen voraus, und man wird ihn in ihm finden. Mag der gute Geist des Wahrheitsstrebens oft aufs engste verschwistert erscheinen mit dem bösen Geiste der Begehrlichkeit und Leidenschaftlichkeit: wenn nur jener erstarken kann durch das herzliche Vertrauen eines echten Seelenführers, so wird er schließlich von selbst sich des schlimmen Gefährten entledigen.

Nur der aber wird ein solcher Seelenführer für Studenten sein können, dem sich das Verständnis erschlossen hat für den ganzen Reichtum und die bunte Fülle modernen Geisteslebens; dem auch die Erkenntnis aufgegangen ist, wie hoch das Ideal steht, und wie unendlich mannigfache Annäherungsstufen auf dem Wege zu ihm den Menschen zu erklimmen sind. Er muß es verstehen, auch in Sünde und Erniedrigung das Emporstrebende zu erkennen. Ein sittlich tadelloses Leben als etwas Leichtes, ja Selbstverständliches hinzustellen, verrät innere Flachheit oder Heuchelei. Den Sittenrichter zu spielen, ist ja bequem; aber es fördert niemand, und es bringt leicht der eigenen Seele Schaden.

Fürwahr, schwere, schwere Aufgaben birgt so die Seelsorge für Studenten, aber freilich Aufgaben, an denen arbeiten zu dürfen einem wahren Seelsorger köstlich sein müßte.

A. M.

* So Mausbach in der Darstellung der ‚Ehr katholischen Ethik‘ [illegible] in Hinnebergs ‚Kultur der Gegenwart‘

Friedrich Hebbels Tagebücher in vier Bänden. Auf Grund der Quellen ausgewählt und mit einer Einleitung, sowie mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Hermann Krumm. Mit des Dichters Bildnis und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. Geb. in zwei Bänden Mk. 3.

Wiewohl diese Auswahl der Tagebücher, der nichts Wesentliches zur Vollständigkeit fehlt, auf der historisch-kritischen Ausgabe Richard M. Werners fußt, vermag sie diese in den Anmerkungen vielfach noch zu ergänzen. Man wird beide nebeneinander benutzen können; man ist aber auch, von ganz streng wissenschaftlicher Arbeit abgesehen, mit dieser Auswahl vortrefflich bedient. Der geringere, handlichere Umfang, der erstaunlich billige Preis bei solider Ausstattung sind dazu Vorzüge, die im Programm der Hesseschen Klassikerausgaben überhaupt liegen. Ohne Nutzen wird niemand sich mit Hebbels ‚Reflexionen über Welt, Leben und Bücher, hauptsächlich aber über mich selbst' befassen; ihre Fülle und Prägnanz ist erstaunlich; mit den Werken zusammen geben sie das beste Bild Hebbels; dabei sind sie durchsichtiger als die Werke. Großenteils sind sie geradezu die Werkstatt des Dichters. Die Anmerkungen sind eine Hilfe, die nicht verstimmt. Die Einleitung sagt manches Beherzigenswerte von der Hebbelbegeisterung, deren positive Seite sie selber vertritt. Aus den ‚Kollektaneen, Gedanken und Erinnerungen' ist eine kleinere Auswahl gegeben; das Personenverzeichnis ist ein recht wertvoller Abschluß.

Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Von Dr. Valentin Kehrein. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1904. 1.50 Mk. — Das Schriftchen sollte jeder gelesen oder zum Nachschlagen bereit liegen haben. Es läßt sich nicht rasch sagen, wie viele Seiten der Verfasser seinem Stoff abgewonnen hat; dabei ist die prägnante Fassung allen Lobes wert. Die Darstellung folgt dem Kalender, aber sie geht durch alle Jahrhunderte und über Länder und Meere; sie ist einfach, zuweilen zu einfach, aber sie hat doch Sinn für die Schönheit der Natur und religiöser und volkstümlicher Symbole. Das Dargestellte hat schon an sich stets primitives Interesse, und trotzdem findet man hier fast mehr Antworten, als man Fragen stellen kann. Es ist ein Schriftchen, das eine historische Brücke von unserem Alltag zur tieferen Bedeutung schlägt.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Professor Dr. Friedrich Polle. Dritte verbesserte Auflage von Professor Dr. Oskar Weise. 1904. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner. (V und 112 S.) geb. 1.80 M. — Was das Buch an Sprachmaterial in großer Fülle bringt, ist ebenso unterhaltend wie belehrend. Die psychologische Ausbeute jedoch, die man in erster Linie erwartet, ist nicht groß und geht nicht tief. Schuld daran ist, trotz besserer Einsicht, das vielfach unglückliche Hervorkehren eines sprachnormativen Standpunktes. Was Hebbel einmal von der Poesie sagt, gilt in ähnlicher Weise vom sprachlichen Leben: ‚Viele tragen in ihre Poesie Logik hinein und meinen, das heiße motivieren.' Mit der bloßen Erkenntnis: ‚Wer die Sprache über das Gerüst eines logisch entworfenen Schemas spannen wollte, der würde sie zu Tode martern, den Geist frischen, leichtfertigen, kecken Lebens, ihre eigentliche Seele verscheuchen,' ist noch nicht alles getan; hier sollte gerade erst die Psychologie anfangen. An Stelle der Wortdefinition die Erklärung! Das ist immer noch eine Forderung an solche, sonst ganz gute Bücher über das Leben der Sprache.

Nordische Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 18 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Eine für Gebildete verständliche und zugleich den wichtigen neuen Resultaten der mythologischen Wissenschaft Rechnung tragende Darstellung der Mythologie der skandinavischen Völker hat gefehlt, und Herrmann gibt sie in jedem guten Sinne. Durch geschickte Verbindung von Darstellung und Quellenwiedergabe, die schon äußerlich Vertrauen weckt und den nicht ungewöhnlichen Schauder Unzünftiger vor allem, was mythisch klingt, besänftigt und bald zum festesten Interesse wandelt. Denn es geht an den mythologischen Faden eine genußreiche Aufreihung von literarischen Perlen hin. Sehr einnehmend wirkt weiter die bedachtsame Haltung des Verfassers in den zahlreichen strittigen Fragen; sie werden als solche in die Vorstellung gebracht, aber ohne gewichtiges Aufleben und ohne Parteilichkeit. Das Ganze ist trotzdem ein geschlossenes Bild, das recht wohl in den skandinavischen Geist des Germanentums führt und auch nicht unterläßt, vorsichtig nach vielen Seiten in das Ganze des germanischen Volkstums und des Völkerlebens zu deuten. Mehr als einmal sind die psychologischen Glossierungen hervorragend gelungen. Das Werk empfiehlt sich jedem, der es gesehen, selbst, aber es sei doch besonders darauf hingewiesen.

-th.

Huberta Sollacher. Eine Waldgeschichte für jung und alt von Frida Schanz. Mit einem Titelbild und 41 Illustrationen von W. Gause. Berlin, Trowitzsch und Sohn. (Geb. 5.50 Mk.)

Kennt ihr den Wald nicht, den Hochwald am Bergsee, seine Förster und Jäger und sein bayrisches Volk, lest diese Waldgeschichte! Und kennt ihr ihn, liebt und erlebt ihr ihn, dann denkt an all seinen Frieden, all seine Freude, alle Mildigkeit und Herbheit, alle Lieblichkeit und Hoheit, alle Frische, Kraft und Sehnsucht und versprecht sie euch von dieser Waldgeschichte! Ihr müßt träumen und lachen, schauen, sinnen und staunen; wohl und wehe fühlt ihr euch, wenn ihr in einer recht behaglichen Stunde dieser Geschichte voll Geschichten lauscht, die Natur- und Seelenfreude der einfach gesunden Waldkinder so in euch aufnehmt, wie sie's unter sich euch vormachen. Daß euch gut erzählt wird, daß euch die Erzählerin — wenn ihr sie noch nicht kennt — bald ganz vertraut und wie altbekannt vorkommt, euch jung und alt, werdet ihr mit vielen andern schnell gemerkt haben; wie reizvoll versönlich, still frohlockend, weich klagend, ernst denkend, wie versöhnlich auch in den empfindlichsten Fragen eures Herzens sie ist, wie gut und lieb sie ihrem Land und ihren Leuten ins innerste Herz schaut, ihr werdet's sicher danken in köstlicher Erinnerung.'

J. O.

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen von Wilhelm Hertz. 5. Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Stassen. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (2.— Mk.).

Die schalkige, vergnüglich symbolische Paraphrase der alten Erfahrung von der Unausrottbarkeit der Natur und ihres frohen Triebes im Menschen ist der Bruder Rausch; früher, in freieren, frischeren Zeiten der Heiden und Götter freundlicher elbischer Puck, dann unter dem Druck des Weltschrittes, des Eindringens christlicher Asketik in die germanische Welt, angenehm prickelnder Versucher, ungern vermißtes, gern bekämpftes Teufelchen. Die Geschichte ist ja ziemlich bekannt; hier ist die fünfte Auflage. Es ist das Empfinden eines innerlich warmen, naturfrohen Menschen, der Stil eines Epigonen und das leichte, reiche Deuten eines sinnigen Schatzhüters; der Schatz ist die deutsche Volksseele. Die Klosterkutte ist zum wesentlichsten historisch-poetische Einkleidung, so nebenher leicht tadelnde Tendenz — leicht, weil umspannt von allgemeiner psychologischer Einsicht, menschlichem Verstehen, das sich doch der Welt freut, ‚weltversöhnt wie Bruder Rausch!' Franz Stassens reizvoller Buchschmuck liegt auf der gleichen Linie.

-th.

Schlaraffenland, neapolitanischer Sittenroman von Matilde Serao. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Manfred. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Ein herzbeschwerendes, dunkles Buch. Nirgends sittlich oder religiös verletzend, aber niederdrückend wie kaum ein anderes. Dieses Unerfreuliche liegt in der Tendenz des Buchs, in dem ausschließlichen Vorherrschen einer an sich lobenswerten Tendenz gegen das italienische Staatslotto. In der Hingabe daran hat die Autorin zweifellos des ‚Guten' zuviel getan, indem sie nur schwarz auf dunkelgrauen Hintergrund malte. Wir meinen dabei durchaus nicht, daß sie ihre Tendenz — ‚Hütet euch vor dem italienischen Staatslotto!' — etwa

durch die Schilderung des Glücks und Wohlergehens jener (wie es scheint sehr wenigen!) Neapolitaner, die nicht Lotto spielen, hätte ergänzen sollen. Aber die Gallerie ihrer neapolitanischen Typen, die sich und ihre Familie durch das Spiel ruinieren, wäre doch mit etwas weniger Häufung ununterbrochener Schrecknisse, mit einigen — nicht moralisierend-gegensätzlichen, aber doch Rast gewährenden — Lichtpunkten wirksamer und erschütternder gewesen. Nur der ab und zu mit Naturgewalt durchdringenden neapolitanischen Himmelswärme und dem durch alle — vielleicht richtig geschilderten — Verzerrungen neapolitanischen Aberglaubens hervorstrahlenden Lichte katholischen Glaubens hat die Autorin es zu verdanken, daß ihr Buch nicht trotz seiner Tendenz ebenso abschreckend wirkt wie Zolas ‚Assommoir' oder ‚Germinal'. Wir gestehen: Der Roman ist das Werk einer wirklichen Dichterin. Aber er erfordert starke Nerven und wird niemand befriedigen und erheben, außer wer sich zum modernen ‚Dysangelium' bekennt. Die Übersetzung ist vorzüglich.

J. Sch.

Der neue Globus, den der Neue Allgemeine Verlag G. m. b. H. in Berlin seit kurzem in den Handel gebracht hat, darf wohl mit Recht auch unter dieser Rubrik ein Wort des Hinweises und der Empfehlung beanspruchen. Denn heute, da wir nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig auf Beherrschung und Umspannung der Welt ausgehen, und da schon der einfache Nachrichtendienst der Zeitungen eine gewisse allgegenwärtige Vertrautheit mit dem Weltganzen voraussetzt, wer könnte da noch ohne jenes so einfache, aber eminent anschauliche Hilfsmittel auskommen? Man sage nicht, daß ein Atlas jederzeit die gleichen Dienste tue! Denn abgesehen davon, daß in vielen Fällen bei einer raschen Vergegenwärtigung des Blätterns kein Ende ist, leistet er für die Anschaulichkeit lange nicht das, was ein solcher Miniaturerdball vermag. Und doch ist dies praktische Möbel nicht so verbreitet, als das Bedürfnis erwarten läßt. Das macht, die bisherigen Globen waren teuer. Von dem Globus des Neuen Allgemeinen Verlags-Berlin kann man das nicht sagen. Bei einer Höhe von 54 cm und einem Durchmesser von 33 cm kostet er mit Messingmeridian 10.50 Mk. Er ist in achtzehn Farben gedruckt und hinlänglich deutlich, um eine leichte und rasche Orientierung zu ermöglichen.

* *

Unsere Kunstbeilagen.

Die beigegebenen Blätter nach Dürer sind nicht unmittelbar durch die ‚Bemerkungen zu Dürers Leben, Schaffen und Glauben' gefordert. Die Wahl ging auf solche Werke aus, die nicht zu den ganz bekannten des Meisters gehören. Das trifft zu für den Kopf des Apostels Jakobus, der in Florenz in den Uffizien hängt und in den landläufigen deutschen Dürerpublikationen nicht häufig anzutreffen ist. Die drei anderen Blätter sind Arbeiten zeichnender und graphischer Kunst, die dem Dürerfreund noch immer die liebste war. Leider sind diese Blätter nicht so bekannt, als sie es verdienten. Viele neuere Reproduktionen wecken auch keine rechte Freude daran. Vollendet für den vollen Genuß sind vielleicht nur die in Originalgröße phototypisch nachgebildeten Stiche und Schnitte von L. Zehls Verlag (L. Haberland), Leipzig, die aber bei weitem nicht genug verbreitet sind. Aus der ‚Großen Passion' geben wir das Titelbild, das der reifsten Epoche in Dürers Schaffen entstammt und ebenso meisterhaft in der Komposition wie stark und innig in der Empfindung ist. Der ‚Grünen Passion' gehört die Grablegung an. Die Wiedergabe ist getren dem Original (Albertina, Wien), einer Federzeichnung mit Tusche lavierl auf grün grundiertem Papier und mit weiß aufgesetzten Lichtern. — Die Madonna mit der Meerkatze, um 1505 entstanden, ist eine der lieblichsten Arbeiten Dürers, eine so heitere und ruhige Schöpfung, daß man sie auch in der Wiederholung immer neu genießen kann.

Offene Briefe.

Dr. med. F. in Sch. — Frl. R. in H. — M. H. in Frkf. a/M. Wir haben Ihre Bestellung der Buchausgabe von Fogazzaros Roman ‚Der Heilige' dem Verlag von Georg Müller in München überwiesen, bei dem die Ausgabe laut Ankündigung im Buchhändler-Börsenblatt vom 9. Mai 1906 erscheinen wird. Wir liefern nur die Schlußbogen nicht des Buch-, sondern des Hochlandformates an Abonnenten, nicht aber an einzelne Leser von Zeitschriftenzirkeln und Lesehallen.

F. K. in H. Mehr als durch die Empfehlung von Lehrbüchern der Ästhetik und dergl. spekulativ-philosophischer Literatur dürfte Ihnen für den Zweck, in das Verständnis der Schönheiten und des künstlerischen Organismus hervorragender Dichtungen einzudringen, durch solche Bücher gedient sein, die sich mit den Werken selber durch konkrete Darlegungen beschäftigen. Für Homer kommen da zwei Kommentare in Betracht, die die ästhetische Betrachtung stets in den Vordergrund schieben, und die warm empfohlen werden können: Sitzler, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee (2. Aufl., geb. 4.20 Mk.), und Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias (3. Aufl., geb. 5.00 Mk.), beide bei Schöningh, Paderborn. Über einen Kommentar zu Sophokles' Dramen vgl. Maiheft S. 242, woselbst Müllers ausgezeichneter Kommentar (Paderborn 1904) gewürdigt ist. Für Goethes ‚Hermann und Dorothea' besitzen wir eine klassische Schrift von Victor Hehn, Über H. u. D., herausgeg. von Leitzmann u. Schiemann (2. Aufl., 1898, Cotta, Stuttgart), über den Faust so viele, daß wir uns auf eine neuere beschränken müssen: Goethes Faust. Eine Einführung von Berthold Litzmann. Egon Fleischel u. Co., Berlin 1904. Preis Mk. 7.50.

Die Leser der ‚Leuchtenden Gedanken' im letzten Heft sind durch ein Versehen beim Umbrechen des betreffenden Satzes um etwas ganz Wesentliches gekommen. In dem an zweiter Stelle (S. 161) stehenden Gedanken sagt Ralph Waldo Emerson, es sei eine hinreichende Anschuldigung gegen unsere Lebensweise, daß heutzutage Reichtum vonnöten sei, um unsere Begriffe von häuslicher Behaglichkeit durchzuführen, und er nimmt in dem Folgenden die für den positiven Teil dieser These sprechenden Gründe vorweg. Es sind alles ästhetisch oder sittlich verfeinerte Gründe, die die Jagd nach dem Reichtum rechtfertigen und beschönigen sollen. Emerson kann sie natürlich nicht gelten lassen. Das sagt zwar schon der einleitende Satz, noch mehr aber das Folgende, das irrtümlicherweise fortgeblieben ist und daher von den Lesern in ihren Exemplaren durch einen Hinweis auf diesen Nachtrag ergänzt werden möge.

‚Gib uns Reichtum, und das Heim soll da sein. Aber das ist eine sehr unvollkommene und unrühmliche Lösung des Problems — und daher überhaupt keine Lösung. „Gib uns Reichtum!" Du verlangst zu viel. Reichtum haben nur wenige; ein Heim aber müssen alle haben. Die Menschen werden nicht reich geboren; und im Erwerben des Reichtums wird gewöhnlich der Mensch geopfert und wird oft geopfert, ohne überhaupt Reichtum zu erlangen. Abgesehen davon — das kann die richtige Antwort nicht sein; gegen Reichtum läßt sich mancherlei vorbringen. Reichtum ist ein Notbehelf. Der Weise angelt nur mit sich selber und mit keinem geringeren Köder. Der ganze Gebrauch, den wir vom Reichtum machen, bedarf der Überprüfung und Besserung. Großmut besteht nicht darin, daß man Geld oder Geldeswert gibt. Diese sogenannten „Güter" sind nur Schatten vom Guten. Einem Leidenden Geld zu geben, heißt nur sich loskaufen. Es ist nur ein Aufschieben der wahren Zahlung, eine Bestechung, um sich Schweigen zu erkaufen — ein Kreditsystem, wobei ein papiernes Zahlungsversprechen vorläufig statt der Abrechnung dienen mußte. Wir schulden dem Menschen höhere Hilfe als Nahrung und Feuer. Wir schulden dem Menschen — den Menschen. Wenn er krank, unfähig, gemeindenkend, widerwärtig ist, so liegt der Grund darin, daß so vieles, was zu seiner Natur gehört, unrechtmäßigerweise ihm vorenthalten wird. Du solltest ihn in seinem Gefängnis besuchen, um die bösen Geister zu vertreiben, ihn mit mannhafter Ermutigung aufzurichten, nicht mit erbärmlichem Bedauern, daß du kein Geld für ihn habest, oder höchstens mit schnödem Anerbieten von Geld, sondern mit deinem Heroismus, deiner Reinheit, deinem Glauben. Du mußt mit dir den Geist bringen, der da ist Verständnis, Gesundheit, Selbsthilfe. Ihm statt dessen Geld anbieten heißt ihm dasselbe Unrecht zufügen, wie wenn der Bräutigam der ihm verlobten Jungfrau eine Summe Geldes anbietet, damit sie ihn aus seinen Verpflichtungen entlasse. Große sind groß durch ihr Herz, nicht durch ihre Börse.'

Berichtigung. Auf S. 117 des Aprilheftes Zeile 26 von oben ist statt Minimum zu korrigieren Maximum.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Rembrandt. Selbstbildnis 1654

Dritter Jahrgang. Juli 1906. 10. Heft.

Levi ben Alphäus.

Von

Anna von Krane.

Der Zöllner Levi ben Alphäus (Sohn des Alphäus) war ein vielgehaßter Mann. Er wohnte zu Kapharnaum, am See Tiberias, und hatte die Steuererhebung von den Römern gepachtet. Dabei fielen natürlich fette Brocken für ihn selbst ab; denn er konnte fordern, was ihm gut dünkte, über die Summe hinaus, die er dem Staat abzuliefern hatte, und die Soldaten der Regierung standen ihm zu rücksichtsloser Eintreibung zur Verfügung. Er machte von diesem Recht auch reichlichen Gebrauch, und wehe denjenigen, die seine Forderungen nicht erfüllen konnten oder wollten. Unnachsichtlich ließ er sie pfänden bis aufs letzte und trieb sie von Haus und Hof, ohne sich um ihr Flehen und Jammern zu kümmern. Sie konnten betteln gehen, indessen Levis Geldkiste immer schwerer ward und die Zahl der Säckchen mit Goldstücken und Silberdrachmen sich ständig vermehrte.

Ja, Levi war der reichste Mann in ganz Kapharnaum und auch der verhaßteste! Wenn er durch die Straßen ging, murmelten die Armen Verwünschungen hinter ihm drein, und die vornehmen Pharisäer nahmen ihre Gewänder zusammen, um den Unreinen nicht zu streifen, der mit den Feinden seines Volkes, den heidnischen Römern, gemeinsame Sache machte und mit ihnen aus einer Schüssel aß.

Levi kümmerte dergleichen wenig. Er war es gewöhnt, so behandelt zu werden, und der Abscheu der andern gewährte ihm sogar ein gewisses Vergnügen. Mochten sie ihn hassen, soviel sie wollten, er hielt sie in seiner Hand und konnte sie seine Macht fühlen lassen, wann er wollte. Oft glitt ein finsteres Lächeln über seine scharfen, dunkeln Züge, wenn er den Widerwillen seiner Volksgenossen bemerkte. Denn er haßte sie womöglich noch mehr, als sie ihn haßten.

Als Sohn eines Zöllners war ihm ja nichts übrig geblieben, wie den Beruf seines Vaters zu ergreifen, wenn er nicht verhungern wollte; denn ihm, dem Sprößling eines Verfehmten, war jeder andere Beruf verschlossen. Sein Leben war bitter und hart gewesen von Kindesbeinen an. Er mußte früh erfahren, wie es tut, zurückgestoßen, mißhandelt und verhöhnt zu werden, wenn er sich als Knabe unter die Spiele der Kinder mengen wollte, um fröhlich zu sein, wie es seinem Alter zukam. Blutend, zerrissen und zerzaust, mit Schmutz beworfen, kam er dann weinend nach Hause, und seine Mutter fluchte den Missetätern, indessen sie ihn wusch und seine Wunden verband. Der Vater aber strafte ihn obendrein noch hart, wenn er merkte, daß sein Sohn sich mit den andern Kindern eingelassen hatte, so daß des Knaben kleines Herz oft brechen wollte ob der zwiefachen Unbill.

Der Alte aber nahm ihn dann mit in ein verschlossenes Gemach, öffnete seine Geldkiste und ließ die güldenen, die silbernen, die kupfernen Shekels und Drachmen und Stater und Denare vor seinen Augen glänzen und in seinen Ohren klingen. Leise und heiser flüsterte er ihm dann zu: ‚Sei still, mein Söhnchen, deine Zeit kommt noch! Hab ich dir's nicht verboten gehabt, daß du sollst dich abgeben mit der Rotte Korah, mit den Kindern des Bösen, die uns hassen und verfolgen, weil wir sind klüger wie sie und machen uns gutfreund mit den Herren, den Römern? Laß sie laufen, mein Söhnchen, mach's wie dein Vater, so wirst du haben Geld, viel Geld, bar Geld, blankes Geld, kannst du dann tun, wie du willst und verspotten die, so dir jetzt nachstellen! Geld ist Macht, mein Sohn! Verschaff dir's, und so hast du deine Peiniger in der Hand, daß du sie kannst treten mit Füßen und strafen, wie du willst! Rächen sollst du dich dermaleinst an ihnen, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ihr Herr wirst du sein, und dein Herz soll sich freuen an ihrem Wehegeschrei!'

Nach solchen Reden hieß der Alte den Knaben die Namen, Gewichte und Arten der Münzen sich merken, lehrte ihn Echtes vom Falschen zu unterscheiden und ließ ihn rechnen an allen zehn Fingern seiner gelenkigen Hände und Zahlen auf ein Täfelchen malen, bis kein Rechenmeister so gewandt war wie der junge Levi, Sohn des Alphäus.

So fiel der böse Same in die Seele des jungen Menschen und ging auf und trug böse Frucht. Gold und noch einmal Gold und mit dem

Gold die Macht, um sich rächen zu können, das war sein ganzes Sinnen und Trachten, dem er mit der vollen Zähigkeit seines jüdischen Blutes anhing. Es gelang ihm auch nach seinen Wünschen, als er erwachsen war und seines verstorbenen Vaters Amt antrat. Er zog die Steuerschraube noch fester, als es der Alte getan hatte, und machte noch allerlei Geschäftchen nebenher, so daß der goldene Strom unaufhörlich in seine Kisten floß. Was kümmerten ihn die Tränen und Flüche derer, die ihn früher behandelt hatten wie einen räudigen Hund, und die jetzt vor ihm krochen, wenn er seine Forderungen einzog, und hinter ihm drein ausspien, wenn er den Rücken kehrte?

Auch an Gesellschaft mangelte es ihm jetzt nicht mehr; denn die Römer verkehrten mit ihm und ließen es sich wohl sein an seiner reichbesetzten Tafel und plauderten gern mit ihm, der witzig und klugen Verstandes war. Freilich verachteten sie ihn im Grund ihres Herzens ebenso wie seine Volksgenossen, aber sie zeigten es nicht, und er ließ sich nichts merken, obwohl er es gut wußte; denn er brauchte die Römer zu seinen Zwecken, und es schmeichelte ihm doch, die Herren des Landes wenigstens äußerlich Freunde zu nennen. Deshalb kredenzte er ihnen die edelsten Weine und ließ von seinem Koch die auserlesensten Speisen für sie bereiten und mietete für seine Gastmähler die besten Flötenspieler und Tänzerinnen.

So hatte Levi ben Alphäus denn, was sein Herz begehrte: Geld, Macht und seine Rache. Er hatte aber noch etwas anderes, besseres, einen höchsten Schatz, und das war sein einziger Sohn, den er Benjamin genannt hatte, weil dessen Mutter bei der Geburt gestorben war wie Rahel, das Weib des Stammvaters Jakob. Dem Kind gegenüber war er nicht hart oder böse oder zynisch-spöttisch wie gewöhnlich, nein, Benjamin sah nur den zärtlichsten Vater in dem finsteren Zöllner, der mit dem Kind spielte, ihm schöne Sachen mitbrachte, es auf den Armen trug und geduldig den langen, schwarzen Bart von den kleinen Händchen zupfen und zausen ließ. Wie anders denn sonst klang Levis Stimme, wenn er sagte: ‚Mein lieber Sohn! Mein Stolz, meine Freude!‘ Wie anders blickte sein Auge, wenn es sich in dem unschuldigen Blick des Kindes rein badete von dem bösen, listigen Ausdruck, den es sonst hatte! In Benjamins Nähe war Levi gut, und die verschütteten Quellen seiner Seele brachen auf. Er hatte kühne Pläne mit seinem Knaben. Wenn das Vermögen hinreichend groß geworden wäre, wollte er mit ihm nach Rom ziehen, wo niemand um seine Herkunft fragte. Dort wollte er ihm die beste Erziehung zuteil werden lassen; er sollte ein großer Mann werden, womöglich am Hof des Cäsars verkehren, und sein alter Vater durfte sich im Glanze dieses Glückes sonnen. Dafür konnte man sich weiter abschinden im Mammondienst und verachtet und verflucht werden.

Aber Gott wollte es anders. Seine Hand schlug Benjamin, als er kaum sieben Jahre alt war, daß er starb, und der Vater zerriß seine Kleider, streute Asche auf sein Haupt und lag auf der Erde in wahnwitzigem Weh drei Tage und drei Nächte lang. Drei Tage und drei Nächte lang auch erfüllten die schrillen Schreie und heulenden Gesänge der Klageweiber das Trauerhaus, und die Flötenspieler bliesen dazu eintönige, schneidende Trauerweisen, von dem dumpfen Rasseln der Handtrommeln begleitet.

Dann, am dritten Tag, stand der verwaiste Vater jählings von der Erde auf, starr und stumm, mit zusammengebissenen Zähnen, so daß alle vor seinem Ausdruck erschraken. Stumm tat er das Notwendige und folgte in Sack und Asche der Bahre, auf der sein Alles lag, in weiße Leinwand gehüllt und mit den kostbarsten Salben und Spezereien balsamiert.

Sie legten den toten Knaben in ein neues Felsengrab, und dann war alles vorbei, und das Leben ging weiter, und Levi mußte leben, ob er wollte oder nicht, wenn auch seine Sonne untergegangen war. Dafür hatte er einen neuen Sporn in seinem Innern: Abermalige Rache. Er wollte die Glücklichen strafen, die sich ihrer Kinder erfreuen durften, während das seine im Grabe lag, und wehe den Familienvätern, den Müttern mit Söhnen, die jetzt in seine Hände fielen!

So tötete er äußerlich seinen Schmerz, aber das Herz lag ihm wie Blei in der Brust, und seine Seele schrie bei Tag und Nacht nach dem Sohn. Oft, wenn alles schlief, stand er vom Bett auf und ging auf das Dach seines Hauses und blickte nach den Sternen und rang die Hände und starrte auf den See, in dem sich der Mond spiegelte, und fragte sich, wo im weiten Weltall die Seele seines Kindes sei, und ob es sich nach dem Vater sehne, und ob er je zu Benjamin wieder kommen würde, und die Natur schwieg um ihn herum im großen Frieden der Nacht, und der Mond und die Sterne schwiegen auch, und der Gott seiner Väter gab keine Antwort; denn der Zöllner war ja unrein, hielt Gesellschaft mit den Heiden, und die Kinder Gottes mieden ihn, um sich nicht an ihm zu beflecken.

So rang Levi Nächte lang mit schrecklichen Gedanken, und wenn der Morgen graute und seine brennenden Augen sich noch nicht schließen wollten, nahm er die Tafel und schrieb Zahlen auf und rechnete, rechnete und plante Geschäftsspekulationen, bis er endlich vor Müdigkeit ein wenig einnickte, um unerfrischt zu einem neuen, harten Tag zu erwachen. Manchmal auch suchte er sich durch Gesellschaft zu zerstreuen, und seine römischen Freunde kamen, oder er ging zu ihnen; aber der edelste Falernerwein war bitter wie Galle in seinem Mund, und die feinsten Pasteten schmeckten ihm wie Wermut, und die Lieder der Sänger und Sängerinnen dünkten ihm eitel Katzenmusik, so krank und totwund war seine Seele.

Um diese Zeit erhob sich ein großes Geschrei im Lande Galiläa, daß alle Ufer des Sees Genesareth davon wiederhallten. Auf allen Lippen war plötzlich der Name eines jungen Lehrers, eines Wundertäters, der aus Nazareth stammte. Er hieß Jesus, und alles Volk strömte ihm zu, denn er predigte gewaltig und anders wie die Schriftgelehrten, und er hatte Gewalt über die bösen Geister, und die Krankheiten wichen vor der Berührung seiner Hand, den Armen und Elenden aber verkündete er Worte des Lebens.

Diese Rede kam auch zu Levis Ohren, allein er zuckte nur die Achseln darüber und kümmerte sich nicht darum. War er denn noch ein Jude, daß er sich nach einem umsehen sollte, der zu den Kindern des auserwählten Volkes sprach? Und was sollte es ihm viel helfen, wenn er zu dem Wunder-Rabbi ginge? Seinen Benjamin konnte der ihm doch nicht wieder geben, und wer wußte schließlich, was Wahres an all dem Gerede war? Nein, der Zöllner hatte nichts mit Jesus von Nazareth zu tun, und er ging weit aus dem Wege, wenn ein großer Volksauflauf entstand, in dessen Mitte eine hohe Gestalt wandelte. Höchstens lachte er bitter darüber; für ihn, den dreimal Verfluchten, war das ja nichts; wie würde ihn der Rabbi mit dem heiligen Wandel verachten und wegstoßen!

Da begab es sich eines Abends, daß Levi müde und abgespannt nach langen Geschäftsgängen seinem Hause zuschritt. Er war so in schweres Grübeln vertieft, daß er nur mechanisch die wohlbekannten Gassen hinabwandelte und nicht aufsah vom Wege. Deshalb bemerkte er auch nicht, daß er nach und nach in eine große Menschenmenge hineingeriet, die ihn plötzlich mit sich fortriß, ehe er umkehren konnte, und ihn gewaltsam in den Hof einer Herberge drängte, wo alles hinstrebte.

‚Wieder der Rabbi aus Nazareth!‘ dachte Levi unwirsch. ‚Man ist ja keine Sekunde sicher vor ihm und den Seinen!‘ Damit suchte er sich zu befreien; allein es half ihm nichts. Hinter ihm und vor ihm und um ihn war eine feste Mauer von Menschenleibern, gegen die er sich vergebens aufbäumte. Er mußte bleiben, wo er war, und er fügte sich unwillig in sein Schicksal, indem er als Entschädigung versuchte, wenigstens etwas von dem Wundermann zu erblicken, der alle Gemüter so in Aufregung versetzte.

Das ging aber nicht so leicht, wie er dachte; denn der Platz im Hof, wo der Rabbi sich befinden mußte, war derart von Menschen umlagert, daß man nicht das Geringste von der Persönlichkeit erblicken konnte, der all dieser Drang galt. Nur hie und da klang durch das Raunen und Gewoge der Masse der Klang einer Stimme, die, ohne laut zu sein, dennoch mühelos den ganzen Raum erfüllte. Was die Stimme sprach, konnte Levi nicht genau erkennen, denn es waren nur Bruchstücke und einzelne Worte, die an sein Ohr schlugen; aber was er vernahm, gefiel ihm ausnehmend, denn

der Redner sprach über die Pharisäer und ging nicht gerade glimpflich mit ihrer Scheinheiligkeit um. Oho, war die Predigt in diesem Ton gehalten? Wahrhaftig, der junge Rabbi war doch so übel nicht, und das finstere Lächeln, das Levi eigen war, huschte ein Mal über das andere über seine Züge, als er lauschte. Der gab es ihnen ja gründlich, den dünkelhaften Narren, die sich besser als alle anderen Leute dünkten! Wenn man nur den Prediger zu sehen bekäme und näher an ihn heran könnte, um seine Rede im Zusammenhang zu verstehen!

Eine Bewegung im Volk kam Levi in diesem Augenblick zu statten, und es gelang ihm, die Stufen einer Treppe zu gewinnen, die vom Hof nach den oberen Räumen des Hauses führte, und von wannen er auf das Gewimmel herabsehen konnte. Gerade vor ihm saß der Rabbi an einem Steintisch, wo sein bescheidenes Nachtmahl noch unberührt stand, weil ihn das Volk auch nicht einen Augenblick in Ruhe ließ. Er saß mit dem Rücken gegen Levi, stützte sich mit dem Arm auf den Tisch und schwieg eben, denn ein Mann hatte sich den Platz neben ihm erkämpft und redete leise und eindringlich in ihn hinein. Der Mann sah elend und abgehärmt aus, und seine eingesunkenen Augen brannten in den Höhlen, während er nach jüdischer Art seine Rede mit lebhaftestem Geberdenspiel beider Hände begleitete.

Es wurde Levi ein wenig unbehaglich zu Mute, als er in dem Klagenden einen Menschen erkannte, den er gestern hatte pfänden lassen, und dessen Haus in seinen Besitz übergegangen war. Es dünkte ihm, als würde sein eigener Name recht unvorteilhaft genannt, und es war ihm mit einem Male peinlich, daß der Rabbi auf diese Art von ihm zu hören bekam. Die stille Gestalt, die er doch nur von rückwärts sehen konnte, hatte etwas an sich, das ihn seltsam bewegte und anzog. Zudem hatte der Rabbi ja vorhin gegen seine Todfeinde, die Pharisäer, so mannhafte, tapfere Worte gesprochen, — nein, das war der einzige Mensch auf der Welt, von dem er ungern verachtet und gehaßt worden wäre, — und nun mußte gerade dieser Kerl, dieser Ephraim, daher kommen und sich über ihn beklagen!

‚Gewiß macht er alles zehnmal schlimmer, als es ist gewesen,‘ flüsterte der Zöllner vor sich hin. ‚Ich will aber warten, bis er ist fertig; dann werde ich sprechen und sagen dem Rabbi, daß ich bin gewesen in meinem Recht. Hab ich doch gehabt einen Schein und war mir der Ephraim das Geld schuldig! Der Rabbi wird doch nicht wollen, daß einer kommt um sein rechtlich erworbenes Geld? Ich will aber ein Übriges tun und dem Ephraim etwas vorschießen — hundert Shekel zu fünf Prozent, daß er kann wieder anfangen ein Geschäft. Fünf Prozent ist doch kein Wucher? Werd ich sagen dem Rabbi, sobald er sich nach mir umdreht.‘

Aber Levi mußte sich gedulden, denn Ephraim war noch lange nicht mit seinen Anliegen zu Ende, und es warteten zehn andere in seiner nächsten

Nähe, um ebenfalls ihre Nöte vorzutragen. Ein fester Kranz von Gesichtern drängte sich um den Tisch, und Levi schaute sie sich an. Da war jeder Ausdruck vertreten. Stumpfe, tierische Qual, die nur wie das Tier um Hilfe in Leibesnot schreit; heißer Seelenhunger nach einem geistigen Brot, das besser war denn die Speise der Schriftgelehrten; boshafte Spionierſucht, die darauf lauerte, den ‚Mesith', den Gesetzbrecher, auf einer handgreiflichen Übertretung zu ertappen; blasierte Neugier, die ‚den Rummel auch einmal mitmachen will'; ehrlich-schwerfällige Grübelei, die langsam die Gedanken im Kopf herumwälzt und noch nicht recht entschlossen ist, — alles war da, alles war vertreten, und ein jeder von diesen Typen wollte etwas vom Rabbi, und begehrte etwas von ihm.

Es dünkte Levi eine Meute von Jagdhunden zu sein, die ein edles Wild umlauern und umstellen. Er empfand ein großes Mitleid mit dem einen, der all diese Ansprüche zu befriedigen hatte, und der so rastlos gequält wurde, daß man ihn nicht einmal das Stück Brot und den Becher Wein genießen ließ, die ihm zur Stärkung nach dem langen, heißen Arbeitstag hingesetzt waren. Hatte denn keiner ein Einsehen? War niemand da, der, ohne Wünsche und Wollen, den Tröster nur um seiner selbst liebte und ihm, dem allezeit Spendenden, auch ein kleines Scherflein an Liebe gab?

Levis Augen glitten suchend im Kreise herum; er hatte plötzlich einen wahren Heißhunger nach einem liebenden Menschen, und er fand ihn auch. Still, an den Rabbi geschmiegt, stand Ephraims Söhnchen, der kleine Samuel, den der Vater mitgenommen hatte, und der sich mit dem sichern Instinkt der Kinder zu dem Gütigen so vertrauensvoll herangemacht hatte wie zu seiner eigenen Mutter. Er stand beinahe erdrückt von all den Menschen und lehnte sein Köpfchen an die Schulter des lieben Mannes, der ihm so wohl gefiel, und streichelte behutsam den Ärmel seines Beschützers, indessen er mit der linken Hand einen Granatapfel an seiner Brust barg, den ihm die Wirtin geschenkt hatte. Levi blickte den Knaben an, und ein Stich ging durch seine Seele. ‚Wie Benjamin!' mußte er denken. So hatte er auch gestern gedacht, als er mit den Gerichtsvollziehern bei Ephraim war, und er hatte Samuel gehaßt, weil er Benjamin glich und lebte. Er hatte den Kleinen fortgestoßen, als die Mutter ihn niederknien und um Erbarmen flehen ließ, und heute haßte er das Kind nicht mehr. ‚Werd ich ihm schenken ein neues Kleid und zwei Silberdrachmen,' murmelte er vor sich hin.

Der Rabbi hatte keine Zeit sich viel um seinen kleinen Freund zu kümmern; er wendete nur manchmal den Kopf nach ihm hin, so daß Levi ein schmales Stück seines edlen Profiles sah, und einmal erhob er die Hand, um das Kind vor dem Drang der Menschen zu schützen. Das war eine merkwürdige Hand, und dem Zuschauer dünkte es, als ob sie wie eine bleiche,

weiße Lichtflamme unter all den braunen Händen hervorleuchtete, die in ununterbrochenem Gebärdenspiel mehr sagten als der Mund ihrer Eigentümer. Der Rabbi Jesus machte beim Reden nie Gebärden wie die andern; nur dies eine Mal leuchtete seine Hand, die keine Sonne zu bräunen vermocht hatte, durch all das Gewirr hindurch, dann sank sie wieder auf den Tisch zurück, und die ganze Figur des Sitzenden beugte sich in tiefer Müdigkeit nach vorne. Das Meer von Selbstsucht, Gemeinheit, Engherzigkeit und Begehrlichkeit, das ihn umbrandete, nahm ihm den Atem; er seufzte bitter und schwer. Aber keine sorgende Liebe gab darauf acht. Ephraim wurde rücksichtslos beiseite gestoßen, und zwei, drei Menschen raunten und zischelten auf den todmüden Meister ein; ihre Anliegen dünkten ihnen so entsetzlich wichtig. Da hielt es das übervolle Herz des kleinen Samuel nicht länger aus. Er hatte wohl bemerkt, wie sein hoher Freund matt und traurig aussah, und er wollte ihm etwas Gutes erweisen; da strebte er, so hoch er konnte, an ihm hinauf, hielt ihm seinen einzigen Schatz, seinen Granatapfel, hin und sagte: ‚Du sollst meinen Apfel haben!‘

‚Tut das Kind weg! Was hat das Kind lästig zu sein!‘ ging's murrend in der Runde. Der Rabbi aber richtete sich plötzlich auf wie von einer Last befreit und stand in neugewonnener Stärke neben dem Tisch, auf den er den Knaben hob, daß ihn alle sehen konnten. Dann wendete er sich mit einer einzigen, großen Bewegung nach den Zuhörern zurück, indem er das Kind fest an sich gedrückt hielt, und sein Blick flog in alle Seelentiefen wie ein Seziermesser.

‚Wahrlich sage ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.‘

So erklang seine Stimme, und sie ging hin über alles Gemurmel und Geraune wie ein Sonnenstrahl über finsteres Gewölk, und Levi erblickte zum erstenmal das volle Antlitz des Menschensohnes.

Es war so, wie er es sich gedacht hatte, wie es sein mußte. Der Erhabene konnte gar nicht anders aussehen, die Blume solch edlen Hauptes mußte auf dem Stengel dieses schlanken Körpers erblühen; aber wenn man Levi gefragt hätte, welche Form die Brauen, die Nase, die Wangen zeigten, oder in welcher Farbe die Augen spielten, er hätte es nicht zu sagen gewußt, so wenig wie irgend einer aus der Menge. Er sah nur das Ganze und trank es mit durstigen Augen. Wie wurde ihm aber, als der wunderbare Rabbi nun zu predigen anhob und ein Strom von Lebensworten von seinen Lippen kam! Wahrlich dieser da lehrte gewaltig und wie einer, der Macht hat, und anders wie die Pharisäer und Schriftgelehrten! Denn er verkündete den Vater im Himmel. Den Vater, nicht den harten Richter, der unbarmherzig die kleinste Regung menschlicher Schwäche mit ewigen Höllen-

strafen ahndet; nicht den Gott für einzelne Auserwählte, dem die andern Leute gleichgültig sind; auch nicht den bestechlichen Gott, dem man mit viel Gebeten und heiligen Manieren Gunstbezeigungen abschmeicheln kann, nein, den Vater aller Menschen; den Vater, vor dem der Cäsar und der letzte Sklave gleich sind; ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupt fällt; der nicht den Tod des Sünders will und keinen fortstößt, der ins Vaterhaus zurückkehrt, und käme er wie der verlorene Sohn vom Schweinekoben daher; der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, in dessen Reich die bußfertigen Zöllner und Dirnen eingehen werden vor den selbstgerechten Pharisäern, und der immerdar durch seinen Sohn zum großen Liebesmahl einlädt und ruft: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!‘

Ward je solche Predigt gehört, und wäre es möglich, daß der Prediger recht hätte? Levi wußte nicht, wie ihm geschah; er stand und lauschte, und er wußte nicht, wie lange er gestanden und gelauscht hatte, und er wußte endlich nicht, wie es kam, daß er sich plötzlich wieder draußen auf der Straße befand, hinausgeschwemmt von der Menschenwoge, die nun endlich den Platz räumen mußte, und die ihn, den Willenlosen, Insichversunkenen, mit sich fortgerissen hatte in ihrer zurückbrandenden Welle.

Da stand er nun auf der Gasse im bleichen Mondschein, und ein kühler Wind wehte ihn vom See her an, dessen Wasser mit eintönigem Plitsch-Platsch an die Quadern der Hafenmauer schlug und die Schiffe mit leisem Knarren an ihren Seilen hin- und herwiegte. Levi schrak auf wie einer, der vom Traum erwacht, fuhr sich über Gesicht und Augen und fühlte, daß sein Bart naß war von Tränen, die ihm unversehens hineingetropft waren. Des Alphäus Sohn und Tränen! Seine Schuldner hätten ungläubig gelacht, wenn sie es erfahren hätten, und ihm selber dünkte es so seltsam, daß er immer wieder den feuchten Bart betastete. Seit wieviel Jahren waren seine Augen trocken gewesen wie die Wüste, verdorrt unter den Bitternissen des Lebens! Sogar an der Bahre seines Einzigen hatte er nicht geweint, nicht weinen können vor übergroßem Weh, und nun hatte er geschluchzt wie ein Knabe bei dem Gedanken, es könne möglich sein, daß Gott kein erbarmungsloser Richter, sondern ein gütiger Vater sei, dem auch er, der Ausgestoßene, willkommen war! Ach, wohl hatten die recht, so da sprachen, der Rabbi Jesus predige anders als die Schriftgelehrten! Der verbreitete keine Nacht wie die, nein, der entschleierte eine Sonne, die alles erwärmte und erleuchtete.

Das Volk um Levi herum hatte sich längst verlaufen, da stand er noch an der Hafenmauer und starrte auf den See hinaus, über den der Widerschein des Mondes eine lange, zitternde Brücke spann, während aus

den Schänken am Ufer Gesang und Gelächter scholl, zugereiste Fremde ihre Kamele und Lasttiere abluden und der Taktschritt der Soldaten über das Pflaster dröhnte, um die Wachtposten abzulösen. ‚Cäsar‘ war die Losung, die in der stillen Nacht deutlich an das Ohr des Einsamen schlug; dann rasselten die Speere auf den Steinen, eine kurze Pause, und wieder begann das rhythmische Stampfen der eisenbeschlagenen Caligae (Soldatenschuhe), das sich nach und nach in der Ferne verlor.

‚Es ist wohl Zeit, nach Hause zu gehen,‘ murmelte Levi und zog seinen Mantel fester um sich und wendete sich zum Gehen; da gewahrte er nicht weit von sich einen Mann, der sich mit einem Knaben zur Nachtruhe auf einen Haufen Fischernetze gebettet hatte. Ein Obdachloser, so schien es, und Levi fuhr leicht zusammen, als er im Mondenschein die Züge von Vater und Sohn erkannte. Es waren Ephraim und Samuel, denen er kraft seines Rechtes den Schutz des heimischen Daches genommen hatte, und die nun auf die Straße gesetzt waren. Das war dem Zöllner jetzt mit einem Male sehr peinlich, und noch peinlicher ward es ihm, als plötzlich neben den zwei ruhenden Köpfen ein drittes Haupt erschien, das wie ein Nebelbild im bleichen Mondlicht über ihnen schwebte. Körperlos floß und wogte es auf und ab, bald deutlich und bald verschwommen; nur die Augen waren immer klar zu sehen, und die blickten Levi vorwurfsvoll an. Der Zöllner kannte das Antlitz und die Augen, und kalte Schauer liefen ihm durchs Gebein. O nur das nicht, nur das nicht, daß der Menschensohn ihm zürnte! Die ganze Welt konnte ihm böse sein, was lag daran? Aber der Rabbi Jesus, der vom Vater im Himmel gepredigt hatte, der durfte nichts gegen ihn haben!

‚Meister, was soll ich tun?‘ fragte der Zöllner mit bebenden Lippen. Da neigte sich das Antlitz mit unendlichem Mitleiden im Ausdruck über die beiden Ausgestoßenen und verschwand. Im nächsten Augenblick stand Levi neben seinem Schuldner und wollte die Hand auf seine Schulter legen, um ihn zu wecken. Ephraim aber hatte nicht geschlafen, sondern sich nur so gestellt, als er in dem Einsamen an der Hafenmauer seinen Bedränger erkannte; und nun, da ihn die verhaßte Hand berühren wollte, fuhr er auf wie eine wilde Katze, und seine Augen funkelten wie Kohlen. ‚Rakha!‘ zischte er, ‚dreimal Verfluchter! Heb dich weg von mir, auf daß ich mich nicht vergreife an dir! Hier kannst du mich nicht wegjagen, so gern du mir und meinem Kind möchtest nehmen auch diese letzte Ruhestatt.‘

‚Ephraim, so hör mich doch an!‘ bat Levi so sanften Tones, als hätte er die blutige Beleidigung nicht vernommen. ‚Hör mich an, ich will dir sagen was Gutes!‘ Der andere aber unterbrach ihn barsch: ‚Hören soll ich dich? Hören will ich dich nicht. Verstopfen will ich meine Ohren vor dir und taub sein, wie du bist gewesen, als ich bin gelegen vor dir im Staub

gestern am Tag, und mein krankes Weib und mein Kind haben geschrien zu dir um Barmherzigkeit, und du hast keine gehabt. Etwas Gutes willst du mir sagen, du — du —? Als ob du Gutes sagen könntest! Verflucht sollst du sein in alle Ewigkeit und dein ganzes Haus mit bis auf Kinder und Kindeskinder!'

‚Ephraim, Ephraim, ich will ja —.'

‚Was willst du? Nichts kannst du mir mehr wollen. Hast du mich doch ausgeraubt, bis du hast gehabt deine Schuld mit Wucher! Frei bin ich wie der Vogel in der Luft, und du kannst mir nichts mehr anhaben; bist du doch bezahlt! Und nun sag ich's dir noch einmal: Hebe dich weg von mir oder —!' Der rasende Mensch erhob einen schweren Knotenstock.

Aber Levi hielt stand in seiner Seelenangst. ‚Schlag mich, aber hör mich an!' flehte er so inbrünstig, daß sein Widersacher stutzig wurde. Langsam senkte er die Hand mit dem Stock; in staunender Prüfung flog sein Auge über die Züge des Zöllners, die ihm merkwürdig verändert erschienen; dann sagte er mürrisch: ‚So sprich!'

Augenblicklich waren alle zehn Finger Levis in der Luft, und die Worte strömten über seine Lippen unter leidenschaftlichem Gebärdenspiel: ‚Bin ich hart gegen dich gewesen, Ephraim, so will ich's wieder gut machen! Sollst du dich nicht beklagen über mich. Ich hab's mir überlegt. Freilich hab ich gehabt meinen Schein und war im Recht; sag selbst, war ich nicht im Recht und hättest du gehandelt anders, wenn du wärst gewesen der Levi und ich der Ephraim?'

‚Hm, hm!' Der Angeredete strich sich ein wenig verlegen den Bart.

‚Nun also,' fuhr der eifrige Redner fort, ‚bin ich gewesen in meinem Recht, bin ich aber gewesen hart, zu hart, will ich zugeben und will's machen wieder gut. Du sollst wieder haben dein Haus und hundert Shekel bar als Vorschuß zu fünf Prozent. Was hab ich gesagt? Zu fünf Prozent? Nein, zu drei Prozent, will ich sagen zu anderthalb Prozent. Ist das Wucher? Sollst du alles unforderbar haben auf drei Jahr, daß du kannst anfangen ein Geschäft und mir's rückzahlen bei Zeiten.'

Ephraim lachte höhnisch auf. ‚Bin ich ein Narr, daß ich soll gehen in die Falle, die du mir stellst? Meinst du, ich seh nicht, wo du hinaus willst? Fest machen willst du mich, auf daß, wenn ich mich hab gebunden mit Versprechen, du mich kannst machen zu deinem Sklaven, mich, mein Weib und mein Kind. Meinst du, ich durchschaue dich nicht, du Sohn eines Verruchten und Kind der Finsternis?'

‚Ephraim, Ephraimleben! Der Gott unserer Väter tue mir dies und das, wenn ich nicht hab gesprochen die lautere Wahrheit! Ich will dir's beweisen; ich will mehr tun, ich will dir schenken das Haus und das Geld

dazu, frei in die Hand, hier,' — und der Zöllner riß einen schweren Beutel aus dem Gürtel, in dem es lieblich klingelte, — ‚hier hab ich gerade heut eingenommen hundert Shekel, — nein, es sind hundertundzwanzig, — macht nichts, der Samuelchen soll haben die zwanzig, und er soll sich holen bei mir morgen ein neues Kleid dazu; dein aber sind die hundert und das Haus!' Damit holte Levi Schreibzeug und ein Täfelchen hervor. ‚Hier schreib ich dir die Bescheinigung für alles, und daß ich bin bezahlt und hab keine Forderung mehr an dich.'

Die Hand zitterte, und das Mondlicht war nicht sehr günstig zum Schreiben; trotzdem sah Ephraim bald vor seinen verblüfft aufgerissenen Augen die wohlbekannte Unterschrift einer vollgültigen Schenkung, und er wußte nicht, was sagen. War der harte Zöllner plötzlich wahnsinnig geworden, oder welche geheime Falle drohte ihm?

‚Und was soll ich dir dafür tun, daß du mir machst ein so großmächtiges Geschenk?' fragte er mißtrauisch und hielt sich gewaltsam zurück, um nicht Urkunde und Geld zu erfassen.

‚Schwör mir, daß du wirst erzählen dem Rabbi Jesus von Nazareth, wie ich dir hab zurückerstattet alles, was ich hab genommen, obwohl ich war in meinem Recht und hab gehabt einen Schein! Hörst du, du sagst dem Rabbi, daß ich hab gehabt Schein und Vollmacht nach dem Gesetz, daß ich dir's aber doch zurückgebe! Hast du mich schlecht gemacht bei ihm, kannst du mich auch wieder gut machen!'

‚Ah so!' Ephraim ging plötzlich ein Licht auf, und er griff gierig nach den dargereichten Gaben. ‚Du bist wohl gewesen heute abend in Jakobs Herberge und hast den Rabbi predigen hören?' fügte er hinzu.

Levi neigte sein Haupt, ohne zu reden, und der andere betrachtete ihn lange prüfend, wie man einen gänzlich Fremden betrachtet; endlich sagte er: ‚Levi ben Alphäus, ich habe schon manches gesehen, was der Rabbi getan und vermocht hat! Vor meinen Augen ist der blinde David sehend geworden, und heut ist mir der lahme Simeon begegnet und hat gesprungen wie ein Füllen auf der Weide, weil ihm der Meister die Hand aufgelegt hat; aber daß du bist geworden anderen Sinnes durch sein Wort, das deucht mich der Wunder größtes. Nun will ich auch nicht zurückstehen. Levi ben Alphäus, ich nehme meinen Fluch von dir! Der Gott Israels möge dich segnen und dein Haus und es dir vergelten tausendfach, was du hast getan an mir! Und meine rechte Hand möge mir verdorren am Arm, wenn ich nicht dem Rabbi Jesus alles haarscharf erzähle, wie es ist gewesen, und was du getan.'

‚So geschehe es!' erwiderte der Zöllner und fügte dann hinzu: ‚Und nun, da wir haben keinen Groll mehr miteinander, sag ich dir, komm mit

mir in mein Haus, nimm den Knaben mit und hole dein Weib, auf daß ihr die Nacht bei mir ruhet!'

‚Mein Weib schläft in der Herberge, der Rabbi hat für sie gezahlt; mir gab Simon, sein Jünger, diese Decke und sprach, ich solle mich legen hier auf die Netze, sie sind sein; die Nacht ist nicht kalt, und bald ist es Morgen.'

‚Deshalb kannst du doch mit mir gehen.'

‚Nein, ich kann nicht,' kam die etwas zögernde Antwort. ‚Du weißt ja doch, daß ich werd' unrein, wenn ich gehe zu dir, der du mit den Heiden aus einer Schüssel issest.'

‚O Gott, ja!' Levi hatte auf einen Augenblick vergessen, daß er ein Geächteter war. Eine tiefe Bitterkeit stieg in ihm auf, und beinahe bereute er es, seiner großmütigen Wallung nachgegeben zu haben, aber dann fiel ihm der Rabbi wieder ein. Hatte er das Gute um Ephraims willen getan oder aus Liebe zum Rabbi? ‚Verachtet der Meister die Zöllner auch?' fragte er plötzlich scharf.

‚Nein, das weißt du ja doch. Er geht in ihre Häuser und ißt mit ihnen.'

‚Oh!' Es war ein Aufschluchzen, das sich aus Levis gepreßtem Herzen losrang. ‚Und du glaubst, Ephraim, daß er auch zu mir käme?'

‚Wenn du ihn bittest, wird er wohl kommen; geh doch zu ihm und lade ihn ein!'

Der Zöllner machte eine stumme, abwehrende Bewegung, die der andere nicht verstand; dann sagte er: ‚Ephraim, was hältst du vom Rabbi Jesus? Was dünkt dich um ihn? Wer glaubst du, daß er ist?'

Das war eine Gewissensfrage, und Ephraim wich aus als echter Jude und kam mit einer Gegenfrage: ‚Bin ich ein Schriftgelehrter, daß ich alles weiß? Was glaubst du denn vom Rabbi, Levi ben Alphäus?'

Der Gefragte strich sich langsam den Bart, und ein tiefes Sinnen lag in seinen Augen. ‚Wenn ich nun sage, daß er ist der Maschiach, von dem geredet haben die Propheten, daß er soll Israel erlösen, was meinst du dazu, Ephraim ben Manasse?'

‚Kann sein, kann nicht sein,' kam's vorsichtig zurück. ‚Abwarten muß man und zusehen. Der Herr wird uns schon geben ein Zeichen, wenn es ist der Verheißene, der Gesalbte, der Maschiach.'

‚Ja, abwarten und zusehen, bis es ist zu spät! Ich denke anders, ich will hören und forschen,' erwiderte Levi in festem Ton und beugte sich nieder, um leise, mit zarter Hand, das schwarzlockige Köpfchen Samuels zu streicheln, der mit dem festen Schlaf der Kindheit während dieses erregten Gesprächs geschlummert hatte. Dann sagte der Zöllner noch: ‚Werd ich

schicken dem Kind das neue Kleid morgen am Tag. Gute Nacht, Ephraim!' und ging dann in sein Haus, erfüllt von ganz neuen und sehr merkwürdigen Gedanken.

Von dem Tage ab sah man, wo der Rabbi Jesus auch weilte, stets den Zöllner Levi unter der Menge, die ihm nachfolgte. Unverwandt hingen seine Augen an den Lippen des Meisters, und er sog seine Worte ein wie der Verdurstende das labende Wasser; aber nie wagte er es, dem Erhabenen näher zu kommen, oder gar, ihn anzureden. Er stand nur bescheiden von ferne und lauschte und überlegte alle Worte in seinem Herzen.

Zu Hause führte er wohl seine Geschäfte wie gewöhnlich, aber es war ein großer Unterschied gegen früher dabei. Keine Wucherzinsen, keine Pfändung, keine Hartherzigkeit mehr, sondern ein mildes Nachlassen und Geduldeu war zur Regel geworden. Wo einer bedürftig war, half ihm Levi; kein Armer ging ungespeist von seiner Türe; die Witwen und Waisen fanden in ihm statt eines Feindes einen treuen Schützer und Berater, und alle Menschen waren einig, daß eine ungeheuere, unglaubliche Veränderung mit dem harten Zöllner vorgegangen war.

Deshalb erntete er aber nicht weniger Unnannehmlichkeiten als früher; im Gegenteil, zu dem Haß und dem Abscheu der Volksgenossen trat nun noch der Stachel der Undankbarkeit, der sich oft tief und schmerzlich in die wehrlose Seele des Mannes bohrte, die ihren Schutzpanzer von Trotz und Menschenverachtung eingebüßt hatte. Dieselben Leute, denen er am Morgen ihre Schuld nachgelassen oder ihnen sonstwie geholfen hatte, die kannten ihn nicht, wenn er am Nachmittag an ihnen vorbeiging; und die Armen, wenn sie sich bei ihm sattgegessen oder neue Kleider geholt hatten, spien hinterher vor ihm aus. Natürlich blieben auch die Pharisäer in ihrer feindseligen Haltung, und für die Römer bot ein Mann wenig Interesse mehr, der keine feinen Gastmähler mehr gab, sich mit Dingen abquälte, für die ihnen jedes Begriffsvermögen fehlte, und der einem Thaumaturgos (Wundertäter) nachlief, den das niedere Volk vergötterte.

So war denn Levi einsamer und verfehmter denn je, aber er hielt wacker aus. Der Rabbi Jesus sollte nichts Schlechtes mehr von ihm hören; er wollte beweisen, daß er die Predigt verstanden hatte, der er so gerne, demütig in der Ferne stehend, zuhörte.

Ephraim war der einzige, der ein anständiges Benehmen zeigte; er redete mit Levi, wenn er ihn auf der Straße traf, und hieß den kleinen Samuel stets den Zöllner freundlich grüßen. Seinen Schwur hatte er treu gehalten und dem Meister alle Wohltaten Levis erzählt. Der Herr hatte aufmerksam gelauscht, den Kopf geneigt und keine Silbe gesprochen, was Ephraim ein wenig enttäuschte. Levi aber wunderte sich nicht, denn er

hatte es kaum anders erwartet. Ein inneres Gefühl sagte ihm, daß seine Zeit noch nicht gekommen war, und daß es zu früh für jede Annäherung an den Hohen sei. Wenn Ephraim dann in ihn drang, zum Rabbi zu gehen und ihn in sein Haus zu laden, so schüttelte er immer den Kopf und sagte: ‚Noch nicht!'

Gegen das Frühjahr hin erfüllte ihn plötzlich eine große Sehnsucht und ein inniges Verlangen. Er wollte hinauf ziehen gen Jerusalem und ein Sündopfer darbringen für seine vielen Übertretungen und anbeten im Hause des Allerhöchsten und das Passahlamm essen an geweihter Stätte. Seit wie lange war er nicht oben gewesen? Sein Vater war nie hingegangen; Verwandte hatten den Knaben einmal mitgenommen, und seit der Zeit lebte ein Bild von hehrer Pracht in seiner Erinnerung, von dem er sich später in trotziger Abkehr weggewendet hatte, das aber nun in seinem veränderten Gemütszustand wieder auflebte.

Deshalb befahl Levi, daß zwei starke Reitesel gesattelt würden, ließ ein Packtier mit Decken und Mundvorrat beladen und machte sich mit einem Sklaven auf den Weg nach der heiligen Stadt. Aus den frühlingsgrünen, sanften Gefilden Galiläas, in denen die roten Anemonen allenthalben auf den Wiesen schimmerten, und wo die jungen Triebe der Ölbäume silbern glänzten, ging es hinauf in das Hochland von Judäa, wo die Märzwinde noch so kühl wehten, daß die Reisenden ihrer warmen Mäntel froh waren.

Am dritten Tag, als die Sonne sich bereits neigte, hielten sie auf Bergeshöhen und begrüßten die heilige Stadt. Wie eine Königin saß die stolze Hierosolyma mit ihren Burgen und Palästen auf dem Thron der Berge, umschlossen vom dreifachen, schier uneinnehmbaren Mauergürtel, einen Kranz von Gärten und Vorstädten zu Füßen, und als höchstes Juwel ihrer Krone funkelte der Tempel, ganz schneeweiß und golden, auf der Höhe des Moriah.

Levi hielt den Atem an, und eine große Furcht überkam ihn mit einem Male ob seiner Kühnheit, daß er, der Sünder, der Geächtete, das Heiligtum des Herrn der Herren, des Königs der Könige betreten wollte, um zu ihm zu beten wie die Reinen, Unschuldigen. Alle angeerbte und angelernte Furcht seiner Kinderjahre wachte plötzlich wieder auf und schwemmte mit bitterer Welle die Erinnerung hinweg an eine frohe Botschaft, die er erst kürzlich vernommen. Levi sah nur noch den rächenden Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern straft bis ins dritte und vierte Glied, und ein eisiges Frösteln lief ihm durch Mark und Bein. Scheu und zögernd setzte er sein Reittier wieder in Bewegung, um die letzte Strecke zurückzulegen, die ihn noch von der Stadt trennte.

Es dämmerte bereits in den Tälern, und der Abend senkte seine violetten Schatten über die Niederungen, als die Reisenden in die untere

Neustadt, genannt Bezetha, einritten und sich nach der Vorstadt am Fuße des Moriah wandten. Die Bergeshöhen über ihnen aber lagen noch im Sonnenlicht, und auf Sion erglühten im Abendrot die drei Riesentürme, die Herodes der Große zu Schutz und Zierde der innersten Mauer hatte errichten lassen. Der Turm Hippikus, der Turm Phasael, der Turm Mariamne standen in der feurigen Lohe, wie mit königlichem Purpur bekleidet, und ihre Schatten legten sich lang und düster über das Häusermeer zu ihren Füßen. Auf Moriah aber leuchtete in verklärtem Glanze jene wunderbare Vision von weißen Marmorhallen, goldenen Dächern und Wänden, die Levi schon von weitem erblickt hatte, und langgezogene Posaunenklänge, sowie aufsteigende Rauchwolken verkündeten der Stadt, daß die Priester das abendliche Brandopfer darbrachten.

Der Zöllner aber wagte kaum auf all diese Pracht zu schauen; stumm und gedrückt kehrte er mit seinem Begleiter in einer Herberge ein und ließ seine müden Tiere gut unterbringen. Dann, nach dem Nachtmahl, von dem er kaum etwas berührte, suchte man sich ein Lager in den überfüllten Räumen des Hauses, um wenigstens die vom langen Ritt ermatteten Glieder auszustrecken; denn an Schlaf war kaum zu denken bei der Unruhe innen und außen, da Tausende von Pilgern zu dem Fest in der heiligen Stadt weilten. Levi hätte auch nicht schlafen können, wenn es totenstill um ihn herum gewesen wäre. Alle Sünden und Übertretungen seines Lebens standen wie finstere Ankläger vor seiner Seele, und die Furcht vor dem strafenden Gott wuchs in seinem Herzen, bis sie alles niederwuchtete, ihm den Atem benahm und ihn endlich vom Lager aufscheuchte und ins Freie hinaus jagte. Er wandelte im weiten Hof des Karavanserais herum, wo die geduldigen Kamele wiederkäuend auf ihren Knien lagen und die Haufen von Packsätteln und Warenballen sich in den Ecken türmten, und er sog die frische Luft mit Fiebergier ein, um seine innere Glut und Unruhe zu stillen. Es war jetzt endlich überall ruhig geworden, die Menschen schliefen alle; die Nacht war schwarz und mondlos, nur matt schimmerten die Sterne durch einen Dunstschleier, und vor Levi erhob sich eine kolossale, dunkle Masse, noch schwärzer als die Nacht, auf deren Höhe sich ein riesiger Gebäudekomplex abzeichnete, — der Moriah.

Düster und trotzig starrte auf der Nordseite des Tempelberges die Burg Antonia gen Himmel; kaum vermochte man die Spitzen ihrer Türme zu unterscheiden, und etwas weiter dehnten sich schattenhaft endlose Säulenhallen, Mauern aus ganzen behauenen Marmorblöcken erbaut, massige, geheimnisvolle Gebäude, durch die an einzelnen Stellen ein Funkeln und Glänzen lief. Das kam von den Fackeln der Nachtwache, deren Schein um die Goldplatten spielte, mit denen der innere Tempel bekleidet war, jenes

Rembrandt pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Tobias heilt seinen Vater.

Hauptheiligtum, das auf der höchsten Terrasse lag. Levis Falkenaugen unterschieden ein hohes Tor ohne Türflügel, dessen obere Hälfte über die umgebenden Mauern hinaus zu sehen war. Goldstarrend von innen und außen zeigte das Tor noch massiv goldene Rebengewinde als Verzierung seines oberen Gesimses, von denen schwere, goldene Trauben herabhingen. Der Zöllner wußte augenblicklich, welch ein Tor dies war, und seine Knie begannen zu beben. Das war die allzeit offene Pforte, die, ein Sinnbild des weiten, unabsehbaren Himmels, in das Heiligste führte, wo der große Vorhang, aus Hyazinth, Byssus, Scharlach und Purpur gewoben, den Eingang zu dem Allerheiligsten verhüllte. Sakrosankt waren diese Räume, die nur der Hohepriester am Versöhnungstag betrat, in vollem Ornat, nach langwierigen Reinigungen, und wo sonst keines Menschen Fuß sich hinein verirren durfte, auf daß ihn nicht der Engel des Herrn unversehens erschlage.

Levi kauerte sich mit einem Mal nieder wie ein geschlagener Hund und verbarg sein Gesicht in den Händen, um das bleiche, goldene Funkeln da oben nicht zu sehen, das ihm doch im Gehirn brannte wie verzehrendes Feuer. ‚Adonai,‘ stammelte er, den einzigen Namen nennend, den ein Israelit dem Unfaßbaren gegenüber gebrauchen durfte, dessen Moses geoffenbarter wahrer Name so heilig war, daß ihn keine Lippe auszusprechen wagte, und der nur auf der Tiara des Hohenpriesters in Goldbuchstaben geschrieben stand. ‚Adonai,‘ stammelte der Zöllner wieder in seiner Todesangst und Qual, und seine Seele tastete nach Hilfe wie ein Ertrinkender um sich greift. — ‚Adonai!‘

Sprach ihm da eine Stimme ins Ohr, oder woher kam's, daß er plötzlich deutliche Worte vernahm? ‚Ein jeder, der da bittet, empfängt, und wer suchet, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan werden.‘

Ach, es ging wie ein Erlösungsschrei durch die Nacht, dem ein heißes Aufschluchzen folgte. Hatte er denn die Worte des Meisters so ganz vergessen? War er denn mit Blindheit geschlagen gewesen, daß er sich so weit im Dunkel verirren konnte? Der Unfaßbare, Allreine, Allwissende war ja der Vater im Himmel, von dem der Menschensohn lehrte, und auf das Zeugnis des Sohnes hin durfte auch der letzte aller Sünder sich furchtlos dem Vater nahen; seine Arme standen dem Reuigen weit offen. ‚Adonai,‘ flüsterte Levi noch einmal, aber mit ganz anderem Tonfall, wie das Kind zum Vater redet; einen langen Blick warf er nach der goldenen Pforte, die da oben glänzte, und dann ging er ruhig ins Haus zurück und legte sich schlafen.

Die ersten Lichtpfeile der Morgensonne entzündeten das goldene Heiligtum, daß die geblendeten Augen sich vor dem Glanze schließen mußten, der weithin, über alles Land, seine Strahlen sandte. Abermalige Posaunen-

klänge warfen ihren Widerhall in die Berge, und von dem riesigen Brandopferaltar stieg eine dichte Rauchwolke zur Höhe. Das Morgenopfer hatte begonnen.

In den Tempelhallen drängten sich die Andächtigen, gesondert nach Geschlecht, Rang und Stand, die Weiber im Frauenvorhof, die Fremden und Judengenossen im Fremdenvorhof, die Israeliten in dem Hofe, den das steinerne Geländer vom Brandopferaltar und dem Raum der Priester und Leviten schied; aller Augen aber hingen an dem ungeheuren Steinblock, der, überall sichtbar, wie ein kleines Gebirge, vor dem Innentempel zur Höhe stieg. Fünfzehn Ellen war er hoch, fünfzig Ellen lang und fünfzig Ellen breit; hornartige Vorsprünge ragten an seinen vier Ecken in die Luft, und er war mit breiten Rinnen versehen für das unaufhörlich strömende Blut der Lämmer, Kälber und Widder, denen das blitzende Messer der Priester dort oben die Kehle durchschnitt, und deren Fleisch von den lodernden Flammen verzehrt wurde ‚dem Herrn zu einem süßen Geruch'.

Eine gewaltige Rauchwolke, die durch die Masse des gespendeten Weihrauchs und durch den Wein der hingegossenen Trankopfer betäubende Düfte angenommen hatte, breitete ihr Dunstmeer vor der hohen Pforte des Heiligtums aus, daß alles Gold nur noch matt durchschimmerte und die Räume dahinter in geheimnisvolle Dämmerung versunken waren, aus der nur unbestimmt die tiefen, satten Farben des heiligen Vorhangs leuchteten; unaufhörliches Murmeln von Gebeten und Rauschen von Fußtritten erfüllte die Luft, und dazwischen klang hie und da das wehe Aufstöhnen eines Tieres im Todeskampf oder das gellende Beten eines Fanatikers, der sich die Haare raufte und sich auf die Erde warf in toller Inbrunst.

Auf dem Riesenplatz draußen vor den Tempelhallen wimmelte es auch von Menschen. Da standen die Händler mit Opfertieren und priesen ihre blökende, unruhige Ware den unausgesetzt zuströmenden Frommen an; da drängten sich Krämer mit Weizenmehl, Wein, Weihrauch und Spezereien heran. ‚Alles rein, alles gut, alles fürs Opfer und wie billig! Gotteswunder, halb geschenkt!' Da hockten die pfiffigen Geldwechsler, jederzeit bereit, den biedern Provinzialen, die im Tempel anbeten wollten, die sauererſparten, langaufgehobenen Münzen gegen gangbares Geld umzuwechseln und ihren gehörigen „Rebach" dran zu machen, und alles rief, sprach und schrie durcheinander, daß man meinte, zehntausend gelenkige Hände fuchtelten da in der Luft durcheinander.

Andererseits standen dort auch Gruppen von Leuten herum, welche sich mit ebenfalls großem Gebärdenspiel und mit haarspaltender Dialektik um Stellen in der heiligen Schrift stritten, wobei es oft am Schluß zu Tätlichkeiten kam, was die römischen Soldaten sehr amüsierte, die da auf den

Stufen der Burg Antonia, wo ihre Kaserne war, herumlungerten und sich die Langeweile des Wachdienstes mit Würfelspielen verkürzten oder sich erzählten von Rom und von den Schänken und Mädeln dort in der Suburra und von den Kampfspielen im Zirkus und von der Munifizenz des Cäsars, den alle Götter segnen mögen.

Wenn dann so ein Häuflein von Pharisäern und Sadduzäern und Essenern hintereinander kam, sich gegenseitig anspie, sich den Bart raufte, und heulend wie wilde Katzen sich mit krummen Klauenfingern die Augen untereinander auskratzen wollte, dann rasselten plötzlich die silbergeharnischten Legionäre dazwischen, trennten die Balgenden mit Schild und Speer und hieben auch wohl mit schweren Peitschen dazwischen, daß manchem das Blut herunterfloß. ‚Ruhe im Namen des Gesetzes!‘ donnerte der Zenturio, und die heißblütigen Disputanten gingen schimpfend und pfauchend auseinander, während die Friedensstifter laut lachend ihre Plätze wieder einnahmen und das Gespräch aufs neue anfingen über Lais und Thais und über den guten Wein, den der dicke Marzellus in der Schänke zum ‚Miles gloriosus‘ kredenzte.

Mitten durch all dies verwirrende Getriebe schritt ein Zöllner und sah sich nicht um und blickte nicht auf und ließ alles an tauben Ohren vorüberziehen; er hatte Wichtigeres zu denken. Bei einem Händler mit Opfertieren blieb er stehen und kaufte einen untadeligen, auserlesenen Widder mit weißlockigem Vlies. Der Händler verlangte vier Shekel dafür, das Doppelte des gesetzlichen Preises; aber Levi zahlte ohne Wimperzucken die geforderte Summe, er war nicht in der Stimmung, zu markten. Dann nahm er das Tier bei den krummen Hörnern und übergab es einem der Leviten, die solche Sachen in Empfang nahmen. Vorschriftsmäßig legte er die Hand auf das Haupt des Tieres und sagte: ‚Zum Sündopfer.‘ Dann reichte er einen schweren Beutel mit Goldstücken hin. ‚Zurückerstattung!‘ bemerkte er kurz dabei. Der Levit murmelte ein paar fromme Redensarten, nahm die Gabe an und wendete sich dann anderen Leuten zu, die sich mit Opfern herandrängten.

Levi aber stieg die ersten Stufen hinan, ging durch die Vorhöfe und blieb in der Halle stehen, die den Hof der Israeliten umschloß. Er war so vertieft in seine Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie neben ihm ein feiner Herr im Gewand der Pharisäer denselben Weg ging. Er kannte ihn, und der Pharisäer kannte ihn auch, denn er wohnte zu Kapharnaum und hieß Jochanaan ben Ezra. Sonst aber hatten die beiden nichts miteinander gemein als den Wohnort.

Jochanaan ging mit feierlich salbungsvollen Schritten einher, und sein Antlitz war blaß und leidend; jeder konnte sehen, daß er hart gefastet hatte. Vor seiner Stirn und an seiner linken Hand befestigt waren riesen-

große Kapseln mit Denkzetteln, die ‚Teffilin'; breit waren die Säume seines Gewandes, mit eingestickten Sprüchen aus der heiligen Schrift versehen, und rein war er von der Fußzehe bis zum Scheitel nach den strengsten Vorschriften des Gesetzes, das er mit peinlicher Genauigkeit gehalten hatte von Kindesbeinen an. So wallte er daher, jeder Zoll ein Gerechter, und die alten Weiber, die Gebete murmelnd im Frauenvorhof hockten, blickten ihm verwundernd nach und tuschelten miteinander über seine Tugenden und Vortrefflichkeiten. ‚Wahrlich ein echter Israelit, den der Eifer um die Sache Gottes verzehrt! Gesegnet sei er und sein ganzes Haus! Wenn es nach ihm ginge, wären alle Heiden und Ungläubigen längst mit Feuer und Schwert ausgerottet, und ihre Seelen schmachteten auf ewig in Gehenna. O, ein Gott wohlgefälliger Mann, dieser Jochanaan ben Ezra!'

Der Belobte wandelte bis zum innern Vorhof, wo er einen Ehrenplatz von Rechts wegen hatte, warf im Vorübergehen die schuldige Gabe in den Opferkasten, nahm ängstlich sein Gewand zusammen, daß es im Vorüberstreifen den unreinen Levi nicht berühre, legte die linke Hand mit den Teffilin an das Herz und begann feierlich, ostentatiös zu beten, wobei ein giftig verächtlicher Blick aus seinen harten, halbzugekniffenen Augen nach dem armen Zöllner flog, der von ferne stand, ganz hinten an eine Säule gedrückt; der nicht aufzuschauen wagte zu der goldenen Pforte, die da zum Heiligtum führte, weit offen wie der unabsehbare Himmel; der mit kindlichem Vertrauen zum Vater flehte: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!'

Anderes sprach Levi nicht, er wiederholte nur immer dieselben Worte; der Geist aber vertrat ihn mit unaussprechlichem Seufzen, und es kam in seine Seele ein großes Licht, klar, hell, selig und sicher, und er wußte, daß sein Flehen erhört worden war.

Als er sich nach einiger Zeit zum Gehen wandte, fuhr er zusammen und blickte nach dem Schatten der großen Säule, an der sein Platz gewesen. Stand da nicht der Menschensohn und blickte ihn mit unsagbarer Milde an und hob die Hand wie der Priester, wenn er von Sünden lossprícht? War denn der Rabbi Jesus in Jerusalem? Er hatte ihn in Galiläa verlassen und nichts vernommen, daß er auch hinaufziehen wollte, und doch stand er da, und Levi ahnte, daß er die ganze Zeit über dort gestanden und ihn beobachtet hatte. Er wollte etwas sagen, auf den Meister zugehen, — da war der plötzlich verschwunden, zerronnen wie ein Nebelhauch, und Levi merkte, daß er ein Gesicht gehabt hatte. Aber das beseligte ihn noch mehr, denn es ward ihm dadurch klar, daß der Menschensohn ihn kannte, ihm folgte, und ihm ein großes Glück bevorstand.

Deshalb beeilte er sich soviel wie möglich und kürzte seinen Aufenthalt in Jerusalem nach Kräften ab, um nur bald wieder nach Hause zu kommen.

In Kapharnaum verdoppelte er seine Wohltätigkeit gegen die Armen, betete und las in den heiligen Schriften und tat schlicht und einfach seine Tagespflichten und wartete auf den Herrn. Er getraute sich nicht, ihn anzusprechen, weil ihm eine innere Stimme sagte, der Herr würde kommen, wenn seine Zeit da sei, und da wartete er still und ehrfurchtsvoll. Er änderte auch seinen Namen in den Tagen, um anzudeuten, daß er ein neuer Mensch geworden war, und führte statt des ersten seinen zweiten Namen, der Matthäus lautete.

Und so saß Levi-Matthäus eines Tages in seinem offenen Verschlag am Zollhause und blickte mit wartenden Augen in die Ferne; da hörte er das Nahen einer großen Volksmenge, und sein Herz begann ahnungsvoll zu schlagen. Und sieh, der eine, auf den er wartete, kam die Gasse herab und ging geradewegs auf das Zollhaus zu! Der Zöllner wollte aufstehen, ihm entgegeneilen; er konnte nicht, so schwach waren seine Füße vor Freudenschrecken; er wollte ihm die Hände entgegenstrecken, sie zitterten so, daß sie wie gelähmt waren von dem großen Stürmen in seinem Herzen; er saß wie ein Steinbild und schaute auf den Herrn, der immer näher kam mit seinem Gefolge. Unschuldige Kindlein liefen neben dem Menschensohn und hielten sich an seinen Rockfalten fest, Frauen mit demütigen Rehaugen führten ihre Kranken hinter ihm drein; ehrsame Handwerker und Bürger drängten sich Schulter an Schulter mit stadtbekannten Sündern, um kein Wort des Meisters zu verlieren, — und all dies Volk ging mit vors Zollhaus. Dort blieb der Herr stehen und blickte den bebenden Levi-Matthäus mit den Augen an, wie sie nur einmal auf unserer armen Erde geleuchtet haben, und sprach zu ihm: ‚Folge mir nach!‘

Da war der Bann gebrochen, und der Begnadigte erhob sich freudeweinend, um die ersten Schritte auf einer sehr hohen und sehr glorreichen Laufbahn zu machen; denn wenn die Menschen jetzt von dem Zöllner aus Kapharnaum reden, so sagen sie von ihm: Der heilige Apostel und Evangelist Matthäus.

Die Entwicklung des katholischen Dogmas.

Von

Joseph Mausbach.

‚Er wird euch einführen in die ganze Wahrheit.‘
Joh. 16, 13.

Daß es Entwicklungen in der Kirche gibt, Änderungen und Ausgestaltungen dessen, was in ihr menschlich und an sich dem Wechsel unterworfen ist, lehrt schon die oberflächlichste Betrachtung. Nicht so einleuchtend und vertraut ist es manchen Christen, daß es auch eine Entwicklung der Kirche gibt, des Göttlichen in ihr, ihrer wesentlichen Lehren und Einrichtungen. Und doch sollte der gebildete Katholik heute über Charakter und Tragweite dieser dogmatischen Entwicklung in etwa unterrichtet sein; um so mehr, als das Prinzip der Entwicklung so recht der Stolz des modernen Bewußtseins, seine Anwendung auf die Dogmengeschichte im Protestantismus das wirksamste Ferment der Auflösung des dogmatischen Christentums geworden ist.

Dem katholischen Bewußtsein ist der Entwicklungsgedanke an sich weder neu noch gefährlich. Als der nachmalige Kardinal J. H. Newman 1845 seinen ‚Essay on the Development of Christian Doctrine‘ herausgab, konnte er sich im Eingang für die Tatsache der Lehrentwicklung auf katholische Denker der alten und neuen Zeit berufen; und wie wenig negativ das Studium jener Entwicklung auf sein Glaubensbewußtsein wirkte, zeigt das Nachwort der Schrift, in dem er seinen Übertritt zur katholischen Kirche ausspricht. Mehr als ein Jahrzehnt vor Darwins ‚Entstehung der Arten‘ untersucht hier Newman methodisch und umsichtig, wie weit Ideen und ideale Schöpfungen sich entwickeln können, ohne ihr Wesen aufzugeben; ohne Verheimlichung der geschichtlichen Schwierigkeiten zeigt er, wie auch die Ideen des Christentums, obschon durch Offenbarung gegeben, erst nach und nach ihre organische Entfaltung und Ausgestaltung gefunden haben.

Man kann sogar sagen: Die Behauptung, echtes Christentum lasse keine Wesensentwicklung zu, ist ein antikatholisches Prinzip, ein beliebtes Kampfmittel der Häresie. Die meisten Irrlehren, von den Apostolikern der ersten Jahrhunderte bis zu unseren Altkatholiken, beschuldigten die katholische Kirche des Abfalls vom Evangelium, weil sie nicht mehr die alte, ursprüngliche Kirche

sei; das Evangelium, die Kirche der Apostel, mit anderen Worten die Urgestalt sei die einzig giltige Form des Christentums, über die hinaus kein Fortschritt möglich sei. Ausdrücklich stellte der Josephinismus und seine Theologie diesen Grundsatz auf und forderte deshalb Beseitigung aller späteren ‚Auswüchse' aus dem kirchlichen Rechts- und Kultusleben. Und ist es nicht ein merkwürdiges Schauspiel, daß heute so viele Religionsreformer von derselben Voraussetzung aus das ‚Wesen des Christentums' unbedenklich auf seine älteste Form zurückschrauben, obschon sie die Frage, ob nicht eine Entwicklung dieses Wesens möglich und notwendig war, nicht einmal ernsthaft gestellt haben?

Gewiß ist das Evangelium Christi der Höhepunkt und Abschluß der vom Paradiese an stufenweise emporsteigenden Offenbarung; über den göttlichen Lehrer, über die ‚Fülle der Gnade und Wahrheit', die er der Welt gebracht, führt keine religiöse Erleuchtung und Erhebung hinaus. Aber von dem persönlichen Christus ist der mystische Christus zu unterscheiden, der in der Kirche fortlebt; die Kirche ist, wie der Apostel sagt, ‚die Fülle dessen, der sich nach allen Beziehungen und in allen (Seelen) erfüllt' (Eph. 1, 23). Gewiß gilt von der Predigt des Herrn die machtvolle Verheißung: ‚Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen;' aber diese Worte sind nicht tote Buchstaben, sondern ‚Geist und Leben'. In der dreieinigen Gottheit sind Wort und Geist, Licht und Leben, Wesenheit und Dasein in ewiger Vollendung und Wechselwirkung verbunden. Im irdischen Gottesreiche muß zu dem Worte der Predigt Jesu der Geist des Pfingstfestes hinzutreten, um den Schatz der Ideen, Gesetze und Heilsgnaden flüssig zu machen, um das bleibende Wesen des Christentums fortschreitend zur lebendigen Wirklichkeit zu gestalten. Christi Verheißung vom Kommen des heiligen Geistes betont beides, die typische Vollendung der Erlösung in Christo und die organische Auswirkung derselben in der Kirche. Der heilige Geist ‚erinnert' an alles, was Christus gesagt; aber er schaut nicht bloß rückwärts, sondern auch vorwärts, er wird ‚das Zukünftige verkünden'. Nicht von sich selber wird er reden, sondern ‚von dem Meinigen nehmen'; aber nicht, um es einfach zu wiederholen, sondern um euch ‚einzuführen in die ganze Wahrheit', auch in diejenige, die ‚ihr noch nicht tragen könnt'. Er wird ‚von mir Zeugnis geben'; aber nicht durch bloße geschichtliche Beglaubigung, sondern indem er mich ‚verherrlicht', indem er wieder und wieder den Weltgeist ‚überführt' von der Wahrheit und Gerechtigkeit Christi (Joh. 16).

Auch die der katholischen Kirche eigentümliche Organisation der Wahrheitsmitteilung zeigt, wie tief das Gesetz der Entwicklung mit ihrem Wesen verwachsen ist. Sie besitzt ein dauerndes sichtbares Lehramt, das allen Geschlechtern die mit den Aposteln abgeschlossene Offenbarung vermittelt; nicht bloß aus grauer Vergangenheit, sondern aus dem Munde lebendiger, zeitgenössischer Organe ertönt die Botschaft Christi weiter durch die Jahrhunderte. Warum hat Christus ein solches Lehramt gestiftet, wenn nicht, um seine Lehre zum

Sauerteig der Geister zu machen, sie den Bedürfnissen der Zeiten anzupassen, sie antworten zu lassen auf die Fragen der Zeit, bald in stillwirkender, normaler Lehrverkündigung, bald in feierlicher, außerordentlicher Kundgebung? Dasselbe sagen uns die Quellen, aus denen das kirchliche Lehramt schöpft. Neben der unveränderlichen Norm der Bibel steht hier die fortschreitende der Tradition, neben dem geschriebenen Worte die mündliche Predigt, neben der geheiligten Urkunde die lebendige Sitte, neben dem ehrwürdigen Gesetze die zeitgemäße Auslegung und Übung. Wegen dieser doppelten Fortpflanzung der Lehre konnte in der katholischen Kirche die Achtung vor der heiligen Schrift nie zum geisttötenden Verbalismus werden, die Treue gegen die Symbole nie den Strom der Entwicklung endgültig festlegen und erstarren lassen.

Aber welcher Art ist die Veränderung, die dem katholischen Begriffe des Dogmas, des theoretischen wie des praktischen, entspricht? — Es kann nur eine solche sein, die im Wechsel die Einheit wahrt. Zunächst scheint es fast, als könnten wir leichter sagen, was sie nicht ist, als was sie ist.

Sie will und darf nicht sein eine völlige Neubildung, das Entstehen einer Lehre, die vorher in keiner Weise bestand, das Aufkommen eines Glaubens und einer als göttlich verkündeten Lebensnorm, die in dem bisherigen christlichen Bewußtsein auch nicht virtuell eingeschlossen war. So hat sich aus anorganischen, elementaren Verbindungen, als der Geist Gottes den ersten Lebenshauch aussandte, der Organismus als ein Neues und Höheres gebildet; so gestaltet sich — wir dürfen nicht sagen: entwickelt sich — aus dem stofflichen Substrat unter der Hand des Meisters das planvolle, durchgeistigte Kunstwerk. So tauchen im Laufe der Jahrhunderte philosophische Systeme auf mit dem berechtigten oder scheinbaren Anspruch der Originalität; so bilden sich aus ungestalteten Horden oder zusammengeströmten Einwanderern politische Gesellschaften, neue Staaten. In diesem Sinne behaupten moderne Historiker eine Entstehung des Dogmas und des dogmatischen Prinzips in nachapostolischer Zeit. — Die Kirche will von einer solchen ‚Entwicklung' nichts wissen; sie fühlt sich als Erbin jenes depositum fidei, das schon die Apostel ihren Nachfolgern übergeben und zu hüten befohlen haben.

Bei dem Worte Veränderung denken wir an Umbildung eines vorhandenen Wesens, und zwar vielfach an eine Umwandlung, die das Wesen angreift. So z. B. lösen sich bei der chemischen Veränderung die Elemente des Körpers aus ihrer Verbindung und treten zu neuen Substanzen mit neuen, fremdartigen Erscheinungen und Wirkungsweisen zusammen. Auch moralische, politische Körperschaften unterliegen — oft unter ähnlichen explosiven Begleiterscheinungen — derartigen Änderungen, die weniger Entwicklungen als Katastrophen sind und wesentliche Grundlagen der früheren Verfassung und Kultur aufheben. Religiose Bekenntnisse und kirchliche Ordnungen geben unter dem Einfluß neuer Geistesströmungen ihre Symbole, ihre alten Lebensideale preis und behalten nur den alten Namen, den äußerlichen Zusammenhang mit der Vorzeit. — Auch diese Wandlung ist der katholischen Kirche fremd;

was sie einmal in höchster Instanz als wesentlich für Lehre, Kultus oder Verfassung ausgesprochen, bleibt wesentlich für alle Zeiten, kann nicht durch eine spätere Entscheidung annulliert werden. Auch ihre Gegner bescheinigen die ‚Hartnäckigkeit', mit der sie am Alten hängt, die Konsequenz, mit der sie ihren Typus festhält.

Entwicklung ist nicht äußere Zutat, Vermehrung des Dogmenschatzes durch Lehren, die vielleicht nicht falsch und auflösend, aber doch nicht durch den immanenten Gehalt des Christentums gefordert sind. So klebt man an alte Dome willkürliche Anbauten; so erweitert man wissenschaftliche Anstalten durch ‚Parallelzöten' oder neue Fakultäten, die mit dem bisherigen Zwecke nichts zu tun haben; so ‚entwickelt' man bevorzugte Zentren des Landes durch Zusammenhäufung der auf anderem Boden gewachsenen Kunstwerke oder durch ähnliche künstliche Protektion. Viele glauben, die Fortschritte des Dogmas seien nichts anderes: menschliche Satzungen, profane Eintragungen, wie sie die Politik der Päpste, die Spekulation der Kirchenlehrer oder der Zwang äußerer Verhältnisse mit sich brachten. — Wir leugnen nicht, daß auf dem Boden der Kirche Ideen und Schöpfungen menschlichen Ursprungs Platz finden, daß die Kirche in ihrem empirischen Bestande zeitgeschichtlichen Einflüssen verschiedenster Art offensteht. Aber wir bestreiten, daß dadurch die grundsätzliche Seite ihres Lebens alteriert, ihre dogmatische Entwicklung abgelenkt, ihre wesentliche Kontinuität gestört werde. Die Vermehrung des kirchlichen Lehrganzen ist nicht Addition, sondern wirkliche Entwicklung.

Ein neues, auf den ersten Blick bestechendes Bild gebraucht Loisy. Wie das Echo die menschliche Stimme in verstärktem und vielfachem Schalle zurückwirft, so hat die Predigt des Erlösers ihren mächtigen Widerhall gefunden im Kreise der Jünger, im Geistesleben der Menschheit und — unter besonderem Schutze der Vorsehung — im Glaubensbewußtsein der Kirche. — Wir können in der Tat die Glaubenslehre der Kirche einen Widerhall der Predigt Christi und der Apostel nennen; handelt es sich doch nach katholischer Auffassung bei ihren Entscheidungen nicht um neue Offenbarungen Gottes, sondern um Aussprüche kirchlicher Organe, denen der Beistand Gottes verheißen ist. Aber abgesehen davon, daß bei diesem Fortwirken der Schall nicht zurückgeworfen, sondern weitergegeben wird, ist die Treue, mit der das Echo sich dem Tone anpaßt, zu sehr vom Zufall abhängig und zu äußerlich, als daß sie mit der Treue der kirchlichen Lehrentfaltung verglichen werden könnte. Die schwankenden und grotesken Formen des Echos erinnern mehr an die Vergröberungen, welche eine tiefe und zarte Idee zu erleiden pflegt, wenn sie von den Massen aufgegriffen und weiter getragen wird; jedenfalls ist es nicht die innere Kraft der Stimme, sondern die Gestalt der Bergwände ringsum, welche die Stärke und Gestalt des Nachhalles bestimmt. Es fehlt die innere Einheit zwischen Ursache und Wirkung, die dynamische Vorherbestimmung des Kommenden im Gegenwärtigen, wie sie für die kirchliche Lehrentwicklung zutrifft.

Entwicklung ist ein Begriff, der in der Biologie seine eigentliche Heimat hat; die organische Entwicklung, die allmähliche Ausgestaltung eines Lebewesens, ist die treffendste Veranschaulichung geistiger Werdeprozesse. Aber auch dieses Bild paßt auf die katholische Entwicklung nicht, wenn wir es im darwinistischen Sinne verstehen. Nach Darwins Theorie entwickeln sich die Lebensformen nicht aus zielstrebig wirkenden Anlagen, sondern durch Zufall, durch äußere Einwirkung, durch den Kampf ums Dasein; nach dieser Theorie folgt das Wachstum keinem festen, unveränderlichen Typus, sondern geht ins Ziellose und Blaue, durchläuft ohne vitales Gesetz die widersprechendsten Formen. Am Anfange steht nicht eine ‚Fülle', aus der sich das Spätere ‚entwickelt', sondern Armut und Leere; Prinzip der Einheit ist nicht der ‚Geist', die ideale Zusammengehörigkeit, sondern der bloße Stoff, der sich alle Metamorphosen gefallen läßt. So lautet freilich die Vorstellung, die man sich auf Grund der modernen Dogmengeschichte bilden müßte: Die Lehre Christi ist eine religiöse Idee und sittliche Energie von möglichster Unbestimmtheit; der durch sie erweckte Gestaltungsdrang versucht sich in immer neuen Lehr- und Kultusformen je nach dem geistigen Klima und Kampf ums Dasein. Die Dogmen sind der Niederschlag dieser Entwicklung, sind die ‚Spezies', die infolge geschichtlicher Eindrücke sich festprägen, die in Wahrheit aber ebenso relativ und wechselnd sind wie die scheinbar festen Spezies der Organismen.

Auch diese Parallele lehnt das katholische Bewußtsein ab; tatsächlich stellt sie nichts anderes dar als eine mit dem falschen Stempel ‚Entwicklung' versehene Abart jener Theorien, die eine wesentliche Umformung, eine Zersetzung und Neubildung christlicher Dogmen annehmen. Wir nennen die Weiterführung der christlichen Lehre ‚Entwicklung' in jenem ächten und ältesten Sinne, wie wir die Entfaltung eines bestimmten Organismus aus seinem Samen Entwicklung nennen.

Dieser Vergleich ist nicht ein Fündlein scholastischer oder moderner Theologie, sondern uraltes, ursprüngliches Erbgut des christlichen Denkens. Nach den Worten des Herrn ist das Himmelreich dem Senfkörnlein gleich, dem kleinsten aller Samenkörner; aber wenn es herangewachsen, ist es größer als alle Gartengewächse (Matth. 13, 31). Sich selbst vergleicht Christus mit dem Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird und, wenn es gestorben, reiche Frucht bringt (Joh. 12, 24). Die Kirche ist Organ, Leib Christi; sie ist die allseitige ‚Erfüllung' seines geheimnisvollen Wesens und Lebens (Kol. 1, 18; Eph. 1, 23).

Im Zeitalter der Kirchenväter hat Vinzenz von Lerin in seinem klassischen Commonitorium das Bild vom Wachstum der Pflanze und des menschlichen Leibes auf die Entfaltung des Dogmas angewandt; den wichtigsten Satz hat das Vatikanum wörtlich in seine Dekrete aufgenommen (Sess. 3. c. 4). Der Same der Wahrheit soll aufblühen, wachsen, reifen und Frucht bringen, aber so, daß seine Eigenart (proprietas germinis) gewahrt bleibt; was die Väter gepflanzt, soll durch die Arbeit der Kinder behütet, gepflegt und ge-

fördert werden, aber so, daß das Ende dem Anfange nicht entgegengesetzt, sondern nur an Schönheit, Klarheit und Gestalt überlegen ist. ‚Der Weizen soll sich nicht zum Unkraut, die Rose nicht zum Dorn, der Balsam nicht zur Wolfswurz entwickeln' (n. 58). ‚Wie beim einzelnen, so möge auch bei der ganzen Kirche nach der Folge des Alters und der Geschlechter wachsen und mächtig voranschreiten ihre Einsicht, Wissenschaft und Weisheit, aber in ihrer Art, in demselben Dogma, in demselben Geiste und Sinne! Die Religion der Geister möge dem Werdegang der Körper folgen, die im Laufe der Jahre ihre typischen Formen herausbilden und entwickeln (numeros suos evolvunt et explicant) und doch dieselben bleiben, die sie waren... So viele Glieder der Knabe, so viele hat der Mann; wenn einige derselben erst in reiferem Alter sich entwickeln, so sind sie doch in der Anlage des Samens vorgebildet, so daß beim Greise nichts neu hervortritt, was nicht im Knaben bereits verborgen war' (55. 56).

Man kann diesen Vergleich äußerlich, ästhetisch ausführen, indem man z. B. die Wurzel des Baumes auf die verborgenen Grundgeheimnisse, den Stamm auf die allen sichtbaren Katechismuswahrheiten, die Äste und Zweige auf die feinere Verzweigung des Dogmas, die Blätter und Früchte auf die wechselnden, undogmatischen Erscheinungen des kirchlichen Lebens deutet usw. Aber nützlicher und tiefer ist eine andere, biologische Betrachtung, die von dem inneren Wesen des Organismus aus das wahre, geistige tertium comparationis ergreift. Jenes Bild zeigt uns erstens, wie auch beim kirchlichen Entwicklungsprozeß Festigkeit des Wesens und Wechsel der Erscheinung vereinbar sind. Während der Stein und das Gold ihre Erscheinungen kaum verändern, läuft der Organismus in seinen Altersstufen, im Wechsel der Jahreszeiten eine bunte Reihe von Formen durch und behält doch sein Wesen. Demnach ist es von vornherein ein falscher Schluß: Die heutige Kirche mit ihrer entwickelten Glaubenslehre, ihrer ausgebildeten Rechtsordnung, ihrer glänzenden Hierarchie und Liturgie kann nicht dieselbe sein wie die Kirche der Katakomben mit ihrem schlichten Symbolum, ihren bescheidenen Rechts- und Kultusformen! Gewiß kann sie dieselbe sein, wenn die reichere Ausgestaltung der späteren Zeit sich organisch aus jener Einfachheit entwickelt hat; ich erinnere daran, daß auch nach protestantischen Forschern, Pfleiderer, Krüger usw., auf dem Worte an Petrus (Matth. 16, 18) ‚folgerichtig' das katholische System, einschließlich der Unfehlbarkeit des Papstes, aufgebaut ist. Auch lernen wir an jenem Bilde, daß unter den Teilen des Ganzen, unter den Erscheinungen des Wesens die einen zufällig, die andern notwendig sind; erstere erleiden Trübungen, Erkrankungen und sind dem Wandel unterworfen; letztere, obschon nicht das ‚Wesen des Christentums', sind doch wie die Rinde des Baumes zum Schutze und zur Verkörperung des Wesens unentbehrlich.

Wir betrachten in diesem Vergleiche zweitens das Verhältnis der Innerlichkeit des Organismus zu den äußeren Lebens-

bedingungen. Das Leben ist Bewegung von innen heraus; die Pflanze, der menschliche Organismus entwickeln sich aus der Eigenbewegung der Zelle. Aber diese Selbständigkeit schließt nicht aus, daß das Leben von außen Anregung und Nahrung empfängt, daß es sich in etwa den äußeren Verhältnissen anpaßt; die organische Entwicklung hängt nicht bloß ab von äußeren Bedingungen; sie ist zum Teil Assimilation, Aufnahme äußeren Stoffes; die Energie dieser Assimilation bestimmt die Gesundheit des Lebensprozesses. Was will es also heißen, wenn man sagt, die Kirche sei durch geschichtliche Einflüsse, durch die griechische Philosophie, durch häretische Gegensätze, durch Fortschritte der allgemeinen Kultur zur Entwicklung ihrer Grundsätze veranlaßt worden? Was will es heißen, wenn man ihr die philosophischen Begriffe vorwirft, die sie aus dem Hellenismus übernommen, einzelne Formen der Aszese und des Kultus, die sie bei heidnischen Völkern vorgefunden und adoptiert habe? Warum soll diese assimilierende Kraft hier ein Zeichen der Entartung sein, wenn sie bei jedem anderen Lebendigen ein Zeichen der Jugendkraft ist? Eine Religion, die das ganze Menschheitsleben durchdringen, die alles erneuern will, was im Himmel und auf Erden ist, muß in solche tatkräftige Wechselwirkung zum Geistesleben treten; es kommt nur darauf an, daß sie ebenso kräftig Feindliches und Heterogenes abzustoßen weiß, daß sie mit der Feinfühligkeit des Organismus aus der weltlichen Kultur nur das Edle und den Zwecken des Gottesreichs Dienliche auswählt und an sich zieht. Und diese Energie der Abstoßung wird der Kirche doch selten abgesprochen!

In diesem verschiedenen Verhalten zeigt sich als Zweck die Wahrung der Einheit in der Vielheit, ein drittes, besonderes Kennzeichen des Organismus. Trotz der Selbstbewegung der Millionen Zellen, trotz der Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit der Glieder, trotz der räumlichen Ausdehnung und Verzweigung des Ganzen herrscht im Organismus eine Einheit, die höher und bedeutungsvoller ist als die scheinbar vollkommene Einheit des Atoms oder des mathematischen Punktes. Sie ist im körperlich-sinnlichen Leben leichter zu ahnen und zu fühlen, als durch Worte zu beschreiben; sie offenbart sich in geistigen Organismen, in Denksystemen durch die innere Logik und harmonische Geschlossenheit der Ideen und Postulate. Eine Philosophie, eine Kirche, die logische Widersprüche in sich duldet, trägt den Keim des Todes, der Auflösung in sich. Wie der Organismus etwas Geheimnisvolles ist, so und noch mehr ist es die Religion Christi; das Dogma kann in seiner inneren Wahrheit ebenso wenig bewiesen werden, wie ein Organismus konstruiert werden kann. Hier wie dort fordern wir nur, daß die Teile zusammenstimmen, daß die Glieder einander und dem Ganzen dienen. Wo sich diese innere Harmonie, diese wechselseitige Beleuchtung und Erhöhung des geistigen Gehaltes bei einem Gedankensystem kundgibt, da ahnen wir auch im Geheimnisvollen den Abglanz inneren Lebens. Je reicher gegliedert der religiöse Organismus ist, je vielseitiger seine intellektuellen und moralischen, seine sozialen und künstlerischen Funktionen sind, um so stärker zeugt diese innere Einheit und Konsequenz für

seine Lebenskraft, um so deutlicher stellt sich bei Vergleichung getrennter Zeiträume seine Entwicklung als eine wahrhaft organische dar.

Der Organismus ist aus der bloßen Tätigkeit physikalisch-chemischer Kräfte nicht zu erklären; er ist schließlich das Hineinragen eines höheren Gedankens in die mechanische Welt, die Verkörperung eines Zweckes. Nur so ist die Einheit und Wechselbeziehung der Teile zueinander zu verstehen, nur so die Herrschaft des Lebensprinzips über die stoffliche Zufuhr, nur so die Präformation des entwickelten Organismus im Samen. Was das Gedankliche als solches für den Stoff, das ist das Übernatürliche für den Geist. Der höhere Zweck, der den Organismus der Kirche beseelt, ist die Fortführung des Erlösungswerks, die Hinführung der Menschheit zum himmlischen Gottesreiche. Dieses transzendente Ziel läßt die Kirche bei allem Anschlusse an jeweilige Kulturbedürfnisse nie aus dem Auge; von ihm empfängt alles Natürliche, das sie assimiliert, eine bestimmte Leitung, ein neues Gepräge, eine höhere Bestimmung. Nach der heutigen Biologie beschränkt sich das Lebensprinzip auf diese ‚geistige', mechanisch unwägbare Beherrschung des chemisch-physikalischen Kräftespiels; es tritt an keinem Einzelpunkte an die Stelle dieser Kräfte, leuchtet aber aus dem Ganzen überwältigend hervor. So mag auch der Dogmenhistoriker zeigen, wie die menschliche Anstrengung der kirchlichen Lehrer und Bischöfe die Entscheidungen vorbereitet, wie die führenden Geister, ein Athanasius und Augustinus, durch natürliche Einflüsse gebildet und bereichert worden, wie die Beschlüsse des Tridentinums aus bestimmten Verhandlungen und Beratungen hervorgegangen sind; die Tatsache bleibt dennoch vom natürlichen Standpunkte unerklärlich und ohne Parallele, wie sich alle diese Einzelarbeit zu einem so gewaltigen, durch Jahrtausende logisch fortschreitenden Ganzen zusammenschließt, wie diese von den verschiedensten Punkten ausgehende Behandlung dunkelster und prinzipiellster Fragen mit jener ‚unbewußten' Sicherheit des Organismus, die nur die Wirkung eines höheren Bewußtseins ist, ihrer ursprünglichen Tendenz treu bleibt.

Die Betrachtung einzelner dogmatischer Lehren oder Einrichtungen, auf die wir hier leider verzichten müssen, würde zeigen, wie die spätere Entwicklung stets an frühere, oft unscheinbare Ansätze anknüpft; es sind Knospen, die aufblühen, wenn die rechte Zeit gekommen. Bedeutsame, aber dunkle Stellen der hl. Schrift treten in neue Beleuchtung; der geheimnisvolle Sinn heiliger Akte wird tiefer durchschaut; kirchliche Rechte oder sittliche Tendenzen, die bislang schlummerten, entfalten sich in lebendiger Übung; konkrete Wahrheiten treten aus allgemeinen Ideen in schärferen Umrissen hervor. Die Sprache liefert treffende Ausdrücke, der Genius christlicher Denker neue Analogien und Gründe, der Kampf gegen Un- und Irrglauben neue Gesichtspunkte für die Erkenntnis. Der Erfolg ist nach den Schwankungen und Stürmen des Übergangs eine deutlichere Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen, eine klarere und tiefere Erkenntnis im einzelnen, eine vollere, harmonische Auffassung des Ganzen. Der Vergleich mit dem Fortschritt des kindlichen zum männlichen Denken

(Vincenz von Lerin) deutet darauf hin, daß die Entwicklung in manchen Punkten auch eine fortschreitende *Vergeistigung* ist; wie die Offenbarung selbst diesen Gang genommen hat (prophetische — christliche Stufe), so zeigt auch die Dogmengeschichte, daß das tiefere Eindringen in die christlichen Ideen menschliche und symbolische Züge geistig verstehen lehrt (Überwindung des Subordinationismus durch die trinitarische Spekulation, des Chiliasmus und anderer Unklarheiten durch eine geistiger gefaßte Eschatologie usw.). Eine solche Entwicklung ist an sich keineswegs Entleerung oder Abschwächung; denn das Geistige ist realer als das Stoffliche, Vergeistigung heißt Annäherung an Gott. Aber Gott ist Mensch geworden, seine Gnade ist sichtbar erschienen; darum wäre systematischer Spiritualismus allerdings Verflüchtigung und Auflösung des Christentums.

Die Entwicklung des kirchlichen Denkens und Lebens zeigt aber einen bedeutsamen *Unterschied* gegenüber jeder organischen Lebensentfaltung; sie ist *nicht zeitlich beschränkt*, sie erreicht nicht einen Höhepunkt, von dem es nur mehr Sinken, Altern und Absterben gäbe: ‚Ich bleibe bei euch *alle Tage bis zum Ende der Welt*!‘ Aus der ewigen Weisheit und Lebensfülle des Sohnes und hl. Geistes empfängt die Kirche die Kraft stets sich erneuernder Jugend. Auch die einzelnen Gedanken, Gewalten und Verheißungen, die in ihr wirken und wachsen, sind nicht wie Menschengedanken, die ihre Zeit haben und dann verwelken und eintrocknen; es sind ideale, geistige Wesenheiten von unerschöpflicher Triebkraft, Elastizität und Lebendigkeit. Darum gibt es hienieden niemals eine völlig adäquate Darstellung und abschließende Verkörperung ihres Sinnes, etwa wie bei der Rose die Pracht des sommerlichen Flors, beim Menschen die entwickelte Männlichkeit; der Fortschritt der dogmatischen Entwicklung kann und wird weitergehen bis zum Ende der Tage, sowohl aus Gründen innerer Gesetzlichkeit wie wegen der Berührung mit einer stets wechselnden Kultur.

Die sprachlichen Einkleidungen des Glaubens, die rechtlichen und kultischen Formen des christlichen Lebens sind nicht adäquater, erschöpfender Ausdruck der göttlichen Gedanken; sie sind aber darum *weder gleichgültig noch unwahr*. Sie sind *notwendig* zur Verwirklichung, Darstellung und zum Schutze des innerlichen Lebens; sie sind *wahr* und zutreffend, ebenso, wie es die Aussagen gesunder Philosophie für die natürlichen Wahrheiten sind, deren Tiefe wir ja auch nie vollkommen ergründen. Und je mehr sie den allgemeinsten, ewig gültigen Beziehungen und Begriffen gelten, um so mehr erhalten auch die sprachlichen Termini des Dogmas eine unvergängliche Bedeutung. Daß Gott reiner Geist ist, daß Sohn und hl. Geist nach Art des Erkennens und Wollens vom Vater ausgehen, die Anwendung der Ausdrücke Natur und Person auf die Christologie usw., dies und ähnliches wird nie veralten, mag auch eine spätere Entwicklung neue Einsichten hinzufügen. Dabei bleibt das Bewußtsein, daß alles Bemühen, das Höchste in Worte zu fassen, nur ein Ringen und Stammeln ist, doch in seiner tiefen Wahrheit

bestehen; es ist ein Ringen nicht aus der Lüge, sondern aus der Unvollkommenheit heraus, ein Streben zum Lichte, nicht aus der Finsternis, sondern aus der Dämmerung. ‚Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört,' ruft der hl. Paulus (I. Kor. 2, 9). ‚Deine Herrlichkeit ist höher als die hl. Schrift, sie übersteigt und übertrifft die Lobreden aller Worte und Zungen,' sagt der hl. Augustin (En. in ps. 8, 8). Der hl. Thomas legte vor Vollendung seiner Summa die Feder nieder und weigerte sich, seine Arbeit fortzusetzen; nach dem, was er in geistiger Verzückung geschaut, sagte er, komme ihm alles, was er schreibe, wie Spreu vor. Die Pietät, mit der diese Geister sich trotzdem der überlieferten Theologie anschlossen, die intellektuelle Zuversicht, mit der sie auf ihren Grundlagen aufbauten, um zu höherer Erkenntnis emporzusteigen, zeigt, wie diese und ähnliche Ausdrücke der Mystiker über die Unzulänglichkeit des theologischen Erkennens zu verstehen sind.

Die Rücksichten, welche die Kirche in ihrer Lehre und Disziplin auf die Bedürfnisse der ganzen Menschheit, der Hohen und Niedrigen, der Heiligen und Sünder zu nehmen hat, sind tausendfach; es sind Rücksichten der Weisheit und Liebe, einer Liebe, die auch den Weisen dieser Erde zum Beispiele dient, wie sie vom höheren Standpunkte aus der Fassungskraft der Armen im Geiste Rechnung tragen sollen. Zu dieser Vielseitigkeit der Rücksichten kommt die Weite der Aussichten in der Zukunft; die Kirche darf in ihrer Entwicklung langsamer sein als der Einzelgeist und die Tageskultur, weil sie Zeit hat, weil sie der Zukunft und dem ruhigen Wachstum anvertrauen darf, was andere mit Hast und Ungeduld beschleunigen. Der Schmetterling, der durch die Zweige des Birnbaums gaukelt, wundert sich wohl, wie langsam der alte Riese wächst, wo er selbst so rasch aus der Puppe zur Vollkommenheit herangediehen. Die Biene, die in der Linde herumschwärmt, bedauert ohne Zweifel, daß sich darin so viel ungenießbares Holz breit macht und nicht alles Blüte und Nektar ist. Manche raschlebigen Geister, manche zarten Seelchen, die mit ähnlichen Empfindungen den Riesenbaum der Kirche betrachten, mögen sich nützlich der Eintagsgedanken des Schmetterlings und der Biene erinnern!

Selbstverständlich gibt es auch eine berechtigte Kritik der Kirche als empirische Erscheinung; zweifellos gibt es Entwicklungen in ihrem Schoße, die nicht Entwicklungen ihres Wesens sind, sondern menschliche Eintragung, Erkrankung und Entartung ihrer Glieder, Hemmungen und Störungen ihres gesunden Wachstums und Lebens. So setzen sich an die Rinde des Baumes Moose und Schlingpflanzen fest; so sehen wir in der stattlichen Krone erstorbene Äste und krause Mistelbüsche herabhangen; so scheint der ganze Säftestrom im Frost des Winters still zu stehen. In der kirchlichen Wissenschaft, die ja nicht mit dem Dogma zusammenfällt, in der kirchlichen Verwaltung, die eine zeitgemäße Anwendung ihrer Moral und ihres Rechtes ist, gibt es Menschliches; Menschliches im guten Sinne, heilsame, aber zeitlich bedingte Erweiterungen ihres Wesens, Menschliches im schlechten Sinne, Irrungen und

Mißbräuche, die ihre Entwicklung oft auf weite Strecken verunstalten. In offenster Weise, in erschütternden Bildern und Klagen haben die frömmsten Männer älterer Zeit diese Mißstände bekannt; solche Schattenseiten der Kirchengeschichte nicht zu verhüllen fordert das Interesse der Wahrheit wie das der rechten Apologie. Dabei treten dem tieferblickenden Forscher die unantastbaren Grundsätze und die geschichtlichen Lichtseiten des kirchlichen Lebens so mächtig entgegen, daß er den einzigartigen Gang der Entwicklung unmöglich verkennen, daß er in der wiederholten Überwindung aller, auch der tiefstgewurzelten Schäden nur einen neuen Beweis der unverwüstlichen Lebenskraft der Kirche erblicken wird. Wenn man übrigens einzelnen Apologeten mit Recht vorwirft, sie kännten oder würdigten zu wenig gewisse historische Schwierigkeiten, so darf man es mit demselben Rechte beklagen, daß manchen Historikern das Verständnis für tieferliegende geistige Einheiten und Entwicklungsprozesse abgeht, ein Mangel, der natürlich durch Anlehnung an die protestantische Dogmengeschichte nicht ersetzt werden kann.

Die erste Ausbreitung des Christentums ist oft als geschichtliches Wunder geschildert und anerkannt worden; man sagt, selbst Mommsen habe das Werden des Christentums deshalb nicht dargestellt, weil er das Rätsel dieses Werdens nicht zu durchschauen vermochte. Auch die äußere Fortdauer der Kirche inmitten der Erschütterungen und Umwälzungen zweier Jahrtausende hat immer wieder unparteiischen Geistern Bewunderung abgerungen; Macaulay hat dieser Bewunderung in einer vielzitierten Stelle glänzenden Ausdruck gegeben. Noch eindrucksvoller und überzeugender für philosophisch Denkende, welche die ungeheuren Gegensätze und Schwankungen des Geisteslebens zu vergleichen imstande sind, ist wohl die innere Konsequenz und lebendige Festigkeit der Ideenentwicklung in der Kirche; Newman spricht diesen Eindruck in dem anfangs genannten Werke, das freilich auch manches trockene Material enthält, in schönen, originellen und klassischen Sätzen aus. Für solche, die nicht wie er von der Göttlichkeit und dem dogmatischen Charakter des Christentums ausgehen, würde eine Klarlegung der sittlichen Ideen des Katholizismus und ihrer Entwicklung noch wertvoller sein, weil hier zur Erkenntnis der inneren Logik die Einsicht in den sachlichen Wert und die kulturgeschichtliche Tragweite hinzutritt. Die moderne soziale Entwicklung hat ja binnen kurzer Zeit für gewisse Fragen der Ethik (Ehe, Frauenfrage) einen Konflikt sittlicher Forderungen erzeugt, der für die betreffenden Systeme nichts anderes als ein Fiasko bedeutet; sie führt den modernen Verstand wider Willen zu jenen Grundsätzen zurück, die in der Kirche von ältester Zeit her heimisch waren und nun in der Gährung vorwärtsdrängender Zeit einer neuen Blüte entgegensehen.

Es ist eine große und verantwortungsvolle Aufgabe, die dem katholischen Denker unserer Tage gestellt ist. Er muß sich auf der einen Seite ernst und pietätvoll in die umfassende Gedankenwelt der katholischen Überlieferung versenken; was die Schwierigkeit dieser Arbeit angeht, so bemerkt Möhler einmal,

Rembrandt del.

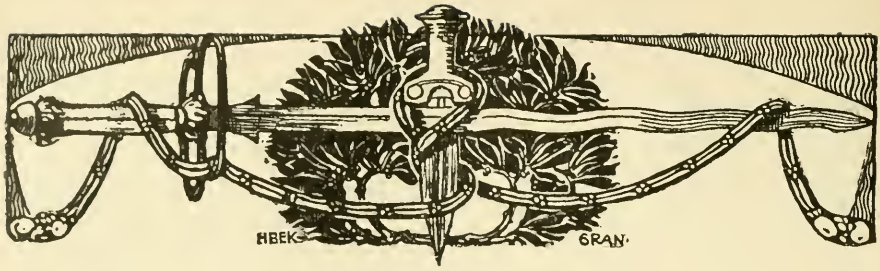
Der Tod Mariens.

Jos. Kösel autotyp.

Hochland

es sei ‚leichter, sich seinen subjektiven Gedanken zu überlassen und nach denselben willkürliche Systeme zu bilden, als eine gegebene, unbeugsame Objektivität, die öfter so viele unserer Gedanken durchkreuzt, die wir aber doch innerlich anzuerkennen genötigt sind, in unsere Subjektivität aufzunehmen und als innere Wahrheit und ewige Wirklichkeit zu begreifen'. (Patrologie S. 33.) Er hat auf der anderen Seite die Aufgabe, von dem so gewonnenen Standpunkte auf das moderne Geistesleben zurückzuwirken, den Gehalt der christlichen Ideen dem Gewissen der heutigen Menschheit näherzubringen und so ihre Wiedergewinnung für die Kirche und zugleich die Weiterentwicklung der kirchlichen Lehre zu fördern; eine Aufgabe, die er nur lösen wird, wenn er mit den innersten Regungen und Bedürfnissen des modernen Geistes vertraut ist, so wie es die großen Apologeten Augustinus, Thomas, Möhler u. s. w., sei es durch persönliche Lebenserfahrung, sei es durch wissenschaftliches Studium, für ihre Zeit gewesen sind.

Den Vielen aber, die durch die schroffen Gegensätze im religiösen Leben der Gegenwart schmerzlich berührt werden, ohne an ihrer Ausgleichung tätig mitwirken zu können, mögen die folgenden Worte des hl. Augustinus von Nutzen sein, die seinem Wahlspruche ‚Crede, ut intellegas' eine Wendung zum Entwicklungsgedanken geben. ‚Vieles schlummerte in der hl. Schrift. Erst als die Irrlehrer abgewehrt werden mußten, als ihre Streitfragen die Kirche Gottes erregten, wurde das Verborgene klargestellt, die Absicht Gottes verstanden ... Wo hat man in vollkommener Art die Lehre von der Dreifaltigkeit erörtert, bevor die Arianer dagegen sprachen? Wo hat man in vollkommener Weise die Buße behandelt, bevor die Novatianer ihren Widerspruch erhoben? ... So mußten denn jene „vor dem Zorne des Antlitzes Gottes (aus der Kirche) weichen, uns aber ist das Herz Gottes näher gekommen" zum Wachstum der Erkenntnis' (Ps. 54, 22). ‚Die Worte des Herrn, fährt der Psalmist fort, „sind weich geworden mehr als Öl, und sie sind doch (wirksam) wie Pfeile". Ja, manches in den Schriften erschien uns hart; es wurde erklärt und dadurch erweicht.' Augustinus erinnert dann an die erste Spaltung unter den Jüngern Christi, die durch die ‚harte Rede' vom Essen seines Fleisches und Blutes veranlaßt wurde, und knüpft an den Ausruf des hl. Petrus an: ‚Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens.' ‚Merket auf, ich bitte euch, und lernet kindliche Ehrfurcht! Hatte Petrus damals schon das Geheimnis jener Rede des Herrn begriffen? Er begriff es nicht; aber was er nicht begriff, das erkannte er im frommen Glauben als gut an. Wenn also heute auch dir eine Rede hart erscheint und nicht einleuchtet, so bleibe sie hart dem Trotzigen; dir aber werde sie erweicht durch kindliche Ehrfurcht! Gewiß, sie wird zur Zeit ihre Lösung finden; sie wird dir wie Öl werden und dein innerstes Wesen durchtränken.' (En. in ps. 54, 20 ff.)



Drei bayerische Parteigänger des achtzehnten Jahrhunderts.*

Von

Joseph Weiß.

Durch die rue St. Honoré in Paris fuhr am 4. Januar 1794 langsam der knarrende Henkerkarren, mit einem starken Ackergaul bespannt, auf hohen, schmutzigen Rädern, mit rohen Brettern als Sitz.

Er machte Halt auf dem Revolutionsplatz, dessen Boden soviel Blut getrunken hatte, daß der Geruch unerträglich war; denn vom Mai 1793 bis zum Juni 1794 wurden daselbst 1256 Hinrichtungen vollzogen. Dort ragten die rotangestrichenen Balken der Guillotine empor, zwischen denen das wohlgeschliffene Beil blitzte.

Vom Karren stieg mit hochgezogenen Brauen ein kleiner, dicker, breitschulteriger Greis, großen Kopfes, von wenig einnehmenden Zügen. Er trug die Marschallsuniform Frankreichs. Ihm hatte zwei Jahre zuvor in Straßburg der Genieoffizier Rouget de Lisle, der Tyrtäus der Revolution, jenen Chant

* Die Darstellung diente zu einem Vortrag im kath. kaufm. Verein Mercuria in Bamberg (1905). Sie beruht auf der gedruckten Literatur, welche hauptsächlich J. B. v. Pfeilschifter, Bayer. Plutarch I (1861), und speziell noch für Luckner H. Pfeiffer, Der Feldzug Luckners in Belgien 1792, Leipzig 1897, angibt. Die Nachrichten über Thürriegels Schicksale 1742—61 in Schreibers Geschichte Bayerns II können leider nicht weiter verfolgt werden, da ihre Quellenstellen nicht stimmen. Dagegen wurden für Thürriegels spanische Periode außer Lafuente, Hist. gen. de España XX, und Guichot, Hist. gen. de Andalucía VII, sowie Danvila y Collado, Hist. gen. de España: Carlos III, 4 auch Archivalien des Münch. Geh. Staatsarchivs herangezogen. Herrn Hauptmann Lutz vom Bayer. Kriegsarchiv, desgleichen den kath. Pfarrämtern von Donauwörth, Konzell, Monheim und Wemding verdanke ich wertvolle Personalnotizen. Was sich mittlerweile noch aus verschiedenen Archiven Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Spaniens über Thürriegel und seine Kolonisation erheben ließ, soll für eine besondere Studie Verwertung finden.

J. W.

de guerre gewidmet, der dann von den Marseillern bei ihrem Einzuge in Paris zuerst gesungen worden und als ‚Marseillaise' bis auf den heutigen Tag das Sturmlied der Revolution geblieben ist. Ihm hatte einst das Volk zugejubelt als dem alten Haudegen ‚sans peur et sans reproche', ‚l'espoir de la nation', ‚adoré de tous les patriotes'. Und da er jetzt die glitschigen Stufen zum nämlichen Blutgerüste hinaufstieg, auf dem vor Jahresfrist Ludwig XVI. hingeschlachtet worden war, umheulte ihn höhnend ein wahnwitziger Pöbel. Derb gab demselben der Marschall seine Verachtung zu erkennen.... Die Schergen faßten ihr Opfer.... ‚Ich zweiundsiebenzigjähriger Greis sterbe im Bewußtsein meiner Unschuld' waren seine letzten Worte.... Das Messer fiel.... Und andere Opfer kamen nach ihm.... Etwas Alltägliches in jener Republik, ‚die, auf Leichen, Gräbern und Trümmern thronend, zu Häuptlingen und Untergebenen nur Gottlose, Diebe und Mörder hatte.' —

Tags darauf las tout Paris im ‚Moniteur': ‚Nikolaus Luckner, geboren zu Cham in Bayern, 72 Jahre alt, ehemaliger Adeliger, Marschall von Frankreich, der Urheberschaft und Mitschuld an einer Verschwörung überführt, welche zwischen Capet, den Ministern, mehreren Generälen der französischen Armee und den auswärtigen Feinden Frankreichs bestanden hatte zu dem Zweck, das Eindringen der Truppen der verbündeten Mächte durch alle möglichen Mittel und Wege zu erleichtern und ihre Fortschritte durch Preisgebung der Städte und Grenzfestungen zu begünstigen, wurde zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde gestern vollstreckt.' —

Wer war Luckner? Weit ist der Weg zur Place de la Concorde in Paris vom Rindermarkt in Cham; noch weiter ist's aus der Stube eines Chamauer Gastwirtes bis an den Thron des Allerchristlichsten Königs. Luckner hat diese Laufbahn durchmessen.

Freilich damals, als der kleine ‚Nickerl', der am 12. Januar 1722 geborene Sprößling des biederen Bierbrauers und Bürgermeisters Samuel Luckner von Cham, am Passauer Gymnasium seine tollen Streiche ausführte, derenthalben man ihn den ‚Chamauer Wildfang' schalt, damals fiel es doch kaum jemandem ein, zu glauben, dieser mutwillige Pennäler werde dereinst zum Nachfolger eines Turenne und Vendome erkoren sein. Als Beamten oder Geistlichen wähnte die Mutter den zweitjüngsten ihrer sechs Buben dereinst wirken zu sehen. Allein er zog, wie die unsichere Überlieferung lautet, mit dem bayerischen Hilfskorps, das Kurfürst Karl Albrecht von Bayern gegen die Türken stellte, nach Ungarn, wo er 1739 zum Fähnrich aufrückte.

Als die bayerischen Truppen auf dem Rückmarsch aus dem verunglückten Feldzug durch Wien kamen, rief man ihnen zu: ‚Euer Landesherr wird bald auch der unserige sein.' Zwei Jahre darnach begann, wie einst zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen, der blutige Hader um die Kaiserkrone zwischen Karl Albrecht und Maria Theresia.

Der österreichische Erbfolgekrieg und das Kaisertum Karls VII. trugen eine Bewegung in weite Kreise des Bayerlandes hinein, welche allerlei Kräfte

zur Entfaltung anregte, die nun am Glück des Kaisers sich emporzuranken strebten. Wie vor einem Jahrhundert bot wiederum das Fähnlein so manchem, dem sein Stand verleidet war, ein lockendes Ziel. Die Lebensweisheit des wallensteinischen Kürassiers kam auch jetzt wieder zu Ehren. Ihr huldigte Nikolaus Luckner. Ihr huldigte nicht minder sein gleichalteriger Goßersdorfer Landsmann, der am 31. Juli 1722 geborene Bauernjunge Johann Kaspar Thürriegel.

Er hatte in der Dorfschule zu Konzell, vielleicht bei den Jesuiten in Straubing, und in der Amtsstube des kurfürstlichen Brauverwalters Vogel zu Goßersdorf seine Lehrjahre vollbracht und sollte nun ein Federfuchser werden beim Pfleggerichtsschreiber Sommer zu Mitterfels.

Just ebendahin war ums Jahr 1735 ein neuer Gerichtsdiener, ein ‚Eisenamtmann', strafweise versetzt worden, dem der Ruf eines gewalttätigen Patrons vorausging. Ein breitschulteriger, baumstarker Kerl mit kleinen, listigen Augen und einem schwarzen, verwegenen Schnurrbart. Er kam von Schierling, wo er zuerst Amtsknecht gewesen war und nach dem Tode des Eisenamtmanns mit der Hand von dessen Witwe die Amtmannsstelle erheiratet hatte. Seine eigene Frau soll dort seine Streiche denunziert haben. Selbst stammte er aus einer wahren Dynastie von Eisenamtmännern; wegen dieser ‚unehrlichen' Herkunft hatte man ihn einst abgewiesen, als er sich zum Musketier wollte anwerben lassen. In Mitterfels vermochte er sich ungefähr vier Jahre zu behaupten. Das war Johann Michael Gschray, geboren zu Monheim bei Donauwörth am 15. August 1701. Zu Gschray hielt sich der fünfzehnjährige Thürriegel, und damit trat an ihn der Versucher, der später so verhängnisvoll in sein Leben eingreifen sollte, zum ersten Male heran. In der gleichen Zeit war im Schlosse zu Mitterfels der Oberstleutnant von Barreau vom deutschen Infanterieregiment in französischen Diensten La Mark einquartiert. Ein paar Jahre darnach sehen wir sie alle drei Seite an Seite im Kugelregen.

Gschray wurde auch in Mitterfels unmöglich. Er führte sich ebenso übel auf wie in Schierling, und sein harmlosestes Stück war wohl das, daß er zu Straubing die Schrannenbauern im Kegelspiel bemogelte, indem er in gewisse, ihm kenntliche Kugeln Blei goß, so daß sie seitwärts liefen, und außerdem noch die Kegelbahn an bestimmten Stellen mit Seife schmieren ließ. Der Scharfrichter, sein Genosse, verriet ihn. Gschray mußte von Mitterfels weg und kam nach Deggendorf. Das entschied seine militärische Karriere; denn hier nun hatte er dem die französischen Hilfsvölker kommandierenden Marschall Moritz von Sachsen wiederholt Führerdienste bei Streifzügen zu leisten. Von Viechtach vertrieb er an der Spitze von Freiwilligen die Panduren Trenks. Sein junger Mitterfelser Freund Thürriegel war auf seine Einladung zu ihm geeilt. In Gschrays Schule machten er und Luckner die Vorschule für ihre soldatische Zukunft durch.

Thürriegel in der Freiwilligentruppe bei Viechtach zu Beginn des Jahres 1742. Eine nicht gewöhnliche Kaltblütigkeit legte er da an den Tag.

Er nahm, heißt es, zehn Panduren mit ihrem Unteroffizier gefangen und erbeutete die gesamten Lebensmittel nebst zwanzig Pferden, die er nach Schärding ins bayerische Lager führte und dem Kurfürsten vorstellte. Der beschenkte ihn mit zwölf Dukaten und sicherte ihm die Beförderung zum Offizier zu, wenn er in das bayerische Heer eintreten würde. Allein Thürriegel schlug das Anerbieten aus. Er lieh den gleichzeitigen Werbungen des Obersten von Barreau Gehör, der ihn ja von Mitterfels her kannte; ihm folgend trat Thürriegel im Jahre 1742 in dessen Regiment La Mark als Kadett ein.

Gschray war mittlerweile nach Straubing geflohen und hatte mit einer Freiwilligenkompagnie durch Ausfälle und Streifzüge die Stadt im April 1742 während der österreichischen Belagerung erfolgreich verteidigen helfen. Am 11. Oktober 1742 erteilte deshalb Kaiser Karl VII. Albrecht seinem Feldmarschall Graf Seckendorff die Ordre: In Anbetracht, daß Gschray ‚mit Aussetzung von Gut und Blut und zu der Feinden merklichen Schaden so getreue als ersprießliche Dienste geleistet' habe und ‚in seinem Gericht wegen vollkommen dortiger Orten ruinierten Unterthanen das Auskommen' nicht finde, dürfe er ‚gegen Reichung eines monatlichen Gehaltes von 12 fl., dann 1 Brod- und 1 Pferdsportion sich weiters gebrauchen lassen'. Durch Patent vom 1. November 1742 erhielt er die Charge eines Leutnants einer Freikompagnie mit dem Auftrage, eine berittene Freikompagnie anzuwerben. In dieser Dragonerkompagnie strömte so ziemlich alles zusammen, was es zur Zeit an Eisenamtmannssprößlingen und Verwandten Gschrays in Bayern gab. Auch seine beiden Söhne Franz und Johann Michael traten ein, gerieten aber bald in ungarische Gefangenschaft. Die Österreicher spotteten zwar über die Truppe mit den roten Schabracken wegen ihrer Herkunft als ‚Schergenkompagnie', allein sie machte ihnen zu schaffen. Im Januar 1743 wurde sie von 50 auf 100 Mann vermehrt, am 9. Mai aber in Ranshofen während des Treffens bei Braunau gänzlich zersprengt; Gschray sammelte die Überreste in Wasserburg und kompletierte sie wieder. Am 1. Juli 1743 erfolgte Gschrays Beförderung zum Hauptmann und die Verstärkung der Kompagnie auf 150 Mann. Bei Eröffnung des Feldzuges 1744 erhielt er seinen Posten in Philippsburg. Hier kamen Gschray, Thürriegel und Luckner zusammen.

Thürriegel war damals Leutnant im französischen Infanterieregiment La Mark. Er hatte, wird erzählt, im verflossenen Jahre 1743 bei Erlach nächst Simbach seine Lorbeeren sich gepflückt. Dort wurden 5500 Bayern unter General Minuzzi von 7000 Österreichern nach einem blutigen Gefecht an der Kirchhofsmauer schwer bedrängt. Da erschien Oberst von Barreau mit seinem Regiment als Reserve zu Hilfe. Hauptmann und Oberleutnant waren bereits gefallen. Leutnant Thürriegel stellte sich an die Spitze seiner Kompagnie. Mit vorgehaltener Pistole drang er auf die Österreicher ein und erschoß ihren Hauptmann. Sie umringten ihn, und nur den ‚Waldlern', die herbeiliefen und mit den Kolben ihn heraushieben, hatte er sein Leben zu verdanken. In der Folge wurde Thürriegel dem französischen Generalstabe zugeteilt und machte

in dieser Eigenschaft alle Feldzüge bis zum Jahre 1760 mit im Dienste des Marschalls von Sachsen, von Bellisle, Estrée, Soubise, Richelieu, Clermont, Contades, Broglio u. a.

So sahen sich im Sommer 1744 bei Philippsburg Hauptmann Gschray, Leutnant Thürriegel und Volontär Luckner, die beiden ersten nach zweijähriger Trennung, wieder.

Luckner, der am 1. Mai 1742 als Fähnrich in das Regiment Morawitzky (heute 5. bayer. Inf.-Reg.) eingetreten war, gehörte seit dem 7. August 1744 der Gschrayschen Kompagnie als Freiwilliger an, nachdem das Regiment Morawitzky zum größten Teil sich in Gefangenschaft befand.

Es ist das Jahr, das eigentlich den Höhepunkt von Gschrays soldatischem Renommee bedeutet. Seine Kompagnie war auf 200 Mann angewachsen. Eines Tages unternahm er mit seinen Dragonern eine Streifpartie bis Straßburg. In einem Dorfe hob er einen österreichischen Stabsquartiermeister nebst sechs Husaren mitsamt dem Troß auf und erbeutete dabei die Standliste des österreichischen Heeres, welche er dem bayerischen Feldmarschall Seckendorff aushändigte. Dieser erteilte Thürriegel Befehl, die Bewegungen der Österreicher mit seiner Reiterei auszukundschaften. Thürriegel verkleidete sich als Bauer und wußte sich an eine österreichische Marketenderin heranzupirschen, von der er erfuhr, daß General Graf Nadasdy mit etwa 4500 Mann von Heilbronn nach Philippsburg marschiere. Auf diesen Rapport hin brach Seckendorff im Morgengrauen auf mit 5000 Reitern und zehn Geschützen, und teils zersprengte er die ahnungslosen Österreicher, teils nahm er sie gefangen.

Ende September 1744 war Gschray bei der bayerischen Vorhut, welche dem von den Österreichern besetzten Donauwörth zu Hilfe kommen sollte. Der Marsch führte ihn über Nördlingen. In der österreichisch gesinnten Reichsstadt gab Gschray sich für einen Österreicher aus. Er wurde aufs beste bewirtet, und man verriet ihm bei guter Laune, daß auch noch ein österreichischer Magazinsvorrat an Hafer und Fourage im Werte von etwa 4000 Gulden versteckt sei, der ‚denen s. v. Saubayern und verfluchten Franzosen nicht zur Beute' werden solle. Nun demaskierte sich Gschray und erzwang vom Magistrat, daß ihm der Wert des Magazins und ein Douceur von hundert Dukaten baar bezahlt wurde.

Am 2. Oktober 1744 lag Gschray, der zum Obristwachtmeister (Major) befördert worden war, mit der bayerischen Vorhut vor Donauwörth. Hauptmann Thürriegel hatte als besten Angriffspunkt das Tor beim hl. Kreuzkloster ausgekundschaftet. Im Morgengrauen schlich sich Gschray an den Verhau beim Kapuzinertor, riß ihn nieder und drang mit seinen Dragonern durch das Tor. Die Österreicher flohen über die Donaubrücke, welche die Kroaten hinter sich anzündeten. Da ließ Feldmarschall Seckendorff verkündigen: ‚Wer Courage hat und ein Patriott ist, der trette hervor und stelle sich denen Feinden auf der Brücke entgegen, um sie zu vertreiben!' Und da war es neben Gschray der Volontär Luckner, der über die brennenden Balken der Donaubrücke den

Dragonern mit gespannter Pistole vorausſprengte. Gschray bekam in den drei ersten Salven eine Musketenkugel in die linke Weiche. Oberleutnant Pündter ergriff das Kommando, und mit ihm drang Luckner todesmutig in die Stadt ein. Nach seiner Genesung im November übernahm Gschray selbst seine Freikompagnie wieder, die im Januar 1745 mehr als 500 Mann stark war und zu einem Freikorps in der Stärke von vier Kompagnien erweitert wurde.

Am Schlusse des Krieges wäre Gschray beinahe den Österreichern in die Hände gefallen. Bei Ismaning im März 1745 stieß er mit einem österreichischen Husarenkommando zusammen. Seine Mannschaft wurde zersprengt, 60 Mann niedergemacht; Gschray selbst flüchtete sich durch Gebüsch und Moor nach Freising.

Kaiser Karl VII. Albrecht war mittlerweile gestorben. Sein Sohn Maximilian III. Joseph setzte die Politik des Vaters nicht fort und schloß Frieden zu Füssen am 22. April 1745. Das Gschraysche Korps löste er auf bis auf 200 Mann, die als Polizei- und Grenzschutztruppe verwendet wurden. Gschray erhielt am 19. November 1745 die Beförderung zum Oberstleutnant. Im folgenden Jahre wurden fünf Kompagnien gebildet und auf die Rentämter München, Landshut, Straubing, Burghausen und Amberg verteilt. Allein bald liefen beim Kurfürsten von allen Seiten Klagen ein über die Gewalttätigkeiten und Unehrlichkeiten dieser Gschrayschen Wächter des Gesetzes. Max Joseph gedachte, alle hundert in Landshut zusammenkommen zu lassen, um sie auf 500 zu erhöhen und als Hilfskorps nach Holland in Sold zu geben, da er zu Füssen versprochen hatte, 7000 Bayern gegen Frankreich zu stellen. Dreist sagte Gschray zum Kurfürsten: ‚Was? Nach Holland gehen? Denen Krämern dienen, welche zum Verderb Seiner Röm. Kaiserl. Majestät Dero Alldurchlauchtigsten Herrn Papas an die Österreicher Volk und Geld gaben? Nein. Ein solches werde ich nimmermehr tun und wollte lieber einen s. v. Schweinhirt abgeben, als mich entschließen, mit einer ketzerischen Nation wider Frankreich zu dienen.‘

Daraufhin beschloß der Kurfürst am 16. April 1747, die Truppe abzudanken. Gschray nebst seinen Söhnen sollte mit einem Gnadengehalt beibehalten werden. Er eilte nach München. In seiner Aufregung veranstaltete er im Gasthaus ein Gelage, ließ lärmende Musik spielen, verbrannte seine Uniform und warf etliche zwanzig Gulden unter die Menge aus dem Fenster mit dem Rufe: ‚Seht, ihr Leute, so geht man mit mir um in Bayern! Jetzt schafft man mich ab, nachdem ich fürs Vaterland gestritten. Ich gehe nun fort aus euerm Land, dieweil es mir besser und nützlicher gewesen wäre, wenn ich anstatt eines Parteichefs ein Musikant, Tänzer oder Komödiant dahier geworden wäre.‘

Dann machte er, daß er fortkam, und reiste nach Augsburg. Von da aus begann er seine Versuche, bei anderen Potentaten anzukommen; sie glückten ihm Ende Juli 1747 bei Frankreich, wo der Marschall von Sachsen ihn bereits seit seinem Deggendorfer Aufenthalt kannte. Es wurde ihm der Auftrag

zuteil, bis Januar 1748 als Oberst ein Korps von 400 Dragonern und 800 Fußgängern zu stellen zum Krieg gegen die Holländer und deren Hilfstruppen, unter welch letzteren sich auch das bayerische Regiment Frangipani mit Luckner befand. Durch Werbebureaus zu Straßburg und Neubreisach brachte Gschray auch die Mannschaft zusammen. Er marschierte mit ihr im April nach Limburg, allein der Aachener Friede des nämlichen Jahres machte das Korps entbehrlich; es wurde reduziert auf 120 Mann, und Gschray setzte sich nach Straßburg. Hier begann sein Ruin. Sein unordentliches Leben, seine grenzenlose Verwandtenwirtschaft untergruben seine Existenz. Oberst Gschray quittierte 1754 die französischen Dienste mit 3000 Franken Pension und der Auszeichnung des Ludwigskreuzes. Er ging nach Donauwörth, und als die Gläubiger ihn auch hier bedrohten, suchte er sich wieder durch Militärdienste zu rehabilitieren; allein es glückte ihm weder bei Bayern, noch bei Sachsen-Polen, noch bei Preußen und Württemberg.

Was war unterdessen aus Luckner geworden? Nach seinem Dienste im Gschrayschen Korps 1744 verspürte Luckner keine Lust, abzuzäumen und wieder den Pallasch mit der Feder zu vertauschen. Er trat zunächst als Volontär im Ferraryschen Husarenregiment ein und rückte in diesem ‚als ein tapferer Soldat' und wegen seiner ‚Valeur' am 1. Februar 1745 zum Oberleutnant auf. Bei der Einnahme von Vilshofen durch die Österreicher am 28. März 1745 geriet er mit der ganzen Besatzung in Kriegsgefangenschaft. Doch gelang es ihm, sich selbst zu befreien. Er schwamm über die Donau und entkam verkleidet nach Regensburg, von wo er unterm 8. April um Zusendung von etwas Geld bat, um zu seinem Regiment gelangen zu können. Im Herbst 1745 trat er in das für die Niederlande bestimmte Husarenregiment ‚Frangipani' ein und wurde am 18. September bei der Leibkompagnie zum Kapitänleutnant befördert. Feldscheer war darin aber nicht, wie es heißt, Johann Kaspar Schiller, der Vater des Dichters, sondern Joseph Weber aus Oberammergau.

Luckner erfocht sich neue Lorbeeren bei der Belagerung von Brüssel, Namur und Löwen. Auch die Hand einer reichen Dame, einer Baronesse Rademacher, der Besitzerin eines Gutes Blumendorf in Holstein, gewann der galante Reitersmann. Und als er 1748 nach dem Friedensschlusse mit Pension und Charakter eines Obristwachtmeisters verabschiedet wurde, sagte er seinem bayerischen Vaterlande für immer Valet und begab sich auf seine holsteinischen Güter.

Neun Jahre oblag er dort der Landwirtschaft. Es muß dem unruhigen Haudegen eine Ewigkeit gedünkt haben. Da begann jener siebenjährige Waffengang zwischen Habsburg und Hohenzollern. Die Trompeten schmetterten wieder, und in dem Gutsbesitzer Nikolaus Luckner fing der Wagemut des alten Husaren sich zu regen an. Gegen den Willen der Seinigen unterhandelte er in London wegen Errichtung eines freiwilligen Reiterkorps. Er brachte ein solches von 200 Pferden zustande, und als dessen Chef trat er im Dezember

1757 in die hannoversche Armee ein. Durch seine Aufgaben in den bayerischen Kriegen hatte Luckner das Wesen des kleinen Krieges erschöpfend kennen gelernt. Persönlich tapfer, keck und listig, im unternehmungsfrohen Alter, befand er sich jetzt auf einem Posten, nach dem er lange gegeizt hatte; als Anführer eines leichten Korps wirkte er in seiner rechten Sphäre. Schon am 27. Dezember überrumpelte er in Wahrenholz eine feindliche Abteilung und machte den Obersten, fünf Offiziere und 61 Dragoner zu Gefangenen. Bald gehörten die Reiter im gelbverschnürten, grünen Pelz, weißen Dolman und den Pelzmützen mit roten Beuteln, die Lucknersche ‚wilde, verwegene Jagd', zu den gefürchtetsten Truppen, und die Franzosen flohen schon bei dem magischen Rufe: ‚Die Lucknerschen Husaren!' ‚Luckner tut Wunder,' berichtet im Frühjahr 1759 General Wangenheim über ihn; ‚ungeachtet immer zehn gegen einen sind, greift er sie an und wirft sie immer zurück.' In sieben Tagen zehn Scharmützel, Hinterhalte zu legen, Überfälle auszuführen, zumal in der Nacht, so daß die Überraschten nicht selten im bloßen Hemd zu entrinnen suchten, — das war so sein Lebenselement. Der ‚Chamauer Wildfang' galt damals für einen der besten Draufgänger. Im Januar 1760 ernannte den Achtunddreißigjährigen der König Friedrich der Große zum Generalmajor, und als der Krieg endigte, stand Luckner als Generalleutnant an der Spitze eines Armeekorps, gleich einem Seydlitz und Zieten ein Held seiner Tage.

Seine beiden Landsleute Thürriegel und Gschray hatte er tief in den Schatten gestellt.

Thürriegel war unterdessen im französischen Generalstab zum Major befördert worden. Im Jahre 1755 erhielt er vom Kriegsministerium den Befehl, die Insel Menorca, welche den englischen Händen wieder entrissen werden sollte, für eine militärische Landung auszukundschaften. Verkleidet und mit einem falschen Paß gelangte Thürriegel auf die kleine Balearеninsel, forschte sie aus, entwarf einen Plan, unterbreitete denselben der französisch-spanischen Flotte, die in Barcelona seiner wartete, und am 17. April 1756 wurde nach Thürriegels Vorschlägen der Handstreich ausgeführt und die Insel erobert.

Im kommenden Jahre 1757, während Luckner in hannoverschen Diensten seine kecken Husarenstreiche vollführte und Gschray in Donauwörth, schon taub auf beiden Ohren, vergeblich seine Rehabilitierung versuchte, war Thürriegel dem französischen Marschall Soubise beigegeben. Er leitete von Gotha und Erfurt aus für das französische Hauptquartier den Kundschafterdienst, stellte die Agenten an, verteilte und besoldete sie und erstattete auf Grund ihrer Meldungen die Berichte ans Versailles'r Kabinett. Unter verschiedenen Namen und Verkleidungen durchspähte er persönlich die norddeutschen Lager und Festungen. In Magdeburg gab er sich beispielsweise für den dänischen Gesandten aus und wies seine Beglaubigung vor. Er besprach mit dem Festungskommandanten ein Bündnis zwischen Dänemark und Preußen. Vor lauter Freude lud der ihn zur Tafel und schickte eine Ordonnanz an Friedrich II. mit der Anfrage, wann der dänische Gesandte kommen könne zur Unterredung.

Während des Mahles überbrachte ein Bote dem Kommandanten ein Schreiben des Königs, das ihn vor einem französischen Spion warnte, der die Festungen auskundschafte und verhaftet werden solle. Thürriegel verzog beim Verlesen keine Miene und erging sich im Lobe des großen Königs, dessen Feldherrngenie von seinen Landsleuten, den Dänen, bis zu den Sternen erhoben werde. Nachdem er die Festung eingehend besichtigt hatte, kehrte er ins französische Hauptquartier zurück.

Solche Tätigkeit, die nicht zur Verfeinerung seines sittlichen Empfindens beitrug, übte Thürriegel bis zum Jahre 1760 aus. Sie ersetzte vielfach dem französischen Heere die fehlende leichte Reiterei und leistete große Dienste. Allein sie sagte Thürriegel nicht zu, und die Lorbeeren seines Landsmannes Luckner erschienen auch ihm begehrenswert und erreichbar. Er stellte an das französische Kriegsministerium die Bitte, im offenen Felde dienen und ein Freikorps errichten zu dürfen. Die Bitte wurde ihm in Paris, wo man ihn in seiner bisherigen Wirksamkeit nicht entbehren mochte, abgeschlagen. Das Kabinett glaubte, ihn durch die Ernennung zum Obristleutnant befriedigen zu können. Der Bescheid schmerzte das tatenlustige Soldatenblut, und in dieser Stimmung bekam der alte Versucher wieder leichtes Spiel, der ihn einst aus der Mitterfelser Schreibstube in die Bataille gelockt hatte, Johann Michael Gschray.

Damals überschwemmte Friedrich der Große mit Werbern Deutschland, um das gelichtete Heer zu ergänzen für einen Waffengang zur Wiedergewinnung dessen, was im verhängnisvollen Jahre 1759 verloren worden war.

Von dieser Lage suchte nun auch Gschray Nutzen zu ziehen, um sich wieder emporzuarbeiten. Es gelang ihm im März 1760, mit dem preußischen Gesandten in Regensburg Verhandlungen wegen Errichtung eines Freikorps anzulnüpfen, während er der Sicherheit halber gleichzeitig auch einen Versuch beim großbritannischen Gesandten machte.

Zur besseren Ausführung seiner Pläne gedachte er, der früh gealtert und taub war, des weltgewandten Thürriegel sich zu bedienen, mit dem er in ständiger Korrespondenz gestanden hatte. Thürriegel folgte am 25. August 1760 seiner Einladung nach Donauwörth zu einer Besprechung. Das Ergebnis war, daß er seine bisherige Stellung löste und am 9. April 1761 in Meißen eine Kapitulation mit Friedrich dem Großen abschloß, wonach Oberst Gschray und Obristleutnant Thürriegel binnen vier Monaten sechs Kompagnien leichter Kavallerie (25 Offiziere, 602 Köpfe und 594 Pferde) und sechs Kompagnien Infanterie (20 Offiziere, 1 Feldpater, 1032 Köpfe) montiert, armiert und beritten zu Minden in Westfalen bezw. zu Nordhausen sammeln wollten; Gschray sollte Generalmajor und Chef, Thürriegel Obristleutnant und Kommandeur sein. Für jeden Kavalleristen wurden bewilligt: 110 Reichstaler, in Summa 65340 Rtlr., für jeden Infanteristen 10 Rtlr., in Summa (ohne den Feldpater) 11040 Rtlr., für das ganze Korps 106380 Rtlr.; auf zwei Kompagnien Kavallerie und auf jede Kompagnie Infanterie wurde je ein Brotwagen akkordiert, desgleichen der Infanterie ‚vor der Hand' 4 Canonen, bis dieses Corps sich

dergleichen mehrere selbsten anschaffen wird'. Die Uniform bestand aus blauen Röcken mit schwarzen Aufschlägen und schwefelgelben ‚Unterkleidern'; die Spielleute trugen weiß. Die Grenadiere hatten Bärenmützen mit dem schwarzen Adler, die Offiziere goldene Epauletten und auf den schwarzen Aufschlägen goldene Litzen.

Das Korps war zum angenommenen Termin beisammen. Das heißt, in den Listen; tatsächlich ‚komplett' war es nie; denn das Werbegeschäft galt als ein Unternehmen, bei dem es zur Bereicherung des Unternehmers verschiedene Kniffe gab, deren Anwendung gang und gäbe war, und ‚das Finanzen' hieß. Zu diesen unlauteren Kunstgriffen gehörte namentlich der, daß man in den Standlisten Leute führte, die nicht da waren, und das für diese ledigen Plätze von dem Auftraggeber bezogene Geld in die eigene Tasche fließen ließ. Eine weitere Folge des Unternehmertums war die gänzliche Außerachtlassung des Leumundes der Geworbenen.

Gschray wurde von Thürriegel beschuldigt, daß er sein Korps statt mit den ‚Würtenbergischen oder Französischen Deserteurs von denen deutschen Regimentern', wie es im Vertrag heißt, zumeist aus Vaganten und anderen verkrachten Existenzen gebildet und soviel mit Listenfälschungen und dergl. hantiert habe, daß der preußische Staat um Tausende von Talern zugunsten des Generalmajors Gschray betrogen worden sei.

Das Einvernehmen zwischen dem Chef Gschray und dem Kommandeur Thürriegel dauerte nicht lange. Der sechzigjährige Gschray in seiner Taubheit und mit den Manieren eines alten Troupiers ward bald auf den bei Offizieren und Mannschaft beliebten Obristleutnant Thürriegel, der sich etwas auf seine französische Schulung zugute tat, eifersüchtig und erbost. Er hatte dem ‚alten Fritz' abgesehen, ‚wie er sich räuspert, und wie er spuckt,' und suchte durch Ordres in diesem Geiste seinem Obristleutnant zu imponieren. So schreibt er ihm einmal: ‚Der Herr Obristleutnant muß vorhero die Königl. Ordonanzien und Befehle lesen, sich informiert zu machen, nachgehends kans der Herr nach dieser Inhalt, und nicht nach seinem eignen Gutdünken, anordnen. Es sieht halt bey euch aus, als ob ihr nur solang im Sinn zu dienen hättet, als die Exzessen geduldet werden, oder ihr euren Beutel spicken könnet; wann das nicht mehr gehet, so steht euer Sinn weiter: ich will das malheur nicht über mich kommen lassen, und wer mir nicht nach Ordre lebet, der soll bey mir kein Verbleiben zu hoffen haben.' Thürriegels Antwort lautete entsprechend: ‚Wann der Herr General unter und mit gesitteten Völckern zu leben und in Sr. Königl. Preußischen Majestät meines allergnädigsten Herrns Diensten als eine Generalsperson sich zu betragen gedencken, so ist es absoluté nothwendig, anstatt daß dieselben alle sobetitelte Ordre selbsten stilisiren, einen geschickten Adjudanten annehmen, welcher selbige nach solcher Form abzufassen weiß, daß sie Officier- und Generalmäßig klingen. Daß ein Chef eines Militarischen Corps denen Bauren und Bürgern Ordre giebt, oder geben will, denen Königl. Officiers Arm und Beine entzwey zu schlagen, ist eine Methode, die

in Königl. Preußischen Diensten eben so unbekannt, als der Vogel Phoenix unter denen Hünern kan gefunden werden. Wann ich aus vielen Ursachen (ich muß es gerade heraussagen) dem Herrn General darum nicht vieles zu gut hielte, weil ich weiß, daß sie erst in einem Alter von 50 Jahren aus einem Stande in den noblen Officiers-Caractere gesetzet worden, die sich ebenso ungleich als ihre Schreibart mit derjenigen, die unter edeldenkenten Leuthen die Ordnung dirigiren muß, in Vergleichung zu bringen ist; so müßten gantz andere Auftritte geschehen.' In diesem und noch viel kräftigerem Tone verkehrten damals ein Generalmajor und Obristleutnant miteinander. Aber das ging auch damals nicht.

Gschray suchte den unbequemen Rivalen loszuwerden und unschädlich zu machen. Im Zusammenhang damit erschien gegen Thürriegel ein Pamphlet von einer anonymen Frauensperson, bei der er, wie er selbst erzählt, ‚lang vorher ehe er in Königl. Preuß. Dienste getretten (vielleicht aus einer übel angebrachten Liebesschwachheit) viel tausend Gulden an barem Gelde, Silbergeschirr, goldenen Uhren, kostbahren Kleidern, Juwelen und dergleichen unter Händen gelassen' habe. Diese Schmähschrift warf dem Obristleutnant Thürriegel Konspiration mit Frankreich vor. Gschray reichte darauf eine Anklageschrift ein, in welcher er seinen Kommandeur der politischen Umtriebe beschuldigte. Das wirkte in Berlin. Thürriegel mußte wohl oder übel am 20. August 1761 nach Magdeburg in Untersuchungshaft. Erst vier Wochen vor dem Friedensschluß, der den siebenjährigen Krieg beendigte, am 10. Januar 1763, wurde er wieder frei, zugleich aber auch seines Dienstes enthoben. Doch Gschrays Tage waren ebenfalls gezählt. Er geriet in französische Gefangenschaft vom 23. August bis 8. September 1762. Am 1. April des Jahres 1763 wurde er mit seiner Verwandtschaft kassiert. Er verschwindet von da ab und beschließt seine Tage in Vergessenheit. Vielleicht bei seinen Verwandten im Elsaß; jedenfalls nicht, wie es heißt, in Wemding, auch nicht in Donauwörth, in Monheim oder Straßburg, da sich dort keine Nachrichten erhalten haben. Ende Dezember 1770 ist er noch am Leben.

Der dramatische Konflikt mit Gschray war im Jahre 1763 von Thürriegel endgültig gelöst. Allein das Schauspiel seines Lebens hatte er deshalb noch keineswegs durchgekämpft, und dem Zuschauer von heute erscheint eben jenes Jahr 1763 vielmehr als der Zeitpunkt, in dem sich die Peripetie, der Umschlag des Glückes und die Katastrophe des Helden vorbereitete. Bei Thürriegel ebenso wie bei Luckner.

Im gleichen Jahre 1763 wurde Luckners ruhmbedecktes Husarenregiment vom König Kurfürst Georg III. von England-Hannover aufgelöst und nahm Luckner seine Entlassung. Sofort warben Rußland und Frankreich um seine Dienste. Die Kaiserin Katharina II. verlieh ihm den St. Anna-Orden. Jedoch die französischen Unterhandlungen und der ausgesprochene Wunsch König Ludwigs XVI. obsiegten, und am 20. Juni 1763 trat der kühne, gefeierte Waldler in Frankreichs Dienste als Inhaber des Regiments ‚Bourbon' und mit einem Jahresgehalt von 30000 Livres.

Als der schneidige Raufdegen mit seinen 68 Jahren am 10. Juli 1790 vor der Nationalversammlung erschien, begrüßte ihn der Präsident mit den Worten: ‚Herr General, Frankreich war müde, Sie zum Feinde zu haben, und wünscht sich täglich Glück dazu, Sie heute unter seine Verteidiger zählen zu können!' Er antwortete mit dem Ausdruck des Dankes dafür, daß man ihn aus der Einsamkeit gerissen und vor der Gefahr bewahrt hätte, ‚sein Leben in Vergessenheit zubringen zu müssen.'

Seinen Grundbesitz in Holstein hatte Luckner bedeutend vergrößert durch die Besitzungen Schulenburg, Löhndorff u. a. Zwei Söhne und zwei Töchter bildeten seine Familie, die sich mit den Häusern Wedel, Stolberg, Maltzahn, Moltke u. a. verschwägerte. Sein Geschlecht blüht noch heute.

‚Baron von Luckner' geworden im Jahre 1758 wegen seiner ausgedehnten holsteinischen Güter, wurde er 1784 von Dänemark in den Grafenstand erhoben. Allein ein Kavalier des französischen Salons ist er trotzdem nie geworden. Französisch sprach er herzlich schlecht, und als er, am 28. Dezember 1791 von Ludwig XVI. neben Lafayette und Rochambeau zum Heerführer und Marschall ernannt, im folgenden Jahre sich der Nationalversammlung stellte zur Rechenschaftsablegung über die Rheinarmee, da entschuldigte der Minister Narbonne Luckners Redeweise damit: sein Herz sei besser als seine Sprache. Wenn wir den Worten der Madame Roland glauben dürfen, dann zechte der alte Generalissimus gerne und gefiel sich in Kraftflüchen. An dem verwitterten Mann des Lagers wird uns das nicht seltsam vorkommen. Er nannte jedermann du und klopfte dem Soldaten auf die Schulter. Man hieß ihn nur ‚Papa Luckner'. Allein von den taktischen Kenntnissen des grauen Soldaten versprach man sich viel. Er spielte die Hauptrolle bei Voissieux und in der Normandie und machte sich damals den Spaß, die französischen Generäle just auf demselben Silbergeschirr zu bewirten, das er einst als Husarenoberst von ihnen erbeutet hatte.

Auch Thürriegel schien in der Fremde ein neues Glück zu erblühen. Nach seiner preußischen Episode war er nach Bayern zurückgekehrt. Zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte er eine Parteischrift:

‚Der glückliche Bayerische Eisenamtmann, oder merkwürdige Lebensgeschichte des in beyden letztern Kriegen sehr bekannt gewordenen Herrn v. Gschray, Wie derselbe aus einem geringen Stande, Partheygänger, hernach Obrist in Französischen- und endlich zum Generalmajor in Königlich-Preußischen Diensten erhoben worden; Nebst Geheimen Nachrichten sowohl von dessen Anverwandten, als auch von dem Obristleutnant Hrn. von Thürriegel, und mit XXV. Beylagen, von authentischen Briefen und Schriften, zur Bestättigung der Wahrheit dieser wunderlichen Geschichte, zusammengetragen und herausgegeben von einem mit ihnen bekannt gewesenen Preußischen Staabs-Officier. Zu BERLIN. Auf Kosten einer ansehnlichen Gesellschafft, und zu finden zu Franckfurt, Leipzig und München. MDCCLXV.' 8°. 162 S.

Infolge einer Verurteilung wegen Mißbrauchs mit dem Siegel des Statthalters von Amberg mußte Thürriegel Bayern verlassen. Er begab sich

nach Wien, und von da aus finden wir in der Zeit, da Luckner in Frankreich eine neue Heimat und ein neues Glück zu erstehen beginnt, seinen Landsmann Thürriegel auf dem Wege, Bayern zu verlassen und ein neues Vaterland sich jenseits der Pyrenäen zu suchen.

In Spanien hatten die vielen auswärtigen Kriege, die Auswanderung nach den neuen Erdteilen, Vertreibung der Moriscos und verwandte Ursachen im Verlaufe der Jahrhunderte eine große Entvölkerung hervorgerufen, und namentlich im achtzehnten Jahrhundert erschöpfte man sich in Versuchen, ihr abzuhelfen.

Diese Pläne griff Johann Kaspar Thürriegel auf. Er war anfangs Mai 1766 mit seiner Frau eingewandert, empfohlen durch den spanischen Gesandten zu Wien, Graf Mahony, und gedachte eine Degenfabrik zu gründen. Seine Versuche, die Hilfe des bayerischen Gesandten, Baron Sarny, zu gewinnen, scheiterten. Zunächst, am 18. Oktober 1766, bot Thürriegel der Regierung 6000 katholische Kolonisten für Puerto Rico oder eine andere amerikanische Kolonie an; für sich erbat er dabei Rang und Gehalt eines Obersten. Letzteres bewilligte ihm der König und übertrug die Ansiedelungssache dem Direktor der Spitäler Paul Anton de Olavide, dem Freund des maßgebenden Ministers Aranda. Man einigte sich auf die Kolonisation des brachliegenden östlichen Teiles von Andalusien an der Sierra Morena. Am 2. April 1767 wurde in spanischer und lateinischer Sprache ein zwischen Thürriegel und dem Handelsminister Múzquiz abgeschlossener Vertrag veröffentlicht. Oberst von Thürriegel erhielt einen Vorschuß von 6000 Reales; sein Ansuchen um eine besondere Uniform wurde zwar nicht bewilligt, dagegen ihm die Gnade erteilt, daß er mit seiner Frau zum Handkusse beim Könige zugelassen wurde. Hierauf reiste Thürriegel am 1. Juni 1767 nach Deutschland ab mit zwölf Blanco-Patenten für drei Hauptleute, drei Leutnants und sechs Unteroffiziere.

Hier richtete er sogleich verschiedene Auswanderungsbureaus ein. Er verteilte einen Aufruf, den der Werkmeister Schlichterle in der akademischen Buchdruckerei zu Mannheim herstellte: ‚Glückshafen oder reicher Schatz Kasten, welchen der Spanische Monarch als einer derer reichesten Königen zum Trost und Nutzen aller Teutschen und Niederländischen Bauern, Taglöhnern, Handwerksmännern, Burschen oder Gesellen, Jungen und Alten, Ledig- und Verheuratheten, Manns- und Weibs Personen und kleinen Kindern aufgeschlossen hat. Aus welchem Sie alezeit Treffer als Geld, Rindvieh, Schafe, Geissen oder Ziegen, Schweine, Flügelwerk, Waizen, Korn, Gersten und andere erdenkliche nothwendige Lebensmittel, ingleichen Häuser, Acker, Wiesen, Waldungen wie auch allerley nöthiges Handwerkszeug und sonst Instrumenten herausziehen konnen, wenn sie nachstehende Nachricht und Vorteile sich zu Gemüth führen und der angehängten Vorschrift folgen wollen.‘ Dieser Anpreisung ließ er dann noch ein ‚Gespräch zwischen einem spanischen und bayerischen Bauern‘ folgen. Daran reihten sich Briefe von seinen Auswanderern und zwei Variationen

seines Glückshafens mit dem Titel ‚Hülfreiche Hand' vom 1. Oktober 1768 und ‚Reicher Schatz Kasten' vom 12. Januar 1769.

Die Wirkung blieb nicht aus. Am 7. August 1767 brachen 1200 süddeutsche und rheinische Kolonisten auf; in den nächsten Monaten folgten andere nach, und die Auswanderung blieb von selbst im Flusse, namentlich in den kommenden Jahren, als fast in ganz Deutschland und besonders in Bayern die große Teuerung herrschte, welche viele Familien in die Fremde trieb, nach Ungarn, Rußland und Südamerika.

Die Regierung in München und der Gesandte in Madrid standen in stetem Notenwechsel. Zumal als anfangs des Jahres 1768 die Nachricht auftauchte, Thürriegel wolle die Grenadierkompagnien Lerchenfeld und Herold zum Desertieren verleiten und mit Hilfe der Eisenamtmänner und deren Knechte eine allgemeine Erhebung gegen die bayerische Regierung, besonders gegen die mißliebigen Minister, anstiften, um eine Massenauswanderung ins Werk zu setzen, da er der spanischen Krone die Lieferung von 10000 Soldaten versprochen habe. In der Tat sind im obgenannten Akt Listen, Verhaltungsmaßregeln und Marschrouten der Verschworenen für das geplante Unternehmen, sowie ein Aufrufen der Eisenamtmänner vorhanden; fünfhundert Gulden waren auf die Köpfe der verhaßten Minister gesetzt.

Infolgedessen mußten die Auswanderer unter der Maske von Pilgern, die nach St. Jago oder Montserrat wallfahrten, das Land verlassen.

Das Kolonisationswerk Thürriegels glückte. Schon im Juli 1768 hatten deutscher Fleiß und deutsche Unternehmungslust ein Gebiet von etwa fünfundzwanzig Meilen auf der Hochebene der Sierra Morena mit mehr als einem Dutzend Ansiedelungen bevölkert. Hoffnungsselig, wenn auch materiell verelendet, waren die meisten der Auswanderer in das gelobte Land eingezogen. Als sie dann statt des angekündigten ‚Glückshafens' und ‚reichen Schatzkästleins' ein verödetes Gebiet vor sich sahen, war ihre Stimmung keine rosige und äußerte alles andere eher als Genugtuung über den Landsmann, der sie in die neue Heimat gelockt hatte. Auch die Kolonisationsbedingungen erwiesen sich sehr hart, wenn auch die spanische Regierung durch Errichtung einer eigenen Behörde, militärischen Schutz, Zuwendungen aus den eingezogenen Jesuitengütern u. ä. mancherlei für die Förderung der Kolonisation tat. Deutsche Kapuziner übten die Seelsorge aus, und Namen wie ‚Homobono Hestadio' (= P. Homobonus von Höchstadt), ‚Conradino di Languida' (= P. Konradin von Langwied) verraten die bayerische Landsmannschaft. Am 20. Oktober 1770 konnte Olavide, welcher Gouverneur des Gebietes wurde, erklären, daß die Kolonien sich selbst zu erhalten vermöchten. Fünf Jahre später waren in dem Besiedelungsgebiet gegen zwanzig größere Plätze, darunter La Carolina, Navas de Tolosa, Carboneros, Guarromán, Santa Elena, entstanden. Die meisten der Kolonisten waren Bauern, nur ein Bruchteil Handwerker, weshalb Thürriegel in den Jahren 1781 und 1785 weitere Vorschläge machte, die auf die Einführung von Handwerkern und Gewerbetreibenden zur Förderung von Handel und Industrie hinzielten, aber kein Gehör fanden.

Heute beträgt die Bevölkerung des Kolonisationsgebietes (Provinz Jaén, Córdoba und Sevilla) etwa 28000 Einwohner, von denen 9000 auf La Carolina und 3000 auf Guarromán treffen. Den deutschen Ursprung verraten lediglich noch einige Familiennamen wie Reinhart, Scherf, Avils (= Abels?), Ming, Juns (= Jungs), Clestermayer, Teclemayer, Cappells, Stofler, Eisman, Smit, Lux, Esneiter (= Schneider), Prisman, Baiseneguer (= Beißenecker), Waßner, Walter, Sorman, Werner, Patterman, Clap, Anser, Wilt, Nef, Heweles, Weiber. Andere Namen mögen ganz verspanischt sein. Keiner aber von den Bewohnern, wie der Alcalde von La Carolina Ihrer K. H. der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand berichtete, weiß heutzutage mehr etwas von dem Manne, der ihre Vorfahren in das Land geführt hat. Welch stolze Erwartungen werden einst die Brust geschwellt haben des ‚Don Juan Gaspar de Thurriegel, in Sr. katholischen= dan zu Hispanien und Indien Königl. Mayestätt Diensten bestelter Obrist von der Armee‘, — so nannte er sich in seiner neuen Würde, — wenn er, umhaucht von dem süßen Dufte der Orangeblüten Andalusiens, unter den schlanken Palmen wandelte, die, leicht vom Winde bewegt, in die blaue Luft ragten, und er seine Blicke schweifen ließ zu den Bergterrassen der Sierra Morena! Von ihm gegründet ein ‚neues Deutschland‘ in Andalucía ‚el país de buenos caballos y buenas mozas‘, wo ja Herkules die goldenen Äpfel der Hesperiden gepflückt haben soll, wo so märchenhaft die Brunnen rauschen in den säulengezierten Patios von Córdoba und Sevilla, wo allein schon die Namen Alhambra und Alcázar tausendfältige zauberische Erinnerungen wecken! Und doch — das ist der versöhnende Zug an dem stellenweise abstoßenden Charakterbild Thürriegels — hier in dem ‚Land voll Sonnenschein‘ hat den unsteten Parteigänger das Heimweh nach dem Vaterhaus und den Geschwistern im bayerischen Walde verstohlen beschlichen.

Mag auch das Auswanderungsgeschäft für ihn nur ein Unternehmen gewesen sein, das sich lediglich der Bezeichnung nach von Soldatenwerbung und Freikorpserrichtung unterschied, das erste, was Thürriegel mit seinem Geld gewinn tat, war am 20. November 1769 eine Schenkung von 3000 Gulden an seine ‚herzgeliebtesten‘ vier Brüder und zwei Schwestern in der Heimat mit der eindringlichen Ermahnung zur Geschwisterliebe, ferner ein Geschenk von 600 und von 650 Gulden an seine beiden Nichten als künftige Brautsteuer, außerdem noch ein Geschenk von 150 Gulden an seine Geschwister, damit besonders sie sich ‚derjenigen zärtlichen Liebe erinnern‘ möchten, die er und seine Frau zu ihnen trage, und ein ‚heiliges Christ=Feyrtags Geschenkh‘ von 150 Gulden an seine Heimatgemeinde Goßersdorf. Er knüpfte daran die Bitte, daß sie alle sich ‚als ville Glider, die nur einen Laib ausmachen, zu seyn erkhönnen‘, sowie daß sie im Gebete für den ‚mildesten Landesvatern‘, den Kurfürsten, das Kurhaus und die Obrigkeit nicht nachlassen sollten, ‚durch welches sye sich und allen die also handeln den göttlichen Seegen und ein fridtfertiges ruhiges Leben auf Erden, und nach diesem in Jener Welt eine ewige Glückseligkeit oder Anschauung Gottes, der allerheiligsten Himmels

Königin und allen Heiligen und Seligen sicherlich zuwegen bringen würden.' Für die Kosten der Erziehung der einen Nichte wollte er aufkommen; aber er wünschte, daß das Mädchen ‚schreiben, beforderist aber die Harpfen, Musicalisch und gut spiellen lernen soll, und solle aber das Haar frisieren nicht lernen, wohl aber das Nähen'. Die Geldsendung nach der Heimat war begleitet von fünfzehn Fäßchen Malaga, von denen einige dem Statthalter von Straubing, Graf Spreti, zugedacht waren; auch dem Minister Graf Berchem und dem Statthalter von Amberg, Graf Holnstein, machte er eine Verehrung von ein paar Fäßchen Malaga. Außerdem noch schenkte er seiner Heimatgemeinde ein Bild* von sich und seiner Frau mit einer Widmung, laut welcher er bis zum 24. Juli 1769 nach Spanien 7321 Familien eingeführt hat.

Einige Jahre darnach trachtete Señor de Thurriegel in Ehren wieder seinem Vaterlande nützlich zu werden. Am 24. August 1775 richtete er aus Madrid ein Gesuch an den Kurfürsten Maximilian III. Joseph um Aufnahme in bayerische Dienste. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Niemand könne sein Vaterland mehr geliebt haben als er, und auch seine Ehegattin trage ‚Sehnsucht nach ihrem bayerischen Vatterland und Geburts-Stadt München'. Er beziehe jetzt lebenslänglich alle Jahre 1200 Konventionstaler, und seine Frau erhalte die Hälfte als Pension nach seinem Tode, ebenso sein ältester Sohn. Er bitte um den gleichen Gehalt. Auch mache er sich anheischig, um 25 bis 30000 Gulden baren Geldes Güter anzukaufen, ein Landessicherheitskorps von 8—900 Mann zu Fuß und zu Pferd zu errichten und zu unterhalten sowie die Landesökonomie zu leiten. Er kam nicht mehr in sein Vaterland. Im folgenden Jahre 1776 wurde Olavide, der Superintendent der Sierra Morena, wegen voltairianischer Gesinnungen durch die Inquisition verurteilt. Dabei wurden auch Anklagen laut wegen Mißwirtschaft in den Kolonien, die von Anfang an viele Gegner hatten, und man beschuldigte Thürriegel, er habe mit seinen Auswanderern mancherlei Gesindel eingeschleppt. Inwieweit nun Thürriegel darnach in den Fall seines mächtigen Gönners verstrickt wurde, läßt sich nicht sagen. Nach seinen deutschen Biographen soll ihm die Verbindung mit einem Kaufmann, den man des Schmuggels überführte, einen Prozeß auf den Hals gezogen haben. Mit dem richterlichen Entscheid verlor Thürriegel sein ganzes Vermögen und kam im Jahre 1787 auf zehn Jahre ins Gefängnis nach Pamplona, wo er anfangs der neunziger Jahre starb.

Fast gleichzeitig, als der Stern von Don Juan Gaspar de Thurriegel hinter spanischen Kerkermauern verblich, senkten sich die dunklen Schatten über das Haupt seines Chamauer Landsmannes.

In Frankreich war für Leute wie Luckner damals ein gefährlicher Boden. Für die politischen Fragen hatte der alte Parteigänger kein Verständnis. Die Soldaten waren nach seinem Urteil dazu da, ‚sich zu schlagen und nicht zu räsonieren.' Am Morgen war er für die Nation, am Abend für den König und riet er ihm, ‚alle Kanonen von Paris gegen diese Klubisten

* Es hängt jetzt im Dorfwirtshaus zu Neurandsberg.

zu entladen.' ‚Von der Revolution verstand er gar nichts; er verwechselte alle Fragen und alle Parteien und beklagte sich immer darüber, daß er von Parteimännern umringt sei,' sagte Minister Dumouriez von ihm. Das gereicht zwar Luckner nicht zur Ehre; allein es läßt sich begreifen, wenn man sich seinen unsteten Lebenslauf vergegenwärtigt. Schließlich galt er als verdächtig. Er wurde abgesetzt und forderte seinen Abschied. Dieser ward ihm im Januar 1793 bewilligt nebst einem Gnadengehalt von 36000 Livres, die er, wo immer es ihm beliebe, verzehren dürfe. Allein mit der Auszahlung haperte es bei der Republik gar bald. Und als die Kassenbeamten Schwierigkeiten machten, reiste Luckner im Oktober 1793 aus Benamenil bei Luneville, wo er sich aufhalten wollte, nach Paris, um sein Guthaben zu fordern und die Vorschüsse, die er der Republik geleistet hatte, einzutreiben. Dort klagte ihn ein Deutscher, Karl Hesse, ein entarteter Sprößling des hessischen Fürstengeschlechtes, der sich der Revolution angeschlossen hatte, des Hochverrates an der Nation an; Robespierre ließ ihn verhaften und benutzte die Gelegenheit, den unbequemen Gläubiger der Republik vom Halse zu schaffen. Ein Fluchtversuch mißlang. Der alte Husarenchef und Generalissimus ward als Teilnehmer an der ‚Verschwörung Capets' zum Tode verurteilt und am 4. Januar 1794 guillotiniert.

‚Chef d'avantgarde il aurait mené l'armée au bout du monde,' das räumte sogar des Toten Widersacher, Dumouriez, ein. Au bout du monde — ans Ende der Welt! Der Chamauer Gastwirtssohn, da er als Graf Nikolaus von Luckner, Herr zu Blumendorff, Schulenburg und Devenau, Ritter von St. Andreas, dem Weißen Adler und St. Michael, kgl. französ. Feldmarschall und Generalissimus der Republik, am 4. Januar 1794 den Revolutionsplatz und das Schafott betrat, war am Ende seiner Welt angelangt.

Die drei Parteigänger sind in gewissem Sinne ein Opfer des Kaisertums Karls VII. Die Welle seines Geschickes hat sie ergriffen und hochgehoben, die gleiche Welle warf sie an den Strand. Wäre der Kaiser, für den sie zuerst das Schwert ziehen lernten, in Ehren und Macht geblieben, sie wären bei ihrer Unternehmungslust wohl nützliche Kräfte des ‚Großstaates' Bayern geworden. Mit diesem Kaiser wurden ihre und so vieler anderer große Hoffnungen zu Grabe getragen. Sie suchten darum ihr Glück im Ausland, in den romanischen Ländern, wohin es die damaligen Globetrotters lockte. Deutsche Kolonien gab es noch nicht. Allein das Glück, das sie in der Fremde fanden, war die Schwelle ihres Unglücks.

Eine unruhige Abenteurerlust war allen dreien gemeinsam. Sie hatten ‚auf Erden kein bleibend Quartier' wie die Söldner in den vorausgegangenen Jahrhunderten, gleich den Kondottieris kein Vaterland. Ihr Vaterland erblickten sie im Heere. Nicht einmal im Heere eines Landes. In der Zeit der Subsidienverträge und des beginnenden Soldatenhandels verkaufte man sich dem Meistbietenden. Die Potentaten machten es oft nicht anders.

Sie beschlossen alle drei ihre Odyssee im Unglück: Gschray, Thürriegel und Luckner. Bei dem einen waltet mehr die Tragik der Schuld, bei den andern mehr die Tragik des Schicksals. Das Mitleid werden wir den letzteren nicht versagen.

Physische Degeneration der gebildeten Klassen?

Von

Hans Schorer.

Urwüchsigen Naturvölkern mit kräftigen Fäusten und kaninchenhafter Fortpflanzung soll der Sieg eignen über feingebildete Kulturvölker mit wohlgepflegten Händen und geringem Kinderreichtum. Weltgeschichtliche Ereignisse werden dafür zum Zeugen aufgerufen. Der kriegerische Römer hat in Griechenland ein Kulturvolk in den Staub geworfen, wie es geistig höher stehend die Welt kaum mehr geschaut hat. Dem mit Kulturschätzen überhäuften Rom der Cäsaren und Söldnerheere setzte der germanische Hüne den Fuß auf den stolzen Nacken. — Dieselben Vorgänge, die sich auf der weiten Weltenbühne zwischen den einzelnen Nationen als umwälzende Ereignisse abspielten, sie sollen sich, wenn auch weniger gewaltsam, so doch still und sicher fortwährend innerhalb ein und desselben Volksganzen zwischen den einzelnen oberen und niederen Schichten vollziehen, indem die höheren Klassen absterben, während die unteren mit ihrer unentnervten Körperkraft und ihrem Kindersegen, der ihnen auf der niedrigsten Stufe den Namen ‚Proletarier' eingetragen hat, in einem fort nachrücken. Es ist viel die Rede von der Zuführung frischen Blutes aus den Kreisen der Bauern, überhaupt von Menschen, die in und mit der Natur leben, in die höheren, geistigen Kulturschichten mit ihrer in so vielen Beziehungen naturwidrigen Lebensart und Beschäftigung.

Wie ist es mit der physischen Bilanz der gebildeten Gesellschaftsklassen bestellt? Körperliche Verkümmerung und Minderwertigkeit in der Fortpflanzung und damit in der Arterhaltung stellen sich als jene Erscheinungen dar, die stark belastend zu Ungunsten der Bildungsträger in die Wagschale fallen. Die Beweise werden hergeholt einmal aus den Erscheinungen, welche Schülerunterssuchungen und besonders die Rekrutierungsstatistiken zutage förderten, sodann aus der niedrigen Geburtenziffer der höheren Stände beziehungsweise deren ehelicher Fruchtbarkeitsziffer. Bezüglich der letzteren mangelt es an umfassenderen Erhebungen, wenigstens soweit eine Abgrenzung der gebildeten Gesellschaftsklasse als solcher in Betracht gezogen wird und man sich nicht damit begnügt, ‚der gebildeten Klasse angehörig' identisch mit ‚wohlhabend' zu nehmen. Strengeren Anforderungen wird eine von dem Utrechter Dozenten Steinmetz veranstaltete Enquête gerecht; leider erstreckt sich dieselbe auf einen verhältnis-

mäßig kleinen, ausgewählten Kreis. Das Thema ist dahin formuliert: ‚Hat der Nachwuchs reüssierter Männer eine Tendenz, an Zahl geringer zu werden als der ihrer Eltern?‘ Die Ergebnisse der Umfrage bejahen dies. Es antworteten 150 Universitätsprofessoren. Dieselben hatten zusammen 495 Kinder, also $3^1/_3$ pro Familie. Die Eltern der Professoren hatten zusammen 969 Kinder, also $6^1/_2$ pro Familie; die Eltern der Frauen der Professoren hatten 918 Kinder, also pro Familie $6,_{13}$. Bei 88 über 50 Jahre alten Professoren waren 336 Kinder gezählt; werden die 15 Professoren, welche gar keinen Nachwuchs hatten, mitgerechnet, so stellt sich die mittlere Zahl pro Familie auf $3,_{82}$ richtig; die Familien, aus welchen diese fünfzigjährigen Professoren entstammten, zählten 619 Kinder, also 7 pro Familie. Von Ärzten, Journalisten, Anwälten waren 30 Antworten eingelaufen. Einer war unverheiratet, die übrigen hatten 112 Kinder, durchschnittlich $3^1/_3$. Unter den 29 waren 17 Väter über 50 Jahre alt; diese hatten zusammen 82 Kinder, pro Familie nahezu 5; die Eltern dieser Väter hatten 138 Kinder, durchschnittlich $7^2/_3$. Das Gesamtergebnis der Steinmetzschen Enquête läuft darauf hinaus, daß in den einbezogenen hochgebildeten Kreisen von einer Generation zur anderen die Nachwuchsstärke sich rund auf die Hälfte reduziert hat.

Als nicht angängig muß es bezeichnet werden, die Tatsache hereinzuziehen, daß die Fruchtbarkeit der Frauen in den Städten, und besonders in den größten, viel geringer ist als auf dem Lande, oder daß mit Zunahme der städtischen Berufe eine Abnahme der Fruchtbarkeit stattfindet. Der Anteil der gebildeten wie der höheren Kreise an der städtischen Gesamtbevölkerung ist doch ein zu geringer, als daß er bestimmend in der Bevölkerungsbewegung der Gesamtheit zum Ausdruck kommen könnte. Hiebei bleibe vollständig dahin gestellt, ob die gebildeten Schichten in ihrer Fortpflanzung nicht eine Tendenz zeigen, welche diejenige der städtischen Gesamtbevölkerung zwar nicht ausschlaggebend beeinflußt, wohl aber mit derselben zusammenfällt.

Ist denn aber überhaupt mit der Zahl der Lebendgeborenen schon der Stärkegrad des Nachwuchses gegeben? Lebendgeboren sein heißt noch nicht groß geworden sein, heißt noch nicht erhalten geblieben sein für die Klasse, in welcher einer geboren wurde. Wo viele das Licht der Welt erblicken, rafft der Tod schon kurz darauf viele wieder ins Grabesdunkel. Hohe Geburtenziffer fällt allermeist mit hoher Kindersterblichkeit zusammen. Die geringe Geburtenziffer der höheren Stände wird zu einem guten Teil ausgeglichen durch geringere Kindersterblichkeit; eine von J. Conrad veranlaßte Untersuchung berechnete die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahr auf 10 Prozent bei den höheren Ständen, auf 20 Proz. bei Handwerkern und Arbeitern, auf 23 Proz. bei Subalternbeamten und Kleinkaufleuten. Andere Untersuchungen haben ein Gleiches nachgewiesen, so neuerdings wiederum für Berlin.

Da die gebildete Klasse nur zu einer verhältnismäßig sehr geringen Minderheit aus bedürftigen Schichten, in ihrer Hauptmasse aus wohlhabenden Kreisen sich rekrutiert, so wird bei der weit überwiegenden Mehrheit durch

bessere Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse, sorgfältigere Pflege der Tod vom Kinde ferngehalten und diesem zugleich eine Disposition zu gesunder und kräftiger Körperentwicklung auf den weiteren Lebensweg mitgegeben. Untersuchungen, welche Pagliani in der Provinz Turin anstellte, ergaben einen ansehnlichen Gewichtsunterschied bei dem Nachwuchs der armen und der wohlhabenden Klasse. Im Alter von 11 Jahren hatten Knaben aus reichen Familien ein Durchschnittsgewicht von 31 kg, Knaben aus armen Familien 26 kg; bei sechzehnjährigen Jünglingen war der Durchschnitt für die erstere Klasse 51, für die letztere 41 kg. Die Lungenkapazität bemaß sich bei elfjährigen Knaben aus der wohlhabenden Klasse auf durchschnittlich 1717 ccm, bei solchen aus armen Kreisen auf 1580; bei sechzehnjährigen dort auf 3060, hier auf 2485 ccm.

Mit Eintritt der Pubertät beginnt ein beschleunigtes Wachstum des menschlichen Körpers, das vom 14. bis 17. Lebensjahr anhält. Auf Grund von Ermittlungen an 515 Schülern des Johanneums in Hamburg kommt ein Aufsatz Kotelmanns in der Zeitschrift des Königl. preußischen statistischen Bureaus (1879) zu dem Schlusse: ‚Von höchster Bedeutung für die gesamte Entwicklung des Körpers ist die Pubertätsperiode, indem nicht nur die Körperlänge und das Körpergewicht, sondern auch die Muskulatur der oberen und unteren Extremitäten, sowie der Brustumfang und die Lungenkapazität um diese Zeit das höchste Wachstum aufweisen.‘

Über die Kurzsichtigkeit im besonderen stellte Professor Herman Cohn (1867) an 10060 Schulkindern Untersuchungen an mit dem Ergebnis: Bei fünf Dorfschulen $1_{,4}$, bei 20 Elementarschulen $6_{,7}$, bei zwei Realgymnasien $19_{,7}$, bei zwei humanistischen Gymnasien $26_{,6}$ Proz. Kurzsichtige. Nach einer von demselben Autor 1883 über die Hygiene des Auges erschienenen Schrift stieg bei 9096 Gymnasiasten an deutschen und schweizerischen Gymnasien die Zahl der Kurzsichtigen von Sexta bis Prima von 22 auf 53 Proz. Zu einem noch traurigeren Resultat kam Generalarzt Seggel bei Untersuchungen von Schülern des Münchener Ludwigsgymnasiums. Während an Münchener Volksschulen von der ersten bis sechsten Klasse sich eine Erhöhung von $2_{,2}$ auf $15_{,3}$ Proz. Kurzsichtige ergab, stiegen an dem genannten Gymnasium die Prozente der Kurzsichtigen von Klasse zu Klasse folgendermaßen an: 17, 23, 30, 36, 42, 48, 52, 68. In dieser Zahlenreihe den typischen Ausdruck für die fortschreitende körperliche Entartung jener zu sehen, welche die Schulstufenleiter hinanklettern, — das tritt als Versuchung an einen heran, wenn man sich vor die überraschend große Zahl Einjährigfreiwillig-Berechtigter gestellt sieht, welche die Sonde militärärztlicher Rekrutenuntersuchung als körperlich minderwertig und daher als ‚unbrauchbar‘ ausgeschieden hat. Dabei ist überdies noch offenes Geheimnis, daß bei der Aushebung des ‚Einjährigen‘ es nicht so streng genommen wird wie beim ‚Mann‘; mehr oder weniger erstreckt sich auch auf den Einjährig-Freiwilligen die in der Rekrutierungsordnung (1875) für Freiwillige vorgesehene Bestimmung: ‚An junge Leute, welche freiwillig zum Waffendienst eintreten wollen, dürfen die zulässig geringsten körperlichen An-

forderungen gemacht werden.' Wilhelm Preyer fand auf Grund der ihm von den Militärbehörden zur Verfügung gestellten Tabellen über Musterungsergebnisse von 1000 Dreijährigen und 1000 Einjährig-Freiwilligen folgende Zahlen: Unter den Dreijährigen 10 untauglich Kurzsichtige, unter den Einjährigen 51; unter den Dreijährigen 267, unter den Einjährigen 347 zeitlich untauglich wegen allgemeiner Schwächlichkeit, d. h. ‚ohne sonstigen körperlichen Fehler mit zurückgebliebener körperlicher Entwicklung'. Von 187 Untauglichen wurden ausgemustert wegen zu schwach entwickelter Brust 20 Einjährige und 3 Dreijährige, wegen bleibender Gebrechen 58 Einjährige und 70 Dreijährige: also mehr Krüppel und Kranke unter den dreijährigen Militärdienstpflichtigen als unter den Einjährigberechtigten. Nach einer Bekanntmachung des preußischen Kriegsministeriums im Reichsanzeiger vom 7. Mai 1883 sind in den fünf Jahren von 1877—1881 in Preußen von 47 054 zum Einjährigen Berechtigten 21 236 = 45 Proz. eingetreten, worunter $13{,}_4$ Proz. Kurzsichtige; in den Aushebungsbezirken der elf preußischen Armeekorps ausschließlich des hessischen waren 1877—1881 von den Dreijährigen 62, von den Einjährigberechtigten 45 Proz. unbedingt tauglich. Generalarzt Seggel fand bei seinen Prüfungen der Sehleistung, daß unter Soldaten mit Volksschulbildung 72, unter Einjährigen und Fähnrichen mit Mittelschulbildung 39 Proz. normale oder übernormale Sehschärfe besitzen.

Klagen über die Zunahme der Untauglichkeit von Einjährigen wurden besonders auch in Österreich laut. Nach den Rekrutierungsergebnissen waren von je 1000 Rekruten 866, von je 1000 Einjährigen 339 diensttauglich. An Brustumfang stehen die Einjährigen durchschnittlich auf gleicher Stufe mit den Schustern und Schneidern. Dies bestätigt auch Ridolfo Livi, der sich dabei auf 255 181 Messungen an italienischen Heerespflichtigen stützen kann. Die Studenten übertrafen an Körpergröße alle übrigen Berufsarten; der Brustumfang mit $86{,}_3$ cm blieb $1{,}_3$ cm hinter dem Normalmaß zurück; bei den Barbieren ist die Differenz wie bei den Studenten, bei den Schustern und Schneidern am höchsten mit $1{,}_4$ cm. Die Wahrnehmung hervorragender Körpergröße und schwacher bezw. mittelmäßiger Brust- und Armentwicklung der ‚Studierten' ist auch durch die schweizerische Rekrutierungsstatistik bestätigt; die ‚Studierten' haben darnach die wenigsten Untermäßigen und die meisten ‚sehr großen Leute' mit über 170 cm Körperlänge.

Zu einem gleichen Schlusse gelangt eine Studie von Dr. med. Röse über ‚Beruf und Militärtauglichkeit' in der ‚Politisch-anthropologischen Revue' (5. Juni 1905): ‚An durchschnittlicher Körpergröße sind die Kopfarbeiter allen übrigen Berufen überlegen. Wenn sie trotzdem eine so geringgradige Militärtauglichkeit aufweisen, dann muß ausschließlich die Berufsschädigung dafür verantwortlich gemacht werden.' Unter ‚Kopfarbeitern' sind zusammengefaßt: Die in geschlossenen Räumen geistig tätigen Kaufleute, Schreiber, Lehrer, Techniker, Buchhändler, Geometer, Studenten. Aus den amtlichen Listen des Bezirkskommandos Meißen wurden alle 20—22jährigen Heerespflichtigen der

Jahrgänge 1893, 1894 und 1895 ausgezogen. Die Kopfarbeiter wiesen unter 13 Berufsgruppen den zweitmindesten Tauglichkeitsgrad auf mit 42 Proz.; nach ihnen rangierten nur noch die Kellner und Köche. Der durchschnittliche Brustumfang betrug bei den Kopfarbeitern $78_{,9} : 86_{,2}$, bei den Schustern und Schneidern $78_{,8} : 86_{,5}$. Ein gleiches Resultat für den Brustumfang der Kopfarbeiter ergaben auf Heerespflichtige aus den Bezirkskommandos Gotha, Sondershausen, aus Thüringen und Posen erweiterte Untersuchungen. Gegenüber einem durchschnittlichen Körpergewicht der Kopfarbeiter von 58 kg, einem Brustumfang von $79_{,7} : 86_{,6}$ stellen die Bräuer, Küfer und Wirte ein Gewicht von 67 kg und 84 : 91 Brustumfang, die aus der Landwirtschaft stammenden Heerespflichtigen 59 kg und $81_{,4} : 88_{,7}$ Brustumfang. Schlechtere Resultate als die Kopfarbeiter lieferten auch in der gesamten Zusammenstellung nur die Kellner und Köche.

Die vorliegenden Ergebnisse fallen um so schwerer zu Ungunsten der höher Gebildeten ins Gewicht, als von den Einjährigfreiwillig-Berechtigten wohl die Hälfte den sogenannten ‚akademisch' gebildeten Kreisen gar nicht zuzuzählen ist. Ein großer, wenn nicht der größere Teil der zum ‚Einjährigen' Berechtigten kehrt mit dem Eintritt der für die körperliche Entwicklung so bedeutsamen Pubertätsperiode zum Gewerbe, feineren Handwerk oder Kaufmannsstand oder aufs Land zurück. Eine beträchtliche Zahl dieser Berufskreise wollte sich nur den Berechtigungsschein holen, oft auch bloß ersitzen. Die Mehrheit der Ausscheidenden wendet sich dem Subalterndienst bei Post und Eisenbahn zu. Welche Resultate wären erst zutage getreten, wenn die Untersuchungen sich auf die Einjährigen mit dem Reifezeugnis für die Hochschule beschränkt hätten! In einer Sonderuntersuchung über ‚die wehrpflichtige Jugend Bayerns' schreibt Generalarzt v. Vogl: ‚Die Studierenden der Mittelschulen, namentlich der humanistischen, erweisen sich fast durchaus körperlich zurückgeblieben; wenn in Deutschland 60—70 Proz. zum Einjährigfreiwilligendienst Berechtigter, worunter diese Mittelschüler überwiegen, untauglich befunden worden sind, so ist dies eine Tatsache, die zu denken gibt.' In einem Aufsatz im Hilfe-Jahrbuch 1906: ‚Der Streit über die Grundlagen der deutschen Wehrkraft' weist Geheimrat Brentano darauf hin, daß die sogenannten freien geistigen Berufe einen ungünstigen Einfluß auf die Höhe der Tauglichkeitsziffer üben: ‚Nun sind die Städte meist Sitze von Gymnasien und anderen Bildungsanstalten, welche den Körper verkümmern. Diese Verschlechterung der Tauglichkeitsziffer macht sich besonders geltend in allen Universitätsstädten und Städten mit Lyzeen, Kunstschulen, Handelsschulen u. dgl. Hier befinden sich die Opfer unserer Bildungsanstalten in Menge.'

Der deutsche Gelehrte ist neben dem deutschen Michel in der Karrikatur der bevorzugte Typus des deutschen Volkes geworden. Das Volk der Dichter und Denker hat auch in den Zeiten weitverbreiteter materialistischer Denkungsart seinen alten Ruhmestitel vollauf gerechtfertigt. Nicht selten hat auch das Ausland unumwunden anerkannt, daß Deutschland in seinem Schulwesen an

der Spitze Europas marschiert. Die glänzende Medaille hat eine dunkle Kehrseite. Die im vorangehenden mitgeteilten Ergebnisse von Untersuchungen über die physische Beschaffenheit der durch mittlere und höhere Schulen Hindurchgegangenen zeigt es uns auf. Schwere Anklagen gegen die Hintansetzung der Körperpflege an diesen Schulen erheben sich daraus. Der Schulbetrieb muß vor allem für die durchweg beobachtete körperliche Schwächung der Schüler verantwortlich gemacht werden. Kurzsichtigkeit, Engbrüstigkeit, körperliche Schwäche überhaupt sind das Erbteil, das diese Schulen denen ins Leben mitgeben, welche sie geistig so bereichern.

Gegen Lebensgefährdung gefeiter tritt das Kind wohlhabender oder den höheren Ständen angehöriger Eltern ins Leben. Günstigere äußere Lebensbedingungen wahren ihm auch in der Kindheit und während der ersten Jugendjahre den Vorsprung vor dem Sprossen minder mit Glücksgütern gesegneter Eltern. Während dieser in der gesteigerten Wachstumsperiode der Pubertätsjahre bereits selbst mit seiner Hände Arbeit das Brot verdienen muß, verbleibt der zur höheren Bildungsschicht Bestimmte in der Schule. Die militärische Musterung unterzieht beide einer physischen Wertung. Ein Umschlag ist eingetreten. Der zuvor körperlich besser Bestellte ist in den sechs bis neun Jahren, die er weiter in der Schule verbrachte, körperlich minderwertiger geworden. Nicht zwar als ob Krankheiten in stärkerem Maße ihm zugesetzt und dauernde Mißbildungen hinterlassen hätten, — diese sind bei den Rekruten mit bloßer Volksschulbildung und aus rein handwerksmäßigen Berufen eher noch häufiger, — aber der Körper ist in seiner Entwicklung zurückgeblieben; er hat sich nicht so entfalten können, wie es die in ihm ruhenden Anlagen, die sich schon in der hohen Körpergröße bekunden, vorgesehen hatten. Der Brustumfang, die Muskulatur, deren Ausbau in hervorragender Weise von der körperlichen Bewegung, von körperlichen Übungen abhängig sind, gerieten zu eng, blieben zu schwach bei dem jahrelangen Stillesitzen in der Schulbank. Das Sehvermögen hat bei nahezu Dreiviertel derjenigen gelitten, die tagsüber und oft noch beim Lampenschein sieben bis zehn Stunden lang Bücherdrucke und Schreibbuchstaben vor sich hatten und nur kurze Zeit in den bemessenen Erholungspausen und -Stunden ins ferne schauten, selten in Gottes freie, weite Natur. Sie rufen alle nach mehr Licht, sie verlangen weniger Papier und Buchstaben! Die geschwächten Körper, bei ihrer an sich prächtigen Anlage gehemmt, nieder gehalten in engen Schulbänken und innerhalb der vier Wände der Studierstuben, sie schreien förmlich nach Freiheit, Bewegung in frischer Luft und Lichtfülle. Ist es zuviel, was sie verlangen? Kann es nicht gewährt werden, zumal im Hinblick auf den Preis, der winkt: Statt einem geschwächten ein körperlich starkes Geschlecht gerade in jenen Schichten, die in erster Reihe berufen sind, den Kulturfortschritt eines Volkes zu tragen, dem Staate zu dienen, zur sozialen Wohlfahrt zu führen! Man sollte meinen, der Staat brauchte bloß ein kluger Rechner zu sein, um im eigensten Selbstinteresse den Leibesübungen an den Mittelschulen einen breiteren Raum zuzumessen.

Erhöhte der Staat sich damit nicht die Zahl tüchtiger Soldaten und brauchbarer Führer im Heere? Schaffte er sich damit nicht einen Beamtenkörper, der physisch ausdauernder und so auf die Länge der Zeit auch geistig leistungsfähiger ist? Schließlich führten die erforderlichen Änderungen auch bei dem heutigen Schulsystem zu keiner Umwälzung von Grund aus. Für die durch Streichung einiger Schulstunden oder Beschränkung der sogenannten Hausaufgaben freiwerdende und einen Teil der an sich schon freien Zeit müßte die Schule die Aufsicht übernehmen, indem täglich wenigstens ein bis zwei Stunden mit Leibesübungen ausgefüllt werden; die Kosten weiterer Turnlehrer, in der Haupttätigkeit Spielmeister, wären wohl auch noch zu erschwingen. Das Gymnasium fandet so vielfach vergebens nach seinen Kneipjüngern. Wie Früchte, zu früh und unreif gepflückt, den Magen verderben, so setzen diese Jugend-‚freuden' dem zarten, jungen Körper zu. Muß der den Vorwurf, zu optimistisch zu sehen, gewärtigen, der da glaubt, das beste Mittel, die jungen Leute aus jenen Verderbnishöhlen herauszureißen, das wäre Ablenkung in Sport und gymnastischem Spiel, wodurch ein gesundes, kräftiges Schlafbedürfnis geweckt wird?

Nein, nicht noch mehr Bildungsfächer, wie sie in den letzten Jahrzehnten neu eingeführt wurden und immerfort gefordert werden; mehr und nochmal mehr für die körperliche Ausbildung an unseren höheren Schulen! Die paar Turnstunden sind wahrlich kein Ersatz für das, was an sechs Tagen der Woche am Körperwachstum der jungen Welt gesündigt wird. Überdies ist der Wert des Turnens im engeren Sinne, abgesehen von den mehr militär- und spielmäßigen Ordnungsübungen, für sonst geistig Angestrengte ein sehr bestrittener. Das Geräteturnen stellt an die Körperkraft des Stubenhockers zu hohe Anforderungen. Als das Gesündeste, Förderndste bleibt für den geistig Arbeitenden der Sport, das Übungsspiel des Körpers, bestehen. Der geistig hoch Angestrengte soll es nicht auch noch körperlich werden. Ein Übermaß in dieser Richtung führt statt zur Mehrung zur Verzehrung der Kräfte. Gymnastik, keine Akrobatenkunststücke! Im leichten Spiel soll des Schülers Körper erstarken. Die Griechen sollten auch darin Vorbild sein. Welche Ironie! Griechische Sprachenkunde muß der Schüler viel erlernen, griechische Leibesübung darf er nicht erproben. Zu hören und zu lesen bekommt er wohl viel davon — ein trauriges Entgelt.

Schont den jungen Körper, laßt frischer das Blut in ihm pulsieren! Laßt recken sich die jungen Glieder, auf daß sie sehniger und kräftiger werden, statt all der ‚Bildungshypertrophie'! Baut Spielhallen, schafft Rasenplätze! Sorgt im Winter dafür, daß die Jugend ‚der Wissenschaft voll' die Reize des Eislaufes nicht allein aus der hochgepriesenen Klopstockschen Ode kennt! Laßt die Lungen sich weiten in würziger Waldesluft und wenn freundlich der Himmel niederlacht! Führt die junge Volkselite auf Bergeshöhen und laßt ihr vielgeplagtes Auge wieder einmal in blaue Fernen schauen!

Rembrandt van Rijn.

Von

Karl Voll.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren hat ein anonym erschienenes Buch über Rembrandt bei uns das größte Aufsehen erregt. Der große holländische Maler wurde geradezu als das ideale Vorbild hingestellt, an das die Deutschen sich halten sollten, um die starke Kultur zu erlangen, deren sie würdig wären und bedürften. Das Buch war recht wunderlich geschrieben und ist jetzt wohl mehr als halb vergessen; sein unglücklicher Verfasser, der in Münchener Archäologenkreisen wohl bekannt war, ist verschollen, und doch war es vielleicht gut, von dieser Idee der erzieherischen Wirksamkeit Rembrandts auszugehen. In der Tat wird er ja wohl so wenig wie irgend ein anderer alter Meister ernsthaft für eine Umgestaltung unserer Lebensanschauung in Betracht kommen; nicht einmal unsere Kunstauffassung wird er wesentlich verändern können. Die heutigen Künstler müssen andere Wege gehen, die vielleicht zu keinem so hohen Ziele führen, wie Rembrandt es erreicht hat; aber sie können unmöglich sich auf Gebiete begeben, die er bereits abgebaut hat. Trotzdem ist an den Wünschen und Vorschlägen des sogenannten Rembrandtdeutschen manches Gute gewesen, vor allem in der Hinsicht, daß tatsächlich Rembrandt uns in einer Weise nahe steht wie kein anderer Künstler seiner Zeit. Velasquez und Franz Hals sind infolge gewisser Eigentümlichkeiten ihrer Technik heute vielleicht mehr beliebt als Rembrandt; ihre Malweise hat scheinbar enge Beziehungen zu der von unseren heutigen Künstlern, aber sie stehen uns doch noch ferner. Die erstaunliche Vielseitigkeit in Rembrandts Schaffen, die unergründliche Tiefe seiner Auffassung und die imposante Tüchtigkeit seiner Kunst verleihen seinen Bildern doch viel mehr Berührungspunkte mit unserer Kultur, als sie sich bei den anderen Meistern finden, die in manchen Punkten ihm gleich oder sogar überlegen sein mögen, aber doch nicht so viele Organe hatten, mit denen sie sich für immer an der Entwicklung der Menschheit beteiligen. Rembrandt ist eine Macht, die aus der Kultur so wenig ausgestrichen werden kann wie die Bibel, die Antike oder Shakespeare.

Das Leben des Mannes ist nicht einfach verlaufen. Auf eine offenbar glückliche Jugendzeit folgten die Lehrjahre, die bei ihm in seltsamer Weise ganz überraschend schnell in die Meisterjahre hinüberführen. Früher Erfolg ist ihm bei den malerisch und literarisch so gut kultivierten Holländern zuteil geworden, und rasch ist ihm, nachdem er sich zu leider nur kurzer Ehe mit der schönen

Saskia van Uylenborgh verbunden hatte, alles zuteil geworden, was er sich wünschen durfte, und wohl mögen wir glauben, daß sein Glück die Träume noch übertroffen hat, die er als junger Mann von Reichtum, Ehre und innerer Befriedigung gehabt haben wird. Aber gerade da er im Besitz von allem war, was nach Menschengedenken ihm die freieste Ausübung seines künstlerischen Berufes gewährleisten mußte, da starb seine Frau, und es stellten sich bei der Vermögensverwaltung Schwierigkeiten ein, die nach unendlichen Verdrießlichkeiten den einst so stolzen und selbstsichern Mann zum Bankrotteur machten und zu Handlungen zwangen, die schwer noch mit Recht und Gerechtigkeit zu vereinigen sind. In Armut hat er endlich sein Leben beschlossen, nachdem er allen in das Grab gesehen hatte, die ihm lieb gewesen waren. Und doch ist er niemals ganz freundlos gewesen, und doch hat all der pekuniäre und moralische Jammer ihn nicht mürbe machen können. Wir stehen bei Rembrandt gerade in diesen letzten aufregenden Jahren vor der erhebenden und vorbildlichen Tatsache, daß, je mehr der äußere Glanz verblaßt, desto reicher seine Kunst wird. Lange Zeit hat man das nicht glauben wollen, und man hat manche teils sentimentale, teils recht kleinlich erfundene Geschichte über die Entwürdigung erzählt, die er als Mensch und Künstler nach dem Tode seiner Frau erfahren habe. Das ist alles entweder nicht wahr oder ist falsch ausgelegt. Die Wahrheit scheint hier im Gegensatz zu dem alltäglichen Gang der Dinge ausnahmsweise einmal nicht einfach, sondern kompliziert zu sein. Als dem großen Meister die Mittel zu behaglicher Lebensführung genommen waren, als seine Arbeiten anfingen, durch das Übermaß der künstlerischen Größe seinen Zeitgenossen unverständlich zu werden: mit einem Wort, als Mißgeschick und Mißerfolg ihn bedrängten, da ist er nicht, wie man glauben sollte, der Gewalt und den widrigen Umständen erlegen, sondern, auf den Druck mit Gegendruck antwortend, hat er sich von allem befreit, was sozusagen äußerlich an seiner Kunst war; er hat sie immer reiner und herrlicher gestaltet, und so stehen gerade seine spätesten Arbeiten im umgekehrten Verhältnis zum moralischen und materiellen Erfolg. Innerhalb der bildenden Künste steht dieser Fall ganz vereinzelt da. Die Geschichte der Literatur und der Wissenschaften kennt manche ähnliche Erscheinung, unter denen vielleicht die des Cervantes die glänzendste ist. Wie der große Spanier im Elend der Sklaverei die Frische des Geistes und die rastlose Spannkraft des Mutes hatte, seinen Don Quijote zu konzipieren, und in all dem verderblichen Jammer die reine Quelle des echten Humors erschloß, so hat Rembrandt im Zusammenbruch der Bedingungen seiner Existenz erst die rechte Freiheit gewonnen. Nach allgemein menschlichen Erwägungen mag das nun allerdings kompliziert erscheinen; aber vielleicht sieht das alles doch viel einfacher aus, wenn man die einzig mögliche Lehre aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen und des Künstlers Rembrandt zieht. Seine Aufgabe war größer, als daß er in ihrer Ausführung durch materielle Erwägungen hätte gestört werden können. Solange ihm die Gesundheit treu blieb, mußte er als Künstler und nur als Künstler arbeiten. Es handelte

sich bei ihm ähnlich wie bei Michelangelo um ein Genie von solch impulsiver Art, daß jedes Ereignis und jede Beobachtung künstlerisch verarbeitet werden mußte. Hier tritt das Übermenschliche und das Harte, fast Grausame klar zutage, das in der Konstitution solcher Ausnahmemenschen liegt. Sie sind den gewaltigen Propheten des alten Testamentes zu vergleichen, die in Not und Einsamkeit ihre großartigsten Visionen sahen. In der Art, wie Rembrandt unbeirrt durch den Tod der geliebten Frau, unbekümmert um die Verfolgungen der Kleinmütigen und der Zeloten, gleichgültig gegen den Spott der anderen Maler, die es besser als er verstanden, des Publikums Gunst zu erwerben und festzuhalten, seinen Weg weiter ging, liegt etwas Unmenschliches und drohend Starres. Man möchte glauben, daß die zarteren Regungen und Freuden, die uns das Leben erst des Lebens wert machen, für einen solch unerschütterlichen Mann nicht existiert haben, und das war doch gewiß nicht der Fall. Von Anfang bis zum Ende seiner Tätigkeit zeugen seine Werke von der tiefsten, mitleidvollsten Humanität, die je ein Künstler geoffenbart hat. Er war nicht hart, er war nicht gleichgültig; er hatte ein warmes Herz wie jeder gute Mensch; aber das ist nun das schreckhaft Große in der Art des Genies, daß alles, was er als Mensch fühlte, ihn als Künstler nicht beeinflussen durfte oder wenigstens nur in der Art beeinflussen konnte, daß es ihm Material für seine Kunst lieferte. Es liegt etwas Grausames darin, so ausschließlich durch die Natur in den Dienst eines Berufes gestellt zu sein; aber herrlich ist der Gewinn, den der Künstler und dadurch doch auch der Mensch aus solcher Konzentration des ganzen Denkens und Fühlens zog.

Rembrandts Entwicklungsgang ist ebenfalls, je nachdem man ihn betrachtet, kompliziert oder einfach zu nennen. Er hat vielerlei versucht schon deswegen, weil er, wie die großen Meister pflegen, sich gern mit rein technischen Fragen beschäftigte. So lassen sich verschiedene, scheinbar ganz verschiedene Arten in seinem Stil nachweisen. Er, der fast ausschließlich der Farbe lebte, hat sich mit besonderer Vorliebe auf dem Gebiete der Zeichnung bewegt. Mit vielleicht noch größerem Interesse hat er sich der Radierung gewidmet, wo er mit einem technischen Raffinement arbeitete, das bei einem Maler von solch impulsiver Schaffensweise befremdlich scheinen möchte, wenn man nicht eben wüßte, wie groß die Liebe ist, mit der gerade die bedeutenden Künstler an ihren eigenen Werken hängen, und mit welchem gewissenhaften Ehrgeiz sie das jeweils Vollkommenste zu machen bestrebt sind. Aber diese Gegensätze zwischen Rembrandt als Maler und Zeichner sind nur scheinbar; denn seine Zeichnungen sind vielfach eben nur Vorstudien oder erste Skizzen zu Gemälden, die er leider oft genug nicht ausgeführt hat; auch die Radierungen sind eigentlich nur Gemälde in Schwarz und Weiß, von einer eminent malerischen Haltung, die uns oft beinahe zwingt, die Farben in unserer Phantasie zu ergänzen.

Wenn sich also diese ohnehin nicht gerade feindlichen Gegensätze leicht in Harmonie lösen, so ist es doch eine Tatsache, daß auf dem Gebiete der eigentlichen Tatigkeit des Meisters nicht alles ganz glatt gegangen ist. Seine

frühesten und seine spätesten Bilder tragen für manchen Beschauer und sogar für viele der Forscher so verschiedenartiges Gepräge wie die von kaum einem anderen Meister mit Ausnahme von Tizian. Darum hat man auch lange Zeit die Frühbilder nicht als Rembrandts Werke gelten lassen wollen, und erst die neuere Zeit hat sie wieder in ihr Recht eingesetzt. Wer genau zuschaut und Sinn für das innere Leben eines Kunstwerks hat, wird zwar leicht finden, daß es derselbe Geist war, der das beste in Rembrandts Jugendwerken sowohl wie in seinen spätesten Arbeiten schuf; aber wie ganz verschieden sind die Ausdrucksmittel! Wie übertreibt er die Kontraste als Junger, und wie verschleift er die Nuancen in seiner Spätzeit, wie seifig ist das Kolorit so lange Jahre hindurch gewesen, und wie markig voll ist die Farbe am Ende doch geworden! Vor allem aber hat er auch seine Formanschauung im Laufe der Zeit grundsätzlich verändert, indem er von den übermäßig runden, allzu plastischen Formen, die noch aus der akademischen Richtung des 16. Jahrhunderts stammten, in die breite, flächenhaftere Modellierung des 17. Jahrhunderts überging. Darin liegt auch sein Verhältnis zu Rubens begründet. Wir sind wohl gewohnt, beide Meister in einem Atem zu nennen und sie gewissermaßen Schulter an Schulter zu stellen; in der Tat aber vertreten sie zwei aufeinanderfolgende Stilarten, obschon sie fast zwanzig Jahre gleichzeitig gearbeitet haben. Rubens wurde nicht umsonst ein Menschenalter früher als Rembrandt geboren, und er hat bis in seine letzte Zeit hinein die lebhafte Erinnerung an seine in die äußerste Spätrenaissance fallende Lehrzeit nicht ganz verloren. Seine Lehrer hingen ferner, und zwar besonders im Bildnis, noch mit den letzten Ausläufern der altniederländischen Schule zusammen; so lastet auf der Kunst des Rubens die Tradition der Jahrhunderte und verschiedener Schulen, aus der er ja zum Nutzen seiner so eminent sicheren Technik den allergrößten Gewinn zog, die ihn aber doch hinderte, den vollen Aufschwung des 17. Jahrhunderts mitzumachen. Er steht Rembrandt immer noch als ein Abkömmling der Renaissance gegenüber, während dieser rasch genug die Reste der Lehre des 16. Jahrhunderts, die er in seiner Jugend noch hatte annehmen müssen, abwarf, und den reifen Barock heraufführte, wobei er die schönsten Seiten dieses edlen Stils auf das herrlichste ausbildete. Keine der alten Kunstrichtungen mag so sehr und so ausschließlich malerisch veranlagt gewesen sein wie die des Barocks, und Rembrandt war es, der diese Veranlagung am tiefsten und persönlichsten in sich zusammenschloß.

Das ist, wenn das trockene Wort gestattet ist, das Interessante an Rembrandts Entwickelung: der Kampf für die Tendenzen des reinen Barocks. Er befreit ihn von dem Überquellenden und verhilft ihm zu der großen Konzentration, der dieser Stil bedurfte, um erst dem Streben nach Gewalt und Kraft zum vollen Erfolg und endgültigem Sieg zu verhelfen.

Rembrandt geht weit über Rubens hinaus und berührt sich ebenso wenig mit ihm wie das Velasquez getan hat, der ja mit dem flämischen Meister sogar persönlich bekannt war und trotz offenbar sehr freundschaftlicher Beziehungen

doch dem älteren Künstler gegenüber das Recht des Fortschritts vertreten hat. Das große Problem, um das es sich bei dem Hauptmeister der spanischen Schule und bei Rembrandt gehandelt hat, war die freie malerische Wahrheit, war der Kampf gegen die Routine des 16. Jahrhunderts und die Herrschaft über die Ausdrucksmittel der Technik zur Darstellung des echten Lichtes. Im Grunde genommen stehen Velasquez und Rembrandt, so grundverschieden sie sind, doch insofern auf dem gleichen Boden, als beide Protest gegen die Formenwelt des 16. Jahrhunderts erhoben. Hier kommt nun aber auch ein Gesetz zur Geltung, das erst die jüngste Zeit entdeckt hat und zu Ehren zu bringen beginnt: das Gesetz vom ewigen, ununterbrochenen Fortschritt in der Entwickelung der Kunst. In der Tat stehen wohl Velasquez und Rembrandt im erklärten Widerspruch zum Stil des 16. Jahrhunderts; aber trotzdem ist es wahr, daß sie die unmittelbare Fortsetzung eben des von ihnen bekämpften und abgesetzten Stilprinzips vertraten. Man muß etwas weit ausholen, um dieses doppelseitige Verhältnis klar zu machen. Als das 15. Jahrhundert die mittelalterliche Kunstweise gerade da zerbrach, wo sie gegen 1400 einen wirklichen Höhepunkt erreicht hatte, führte es den mit Unrecht so genannten neuen Naturalismus der Form ein. Aber die Aufgabe war so unendlich schwierig, daß trotz Masaccio und Eyck, trotz Leonardo und Dürer eine Menge von Problemen im Werke der Künstler von ungefähr 1430—1510 überhaupt nicht angeschnitten waren. Man kannte nur verhältnismäßig wenige Gegenstände, Situationen und Bewegungen, die der künstlerischen Darstellung zugänglich waren. Da setzte das 16. Jahrhundert ein und strebte in leider sehr akademischer, lehrhafter Form nach Universalität in der Widergabe der sichtbaren Erscheinungswelt. Diese heute erst allmählich wieder zu Ansehen gelangenden Künstler, die mit Ausnahme der Venetianer Schule von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts für unseren heutigen Geschmack zu korrekt arbeiteten, haben sich doch auf eine gar nicht hoch genug zu schätzende Weise um die Wahrheit bemüht. Allerdings griffen sie in den Ausdrucksmitteln fehl. Sie strebten in der Malerei nach absoluter Plastik und wurden desto unwahrer und unnatürlicher, je mehr sie ihre gemalten Figuren den antiken Statuen nicht allein in der Stilisierung, sondern auch in der optischen Erscheinung angeglichen hatten.

Hier setzte das eigentliche selbständige 17. Jahrhundert ein. Die Maler dieser Zeit sahen nicht mehr mit den Augen des Bildhauers, sie sahen nur als Maler, und so verfolgten sie an sich das gleiche Ziel wie ihre Vorgänger, indem auch sie nach wirklicher Wahrheit strebten; aber sie änderten die Technik, und an Stelle von unrichtig gemalten Statuen brachten sie rein malerisch behandelte, echt natürliche Gestalten. Der Wandel in der Technik bedingte einen ganz neuen Stil, der aber, wie man sieht, das Ziel des 16. Jahrhunderts unverrückt, allerdings viel vorurteilsloser ins Auge faßte. Es war nun natürlich, daß mit solcher Umwandlung der Anschauung im wörtlichen Sinn des Wortes noch auf anderen Gebieten Wandel erfolgen mußte.

Zunächst änderte sich die Auffassung der Bewegung. Hier wie auch in der Formensprache hat schon Rubens sehr viel, und zwar entscheidende Förderung gebracht; aber ganz von der Konvention und der Pose des 16. Jahrhunderts ist auch er nicht weggekommen. Erst der nächsten Generation, die ja großenteils noch zu seinen Lebzeiten geschaffen hat, war es beschieden, Bewegungsmotive zu bringen, die nicht mehr statuenmäßig gestellt waren, sondern rein aus der Situation hervorgingen. Auch hier spricht Rembrandt wieder das entscheidende Wort, und zwar geht er in dieser Hinsicht selbst über Velasquez weit hinaus. Die Freiheit, Kühnheit und Drastik der Bewegungen seiner Figuren ist innerhalb der altmeisterlichen Kunst der erste Anfang zu jener Ungezwungenheit und Sicherheit in der Wiedergabe der belebten Formen, die ganz besonders die neueste Zeit mit so viel Geschick, Geschmack und Empfindung pflegt. Wenn man selbst bei den Spinnerinnen des Velasquez noch die Pose des Modells spürt, wenn selbst bei seiner Venus noch die Erinnerung an ähnliche Figuren des Paolo Veronese lebhafter nachklingt, als uns heute lieb sein darf, so ist bei Rembrandt der freie Schwung wesentlich unmittelbarer, klarer und trotz vielfacher Kompliziertheiten einfacher.

Was immer dem 17. Jahrhundert auch in Wahrheit der Form und Bewegung besser gelungen ist als dem 16., das beruht großenteils darauf, daß eine prinzipiell neue Auffassung des Lichtes und der Farbe kam. Die hier errungenen Vorzüge bedeuten weniger eine Erweiterung des schon vorhandenen Besitzes als vielmehr eine tatsächlich neu eintretende Bereicherung. Trotz allem, was Leonardo, Correggio und vor allem Tintoretto im 16. Jahrhundert an Lichtmalerei Bedeutendes geleistet hatten, so haben sie alle doch mit einer gewissen routinierten Nuancierung, mit einer Art von Stufenleiter in der Steigerung und Schwächung der hellen und dunklen Partien gearbeitet, die mitunter, wie bei Tintorettos in Mailand befindlicher Aufsuchung des Leichnams vom heiligen Markus ganz unerwartete und fabelhafte Effekte erzielt, aber eigentlich doch mehr mit technischer Routine als mit klarer, scharf forschender Beobachtung des Lichtes zusammenhing. Der Fleiß in der unendlich sachte und dabei wirklich geschmackvoll vorgehenden Steigerung der Nuancen ist bewundernswert, aber das Licht haben jene Alten nur geahnt. Sie waren durch gewisse Traditionen gezwungen, die tatsächlich von ihnen gewonnenen Eindrücke in Werte zu transponieren, die schließlich doch etwas Erkünsteltes hatten und von der Wirklichkeit weit abstanden. Man verstand sie und versteht sie noch; aber sie mußten durch andere ersetzt werden, wenn die Kunst nicht in Virtuosität ausarten sollte. Das 17. Jahrhundert brachte nun auch tatsächlich neue Farben und mit ihnen neue Lichtwirkungen, die wesentlich echter waren. Besonders aber ist es auch hier Rembrandt gewesen, der über alle anderen hinausging, was die Lichtdarstellung anlangte; dagegen ist er hinter Velasquez an Echtheit der Wiedergabe des farbigen Scheins zurückgeblieben. In der Nachtwache hat er noch als ein verhältnismäßig junger Mann im Alter von sechsunddreißig Jahren das Staunenswerteste geleistet,

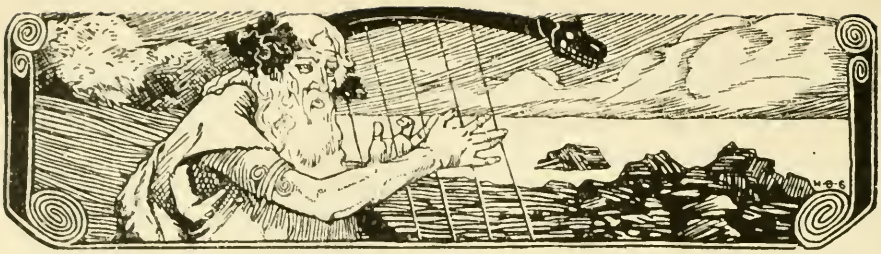
was die alte Malerei an Lichtwirkung kennt. Nicht einmal die Meninas des Velasquez können sich hierin mit dem großen Amsterdamer Schützenbild messen. Nun bleibt es wirklich ein Rätsel, warum Rembrandt dann an Wahrheit des Kolorits den Spanier nicht erreicht. Es scheint, daß er in einem bewußten Kontrast zu Velasquez gestanden ist und von dessen Werken das eine oder andere gesehen hat; denn es gibt in englischem Privatbesitz ein Bildnis eines Knaben, in dem man wohl Rembrandts Sohn Titus erkennen darf, und das, obschon es ein ganz unbezweifelbares eigenhändiges Werk des Meisters ist, doch in vielen Stücken von seiner bekannten Art abweicht. In der Tat wurde es auf der Amsterdamer Rembrandtausstellung von 1898 viel diskutiert, und immer wurde der Name des Velasquez als Vorbild laut. Der Geschmack der dünn behandelten Farbe ist ganz außerordentlich auf das diskrete und doch glänzende Kolorit des Velasquez gestimmt; aber am Ende kam doch ein rassereiner Rembrandt heraus. Der Holländer hatte auch recht, wenn er sich nicht auf die Konkurrenz mit dem Spanier einließ; denn dieser pflegte wie alle Künstler seines Volkes die Naturtreue mit äußerst schlagfertiger Virtuosität zu verbinden. Der südländische Naturalismus geht bis hart an die Grenzen der Nüchternheit, und wenn nun auch Velasquez diese Grenze nicht überschritten hat, so hat er doch nicht sehr weit vor ihr Halt gemacht. Diese scharfe Bestimmtheit, die ja auch der romanischen Sprache von jeher eigentümlich ist, paßte nicht zu Rembrandts Art, der sein Leben lang sehr richtige, aber ganz ungewöhnliche Ansichten von Wahrheit gehabt hat. So wie seine Bildnisse offenbar mitunter den mäßigsten Ansprüchen auf jene Ähnlichkeit, die der Laie preist, nicht entsprochen haben, so wie er als Erzähler mit rücksichtsloser Konsequenz den innersten und eigentlichen Gehalt der Szene herausholte und doch dabei als Phantast erscheint, so war es ihm auch in der Farbe nicht um jene Richtigkeit zu tun, die mit dem Prisma nachzurechnen ist. Rembrandt hat wohl auf Wahrheit hingearbeitet, aber in ähnlichem Sinne, wie das echte Volksmärchen vorzugehen pflegt. Darin liegt in jedem Sinn des Wortes das Geheimnis seiner Kunst. Er, der wirklich, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, ein Nur-Maler gewesen ist, der die rein technischen Seiten mit so viel Umsicht gepflegt hat, ist auch derjenige gewesen, den das Geistige besonders lebhaft interessiert hat.

Bei Rembrandt kann man unmöglich von dem Inhalt und der poetischen Auffassung der Gegenstände abstrahieren. Wer ihn nach Malersitte bloß auf seine malerischen Eigenschaften hin betrachtet, kommt nicht zum Ziel. Den besten Beweis dafür hat Eugène Fromentin in seinem berühmten Werk über die alten Meister gebracht. Dieser als Schriftsteller und Maler gleichbedeutende und so sehr geistreiche Mann ist bei den Bemühungen, Rembrandt zu erklären, völlig gescheitert und steht Gemälden wie ‚Die Nachtwache‘, über die er doch viele Seiten geschrieben hat, ganz hilflos gegenüber. Das dichterische Element in Rembrandt kommt immer stärker zum Durchbruch und erlangt schließlich die Oberhand so sehr, daß dann bei den späten Arbeiten schwer abzusehen ist, wo-

Rembrandt pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Jünger in Emaus.

durch sie so außerordentlich lebendig und wahr wirken: durch die überwältigende Drastik der Formen oder durch das ganz Spontane der menschlichen Auffassung. Bei Bildern wie bei dem polnischen Reiter steigt vor dem Auge des Beschauers in einem Zwang, dem man sich schwer entziehen kann, der alte Orient auf; bei den späten Porträts wie bei dem des Bürgermeisters ist die herrliche Milde des sinnenden Mannes, der zum Beschauer niederzusteigen scheint, ein wahrer Hymnus auf die Freundschaft, die den Bürgermeister mit Rembrandt verbunden hat; bei den Staalmeestern, die doch an Schärfe der Naturtreue weit hinter der Nachtwache zurückstehen, kommt ein Zug von unmittelbarster Gegenwart in das Bild, der geradezu faszinierend wirkt und weit über die Gegenständlichkeit der Nachtwache hinausgeht. Rembrandt arbeitet immer mehr auf das Typische und rein Menschliche hin dermaßen, daß am letzten Ende seiner Tätigkeit Werke stehen, die überhaupt nur noch der Phantasie angehören wie der großartige Homer, der trotz der bedauerlichen Verstümmelung eines der glänzendsten Meisterwerke der Malerei ist. Gerade dieses Bild zeigt, wie Rembrandt Leben in die körperliche Vorstellung zu bringen wußte. Er hat sich an die bekannte antike Büste gehalten; aber im Gegensatz zu den archäologischen Gepflogenheiten seiner Zeit unterdrückt er alles, was antik und bildhauerisch wirken möchte; er gibt nur das von ihm neugeschaffene Bildnis des griechischen Dichters, das eine ganz einzig dastehende Wiedererweckung eines Toten bedeutet. Und eben dieses wunderbare Bild zeigt nun auch in der beinahe beweglichen Farbe, die vor unserem Auge aus den Tiefen des Gemäldes selbst in stetigem Fluß zu kommen scheint, daß Rembrandt eben zu der Zeit, wo er ganz Dichter ist, doch erst die letzten und tiefsten Worte als Maler sagt. Er hat sich von da ab bis unmittelbar zu seinem Tode in dieser Hinsicht immer aufs neue übertroffen, allerdings schließlich auf positive Wahrheit ganz verzichtet. Seine letzten Bildnisse wie das einer jungen Frau in der Londoner Nationalgalerie oder das Familienstück in Braunschweig oder gar die Judenbraut in Amsterdam sind nicht zu enträtseln. Man fühlt, daß es sich hier um Porträts handelt, und doch kann man keine individuellen Züge mehr feststellen. Es geht alles in der unerhörten Pracht der Farbe auf und zugleich in jener poetischen Stimmung, die vorher in der Kunstgeschichte nur bei den größten venetianer Stimmungsmalern zu finden ist. Hier ist es fast nur noch das Element der reinsten und edelsten Humanität, das uns ergreift und rührt. Damit aber kommt wiederum eine jener merkwürdigen Kontrastwirkungen zur Geltung, an denen Rembrandts Leben und Schaffen so reich ist. Er hat sich als alter Mann ganz von aller Gesellschaft der Menschen zurückgezogen, und doch sind es seine letzten Werke, die einen solch unerschöpflichen Fond von grundguter Liebe enthalten. Das darf uns entgegengesetzt der landläufigen Ansicht ein Trost sein. Arm mag Rembrandt geworden sein, aber unglücklich wurde er nicht, und wie seine letzten Selbstbildnisse zeigen, durfte er sich bis zum Schluß als stolzer Mann fühlen. So steht er wahrhaft groß da, als Sieger auch noch im Untergang.



Ibsen und sein Epilog.

Von

Fredrik Carlsen.

Haec quidem vita mors est, quam
lamentari possem, si liberet.
Cicero, Tusc. I, 75.

Für jeden, der mit Hendrik Ibsens Art, zu denken und seine Gedanken dichterisch zu formen, etwas vertraut ist und ihm in seinen Werken aufmerksam folgte, hat sein letztes Stück — sein letztes ‚dramatisches Gedicht', sein ‚Epilog' — ein ganz eigenartiges Interesse. Wenige seiner Werke sind so von Symbolisierungen durchzogen, so mehrdeutig stellenweise, so durch und durch ibsensch.

Und doch ist es, nicht nur nach des Dichters eigenen Worten, sondern auch innerlich, logisch der Schlußstein, die Krönung seiner Lebensarbeit.

Gerade deswegen dürfte eine Besprechung dieses Stückes als ein Rückblick gelten können auf die gesamte literarische Tätigkeit des Dichters, die den am 23. Mai Dahingeschiedenen noch lange überleben wird.

‚Ich habe im Grunde nur ein einziges Modell gehabt, ein einziges für alles, was ich geschaffen habe.' . . .

Diese Worte Bildhauer Rubeks an Frau Maja sind Ibsens Worte an uns fragende Leser. Sehen wir zu, ob wir dies ‚einzige Modell' finden können; gelingt es, so haben wir dadurch einen Schlüssel zu seinem letzten Werk ebenso wie zu seinen früheren.

Aber gerade deswegen müssen wir dies letzte Stück aus seinem Zusammenhang heraus erwägen, müssen den Boden untersuchen, in dem es wurzelt; denn an sich betrachtet, losgerissen von der seelischen und dichterischen Entwicklung seines Urhebers, gleicht dieser ‚dramatische Epilog' jenen Orakelsprüchen des Altertums, von deren Auslegung man auch sagen kann: Quaerit sua dogmata quisque!

I.

Am meisten fällt uns beim ersten Blick auf Ibsens Tätigkeit der Erfolg auf, den seine Werke gehabt haben.

Worin liegt das Geheimnis derselben? Würde diese Frage bei den Werken Zolas oder auch Paul Lindaus, Sudermanns gestellt, die Beantwortung wäre im Grunde nicht so schwer. Aber eine gleiche würde die eigentlichen Ibsenleser nicht befriedigen. Wer sind diese ‚eigentlichen' Leser?

Vor allem nicht die, welche sich rühmen, ihn gelesen zu haben, weil er ‚modern' ist, oder welchen eine neue Szenerie, eine treffend dargestellte Persönlichkeit Grund gibt, ihn zu bewundern.

Die eigentlichen Ibsenleser, um nicht zu sagen Schüler Ibsens, gehen aus den stets wachsenden Kreisen hervor, wo man auch theoretisch dem positiven Glauben und der jetzigen sozialen Ordnung sich entfremdet, aber innerlich nach einer bestimmten Auffassung und Umgestaltung des Lebens, nach einer Lösung der auf diesen Gebieten liegenden Fragen, z. B. ‚Lebenszweck', ‚Pflicht', ‚Schuld' und der sozialen Probleme, mehr oder weniger energisch verlangt und strebt.

Wer liest überhaupt außerhalb Skandinaviens ernstlich Ibsen? Es sind wenige, die das aus Motiven täten, die Millionen andere zu seichten und sittlich schädigenden Schriftstellern führen.

Gewiß, ein Teil des Zaubers, den Ibsen auf seine Leser ausübt, zumal auf seine heimatlichen Leser, liegt in seinen technischen Vorzügen und vor allem in seiner Sprache begründet. Welche Fülle wahrer Schönheit, welche Wucht hinreißender Gewalt oft in diesen so knappen, grandios gemeißelten Sätzen liegt, kann der nicht vernehmen, der sie in einer Übersetzung liest.

Man denke sich Schillers ‚Glocke' französisch vorgetragen, da hat man beinahe das, was z. B. ‚Brand' in deutscher Wiedergabe ausmacht. Dieses stürmische, aber auch den norwegischen Geist so recht atmende dramatische Gedicht entbehrt in einer Übersetzung den charakteristischen Hauch echter Gemütstiefe, der gerade hier zur Wirkung so notwendig ist. Statt dessen treten die Unklarheit in der Ausdrucksweise, das Sprunghafte im Gedankengang, die Abnormitäten überhaupt viel zu nüchtern und scharf hervor, und so kommt es, daß ein kritischer Nichtskandinavier, zumal wenn er selbst von einer klaren Weltauffassung aus an die Lesung herangeht, die große Bedeutung dieses ‚Brand' nicht begreift, da er selbst einer dramatischen Einwirkung, die ihm gegenüber nicht genügend begründet ist, auch natürlich nicht unterliegen kann.

Weit besser werden schon die meisterhafte Darstellung der Personen, die technische Anlage der Stücke gewürdigt werden. Hier zeigt sich gewiß ein unbestrittenes Talent, dem die praktische Erfahrung zu Hilfe kam. Seine Personen sind aus dem farbenreichen, uns umwogenden Leben gegriffen. Diese realistische Kunst steigt von Stück zu Stück und feiert ihre Triumphe in den letzten Werken, wo sie in den Einzelheiten der Ausstattung gipfelt.

Aber wir sagen absichtlich: ‚Einzelheiten' — nicht mehr. Denn bei der Gesamtauffassung einer Hauptperson, bei der Idee des dramatischen Verlaufs hört der Realismus völlig auf. So hinreißend natürlich uns die Hauptgestalten bei ihrem Auftreten anmuten, in ihrer Einwirkung auf die Gesamthandlung

sind sie verquickt mit symbolisierender Tendenz, scheint durch ihr Spiel rätselhaft ein allgemeinerer, bedeutungsvoller Inhalt hindurch. Wir meinen hier nicht so sehr die vielen satirischen Anspielungen auf so manche staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse, die so oft vorkommenden sentenziösen Ausdrücke, welche den ibsenschen Personen manches Interesse verleihen. Nein, es handelt sich um die den Hauptgestalten und dem Drama zugrunde gelegte Idee, welche oft nur leise angedeutet, oft aber auch so stark in den Vordergrund gestellt wird, daß die einfache Wortbedeutung des Textes gar keinen Sinn hat im äußeren Zusammenhang.

Er selbst spricht sich bezeichnend darüber aus.

Frau Maja: ‚Glaubst du denn, es sei besser oder deiner würdiger, so hie und da mal eine Porträtbüste zu machen?‘

Rubek (= Ibsen) lächelt etwas. ‚Es sind eigentlich so recht keine Porträtbüsten, die ich da verfertige, Maja!‘

Frau Maja: ‚Was sind sie denn sonst?‘

Rubek: ‚Es liegt etwas Verdächtiges, etwas Verheimlichtes in und hinter diesen Porträtbüsten, etwas Gewisses, was die Menschen nicht bemerken können.‘

Frau Maja: ‚So?‘

Rubek (kurz): ‚Nur ich kann es sehen. Und das amüsiert mich recht. Nach außen hin ist es die „frappierende Ähnlichkeit“, wie man sagt, und was die guten Leute mit offenem Munde anstaunen.‘ —

In der Tat steht das große Publikum ‚mit offenem Munde‘ vor der realistisch aufgeführten Außenseite seiner Werke und findet bekannte Gesellschaftstypen darin wieder, vielleicht auch bekannte gesellschaftliche Sitten und ‚Irrungen‘ und meint, diese seien das letzte Ziel des Dichter-Bildhauers bei seiner Arbeit gewesen.

Andere aber, Kritiker, Literaturfreunde, sinnen nach über diese geheimnisvollen Andeutungen, suchen Lösung aus ihnen zu einer neuen Welt- und Lebensanschauung.

Und was finden sie?

Die einen finden, er sei im schlechten Sinn modern, heidnisch, er wolle die politische und soziale Ordnung umgestalten, radikal ausrotten, was von Väterglaube und Väterssitte noch vorhanden ist.

Die andern sehen in ihm das Orakel unserer Zeit, den Verkünder einer neuen Ordnung, den ‚Priester der Forderungen reinster Ethik‘.

Wer hat recht?

Je mehr man sich hineinlebt in des Dichters Anschauung, je mehr man seine Stücke untereinander vergleicht, um so deutlicher erkennt man: Eine Grundauffassung, eine gemeinsame Idee liegt allen seinen Werken, zumal den größeren, unter, ist das letzte große Triebrad, welches alle anderen Räder, auch die kleinsten, im Mechanismus seiner gewaltigen Dramen bewegt.

Um aber diese Basis der einheitlichen Erklärung sicherzustellen, müssen wir einen Augenblick beim Werdegang unseres Dichters verweilen.

II.

Nichts konnte einem so originell, freiheitlich denkenden, phantasie- und gemütsreichen Geiste, wie es der junge Ibsen war, zuwiderer sein als gerade die Verhältnisse, die ihn bei seiner Entwicklung umgaben. Ganz abgesehen von seiner unbefriedigenden, manchmal drückenden persönlichen Lebenslage wirkten die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Norwegens beengend und mißleitend auf seine sowieso für das starke Empfinden jedes Fehlerhaften, Kleinlichen beanlagte Natur und gaben ihm ein für allemal jene scharf satirische Richtung, die er niemals verleugnet hat.

In der norwegischen, freilich unter einem schwedischen Landesvater als Monarchie geformten Republik ging es im ganzen doch recht altväterlich und spießbürgerlich her zu einer Zeit, wo Europa vom Nachklang der Februarrevolution widerhallte und sogar im polizeimächtigen Preußen die staatlichen Bande gelockert wurden. Dieser revolutionäre Zug ergriff den jungen Dichter mächtig. Er mochte wie so manche hochideelle Natur einen starken, aber unklaren Drang haben nach einer mehr freiheitlichen Gestaltung des Lebens, worauf ein um so empfindlicherer Rückschlag kam, je ‚realistischer' die später vielfach zutage getretenen Falschheiten und Kriechereien der Volksmänner und Thronstürmer sich ihm darstellten. Das waren Enttäuschungen, aus denen er einen unerschöpflichen Vorrat satirischer Würze für seine späteren Dramen zurückbehielt.

Aber ungleich mehr haben auf den grübelnden, melancholisch und unklar angelegten Geist Ibsens die kirchlichen Verhältnisse eingewirkt. Das veraltete lutherische Staatskirchentum war nicht imstande, seinen schon an sich kritischen Blick zu erfreuen. Denn während auf der einen Seite die Vertreter der überlieferten orthodoxen Richtung sich auf die von König Christian III. eingerichtete Glaubens- und Kirchenverfassung steiften, stürmten auf der andern die kritisch geschulten Neutheologen gegen das Festhalten am lutherischen Staatskirchenglauben an, gestützt auf das freilich ebenso gut lutherische Prinzip der freien Forschung. Erschien dem jungen Ibsen nun schon das Fundament der Staatskirche so haltlos, so konnte der Umstand, daß die alternde Kirche sich durch devotestes Benehmen dem Staate gegenüber dessen Hilfe zum Fortleben erbitten mußte, ihn nur noch mehr von der kirchlichen Richtung abwendig machen und dahin bringen, einfach alles, was positives Christentum heißt, über Bord zu werfen.

Und so blickt denn auch Hendrik Ibsen mit einem souveränen Hohn auf dieses altertümliche, wurmstichige Staatskirchenschiff, an dessen Bord er — und das ist sein größter Irrtum — noch den besseren Teil des historischen Christentums überhaupt zu sehen glaubt. Er hat sich frei gemacht von Dogmen, frei gemacht vielleicht von dem äußeren Religionsbekenntnis; aber hat Ibsen sich auch wirklich frei gemacht von religiösen Bedürfnissen?

Nichts in den ‚modernen' Kreisen wird oft mehr vertuscht und liegt doch tiefer als Religionsbedürftigkeit. Jeder Mensch, welcher Weltauffassung er sonst auch huldigen mag, weiß, daß er in seinem Innern gehalten ist, nicht alles zu tun, was ihn gelüstet, erkennt Gesetze in seinem Herzen, denen zu

gehorchen er sich für verpflichtet fühlt. Dies Bewußtsein der Abhängigkeit, zumal auf sittlichem Gebiet, widerstreitet mit der ganzen Macht einer Naturwahrheit den Behauptungen der ungläubigen Welt, der Mensch sei sein eigener Herr in letzter Instanz. Und dies Bewußtsein, es kann kaum von dem kältesten Religionshasser mit voller Überzeugung überwunden werden, am wenigsten von einem so warm und tieffühlenden, stets reflektierenden Menschen, wie unser Dichter ist.

Und so steht er nachsinnend vor der großen, unüberbrückbaren Kluft zwischen Wollen und Dürfen, zwischen uneingeschränkter Freiheit und Schuldlosigkeit durch Selbstüberwindung, zwischen einer Welt in rein natürlicher, irdischer Harmonie und einer Welt höherer sittlicher Harmonie. Er steht vor der Tatsache eines gewaltigen Zwiespaltes in der menschlichen Natur, die für einen ernsten Betrachter um so entsetzlicher ist, wenn er keine Versöhnung weiß, keine Antwort auf die so berechtigte Frage: ‚Warum das?‘

Und je heftiger der Kampf um eine Lösung wühlt, je mehr die flache Alltäglichkeit einen tiefer angelegten Geist zurückstößt, schreit Verstand, Gemüt, — schreit der ganze innere Mensch: ‚Ich will Antwort haben, warum ich überhaupt zu diesem dunklen, rätselvollen Leben verurteilt bin, warum ich immer balanzieren soll zwischen meiner Lust und meinem Gewissen!‘

Das ist der Fall bei Hendrik Ibsen. . . . Er ist nicht durchgedrungen zu einer versöhnenden Auffassung, zu Gott, wie er wirklich von uns angesehen werden soll, zu Christus, der uns eine lösende, tröstende Antwort gibt.

Wie wild muß der Kampf in dieser stürmischen, melancholischen Seele getobt haben, wie heftig mögen die Zweifel erst an der Richtigkeit der ihm gelehrten Staatsreligion, sodann an der Wahrheit der religiösen Grundsätze überhaupt in ihm genagt haben, wie tief muß sich darauf die Verbitterung über die ungelösten Probleme in sie hineingesenkt haben!

Und so greift er denn in die Saiten seiner Harfe — und wahrhaftig einer Harfe, wie sie wenigen Dichtern in die Hand gelegt worden — und entreißt ihr Melodien, die wie eine einzige große Klage empor zum Himmel brausen und stets abbrechen mit einer schrillen Dissonanz!

Hören wir ihn selbst:

Brand: Zwei Dinge kamen mir in den Sinn, als ich noch Knabe war, — und dacht ich d'ran, so mußt ich bitter lachen. . . . Ich dachte mir eine Eule, die das Dunkel flieht, einen Fisch, der das Wasser haßt! — Warum mußt' ich lachen? —

Je nun über den dunkel gefühlten Widerstreit zwischen dem Ding, wie es ist, und dem Ding, wie es sein sollte; zwischen den Tatsachen, daß man tragen muß, und doch die Last zu schwer findet! —

Fast jeder Mensch, krank oder gesund,
Ist so ein Vogel, so ein Fisch.
Geschaffen wurde er, zu arbeiten in der Tiefe,
Er soll leben dies dunkle Leben, —
Und das ist es, was ihm bange macht! —

Bezeichnend ist auch folgende Stelle aus ‚Bygmester Solneß‘:

Hilde: ‚Wenn man doch nur ein recht starkes, strotzend gesundes Gewissen hätte, so daß man das dürfte, was man wollte — !‘

Solneß: ‚Ich für meinen Teil glaube, die meisten sind gerade solche große Schwächlinge in diesem Punkte wie ich.‘

Hilde: ‚Kann schon sein.‘

Solneß: ‚Kennen Sie die alten Sagen? In den Sagenbüchern steht von den Vikingern geschrieben, die in ferne Lande segelten und plünderten, und brannten und Männer niedermachten . . .‘

Hilde: ‚Aber was wollen Sie damit sagen?‘

Solneß: ‚Ja, diese Kerle! Die hatten wahrhaftig ein robustes Gewissen. Wenn sie dann nach Hause kamen, so konnten sie trinken und essen und froh sein wie die kleinen Kinder. . .‘

Und wie hier Ibsen seine Grundidee in der Gegenüberstellung und gegenseitigen Einwirkung von Hilde Wangel und Baumeister Solneß vorführt, so gibt er sie uns ähnlich in ‚Rosmersholm‘, wo Rosmer und Pastor Rosmer die von Gewissensdruck und den althergebrachten Moralanschauungen ‚belastete‘ tatsächliche Menschennatur, und Rebekka West eine fingierte oder richtiger ideelle, in sich freie, autonome Menschennatur personifizieren, deren Wechselbeziehung er natürlich zu keinem befriedigenden Abschluß gelangen läßt, sondern nach Versuchen einer vorgeblichen Ausgleichung disharmonisch abbricht.

Hören wir die bezeichnendsten Äußerungen!

Pastor Rosmer (fragt die früher so willensstarke Rebekka West): ‚Wie erklärst du uns das, was mit dir geschehen ist?‘

Reb. West: ‚Es ist die Lebensauffassung der Rosmerfamilie (ernste und traditionelle Auffassung von Pflicht und Schuld) oder jedenfalls deine Lebensauffassung, die meinen Willen angesteckt hat . . .‘

Pastor Rosmer: ‚Angesteckt hat?‘

Reb. West: ‚. . . Und ihn krank gemacht hat, in das Joch gespannt hat von Gesetzen, die früher nicht galten für mich. — Du, das Zusammenleben mit dir, es hat meinen Sinn geadelt.‘

Rosmer: ‚O wenn ich das doch glauben dürfte!‘

Reb. West: ‚Du kannst es ganz sicher glauben: die Rosmersche Lebensauffassung adelt. Aber (schüttelt den Kopf) — aber . . .‘

Pastor Rosmer: ‚Aber? — Nun?‘

Reb. West: ‚Aber sie vernichtet das Lebensglück.‘

— — — — — — — — — —

Ganz denselben Zwiespalt in derselben Härte stellt Ibsen in anderer Form unter der Verkörperung von Heidentum und Christentum dar in seinem technisch nicht genug durchgearbeiteten ‚Kaiser und Galiläer‘. Hier zeigt er uns Julian als den Wiederhersteller der rein irdischen Harmonie des Lebens, wie sie am vollendetsten in der Griechenkultur angestrebt worden ist, das Christen-

tum hingegen als die kalte Forderung gänzlichen Absterbens von jeglicher Weltfreude, fortwährenden Verlangens nach Leid und Tod.

Natürlich geht Julian unter, damit auch für dieses Stück die Dissonanz gewahrt bleibt; denn so sehr Ibsen das wirkliche Erdenleben und irdischen Genuß als wonnig und verlockend darstellt, er hält sehr darauf, es dabei auch als unzureichend gegenüber den Anforderungen des Geistes nach Begründung einer autonomen Sittlichkeit, überhaupt einer rein abgeschlossen-irdischen Befriedigung hinzustellen.

So ruft denn Julian im Tode: ‚O Sonne, wie hast du mich betrogen!' Was auf gut deutsch sagen will: ‚O Erdenleben, so schön, so rätselhaft! Du bist nicht das, wofür wir dich halten; wir sehen erst nach dem Tode, daß wir „nicht gelebt haben", d. h. nicht richtig gelebt haben.'

Also stets derselbe Grundton, der nur mit wechselnden Modulationen uns vorgespielt wird, untermischt mit schrillen, anderen Tönen, in denen er seine Zweifel betreffs anderer Lebensprobleme, z. B. Ehe, soziales Mißverhältnis, erbliche Belastung, ausdrückt. Die Bezeichnung ‚Musik' ist überhaupt für Ibsens Art und Weise passend, weil man alles, was er sagen will, mehr fühlt und ahnt, als nach Ausdehnung und Inhalt klar bestimmen kann. *Ibsen hat über seine Ideen nicht so sehr klar und ruhig nachgedacht, als vielmehr bitter nachgegrübelt und sie in sich hinein- und hinausgewühlt* und sie folglich nur in unklaren, schemenhaften Umrissen wiedergegeben. Er ist wahrlich kein nüchterner, kalter Denker; er ist viel eher ein heißköpfiger Denker, ein Grübler, bei dessen phantasie- und geistvollen Dichtungen man über der schönen Form und den rätselhaften Gestalten manchmal vergißt, daß dem Dichter Kopf und Herz durchgegangen sind, und daß er selbst im Gefühl seines eigenen Unvermögens, durch methodisches Denken zu einem greifbaren Resultate zu gelangen, sich absichtlich möglichst in geheimnisvollen und vieldeutigen Ausdrücken bewegt.

III.

Dies bestätigt uns das Drama, dessen Titel wir als Ausgangspunkt unserer Besprechung genommen haben, und auf das wir jetzt ausschließlich unsere Aufmerksamkeit richten können.

Sehen wir uns zunächst dessen äußeren Verlauf an!

Professor Rubek kommt nach längerer Abwesenheit mit seiner Frau Maja in die norwegische Heimat zurück. Er ist ein älterer, distinguierter, berühmter Bildhauer; sie eine jüngere, lebenslustige Frau, die für den tiefer angelegten, von den Genüssen einer behaglichen Existenz nicht befriedigten Gatten kein Verständnis hat. In einem Badeorte treffen sie eine Dame, Irene, die einst Rubeks Modell gewesen, jetzt aber unter dem Schutze einer Diakonissin reist, weil sie der fixen Idee lebt, gestorben zu sein. Rubek erwacht nun zu dem Bewußtsein, durch Irene die ihm abgehende Lebens- und

Schaffensfreude wieder erhalten zu können, während Frau Maja von der Kraftnatur eines zufällig anwesenden Gutsbesitzers Ulfheim angezogen wird. Alle treffen sich im Hochland wieder. Rubek gesteht seiner Frau, er könne ohne Irene nicht glücklich sein, was Frau Maja schmollend, aber nicht schwermütig aufnimmt. Sodann erfahren wir durch ein längeres Gespräch zwischen Rubek und Irene beider Vergangenheit. Rubek spricht von seinem Meisterwerk, dem ‚Auferstehungstag', dessen ursprüngliches Modell Irene gewesen, das er aber nach ihrem Fortgang etwas anders gestaltet habe. Hier stößt Irene, die bei ihrer fixen Idee sonst sehr vernünftig spricht, einen Dolch nach Rubek, der es nicht merkt, zieht ihn aber zurück, als Rubek im Weitererzählen bemerkt, er habe sich selbst als Schuldbewußten in die Gruppe hineingemeißelt. Da erklärt ihn Irene ebenfalls für tot. Aber in beiden erwacht allmählich das Verlangen, beisammen zu bleiben, und sie steigen in einem plötzlichen Taumel der Vereinigungslust hoch hinauf zu den Schneegipfeln. Oben treffen sie Frau Maja und Ulfheim, die sich vor heranziehendem Schneesturm hinunterretten und wahrscheinlich sich dann die Hand reichen werden. Rubek aber und Irene werden von einer Schneelawine fortgerissen, und die herbeigeeilte Diakonissin ruft über sie den Segensspruch: ‚Pax vobiscum!'

Wer, ohne Ibsen zu kennen, dies Stück durchliest, wird nicht den Mut haben, zu sagen, er habe es verstanden, wenn er nicht auf dem Niveau jenes Publikums steht, das da am Schluß in die Hände klatscht und ruft: ‚Sie haben sich bekommen!'

Nein, viel natürlicher ist da die Ansicht, das Stück sei einfach ‚unmöglich', der Aufbau habe gar keinen Sinn, das Ganze sei reif für eine Persiflage.

Und doch hat gerade dieses Stück einen ganz eigenartigen Zauber für den rechten Ibsenleser. Es läßt darin der greise Dichter seine Lebensarbeit Revue passieren und geht gewissermaßen selbst den Weg, den er früher seine Personen, seine personifizierten Ideen hat gehen lassen.

Wir betrachten das Stück hauptsächlich, insoweit sich Ibsens Grundauffassung, von der wir bisher sprachen, hier zeigt und unsere Darlegung gerade hierin bestätigt wird.

Fassen wir zunächst die Hauptpersonen ins Auge!

Im Bildhauer Rubek erkennen wir unschwer den greisen, distinguierten Dichter selbst, der von allen Ehren und Genüssen, von ‚der ganzen Welt Herrlichkeit' unbefriedigt ist.

‚Habe vollauf an allen Dingen, die man sich nur wünschen kann, — wenigstens so nach außen hin.' ‚Ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß es meine Sache nicht ist, das Glück in untätigem Genießen zu suchen. Das Leben in der Weise genügt mir nicht, — mir und meinesgleichen. Ich muß daran bleiben, zu wirken, Werk auf Werk zu schaffen, ganz bis zu meinem letzten Tag . . .'

Er hat ein Meisterwerk geschaffen, den ‚Auferstehungstag'.

Der Grundgedanke aller Werke Ibsens, der aber, wie schon erwähnt, nicht in jedem Werk gleich deutlich sichtbar ist, kann ja so ausgesprochen werden: Wir Menschen sind auf Erden in einer Nacht der Ungewißheit und der Rätsel; wir ‚leben' eigentlich nicht, wir kranken alle an Schuldbewußtsein, erheben uns nicht zur inneren Harmonie in der natürlichen, irdischen Sphäre, zur sittlichen Autonomie, was Ibsen in seinem Sinne ‚leben' nennt.

Und so hat er uns einen ideellen Tag der Erlösung aus diesem dunklen Leben, aus der ‚Tiefe', symbolisch darstellen wollen, — zuerst, wie er sagt, durch eine weibliche Gestalt in jungfräulicher Schönheit, — wozu ihm Irene gedient.

Wer ist diese Irene?

Manche Erklärer Ibsens sahen in ihr das Leben, das der Dichter nicht bloß als Künstler hätte betrachten, sondern auch als Mensch ausnützen sollen. Und hierin lassen sie die tragische Schuld Ibsens bestehen.

Diese Erklärung scheint aber nicht durchführbar, wenn man sie zur Deutung der Einzelheiten hinzuzieht; sie scheint ‚tief', ist es aber nicht.

Das Leben als solches, mit allem, was es bietet, hat Ibsen ja auch als Mensch ganz ausgenützt, ist nicht nur als Künstler davor gestanden. Nein, er hat es eben ganz ausgenützt, durchgelebt, und es hat ihm nicht genügt. Dies gerade bedeutet sein Verhältnis zu Frau Maja mit ihrer gutmütigen, munteren, aber alltäglichen Natur. Maja kann nichts dafür, daß sie Rubeks Sehnen nicht ausfüllen, ihn nicht ‚ergänzen' kann, wie sie selbst sagt:

‚In so schweren Dingen könnte ich dir nicht dienen.'

Denn sie ist eben keine ‚Bergsteigerin'. Sie ist der Gegensatz zu Irene; beide können gerade durch ihre Gegenüberstellung am besten beleuchtet werden.

Irene hat eine ungleich höhere Bedeutung. Wir glauben, sie oft schon gesehen zu haben, freilich in verschieden poetischen Einkleidungen. Sie heißt Agnes in ‚Brand', heißt ‚Hilde Wangel' in ‚Bygmester Solneß', und in vielen anderen Stücken Ibsens könnten wir die von ihr repräsentierte Idee in dieser oder jener Personifizierung nachweisen. Alle sind sie geschaffen, modelliert nach einem Ibsen vorschwebenden Ideal: eine jugendkräftige, in sich selbst für alle ihre Handlungen den letzten sittlichen Halt und Grund findende Menschennatur, die harmonisch abgeschlossen, keine übersichstehende Autorität, keinen Druck, keine Verpflichtung als Gewissenslast kennt, sondern natürlich gut und edel in dieser eigenen, sittlichen Stärke die Quelle einer vollendeten Freiheit für ihre Handlungen besitzt.

Dieses utopische Bild war es, was dem Auge des so ideal angelegten, aber schon früh dem christlichen Glauben entfremdeten Dichters als eine Lösung vorschwebte der im konkreten Leben so scharf und gewaltsam sich kundgebenden Disharmonie des sittlichen und des sinnlichen Strebens.

Dies Ideal, das ja nach der Lehre des Christentums beim Menschen im Zustand der ersten Schöpfung teilweise verwirklicht gewesen war, dies wollte

Hendrik Ibsen der Welt vorhalten, dies allein ‚in seiner ganzen, jungfräulichen Schönheit'.

Aber er hat sich im Laufe der literarischen Tätigkeit diesem Vorhaben entzogen, hat es nicht so gewürdigt wie dieses — personifizierend gedacht — es selber gewünscht hätte. Er sah nämlich, daß dies Idealbild im Leben nicht ganz sich verwirklichen lasse, aber darin ein Element, und zwar noch in sehr modifizierter Form abgeben könne. Seine Gesamtauffassung bekam somit ‚einen gedämpfteren Ausdruck', — gerade wie Rubeks Bildwerk, — zumal durch das Hinzukommen derb realistischer Anschauungen, und so ist wie die Gruppe des durch das Leben gereiften Bildhauers, so auch Ibsens Lebenswerk dem ursprünglichen Plane nicht ganz gefolgt.

Hierdurch finden wir eine Erklärung, warum Irene, die personifizierte ideelle Menschenauffassung Ibsens, bei dem Berichte Rubeks aus Nacheluſt den Dolch zieht, aber ihn fahren läßt, wo sie in ihm den Schuldbewußten, also nach ihrem Standpunkt den ‚Toten' erkennt. Denn er ist ‚tot' für sie, weil er sich nicht erheben kann zu einem von Schuldbewußtsein nicht berührten Leben, da das alltägliche Leben der Menschen in ihren Augen ‚nicht leben' bedeutet.

Sie selbst ist ‚tot', weil Ibsen sie, sein ursprüngliches Ideal, zwar einen Moment benutzt, aber das Zusammensein mit ihr nur als eine ‚Episode' aufgefaßt, sie folglich ganz unterschätzt hat. Da hat er ihr ‚die Seele ausgeraubt', daran ist sie ‚gestorben'.

Hierin läßt Ibsen seine dramatische Schuld bestehen. Es ist eine Selbstanklage des grübelnden, melancholischen Dichters wegen einer Schuld, der gegenüber er sich gerade so verhält wie z. B. in ‚Rosmersholm' Pastor Rosmer. Die Tragik liegt für Ibsen nicht so sehr in einer großen objektiven Schuld, wie sie die meisten Dramatiker vor ihm als ein Hauptmittel zur Erreichung der tragischen Wirkung ihren Hauptpersonen unterlegen, sondern er verlegt sie in die nach seiner Auffassung so rätselhafte Tatsache, daß man sich überhaupt schuldig fühlen muß, daß ein unlösbares Problem in der tatsächlich vorhandenen sittlichen Disharmonie gegeben ist.

Und hier in unserem Fall stellt er ja auch ein wirkliches Zusammenleben mit Irene von vornherein als illusionär dar. Irene selbst sagt ja, sie hätte sich von Rubek nicht ‚berühren' lassen, sie hätte ihn ‚erstochen'. So ist auch die Klage: ‚Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen' als eine Klage aufzufassen über eine zwar ersehnte, aber in sich unmögliche, hoffnungslose Verwirklichung dieses Ibsenschen Menschennaturideals in irgend einem Sterblichen, einem existierenden Menschenkinde.

Nichtsdestoweniger klagt sich der greise Dichter darüber an, daß er sein einstiges, jungfräuliches Menschenideal zu wenig gewürdigt, ihm nicht in seinen Arbeiten diejenige Stellung eingeräumt hat, die ihm zugekommen wäre, sondern dem Realismus des Lebens zuviel entgegengekommen und die wirklichen Menschen, die ‚Tiergesichter' und ‚Nebenfiguren' viel mehr, als sie es verdient hätten, in seinen literarischen Werken berücksichtigt hat.

Er hätte sich nicht auf Schilderung und Verurteilung einzelner kleiner Erscheinungen des privaten und sozialen Lebens so viel verlegen sollen, sondern viel eindringlicher, viel plastischer sein jugendliches Lebensideal, die freie, harmonische Menschennatur, als zu erstrebendes Ziel schildern und verkünden sollen.

Denn jetzt, im Alter, erscheint dem auf sein Leben zurückblickenden Dichter gerade dieses jugendliche Ideal in seiner ganzen ‚jungfräulichen' Schönheit, aber als ein ‚gestorbenes', weil es gestorben ist infolge nicht genügender Berücksichtigung. So erklärt sich, wie schon erwähnt, die symbolische fixe Idee Irenes. Nun fühlt sich der Dichter durch die Erinnerung daran neubelebt, möchte wenigstens für die noch übrige Zeit sich wieder glauben machen, es sei nicht ‚gestorben', die dramatische Schuld könne zum Schluß seines Lebens noch gesühnt werden durch erneuerte Verkündigung seines ursprünglichen Menschenideales, durch Vereinigung mit ‚Irene'.

So läßt er sich denn selbst und sein Künstlermodell, die Personifikation des Höchsten, was seine jugendliche Lebensbegeisterung ihm vorgestellt, als Rubek und Irene noch einmal vereint emporsteigen ‚zum Licht und all der strahlenden Herrlichkeit, auf zum Berge der Verheißung', also in den Tod hinein!

Er bestätigt somit in diesem Drama von neuem die Unversöhnlichkeit, absolute Unvereinbarkeit seiner bekannten Gegensätze — der ideellen und wirklichen Menschennatur — in einer freilich sehr poetischen Form. Er ist diesmal selber, der düstere, zweifelnde, greise Dichter, dramatisch in das Totenreich gegangen, um zu sehen, ‚daß wir nicht gelebt haben'. Denn das ist es, was er uns als Trost in das Jenseits gibt, wenn ‚wir Tote erwachen'.

Das ist das Lebensbekenntnis Hendrik Ibsens. Sein ganzes Lebenswerk ist in seinem tiefsten Grunde nichts anderes als die in dramatische Form gekleidete Bankrotterklärung seines Versuches, eine moderne Lösung des rätselhaften Erdenlebens, speziell des Moralproblems, zu finden; es ist das verhüllte Bekenntnis: ‚Wir wissen nichts, wir leben und ‚leben' doch nicht, wir sind lebendige ‚Tote'.

Das ist gewiß: Wer selbst, hingerissen von der Sprache und all den Schönheiten, die so ein großes Talent bietet, sich der Lektüre Ibsens widmet und sich quält mit Zweifeln über die vom Dichter dargestellten Probleme, für den bringt sie nichts Gutes; denn für seine ‚Jünger' hat Ibsen zwar viel Altes als veraltet abgebrochen, aber ihnen nichts Besseres dafür geschenkt.

Wahrscheinlich hat Hendrik Ibsen viel gekämpft, viel gelitten, und ist sein Leben bei allen äußeren Ehrungen und Genüssen dahingegangen ähnlich wie das Pastor Brands, innerlich ‚gleich einem stürmischen Oktoberabend'.

Auf dem Gebiet rein literärer, sprachlicher Wirksamkeit und dem der Schauspiel-(Theater-)Technik hat dies Leben gewiß seine Spuren hinterlassen; aber gerade in der Hauptsache, die es anstrebte, neue Erkenntnisse, neue Wege anzubahnen in der Auffassung und Vertiefung unserer moralphilosophischen Begriffe, unserer großen, sozialen und ethischen Fragen, gerade in dem Punkte ist dies reiche Leben vergebens gelebt, vergebens durchstritten worden.

Und weshalb?

Es hat sich der grübelnde, über die vielen großen Rätsel des Lebens sowohl wie über dessen zahllose kleine Unzulänglichkeiten skeptisch gewordene, an klares, methodisches Denken nicht gewöhnte Melancholiker und Idealist nicht durchringen können zu einer versöhnenden festen Lebensauffassung. Er ist nicht zur Erkenntnis gelangt, daß derselbe Welterlöser, dessen liebevolle Gestalt in jedes Menschenherz hineinstrahlt, das ihn kennen lernt, schon längst die Antwort auf jene Fragen uns gegeben hat.

So bestätigt gerade das pessimistische Endergebnis der Denkarbeit Hendrik Ibsens — wenn von einem Endergebnis überhaupt gesprochen werden kann — nur die altbekannte Tatsache, daß außerhalb des Christentums absolut keine konsequente, befriedigende Erklärung von Pflicht und Schuld, überhaupt keine der wirklichen Menschennatur völlig entsprechende Ethik begründet werden kann. Denn auch die natürliche Moralphilosophie reicht z. B. nicht hin zur Erklärung der Fundamentalfrage, warum es überhaupt eine Schuld gibt.

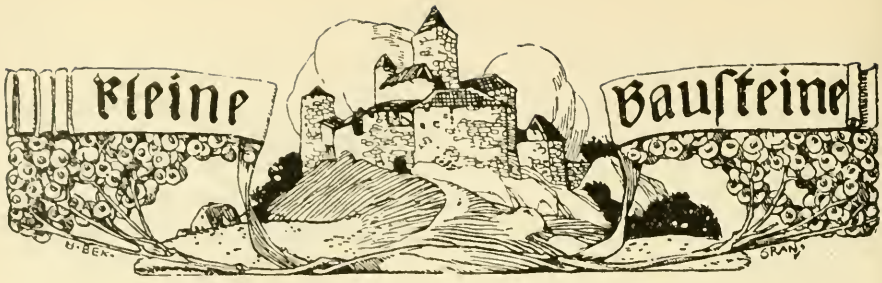
Sommer.

Ist so still der Sommertag:
Wie im tiefen Sich-Versenken
Wohl ein Herz nach Sturm und Schlag
Mag die Schritte heimwärts lenken.

Durch die Stille geh' ich hin
Zwischen Mohn und reifen Ähren,
Wartend, wie sich Herz und Sinn
In dem Sommersegen klären.

Und ich wandle wie im Traum,
Wie ein Sieger unter Kränzen;
Fern an meines Lebens Baum
Seh' ich goldne Früchte glänzen.

W. Lennemann.



Rembrandts religiöses und künstlerisches Glaubensbekenntnis.

Auch in der Geschichte der religiös-christlichen Kunst taucht Rembrandt als etwas ganz Neues, nicht Dagewesenes auf.

Man hielt ihn neben die Italiener, in denen man die Verkörperung der traditionellen religiösen Kunst erblickt hatte, und war verblüfft über den Unterschied. Man stand vor Rätseln. Da war nichts mehr von der alten Behandlungsweise, nichts innerhalb der beliebten Konventionen der Kunst. Die Erscheinung verlangte nach einer Erklärung. Man suchte nach ‚Gründen'. Sie sind ja, nach Nietzsche, so zahlreich wie Brombeeren. In der Abweichung Rembrandts von der traditionellen katholischen Auffassung religiöser Stoffe wollte man durchaus protestantischen Geist erblicken. Rembrandt sei der Maler des Protestantismus par excellence seiner ganzen Tendenz nach. Ihm hat an der letzten Jahrhundertwende Weizsäcker in dem großen Werke ‚Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts' einen langen Aufsatz gewidmet. Und der Verfasser des merkwürdigen Buches ‚Rembrandt als Erzieher' behauptet direkt: ‚Rembrandt war nicht nur ein protestantischer Künstler, sondern auch ein künstlerischer Protestant. Jedes seiner Werke sagt mit lauter Stimme: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.' Er sei der denkbar stärkste Gegensatz zu dem Katholiken Raffael, der die triumphierende Kirche verherrlichte, während Rembrandt die leidende behandelte und den Geist des Urchristentums richtiger getroffen habe. Neuerdings schrieb Karl E. Hackenberg eine Broschüre über ‚Rembrandt als Germane und Protestant'.*

Andere, außerhalb der Konfessionen Stehende, wollen in Rembrandts Auffassung des Christentums auf das soziale Moment den Nachdruck gelegt wissen. So R. Muther; so Theophil Gautier, der Rembrandts Darstellungen aus der hl. Schrift eine Armenbibel nennt. Und Hippolyte Taine eruiert aus Rembrandts Vorliebe für das Dunkle seine Neigung, in der moralischen Welt das Traurige, Düstere, Elende hervorzukehren und in dieselbe das milde, versöhnende Licht des Christentums und seines göttlichen Stifters hineinleuchten zu lassen. Daß die naturalistische Darstellungsweise der biblischen Szenen Anlaß gab, ihn als Vertreter eines allem Übernatürlichen feindseligen Rationalis-

* Leipzig, Baedecker 1906. Eine Bereicherung der Rembrandtliteratur bedeutet die wunderliche Schrift nicht. Dem pompösen Titel entspricht der Inhalt keineswegs.

mus, als Anhänger einer rein natürlichen Religion hinzustellen, sei nur nebenbei erwähnt.

John Ruskin hat den religiösen Bildern Rembrandts sechs Linien gewidmet. Er nannte seine Kunst gemein und gottlos. Wer die Urteile und deren Begründung in den ‚Modern painters' des vielberufenen Engländers kennt, wird sich über diese Absurdität nicht wundern. Genau das Gegenteil sagte Eugen Fromentin, der für das Verständnis des großen Holländers so viel getan hat. Für ihn ist Rembrandt ein Spiritualist, ein Metaphysiker.

Tot capita, tot sensus. Was ist der religiöse Künstler Rembrandt für uns, genauer gesagt, für uns Katholiken von heute? Ich stehe nicht an, in ihm einen Künstler zu erblicken, der sich den größten religiösen Meistern aller Zeiten getrost an die Seite stellen darf. Daß Rembrandt nicht Katholik war, fällt hier gar nicht ins Gewicht. Sein Genius spricht zu allen, seine Werke gehören allen, denen die Gnadengüter des wahren Christentums teuer sind. Auch wenn man das konfessionelle Moment in der religiösen Kunst nicht unterschätzt, darf man nicht als unerschütterliches Axiom hinstellen, daß nur ein katholischer Künstler es verstehe, zu seinen Glaubensgenossen in verständlicher Sprache zu reden, in ihnen die religiösen Gefühle auszulösen, die ihrem Empfinden entsprechen. Festzuhalten bleibt nur, daß die religiöse Kunst — ich habe hier nicht die kirchlich-kultische Kunst im Auge — als solche im Dienste der Offenbarung die Tatsachen des Christentums zur künstlerischen Erscheinung bringe, nicht in der beliebten ‚rein menschlichen' Auffassung so vieler Modernen. Man braucht hier nicht einmal an Uhde zu denken, den viele — mißverständlich — als Jünger Rembrandts bezeichnen; man ist ja seinen religiösen Bildern gegenüber bedeutend nüchterner geworden, wenn auch der Feind transzendentaler Kunst sich für sie nicht begeistern wird. Ich möchte in diesem Zusammenhange noch auf ein recht beherzigenswertes, für die Künstler beider Konfessionen geltendes Wort des Rembrandtdeutschen hinweisen: ‚Es ist falsch, Christus in der Auffassung von Strauß oder Renan zu malen; es ist sogar falsch, ihn in der Auffassung des durch die moderne Wissenschaft kritisch gesichteten Neuen Testamentes zu malen; es ist allein richtig, ihn in derjenigen Gestalt zu malen, welche sich aus der Lutherschen Bibelübersetzung und katholisch-kirchlichen Tradition heraus- und in die deutsche Volksseele hineinprojiziert hat. Der Volksglaube ist hier maßgebend. Und dies Bild ist . . . ein hehres, vornehmes, grandioses; ein Christusbild, welchem letztere Eigenschaften fehlen, bleibt darum trotz aller etwa sonst vorhandenen Vorzüge unwahr und verfehlt. Diejenigen Maler verstehen ihren künstlerischen Vorteil schlecht, welche einen Christus malen, nachdem er das wissenschaftliche Scherbengericht von heute passiert hat; sie stellen nicht ihn dar, sondern einzelne archäologische oder sentimentale Scherben seines Wesens.'

Auch Rembrandt war Naturalist. Besonders in der Frühperiode seines Schaffens war er es bewußt, schonungslos auch in den biblischen Bildern.

Angesichts der abstoßenden Gestalten des ersten Menschenpaares auf der technisch so bewundernswerten Radierung wird man etwa die hoheitsvolle Auffassung Michelangelos oder selbst des Genter Altarwerks schmerzlich vermissen. Auch für die religiösen Bilder standen Rembrandt die Leute seiner Umgebung Modell: die plumpen Holländer in ihrer schweren Tracht. Rembrandt war Holländer. Man kann sagen: nur Holländer, bodenständig wie keiner der malenden Zeitgenossen. Und für den einigermaßen mit der Kunstgeschichte Vertrauten besagt das alles. Er hat als Holländer gemalt. Als solcher ging er mit Absicht der Antike aus dem Wege. Er war ihr nicht so gram, wie das geistvolle Rembrandtbuch von Neumann es zeigen möchte; aber daß er unbeirrt von ihr seine Wege ging, sich ganz und gar als Schüler der Natur, der holländischen Natur, zum Eigenen ausbildete, ist die Großtat seines Genies. Er war eben Rembrandt. Er war es wieder in seinen religiösen Bildern. Ein durchaus Eigener.

Und jetzt ist es Zeit, etwas auf sein Glaubensbekenntnis einzugehen. Er habe zu der Sekte der Mennoniten gehört; so berichtet nicht etwa ein zeitgenössischer Landsmann, sondern der Italiener Baldinucci. Seiner Angabe folgten die meisten Rembrandtbiographen, neuestens auch Neumann. Ob aber des Ausländers Zeugnis genügende Beweiskraft besitzt? Rembrandts Gattin Saskia gehörte der kalvinischen Landeskirche an; ebenso seine Kinder. Wahrscheinlich war auch er Kalvinist; Wilhelm Bode und Valentiner neigen sich in allerjüngster Zeit dieser Ansicht zu. Aber wenn Rembrandt es auch war, so war er in den dogmatischen Sätzen des Kalvinismus nicht zu enge befangen. Sonst hätte er sich kaum an Darstellungen katholischer Heiliger gemacht. Sie sind zahlreicher, als der oberflächliche Kenner Rembrandts glauben würde. Er hat die heiligen Franziskus, Anastasius, Martin, Hieronymus (diesen häufig), Katharina, Stephanus, mit Pinsel und Griffel dargestellt. Es fehlte darum nicht an Stimmen, die ihn außerhalb jedes religiösen Bekenntnisses stellten. So sagt Max Schmidt: ‚Für die äußeren Formen der Bekenntnisse hat er offenbar nur insofern Interesse, als sie sich malerisch verwerten lassen. Unbefangen stellt er also Mariens letzte Augenblicke so dar, wie ein guter Katholik sie sich von jeher vorgestellt hatte.‘

Wie dem auch sei, jedenfalls nimmt Rembrandt unter seinen Glaubensgenossen eine besondere Stellung ein. Als Künstler vor allem, mochte er nun Mennonit oder Kalvinist gewesen sein. Es bleibt stets zu beachten, daß bei dem streng dogmatischen Charakter der kalvinistischen Orthodoxie der Niederlande — von den Remonstranten und den anderen Sekten gilt das Gleiche — nur ein außerordentlich geringes Interesse für religiöse Malerei bestand. Wer die holländische Kunst kennt, wird dies bestätigen und sich durch einige Ausnahmen nicht irre machen lassen. Nur Rembrandt steht isoliert da. In seinem Opus spielt das religiöse Moment eine hervorragende Rolle. Und dabei darf man nicht vergessen, daß nur die wenigsten seiner Bilder bestellt waren. Seine Vorliebe für religiöse Stoffe war rein persönlicher Art. Er wurde der Maler

der Bibel. Man mag in seinem Protestantismus für diese Vorliebe den Erklärungspunkt suchen, auch dafür, daß ihn alles und jedes in dem Buch der Bücher künstlerisch anregte. Allein aus dem Neuen Testamente zählt man von ihm gegen 350 Darstellungen; der große Katalag Hofstede de Groots wird seine staunenswerte Bibelkenntnis noch reicher erscheinen lassen, als sie bisher erschien. Was ihn von der älteren religiösen Kunst trennt, ist die Behandlung von Motiven, die früher gar nie in Betracht gezogen wurden. Es war nicht bloß die Freude am Gegenstand, die den genialen Amsterdamer zu künstlerischer Behandlung biblischer Motive trieb, auch nicht der Drang, auf den biblischen Darstellungen die im Amsterdamer Judenviertel gemachten Beobachtungen zu verwerten. Die wunderbare Innigkeit, der tiefe Empfindungsgehalt so vieler Bilder können nur aus einem rein religiösen Interesse heraus erklärt werden.

Neumann hat in seiner Rembrandtbiographie die These verfochten, daß man aus dem Werk des Künstlers nicht auf seine religiöse Gesinnung schließen dürfe. Er führt eine Ansicht aus Schnaases niederländischen Kunstbriefen ins Feld, nach welcher der religiöse Charakter der Kunstwerke mehr von ihrer Zeit als von ihren einzelnen Urhebern abhänge. Aber steht nicht Rembrandt in seiner Zeit als eine besondere Erscheinung da; als einer, der unbekümmert um die andern, seine eigenen, neuen Wege ging? Können Werke von so tiefer, schlicht frommer, innerlicher Empfindung, wie sie uns, zumal in den Erzeugnissen der Rembrandtschen Schwarzweißkunst, so zahlreich entgegentreten, aus einer Lüge geboren sein? So wenig wie die Madonna von San Sisto! Rembrandt war kein Freidenker. Gläubig hält er alles für wahr, was in der Bibel steht; an kleinen Einzelheiten seiner Werke kann man das nachweisen. Christus ist für ihn der Gottessohn. Christi Wunder stehen für ihn über allen Zweifel erhaben da.

Man sieht nun, wenn man ganz unbefangen Rembrandt genießen will, nicht ein, inwiefern seine Auffassung der evangelischen Tatsachen in direktem Widerspruch mit dem religiösen Empfinden des Katholiken steht. Ich kann die Auffassung Ansgar Pöllmanns nicht teilen, wonach Rembrandt in seinen religiösen Bildern Rationalist sein soll.*

Zum Teil treffend charakterisiert Wilhelm Bode die religiöse, von echt christlichem Geiste getragene Eigenart Rembrandts: ‚Die bestrickende Mystik des Mittelalters, das Hochstrebende und doch Insichabgeschlossene der gotischen

* Vom Wesen der hieratischen Kunst, Beuron 1905, S. 14. P. Sörensen S. J. urteilt in seiner Kunstlehre, 4. Bd. (Freiburg 1901), S. 91 f. und 140 ff., ganz anders als der geist- und temperamentvolle Beuroner Benediktiner, den der Eifer für die Kunstbestrebungen seines Hauses andern Erscheinungen gegenüber zu befangen macht. Sörensen spricht von zahlreichen Rembrandtschen Radierungen, ‚die in echt gläubigem, um nicht zu sagen katholischem Geiste konzipiert sind'. Vergl. auch die verständige Würdigung des Einsiedler Benediktiners P. Kuhn in seiner monumentalen allgemeinen Kunstgeschichte, 35. Lieferung, S. 966 ff.

Dome mit ihrem zauberhaften Helldunkel, die tief religiöse Stimmung dieser Kunst ist auch ihm eigentümlich; aber Rembrandt strebt nicht mehr nur nach oben, verliert sich nicht ins Unendliche, sucht die höchsten Ziele nicht außerhalb des Menschen, sondern er erkennt das Göttliche im Menschen selbst, findet Frieden und Beruhigung im eigenen Herzen. Es ist eine ganz eigene Mystik, die aus den Gemälden des großen Holländers wie aus seinen Skizzen mit Stift und Radiernadel zu uns spricht: Kein überirdisches Rauschen wie in den mächtigen, weihrauchdurchwehten Hallen gotischer Dome, kein fanatisches Streben nach Abtötung des Fleisches in Gedanken an ein schöneres Jenseits, sondern die stille Befriedigung in der Arbeit, im Leben für die Mitmenschen, die Mystik der Liebe, die in der Zuversicht auf die Vorsehung auch in der bescheidenen Hütte Einzug hält, selbst aus den häßlichsten Zügen, aus den tief gefurchten Zügen des Alters beseligend zu uns spricht.'*

Vor allem darf man bei der Beurteilung der religiösen Bilder Rembrandts nicht außer acht lassen, daß es sich hier nicht um Kunstwerke handelt, die kirchlich-kultischen Zwecken dienen. Es ist keine ‚hieratische' Kunst im Sinne des Beuroners Pöllmann. Nicht die Art von Rubens. Rembrandt malte keine kirchlichen Repräsentationsbilder mit bestellter und gewollter hieratischer Tendenz. Deshalb geht es nicht an, zu sehr den Gegensatz zu urgieren zwischen seiner innerlichen, sagen wir rein privaten, persönlichen Art und der auf die Massenwirkung berechneten Auffassung und Darstellung der Italiener oder des südniederländischen katholischen Barocco, Rubens und Van Dyks, deren Kunst von ganz anderen Gesichtspunkten aus beurteilt werden muß. Das Bestreben, Rembrandt ausschließlich für die religiöse Neuerung zu reklamieren, ist, so deucht uns, aus dem Wunsche erwachsen, der von katholischer und auch von anderer Seite vielfach geäußerten Behauptung von der Kunstfeindlichkeit der Reformation entgegen zu treten; diesem Wunsche entsprechend hat man auch Dürer und Holbein, die, rein psychologisch betrachtet, noch auf altem, katholischem Kunstboden stehen, als protestantische Künstler gefeiert, hat man — so Woltmann — sogar Peter Cornelius mit der Reformation in ideelle Verbindung gebracht. Weil der Protestantismus für viele Leute die einzig mögliche Voraussetzung für unsere moderne, besonders die germanische Kunst ist, weil dann Rembrandt als der erste moderne Maler gilt, sei er durchaus als Maler des deutschen Protestantismus zu betrachten. Wer vermag aber zu beweisen, daß die Kunst Rembrandts und seiner Nachfolger nicht dieselben Bahnen eingeschlagen hätte, auch ohne daß die Glaubensneuerung dazwischen getreten wäre? Die Kunstgeschichte zeigt uns im katholischen Spanien und Italien parallele Erscheinungen, ja direkte Vorläufer derselben Richtung: Velasquez und Caravaggio. Und Rubens wäre wohl auch Rubens geblieben, wenn in den spanischen Nieder-

* Bode, Rembrandt und seine Zeitgenossen, Leipzig 1906, S. 5. Dem Protestanten Bode muß man manche Wendung in dieser Auslassung zugute halten, mit der man nicht einverstanden zu sein braucht.

landen die Reformation Wurzel gefaßt hätte; nur wäre seine monumentale kirchliche Malerei in Wegfall gekommen. Sein Katholizismus änderte nichts an seiner kraftstrotzenden, durch und durch germanischen Künstlerart, die durch die Beeinflussung der Renaissance nicht verwischt wurde. Nur wenn man auch in Sachen der Kunst die konfessionellen Gegensätze über Gebühr betont, kommt man dazu, die religiösen und nationalen Differenzen in unzutreffender Weise zu vergrößern.

Von den Eycks führt eine gerade Linie zu Rembrandt. Was sie begonnen, hat er vollendet. Er ist Realist wie diese und echt christlich wie diese. Nur arbeitet er mit anderen Mitteln.

Wer darstellen wollte, wie das Übernatürliche, das Transzendentale der Religion Jesu seit den ersten Versuchen christlichen Kunstschaffens bis auf die Gegenwart von den Menschen der verschiedenen Kunstepochen im mühsamen Tasten und Ringen künstlerisch zum Ausdruck gebracht wurde, der müßte mit Rembrandt einen neuen Abschnitt beginnen. Die Sprache der Form ersetzt er durch die Sprache des Lichtes. Um bei der geschichtlichen Wahrheit zu bleiben: er erfand diese Sprache nicht. Correggio und die italienischen Barockkünstler hatten schon vor ihm sich ihrer bedient, aber erst Rembrandt hat den Zweck der neuen Mittel in vollem Umfange erkannt und sie entsprechend gerade in seinen religiösen Bildern mit wunderbarem Erfolge angewandt. Richard Muther sagt es trefflich: ‚Es ist nichtssagend, ihn den Meister des Helldunkels zu nennen, da viele andere, schon Correggio, sich äußerlich die gleichen Probleme stellten. Das Ausschlaggebende ist, daß Rembrandt als erster auf die geheimnisvollen Fäden hinwies, die zwischen dem Charakter des Stoffes und der Beleuchtung bestehen, auf die Fäden, die die rein physischen Empfindungen von Schatten und Licht mit den psychischen Empfindungen von Trauer und Freude, von Schmerz und Ruhe verbinden. Schon aus dem Ton des Ganzen, aus dem Symbolismus der Farbe entwickelt sich das Unsagbare der Stimmung.‘ Nun betrachte man, wie Rembrandt, der religiöse Maler, von diesen Mitteln Gebrauch macht.

Das führt uns wieder auf seinen Naturalismus. Seine heiligen Personen haben, für sich allein betrachtet, nichts, gar nichts von der äußerlichen Würde und dem Formenadel an sich, ohne welche der in den Konventionen der traditionellen Kunst befangene Laie sich die über alles Erdhafte erhabenen Gestalten nicht recht zu denken vermag, nicht einmal seine Christusbilder, wenn man den großen Ecce homo (Radierung) ausnimmt, dessen gewaltige Erscheinung auf den zehnjährigen Peter Cornelius einen unauslöschlichen Eindruck machte. Auch was uns der Künstler aus dem Evangelium erzählt, sind, rein gegenständlich besehen, Bilder aus dem Volksleben, aus dem Leben des holländischen Volkes mit seinen kleinen Freuden und drückenden Leiden. Er übertrug ‚den Urtext der Heiligen Schrift in schlichte holländische Prosa, und die Wunder des Orients gestalteten sich in seiner Vorstellung wie in seiner Darstellung zu wirklichen Lokalbegebenheiten und wahren Geschichten‘.

(Kolossi.) Aber unter seiner Wunderhand verwandelt sich diese schlichte Prosa in die reinste, erhabenste Poesie. Er scheint nur die trübe, einförmige, nebelige Natur des Nordens zu malen; aber dadurch, daß er die Poesie des Lichtes zu Hilfe nimmt, diese einfache, so naheliegende Form, in der die Natur sich selbst verschönt, bedarf er keiner gekünstelten Erhöhung, keiner Idealisierung. Die Idealisierung durch das Licht genügt sich selbst. Alles Geistige, Visionäre, Ätherische, Übernatürliche kommt bei der neuen Technik zu größerem Rechte. Es wird wahrer. Es packt und überrascht. Es greift ins Innere des Gemütes und weckt die schlummernden Kräfte der Seele. Es führt den ahnungsvoll erschauernden Menschen ins Heiligtum hinein.

Man nehme das Hundertguldenblatt: ein Lichtstrahl verkündet mehr als eine Fülle von Formen. Wie göttlich und erhaben steht der Heiland da in der Lichtflut, unter deren Glanz die herben Gesichtszüge verschwinden, wie verklärt vor dieser Menge der Armen und Mühseligen, der Enterbten und Elenden, die gläubig zu ihm hinströmen! Oder man betrachte die unvergleichlichen Emmausjünger des Louvre; die große Erweckung des Lazarus (Radierung); das gewaltige Haager Gemälde, das Simeon im Tempel darstellt! Man halte Correggios berühmte hl. Nacht (Dresden) neben die Münchener Hirtenanbetung! Wie äußerlich wirkt dort bei aller Raffiniertheit des großen italienischen Koloristen die Lichtbehandlung, während von Rembrandt her ein warmer, diskreter Zauber dem Beschauer entgegenweht! ‚Alles ist schlicht und still, herzlich und einfach. Dem Christkind, das im Glanze der Gottheit strahlt, nahen sich beinahe zaudernd die Hirten. Hie und da beleuchtet ein Strahl des göttlichen Lichtes die rauhen Gestalten, die aus dem Dunkel auftauchen, wo es lebt und webt, als ob Engelsfittige durch die Lüfte rauschten.‘ Noch ein Bild greife ich heraus aus der unendlichen Fülle: die Münchener Kreuzabnahme, nach der er später die berühmte Radierung anfertigte. Wie ordinär scheint auf den ersten Blick der tote Korpus! Das ist nicht der Held, den Rubens sterben ließ. Ein stiller Dulder, an dem ‚weder Gestalt noch Schöne war‘, — auch hier folgt Rembrandt getreu dem Worte der Schrift, — sinkt vom Pfahl der Schande herab; eine Leidensgestalt voll Blut und Wunden, vom Todesschmerz verzerrt. Aber aus der dunkeln Höhe bricht ein Strahl von Hoffnung durch, ein überirdischer Lichtglanz verklärt die düstere Gruppe und bringt Leben in das Bild des Todes. Der zauberhafte Glast, der sich auf dem Leichnam sammelt, verkündet unwiderleglich: Dieser Mann war Gottes Sohn. So ist die Kreuzabnahme echt menschlich, bei allem erschütternden Naturalismus göttlich und eminent malerisch.

Auch Ribera und Zurbaran waren Naturalisten, und die Sprache ihrer herben Bilder, ihrer Martyrien ist erschütternd, aber kein mildes, göttliches Licht gießt seinen Zauberglanz über die düsteren Schrecken. Man betrachte das Darmstädter wunderbare Geißelungsbild Rembrandts oder die große Radierung der drei Kreuze, und man staunt, was der geniale Meister durch die wundersame Kraft des Lichtes aus so furchtbaren Szenen gemacht hat.

So gipfelt Rembrandts religiös-künstlerisches Können im alles verklärenden Lichte. Es hat seinen herben Naturalismus gemildert und den Zauber tiefinnerlichen, frommen Empfindens darüber gegossen, die rauhe Natur in göttliche Sphären erhoben, das Übernatürliche versinnlicht. Nicht überall allerdings. Gar manchmal zieht der Künstler die heiligen Gestalten doch zu tief in die gemeinen Niederungen des Erdendaseins herab, in einer Weise, die unser gläubiges Empfinden verletzt. So in einigen Radierungen der hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten und sonst an verschiedenen Orten. Mitunter war es dem Maler, dessen Wesen unendlich viele Fäden mit der Natur draußen um ihn verknüpften, um das rein Stoffliche zu tun; es reizte ihn irgend ein technisches Problem, hinter dem das gedankliche Moment zurücktrat. Auch der Künstler ist nicht immer zum Beten aufgelegt.

Aber das soll uns die Freude nicht verderben an Rembrandt, dem religiösen Maler, dessen religiöses und künstlerisches Glaubensbekenntnis in vorstehenden Zeilen darzulegen versucht wurde. Möglich, ja wahrscheinlich, daß diese kurzen Ausführungen nicht überall Anklang finden hüben und drüben. Die von rein religiösen Motiven getragene Kunst des großen Holländers war für unsere Auffassung maßgebend. Weizsäcker selber gesteht: Rembrandt gehört der Welt. Nicht allen ist seine Art lieb. Mit seinem eigenen Maße muß man ihn messen, sich liebevoll in ihn versenken auch da, wo er schwer verständlich ist. Dann wird man auch den Ausspruch des Rembrandtdeutschen verstehen: ‚Wer die biblischen Bilder von Rembrandt verstanden hat, kann nie wieder ganz unfromm werden.‘

Dr. Luzian Pfleger.

Robert Schumann.

(Zum fünfzigjährigen Todestag des Meisters am 29. Juli.)

Die neuen Bahnen, welche die Musik seit dem Auftreten Wagners, Liszts und der Neudeutschen eingeschlagen hat, bedeuteten für manche wenig ältere künstlerische Erscheinung eine verhängnisvolle Gefahr. Namentlich aus der der großen Reform unmittelbar vorhergehenden, sie gewissermaßen aus sich gebärenden romantischen Schule sind infolge des Umschwungs Künstler rascher Vergessenheit anheimgefallen, welche nicht nur den Zeitgenossen als Berühmtheiten ersten Ranges galten, sondern auch durch den Wert und die historische Bedeutung ihrer Werke wohl Anspruch auf dauernde Würdigung hätten. Daß Robert Schumann vor diesem Schicksal bewahrt wurde und auch heute noch neben Wagner und den Modernen als Kapazität gilt, ist ein Beweis für seine überragende Genialität. Freilich, nicht jede Seite seiner schöpferischen Tätigkeit ist noch gleich frisch und lebendig; manche Gebiete seiner Kunst sind uns ganz fremd geworden; andere haben wenigstens viel von dem Glanz, den sie einst verbreiteten, eingebüßt; im ganzen aber rangiert der Meister, was praktische

Bedeutung für das moderne Repertoire anlangt, auch heute noch mit in erster Reihe.

Indessen denken wir, wenn wir des Meisters Namen hören, doch in erster Linie an den Liederkomponisten Schumann, und als Liederkomponist hat der Künstler zweifellos auch die historisch bedeutendste Rolle gespielt. Der Charakter des Schumannschen Liedes ergibt sich von selbst aus dem Leben und der künstlerischen Entwicklung des Meisters. Bis in sein einunddreißigstes Jahr hat sich Schumann nur sehr vereinzelt mit dem Liede beschäftigt. Seine ersten bedeutenderen Liedschöpfungen fallen in die Zeit seiner Verlobung mit Klara Wieck und die Flitterwochen der jungen Ehe: die Liebe hat ihm die Zunge zum Gesang gelöst, und ein hohes Lied auf die Macht der Liebe ist darum auch ein überwiegender Teil des Schumannschen lyrischen Schaffens. Man denke nur an Zyklen wie ‚Frauenliebe und Leben' op. 42, ‚Dichterliebe' (Heine) op. 48 oder an die Kompositionen aus Rückerts ‚Liebesfrühling' op. 37 u. a. Schumanns Liebeslyrik schlägt aber, weit entfernt von jeder Sinnlichkeit oder Leidenschaft, einen ganz charakteristischen keusch-fraulichen Ton an, einen Ton, wie ihn nach ihm nur Cornelius in seinem Zyklus ‚Brautlieder' noch einmal zu treffen wußte. Doch darf man Schumann nicht einseitig schelten; denn neben dem Liebesgesang hat der Meister noch hinreichend andere Stoffgebiete betreten und dadurch die reiche Ausdrucksfähigkeit seiner Tonsprache erwiesen. Bezüglich der technisch-musikalischen Fassung lassen sich ungefähr drei Gruppen bei Schumanns Liedern unterscheiden. Die erste Gruppe zeichnet sich durch eine besonders großzügige Melodik der Singstimme aus (z. B. ‚Liebesbotschaft' oder ‚Stille Tränen'); eine zweite Gruppe dagegen ergeht sich in kürzeren melodischen Bildungen (z. B. ‚O Sonnenschein!' oder ‚Allnächtlich im Traume'); es sind das meist mehr volkstümlich gehaltene Lieder und Romanzen; eine dritte Gruppe endlich hat in der Singstimme überhaupt keine ausgewachsene Melodie, sondern nur melodische, rezitativähnliche Floskeln, d. h. die Singstimme ist in überwiegendem Maße deklamatorisch gehalten, und das musikalische Hauptgewicht fällt auf die Klavierbegleitung (z. B. ‚Der Nußbaum'). Dies ist die wichtigste Art des Schumannschen Liedes; denn hier knüpft das nachwagnersche Lied an; diese Form bildet der geniale moderne Liedermeister Hugo Wolf weiter. Für diese letztere Gestaltung des Liedes war für Schumann von ausschlaggebender Bedeutung, daß er als vollendeter Klavierkomponist an die Liedkomposition ging; ihm, der sich mehrere Jahre lang ausschließlich der (meist poetisierenden!) Klavierkomposition gewidmet hatte, mußte es natürlich nahe liegen, auch den instrumentalen Part des Klavierliedes reicher und reicher zu behandeln; so schuf er in seinen Liedern jene Art der sinfonisch selbständigen Begleitung des Gesangs, welche für die Zukunft so bedeutend wurde, und welche — mutatis mutandis natürlich — auch im Wagnerschen Musikdrama eine so wichtige Rolle spielt. Im Zusammenhang mit dieser Bereicherung des instrumentalen Teils des Liedes steht auch Schumanns Behandlung des ‚Nachspiels'. Zwar ist natürlich das Nachspiel, welches am

Schluß des Gesanges die Stimmung noch durch rein instrumentale Wirkungen vertieft, nicht von Schumann ‚erfunden' worden, sondern findet sich vereinzelt schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; allein die ungemein poetisch-sinnige Weise, wie sich der Meister dieses Kunstmittels bedient, ist sein Eigentum. Das schönste Beispiel bietet der Zyklus ‚Frauenliebe und Leben'; das Nachspiel des letzten Liedes: ‚Nun hast du mir den ersten Schmerz getan' klingt mit tiefster poetischer Wirkung an den Anfang des ganzen Zyklus an; wie eine Vision des vergangenen Glücks grüßen leise die Töne jenes ersten Liebesliedes in die schmerzliche Gegenwart herüber. Es ist das eine interessante Art der Verwendung des Leitmotivs. Oft bringt aber Schumann im Nachspiel musikalisch ganz neue Gedanken, mit denen er die durch den Gesang gegebene Stimmung festigt, vertieft oder selbständig weiter führt.

Nicht die ganz gleiche Bedeutung wie die einstimmigen Lieder haben die Duette und mehrstimmigen lyrischen Kompositionen des Meisters. Namentlich die eigentlichen Chorlieder sind manchmal ohne rechten melodischen Fluß und auch klanglich zu wenig reich. Vorzüglich sind indessen die Chöre für Frauenstimmen op. 69 und op. 91, ferner einzelne Männerchöre, in denen die polyphone Kunst des sechzehnten Jahrhunderts wieder aufzuleben scheint. Eine eigenartige Form des Liederzyklus bietet das gerne gesungene ‚Spanische Liederspiel' mit seiner Mischung von ein- bis vierstimmigen Liedern, wobei die Wahl der Stimmenzahl poetisch stets wohl motiviert ist; nicht zu übersehen ist auch die feine Zeichnung des Lokalkolorits. Wo man von dem Lyriker Schumann spricht, darf man endlich nicht vergessen, seiner Kinderlieder Erwähnung zu tun. Die große Einfachheit, welche der Zweck derartiger Stückchen bedingt, hat den Meister nicht gehindert, musikalisch wirklich wertvolle und oft ganz köstliche kleine Kunstwerke zu schaffen, die aber heute in der Kinder- und Erzieherwelt lange nicht die verdiente Beachtung und Verbreitung finden.

Von Schumanns Instrumentalmusik hat heute die Klaviermusik eine alle anderen Werke weit überragende Verbreitung und Bedeutung gewonnen. Mit Recht, denn hier offenbart sich der geniale Künstler am unmittelbarsten und eigensten. Schumann war einer der ersten, der Chopins Werke in Deutschland verbreitete; eine Einwirkung Chopins auf Schumanns Klaviermusik läßt sich deshalb nicht verkennen, allein sie äußert sich mehr im Technischen, in der Harmonik und Rhythmik. Der geistige Gehalt ist bei Schumann entschieden deutsch, und dadurch wahrt er sich dem genialen Polen gegenüber die nötige Selbständigkeit. Neben Chopin wirkte auf den Stil unseres Meisters vor allem Berlioz' phantastische Musik, daneben Schuberts sinniges Wesen und der Mystizismus Bachs und des ‚letzten Beethoven'. Die romantische Natur des Komponisten selbst aber kommt nirgendwo so frappant zum Ausdruck als in seiner Klaviermusik, die ja oft genug durch poetisierende Anlehnung an romantische Dichtwerke auch äußerlich gekennzeichnet wird. (‚Kreisleriana' knüpft an E. Th. A. Hoffmann an, ebenso die verschiedenen Maskenstücke an Jean Pauls ‚Flegeljahre' ꝛc.) Dabei leistet Schumann das Bedeutendste in

den knappen und kleinen Formen; die breiter angelegten Stücke — unter den Klaviersonaten z. B. die oft gehörte in fis-moll op. 11 — sind trotz hoher einzelner Schönheiten im ganzen oft etwas unfertig und unreif. Am besten gelingt die breitere Formgebung in Variationensätzen. Im kleinen poetisierenden oder lyrischen Klavierstück aber ist Schumann unübertrefflicher Meister; auf diesem Gebiet hat er die bei Mendelssohn und Schubert sich vorfindenden Ansätze ungemein bereichert und bahnbrechend Schule gemacht. Von Schumanns Kammermusik verraten die drei Streichquartette mit ihrer fließenden und glatten Liebenswürdigkeit am entschiedensten den Einfluß Mendelssohns; das berühmte Klavierquintett op. 44 ist wohl eines der besten Kammermusikwerke nach Beethoven; es zeugt von genialer Formbeherrschung, großer Frische und Kraft der Erfindung und trefflicher Verwertung der klanglichen Mittel. Der letzte Satz zeigt den Einfluß Bachs; genial ist das Scherzo, wirkungsvoll der Kontrast zwischen dem lebensvollen ersten Satz und dem unheimlich gespenstischen folgenden Trauermarsch.

Beinahe ebenbürtig diesem Werk ist das Klavierquartett op. 47, namentlich in dem herrlichen kantablen Andante. Den vier Sinfonien Schumanns fehlt es etwas an der großzügigen Konzeption, die jedes ausgedehntere Orchesterwerk unbedingt braucht; sie geben sich oft etwas zerstückelt, manchmal ganz genrehaft; auch besaß Schumann kein sonderliches Talent für die Instrumentation, namentlich ist seine Bläserbehandlung zu dick. Die erste Sinfonie in b-dur ist ungemein rasch geschrieben, was sich in der ganzen Anlage mit den vielen schleppenden Wiederholungen unangenehm geltend macht; in der d-moll-Sinfonie läßt Schumann im Anschluß an Mendelssohns ‚Schottische Sinfonie' und an Berlioz die Sätze ohne Pause auf einander folgen und die Themen leitmotivisch durch das ganze Werk durchgehen, eine Vorbildung der ‚sinfonischen Dichtung'. In der c-dur-Sinfonie zeigt sich Schumann als der weltentfremdete Grübler; starke Bachsche Einflüsse in der Einleitung, im Adagio und Finale; dabei läßt sich aber ein gewisser Zug des Mühseligen, Gezwungenen, Schleppenden, ein Nachlassen der Gestaltungskraft nicht verkennen, namentlich in der stark melismatischen Natur der Durchführungen. Noch mehr macht sich das in der vierten Sinfonie (es-dur) geltend, die man beinahe als ‚Präludien des Wahnsinns' bezeichnen kann; der Dämon, der ihn alsbald in die Nacht hinunterziehen sollte, stand hier bereits nahe bei unserem Künstler, und der vierte Satz wirkt wie ein tief ergreifender Kampf zwischen dem Menschen und dem unheildräuenden Geschick. Nur der zweite Satz ist wie ein Lichtblick aus besseren Tagen und gehört zu den besten und vollendetsten Leistungen unseres Meisters. Diese es-dur-Sinfonie ist übrigens als Programmusik entworfen worden und sollte die Eindrücke einer Rheinreise schildern; doch wurden die poetisierenden Überschriften der einzelnen Sätze vor der Veröffentlichung unterdrückt; ähnlich verhält es sich mit der b-dur-Sinfonie, die anfangs den Titel ‚Frühlingssinfonie' trug. Hierher gehört noch ein ursprünglich als ‚Sinfonietta' bezeichnetes sinfonisches Fragment, heute meist als ‚Ouvertüre, Scherzo und Finale' bekannt.

Die Struktur ist locker und skizzenhaft, der Inhalt ziemlich unbedeutend. Am besten ist das Scherzo sowie die fein koloristische Einleitung des Ganzen.

Von sonstigen größeren Instrumentalwerken Schumanns hört man öfters noch das Klavierkonzert in a-moll, das eine gewisse Mittelstellung zwischen Chopin und Brahms einnimmt; das Orchester kommt dem Solisten gegenüber weit mehr zur Geltung als bei Chopin, ohne indessen bis zu der Gleichberechtigung fortzuschreiten, der zufolge man Brahms Klavierkonzerte als ‚Sinfonien mit obligatem Klavier' bezeichnen kann. Das Konzert für vier Hörner und Orchester, eine ganz interessante Neubelebung des alten concerto grosso, ferner die poetisierenden Ouvertüren ‚Braut von Messina' und ‚Herman und Dorothea' spielen nur eine untergeordnete Rolle im Repertoire.

Ganz verschollen ist heute Schumanns einzige Oper ‚Genoveva'. Bei seiner absolut lyrischen Veranlagung fehlte dem Meister jene gedrungene Schärfe und Plastik der Ausdrucksweise, die für den Dramatiker unerläßlich sind; so enthält die Oper eine Menge wunderschöner Musik, die aber auf der Bühne ihre Wirkung vollkommen versagt. Formell schließt sich Schumann an Webers ‚Euryanthe' an und geht einen Schritt weiter in der Verschmelzung von Rezitativ und Arioso. Das wertvollste ist die Ouvertüre sowie einige kleinere lyrische Partien. Auch der Musik zu Byrons ‚Manfred' fehlt es an rechter Bühnenwirkung; indessen sind hier die Melodramen, namentlich Manfreds Abschied von der Sonne, ungemein stimmungsvoll. Die Ouvertüre ist ebenfalls vorzüglich und dabei ausnahmsweise hervorragend gut instrumentiert.

Von Schumanns größeren Chorwerken hat ‚Paradies und Peri' heute fast volkstümliche Verbreitung erlangt. Das Werk ist des Meisters erste Komposition für Chor und Orchester und weist, wenn man das bedenkt, eine ungemein große Technik in der Behandlung der Mittel auf. Die lieblich schöne, nur in manchen Partien des dritten Teils etwas eintönige Musik findet an der zarten poetischen Dichtung eine bedeutende Stütze. Das ähnliche jüngere Werk ‚Der Rose Pilgerfahrt' ist dichterisch wie musikalisch viel schwächer und spielt auch heute nur noch eine untergeordnete Rolle.

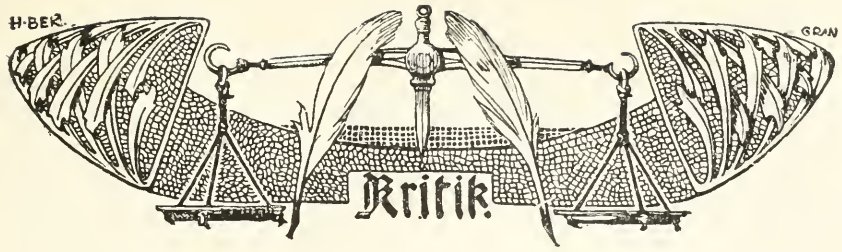
Großes Interesse bringt man dagegen neuerdings wieder den ‚Faustszenen' Schumanns entgegen, die in oratorienhafter Behandlung Fragmente aus der Goetheschen Dichtung bringen. Unser Meister fühlte sich dabei seinem ganzen Naturell nach vor allem von der geheimnisvollen Mystik des zweiten Teils der Tragödie angezogen; dies sind die musikalisch besten Partien des Werks. Die Innigkeit der Schumannschen Melodik, sein Harmonienreichtum und die diesmal sehr geschickte und feine Ausnützung der orchestralen Klangfarben feiert hier wahre Triumphe, und das träumerisch sanfte, oft etwas verschwommene Dämmerlicht des Schumannschen Kompositionsstils, das der Oper zum Verhängnis werden mußte, paßt hier trefflich zur Situation. Auffallend schwach ist bei diesem Werk die Ouvertüre, und die Chorbehandlung gibt sich, wie so oft bei Schumann, oft zu klaviermäßig oder orchestral. Dies ist auch der Hauptmangel der nicht zahlreichen Kirchenkompositionen des Meisters,

unter denen die erhabene, echt romantische C-moll-Messe mit Orchester den ersten Rang einnimmt. Das nachgelassene Requiem enthält neben künstlerisch vorzüglichen Partien zuviel italienische Trivialitäten, um eine einheitliche Wirkung erzielen zu können; auf der Grenze zwischen geistlicher und weltlicher Musik steht die nach einem Rückertschen Text komponierte Motette ‚Verzweifle nicht im Schmerzenstal!', die namentlich wegen ihrer musikalischen Form — sie ist für doppelten Männerchor geschrieben — Beachtung verdient.

Bei einer künstlerischen Würdigung Schumanns darf man nicht vergessen, auch seiner musikschriftstellerischen Tätigkeit zu gedenken, die er als Begründer und mehrjähriger Redakteur der ‚Neuen Zeitschrift für Musik' entfaltete. Hier hat er namentlich durch die Propaganda für Berlioz und Chopin sehr fruchtbar gewirkt und in dem berühmten Artikel ‚Neue Bahnen' mit prophetischem Seherblick die Künstlerschaft des jungen Brahms der Welt verkündet. Großes hat er auch für die volle Entdeckung und Erschließung der Kunst Schuberts geleistet, und seine scharfen Meyerbeerkritiken, mögen sie auch oft zu einseitig sein, haben doch dem sinnlosen Modetaumel der Zeit einigen Einhalt getan. Seine ungemein ernste Auffassung der Kunst, die ihn namentlich mit aller Entschiedenheit gegen virtuosenhaftes Wesen vorgehen ließ, half der Wagnerschen Reform den Boden bereiten, wenn auch Schumann selbst Wagners Größe nicht voll erkannt hat.

Wenn wir so das Lebenswerk des Meisters überblicken und die reichen Schätze, die wir ihm verdanken, mustern, beschleicht uns tiefe Wehmut bei dem Gedanken an das traurige Ende dieser seltenen Künstlernatur. Ein schweres psychisches Leiden, welches nach einem mißglückten Selbstmordversuch zu vollem Wahnsinn führte, entriß den Meister im Alter von siebenundvierzig Jahren dem Leben und der Kunst. Doch nur der vergängliche Körper ist in Staub zerfallen; der Geist Schumanns lebt auch heute noch unter uns und wird lebendig bleiben, solange es Kunst und Künstler gibt.

Dr. Eugen Schmitz.



Ein alter Saft in neuem Kleid.*

Hochgeehrter Freund!

Erinnern Sie sich, wie wir etwa vor Jahresfrist im neuen Heim des ‚Hochland' beisammen saßen und in ruhig fließendem Gespräch — manchmal mit einem Blick über ein gutes Stück der wackeren Stadt München und ihr geräuschvoll hastiges Leben — Pläne spannen, auf welch beste Art man die vergrabenen Schätze der Literatur des Mittelalters für unsere Geschlechter nutzbar umprägen und in blanken Goldrollen den Lesern möchte ins Haus fahren lassen? Eigentlich war ich in Ihren Turm gekommen, um zu sehen, wie eine große Monatschrift gemacht wird. Denn obzwar ich seit jungen Jahren viel in Zeitungen geschrieben habe, bin ich doch nie in einem Redaktionsbureau heimisch geworden, schon deshalb, weil ich mich niemals einem Zwang, zu schreiben, hätte fügen mögen. Nun freilich, wie Sie den weiten Betrieb hübsch und ordentlich eingerichtet haben, wie die Arbeiten säuberlich ineinandergreifen, wie Voraussicht und Geistesgegenwart dem Herausgeber dienen müssen, auf daß er mit dem etwas unsicheren und ungeberdigen Wesen der Schriftsteller sein Auslangen finde und doch sein Publikum stets zu wohlbesetzter Tafel laden dürfe, das haben Sie mir sehr anschaulich erläutert, und so ließe ich mir ein redaktionelles Herrscheramt auch gerne wohl gefallen. Immerhin ist es nichts Kleines um eine Maschine, die erst das bunte Material aus den Zellen der Schriftsteller zuhauf trägt und dann wieder in feinen, wohlgestimmten Heften mit Wort und Bild auf Tausende kritischer Abonnenten verteilt. Diese treten mit allen Sorten von Wunsch und Neigung an die Botensendung des Monats heran; wohl ihr, wenn sie mit behaglicher Spannung empfangen und mit dem leisen Gebrumm der Befriedigung wieder zur Seite gelegt wird!

Läßt sich heute mit Sicherheit auf feste Geschmacksrichtungen der lesenden Mehrheit rechnen? Gerne möchte ich Ihre reiche Erfahrung darüber hören. Mich dünkt, als ob niemand mehr das Bedürfnis hätte, reine Akkorde und einfache Melodien auffaugend zu genießen, und als ob Führer und Massen nur nach den Beitönen und Mißklängen aufhorchten durch alle Skalen, von Religion und Politik angefangen bis zu dem Hauptthema der modernen Bildung, der Perversität. Und deshalb erlischt wohl auch für einige Zeit das Interesse am Altertum, dem klassischen und dem deutschen, wo solche Nebentendenzen nur ganz gedämpft Ausdruck gefunden haben, nicht aber triumphierend das Orchester beherrschten. Über die Tatsache selbst besteht kein Zweifel. Da nehme ich neulich die Liste volkstümlicher Kurse einer unserer deutschen Universitäten zur Hand und überblicke die Stoffe, deren Behandlung in Vorträgen von den kleineren und größeren Städten im Umkreise des

* Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur. Achte Auflage. Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. Freiburg im Breisgau, Herder 1906.

Landes gewünscht wurde: außer ein paar historischen Darstellungen von überwiegend lokalem Interesse finden sich überhaupt nur Vorlesungen naturwissenschaftlichen Inhaltes (wofern es gut angeht, mit Lichtbildern) als vom Publikum verlangt angegeben, dabei noch etwas Gesundheitslehre, etliche Fragen der Sozialpolitik und der Rechtspflege. Von Literatur, weder alter noch neuer, zeigt sich nicht die geringste Spur. Mag man auch von solchem Sachverhalt einiges den zufälligen Umständen zur Last legen, der Beliebtheit oder der Begabung der verfügbaren Kräfte, so erübrigt doch ein sehr deutlicher Hinweis auf die Richtung, welche die Wünsche der deutschen Hörerwelt nicht einschlagen wollen. Wozu denn auch Literatur? Sie hilft in keiner Lebenslage, sie erweitert unsere Weltanschauung nicht in der Breite, sondern nur in der Tiefe, mit der man nicht prunken kann; sie gewährt den sanften Sinnenkitzel nicht, den doch die bildende Kunst und die Musik mit sich führen, vielmehr fordert sie unbequemes Nachdenken; darum ist sie auch als Gegenstand der Konversation nicht beliebt, an ihre Stelle sind die verschiedenen Gattungen von Sport getreten; die beiden tonangebenden Schichten der Gegenwart, Adel und Sozialdemokratie, hegen eine sehr bestimmte Abneigung wider Literatur; woher soll das Interesse dann kommen?

Was also jetzt an Beschäftigung mit Literatur im Erziehen zur modernsten Bildung noch mitgeschleppt wird, das trägt den Charakter des Überlebsels: eine alte Gewohnheit, die man nicht so leicht abstreift. Sie werfen gewiß bisweilen, wertester Freund, einen Blick auf die zahlreichen Antiquarkataloge, die Ihnen die Post in Haus weht? Da können sie ganz klar den Weg sehen, den die kleinen Privatbibliotheken unserer Väter und Mütter, Tanten und Oheime heute bereits wandeln: die Klassiker und die Novellisten, die uns einst der begeisterte Lehrer am Gymnasium rühmte, bevorzugte Spezialitäten und die Berühmtheiten, die gekauft wurden, weil man sie persönlich kannte — sie erreichen selten die vornehme Höhe von fünf oder zehn Mark und werden, wenn sie dem Händler liegen bleiben, zuletzt im Abstrich als Makulatur verkauft. Eigentlich weiß ich gar nicht genau, was aus den Büchern wird, die ungefähr von 1860—1880 daheim in den Glasschränken prunkten und eifrig verliehen wurden: Tütendreher gibt es nicht mehr, und selbst der wandernde Käsemann kann sie nicht länger brauchen. Es scheint mir eine sehr bestätigende Ergänzung zu dem, was ich Ihnen hier an Beobachtungen vortrage, wenn ich sehe, daß statt des Studiums der Literatur zum stillen eigenen Genuß der Kultus der Literaturgeschichte in üppigem Flor sich befindet. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß noch niemals so viele schwerbepackte Pfadweiser unserer Literatur den Komptoiren spekulativer Verleger und den stets vollen Tintenfässern berufsmäßiger Buchschreiber entstiegen sind als heutzutage. Wer aus dem gewerblichen Vertrieb von Literaturgeschichten Schlüsse auf ein paralleles Interesse für deutsche Literatur ziehen wollte, der müßte glauben, daß diese jetzt ihr goldenes Zeitalter erlebt. Und das wäre doch falsch, einmal, weil die beste Literatur niemals dann gemacht wird, wenn man um ihre Geschichte am meisten sich bekümmert, ferner, weil diese blühende Industrie nicht dem Triebe nach vertrauter Bekanntschaft mit der Literatur ihr Dasein verdankt, sondern der Notwendigkeit, auf die kürzeste und leichteste Art über die Dinge sich zu unterrichten, die heute noch in dem freilich schon veraltenden Begriffe der Bildung beschlossen sind. Und was für fragwürdige Gestalten wandeln in dem langen Zuge moderner Literaturgeschichten einher! Emsige Büchermäuse schleppen ihre Häuflein zusammen, anschlägige Köpfe schroten abgelegte Kollegienhefte aus, ponderose

Gelehrte brüten über Stößen von Titeln und Exzerpten. Die Hauptsache bleibt, daß alles hübsch knapp und übersichtlich in einem Bande beisammen stecke (Gervinus oder Koberstein mit ihren fünf Bänden wären jetzt unmöglich, und der noch weitläufigere Gödeke wird nur von wissenschaftlichen Leuten benützt und findet überdies soeben einbändigen Ersatz durch den unermüdlichen Bartels) und sich mit kompendiösen Inhaltsangaben der klassischen Werke, die man nicht mehr liest, bequem zum Gebrauche darbiete.

Da ist es denn ein Vergnügen besonderer Art, wenn man neben dieser Kolonne redefixer Bädeker im Lande der deutschen Literatur gelegentlich einen alten Herrn antrifft, der langsam seines Weges wandelt, auf kurze, eilige Fragen nicht gerne Rede steht, aber immer sich bereit findet, ein behagliches, unterrichtendes Gespräch zu führen. Die Literaturgeschichte von Lindemann hat nicht zu den Büchern meiner Jugend gehört — mir war einmal Vilmar einbeschert worden — doch kenne ich sie seit langem, und voraus in der Bearbeitung des trefflichen Benediktiners Anselm Salzer, meines lieben Freundes, als ein durchaus vertrauenswürdiges, wohl lesbares Buch. Nun hat es sich in ein neues Gewand gehüllt, mit klarem, scharfem Druck, selbst in den zahlreichen Anmerkungen, ein schmucker, handlicher Band. Die Vorzüge der älteren Textierung sind geblieben, deutliche, gut überschaubare Gruppen, ruhiges, verständiges Urteil, eine durchaus gesunde und förderliche Führung, sowohl dem nutzbar, der sich erst in die Sachen einarbeiten will, als dem, der schon ziemlich mit ihnen vertraut ist. Gerade den großen Erscheinungen der mittelalterlichen und der neueren Klassizität wird Lindemann gerecht mit einer gewissen Unbefangenheit und doch, ohne seinen bestimmten katholischen Standpunkt zu verleugnen. Der Herausgeber der neuesten Auflage, Dr. Max Ettlinger, aus guter Münchner Schule, hat es sich wahrhaft sauer werden lassen, und hat viel mehr daran getan, als bei solchen Bearbeitungen sonst üblich ist. Sehr sorgsam ist die altdeutsche Dichtung und die wissenschaftliche Forschung darüber behandelt, mit sachlichem Urteil wird das Wichtige herausgehoben und die Fachliteratur nach ihren sicheren Ergebnissen sozusagen bis in die letzten Wochen herab ausgebeutet, so daß man wirklich auf die Angaben sich verlassen kann. Selbstverständlich wird der neueren Zeit der weitaus größere Raum zugestanden, hier hat der Bearbeiter auch im Vergleich mit der vorletzten Auflage stärker und tiefer eingegriffen, zum Teil sogar in der Weise, daß er dem alten Lindemann selbst wieder bisweilen zu seinem Worte verhalf, wenn davon abgeschwenkt worden war, doch überall gestützt auf Sachkenntnis und eigenes Nachdenken. Am meisten ward das achte und letzte Buch umgebildet, das die Darstellung etwa von 1850 bis zur jüngsten Gegenwart führt. Hier möchte ich besonders die Überschau der verschiedenen Richtungen und ihres Zusammenhanges anerkennen, der sich die vielen Einzelnheiten unverworren eingliedern. Auch bei leidenschaftlichen Gegensätzen der Entwicklung büßt die Schreibweise ihren gehaltenen Ernst nicht ein. Gewiß muß ich meine persönliche Auffassung von manchen Autoren und Werken festhalten, auch wo sie zu der des neuen Buches nicht stimmt; doch wird man, glaube ich, kein falsches Gesamtbild von dem Stande unserer Literatur gerade aus den letzten fünfzig Jahren durch Lindemann-Ettlinger erhalten. In strittigen Fragen drückt sich ein maßvoll konservativer Sinn aus, der die Poesie nicht bloß als eine seitliche Emanation des religiösen Empfindens gelten läßt, aber auch nicht als Kunsttrieb von allen Beziehungen zu dem Nährboden von Heimat, Überlieferung und Glauben zu lösen trachtet.

Kurz, ich meine, dieser Band wird das Studium der deutschen Literatur und ihres historischen Ganges nicht ersetzen, wohl aber fördern, indem er seinen Lesern Interesse für weitergreifende Lektüre beibringt. Gerade das Schmäcklein aus einer friedlicheren Zeit, als die Gegenwart ist, welches in diesen Blättern duftet, bildet für mein persönliches Gefühl einen Reiz eigener Art, den ich gerne vielen möchte verkosten lassen.

Und was wir beide, verehrter Freund, Sie und ich, damals im Generalstabszimmer ihrer Redaktion an Entwürfen besprachen, an Fünden ausgeheckt und einer frohen Zukunft vorbehalten haben, was alles ja im Grunde darauf hinausläuft, einen Strom belebenden Geistes und vergangener hoher Sprachkunst in die zerriebene, stillose Gegenwart zu leiten, das wird bei jenen Menschen Beistimmen und Unterstützung treffen, die im Geiste dieses Buches sich zu Betrachtung und Genuß der Literatur erzogen haben.

Darum: sursum corda! Der Weg ist steil und steinicht, aber das Ziel hoch, lockend und erreichbar.

Mit treuem Gruß Ihr

Anton E. Schönbach.

Jahwe und Christus.*

Es ist ebenso wenig gerecht als den Wünschen der kirchlichen Autorität entsprechend, daß Männer, die das Unglück hatten, auf den ‚Index' zu kommen, nun in allem, was sie schreiben, verdächtig von der Seite angesehen, in weitem Bogen umgangen und von jedem Unverantwortlichen nur mehr mit Vorbehalten genannt oder auch totgeschwiegen werden. Eine solche Behandlungsweise muß die Tatkraft lähmen und hat es auch bei denen getan, die man mit Recht gern für das laudabiliter se subiecit als Beispiel anführt. Man vergißt leider meist hinzuzufügen, daß Fenelon nach seiner berühmten Predigt auf der Kanzel von Chambrai die Feder nicht mehr ergriffen hat, und daß gleich ihm vielen anderen gerade durch dieses nachträgliche Verhalten vieler Zeitgenossen das Herz vor der Zeit gebrochen wurde.**

Nachdem der Würzburger Apologet in ‚Gott und Geist' (zwei Bände) das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes und einer unsterblichen Menschenseele, in ‚Religion und Offenbarung' die Möglichkeit und Notwendigkeit einer übernatürlichen Religion erwiesen, legt er hier in ‚Jahwe und Christus' ihre Tatsächlichkeit im alten und neuen Bunde dar. Eine kurze Analyse, wie wir sie hier geben könnten, hat bei Schells Werken keinen Wert: Wer ihn kennt, bedarf derselben nicht; wer ihn aber nicht kennt, würde doch dadurch um nichts klüger, sondern von der Lektüre nur abgeschreckt. Man muß zu einem richtigen Verständnis und einer gerechten Würdigung sich vor allem das Ganze seiner Lebensarbeit klar machen, und da wird man sagen müssen, daß Schell eine Philosophie des christlichen Gedankens in seiner ganzen Breite und Tiefe versucht hat, in Natur und Übernatur, in Vergangenheit und Gegenwart, in dem Denken aller Völker und Zeiten,

* Herman Schell, Apologie des Christentums, 2. Band: Jahwe und Christus. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh 1905.

** Auch bei Herman Schell ist das inzwischen Wahrheit geworden; er starb am 31. Mai plötzlich am Herzschlag. Wir werden im nächsten Heft aus berufener Feder eine Würdigung von Schells Persönlichkeit und Lebenswerk bringen. — Die vorliegende Besprechung war schon einige Zeit vor Schells Tod geschrieben. D. Red.

kurz, in der gesamten Offenbarung des göttlichen Wortes und Geistes. Eine Polemik über seinen Gottesbegriff, die Lehren über ungetaufte Kinder, Apokatastasis, Menschwerdung und stellvertretende Genugtuung usw. gehört nicht in diese Blätter und ist bereits in Fachzeitschriften über Gebühr ausgesponnen worden. Das aber sollte außer Zweifel stehen und unumwunden anerkannt werden, daß dieser Versuch das gewaltigste Wollen und großartigste Können darstellt, das unsere Zeit auf theologischem Gebiete zu leisten imstande war. Nur derjenige, bemerkt Mumbauer über Schells ‚Christus' mit Recht, kann die Bedeutung und innere Tragweite dieser Lebensarbeit ermessen, der sich mit der glaubensfeindlichen Polemik der letzten Jahrhunderte vertraut gemacht und ihre innere Empfindlichkeit mit durchgelebt hat. Hat man sich auch einmal vergegenwärtigt, was es heißt, eine Philosophie der gesamten christlichen Weltanschauung, ein Nachdenken des göttlichen Gedankens, der Gott selber ist? Was die Väter und großen Scholastiker für ihre Zeit versucht, das müht sich Schell Tag für Tag ab, auch unserer Zeit zu bieten; und gerade unserer Zeit! Hat man sich einmal klar gemacht, weshalb die führenden Geister trotz der überzeugendsten Apologien sich mit der kirchlichen Lehre nicht befreunden können? Oder soll es ausschließlich Böswilligkeit und Blindheit sein?

Wir sind nicht gesonnen, auch nur einen von ihnen zu rechtfertigen oder unseren Leuten den beliebten Vorwurf der Inferiorität zu machen. Aber der langjährige Verkehr mit solchen Leuten und der seelsorgerliche Blick in ihre leidgedrückten Herzen hat uns ebenso gelehrt, daß außer der allgewaltigen Zeitströmung und tausend anderen Ursachen nicht zuletzt die innere Unwahrscheinlichkeit und Unbegreiflichkeit der Offenbarungslehren lähmend auf ihren Glauben wirkten. ‚Wie soll ich mir das denken? Ließe sich am Ende nicht alles doch natürlich erklären? Und die Bibelfrage und hundert andere?' Das war fast immer das Resultat einer solchen Unterhaltung. Und wie könnte es auch anders sein? Das Licht bedarf nicht der Erleuchtung; es leuchtet durch sich selbst. Hier setzt Schells ganze Bedeutung ein. Er versucht es, vor allem die innern Zusammenhänge, die praktische Bedeutung, die innere Leuchtkraft der Offenbarungswahrheiten zu erweisen und so auch die inneren Gründe der Gegner noch innerlicher zu überwinden; Licht und Leben, Wahrheit und Kraft, Gedanken und Willen als innerlich zusammengehörig zu erweisen und alle Gegensätze auf eine, die höchste Einheit hinaufzuführen und zu vereinigen in der Gottesidee.

Eine Philosophie des christlichen Gedankens? Wer darf es wagen, in die Tiefen der Gottheit hinabzusteigen, wer sich erkühnen, ihre ewigen Gedanken und Wege zu ergründen? Wo will er den Mut, die Gotteskraft hernehmen, sich dieser unsäglichen Mühe, diesen Alpenfahrten des Denkens zu unterziehen? Das ist der zweite, eminent praktische Vorzug des Würzburger Apologeten. Nichts bedarf es bei dieser Lebensarbeit mehr als strengen, sittlichen Ernstes, heiliger, demutvoller Scheu und unentwegter Kraft, — und diese besitzt Schell beide in einem Grade wie kein Apologet der Gegenwart. Heute noch weht es uns, wo die Stürme des Enthusiasmus zerstoben sind, wie eine Luft aus anderen, frischeren Sphären an, wenn man wieder ein Kapitel aus Gott und Geist liest. Diese Kraft ist einzig. Sie ist aber für die schweren Kämpfe unserer Zeit um so notwendiger, als die Gegner es an blendender Darstellung und blitzendem Überzeugungsmut in nichts fehlen lassen und die scholastischen Kompendien für Philosophie und Apologetik auch dem jungen Theologen nicht allzuviel Begeisterungsfeuer einzuflößen imstande sind.

Selbstverständlich ist Schell der letzte, der seinen Versuch für vollkommen und unübertrefflich hielte. Es ist und bleibt nur ein Versuch, der in all seinen Mängeln nach Verbesserung und Weiterbildung ruft, und daß in der Philosophie des christlichen Universal- und Gottesgedankens nach Art einer neuzeitlichen Summa die Hauptaufgabe der katholischen Theologie für das nächste Jahrhundert liegt, steht uns außer Zweifel. Man braucht nach all dem die vielberegte Tatsache allzu großer Dunkelheit der Schreibweise Schells nicht eigens hervorzuheben, um zu sagen, daß das Werk für die bescheidenen Ansprüche der Landpraxis und derer, die nur kurz und gut eine sichere Fundierung ihres Glaubens suchen, von den inhaltlichen Zweifeln aber nicht aufgeregt werden, zu hoch und zu breit ist.

Wie viele verstehen z. B. die Beweiskraft des ersten Teiles für die Göttlichkeit der Offenbarung im Alten und Neuen Bunde aus der übernatürlichen Fülle der Weisheit des Wortes und der übernatürlichen Kraft des lebendigmachenden Geistes? Die erste Beweisführung zerfällt in das Wahrheitsideal und den Vollkommenheitsbegriff. Für die Göttlichkeit des biblischen Wahrheitsideals sprechen zunächst religionsgeschichtliche Gründe: 1. Der Gottesglaube als Überlieferung der patriarchalischen Zeit, daß der Monotheismus als unerklärliches Faktum am Anfang der israelitischen Geschichte steht und nur als übernatürliche Gabe verständlich ist; 2. die Jahwereligion als der Schöpfer Israels, daß Jahwe nicht das natürliche Produkt der Entwicklung Israels, sondern daß Israel nur durch Jahwe möglich ist; 3. die Jahwereligion im Kampfe mit dem nationalen Geiste, daß die Religion Israels nicht ohne weiteres natürlich war, sondern sich nur in härtestem Kampfe gegen die Neigungen des Volkes halten konnte; 4. die Vollendung des Jahweglaubens im dreieinigen Gottesbegriff. Dazu kommen die religionsphilosophischen Beweisgründe aus den innern Vorzügen des Offenbarungsglaubens, die eine natürliche Entwicklung um so mehr ausschließen. Das ist alles nur die Auslegung des Wahrheitsideals und macht mit dem Vollkommenheitsbegriff und der Kraft des lebendigmachenden Geistes die eine Hälfte des Buches aus; die zweite enthält die Apologie Christi in ähnlichem Beweisgang.

Ein Blick auf die Apologie von Schanz genügt, um den Gegensatz zwischen spekulativer und empirischer Methode mit ihren Vorzügen und Mängeln sofort zu fühlen. Es ist der Gegensatz von Körper und Geist, den jeder schmerzlich genug am eigenen Leibe erfahren, und der auch tief in das öffentliche Leben der Gesellschaft hereinreicht. Was die eine an Greifbarkeit und zwingender Konsequenz voraus hat, das besitzt die andere an innerer Durchsichtigkeit, Leuchtkraft und Lebenswärme. Die Urgierung einer dieser beiden Seiten muß sich vor allem nach den Bedürfnissen der Zeit richten, und wenn die unsrige sich daran gewöhnt hat, an den äußern Kriterien vorbeizugehen und vor allem den Offenbarungsinhalt zum Ziel ihrer Angriffe zu machen, dann wird diese innere Methode nur zu begrüßen sein. Das Ideal ist nur die Synthese, und wenn der protestantische Kritiker Steude recht hat, daß Schanz der empirischen Seite dieses Ideals am nächsten gekommen ist, dann werden wir hinzufügen können, daß Schell auf der spekulativen Seite das Beste geleistet hat. Wann kommt aber der Apologet, der beide in sich umspannt? Nur das eindringende Studium beider kann uns allmählich dazu führen.

L. A.

Rembrandt del. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Bettler.

Eine ernste Mahnung

richtet die katholische englische Wochenschrift ‚The Tablet' an gewisse Fanatiker, die gerade gegenwärtig und nicht nur in England in einzelnen katholischen Blättern ihr Unwesen treiben. Der ‚Tablet' schreibt:

‚In letzter Zeit wurden Bemerkungen laut über das Unheil, das entstehen kann durch heftige und voreilige Angriffe auf Schriftsteller, die eine irrige Meinung vertreten, und so wird es von Interesse sein, sich an eine beachtenswerte Stelle in Pallavicinos Geschichte des Konzils von Trient (Köln 1717) zu erinnern. Der berühmte Historiker beginnt mit einem Bericht über die religiöse Revolution, welche der unmittelbare Anlaß zum Konzil war; ehe er das spezielle Thema behandelt, berichtet er über die Verleugnung der Lehre der Ablässe von seite Luthers, seine Kontroverse gegen katholische Kämpfer und seinen endgültigen Bruch mit Rom. Selbstverständlich hat der Geschichtschreiber aus dem Jesuitenorden keine Sympathien mit den Irrtümern des sächsischen Reformators. Aber indem er die katholischen Entgegnungen bespricht, macht er ein bemerkenswertes Zugeständnis. Es wäre möglich gewesen, sagt er, daß die Entgegnungen weniger bitter hätten ausfallen können, wenn sie nicht den Zweck gehabt hätten, weniger als Waffe gegen einen Feind zu dienen, denn als Licht für einen, der irre gegangen, und es kann sein, fügt er hinzu, daß dadurch, daß Luthers Gegner ihn so schnell zum Ketzer machten, er auch wirklich einer wurde: „È questo forse dall' Echio sarebbesi potuta far meno acerba affinchè giovasse non tanto d'arme contro il nemico, quanto di fiaccola verso un errante. Può essere che i contradittori col dichiararlo eretico prima del tempo lo facessero diventare." Was nun unsere Ansicht betrifft, so wagen wir auszusprechen, daß die schwerwiegenden Worte des Kardinals Pallavicino eine Warnung enthalten, die alle katholischen Kontroversisten beherzigen sollten. Und wenn wir uns nicht täuschen, ist diese Lektion im jetzigen Augenblick besonders vonnöten. Wir befinden uns in einer Krise, einem Stadium des Überganges. Viele Gemüter sind verwirrt von neuen, früher unbekannten Schwierigkeiten oder auch geblendet von dem Glanz neuer Entdeckungen oder brillanter Theorien moderner Kritiker und Philosophen. Ganz abgesehen von dem, was von katholischen Schriftstellern gesagt oder getan werden kann, ist eine Gefahr in der Lage enthalten. Wenn nun ein kühner Apologet eine neue Bahn einschlägt, Konzessionen macht oder Kompromisse vorschlägt, so meinen viele, die Gefahr sei dadurch vergrößert, und so erscheint ein Schwarm von übereifrigen Kämpfern auf dem Plan, um den kühnen Neuerer zu widerlegen und ihn als wenig besser denn einen Ketzer und Ungläubigen hinzustellen. Sie sollen sich hüten vor der Gefahr, vor welcher der Geschichtschreiber im 16. Jahrhundert

warnte: Può essere che col dichiararlo eretico prima del tempo lo facessero diventare.'

Wer in den letzten Wochen gewisse Stimmen in gewissen deutschen Zeitungen und Blättern, die sich katholisch nennen, beachtet hat, wer insbesondere die sich nun schon durch Monate hinziehende Kampagne verfolgte, die in der ‚Augsburger Postzeitung' und einer Anzahl anderer Blätter Domkapitular Zimmern in Speyer gegen Fogazzaro und alle, die ihm ihre Sympathien entgegengebracht und bisher bewahrt haben, betreibt, der wird eine solche Mahnung auch für Deutschland nicht für verfrüht ansehen. Wir haben uns im ‚Hochland' bis jetzt still verhalten; wir haben auf keinen der Artikel wider Fogazzaro, sogar nicht auf diejenigen in den ‚Stimmen aus Maria Laach' reagiert, obwohl sie durch die angewandte Methode, welche nur mit derjenigen Dr. Zimmerns verglichen werden kann, die Entrüstung all derjenigen herausfordern, die Sachkenntnis zu eigenem Urteil besitzen; wir haben ferner, als der ‚Heilige' verurteilt war, mit großen Opfern die Fortsetzung abgebrochen und unseren Lesern mit Genugtuung Kenntnis gegeben von der würdigen und folgerichtigen Haltung Fogazzaros, und wir haben geglaubt, daß nun auch die Gegner sich beruhigen und jedenfalls Schimpf und Hohn einstellen würden; aber wir sind sehr enttäuscht worden. Wir wollen den Gegnern gerne zugestehen, daß sie in guter Absicht handeln. Aber in ihrem Eifer, dem Katholizismus durch Liebloſigkeit gegen vermeinte Gegner Dienste zu leisten, illustrieren sie ein Wort — nicht Fogazzaros oder Piero Maironis etwa, sondern des hl. Franz von Sales, — daß es leider gute Katholiken gäbe, die schlechte Christen seien. . .

Es ist in der letzten Zeit oft die Meinung laut geworden, gewissen Leuten wäre es fast lieber gewesen, Fogazzaro hätte ihre laut bekundete schlechte Ansicht von ihm durch eine unkirchliche Haltung bestätigt und damit seine Sache auch in den Augen ruhig urteilender Leute diskreditiert, als daß er sich in Ehrerbietung unterwarf. Wir sind weit entfernt, uns dieser Meinung anzuschließen, glauben aber, daß nichts geeigneter ist, ihr Anhänger zu werben als der Übereifer von Zeitungskorrespondenten, die zwar die Wage als Korrespondenzzeichen führen, es aber mit dem Abwägen ihrer Urteile nicht gerade genau nehmen.

Diesen zur Beherzigung mag daher nochmals hier ein Wort stehen, das abermals der ‚Tablet' kurz nach dem ersten Zitat brachte, und das sich gegen einen ungenannten ‚römischen Prälaten' richtet, der es zur Abwechslung auf katholische Bibelforscher abgesehen hat. In ‚The Tablet' heißt es:

‚Es ist für einen Katholiken eine ernste Sache, vom hl. Stuhl verurteilt zu werden; für viele wird es eine schwere Aufgabe sein, die Entscheidung in treuer Unterwerfung anzunehmen, und vielleicht wird die Zensur den Glauben jüngerer Männer, die in diesen Schriften eine Quelle der Hilfe in Zweifeln und Schwierigkeiten fanden, auf eine harte Probe stellen. Was soll man von jemand sagen, der in solchem Augenblick die Stellung all dieser noch zu erschweren sucht durch Hohn und Schimpf? Es ließ sich manches einwenden gegen die Ungenauigkeit und Ungerechtigkeit der Darstellung von seiten dieses römischen Prälaten. Aber davon

will ich nicht reden. Nehmen wir an, daß die unglückseligen Kritiker das sind, wofür er sie hält, und lassen wir alle Fragen der Literatur und Gelehrheit beiseite; es handelt sich hier um etwas Wichtigeres. Ich frage: Wo ist da eine Spur von christlicher Liebe und Eifer für die Rettung der Seelen, in dieser anmaßenden, geringschätzigen Sprache?'

M.

Ein Frauenwort über Ellen Key.

Mehr dem äußeren ästhetischen Zuschnitt als der inneren Durchdachtheit danken Ellen Keys ethische Reformideen ihren Modeerfolg. Wir vernahmen an dieser Stelle schon früher die kritischen Stimmen ganz ‚moderner' Ethiker, die sich gegen solche lebensfremde Konstruktionen verwahren. Ihnen gesellt sich nun ein abmahnendes Frauenwort, das mit dem Hinweis auf die tatsächliche Lebenswirklichkeit zugleich jene philosophische Sachkenntnis vereint, die Ellen Key vergebens zu prästieren sucht. Alma von Hartmann, die Gattin und Mitarbeiterin Eduard von Hartmanns, des bekannten Philosophen, hat schon früher in einer geistvollen Essaysammlung: ‚Zurück zum Idealismus'* ihre Bedenken gegenüber der Haltlosigkeit ‚moderner Ethik' nicht verhehlt:

‚Wir haben eine große sittliche Verwahrlosung zu gewärtigen, wenn die Loslösung des Volkes von der Kirche in zunehmendem Maße fortschreitet, ohne daß der Zerfahrenheit der Ansichten über das, was sittlich, was unsittlich sei, ein Ende gemacht wird, und ohne daß eine überwiegende Übereinstimmung über das Fundament der Moral erreicht wird. So hoch man auch die sittliche Autonomie schätzen mag, man muß doch zugeben, daß diese feinste Blüte der Sittlichkeit sich nur da zur Vollkommenheit ausbildet, wo sie auf dem festen Boden einer in sich geschlossenen Weltanschauung wurzelt.'

Diesen festen Boden einer geschlossenen Weltanschauung glaubt nun freilich Alma von Hartmann, hierin recht eigentlich ‚pro domo' redend, nur in der Philosophie ihres Gatten gegeben zu finden. Aber über diese besondere Endabzielung hinaus bleibt ihre allgemeine Kritik der ethischen Umwertungsgelüste wertvoll, und das gleiche gilt von den speziellen Einwendungen, die sie neuestens gegenüber Ellen Keys Grundforderung erhebt. Der Keyschen Lehre, daß Stiftung und Bestand ehelicher Gemeinschaft nur von den Gefühlstriebfedern einer verfeinerten Erotik bestimmt sein sollen, hält Alma von Hartmann (in Nr. 34 der Münchener Wochenschrift ‚Die Propyläen') entgegen:

‚Die nächste Folge würde die Ehelosigkeit gerade der auserlesensten Elemente aller Völker sein. Wer auf die ‚große Liebe' wartet, um die Pflicht der Fortpflanzung zu erfüllen, wird in den meisten Fällen vergeblich warten. Bis jetzt waren es die Romanschriftsteller, denen man den Vorwurf machte, daß sie durch ihren abstrakten Idealismus in den jungen Mädchen Erwartungen auf unaussprechliche Seligkeit großzogen, die in der Wirklichkeit niemals Erfüllung finden konnten und die Frauen um ein erreichbares mäßiges Glück betrogen; nun tritt in wissenschaftlich-religiösem Gewande eine hehre Priesterin auf, die das zur täglichen Forderung erhebt, was zu erfüllen das Leben nur in seltenen Ausnahmefällen zuläßt. Das Recht der Eltern auf die ideale Liebe ist ebenso oft eine

* Berlin 1902, Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

rücksichtslose und, weil hauptsächlich auf persönliches Glück gerichtet, eine egoistische Forderung als eine sittliche; es heißt das Recht der Gegenwart auf Kosten des Rechts der Zukunft überspannen, wenn das vorwiegend den Augenblick und das persönliche Glücksgefühl berücksichtigende erotische Gefühlsleben das einzig ausschlaggebende Motiv für die Gründung einer Familie sein dürfte. Bei der Seltenheit des Vorkommens der großen Liebe würden fast alle Anhänger der neuen Sittlichkeit sich von der Fortpflanzung ausschließen müssen, während die große Masse der weniger fein empfindenden Naturen die leer werdenden Plätze an der Tafel des Lebens mit Freude für ihre Nachkommenschaft mit Beschlag belegen würden. Die ‚neue Menschheit' würde jedenfalls nicht die höhere Menschheit werden, wenn der abstrakte Idealismus maßgebend für die Tendenz zur Fortpflanzung würde. Schon der kleine Kreis Männer, der gerade den Frauen der höheren Stände sich zur Auswahl bietet, verringert die Möglichkeit, bei so hochgestimmten, seelischen Ansprüchen einen Lebensgefährten zu finden. Es liegt also die Gefahr nahe, daß die durch Ellen Keys Schriften in Bann genommenen Kreise, die ‚erotischen Adelsmenschen', dem Zölibat verfallen, eine Gefahr, die bereits durch den intellektuellen Hochmut gewisser ehefeindlicher Frauengruppen, mit denen Ellen Key selbst am wenigsten etwas gemein haben möchte, heraufbeschworen worden ist. . .

Das zweite Bedenken liegt darin, daß die uneheliche Mutterschaft zu hoch gestellt wird. Die soziale Bedeutung der unehelichen Mutterschaft kann nur nach der Statistik beurteilt werden, und da zeigt es sich nach den Untersuchungen von Othmar Spann über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M., daß die nicht in Waisenversorgung oder Stiefvaterfamilien aufwachsenden unehelichen Kinder zu zwei Dritteln der Fürsorgeerziehung anheimfallen, daß nur zweiunddreißig Prozent davon militärtauglich sind, und daß sie einen weit höheren Prozentsatz ungelernter Arbeiter und Bestrafter stellen als die ehelichen Kinder. Spann kommt zu dem traurigen Resultat, daß es für ein uneheliches Kind besser sei, ganz Waise zu werden, als die Mutter zu behalten; so gering wertet er den sozialen Wert der Mutterschaft. Ellen Key wendet ihre Gedanken immer den schon lebenden oder bald heraufsteigenden Elitemenschen zu, und wenn sie an uneheliche Mütter denkt, so meint sie diejenigen, die sich der vollen Verantwortung ihrer Pflichten bewußt sind. Aber Ideale sind, wie Ellen Key auch weiß, immer nur annähernd zu verwirklichen; im Leben handelt es sich überall darum, Kompromisse zu schließen, wenn man etwas erreichen will, nicht in dem Sinne eines Paktierens mit niederen Gelüsten, sondern in dem Sinn eines Verwertens aller Daseinsmöglichkeiten zu einem höheren Zweck, bei dem das persönliche Glücksgefühl nur soweit in Frage kommt, als es als Vorspann für diesen Zweck nötig ist.'

Auch die ‚naturwissenschaftliche' Begründung, welche Ellen Key ihrer Lehre zu geben sucht, ist nach A. von Hartmann nur aus ihrer ‚mangelhaften Kenntnis der Philosophie', speziell der neueren Naturphilosophie, erklärlich:

‚In der Tat ist der Anteil, den die Naturwissenschaft, zu der sie kühn auch die Psychologie zählt, an ihrer Verkündigung hat, sehr gering. Der Entwicklungsgedanke ist gar keine naturwissenschaftliche Errungenschaft, sondern ein alter Besitz der Philosophie. . . Den Naturforschern, denen es bekannt ist, wieviel tausend Keime die Natur in jedem Augenblick ausstreut, um sie im nächsten Augenblick wieder zugrunde gehen zu lassen, ist die Ehrfurcht vor der Fortpflanzung keines-

wegs durch ihren Beruf eingeimpft. Die Ethisierung des Entwicklungsgedankens, die in der teleologischen Betrachtungsweise ihren Ausdruck gefunden hat, wird von der Naturwissenschaft um so heftiger bekämpft, je näher sie Darwin und Häckel steht. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist schlechterdings antiteleologisch und mechanistisch; neuerdings mehren sich allerdings die Zeichen, daß der Zweifel an dieser dogmatischen Stellungnahme um sich frißt, und die Zuchtwahllehre Darwins wird unvermerkt beiseite geschoben. Aber es fehlt noch viel daran, daß die Naturwissenschaft, abgesehen von einzelnen ihrer Vertreter, die Berechtigung der Teleologie neben und über dem Mechanismus anerkennt, und solange dies nicht geschieht, wird es ein vergebliches Bemühen sein, ethische Forderungen auf naturwissenschaftliche Grundlagen zu stützen.'

Über Erziehungsfragen äußere sich Ellen Key gewiß mit Feinheit, aber auch hier treibe sie den menschenunkundigen Optimismus viel zu weit:

‚Gewiß ist es richtig, die Selbständigkeit des größeren Kindes zu heben, alles Schablonenmäßige zu meiden, keinen Zwang anzuwenden, um den Ausdruck der Reue zu erpressen, — dies ist ein besonderer wertvoller Punkt ihrer Erziehungslehre, — aber man muß den Unterschied des Standes, der Altersstufen und des Temperaments weit mehr berücksichtigen, als sie es getan hat, sonst wird man den Kindern gegenüber zu einer Weichheit und Nachgiebigkeit kommen, die jede Erziehung illusorisch macht. Wenn die Prügel auch als regelmäßiges systematisches Erziehungsmittel durchaus zu verwerfen sind und bei feinfühligen Kindern, vor allem bei Mädchen, ganz in Wegfall kommen können, so ist doch ein gelegentlicher leichter Schlag, namentlich im Verkehr mit den roheren Elementen der niederen Volksklassen, die auf andere Erziehungsmittel gar nicht reagieren, vorläufig noch eine nicht zu verachtende Hilfe, ohne daß man zu fürchten braucht, durch diesen „brutalen Eingriff" das Seelenleben des Kindes dauernd zu schädigen. Der Motivationsprozeß verläuft bei dem Kind meist nach viel einfacheren Regeln, als Ellen Key annimmt, die sich gern aller ausnahmsweise fein organisierten Kinder erinnert, um aus diesen persönlichen Erfahrungen eine Norm zu konstruieren, die weit über den gewöhnlichen Durchschnitt hinausliegt. Seelische Feinheit ist ebensowenig wie geistige Feinheit die Mitgift jedes Menschen; eine Erziehungslehre, die mit der Voraussetzung arbeitet, daß das Material, das Kind nämlich, einem äußerst zart besaiteten Instrument gleiche, welches nur mit der größten Behutsamkeit angefaßt werden dürfe, wird in der Praxis, wo man so oft mit den Anlagen zur Lüge, zur Unredlichkeit, zur Faulheit, zur Roheit zu kämpfen hat, ebenso versagen wie ein feines Taschenmesser, das man zum Sägen von Holzklötzen benutzen wollte.'

Wenn schließlich doch die Strenge des Hartmannschen Gesamturteils erlahmt und der Dichterin ‚verziehen' wird, was dem Theoretiker zu ‚verübeln' wäre, so liegt in der Zubilligung eines solchen mildernden Umstands eher eine nochmalige Verurteilung; denn Ellen Key will ja keine poetischen Phantasien ausspinnen, sondern die Wirklichkeit umgestalten.

r.

Zeitgeschichte.

Lehrertagungen. Während der Pfingsttage fanden an drei Orten des Reiches Versammlungen von Volksschullehrern und -Lehrerinnen statt: der ‚Verbandstag des katholischen Lehrerverbandes des deutschen Reiches' in Berlin, die ‚Hauptversammlung des Vereins katholischer Lehrerinnen Deutschlands' in Straßburg und die ‚Deutsche Lehrerversammlung' in München.

So verschieden die Ideen und Bestrebungen sind, die bei diesen Versammlungen zutage traten, so zeigen sich doch manche gemeinsame Berührungspunkte. Sie liegen begreiflicherweise mehr auf der Linie der positiv-pädagogischen Arbeit, die an den drei Stellen geleistet wurde, als in der Sphäre der Schulpolitik und der ständischen Interessenvertretung.

Reiche sachliche Leistungen förderte die Lehrerinnenversammlung zutage. Über die weittragenden und tiefgreifenden Fragen, welche die ‚Lehrerinnenfrage' in sich schließt, sind ja die Leser dieser Zeitschrift jüngst durch E. Ernst genau unterrichtet worden. (Hochland III. 1906, 9.) Es handelt sich nicht bloß um ein sozialwirtschaftliches Problem in der Richtung der Erschließung eines Frauenberufes, sondern um die möglichst allseitige und intensive Anteilnahme der Frau an der Erziehung der Kinder, besonders der Mädchen, also um eine wichtige pädagogische Frage. Die Verhandlungen in Straßburg zeigten, daß die katholischen Lehrerinnen dieses Ziel: ‚Die vollkommene innere und äußere Entfaltung des Einflusses der christlichen Lehrerin in der Erziehung der Jugend' klar erfassen, und daß sie auch gesonnen sind, sich zur Erreichung dieses Zieles mit allen Mitteln befähigt zu machen. Sie erstreben, wie ein ausführliches Referat zeigte, eine ‚Reform der Mädchenbildung' in entschieden modernem Sinne, das heißt, die Möglichkeit, durch einen zehnjährigen Studienkursus, der in den letzten vier Jahren eine gymnasiale oder realgymnasiale oder oberrealschulmäßige Gabelung zeigt, sich die Reife zum akademischen Studium zu erwerben. Weit entfernt von einer weltfremden Lebensauffassung suchen sie nach Möglichkeiten, die Mädchen besser für ihren zukünftigen Mutterberuf vorzubereiten, und sehen, wie ein weiterer Vortrag beweist, den Weg vorgezeichnet in den alten Fröbelschen Gedanken, die noch immer darauf harren, ihre volle Lebenskraft auszuwirken. Weiter kam zur Sprache ‚Die Mütterlichkeit der Lehrerin und die Gesundheit der Kinder'. Wenn ich recht sehe, so scheinen mir hier die besten Ansätze zu einer Verwirklichung jener Sozialpädagogik zu liegen, über die wir Männer in den letzten Jahren viel geschrieben und gedacht haben, über die auch Theobald Ziegler auf dem deutschen Lehrertag prächtige Gedanken zum Ausdruck brachte. Die Frau hat für diese

Seite der Erziehungstätigkeit ein instinktiv sicheres Gefühl und auch eine raschere und beseeltere Hand, — Pestalozzi hatte zweifellos eine starke Mischung von W(eib) in sich, — wenn auch zur fruchtbaren und organisierten Abhilfe die Mannesarbeit nicht entbehrt werden kann. Die Frau wirkt, wie mir scheinen will, wohl weniger intensiv in der Schule als der Mann, wirkt aber leichter über die Schulpfähle hinaus; der Mann unterrichtet und erzieht intensiver in der Schule, kommt aber dadurch in die Gefahr, diese Schularbeit als die höchste aller Erziehungstätigkeiten anzusehen; daher denn dieser Lehrerstolz, der sich bis an die Schwelle der Hochschule findet.

Unter diesem Zeichen tagte der ‚deutsche Lehrertag'. Gewiß wurde dort, was man aus den Zeitungen nicht so ersehen konnte, außer den Hauptversammlungen viel positive Arbeit geleistet. Jugendschriftenfrage, naturkundliche, philosophische, kunsterzieherische und methodische Themen aus verschiedenen Fächern kamen in den ‚Nebenversammlungen' zur Sprache; die hochinteressanten Schulausstellungen wurden von zahllosen Besuchern eingehend besichtigt. Der objektiv und kritisch prüfende Besucher der Hauptversammlungen darf auch nicht vergessen, daß Massenversammlungen auf die Parteigenossen eine im eigentlichen Wortsinne ‚erhebende' Wirkung ausüben. Trotzdem mußte der kühlere und von höherer Warte aus urteilende Besucher sich von den Wogen dieses gewaltig angeschwollenen Standesbewußtseins zuweilen seltsam berührt fühlen. Der historisch Gebildete, der das Auf- und Niedergehen der Menschheits- und Völkergeschichte kennt und eine allgemeine Volksschule als Faktor in diesem Auf und Ab Jahrtausende hindurch gar nicht findet, mußte sich in dieser gehobenen Stimmung erst zurecht finden; nicht minder derjenige, der von der Schulmüdigkeit und tatsächlichen Schulunterschätzung eines Arthur Bonus und Anderer etwas angesteckt war. Auch der kritische Beobachter mußte aber die Überzeugung gewinnen: Diese Männer mit ihrem gehobenen Bewußtsein repräsentieren eine ansehnliche Summe von gedanklicher und tatsächlicher Arbeit, eine Summe von festem Glauben an sich bei vieler Unklarheit und Unduldsamkeit. Gerade die letzteren unangenehmen Beimischungen eines gehobenen Selbstbewußtseins traten in unerquicklicher Weise nicht bloß einmal hervor.

So gleich am ersten Tage bei den Begrüßungsworten der Vertreter des bayerischen Lehrervereins und besonders bei der Behandlung der Lehrerinnenfrage. Der Wortlaut der Thesen bemühte sich, die Frage vom pädagogisch-sachlichen Standpunkte in einer durchaus diskutierbaren Form anzufassen; aber der Ton der unsagbar weitschweifigen und der scheinbar angestrebten objektiven Behandlung des Themas durch den Referenten zeigte, daß die Frage als Standes- und wirtschaftliche Kampfesfrage allzusehr in den Vordergrund trat. Nimmt man dazu die geringe Geneigtheit der Versammlung und des Vorsitzenden, die altera pars zu Worte kommen zu lassen, so begreift man die Tatsache, daß der erste Tag mit einem scharfen Mißton endete und die Lehrerinnen eine Protestversammlung einberiefen. Dort konnten sie in aller Gründlichkeit ihre Auffassung der Sache zur Debatte stellen und fanden auch den Beifall pädagogisch hervorragender Schulmänner. Die Verhandlungen hier wie die der katholischen Lehrerinnen zu Straßburg bewiesen, daß die deutschen Lehrer in den Lehrerinnen, wenn sie nicht anders wollen, sich Gegnerinnen schaffen, die ihnen noch unbequemer werden können, als sie es ihnen jetzt schon sind.

Auch am zweiten und letzten Haupttage führten Unklarheit und Unduldsamkeit der Redner und der Versammlung zu einem mißtönenden Abschluß. Die Delegierten von Bremen-Hamburg stellten den Thesen des Referenten, welcher die Simul-

tanschule mit getrenntem, konfessionellem Religionsunterrichte forderte, Thesen gegenüber, welche die ‚rein weltliche Schule' verlangen, in der kein Religionsunterricht, sondern nur Religionsgeschichte als Zweig der Kulturgeschichte behandelt wird. Ich gestehe offen, nach der Rede des Hauptreferenten, die ein Herumreden um die Sache war und jeder prinzipiellen Tiefe entbehrte, erschienen mir die rücksichtslosen Debattereden der Bremer wie ein reinigendes Gewitter. Demjenigen, der die Probleme der modernen kritischen Theologie und der Philosophie kennt, brachten die übrigens gewandten Debatteredner nichts Neues oder Überraschendes. Auf die Versammlung wirkten sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel; man erschrak und suchte die ‚Radikalen' erst durch Entrüstungsrufe einzuschüchtern, dann zu widerlegen, was vom Standpunkt der konfessionslosen Religion ein bißchen hart ging, dann mit taktischen Erwägungen umzubiegen. Vergebens; sie blieben fest und wußten sich nach der Abstimmung dank des formell ungeschickten Schlußwortes noch einmal das Wort zur Gegenrede zu verschaffen und schlossen so eigentlich die Versammlung mit einem Satze Schillers, der die Halbheit der obsiegenden Führer bitter kritisierte: ‚Es stände besser um unser deutsches Volk, wenn jeder den Mut seiner Überzeugung hätte.' Noch schlimmer als den konsequenten Vertretern des freiheitlichen Prinzips erging es dem Korreferenten, der in einem wohldurchdachten und die Tiefe des Problems erschöpfenden Referate die Konfessionsschule vertrat. Die Versammlung zeigte sich nämlich nicht gewillt und besaß nicht die Selbstzucht, ihren bestellten Korreferenten ohne öfter wiederholte Ausbrüche ihrer Unduldsamkeit anzuhören, und die Debatteredner gingen auf die grundlegenden Ideen des Korreferenten entweder gar nicht ein oder wenigstens nicht mit dem Ernste, den die Sache verdient hätte. Auch Theobald Ziegler, der mit dem ganzen Pathos seiner Überzeugung sich gegen die Bremer-Hamburger aussprach, glitt an den Ausführungen des Korreferenten mit der ihn einmal beherrschenden Idee vorbei, daß der Geist des Konfessionalismus als eine große Gefahr zu bekämpfen sei. Das war freilich nach seiner großen und in mancher Hinsicht wertvollen Rede über die deutsche Volksschule am Anfang des 20. Jahrhunderts, mit der die Tagung eingeleitet wurde, nicht anders zu erwarten. In äußerst geschickter Weise hatte Ziegler das fast uferlose Thema durch die zwei Hauptideen vom sozialen und individualistischen Moment des Schul- und Lehrerlebens eingedämmt und sich die Möglichkeit verschafft, alle brennenden Zeitfragen von diesen zwei Ideen aus mehr oder weniger zu beleuchten. Rechnet man dazu den pädagogischen Eros, der in diesem volkserzieherisch veranlagten Manne wirkt, und den tiefen Ernst, der aus diesem fast prophetenhaften Gesichte spricht, so kann man sich die Begeisterungswellen erklären, die von ihm auf die versammelten Tausende überschlugen. Er brachte die Versammlung sofort auf ein hohes Niveau; er bot aber auch jene glänzend schillernden Ideen, die am zweiten Tage zu den heftigen Debatten Anlaß gaben, und mußte erfahren, daß die Bremer-Hamburger von seinem Boden aus ihren Ritt ins Zukunftsland wagten. So sehr ich die Konsequenz dieser verstehe, so möchte ich doch nicht verfehlen, auf die Ablehnung dieser Konsequenz durch die Versammlung als auf eine erfreuliche Tatsache hinzuweisen. Man muß inmitten des Wogenganges gestanden sein, um sagen zu können, daß ein großer Teil der Anwesenden nicht etwa nur aus taktischen Gründen den Radikalismus abgelehnt hat. Es ist auch nicht der Wunsch der Vater dieses meines Glaubens; denn ich halte es nicht für absolut ausgeschlossen, daß die religionslose Schule kommen könnte, und halte den Geist des Christentums für

wahr und stark genug, auch bei solchen ungünstigen Verhältnissen den Menschheitsnöten zu dienen und für sie dauernd wertvoll zu bleiben. Mir scheint aber im Zusammenhalt mit anderen Strömungen des Kultur- und Wirtschaftslebens für die nächste Zukunft ein Entwicklungsstadium einzutreten, in dem zwar ein Teil der bisher Unklaren noch weiter dem Individualismus zufallen, ein anderer aber den positiven Mächten sich wieder entschiedener zuwenden wird. Befinden sich doch auch die positiven Mächte, in diesem Falle die Kirchengemeinschaften und deren Glieder, auf dem Wege, zeitgeschichtliche Unzulänglichkeiten abzutun und der Menschheit in immer reiner werdender Geistigkeit zu dienen. Dafür ist auf dem Gebiete des Schulwesens ein Beweis das Korreferat, das auf dem deutschen Lehrertag von einem positiv gerichteten protestantischen Lehrer für die Konfessionsschule erstattet wurde; dafür zeugten die Verhandlungen auf dem Verbandstage der katholischen Lehrer in Berlin. Es wäre ‚verruchter Optimismus', von solchen Erscheinungen sofortige Früchte zu erwarten; denn es sitzt das Mißtrauen weiter Kreise gegen alles, was mit Kirche zusammenhängt, zu tief. Aber getreulich fortgesetzte Arbeit in der Richtung dieses religiösen Aktivismus wird langsame Besserung bringen.

Dem Berliner Verbandstage ist es nicht vergönnt gewesen, das große Gegenbild zu Zieglers Rede zu empfangen und zu bieten. Der Tod entriß uns und ihnen Schell; wir Freunde Schells haben nur die wehmütige Genugtuung, daß jetzt alles um ihn klagt. Wie hätte sich Schell selbst wohl gefreut, so frisches, vorwärts strebendes Leben beim Verbandstage sich regen zu sehen! Es wäre nicht schwer, im einzelnen die offenen und versteckten Vorwürfe, die in München gegen katholische Lehrer und Konfessionsschule gemacht wurden, an Hand der Berliner Verhandlungen zurückzuweisen. Auch hier findet sich ein starkes Standesbewußtsein; das hindert aber nicht, in einem Referate anzuerkennen, daß ‚Beruf und Leben als Ankläger der heutigen Volksschule' insofern einige Berechtigung haben, als das Höchste noch lange nicht erreicht sei. Ein anderer Referent nimmt zur ‚Seminar- und Universitätsbildung der Lehrer' eine gemäßigt-fortschrittliche Stellung ein. Über den Sinn der Ausführungen ‚Zur religiösen Basis der Kunsterziehung' bin ich mir nach den Zeitungsberichten nicht ganz klar geworden; ich erkenne wohl die innigen Beziehungen zwischen Kunst und Religion, sehe aber die gemeinsame Basis beider im Gefühlsleben. Die Bestrebungen in der Jugendschriftensache sind durch die Anträge der Gruppe Rheinland und Bayern und die darauf erfolgten Resolutionen um ein Stück vorwärts gerückt. Von besonderer Wichtigkeit ist das Referat über ‚Umgestaltung des Religionsunterrichtes in bezug auf Stoff und Methode'. Endlich einmal werden die Fragen, die auf den Katechetentagen in Salzburg, Wien und München in Fluß kamen, auch im Norden aufgegriffen, der sich bisher nur allzu konservativ verhielt. Es handelt sich hier nicht bloß um eine wichtige pädagogisch-methodische, sondern auch schulpolitische Sache. Erhaltung der Konfessionsschule und tüchtiger Religionsunterricht hängen viel inniger zusammen, als manche glauben. Ohne überzeugte Konfessionsanhänger muß die Konfessionsschule fallen, und die Überzeugung wird in der Schule erwachsen, deren religiöser Unterricht Liebe zur Sache erzeugt. Allzu vorsichtig waren wohl die Berliner Versammelten, wenn sie, wie die Münchener Neuesten Nachrichten berichten, über die Schulaufsicht sich nur eine freie Aussprache ohne eigentliches offizielles Referat erlaubten. Hiebei soll die Stimmung entschieden zugunsten der Fachaufsicht gewesen sein. Wagen es hier die katholischen Lehrer aus taktischen

Gründen nicht, ihre Ansichten in der üblichen Form von Referaten und Korreferaten vor aller Welt kundzugeben, so dürfen sie auch die Taktik ihrer Gegner in Verfolgung der Simultanschulsache nicht verurteilen. Der Korreferent für die Konfessionsschule in München sprach mit Entschiedenheit und mit Recht die Ansicht aus, daß Konfessionsschule und geistliche Schulaufsicht sich nicht mit Notwendigkeit bedingen.

Noch eine Bemerkung sei verstattet, die sich auf etwas Technisches bezieht und doch sachliche Bedeutung hat. Auch die katholischen Lehrerversammlungen sollten im Prinzip sich zur debattemäßigen Besprechung ihrer Referate entschließen, auch in den Hauptversammlungen. Leben wird gefördert an anderer Mitleben.

Dr. Thalhofer.

Ernst Lieber, der 1902 verstorbene Zentrumsführer, gehört zu den politischen Charakterköpfen, die — obwohl von ausgeprägtester und auffallendster Sonderart — wegen ihrer Kompliziertheit nicht ganz leicht zu zeichnen sind; aber gerade deshalb mußte es den psychologisch schürfenden Historiker reizen, in die Bedingungen des individuellen und politischen Wesens einer solchen Gestalt einzudringen. Trotzdem ist uns bisher — von einzelnen mehr gelegentlichen Versuchen abgesehen — ein abgerundetes Bild des feinnervigen und sanguinischen, äußerlich zierlichen und innerlich pathetischen, aber auch gern ein wenig posierenden Nassauers vorenthalten worden. Eine Anzahl von wichtigen Zügen zu der Biographie dieses hervorragenden Vertreters des christlichen Staatsgedankens, des verdienstreichen Verteidigers der Rechte der Kirche und des katholischen Volkes, des feurigen Patrioten, liefert nun der Straßburger Historiker Martin Spahn in seiner Schrift ‚Ernst Lieber als Parlamentarier'.* Martin Spahn ist einer der wenigen unter den heute lebenden katholischen Gelehrten Deutschlands, die einen historischen Essay zu schreiben verstehen. Wenn diese Befähigung in jener Abhandlung weniger unmittelbar sich aufdrängt, so liegt das vor allem an der strengen Stoffbeschränkung auf das rein parlamentarische Wirken Liebers, welches an Hand der offiziellen Parlamentsberichte unter Heranziehung mündlicher Mitteilungen, die dem Verfasser infolge seines Verkehrs mit Lieber und vor allem durch seinen Vater, den ‚Genossen im Kampf und bei der Arbeit', zu Gebote standen, streng sachlich und schlicht, aber stets unter wohl abgewogenen großen Gesichtspunkten vorgeführt wird. Materiell bemerkenswert dürfte vor allem der stete Hinweis auf den Einfluß Liebers in bezug auf die Ausgestaltung der Reichsverfassung sein. Für die Feststellung des allgemeinen Entwicklungsganges Liebers sind namentlich interessant die geschickt eingestreuten Bemerkungen (an denen vorzugsweise der 6. Abschnitt reich ist) über die verschiedenen Elemente, aus denen sich Liebers wunderlich gemischte Psyche zusammensetzte: romantischer Idealismus und kühlste politische Disposition, feurige Glaubensbegeisterung und Erkenntnis der Grenzen des Religiösen, demokratische Velleitäten und persönliche aristokratische Allüren und Rechthaberei, nassauischer Partikularismus und großdeutsche Ideen, theoretisierende Veranlagung und staatsmännischer Wirklichkeitssinn. Sehr zutreffend scheint mir insbesondere, was Spahn über das einseitig politische, bezw. wissenschaftlich-ästhetische Gepräge der Begabung Liebers und seinen Mangel an wahrhaft sozialem Sinn sagt; vielleicht hätte der letztere Punkt sogar noch etwas schärfer betont werden müssen. Ich selber erinnere mich noch sehr wohl einer Volksversammlung aus der Mitte der neunziger Jahre, in der ich mit Lieber zusammen zu sprechen hatte, wobei ich unter anderem die Notwendigkeit der Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung

* Gotha 1905 bei Fr. A. Perthes. 81 S.

und speziell der Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetze betonte, was den berühmten Parlamentarier veranlaßte, den kecken jungen Mann gehörig abzukanzeln und der weiteren Ausdehnung jener Gesetzgebung in einer Weise zu widersprechen, die aufs klarste die Beschränkung seines Genius darin zeigte, daß er nur politisch, aber durchaus nicht echt sozial zu denken vermochte. Ich meine nun, gerade Spahn wäre der rechte Mann, uns einmal — etwa in der Art, wie er Leo XIII. dargestellt hat — den ganzen Lieber zu schildern. Ob seine Darstellung all der einzelnen parlamentarischen und politischen Strömungen in jeder Einzelheit genauerer Prüfung standhält, braucht hier nicht untersucht zu werden; den allgemeinen Zug hat er sicher richtig erkannt. Wenn wir mehr ähnliche, mit so epischer Ruhe und Leidenschaftslosigkeit geschriebene Monographien über politische Persönlichkeiten hätten, stände es wohl besser um das staatsmännische Verständnis unserer Gebildeten. J. M.–r.

Philosophie.

Der Streit um die Willensfreiheit wurde in den letzten Jahrzehnten zum Teil auf neue Gebiete verlegt. War die Frage ehedem vorzugsweise eine metaphysisch-psychologische, so wird neuestens der ethische Gesichtspunkt mit Vorliebe gewählt. Wie muß die Entscheidung ausfallen im Hinblick auf das sittliche Bewußtsein? Wird von da aus gegenüber dem Freiheitsgedanken eine bestimmte Stellungnahme gefordert oder nicht? Werden Determinismus und Indeterminismus den sittlichen Ideen in gleicher Weise gerecht? Bleiben die Begriffe Pflicht und Schuld, Zurechnung und Verantwortung, Reue und Strafe, auch auf deterministischer Grundlage verständlich? Diese Fragen bezeichnen den Boden, auf welchem der Kampf vor allem tobt. Erheblich beteiligt ist an dieser Gestaltung der Diskussion die Strafrechtslehre. Behält die staatliche Strafrechtspflege trotz des Determinismus ihren bisherigen Sinn? Oder ist eine radikale Umwandlung der hierher gehörigen Begriffe und Einrichtungen unvermeidlich? Mit Dr. Julius Petersen* unternimmt es ein Vertreter der Rechtswissenschaft, für Moral und Strafrecht auf deterministischer Basis Raum zu schaffen. Sein Werk, das eine an einem Nichtphilosophen staunenswerte Belesenheit in der philosophischen Literatur bekundet, bietet zwar ein umfangreiches positives und kritisches Material, erschließt aber kaum neue Gesichtspunkte. Die Würdigung des Gegners dürfte sich der Verfasser allzu leicht gemacht haben. Seine Auseinandersetzung hält sich zu vorwiegend an einzelne, teilweise längst veraltete Darstellungen der indeterministischen Freiheitslehre und widerlegt viel weniger die tatsächlichen Anschauungen des Gegners als deren angebliche Konsequenzen. Was P. aus dem Indeterminismus macht, wäre allerdings ein vollendeter Widersinn. Bliebe wirklich bloß die Wahl zwischen dem Determinismus und einem Indeterminismus, wie ihn P. entwickelt, so könnte in der Tat die Entscheidung nicht schwer fallen. Es war verkehrt, das Schwergewicht auf banale, mit endloser und ermüdender Breite vorgeführte Tatsachen zu legen, darauf nämlich, daß das Wollen durch äußere und innere Zustände, durch Motive, Gesinnung und Charaktereigenschaften bestimmt wird. Mit der Tragweite des Determinismus gegenüber den Bestandteilen des sittlichen Bewußtseins kommt P. ohne Mühe zurecht. Daß das Sollen ein Können, eine Freiheit voraussetzt, wird eingeräumt. Doch bedeute dies nicht, daß der konkrete Einzelfall, so wie er liegt, eine Mehrheit von Möglichkeiten zuläßt, sondern nur, daß der Mensch an sich, von dem bestimmten Fall abgelöst, verschiedene Handlungsweisen, darunter

* Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. München 1905. F. J. Lehmanns Verlag.

auch die der sittlichen Vorschrift entsprechende, wählen kann. Hier nimmt P. einen Widerspruch mit in den Kauf. Sollen und Können sind, so wird zugestanden, Korrelate; dies heißt doch: Was Gegenstand des Sollens ist, muß auch Gegenstand des Könnens sein. Bei P. decken sich gleichwohl die Objekte beider nicht; das Sollen dehnt sich weiter aus als das Können. Was die Strafe angeht, möchte P. den Vergeltungscharakter beibehalten, zugleich aber dem ‚Zweckgedanken' eingliedern. Auch als Vergeltung ist die Strafe nur ein Mittel zur Einwirkung auf den Willen und zur Durchführung der Ordnung; sie ist, wie v. Liszt sich ausdrückt, ‚Prävention durch Repression'. Allein damit hört die Vergeltung auf, ein eigener und selbständiger Grund der Strafe zu sein; die Sühne ist der Besserung, Abschreckung usw. zum Opfer gebracht; die Strafe entnimmt ihre Berechtigung in jeder Hinsicht der Zukunft, was der Vergeltungsidee widerstreitet. Und so verrät sich in dem Buch durchweg die Tendenz, sittliche Begriffe ihres Inhalts zu berauben. Ausdrücklich fordert der Verfasser nur für den Schuldbegriff eine dem Determinismus entsprechende Umgestaltung. In Wirklichkeit ist das sittliche Denken auch sonst in Gefahr, seinen Sinn zu verlieren. Die Begriffe Sollen, Strafe, Reue sind merklich von der Stelle gerückt, und zwar nach einer gemeinsamen Richtung. Unverkennbar ist nämlich die Neigung, in jeder Tatsache des sittlichen Lebens nur das bewegende Element, die treibende Kraft, den Hinweis auf das folgende zu erblicken. Das Sollen erscheint wesentlich als ein Mittel, den Willen im Sinne einer Norm zu beeinflussen; die Strafe ist nur bestimmt, künftige Übertretungen zu verhüten; und ebenso hat die Reue angeblich nur Sinn, sofern sie dem Willen für die Zukunft eine andere Richtung gibt. Das Motiv, die wirksame Kraft droht also diese Phänomene zu absorbieren. Tatsächlich wohnt ja der bewegende Faktor allen inne, das primäre Wesen jedoch begründet er nicht. Das Sollen ist zunächst der Ausdruck einer unbedingt lautenden Forderung, womit sich allerdings eine motivierende Fähigkeit verbindet; die Strafe ist ihrem primären Begriffe nach eine Reaktion gegen ein begangenes Verbrechen, ohne den Ausblick auf die Zukunft auszuschließen; desgleichen ist die Reue unmittelbar ein Korrelat einer vorausgehenden Übertretung, so enge sich hiemit die verändernde Tätigkeit verknüpft. Drängt der Determinismus gleichwohl dazu, diese Erscheinungen vor allem oder ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der wirkenden Kraft aufzufassen, so greift er umwälzend in das sittliche Denken ein. In einem Weltprozeß, der an allen Stellen einem Gesetz unbeugsamer, unaufhörlich vorwärts drängender Notwendigkeit unterworfen ist, findet sich für ruhende, nicht über sich hinausweisende Momente kein Raum; alle Phasen verwandeln sich in wirkende Kräfte und bloße Durchgangspunkte. Es gelingt nicht, den Naturalismus zu überwinden.

Prof. Dr. M. Wittmann.

Herbert Spencers Selbstbiographie, die gemäß der Anordnung ihres Verfassers erst nach seinem Tode erscheinen durfte, ist eher ein fortlaufender Kommentar zu seinen philosophischen Werken als die erstrebte ‚Naturgeschichte meiner selbst' geworden. Gerade das eigentümliche Unternehmen, den eigenen Lebenslauf wie ein wissenschaftliches Faktum zu behandeln, die strenge Sachlichkeit der Darstellung durch eine Fülle authentischen Materials zu erhärten, hat dahin geführt, daß Spencer zur tieferen Erkenntnis seiner persönlichen Eigenart mehr Mannigfaltiges als Wesentliches zusammenträgt *; auch von seiner

* In der deutschen Übersetzung durch Prof. Ludwig Stein (Bern) und dessen Tochter (2 Bde., Stuttgart 1905, Verlag von Rob. Luy) fanden daher mit Recht ganz erhebliche Kürzungen statt.

Selbstbeobachtung gilt, was er gelegentlich für seine allgemeine Art der Menschenbeobachtung zugibt: ‚Ich bin ein schlechter Beobachter der Menschen in concreto, weil sie mich in abstracto zu sehr beschäftigen.‘ Demgemäß hat Spencer auch sein eigenes physisches und geistiges Werden vorwiegend als ein Schulbeispiel für Vererbungs- und Anpassungstheorien behandelt; das Verhältnis zur Vorwelt und Umwelt drängt bei diesem theoretischen Verfechter des Individualismus die Beachtung des ethischen Selbst in den Hintergrund. Von den Sonderbarkeiten, zu welchen dies führt, nur eine kleine Probe: Spencer gedenkt einmal seines ‚Mangels an gesellschaftlichem Takt‘ und fährt fort: ‚Dieser Fehler ist ein Familienerbteil. Alle Spencers der vorangegangenen Generation zeichneten sich durch mangelnde Zurückhaltung aus. Gar häufig fiel ein solches Verhalten zu meinem eigenen Schaden aus. Man sagt, durch Erfahrung wird man klug; Erfahrung aber ist einfach machtlos, wo es sich um einen eingefleischten, ja organischen Fehler handelt.‘ Geistig vertieft wird man eine solche Art der Selbstbeschreibung nicht nennen können, und wenn man auch als mildernden Umstand in Rücksicht ziehen muß, daß Spencer diesem Lebensbericht nur die Stunden widmen konnte, wo er ‚zu jeder schweren Denkarbeit unfähig war‘, so bleibt doch dem Leser ein auch ins Sachliche übergreifendes Mißbehagen zurück; und ich gestehe, daß die besondere, auch in meinem Nachruf auf Spencer (Hochland, Januarheft 1904) bekundete Verehrung seiner Person, wie ich sie aus biographischen Berichten anderer, zumal Otto Gaupps, gewonnen hatte, durch die Lektüre dieser Selbstbiographie einige Trübung erfahren hat. So gerne man hier des romanhaften Elements entbehrt, das viele neuere Selbstbiographien zwar unterhaltsamer zu lesen, aber — gemäß Glagaus lehrreichen Darlegungen* — auch bedenklicher zu glauben macht, so ungerne vermißt man jenes psychologische Aufdengrundgehen, das den Lebensbericht wenigstens bis zu gewissem Grad zur Lebensbeichte werden ließe.

Läßt also Spencers Selbstbiographie nach der persönlichen Seite hin unbefriedigt, so ist sie um so ergebnisreicher nach der philosophiegeschichtlichen hin und für das genauere Verständnis seines Gedankensystems künftig gar nicht mehr zu entbehren. Auf viele lehrreiche Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; nur das eine sei gegenüber einem vielverbreiteten, auf Taine zurückgehenden Irrtum vermerkt, daß Spencer die Entwicklungstheorie längst vor Darwin und nicht etwa erst unter dessen Einfluß vertreten hat. Den spezifisch darwinistischen Gedanken der natürlichen Zuchtwahl allerdings hat Spencer erst nachträglich in sein Entwicklungssystem eingeordnet, in das er sich nicht einmal besonders leicht fügen wollte (vgl. Kap. 35 und 39). Früher fallen allgemeinphilosophische und naturphilosophische Einflüsse von Lamarck, Lyell, K. E. von Baer, Mill, Comte und — durch S. T. Coleridges Vermittlung — auch von Schelling. Im allgemeinen darf man aber Spencers Verständnis und Kenntnis fremder Systeme nicht überschätzen, und kaum dürfte sich eine bessere Bestätigung für die von uns schon früher behauptete** unphilosophische Art des Spencerschen Denkens finden lassen als sein Geständnis (Kap. 18), daß er Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘ bei wiederholten Anläufen nicht weiter zu lesen vermochte, und daß es ihm (vgl. Kap. 54) mit Platos Dialogen stets ebenso ging. Spencer selbst schreibt dies seiner ausgesprochenen Neigung zu kritischem Widerspruch zu, die er von seinen Vor-

* Hans Glagau, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Marburg 1903. N. G. Elwertscher Verlag.

** Vgl. den Aufsatz ‚Der Entwicklungsgedanke bei Spencer‘ im Märzheft 1904 dieser Zeitschrift.

fahren, allesamt konfessionellen ‚Dissenters', ererbt habe. Tatsächlich aber sind die Wurzeln dieses und seines sonstigen gedanklichen Verhaltens positive; und sie liegen in dem unbedingten Vorwiegen politischer oder, genauer gesagt, kulturpolitischer Interessen. Unser früherer Satz: ‚Zwar nicht nach der ausdrücklichen Begründung, wohl aber nach den unbewußt wirksamen Motiven darf Spencers System als ein naturwissenschaftlich verbrämter, radikaler Liberalismus bezeichnet werden' findet in der nun offenliegenden Entwicklungsgeschichte des Spencerschen Denkens volle Bestätigung, und auch Prof. Ludwig Stein sieht sich in seiner der deutschen Übersetzung vorausgeschickten Einleitung zu dem Hinweis genötigt, daß man die politische Seite dieses Theorienbaues bisher viel zu wenig beachte; auch er nennt nun Spencer im Gegensatz zu Marx geradezu den ‚klassischen Philosophen des Liberalismus', den ‚Utopisten des Individualismus'. Bereits in seinem 22. Lebensjahr schrieb Spencer in einem Aufsatz: ‚The proper sphere of government' gegen Staatsmacht und Staatskirche, und als er zwei Jahre später eine Wochenschrift ‚The philosopher' plante, sollte darin eine Reihe von ‚Essays on Principles', ‚nicht, wie die später ausgeführten, physikalische Prinzipien, sondern mehr Probleme politisch-ethischer Natur' behandeln. Wieder zwei Jahre später wollte er in einem Buche seine ‚Ansichten über politische Ethik' darlegen, und dieses vorwiegende Interesse geht mehr oder minder deutlich durch bis zu den letzten drei Systembänden seiner ‚Soziologie'. Demgegenüber blieb seine vielseitige Beschäftigung mit den Naturwissenschaften viel dilettantischer, was sich auch sehr charakteristisch in den beständigen Bemühungen um praktische Erfindungen äußert. Auf biologischem Gebiet fühlte er sich so wenig sattelfest, daß er den zoologischen Teil seiner ‚Prinzipien der Biologie' von Huxley, den botanischen von Joseph Hooker nachprüfen ließ, und hinsichtlich der exakten Naturwissenschaft gesteht er selbst, daß seine Kenntnis der Tatsachen ‚in der höheren Mathematik, in der höheren Physik oder in Chemie unzulänglich' war. Schon angesichts dieser eigenen Worte des Philosophen erscheint Steins Wort von ‚einem fast Leibnizschen Universalismus', mit dem Spencers System der synthetischen Philosophie ‚den ganzen Umkreis der erfahrbaren Welt umspannt', als unhaltbare Übertreibung. Die geistige Energie, mit der Spencer seine politisch-sozialen Grundbegriffe auf alle anderen Wissensgebiete zu übertragen suchte, bleibt deshalb nicht minder erstaunlich, und dieses Festhalten an den einmal — oft sehr frühzeitig und vor aller näheren Untersuchung — aufgestellten Grundbegriffen betont auch unser Philosoph selbst oft genug und sucht sie zu rechtfertigen: ‚Wenn ich auch bei vielen für einen aprioristischen Denker gelte, so wird sich doch jeder, der sich nicht a priori einen Begriff von mir gemacht hat, darüber klar werden, daß meine Ansichten, wenn sie auch nicht a posteriori entstanden sind (!), sich doch gewöhnlich a posteriori als wahr erwiesen haben.'

In allen Punkten freilich konnte Spencer doch nicht seinen ursprünglichen Überzeugungen treu bleiben, und nichts ist diesbezüglich allgemein interessanter als die Abschwächung, welche er noch in seinem 73. Lebensjahr hinsichtlich seines politischen und namentlich religiösen Radikalismus für gut fand. In den ‚Betrachtungen', welche er seiner Selbstbiographie in diesem Alter nachträglich als 64. Kapitel beigab, heißt es diesbezüglich unter anderm:

‚Als das geläufige Credo bei mir allmählich an Boden verlor, schien mir die einzige Frage die nach Wahrheit oder Falschheit jener besonderen Dogmen, in denen ich erzogen worden war. Nach und nach jedoch, zumal während der

letzten Jahre, bin ich zur Einsicht gelangt, daß dies nicht das einzige Problem ist.

Diese Erkenntnis war wohl die Folge eines umfassenderen Studiums der menschlichen Gesellschaft. Von vielen ist, glaube ich, die Tatsache anerkannt, daß irgendwelche Gottesverehrung mit dem entsprechenden sozialen Symbol ein wesentliches Merkmal jeder vorgeschrittenen Gesellschaft ist; diese Einsicht nun hat zu dem Schlusse geführt, daß eine durch den kirchlichen Glauben und die priesterliche Gewalt auf die Menschen ausgeübte Kontrolle für den Bestand der Gesellschaft unentbehrlich sei.

Durch das in der „deskriptiven Soziologie" zusammengestellte und klassifizierte Beweismaterial bin ich ohne jede Voreingenommenheit zu dieser Überzeugung gelangt; geschah es auch nicht wider Willen, so doch gewiß nicht auf Grund einer vorgefaßten Meinung. Die Beweise dafür sind zwingend: Unter ganz zusammenhanglosen, in verschiedenen Erdteilen lebenden Völkern geht der Kulturfortschritt mit der Entwicklung des religiösen Credos Hand in Hand, indem dieses in der Entwicklungsperiode starr in seinen Dogmen und fürchterlich in den von mächtiger geistlicher Gewalt angedrohten Strafen ist, so daß die Notwendigkeit eines solchen Faktors zur Aufrechterhaltung der sozialen Unterordnung unabweislich scheint.'

Daß sich Spencer trotz seines bleibenden persönlichen Agnostizismus zu solchen Zugeständnissen durch die Wucht der soziologischen Tatsachenbeweise gezwungen fühlt, muß als höchst bemerkenswerte Parallelerscheinung zu dem innerlicheren Gesinnungswandel bemerkt werden, den ein anderer hervorragender Positivist, August Comte, bekanntlich in späteren Jahren durchmachte, und der diesen zu einem die katholische Kirche vielfach nachahmenden ‚Menschheitskult' führte. Die innere Leere, welche die Preisgabe der positiven Religion hervorruft, ist selbst für so kritische Geister schließlich unerträglich geworden, und Spencer gesteht selbst:

‚Ein wesentliches Motiv, wenn nicht der Hauptgrund für meine veränderte Stellungnahme zu den Glaubensformen und den ihnen als Stütze dienenden Institutionen war die mehr und mehr sich festigende Überzeugung, daß derjenige Vorstellungskreis, der durch religiösen Glauben ausgefüllt wird, kein Vakuum verträgt, daß das Problem des eigenen Ich und der Umwelt nie aufhören, sondern stets von neuem auftauchen wird. Gibt es auch keine endgültige Lösung dieser Fragen, so wird deren Stelle doch immer von einer gewissen — das Bewußtsein jeweilen befriedigenden — Antwort ausgefüllt sein.'

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Das Problem des Lebens. Der jüngstverstorbene Philosoph des ‚Unbewußten', Eduard von Hartmann,* war, wie allseitig anerkannt wird, in ganz erstaunlichem Maße auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften bewandert und überschaute namentlich deren neuere theoretische Entwicklung mit einem tiefdringenden Weitblick, wie ihn nur ganz wenige Philosophen oder gar Spezialforscher ihr eigen nennen. Zeugnis dessen gaben bereits seine Werke über ‚Wahrheit und Irrtum im Darwinismus' (1875!), ‚Die Weltanschauung der modernen Physik' (1902), ‚Die moderne Psychologie' (1901); einen glänzenden Beleg bietet noch einmal das letzte Werk des Unermüdlichen, seine biologischen Studien über ‚Das Problem des Lebens'.** Mit begreiflicher Genugtuung weist Hartmann darauf hin, daß die Mehrzahl der Biologen den Dar-

* Über seine Philosophie wird das nächste Heft von ‚Hochland' eine größere Abhandlung bringen.

** Bad Sachsa im Harz 1906. Verlag von H. Haacke.

winismus heute so beurteilt, wie er ihn bereits vor zweiunddreißig Jahren (in der ersten Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten') beurteilt hat, daß ‚die Abstammungslehre gesichert, der Darwinismus (= Zuchtwahltheorie) gerichtet' sei. Schritt für Schritt weist Hartmann diese Entwicklung in ihrer historischen Notwendigkeit nach und läßt auf Grund umfassender Belesenheit die Stimmen der hervorragendsten Forscher zu uns sprechen. Seine Zusammenstellung hat vor der ähnlichen Dennerts noch den Vorzug einer größeren Lebendigkeit, weil sie überall das Mitdenken dessen erkennen läßt, der seit Jahrzehnten dieses ganze Für und Wider im Geiste mit durchkämpfte. Die Niederlage der Zuchtwahltheorie ist ohne Zweifel zugleich eine solche der mechanistischen Weltanschauung. Der Versuch, die Zweckmäßigkeit in der organischen Natur aus reinmechanischen Summationen kleinster Zufallsvariationen zu erklären, ist gescheitert, die Berechtigung einer teleologischen Auffassung des Naturlebens damit von neuem in ihrer Unentbehrlichkeit dargetan. Auch das Grundproblem des Lebens rückt damit wieder in eine der mechanistischen Weltansicht minder entsprechende Beleuchtung. Denn hinzu kommt, wie Hartmann in einem zweiten höchst lehrreichen historischen Rückblick dartut, daß alle Versuche einer physikochemischen Erklärung der Lebenserscheinungen ohnmächtig geblieben sind. Hartmann geht alle diese Theorien im einzelnen kritisch durch mit dem zusammenfassenden Ergebnis: ‚Etwas Richtiges enthält ja jede der als unzulänglich verurteilten Theorien. Der Organismus *ist* eine Wärmekraftmaschine, aber er ist *mehr als das*. Er verbraucht die Verbrennungswärme von Nahrungsmitteln als Betriebsenergie des Lebens, aber er braucht auch Nahrungsmittel *ohne* Verbrennungswert daneben und schätzt die *mit* Verbrennungswert nicht bloß nach diesem, sondern auch in erster Reihe nach ihrem *Bauwert*. In jeder Zelle sind, selbst wenn eine Zellhöhle fehlt, doch größere oder kleinere Vakuolen im Protoplasma, deren flüssige Inhalte miteinander und mit der Umgebung in osmotischem Stoffaustausch stehen; aber die ein- und vielzelligen Organismen sind keine *bloßen* Systeme von osmotischen Plasmaschichten und Häuten, und der Stoffaustausch und Säftestrom in ihnen steht *noch unter ganz anderen Gesetzen* als bloß den osmotischen. Alle Formbildungsvorgänge sind durch chemische Veränderungen eingeleitet und bestimmt, und diese werden durch Fermente bewirkt; aber *es hängt nicht von den Fermenten ab, daß sie da sind, an der rechten Stelle* sind, *zur rechten Zeit aktiviert* werden und wieder desaktiviert werden. Die Ganglienzelle muß eine Quelle elektrischer Spannungsdifferenzen und der Nerv eine Leitungsbahn sein . . . Alle chemischen, elektrischen und sonstigen Vorgänge weisen letzten Endes auf bestimmte Bewegungsformen der Moleküle und ihre Übertragung zurück; aber *das Leben besteht nicht in einer ganz spezifischen Bewegungsform, sondern darin, daß an jeder Stelle zu jeder Zeit die richtige, dem Organismus dienliche*, von allen möglichen unorganischen Bewegungsformen *eintritt, und es gibt keine Bewegungsform, die das erklären könnte.*' Danach wird also nicht nur eine teleologische, sondern eine spezifisch vitalistische Auffassung des Lebensproblems vertreten und in einem dritten Abschnitte gegen physikalische Einwendungen gesichert. Hartmann will den alten Begriff der ‚Lebenskraft' nicht im Sinne einer besonderen Energiequalität erneuern, wozu Mach, Ostwald u. a. neigen, und wie es R. C. Schneider am ausgesprochensten tut, sondern er nimmt ordnende und leitende Kräfte nichtenergetischer Natur an und sucht im zweiten systematischen Hauptteil seines Werkes darzutun, daß diese Kräfte

metaphysischer und psychischer Natur seien, daß sie schließlich einem Zentralbewußtsein mit bewußter Innen- und unbewußter Außenseite entstammen müßten. Hierbei gerät er immer mehr in willkürliche, monistische Spekulationen, die den Gesamteindruck des Werkes schädigen. Aber im einzelnen fehlt es auch hier nicht an glänzenden, auf reichen Wissensstoff gestützten Beweisführungen. Besonders glücklich ist z. B. die Widerlegung der mechanistischen Urzeugungstheorie; und die ‚vitalistische' Urzeugungstheorie, welche Hartmann an ihre Stelle setzt, daß nämlich das Prinzip des Lebens erst dann seine reaktive Tätigkeit entfaltet habe, ‚als die äußeren Bedingungen dazu auf der Erde gegeben waren, und nur an solchen Stellen, wo sie gegeben waren,' läuft tatsächlich mit der Annahme einer besonderen Schöpfungstat hic et nunc aufs gleiche hinaus. Die Entwicklung der Organismen hat sich dann nach Hartmanns Ansicht vielstämmig und vielfach sprunghaft (durch ‚heterogene Zeugung' nebst zahlreichen ‚Mutationen') vollzogen. Die Annahme einer Vielstämmigkeit wird sehr geschickt auch den Anhängern einer mechanistischen Urzeugungstheorie als Folge ihrer Voraussetzungen aufgenötigt. Auch ihnen müßte es schwer fallen, zu glauben, ‚daß nach hinreichender Abkühlung der Erdoberfläche nur an einer einzigen Stelle und auch hier nur in einem einzigen Exemplar ein Urorganismus entstanden sein sollte. Wenn aber mehrere zugleich oder zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, so ist es wiederum höchst unwahrscheinlich, daß sie einem identischen Typus trotz mangelnder genealogischer Verwandtschaft angehört haben.' Die tierische Abstammung des Menschen bereitet Hartmanns Denkweise keine Schwierigkeiten; immerhin gibt er zu, dieses sei ‚der größte teleologische Entwicklungsschritt (zu deutsch: Sprung), von dem wir Kenntnis (?) haben'. Aber hinsichtlich dieser höheren Entwicklungsstufen, wo eine Vertrautheit mit der speziellen Zoologie bezw. Botanik in Frage käme, versagt naturgemäß selbst Hartmanns Universalität. Genug, daß er die Haupterkenntnisse der allgemeinen Biologie so sicher beherrscht und die Unzulänglichkeit jeder mechanistischen Auffassung bereits an den Grundvorgängen des Zellenlebens überzeugend darzutun vermag. Wer vermöchte sich z. B. der Beweisführung zu verschließen, daß bereits die einfachsten Urorganismen alsbald eine Fülle selbstregulatorischer Leistungen mußten vollbringen können, sollten sie nicht alsbald wieder zugrunde gehen, geschweige denn sich jemals höher entwickeln. Derartige einfache Regulationen, die bereits die einzelligen Organismen zeigen, sind: Die Auswahl der Nährstoffe, die Aufspeicherung solcher für Hungerzeiten, die Anpassung an die veränderte Umgebung in chemischer und physikalischer Hinsicht, der Wiederersatz verlorener Teile und anderes mehr. Was die allgemeinsten Theorien der neueren Biologie angeht und speziell ihre Beziehung zu den Grundauffassungen der modernen Physik einerseits und zum Mechanismus-Teleologiestreit andererseits, so hat hierfür Hartmann ein ganz vorzügliches Repertorium geschaffen. Mögen es viele mit kritischem Verstande lesen und dann selber weiter denken! Nur auf der Grundlage solcher Vorarbeiten ist eine nachhaltige und stichhaltige Neubelebung der Naturphilosophie denkbar.

Dr. H. Merker.

Literatur.

Die jüngsten französischen Literaturgeschichten — von Franzosen geschriebene Geschichten der Literatur Frankreichs — können ein doppeltes Verdienst beanspruchen: sie ergänzen die älteren Werke ihrer Art, die bei allen Vorzügen nicht mehr genügen, weil darin die modernen geistigen Strömungen außer acht blieben, und sie sind alle durchzogen von dem kritischen Sinn der Neuzeit. Im allgemeinen lassen sie die dogmatische

Belehrung über die Grundlagen der schriftstellerischen Kunst, schönrednerische Ausweitung und die Wiedergabe persönlicher Eindrücke beiseite. Von der naturwissenschaftlichen Methode geleitet, die der scharfwitternde Sainte-Beuve ahnte, und deren Wesen und Aufgabe Taine in mathematisch strenge Formeln faßte, setzen sich die Verfasser der in den letzten Jahren erschienenen Literaturgeschichten das Ziel, die Fortentwicklung und Umbildung des französischen Geistes nach seinen allgemeinen Seiten zu zeichnen, ohne jedoch die Lebensgeschichte der großen Schriftsteller, die Zergliederung und Würdigung ihrer Meisterwerke zu vernachlässigen.

Einen Platz für sich, und zwar einen bevorzugten, verdient die Histoire de la langue et de la littérature françaises, die unter der Leitung von Petit de Julleville veröffentlicht wurde (A. Colin). Dieses nach Umfang (8 Bde.) und Anlage durchaus originale Werk legt für das Mittelalter die Einteilung nach den poetischen Gattungen zugrunde (Épopée, roman, fabliau, mystère); in dem Maße jedoch, wie die literarischen Persönlichkeiten in der Renaissance, im Jahrhundert der Klassiker und in der Folgezeit sich schärfer abheben, werden ihnen von Spezialforschern, ausgezeichneten Kräften, je besondere Kapitel gewidmet. Diese Geschichte setzt sich also zusammen aus einer Reihe sorgfältiger, aus den Quellen geschöpfter Studien, die der gelehrte Brunot durch wertvolle Untersuchungen über den Wandel der Sprache in den einzelnen Jahrhunderten vervollständigt. Dem einheitlichen Charakter des Werkes hat die vielköpfige Mitarbeiterschaft gar nicht geschadet. Jede Abhandlung, eine Ergänzung der vorhergehenden, leitet nicht bloß äußerlich zur folgenden über.

Die Études littéraires von E. Faguet (Société d'imprimerie, 4 Bde.) sind Bilder eines ebenso sachkundigen als geistreichen Mannes, die neben dem literarischen Talente der großen Schriftsteller seit der Renaissance auch ihre moralische Persönlichkeit hervortreten lassen. In den Contemporains (Lecène et Oudin, 6 Bde.) bietet Jules Lemaître eine Anzahl von fesselnden Artikeln über Dichter und Denker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in denen die literarischen Tendenzen des zeitgenössischen Frankreich sichtbar werden. Ein Feind lehrhafter Einseitigkeit kennt Lemaître kein anderes Gesetz bei der Beurteilung als seinen persönlichen Geschmack und keinen anderen Maßstab als seine Vorliebe oder Abneigung. Allerdings ist sein Geschmack der klassisch gebildete, der für die Logik, für die Klarheit und Wahrheit der Gedanken, für die kunstmäßige Vollendung der Form vollempfänglich ist.

Neben diesen Büchern, die aus unverbundenen Bruchstücken bestehen, gibt es vortreffliche zusammenhängende Darstellungen der französischen Literaturentwicklung. Die Histoire de la littérature française von Lanson (Hachette) umschließt einen bedeutenden Inhalt, den der mäßige Umfang und der niedrige Preis nicht vermuten lassen. Vielseitig betrachtet der Verfasser die hochragenden Wenigen und Einzelnen; vornehmlich jedoch kommt es ihm darauf an, den geistigen und moralischen Fortschritt der Franzosen zu den verschiedenen Zeiten nachzuweisen. Daher nimmt er bei der Herstellung literarischer Zusammenhänge die größte Rücksicht auf die historische Folge der Erscheinungen. Lanson ist übrigens nicht bloß ein zuverlässiger Gelehrter, sondern versteht auch fließend und kraftvoll zu schreiben. Der Précis de l'histoire de la littérature von Georges Pelissier (Delagrave), bei seiner Wissensfülle, seinem geschlossenen und klaren Charakter ein Meisterstück, ist das einzige Handbuch, das der zeitgenössischen Literatur den verdienten vollen Platz zugesteht, und kommt für aus-

ländische Leser zu allererst in Betracht. Mit der Genauigkeit in den Einzelheiten verbindet Pelissier Weitblick und großzügige Auffassung. Wenn sich auch sein Buch als Leitfaden verwerten läßt, so hält es einen durch die Neuheit und den Gehalt der Kritik doch zu dauernder Lektüre fest. Was Pelissier bekanntermaßen auszeichnet, ist auch hier zu finden: tiefdringende Erkenntnis, geläuterter Geschmack und Sicherheit des Urteils.

Das grundgelehrte Buch von Brunetière (Manuel de l'histoire de la littérature française, ebenfalls Delagrave) ist von eigener Art, jedoch einer Art, die bisweilen befremdet. Nach dem eigenen Geständnis des Verfassers ist es nur das ‚Programm' einer später erscheinenden größeren und eingehenderen Arbeit. Als begeisterter Schüler Taines läßt Brunetière es sich angelegen sein, den ursächlichen Zusammenhang zwischen den französischen Meisterwerken, den Einfluß der einen auf die anderen darzutun; er bedient sich dazu einer hin und wieder bedauerlich einseitigen Methode; so unterdrückt er ganz einfach die Werke, bei denen er eine Wirkung auf ihre Zeit leugnet; da die Briefe der Frau v. Sévigné erst 1725 erschienen sind und die Memoiren St. Simons erst 1824, so scheidet er St. Simon und Frau v. Sévigné aus der französischen Literatur aus. Diese Methode muß den Leser beunruhigen. Dazu ist die Anlage des Werkes sehr verzwickt. Die allgemeine Betrachtung bietet es in einem Discours (Vortrag), der in dem Brunetière eigenen würdevollen und wuchtigen Ausdruck gehalten ist; ausgiebige Anmerkungen begleiten in der Form knapper Übersichten über den Gang der Literaturgeschichte diesen Discours, so daß der Leser mühsam einer doppelten Gedankenreihe zu folgen hat. Nicht jedermanns Sache ist das selbstsichere und oft schroffe Urteil des Verfassers; der Kenner wird sich für die Lektüre des Buches belohnt finden.

Bescheidener führen sich mehrere für den praktischen Gebrauch bestimmte Bücher ein. Dasjenige von René Doumic (Éléments d'histoire littéraire, Delaplane) behält die herkömmliche Einteilung nach Literaturgattungen bei, gibt Ratschläge für die Auswahl der Lektüre und schiebt nach jedem Zeitabschnitt einen kurzen chronologischen Überblick ein; als angenehme Beigabe enthält es Proben aus den Schriftstellern, nicht viele, aber sehr gut gewählte. Das Buch von Lintilhac (Précis historique et critique de la littérature française, André-Guédon, André fils successeur) ist in die Lehrerseminarien eingeführt und in den Schul- und Volksbibliotheken überall zu finden; das ist keine schlechte Empfehlung. Bei seiner geschickten Anlage ist es recht geeignet zum Führer für alle diejenigen, die eine literarische Frage studieren wollen, ohne sich vorher die einschlägigen Kenntnisse und die wissenschaftliche Methode angeeignet zu haben. Den öfter aufgelegten Tivier (Histoire de la littérature française, Delagrave) hat Pierre de Labriolle bis zur Gegenwart fortgeführt; dabei hat er die Arbeit seines Vorgängers sorgfältig durchgesehen und nach Bedürfnis ergänzt oder ganz umgegossen, ihr jedoch die schlichte und übersichtliche Form erhalten. Auch hat er orientierende Buchnachweise hinzugefügt. René Canat (La Littérature française par les textes, Delaplane) ist von der Erwägung ausgegangen, daß der Schüler oder Student seine Studienanstalt mit einem schweren Gepäck fertiger Urteile und einzelner Kenntnisse über die Schriftsteller verläßt, ohne jedoch deren Werke in eingehender und geschmackbildender Weise gelesen zu haben. Er will diese jungen Leute, die Lanson oder Doumic bereits kennen, durch Inhaltsangaben in die Welt der

Großen und Seltenen einführen und durch wörtliche Entlehnungen zum Weiterlesen und zur selbständigen Beschäftigung anregen. Diesen Zweck wird der Verfasser auch bei ausländischen Lesern erreichen, um so mehr, als er seine Arbeit scharf gegliedert und das Unwichtige hinter dem Wesentlichen hat zurücktreten lassen. Für den praktischen Gebrauch seines Buches läßt sich die Biographie der Schriftsteller entbehren; daß sie aber, wie er meint, bei der Erklärung ihrer Werke belanglos sei, kann doch nur für die Minderzahl der Fälle zugegeben werden.

Einen kleinen, aber wertvollen Beitrag zur Literaturgeschichte haben Francisque Vial und Louis Denise in den Idées et Doctrines littéraires du XVIIe siècle (Delagrave) geliefert. Einerseits möchten sie den Studierenden für ihre Prüfungen ein bequemes Werkzeug liefern, nämlich eine Sammlung der Texte (Vorreden und anderer theoretischer Schriften), welche für die Kenntnis der literarischen Lehrmeinungen von Wichtigkeit sind, und zum andern allen lernbegierigen Laien ein Bild von der Entwicklung der Ideen und Schulen bieten, die für das poetische Schaffen maßgebend geworden sind. Von den Kundgebungen der Kunstrichter und schöpferischen Kritiker sind deshalb nur diejenigen textwörtlich aufgenommen worden, die für die Literaturgeschichte unleugbare Bedeutung haben oder in einem Werke künstlerische Gestaltung finden wie etwa die Ansichten Molières vom Wesen und von der Wirkung der Komödie. Freilich haben nicht alle die Schaffenden sich über ihre Grundsätze und leitenden Gedanken geäußert, vielleicht nicht einmal sich diese klar zum Bewußtsein oder doch nicht in Zusammenhang gebracht. Das mindert den Wert der vorhandenen Schriften für das Studium und die Schätzung einzelner Autoren und ganzer Zeiträume gar nicht. Im Gegenteil! In der Vorrede zum Cromwell haben wir den Schlüssel zu der Dramatik der Romantiker. So weit geht diese Sammlung nicht; sie umfaßt nur das 17. Jahrhundert, von der Plejade bis zum Streit zwischen den Alten und Modernen. Wenn sie Beifall findet, wollen die Verfasser die zwei folgenden Jahrhunderte ebenfalls bearbeiten. Schon um deswillen möchte ich wünschen, daß ein voller Erfolg ihre erste Arbeit lohne.

Dr. J. Hengesbach.

Ibsens Briefe. Kurz nach des großen Norwegers Tod ist jüngst eine Notiz durch manche Blätter gegangen, die wie eine Mahnung zur Vorsicht an die Schar seiner literarischen Grabredner klang. Glaubt nicht, so war ihr Sinn, daß ihr diesem dahingegangenen Mitmenschen — der Dichter ist ja nicht gestorben — auf Grund eurer Kenntnisse leichthin einen verstehenden Nachruf widmen könnt! Ihr wurdet ja stets, solange er sich unter euch bewegte, von seiner vielberedeten ‚Verschlossenheit' zurückgeschreckt; ihr mußtet auch hinsichtlich der persönlichen Momente in seinen Werken bei vagen Vermutungen stehen bleiben, und wenn ihr glaubtet, aus seinen unlängst gesammelten Briefen* den ganzen Menschen kennen zu lernen, so waret ihr auch damit im Irrtum. Gerade die meistsagenden und freimütigsten Briefe Ibsens mußten von dieser Sammlung ausgeschlossen bleiben. In einer Beziehung gestehen ja auch deren Herausgeber ‚eine fürs erste unausfüllbare Lücke' zu: ‚in der Frage des Herzenslebens. Dieses Tor zu entriegeln, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.' Aber gerade nur in diesen intimsten Briefen, so heißt es andererseits, hat Ibsen sein Innerstes rückhaltlos enthüllt wie nirgends anderswo; und was uns jetzt vorliegt, dieser bald freundlichwarme, bald höflichkühle oder gar rein geschäftliche Meinungsaustausch mit Verlegern, Übersetzern, literarischen Freunden

* Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von J. Elias und H. Kohl. Berlin 1905, bei S. Fischer

und Propagandisten, wirft kein volles Licht auf die eigentliche Natur des Briefschreibers; nur hie und da, zumal in den Briefen an Björnson und Brandes, blitzt ein rückhaltloses, vom Temperament des Augenblicks entzündetes Wort durch. Übrigens bieten die Briefe immerhin solchen, die Ibsens Werke schon hinreichend genau kennen, noch manchen förderlichen Aufschluß; dies gilt außer von den späteren Briefen an Brandes, bei denen sich Ibsen nicht zum wenigsten an den Literaturhistoriker wendet, vornehmlich auch bereits von einem Brief an Peter Hansen aus dem Jahre 1870, der zu biographischen Zwecken einen Rückblick auf das bisherige Schaffen wirft. Ibsen trug sich sogar einmal kurze Zeit mit dem Plan eines kleinen selbstbiographischen Kommentars zu seinem Schaffen. ‚Auf eine Auslegung meiner Bücher,‘ so schreibt er 1880, ‚würde ich mich natürlich ganz und gar nicht einlassen. . . . Aber ich möchte ganz einfach von den Umständen und Verhältnissen berichten, unter deren Einfluß ich gedichtet habe, — alles natürlich mit äußerster Diskretion und so, daß ein weiter Spielraum für Mutmaßungen aller Art bleibt.‘ Diese vom Dichter betonte Pflicht der Diskretion wird, so möchte man wenigstens hoffen, auch von etwaigen künftigen Veröffentlichungen geachtet werden; was der Dichter nur denen sagen wollte, die seinem Herzen am nächsten standen, darein ohne die Erlaubnis der Beteiligten einmal Einsicht zu nehmen, hat auch die Literaturgeschichte kein Recht. Und ist es denn auch wirklich um der Wissenschaft willen notwendig, alle individuellen Zufälligkeiten eines dichterischen Lebenslaufs kennen zu lernen? Genügen nicht für die klare Vorstellung, die wir naturgemäß von dem Menschen erstreben, der so bedeutende Werke schuf, die typischen Züge seines Daseins und diese allein?

Gerade bei Ibsen sind Leben und Schaffen dermaßen eins, daß man sie gar nicht trennen darf, ohne gegen eines davon ungerecht zu werden. Was ihm von seinen Lebenserfahrungen nennenswert erschien, das eben hat er in seinen Werken ausgesprochen. Dabei sind die rein äußerlich faktischen Lebenserfahrungen gar nicht so wichtig als die inneren, die er vielleicht nicht einmal an sich selbst, sondern an anderen miterlebt hat. ‚Alles, was ich gedichtet habe,‘ so schreibt er einmal an Passarge, ‚hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt, — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört.‘ Gewiß, Ibsen war in seinen späteren Dramen ‚Gesellschaftskritiker‘; aber er übte seine Kritik nicht allein mit der scharfen Sonde des stahlkühlen Verstandes; seine Impulse kamen ebensosehr aus dem bebenden, oft nur von allzu leidenschaftlicher Entrüstung bebenden Herzen. ‚Zum Schriftstellern,‘ so schreibt er einer Anfängerin, ‚gehört noch anderes und mehr als die natürliche Begabung allein. Man muß etwas haben, was man im Gedicht gestalten kann, einen Lebensinhalt. Hat man das nicht, so dichtet man nicht, man schreibt nur Bücher.‘ Daß er in seinem Dichten nicht immer seinem innersten Lebensgehalt treu blieb, das ist die trostlose Klage jenes Epilogs, der mit seinem Schaffen auch sein eigentliches Leben abschließt. —

In einem Frühwerk Ibsens, den ‚Kronprätendenten‘, fragt König Skule den Sänger Jatgejr:

‚Sag' an, Jatgejr, wie kam es, daß du Skalde wurdest? Wer lehrte dich die Dichtkunst?‘

Jatgejr: ‚Die Dichtkunst lehrt man nicht.‘

Skule: ‚Man lehrt sie nicht? Wie kam es denn?‘

Jatgejr: ‚Ich empfing die Gabe des Schmerzes, und da ward ich Skalde.‘

Skule: ‚Die Gabe des Schmerzes also ist es, deren der Skalde bedarf?‘

Jatgeir: ‚Ich bedurfte des Schmerzes; es mag andere geben, die des Glaubens, der Freude bedürfen — oder des Zweifels .'

Skule: ‚Auch des Zweifels?'

Jatgeir: ‚Ja; doch dann muß der Zweifler stark und gesund sein.'

Skule: ‚Wen nennst du einen ungesunden Zweifler?'

Jatgeir: ‚Den, der an seinem eigenen Zweifel zweifelt.'

Skule (langsam): ‚Mich dünkt, das ist der Tod.'

Aus Schmerz und Zweifel schuf Ibsen, bis ihn des Zweifels Zweifel überkam. Davon zeugen die eigentlichen Briefe, die Fehdebriefe, die er in seinen Dramen der Mitmenschheit schrieb.

M. E.

Zu Maeterlincks Entwicklung. Maurice Maeterlinck, der Neu-Romantiker und Neuro-Mantiker, scheint aus seinem Kreise geraten zu sein. Monna Vanna verkündete das freilich laut genug, aber der eigentliche Anfang der Wandlung liegt früher. Schon ein Jahr vor ihr kamen zwei Singspiele in deutscher Übersetzung heraus, die mir als Wendepunkt erscheinen. ‚Blaubart und Ariane oder die vergebliche Befreiung' schwelgt wohl noch immer in der alten Art des Schauerns und der Beklemmung; aber hinter all dem schimmert eine sehr reale Tendenz, auf die der Übersetzer in seinem Nachberichte nicht erst hinzuweisen brauchte. Der schwarze Tyrann, der die Weiberseelen mit buntem Edelgesteine besticht und fesselt, um sie in dunkelste Kerker zu werfen, wenn sie über den Tand hinaus in seines Hauses Geheimnisse zu dringen streben, ist nicht leicht in seinem eigentlichen Wesen zu verkennen. Aber die Befreierin Ariane, bei deren Namengebung wohl nicht bloß Corneille Pate gestanden, wie der Übersetzer meint, findet keine Gefolgschaft, als sie die gefangenen Seelen mit in die Freiheit entführen will; sie bleiben dem Tyrannen, den ihnen das ob seiner Härte empörte Volk geknebelt ausgeliefert, Ariane aber, die alles befreiende, siegesbewußt seiner Fesseln entledigt hat, trotz allem treu — vergebliche Befreiung! Das Stück könnte in Frankreich einmal als sehr aktuell von der Tendenz ausgenützt werden. Gar manchem aber wird diese Verkoppelung feinnerviger Kunst mit der allzu nervenstarken Absicht nicht behagen. Die Nervenkunst verlangt doch mehr Unmittelbarkeit des Gefühls. Dafür hat Maeterlinck gleich im zweiten der Singspiele ein Beispiel gegeben, in der ‚Schwester Beatrix'. Die alte Klosterlegende, wonach die hl. Jungfrau jahrelang die Stelle einer Nonne ausgefüllt, die der lockenden Minne folgend das Kloster verlassen, um ein Leben der Sünde zu führen, ist von der theologischen Kritik oft genug herb mitgenommen worden, wo immer sie auftauchte; die künstlerische Kritik kann sich vor dieser von ihr geweckten Dichtung nur beugen. Hier ist Poesie und nichts als Poesie, und in diesem Schimmer gewinnt die alte Legende eine wunderbare poetische Wahrheit, die aus dem den drei Akten entquellenden Dreiklange von Sünde, Gnade und Sühne herauswächst. Hier ist kein zwiespältiges Streben; darum ist ein Ganzes entstanden.

Warum nur der Dichter solchem unzwiespältigen Streben nicht treu bleiben kann? Zwiespältigkeit zeigt doch schon der Untertitel eines neueren Werkes ‚Das Wunder des hl. Antonius', das Maeterlinck ‚eine satirische Legende' zu nennen beliebt. Eine Satire ist da, aber wo bleibt die Legende? Vom ganzen hl. Antonius von Padua hat der Dichter der Beschreibung nach einen sehr unvollkommenen Begriff; denn er schildert ihn als ‚die hohe Gestalt eines Greises mit struppigem Bart und Haar'. Nicht einmal Murillos berühmtestes Antoniusbild scheint er also zu kennen, noch zu wissen, daß der Heilige nie bis ins Greisenalter gelangte, sondern mit sechsunddreißig Jahren starb. So etwas stört schon stark die Stimmung. Der Gedanke wäre ja an sich nicht übel: was würde unsere heutige Gesellschaft sagen,

wenn jetzt ein Heiliger käme und Tote auferweckte? Diese Gesellschaft hat denn auch der Dichter recht gut charakterisiert, ihre Habsucht, ihre Gefühlsroheit kommt plastisch heraus, — aber der arme Heilige muß es büßen. Der wird zuletzt, nachdem er sein Wunder gewirkt, vom Schutzmann abgeführt, — und solch ein Schluß ist blamabel; denn es ist kein Schluß. Man denke: der Heilige, der leibhaftige, wunderwirkende Heilige im Polizeigewahrsam! Und was dann weiter? — Das ist dem Dichter höchst gleichgültig; seinen satirischen Zweck hat er erreicht; was kümmert's ihn, daß die Mittel dazu recht flacher Art sind. Geht er aber weiter auf diesem Wege, der in Blaubart und Ariane schon leise vorgedeutet war, dann kann uns bange werden ob seiner weiteren Entwicklung. Und Werke wie Schwester Beatrix bewirken, daß uns auch traurig zumute wird; denn ein Dichter ist er trotz allem. Aber freilich, die Neuro-Mantik, die Nervenprophetensucht, sie verführt zu allerlei Streichen.

Dr. P. Exp. Schmidt.

Technik und Poesie. Technik — auch ein wichtiger Begriff der ästhetischen Theorie — wird in seinem prägnanten Sinn gern zur Poesie in Gegensatz gestellt. Wenn schon der Stoff überhaupt kein entscheidender Maßstab in der Kunst ist, so ist am wenigsten einzusehen, warum der lebendigste Stoff, die bewegenden Kräfte der Gegenwart, am ersten versagen sollte! Wenn das allgemeine Gefühl noch nicht die Schönheit einer Brücke, einer Lokomotive, einer Maschine, eines bewegten, kontrastreichen Arbeitsbezirkes empfindet, so ist das die Begleiterscheinung aller Übergangszeiten und zu allen Zeiten in verschiedenen Formen dieselbe Erscheinung. Zudem fehlt auch den Vertretern der technischen Arbeit selbst vielfach noch der Sinn für die Innenseite ihres Lebens. Dichter wie Whitman in Amerika, Kipling in England sind den Technikern ein gutes Stück mit vollem Erfolg entgegengegangen. Bedeutsamer fast wird erst die Tatsache sein, daß der Ingenieur sich mit den Musen versteht. Der erste, der diesen glücklichen Weg gesehen hat, ist Max Eyth, der vor kurzem in Ulm seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Ein Leben der Pionierarbeit für die deutsche Arbeit im Ausland liegt dahinter. Als Württemberger in den schlimmen Tagen deutscher Zerrissenheit, am 6. Mai 1836 geboren, konnte er nur in England sein Feld finden. Als einer der ersten und tüchtigsten Pioniere der Dampfkultur, insbesondere auch des Dampfpfluges, hat er Ägypten, Amerika ꝛc. seinen Erfindungen erschlossen und Segen gestiftet und Ehre geerntet. 1882 wandte er seine Kräfte ins neue Vaterland zurück und gründete und leitete die verdienstliche deutsche Landwirtschaftsgesellschaft bis 1896.

Nicht bloß in seinen Früchten wirkt nun dieses hervorragende Leben fort, sondern ebenso sehr in einer Reihe von Büchern, die Eyths künstlerisch empfindendes deutsches Gemüt über den Text seiner männlichen Kraft gesetzt hat. Aus dem ‚Wanderbuch eines Ingenieurs' wurden die drei Bände ‚Im Strome unserer Zeit' (Heidelberg, Verlag Karl Winter), Erinnerungen in Briefen eines Ingenieurs, seines Lebens und seiner Arbeit aus allen Weltteilen. Erzählende Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs sind unter dem Titel ‚Hinter Pflug und Schraubstock' schon in 7. Aufl. als Volksausgabe gesammelt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart); sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik sind ‚Lebendige Kräfte' überschrieben (Berlin, Julius Springer, Mk. 5.—). Überall wird die Arbeit in tätigen Bildern aus tätiger Begeisterung als die lebendige Kraft gezeigt, die im Strome unserer Zeit allein uns Halt bewahrt. Überall wird diese Arbeit mit einem klaren, verständigen, mit einem anderen lebensvollen, anschaulichen Auge betrachtet. Eine stilsichere Beobachtungsfähigkeit, eine immerfrische, eigene Dar-

stellungsweise, ein überlegener Humor vermitteln den poetischen Sinn, mit dem auch der moderne Ingenieur seine Geistesarbeit genießen kann, jeder andere genießen will. Max Eyth ist noch eine einzigartige Persönlichkeit, zweifellos eine Persönlichkeit, die der Zukunft dient, weil sie der Gegenwart gehört.

-h.

Kunst.

Ein neues Buch über Velasquez. Albrecht Dürer sagt einmal: ‚Die Kunst des Malens kann nicht gut von anderen beurteilt werden als von guten Malern. Den anderen ist es verborgen wie eine fremde Sprache.‘ Es sind gar viele Dinge in der Kunst der Malerei, die nur der Künstler erkennen kann, weil nur er das Organ besitzt, wodurch sie erkannt werden, das geschulte Auge. Um den Künstler und seine Werke recht zu würdigen, müssen wir vor allem ‚sehen‘; denn nur durch das Gesicht erschließt sich uns die Traumwelt und die Wirklichkeit der Kunst. Das Wort kann nur zur Unterstützung dienen, da die Sprache, die der Künstler redet, nicht jedermann geläufig ist. Deshalb reden auch oft Künstler mit der Zunge, und ihre Worte sind das Wertvollste, was über die Kunst mitgeteilt werden kann. Die rein wissenschaftliche Methode, deren sich die Kunstgeschichte befleißigt, vermag nicht immer gerade das Wesentliche, d. h. die Probleme des künstlerischen Schaffens ins rechte Licht zu setzen. Die aus der künstlerischen Intuition heraus entstehende Betrachtungsweise ist ziemlich selten. Nur einige wenige Kunsthistoriker kommen wirklich an die Dinge heran, und nur wenige sind es, die mit intellektuellen Fähigkeiten diejenige Feinheit des Gesichtssinnes besitzen, die zur Betrachtung von Kunstwerken unerläßlich ist. Neben Richard Muther verfügt der Bonner Kunsthistoriker Karl Justi, dem wir ein mustergültiges Buch über Velasquez verdanken, über solche Ausdrucksmittel. Aber auch Muther und Justi betrachten ihre Objekte in erster Linie von dem Standpunkte des Psychologen und Kulturhistorikers. Justi läßt in seinem bekannten Werke über Velasquez die ganze Zeit und das ganze Milieu mit erstehen. Velasquez erscheint auf dieser Bühne, es ziehen alle Gestalten aus der Gesellschaft Philipps VI. vorüber; spanische Hofluft weht uns entgegen. Wir hören einen geistreichen Mann über vieles, was mit dem Künstler und seiner Umgebung zusammenhängt, reden; er weist auch auf die Wege hin, auf denen wir zu einem eindringenden Verständnis seiner Kunst gelangen können, aber er erschließt uns nicht die letzten Ziele, das eigentlich künstlerische Problem. Nur das Auge allein kann uns dazu führen. Wer dürfte aber sagen, daß er die Welt eines Velasquez mit den Augen des Meisters sieht? Auch der, der bisher am tiefsten in die Geheimnisse seines künstlerischen Schaffens eingedrungen ist, bekennt, wir können die Tiefe, den Umfang und die Klarheit seines Schauens nur ahnen. Und doch enthüllt sich uns durch das Buch des Engländers Stevenson (F. Bruckmann, München 1905) so vieles, was direkt das Wesen der Malerei, insbesondere der des Velasquez, ausmacht, daß wir selbst die kompliziertesten Vorgänge künstlerischen Schaffens verstehen lernen. Stevenson kommt auf ganz anderen Wegen zu Velasquez; er ist selbst Maler und, wir können es gleich hinzusetzen, ein klarer, feiner Geist, ein Künstler und ein Denker. Sein Buch über Velasquez erschließt uns vor allem die Kunst und das Können des Meisters; es bildet darum eine wertvolle Ergänzung zu dem Werke von Justi, das die Künstlerpersönlichkeit Velasquez ins Auge faßt.

Stevenson spricht über Technik, Modellierung, Pinselführung und über die Komposition; er zeigt, wie diese Malerei, die nur durch ein ungemein fein organisiertes Auge ermöglicht wurde, vornehmlich nur durch dieses erfaßt und verstanden werden kann; er zeigt ferner, wie

ewig jung dieser alte Meister ist, weil er sich mit all den Problemen der Malerei befaßt und sie zum Teil glänzend gelöst hat, die uns heute wieder in so hohem Maße interessieren und beschäftigen. Das Beste, was über das Buch gesagt werden konnte, hat bereits Sidney Colvin, ein Landsmann Stevensons, ausgesprochen in den Worten: ‚In keinem anderen Buche vermutlich, weder in der englischen noch in irgend welcher anderen Literatur, ist die Psychologie des künstlerischen Lebens so klar und beweiskräftig zum Ausdruck gebracht, ist die Natur des rein malerischen in der Malerei im Gegensatz zu allem Literarischen und Historischen in einer so zwingenden und liebenswürdigen Weise uns allen sichtbar gemacht worden;' und wir können hinzufügen: Wir Deutsche, die selbst ein ähnliches Buch in Hildebrands Problem der Form besitzen, haben dafür ein ganz besonderes Verständnis.

A. H.

Musik.

Mit Humperdinks ‚Heirat wider Willen' ist nun im Repertoire unseres Hoftheaters abermals eine neue Lustspieloper erschienen. Gleichmäßige Eindrücke hinterließ das Werk nicht; vor allem ist das Textbuch, das sich an eine Komödie des älteren Dumas anlehnt, ziemlich langweilig; solche Intriguengeschichten kommen uns heute doch recht abgeblaßt und uninteressant vor, namentlich nachdem uns die feine italienische und wirklich witzige Kunst Goldonis zu neuem Leben erwacht ist. An der Musik ist wie bei jedem Werke Humperdinks die interessante musikalische Arbeit bewundernswert. Die orchestrale Kontrapunktik ist von einer Feinheit, einem Reichtum und von einem bestrickenden Wohllaut, wie man es kaum wieder finden wird. Die melodische Erfindung ist dagegen nirgends bedeutend; ein gefälliger, volkstümlicher Zug macht sich wohl hie und da geltend, artet aber manchmal beinahe ins Operettenhafte aus. Stilistisch recht gut ist der Wechsel zwischen Gesang und Dialog, der sich meist des Melodrams als Durchgangspunktes bedient, wodurch ein gewisser leichter Konversationston hereinkommt; andererseits aber hat der Komponist sich im Ausdruck des ‚Lustspieltons' auch manchmal vergriffen; so beginnt z. B. das Vorspiel zur Szene in der Bastille so tragisch und schaurig, daß man sich zum mindesten auf den Kerker des armen Gretchen oder Ugolinos Hungerturm gefaßt machen möchte; statt dessen ist's ein Arrestlokal, in dem zwei lockere nachtschwärmende Gesellen ihrer Verheiratung entgegenharren. Mit Auszeichnung hervorzuheben sind einige Ensemblesätze, namentlich das vorzügliche Ges-dur-Quartett am Schluß des zweiten Aktes, ferner ein prächtiges sinfonisches Zwischenspiel in der Verwandlung des zweiten Aktes.

Dr. Eugen Schmitz.

Der schriftstellernde Musiker ist seit Weber, Schumann und Wagner eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Fast gehört es heutzutage für den Musiker zum ‚guten Ton', schriftstellerisch tätig zu sein. Viel Interessantes und Schönes ist dabei ja auch schon zutage gekommen, denn im allgemeinen gibt es nicht leicht etwas Anregenderes, als einen berufenen Künstler über seine Kunstanschauungen, über seine Erfahrungen usw. sich äußern zu hören. Im übrigen ist das Streben nach schriftstellerischer Betätigung auch ein günstiges Zeichen für das allgemeine Bildungsniveau des Musikerstandes, wobei es wieder ganz besonders erfreulich ist, wenn nicht nur die Koryphäen der Kaste, die Komponisten und Dirigenten, sondern auch die an zweiter Stelle rangierenden Orchestermusiker an diesen Bestrebungen teilnehmen.

Ähnliche Gedanken stiegen in mir auf, als ich unlängst Artur Lasers Schrift ‚Der moderne Dirigent' in die Hand bekam; es war mir bekannt, daß der Verfasser Orchestermusiker sei, und ich brachte der Lektüre des Werkchens

deshalb besonderes Interesse entgegen, nicht nur aus dem obenangeführten Grund, sondern auch weil das Thema ‚Dirigieren' bisher ausschließlich von Dirigenten (Wagner, Berlioz, Weingartner u. a.) schriftstellerisch behandelt worden war, so daß die Schrift eines Orchestermusikers darüber in gewissem Sinne ein ‚audiatur et altera pars' bedeuten mußte und infolgedessen die Eröffnung von ganz neuen Gesichtspunkten und Anschauungen erwarten ließ. Leider wurden alle diese Erwartungen bei der Lektüre des Buches getäuscht. Gerne würde man es dem Verfasser verzeihen, daß er einen wahrhaft niederträchtigen deutschen Stil schreibt, wenn nur der Inhalt diesen äußeren Mangel einigermaßen wett machen würde. Leider entbehren aber die Ergebnisse, zu denen Laser im Verlauf seiner Darstellung kommt, jeglicher Originalität. Alles das ist schon wiederholt von anderer Seite, und zwar vielfach weit besser und klarer gesagt worden. Dies überhebt uns der Mühe, uns hier ausführlich damit zu beschäftigen; interessanter als die Behandlung des eigentlichen Themas sind in dem Buch gelegentlich eingestreute Nebenbemerkungen; so z. B. gleich auf Seite 2 das klassische Wort: ‚Ein Musikhistoriker braucht nicht „musikalisch" zu sein, gerade so wenig wie ein Verfasser der „Geschichte der Entwicklung der Schiffahrt" fähig zu sein hat, ein Schiff sicher über den Ozean zu führen.' Man könnte einen Augenblick im Zweifel sein, ob es mit dieser monströsen Behauptung dem Verfasser wirklich ernst ist, sähe man nicht auch sonst, mit welchem verblendeten Haß er gegen alles, was nur entfernt mit Musikwissenschaft und Kritik in Berührung steht, zu Felde zieht. Die Musikgeschichte ist doch eine Geschichte der Tonformen; wie sollte aber jemand etwa die geschichtliche Entwicklung der Sinfonie oder der Fuge untersuchen können, der mit der Struktur einer Fuge oder Sinfonie unbekannt wäre, der nicht selbst imstande wäre, eine Fuge oder Sinfonie, wenigstens rein technisch, zu komponieren? Wie sollte jemand die komplizierten Vokalwerke der alten Niederländer zu verstehen und würdigen vermögen, der nicht gründliche Kenntnisse in allen Anforderungen des strengen Vokalsatzes hätte? Ganz im Gegenteil ist zu betonen: es muß einer erst ein sehr sattelfester *Musiker* sein, ehe er überhaupt daran denken kann, sich mit Musikgeschichte zu befassen. Wie sehr notwendig übrigens unser Verfasser selbst einige musikhistorische Kenntnisse brauchen könnte, läßt ein weiterer Ausspruch von ihm erkennen, demzufolge sich der moderne Musiker von seinen Vorgängern dadurch unterscheidet, ‚daß er eine Auffassung der von ihm vorzutragenden Musikstücke hat, daß für ihn die Musik mehr bedeutet als ein „Spiel mit Tönen", daß er sich dabei etwas denkt.' (S. 7.)

Natürlich! Bach hat, wenn er die Zauber seines Orgelspiels entfesselte, keine ‚Auffassung' der vorgetragenen Stücke gehabt; er hat, als er z. B. das ‚wohltemperierte Klavier' schrieb (an dem der alte Wagner sich allabendlich entzückte und den sprechenden Ausdruck dieser Musik rühmte), sich ‚nichts dabei gedacht', und Händel oder Lully, die bekanntlich in den Proben oft so heftig wurden wie der nervöseste moderne Pultvirtuose, taten das vermutlich nur infolge ihres cholerischen Temperaments; die Musik konnte sie unmöglich so hinreißen; denn das war für sie ja nur ein ‚Spiel mit Tönen', bei dem sie sich ‚nichts dachten' und keine ‚Auffassung' hatten.

Wir wollen abbrechen; denn der Laserschen Musikantenschrift ist mit dem ihr im vorstehenden gewidmeten Raum schon zu viel Ehre angetan. Unverantwortlich ist es aber, daß ein so vornehmer Verlag wie Breitkopf und Härtel sich dazu hergibt, derartige Machwerke zu publizieren. Das heißt doch dem Publikum Sand in die Augen streuen!

D. N. Z.

Rembrandt in Bild und Wort nennt sich ein von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von Wilhelm Valenthiner herausgegebenes Werk (Bong, Berlin), das wohl eine der schönsten Gaben zum Jubiläum des großen Meisters sein wird. In Lieferungen à 1.50 Mk. erscheinen die hervorragendsten Schöpfungen dieses Malers in der rühmlich bekannten Reproduktionsart (Rastergravüre) der vom gleichen Verlag herausgegebenen ‚Alten Meister'. Das Format ist kleiner als diese gewählt, was man unter Umständen sogar als einen Vorzug empfinden wird. Kein Reproduktionsverfahren eignet sich für Rembrandt so wie die Gravüre mit ihren weichen Übergängen vom geschlossensten Dunkel ins hellste Licht, mit dem samtartigen Glanz in den Tiefen und dem zarten Leuchten der hohen Farben. Die drei ersten Lieferungen enthalten je drei Gravüren (Rembrandt mit Saskia, die Nachtwache, die Landschaft mit Ruinen, Selbstbildnis, Hendrickje Stoffels am Fenster, Rembrandts Bruder mit dem Goldhelm, die Anatomie, Christus als Gärtner und Simsons Hochzeit). Die Radierungen sind in klaren Autotypien wiedergegeben, teils als Vollbilder, teils als Textbilder zu dem reichhaltig gebotenen Text, der eine biographische und kunsthistorische Charakteristik Rembrandts darbietet. Als Grundidee der künstlerischen Würdigung darf wohl der Satz angesprochen werden, den Wilhelm Bode im Vorwort schreibt: ‚Je mehr unsere Kunst in technische Künstelei ausartet, um so bedeutungsvoller wird für uns das Vorbild Rembrandts in seinem hohen sittlichen Ernst, seiner großen, gestaltungsreichen Gemütsschilderei.' Wenn es ferner daselbst heißt, daß diese Publikation sich das Ziel gesetzt habe, Rembrandts hervorragendste Werke durch Bild und Wort in einer Weise vorzuführen, welche den vollen Genuß daran ermögliche und den Künstler nach allen Seiten dem Verständnis nahe bringe, so muß man sagen, daß dies Ziel gut und würdig angestrebt wird.

Die Billigkeit des auf 20 Lieferungen berechneten Sammelwerkes wird es auch dem minder bemittelten Kunstfreund möglich machen, sich mit dem Besten, was die Kunstgeschichte von Rembrandt kennt, dauernd zu umgeben.

* *

Frommer Freude voll. Gedichte von Christoph Flaskamp. Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W.

Ein außergewöhnlich zartes Klang- und Formgefühl zeichnet diese Lieder aus. Ein junges, liebenswürdiges Gemüt gibt den Grund, aus dem sie emporkeimen. Ob Flaskamp unserer Lyrik neue Werte bringen wird? Ansätze zu einer persönlichen Verdichtung sind wohl zu spüren, unerbittliche Selbstkritik, unermüdliche Verinnerlichung könnten manches reifen lassen. Vorläufig ist's ein liebenswürdiger Nachklang von Falke und Busse.

Dr. Ph. Witkop.

Meine Welt. Gedichte von M. v. Ekensteen. Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W.

Dem bischöflichen ‚Imprimatur', das diesen Gedichten vorangeht, kann ich das künstlerische nicht beigeben. Es fehlt jede persönliche Eigenart, jede eigentlich schöpferische Kraft. Die Übertragungen Verlaines sind weder dem Werte der Sammlung noch der deutschen Literatur eine Bereicherung.

Dr. Ph. Witkop.

Die geistliche Dichtung im deutschen Volke. Von Rudolf Eckart. Hermannsburg, Missionshandlung.

Dem seit einigen Jahren überall im deutschen Volke wach gewordenen Interesse für Heimatkunde und Heimatkunst verdankt auch diese Liedersammlung ihr Entstehen. Über ihren Zweck hinaus, ‚dem Volke unserer Heimat ein brauchbares Erbauungsbuch auf dem Grunde des Wortes Gottes und im Sinne des lutherischen Bekenntnisses' zu bieten, verdient sie die Teilnahme weiterer Kreise. Denn mag auch in die Auswahl, die ihrem Zwecke gemäß katholische Autoren nicht berücksichtigt, manches Unbedeutende,

Matte, ja Seltsame und völlig Wertlose Aufnahme gefunden haben, so fehlt es daneben nicht an innigen und wirksamen Gedichten. Der weitaus größte Teil der Sammlung, die vom 16. Jahrhundert bis in die neueste Zeit reicht und von sorgfältigen biographischen Notizen begleitet ist, hat seinen Ursprung in den orthodox-protestantischen Pfarrhäusern des hannoverschen Landes. Literarisch wertvoll sind vor allem viele bisher ungedruckte Gedichte, die dem Herausgeber im Manuskripte vorlagen; ich weise nur hin auf die zehn Lieder von Justus Wilhelm Lyra, der erst in den allerletzten Jahren die verdiente Anerkennung und Würdigung als Liederkomponist (am bekanntesten ist seine Komposition des Liedes: Der Mai ist gekommen) erfahren hat.

Dr. Joseph Riehemann.

Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. Mit Erläuterungen des Verfassers. Billige Ausgabe. Mit Porträt. Paderborn, Ferd. Schöningh. Geb. 2.50 Mk.

Es ist bekannt, wie lange Wünsche nach einer Verbilligung von F. W. Webers berühmtester Dichtung vergeblich geäußert wurden. Der Schöninghsche Verlag hat nun die Erben des Dichters vermocht, lange vor dem Freiwerden von Webers Werken von ‚Dreizehnlinden' eine billige Ausgabe zu veranstalten. Dieselbe liegt jetzt vor, einfach aber sehr gefällig ausgestattet. Möge sie die allgemeine Beliebtheit, welche die nunmehr vorliegende 125. Auflage der vornehmen Ausgabe beweist, noch mehr steigern.

*

Deutsche Heldensage im Breisgau. Von Friedrich Panzer, Heidelberg. Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission 1904. — Von der badischen Heimat gehen die Darstellungen der „Neujahrsblätter" aus. Was die Heimat in dem großen Zusammenhange des Völkerlebens ist — Glied eines Ganzen, mit welchem zusammen es lebt und ist, das kann man ganz besonders klar an der vorliegenden Darstellung sich vergegenwärtigen. Daher die Bedeutung der Lokalgeschichte und ihr Wirken über die Heimatgrenzen hinaus. Vom Eckardsberg' bei Freiburg im Breisgau aus beschwört Friedrich Panzer, der bekannte Freiburger Germanist, die ganze Reihe der Helden der Ermanrich- und Harlungensage. An Hand der deutschen und vor allem der nordischen Überlieferungen entrollt er zunächst ein Gesamtbild der Ausgestaltungen des ursprünglichen Kerns, den er bei der Sage um die Gestalt des Gotenkönigs Airmanareiks (Hermanarikus) als geschichtlich zugibt, bei den Harlungen dagegen als mythisch glaubhaft macht. An Stelle der gewöhnlichen Erklärung: Harlungen = Heruler setzt er Harlungen = die wilden Jäger und ihr Mahner, der getreue Eckart, und führt das bis in die Einzelheiten aus. Der Zusammenhang der wilden Jagd mit Bergen (Seelen-, Venus-, Hörselberg) gibt schließlich nach so weitem und tiefgründigem Umweg die Erklärung für den Eckartsberg. Mit Scharfsinn aus der vollen Beherrschung des Materials heraus, mit vorzüglicher methodischer Klarheit und mit weiser Wahrung der Grenzen der Erklärungsmöglichkeit geht Panzer vor. Die kleine Schrift ist wissenschaftlich recht wertvoll, obwohl sie auf die vollen Beweise zu gunsten der Fachpresse verzichtet und sich auf einen immerhin reichen Anmerkungsapparat am Schlusse beschränkt. Sie dient jedoch ebenso gut ihrem nächsten Zwecke, denn sie fesselt durch den Stoff; sie gibt eine in sich unmittelbare Anschauung von dem reichen Volks- und Seelenleben, das im Sagenschatze liegt, und es ist ihr gelungen, sich ‚ohne Voraussetzungen verständlich zu erhalten'.

—th.

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers von Ed. Genast. Neu herausgegeben von Rob. Kohlrausch. Mit 2 Porträts. 2. Aufl. Stuttgart o. J. Rob. Lutz.

Diese Erinnerungen sind ein Auszug aus dem in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunders erschienenen mehrbändigen Werke: ‚Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers' von Ed. Genast, einem Sohn von Anton Genast, der zwanzig Jahre unter Goethes Leitung als Regisseur bei dem Weimarischen Hoftheater wirkte. Ed. Genast und dessen Gattin, geb. Böhme, waren von Goethe geschätzt. Unterm 4. Februar 1829 hat sich Goethe gegen Eckermann sehr lobend über das Ehepaar ausgelassen. Doch hatte er mit der Leitung des Theaters damals seit zwölf Jahren schon nichts mehr zu tun, so daß die Erinnerungen von Anton Genast die Hauptquelle für die Aufzeichnungen des Sohnes sind. Diese Aufzeichnungen sind für weitere Kreise von Interesse, nur insoweit sie Goethe zum Gegenstand haben, aus dessen Leben einige hübsche Anekdoten mitgeteilt werden. Die zweite Hälfte des Bandes

(‚Die nachklassische Zeit') ist langweilig, weil oberflächlich in bezug auf die Beobachtungen und dargebotenen Charakteristiken.

M.

Die Jäger von Ludwig Ganghofer. Buchschmuck von Hugo Engl. Stuttgart, A. Bonz u. Co. 1905.

Das ist ein Waldstrauß von Erzählungen, die der bekannte Schriftsteller, der neulich sein 50. Jahr feierte, in dreißig Jahren Jägerstreife im bayerischen Hochland gefunden; vierzehn größere und kleinere Erinnerungen an einfache Jagdgehilfen, Gestalten aus dem Volke, mit denen Ganghofer, selber ein starker Jäger vor dem Herrn, gepürscht und lange Zeit in einsamer Jagdhütte verbracht hat, offenen Auges und fühlenden Herzens für die Schicksale und die Seele dieser Menschen einer Welt vor den Toren der Stadt. Im Wald und am Holzfeuer glaubt man die Geschichten zu hören, so einfach, gesund, frisch und geschickt sind sie erzählt. Man lacht fröhlich auf bei manchem guten Wort, dieser köstlichen Figur, jener komischen Situation; doch selten fehlt solchem Schein ein Duft, der zu den abgründigen, stillen Gewalten dieser Seelen hinführt. Ganghofer vereinigt das meisterhaft in einem kurzen Sinnen, ohne durch seine Grübelei den festen Stil zu stören. Und bald ist er dann ganz im schweigenden Einsaugen der Natur. Da, wo trotzdem sein künstlerischer Stil einen Riß zwischen zarter Ich- und starker Erzählkunst sehen läßt, denkt man an das kleine Bruchteil, das Ganghofers starker Persönlichkeit an ihrer Künstlerschaft abgeht; manches seiner anderen Werke erinnert aber weit, weit mehr daran als dieses Geschichtenbuch, das auch in der Kenntnis von Land und Leuten nicht leicht übertroffen wird.

-th.

Das Gewitter. Von Dr. Albert Gockel, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz). Zweite, bedeutend vermehrte Aufl. mit fünf Kunstdrucktafeln und 37 Abbildungen im Text. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem. Br. 4.50 Mk., geb. 6.— Mk.

Die verschiedenen elektrischen Ausstrahlungen und Entladungen werden in dem Buche im weitesten Umfange behandelt, und nützliches und interessantes wird hereingezogen. Kugelblitze, Elmsfeuer, Blitzableiter, tägliche und jährliche Periode der Gewitter, säkulare Periode und Zusammenhang der Gewitter mit der Periode der Sonnenflecken, geographische Verteilung, Hagelschießen, Gewitterprognose und ein Anhang über das Photographieren der Blitze seien nur angeführt, um die Mannigfaltigkeit zu zeigen, und um dem Laien das Interessanteste zu nennen. Ein reichhaltiger Stoff ist mit gründlicher Kenntnis und auch, wo Hypothesen und fachmännische Berechnungen notwendig sind, anziehend behandelt. Außer der fundamentalen Belehrung bietet das Buch so auch eine angenehme Lektüre, da überall interessante Beispiele und Belegzitate von Beobachtungen und Erlebnissen eingeflochten sind. Bei der guten Ausstattung des Buches können wir nur jedermann, der sich für diese Naturphänomene interessiert, — und wer täte das nicht? — auf dasselbe verweisen.

ss.

Bayrisch' Land und Volk in Wort und Bild. Von F. J. Bronner. Zweite Aufl. München o. J., Max Kellerers Verlag.

Das prächtige Buch wendet sich in erster Linie an Bayerns Jugend, deren Vaterlandsliebe es wecken und stärken will. Aber auch solche, die nur noch mit dem Herzen jung sind und nicht zu den Kindern des schönen Bayernlandes zählen, werden an dieser Lektüre ihre helle Freude haben. Namentlich die zahlreichen Proben bayr. Volkskunde, die der Verfasser mit offensichtlicher Liebe zusammengetragen hat, all die schönen Bräuche und Sagen, von denen er oft in mundartlichen Proben berichtet, geben dem hübsch und lehrreich ausgestaltenen und dabei recht wohlfeilen Werk den anheimelnden Charakter eines echten Familienbuches, das wir gerne warm empfehlen.

* *

Weißenburg. Von Karl Bleibtreu. (Stuttgart, Grabbe.) — Wiederum hat uns Bleibtreu eine seiner bekannten Schlachtenschilderungen aus dem Kriege von 1870 dargeboten, welche dieses Mal den Tag von Weißenburg zum Gegenstand hat, den ersten Sieg der deutschen Waffen beim Ausbruch jenes großen Ringkampfes. Wer damals lebte, wird sich noch erinnern, welchen begeisterten Widerhall diese Siegesbotschaft in den deutschen Herzen fand. Bleibtreu kleidet seine Schilderung des Kampfes in die Form der historischen Erzählung, in der er die handelnden Personen selbstredend dem Leser vorführt. Aber das Ganze stützt sich auf eingehende und sorgfältige Studien der deutschen und französischen Quellen. Nachdem der Verfasser die auf französischer Seite

herrschenden Zustände geschildert hat, zeigt er uns den immer blutiger sich gestaltenden Kampf in dessen Entwicklung und Verlauf. Mit Spannung verfolgt man das wechselvolle Bild des heißen Kampfes, welches Bleibtreu sozusagen in plastischer Weise dem Leser zu vergegenwärtigen weiß. Ansprechend ist sein allerwärts zutage tretendes Bestreben einer objektiven Behandlung des Stoffes. Immer sucht der Verfasser der Wahrheit gerecht zu werden und verfällt nicht in den Fehler so mancher anderen Erscheinung der Unterhaltungs-Literatur, welche die Erfolge der eigenen Truppen oftmals in geradezu plumper Weise auf Kosten des Feindes zu verherrlichen sucht. Bleibtreu läßt auch den Franzosen volle Anerkennung zuteil werden und würdigt ihre Tapferkeit in verdientem Maße. In dieser Beziehung wirkt das Buch läuternd auf des Lesers Urteil und beugt dadurch einem einseitigen Chauvinismus vor, welcher verächtlich auf den geschlagenen Gegner herabblicken zu dürfen meint. Auch Bleibtreus sonstige Betrachtungen über diesen Tag verdienen gelesen zu werden. Das Buch mit Illustrationen von Professor Speyers Künstlerhand macht schon in seiner geschmackvollen Ausstattung einen sich empfehlenden Eindruck, und der Leser wird nicht nur mit Interesse dem Erzähler folgen, sondern das Buch höchst wahrscheinlich auch wiederholt zur Hand nehmen.

Fr. v. d. Wengen.

Jerusalem und der Kreuzestod Christi. Rundgemälde von Gebhard Fugel und Joseph Krieger. In zehn Autotypien nach dem Originale mit erklärendem Text von Dr. Joh. Damrich.

Ein Lehrer, der in die biblische Stunde zur Erklärung der Passion seinen Schülern diese Mappe als Anschauungsmaterial mitbringt, darf überzeugt sein, daß jene Stunde einen bleibenden Eindruck in den Herzen seiner Schar hinterlassen wird. Zwar sind die Bilder naturgemäß klein und geben keinen Begriff von der Wirkung des Originals, des großen Panoramas der Kreuzigung Christi in Altötting. Darauf kommt es auch nicht an; das Auge des Kindes haftet vorwiegend an der Einzelheit, und diese erkennen zu lassen sind die zehn fortlaufenden Autotypien trefflich geeignet dank des historischen Stils Fugels, der seine Kunst hier in engstem Kontakt mit der Geschichte entfaltet hat. Nach Urteilen hervorragender Kenner der Topographie der dargestellten heiligen Stätten ist die Rekonstruktion des Tempels von Jerusalem, wie sie Fugel auf dem Altöttinger Panorama versucht hat, bis jetzt die zuverlässigste und getreueste. So kann die Mappe auch für jedermann eine genußreiche Anregung und vor allem eine liebe Erinnerung bieten.

W.

Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. 9. Auflage. Mit 34 Karten, 37 Plänen und Grundrissen und 8 Panoramen. (Meyers Reisebücher.) In Leinwand gebunden 5.50 Mk. — **Deutsche Alpen.** 1. Teil: Bayerisches Hochland, Allgäu, Vorarlberg; Tirol: Brennerbahn, Ötztaler-, Stubaier- und Ortlergruppe, Bozen, Schlern und Rosengarten, Meran, Brenta- und Adamellogruppe; Bergamasker-Alpen, Gardasee. 9. Aufl. Mit 26 Karten, 5 Plänen und 15 Panoramen. (Meyers Reisebücher.) In Leinwand gebunden 5.— Mk. — **Der Harz.** 18. Aufl. Große Ausgabe: Mit 21 Karten und Plänen und einem Brockenpanorama. In Leinwand gebunden 2.50 Mk. Kleine Ausgabe: Mit 5 Karten und einer Routenskizze. Kartoniert 1.— Mk. (Meyers Reisebücher.) — **Dresden, Sächsische Schweiz und Lausitzer Gebirge.** 7. Aufl. Mit 12 Karten, 9 Plänen und 4 Panoramen. (Meyers Reisebücher.) Kartoniert 2 Mk. — Sämtliche im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Der braune Meyer hat dem roten Baedeker als Reisebegleiter speziell in Deutschland und in den Alpen vielfach stark Konkurrenz gemacht. Meyers Reisebücher sieht man mindestens so oft in den Händen des reisenden Publikums wie Baedekers Reisehandbücher. Pflegte man sonst verächtlich zu sagen, jemand reise nach Baedeker mit dem Nebensinn der sklavischen Abhängigkeit, so kann man jetzt auch nach Meyer reisen; das Reisehandbuch trifft ja der Vorwurf nicht, sondern den Reisenden. Es will den verschiedensten Ansprüchen gerecht werden, ideellen und materiellen; die Redaktion und ihre Hilfskräfte wachen mit Argusaugen und marschieren mit Siebenmeilenstiefeln, um alles zu wissen und überall zuerst gewesen zu sein. Der Reisende will auf die Zuverlässigkeit seines Führers möglichst vertrauen können, und wenn derselbe nicht zu teuer ist, ist das ein Vorzug mehr zu seinen Gunsten. Diesen Vorzug haben Meyers Reisebücher. Sie sind verhältnismäßig billig und enthalten doch alles Wissenswerte. Hervorragende Fach-

leute als Mitarbeiter, Landes- und Ortsvereine, die ihre Berichtigungen und Wünsche geltend machen, eine peinlich sorgfältige Redaktion ermöglichen es, die Bände mit jeder neuen Auflage — manche haben schon eine ganz stattliche Auflageziffer — gründlicher zu prüfen, textlich zu ergänzen, den kartographischen Apparat noch bequemer und reichhaltiger zu machen, weitere Panoramen und Stadtpläne einzufügen. Neuerdings verlangten der Wintersport und die Orte, die Wintersaison haben, eingehendere Berücksichtigung. Der Amateurphotograph sucht und findet praktische Ratschläge jeweils am Eingang der einzelnen Bände. Für manche Gegenden, die den Strom der Reisenden wie der Ausflügler anziehen, werden zwei verschiedene Ausgaben veranstaltet, von denen sicher die kleine, rot kartonierte, sehr bequeme und billige ihre Liebhaber finden wird. Die Bände sind durchweg sehr handlich geblieben trotz des gewaltigen Stoffes. Wo es nicht anders ging, wurde eine praktische Teilung vorgenommen. So sind die deutschen Alpen auf drei Bände verteilt. Wir sind überzeugt, daß Meyers Reisebücher immer weitere Verbreitung finden werden, was sowohl dem Reisenden als den Büchern nur von Vorteil ist.

Daß der Baedeker indes nicht zurückbleibt, zeigt der uns eben zugehende Band:

Baedekers Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Mit 61 Karten, 11 Plänen und 8 Panoramen; 32. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. geb. 8 Mk.

Was er teurer ist, läßt er einem reichlicheren Inhalt und besonders einer noch gediegeneren Ausstattung, was das Material angeht, zugute kommen. Dies trägt wieder zu größerer Bequemlichkeit bei; so wiegt z. B. dieser Baedeker-Band mit ca. 650 Seiten nicht mehr als ein Meyer-Band mit nicht 500 Seiten. Um ganz auf der Höhe der Zeit zu bleiben, hat er auch die Fahrvorschriften für Automobilfahrer aufgenommen, die in den einzelnen österreichischen Ländern verschieden sind, was sich z. B. bei der eben beendeten Herkomerkonkurrenz mißliebig bemerklich gemacht hat. **

Werke alter Meister. 100 Reproduktionen nach Originalen der Königlichen Älteren Pinakothek München. Georg C. Steinicke, München.

Der Wert dieser Sammlung, deren Titel die Gesichtspunkte angibt, nach denen die Auswahl getroffen wurde, beruht hauptsächlich auf dem großen Format der Reproduktionen. Wenngleich mir scheinen will, als ob sich die einfarbige Autotypie zur Reproduktion von Bildern in größerem Maßstab nicht eben gut eigne, da das Bild leicht einen flauen Charakter ohne Tiefe, Einheitlichkeit und plastische Gegenständlichkeit bekommt, so nützt die Größe der Wiedergabe doch der einzelnen Form, der partiellen Deutlichkeit und damit dem eingehenderen Studium. Von dieser Seite genommen kann das Werk nur empfohlen werden und verdient bei seiner praktischen Auswahl und Beschränkung einen großen Kreis von Freunden. W.

Unsere Kunstbeilagen.

Wenn in fünf Bildern eine Auswahl aus Rembrandts Schöpfungen gegeben werden soll, die einerseits von den bekanntesten und hervorragendsten Gemälden und Radierungen (Nachtwache, Anatomie, Kreuzabnahme, Tuchmacher, Hundergultenblatt 2c.) absieht, andererseits nicht ausschließlich auf wenig Bekanntes ausgeht, und die demnach an sich Bedeutendes in einer Weise geben soll, daß die Kunst des Malers wie Radierers mehrseitig und präzis zur Erscheinung kommt, so dürfte die hier beliebte Zusammenstellung vielleicht ein nicht ganz mißglückter Versuch sein. Daß der Porträtmaler in erster Linie ein Recht hat, zu Wort zu kommen, ist klar; daß der Anlaß die Bevorzugung eines Selbstbildnisses nahelegt, leuchtet ein. Wir haben unter den vielen dasjenige gewählt, das den Meister auf dem Höhepunkt seines Künstlertums zeigt, der sich über die Jahre 1642—56 hinzieht. ‚Wenn der Name Rembrandt genannt wird,‘ sagt Bode, ‚steht der Künstler so vor eines jeden Auge, wie er in dieser Periode malt.‘ Das Jahr, aus dem das Bildnis stammt, ist für den Menschen Rembrandt zwar ein Unglücksjahr. Im Juli desselben wurde er wegen seiner ‚Gewissensehe‘ mit Hendrickje Stoffels viel ange-

feindet. Gleichzeitig machten sich die ersten Vorboten seines finanziellen Ruins bemerkbar, indem seine Gläubiger ihn zu großen Anleihen drängten, die ihn jedoch nicht retten konnten, so daß 1656 die Katastrophe über ihn hereinbrach. Es ist gewiß, daß die Gesichtszüge aus jener schweren Zeit düstere und herbe Falten aufweisen; aber es ist ebenso gewiß, daß aus den Augen des Mannes eine große seelische Ruhe, ja sogar etwas wie sieghafte Heiterkeit spricht, welche äußeren Schicksalsschlägen keine Gewalt einräumt über die innere Welt. Es ist das letzte Selbstbildnis, auf dem Rembrandt mit Sammtbarett und Schmuck (Goldkette) erscheint. Von nun ab begegnen wir ihm nur noch im schlichten Kleid, Hausrock oder Malkittel. Immer deutlicher treten die Verfallspuren auch in den Zügen auf, die auf einigen Bildern einen fast stupiden Ausdruck annehmen, so daß man von da her auf einen körperlichen Verfall durch Trunksucht geschlossen hat, wofür jedoch keinerlei Beweise vorliegen.

Unser nächstes Bild behandelt einen der alttestamentlichen Lieblingsstoffe Rembrandts. Die Geschichte des Tobias hat ihn in mehreren Bildern beschäftigt. Das Gemälde ‚Tobias heilt seinen blinden Vater' ist ein nur mittelgroßes Bildchen, aber es hat fast alle Vorzüge von Rembrandts Kunst, einen solchen Vorgang durch die Beleuchtung zur höchsten Wirkung zu bringen. Ein feines Silberlicht strömt auf die Gruppe von Menschen, die der ganz ins Licht getauchte Engel nach hinten zusammenfassend abschließt. Der Raum selber liegt in einem geheimnisvollen Dämmerdunkel, was allerdings durch das Alter der Farbe so verstärkt wurde, daß manche Einzelheiten fast verloren scheinen. Das Bild ist 1636 gemalt, in einer von Rembrandts glücklichsten Zeiten, zwei Jahre nach seiner Vermählung mit Saskia, die ihm 1642 durch den Tod entrissen wurde. Ungefähr aus der gleichen Zeit (1639) stammt die Radierung ‚Der Tod Mariens', ein Blatt von großer kompositioneller Schönheit und echter, reinster Empfindung.

Das Gemälde ‚Die Jünger in Emaus' (1648, Paris, Louvre) entstammt der Blüteperiode seines Schaffens. Diese Darstellung des wunderbaren Erkennens gehört zu den ausdrucksvollsten, welche die Geschichte der christlichen Kunst kennt. Man vertiefe sich in die Köpfe im einzelnen und in ihren Beziehungen zu einander und beachte auch die erstaunte Haltung des Dieners, den die Feierlichkeit des Moments unbewußt einschüchtert, und es bedarf weiter keiner Worte mehr. — Damit aber auch die Wirklichkeitskunst, soweit man von einer solchen bei Rembrandt überhaupt reden kann, nicht fehle, geben wir hier eine von den Schilderungen aus dem Leben der Armen: ‚Die Bettler an der Haustür', ein sehr geschätztes, köstliches Blatt aus der besten Zeit. Fehlt zur vollen Abrundung nur eine Landschaft. Doch das soll gelegentlich nachgeholt werden.

Unsere Musikbeilage

bringt den Lesern ein Stück aus Schumanns ‚Waldszenen'. In diesen kleinen poetisierenden Klavierstücken hat der Meister mit sein Bestes gegeben. Im Konzertsaal werden die ‚Waldszenen' ja kaum berücksichtigt; für die Hausmusik aber, namentlich für pädagogische Zwecke sind sie von großer Bedeutung. Wie anregend auf die Phantasie junger Klavierspieler derartiges wirkt, wissen wir aus eigener Erfahrung, allein auch der Erwachsene wird stets gerne wieder zu diesen zarten Blüten ächtester Romantik greifen.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

J. Heinrich pinx.

Der Geldwäger.

Dritter Jahrgang. August 1906. 11. Heft.

Ein Einfall des Ermes Torranza.

Von

Antonio Fogazzaro.

I.

Der Professor Farsatti aus Padua, derselbe, der mit Mr. Nisard die famose Polemik über die fabulaeque Manes des Horaz hatte, pflegte von Monte San Donà zu sagen: ‚Was wollen Sie? Französische Poesie!' Das einsame Schloß, der alte Garten der San Donà waren ihm kaum weniger antipathisch als ‚Monsiu Nisarde', seit er im Herbst 1846 von den vornehmen Besitzern dort zu einem Kramtsvogelessen eingeladen worden und man ihm zwischen den genannten leckeren Vögeln einige Stare aufgetischt hatte. Von der Einfahrt mit ihren würfelartig beschnittenen Roßkastanien bis zu dem Labyrinth, zu den Wasserkünsten, zu dem langen Stufenweg, der am Hügel hinaufsteigt, von der Grundmauer bis zu der schwerfälligen Attika des Gebäudes fand der ausgezeichnete Professor alles prätentiös und armselig, gekünstelt und prosaisch. ‚Was wollen Sie? Französische Poesie!'

Zur Zeit der Stare mag es so gewesen sein. Der Professor hat Monte San Donà nicht wiedersehen wollen und schläft schon seit einer Reihe von Jahren tief und fest auf seiner Walstatt, wie man die:

... Nox fabulaeque Manes
Et domus exilis Plutonia

sehr wohl nennen kann.

Jetzt übt die Familie San Donà, die bis zum Jahre 1848 ein gewisses Gepränge zur Schau trug, unter der Herrschaft des edlen Sior Veneto jene peinliche Sparsamkeit, deren erste Spuren sich im Jahre 1846 bemerkbar machten. Für Sior Veneto existiert weder französische noch italienische Poesie. Und der Garten auf dem Hügel, fast gänzlich seinen eigenen Leidenschaften preisgegeben, hat die kalte Eleganz abgestreift und zeigt inmitten der anmutigen Rebengelände der anderen Hügel ein wildes, kraftvolles Aussehen, das ihm sehr wohl ansteht in jener einsamen Buchtung der Euganeischen Berge. Das Labyrinth am Fuße wurde in eine Wiese umgewandelt, die Röhren der Wasserkünste sind zerstört, die Roßkastanien hat Sior Veneto durch zwei Reihen von Maulbeerbäumen ersetzt. Zu demselben wissenschaftlichen Zweck wollte er die hundertjährigen Pappeln der Prachtallee, die von Monte San Donà zu einer bescheidenen, kleinen Landstraße führt, fällen; aber das Fräulein Bianca verteidigte sie mit Leidenschaft und Tränen gegen Papas schneidendes Argument: ‚Geld, Geld, Geld.‘ Als im April des Jahres 1875 Bianca den Herrn Emilio Sparcina aus Padua heiratete, bat und erhielt sie als Morgengabe vom Vater das Versprechen, ihre geliebten Pappeln in Ruhe zu lassen, die sie so oft hatten laufen und springen sehen mit ihren ländlichen Freundinnen, bevor sie die Schule besuchte, und die später auf sie niederblickten, als sie den Rob Roy, Waverley und Ivanhoe las, drei arme, alte Bücher der spärlichen Hausbibliothek, drei arme, alte, unsterbliche Bücher, die jetzt auf ihrem Gestell anderer begehrlicher Hände, anderer glühender Herzen harren, die noch nichts wissen von unserer großen modernen Kunst.

Ermes Torranza, der Dichter, sagte ihr, daß sie selbst mit fünfzehn Jahren einer kleinen lachenden Pappel im Winde glich, und daß sicher die Riesenbäume ihr mit väterlicher Zärtlichkeit zugetan seien. Torranza sagte es im Ernst. Ihm lag jenes phantastische Naturempfinden im Blut, jene Instinkte, die unsere kühlen, korrekten Kritiker ihm, vielleicht mit Unrecht, zum Vorwurf machten. In der Tat kehrte Bianca im September 1879 nach Monte San Donà zurück, allein, das Herz voll Bitterkeit. Und als sie zwischen den Pappeln dahinschritt, schien es ihr, als ob Torranza recht hätte und die Bäume sie mit jenem Ausdruck liebevollen Tadelns empfingen, der sich in Traurigkeit und Schweigen bekundet. Der kleine Sior Veneto hielt sich nicht an diese Methode. Er hatte es immer gesagt, dieser allwissende und prophetische Vater, daß es so kommen würde, daß bei zuviel Büchern und zuviel Musik nichts Gutes herauskommen könnte, daß, wer allzu hoch hinaus wolle, sich den Hals bräche. Glaubte denn die junge Dame, daß sie geboren sei, um einen Prinzen, einen Krösus, einen, der Teufel mag wissen wen, zu heiraten? War das das Beispiel, das sie von

der heiligen Frau, ihrer Mutter, gelernt hatte? Die sanfte Frau Giovanna San Donà, eine Heilige wider Willen, beteiligte sich nicht an den Zornesausbrüchen des gefürchteten Gatten; sie freute sich sogar im geheimen, daß das Mädchen sich nicht hatte unterkriegen und gewaltsam zur Heiligen stempeln lassen wie sie selbst. Bianca hatte die Liebe des hübschen, stattlichen, blonden Jünglings, der nach langem Schmachten endlich gewagt hatte, um ihre Hand zu bitten, ernsthaft erwidert. Aber die ungebildeten, geizigen, zänkischen Schwiegereltern waren ihr unerträglich geworden. Ihr gutmütiger, aber schwacher Gatte hatte nicht den Mut, sie genügend in Schutz zu nehmen. Es gab Szenen und Tränen. Kinder hatten sie nicht, und so war es möglich gewesen, daß Bianca in einer heftigen Zorneswallung zu ihrem einsamen Winkel in den Euganeischen Hügeln, zu ihren altehrwürdigen Pappeln zurückkehren konnte.

Gewiß, sie hatte es erwartet, daß sie beim ersten Zusammentreffen mit Strenge von ihnen angeblickt werden würde; aber dann hatte sie ihnen so viele, viele Dinge zu erzählen, daß jede Fremdheit zwischen ihr und den alten Bäumen schwand. Zwei Monate nach ihrer Heimkehr, es war an einem leuchtenden Novembertag, als sie sah, daß die letzten Nachtfröste und der Sturm vom vorigen Tage sie der Blätter fast bis zur Spitze beraubt hatten, erfüllte sie das Zittern dieser gelblich-rötlichen kahlen Büschel mit unsäglicher Melancholie. Sie fühlte, daß die Pappeln sie aus der Ferne grüßten wie treue Freunde, die am Verscheiden, der Sprache und der Sinne kaum noch mächtig sind.

Alles um sie her war im Verscheiden in der großen Stille, in dem durchsichtigen Licht dieses Novembernachmittags, alles, bis auf das Goldbraun der Zypressen, die von den verlassenen Weingärten bei Monte San Donà vereinzelt zu dem weißlichen Osthimmel aufragten. Lange war die junge Frau in den Rebengärten umhergestreift, und jetzt beim Untergang der Sonne stieg sie langsam den Hügel hinunter, der mit seinen ausgehöhlten Felsen und den hängenden Eichbäumen ihre letzte Wärme aufsog. Zerstreut hafteten ihre Blicke mehr auf den dichten Blättern am Wege, mehr auf den grau- und gelbschimmernden Gräsern des Berghangs als auf der Ebene und den vergoldeten Hügeln und dem zarten, warmgetönten Westhimmel. Warum hatte sie nur am vorigen Abend, sobald sie das Licht gelöscht, an Ermes Torranza gedacht? Warum hatte sie die ganze Nacht von ihm geträumt? Warum konnte sie auch jetzt diese Vorstellung nicht los werden? Und doch waren es schon fast drei Monate her, daß sie den Dichter, den in Monte San Donà niemand erwähnte, nicht gesehen hatte, und er hatte ihr nur ein einziges Mal zu Anfang des Oktober geschrieben, um ihr eine Romanze für Kammermusik zu schicken. Bianca glaubte an Ahnungen; sie zweifelte

nicht, daß sie ihren Freund bald wiedersehen würde. Aber dennoch, wie sollte sie sich einen so starken Eindruck erklären? Sie bewunderte Ermes Torranzas Geist; sie liebte ihn wegen seiner vornehmen Denkungsart, weil sie ihn seit ihrer Kindheit kannte. Aber der Dichter war in den Sechzigern, und obwohl er ihr eine mehr leidenschaftliche als väterliche Freundschaft weihte, die er in geschickter Weise durch Prosa und Verse, durch Musik und Blumen zum Ausdruck zu bringen wußte, vermochte er die Herzensruhe der jungen Frau nicht zu erschüttern; die einzige Gefahr, die sie mit ihm lief, war, daß sie ihn kränkte, wenn es notwendig wurde, durch ein behutsames, kühles Wort sein allzu jugendliches Feuer zu dämpfen. Wohl hatte sie seiner oft in herzlicher Freundschaft gedacht. Armer Torranza! Aber nie hatte sie sein Bild mit solcher Beharrlichkeit verfolgt wie jetzt. In demselben Augenblick, als sie das Licht löschte, war der seltsame Name Ermes in ihrem Herzen erschienen, und sofort hatte sie den Menschen vor sich gesehen mit dem weißen Bart, dem schwarzen Anzug, der Gardenie im Knopfloch. — Sie blieb unwillkürlich stehen; langsame Kreise beschreibend fiel ein Blatt vor ihr nieder. Und sie mußte wieder daran denken, wie er ihr im Traume erschienen, die einschmeichelnden Verse, die er ihr vorgelesen, die ergreifende Musik, die er auf dem Klavier gespielt hatte, ohne die Tasten zu berühren. Als die Lebhaftigkeit der Erinnerung nachließ, riefen sie allmählich die fernen Geräusche, die von der Ebene herüberdrangen, das Summen der Insekten im Grase, in die Wirklichkeit zurück. Sie ruhte im Gehen unter den sonnendurchleuchteten Eichen aus, und indem sie durch das dürre Laub die alten, grünen Epheureben schimmern sah, riefen auch diese ihr eine Strophe des Torranza ins Gedächtnis, in der er zu gewissen Leuten von seinem eigenen Ideal spricht:

Ihr, dürre Blätter, folgt dem Windesweh'n,
Mein treues Herz doch liebt auch noch die Trümmer,
Gleichwie den edlen längst vermorschten Stamm
Der treue Epheu noch umschlingt im Tod.

Sie würde ihm, Torranza, diese wunderlichen Begebenheiten erzählen. Er würde sicher seinen Spiritismus ins Treffen führen, die verborgene Einwirkung einer Psyche auf eine andere. Dieser Gedanke berührte ihre Seele wie das Empfinden einer seltsamen, vielleicht nicht wirklichen, aber doch möglichen Welt, und wenn wirklich, so auch gegenwärtig, auch rings um sie her und nicht nur um sie her, auch in ihrer eigenen Brust verborgen, unbewußt in den Mysterien der Seele.

Ein klagendes Glöckchen schlug aus der Ferne inmitten der Felder die Stunde: eins, zwei, drei, halb vier. Es war keine Aussicht mehr, daß Torranza noch an diesem Tage kommen würde.

Bianca fuhr zusammen. Es schien ihr, als hörte sie von der Paduaner Landstraße das Geräusch eines Wagens; aber es fuhren dort ja viele Wagen. Jeder wollte diese köstlichen Novembertage genießen. Und doch, die Hunde am Hofe schlugen an, die Räder knirschten auf dem grobkörnigen Kies der Einfahrtsallee. Bianca beschleunigte ihren Schritt. Um zur Villa zurückzukehren, mußte sie hinunter- und wieder hinaufsteigen.

In der Nähe des Hauses traf sie einen Knaben, der ausgeschickt war, sie zu suchen. Es seien viele Herrschaften in zwei Wagen angekommen, und die gnädige Frau habe ihm anbefohlen, die junge Herrin eiligst herbeizuholen. Die Namen der Gäste wußte er nicht, ebensowenig, ob ein alter, schwarzgekleideter Herr mit weißem Bart unter ihnen sei. Er glaubte ja, aber er war nicht sicher.

Atemlos trat Bianca in den Saal zu ebener Erde, wo noch alle standen, und Beneto hier seine Ergebenheit, dort seine aufrichtige Freude, rechts seine Hochachtung und links seinen ergebenen Diener, mit leiser Stimme gemachte Komplimente, zeremonielles Lächeln austeilte. Bianca blieb auf der Schwelle stehen, übersah die Gesellschaft mit einem Blick; der Dichter war nicht dabei. Es waren die Dalla Carretta mit ihren Gästen, ein kleines archäologisches Museum langer, dunkler Shawls, kleiner, altmodischer Hüte, geistlicher Strümpfe und Quasten, verwaschener Gesichter. Langweilige Menschen, die in jedem Jahr einmal einen Anstandsbesuch machten, um steif im Kreise zu sitzen, sich gegenseitig eine Weile anzusehen, ohne zu wissen, was sie sagen sollten, wonach ein alter Diener in grauem Jackett sehr würdevoll mit dem Kaffee und dem Gebäck einzutreten pflegte, die der ritterliche Beneto seinen Gästen immer mit denselben Scherzchen vorsetzte, über welche die Gesellschaft in jedem Jahre regelmäßig mit demselben Tonfall und Rhythmus lachte. Und darum einen schönen Novembersonnenuntergang opfern! Bianca konnte sie nicht ausstehen; sie benahmen ihr den Atem.

‚Ich weiß nicht,‘ sagte der Kanonikus Businello zu ihr zwischen einem Schluck Kaffee und dem andern, ‚ich weiß nicht, ob Sie die traurige Nachricht schon wissen . . .‘

‚Nein. Welche Nachricht?‘ fragte Bianca obenhin.

‚Ach freilich!‘ sagten zwei oder drei leise Stimmen. ‚Ach freilich!‘

‚Der arme Torranza, der Ärmste!‘ fügte bewegt der Kanonikus hinzu, während er das letzte Stückchen seines Kuchens in den Kaffee eintunkte.

Biancas Herz zog sich zusammen; ein kalter Schauer lief ihr über das Gesicht, und sie konnte kein Wort hervorbringen.

‚Leider, leider,‘ sagte Monsignore, indem er seine Tasse schüttelte, um den auf dem Grunde gebliebenen Zucker aufzulösen. ‚Ja, er hat seine Seele

ausgehaucht.' Er leerte die Tasse und fügte mit einem Seufzer hinzu: ‚Gestern abend um halb zwölf.'

Einen Augenblick wurde es Bianca schwarz vor den Augen, aber mit einer starken, fast zornigen Willensanstrengung bekämpfte sie ihre Schwäche und blieb Herrin über sie. Frau Giovanna sah sie erbleichen und war im Begriff erschreckt aufzuspringen, als ein schneller, strenger Blick ihrer Tochter sie daran verhinderte. Die Damen Dalla Carretta, die gewisse boshafte Epigramme kannten, die über die senile Leidenschaft Torranzas in Padua in Umlauf waren, wechselten verstohlene Blicke und schwiegen.

Inzwischen erzählte der Kanonikus, daß Torranza zwei oder drei Tage vorher das Bett gehütet habe, ohne ernste Krankheit, aber mit traurigen Vorahnungen. Die Katastrophe mußte ganz plötzlich eingetreten sein; aber er wußte nichts Sicheres darüber. Er war wenige Stunden später, um zehn Uhr vormittags, von Padua abgereist. Die Nachricht hatte sich schon in der ganzen Stadt verbreitet; man wußte, daß der Stadtrat zu einer dringenden Sitzung einberufen worden war.

‚Die übliche Komödie,' rief Sior Beneto. ‚Glücklich diese Leute, wenn sie von sich reden machen und Geld ausgeben können. Sie sind imstande Gott zu danken, daß der arme Kerl gerade jetzt gestorben ist, wo sie im Amte sind. Und glauben Sie etwa, Monsignore, daß sie ihm wegen seiner paar Verse diese Ehren antun wollen? Kein Gedanke! Weil auch er dafür bekannt war, zu vergeuden und zu verschwenden. Das genügt, mein Bester! Ein großer Mann.'

‚Papa,' sagte Bianca sehr erregt, ‚wenn sie wegen Torranza Beschlüsse fassen, so ehren sie damit mehr sich selbst als ihn!'

‚Das ist deine Meinung,' antwortete Beneto höhnisch, ‚deine ganz spezielle Meinung. Aber bilde dir nur nicht ein, daß er wirklich der bedeutende Mensch gewesen ist! Auf Verse verstehe ich mich nicht, aber ich bin mit Torranza zusammen in der Schule gewesen und kann es wohl sagen. Willst du ihn vielleicht mit Farsatti vergleichen?'

‚Nein, nein, nein,' unterbrach der Kanonikus mit einer gewissen geschmeidigen Trockenheit. ‚Was das Talent anbelangt, das wollen wir ihm lassen, davon besaß der arme Ermes mehr als genug. Aber Vernunft, meine gnädige Frau! Vernunft, Sie werden entschuldigen, nicht ein Körnchen!'

‚Er gehörte zu meinen Freunden. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Monsignore!' entgegnete Bianca. ‚Mir darf man so etwas nicht sagen.'

‚Nun, wenn auch ...,' erwiderte Monsignore verstimmt. Die Dalla Carretta umwölkten sich.

Aber Beneto gestattete nicht, daß die Sache so endete, mit einem gewitterschweren Schweigen.

‚Monsignore hat vollkommen recht,‘ sagte er, ‚und ich wundere mich über dich; gewisse Dinge hast du nie begreifen wollen.‘

‚Die Sache mit dem Spiritismus würde genügen,‘ bemerkte halblaut der alte Graf Dalla Carretta, indem er sich, um ihn zu trösten, mit einem Lächeln an den Kanonikus wandte.

‚Puh!‘ sagte dieser, indem er Augen und Augenbrauen in die Höhe zog. ‚Ich sage nichts.‘

Ein altes Mädchen, das zu der Gesellschaft gehörte, fragte, die Naive spielend, ob Torranza wirklich Spiritist gewesen sei. Der Kanonikus, der nichts sagen wollte, brach los: ‚Fanatischer Spiritist war er. Er besaß eine ganze Bibliothek deutscher, französischer, englischer, amerikanischer Schriften über den Spiritismus. Er war gerade dabei, das Buch eines gewissen Fechte oder Fochte oder Fichte zu übersetzen, das voll war von diesen Dummheiten.‘

‚Selbstverständlich haben Sie es nicht gelesen,‘ unterbrach ihn Bianca.

Beneto sprang auf. ‚Jetzt fehlt nur, daß du mir Spiritistin wirst. Das möchte ich auch noch erleben.‘

Bianca war im Begriff, ihrem Vater eine herausfordernde und scharfe Antwort zu geben. Sie hielt an sich und erwiderte nur, daß sie Vorurteile nach keiner Richtung hin liebe.

‚Wir können jetzt den Spiritismus des armen Torranza ja auf die Probe stellen,‘ bemerkte ein Herr; ‚denn er hat gesagt, — ich habe es mit meinen eigenen Ohren bei Pedrocchi gehört, — daß er nach seinem Tode sicher sich zeigen und manifestieren würde.‘

Beneto ließ aus dem geschlossenen Munde ein wieherndes, gutturales Lachen hören.

‚Jesus Maria, Papa!‘ sagte die junge Gräfin Dalla Carretta zu ihrem Erzeuger.

‚Verrückt, meine Liebe, verrückt,‘ antwortete dieser, ‚total verrückt, der Ärmste, total verrückt!‘

Jeder sah seinen Nachbar an, wiederholte ihm halblaut das Wort. Bianca stand, ohne ein Wort zu sprechen, auf, stieß ihren Stuhl nervös beiseite und verließ das Zimmer.

Beneto schnaubte Wut, Frau Giovanna saß wie auf Nadeln. Nach kurzem Stillschweigen wechselte die Dalla Carretta, den Körper verneigend, einen verlegenen Blick mit ihrem Gatten; in einem Nu hatten sich alle zum Abschied erhoben, erleichtert, wie von einer großen Last befreit. Beneto geleitete sie die Freitreppe hinunter; er führte die Gräfin am Arm, die ihn mit heuchlerischem Bedauern wegen der vorherigen Unterhaltung, wegen des der Frau Bianca verursachten Verdrusses um Entschuldigung bat. Beneto

protestierte. Er wünschte nur, seine Tochter möchte die Welt besser kennen lernen; auch er sei durch Familientraditionen ein Freund Torranzas gewesen; aber leider habe dieser verrückte Alte im Hause Squarcina einen sehr schlechten Einfluß geübt. Hinter ihnen kam die übrige Gesellschaft unter boshaftem Geflüster, das vorsichtig durch irgend eine mit lauter Stimme gemachte Bemerkung über den rotglühenden Sonnenuntergang, über die Glocken des Kirchsprengels, die die Oktave des Totenfestes einläuteten, über die schwarze Nebelwand, die im Brausen des Windes am Horizont aufstieg, unterbrochen wurde.

Die beiden großen Wagen fahren vor. Dieselben pflichtschuldigen Komplimente, Empfehlungen, Freundschaftsversicherungen. Die langen, dunklen Shawls, die altmodischen Kapotthütchen, die priesterlichen Quasten, die langweiligen, verwaschenen Gesichter entfernten sich unter den Pappeln, und Sior Beneto kehrt um, beschäftigt mit der Lektüre eines Schreibens, das ihm der Gemeindeausläufer übergeben hat, der ihm mit der Mütze in der Hand folgt. Auf dem Platz vor dem Hause stößt er auf einen Diener, der ihm meldet, daß angerichtet sei; er läßt die Hausfrau herausrufen.

‚Hier ist Torranzas Todesanzeige,‘ sagte er, ‚und dieser Ehrenmann hat noch einen Brief. Zahlst du?‘

‚Was?‘ fragte sie schüchtern.

‚Was? Das Strafporto natürlich! Wenn deine Tochter sich von armen Teufeln Briefe schreiben läßt, die Gott weiß wieviel Bogen vollkritzeln und nicht in der Lage sind, acht Palanchen* daran zu wenden, so ist das ihr Schade. Ich bezahle es sicherlich nicht.‘

Frau Giovanna betrachtete den Brief.

‚Er kommt aus Padua,‘ sagte sie zögernd.

‚Ja, schon gut, meine Beste, du wirst schon zahlen!‘

‚Es ist ein Eilbrief,‘ murmelte die arme Frau.

Beneto fragte sie etwas mit den Augen und einer Bewegung des Kopfes.

‚Nein,‘ sagte sie; ‚die Handschrift kommt mir bekannt vor und doch auch wieder nicht, aber von dorther ganz bestimmt nicht.‘

‚Vortrefflich,‘ rief der ironische Gatte. ‚Aber weil es ein Wahnsinn wäre, bin ich jetzt ganz sicher, daß du bezahlst. Tu nur, wie dir beliebt!‘

Und er trat ins Haus.

Die Dame hatte keinen Soldo in der Tasche; aber sie traf sogleich ein heimliches Abkommen mit dem Ausläufer, der grüßte und in dem Nebel, der sich in einem Augenblick über der ganzen Ebene verbreitet hatte, verschwand. Das melancholische weiße Meer dampfte auf allen Berghängen,

* Soldi.

schickte seine ersten lautlosen Wellen auf die Anhöhe von Monte San Donà. Noch einen Augenblick, und es würde das ganze Haus in seinen brauenden Dampf einhüllen, würde seine öde Trauer vor allen Fenstern zeigen.

‚Man muß eine Lampe bringen zum Essen,‘ sagte Frau San Donà zum Diener, als sie wieder eintrat.

‚Nein, nichts von Lampe!‘ schrie Beneto aus dem Salon; ‚es ist kein Licht nötig, man sieht hier sehr gut. Eil' dich und sag' der Prinzessin, daß sie wenigstens geruhen möge, nicht auf sich warten zu lassen!‘

II.

Die so rücksichtslos mitgeteilte unerwartete Nachricht von Torranzas Tode war für Bianca ein grausamer und schmerzlicher Schlag gewesen, den sie, soweit sie vermochte, vor dieser albernen, klatschsüchtigen Gesellschaft verbergen wollte. Schwerer gelang es ihr, ihren Zorn zu unterdrücken, und als Torranzas Reden im Café Pedrocchi Gegenstand der Unterhaltung wurden, war sie hinausgegangen, um nicht gegen ihren Vater, der lachte, und gegen die andern, die es duldeten, aufzufahren.

Sie schloß sich in ihr Zimmer. Das Bild eines neuen Torranza, eines toten, viel größeren und besseren Torranza, als der lebende ihr je erschienen war, erfüllte ihre Seele. Und sie weinte, verwundert über die eigenen Tränen, über die tiefe, innige Zärtlichkeit, die sie empfand. Und daß sie ihn so hatte fortgehen lassen, ohne Abschied! Ja, wäre er nicht der gewesen, der er war, dann hätte sie nach Padua gehen und ihn sehen können. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ein wenig spät seinen letzten Brief beantwortet, daß sie ihm nicht herzlich genug für die Romanze gedankt hatte. Und noch viele andere kleine Rücksichtslosigkeiten, leichte Zurückweisungen, die nicht notwendig gewesen waren und den Dichter vielleicht betrübt hatten, die fielen ihr jetzt alle schwer aufs Herz und bekümmerten sie. Er, ein gewaltiger Seelen- und Menschengestalter, hatte sie als kleines Kind eingewiegt, auf seinen Knien geschaukelt, er war ihr nach der Schule der Berater bei ihren Arbeiten gewesen; als Frau hatte er sie eingeführt in jede Art von Kunst und ihr das feinste Verständnis erschlossen; schließlich hatte er sich in sie verliebt wie in eines der Geschöpfe, denen sein Genius Leben und Leidenschaften verliehen hatte. Bianca versuchte jetzt sich einzureden, daß sie in dieser Weise geliebt worden sei. In dieser Vorstellung fühlte sie das Andenken des Dichters reiner, erhabener, dem Traumlande der großen spiritualistischen Dichter näher. Armer Freund! Er liebte sie noch immer; er hatte sich ihr ins Gedächtnis bringen wollen aus dem Land der Toten, sobald er dorthin gelangt war. Um halb zwölf war er verschieden. Und Bianca hatte vor Mitternacht seinen seltsamen Namen im Herzen gehört.

Man klopfte an die Tür. Es war Frau Giovanna mit einem dringenden Brief. Bianca nahm den Brief, ohne ihn anzusehen, bat ihre Mutter, zum Mittagessen hinunter zu gehen, sie allein zu lassen. Sie wollte nicht mit Papa zusammen sein, bevor sie nicht etwas ruhiger geworden; sie fürchtete, daß gewisse Bemerkungen sie allzu sehr reizen, sie zu Worten hinreißen könnten, die sie lieber ungesprochen lassen möchte. Frau Giovanna entfernte sich seufzend, während die Tochter, nachdem die Tür sich geschlossen, sich wunderte über die plötzliche Dunkelheit im Zimmer, über das brauende Nebelmeer, das draußen vor den Fenstern aufstieg. Einen Augenblick sah sie noch die schattenhaften Umrisse der Vasen auf der Umfassungsmauer der Auffahrt, das Gespenst eines nahestehenden Baumes, dann nichts mehr, nicht einen Schatten, in dem uferlosen, gleichmäßigen, undurchdringlichen wallenden Weiß. Und sie blickte hinaus, unbeweglich, mit einem wollüstigen Schauder, in dem Gefühl, hier in ihrem behaglichen Zimmer, inmitten dieses schweigenden Meeres, sich ihren eigenen Gedanken überlassen zu können. Sie empfand eine verborgene, unerklärliche Übereinstimmung der äußeren Dinge mit den Gedanken, die ihre Seele erfüllten. Sie erinnerte sich plötzlich des Briefes, den sie in der Hand hatte, hielt ihn gegen das Fenster, um die Schriftzüge zu erkennen.

‚Mein Gott!‘ sagte sie.

Mit zitternden Händen riß sie den Umschlag auf. Er enthielt ein Schreiben und eine Photographie. Sie erkannte alsbald den weißen Bart, den schwarzen Anzug, die Blume im Knopfloch, kurz, ihn, Ermes Torranza.

Sie fühlte die Notwendigkeit, sofort zu lesen; sie konnte nicht mehr sehen, wußte nicht, was sie tun sollte. Mit dem Brief in der Hand, suchte sie im Zimmer tastend nach einer Kerze, die nicht vorhanden war. Sie griff nach einem kleinen Wachsstock auf dem Nachttisch und zündete ihn an. Das Flämmchen warf ein spärliches Licht auf das polierte Holz und das Bronzekruzifix und hüllte das Zimmer in noch tieferes Dunkel. Mechanisch kniete Bianca nieder und las, die ganze Zeit kniend, das folgende Schreiben:

‚Padua, 26. Oktober 1879.

Teuerste, beunruhigen Sie sich nicht, erschrecken Sie nicht! Lesen Sie diesen Brief, wie ich ihn schreibe, in heiterer Ruhe! Es ist nichts: Der alte, altmodische Torranza — wie sonderbar! — tritt ab vom Schauplatz. Sagen Sie mir gute Nacht, liebe Bianca! Ich bestimme, daß dieser Brief Ihnen geschickt werde, sobald das Licht verlöscht ist.

Von einer inneren Stimme gemahnt, habe ich heute morgen aus eigenem Antrieb das getan, was der altmodische Herr, mein Vater, tat, bevor er starb. Jetzt fühle ich, wie wenn in meinem Herzen langsam etwas stockte, und gleichzeitig ein Schweigen, voll von ehrfurchtsvoller Erwartung.

Vielleicht bleiben mir noch vier, sechs, acht Tage. Mir genügt eine Stunde für Sie.

Bianca, in unseren vergangenen Zwiegesprächen schienen Sie mir zuweilen vor einem Schatten Furcht zu haben. Ihre herzlichen Freundschaftsgefühle für mich erlitten dadurch eine Störung. Sie wußten nicht, wie Sie Ihren leisen Ärger zeigen sollten. Ist es nicht so? Und doch ist in meinem Herzen nur eine Zärtlichkeit, die in diesem feierlichen Augenblick nicht die erhabensten Gedanken beleidigt. Die ganze Schuld liegt an dem alten, phantastischen Blut, das immer auf die Empfindungen und auf die Worte ein wenig abfärbt. Verzeihen Sie mir und lassen Sie uns nunmehr gemeinsam darüber lächeln!

Ich habe noch eine andere Bitte an Sie, und ich will das Siegel des Todes darauf drücken. Es ist mir schmerzlich, daß ich Ihnen nicht früher klügere Ratschläge in bezug auf Ihre Familienstreitigkeiten gegeben habe, und mit diesem Gedanken ins Grab zu steigen. Bianca, um Ihrer selbst willen, um anderer Menschen willen, die Ihnen teuer sind, und ein wenig auch um meines Friedens willen in jener Welt, zu der ich gehe, hören Sie mich an: Bleiben Sie nicht in Monte San Donà! Im Grunde Ihres Herzens, daran zweifle ich nicht, lieben Sie Ihren Gatten noch. Dieser arme junge Mann ist bedauernswert. Neulich hat er mir eine Stunde lang von Ihnen gesprochen mit Tränen in den Augen. Er sagte mir, daß er Ihnen einige Male geschrieben habe; er berichtete mir von Ihren Antworten, die ihm jede Hoffnung rauben, solange die Alten nicht in eine Trennung willigen oder wenigstens versprechen, ihr Verhalten gegen Sie zu ändern, und weder in dem einen noch in dem andern Punkt geben jene nach. Bianca, bedenken Sie, daß ein Recht, dessen man sich schweigend begibt, ein Unrecht, das ohne Zorn ertragen wird, — nicht aus Furcht, sondern aus Mitleid mit den ungerechten Personen, die uns zu kränken beabsichtigen, — unsere Seele über die aufreizende Berührung mit ihnen emporhebt! Kehren Sie zurück zu Ihrem Gatten! Es gibt der Liebe nicht soviel in der Welt, als daß Sie diese fortwerfen dürften, diese, die trotz alledem treu, trotz alledem zärtlich ist und Ihrem Frieden nicht gefährlich.

Und jetzt, wenn Sie sich unserer Unterhaltungen erinnern über die unsichtbare Welt, über die Phänomene, die unser Jahrhundert leugnet, weil sie es demütigen, so werden Sie es nicht seltsam finden, daß ich den Wunsch habe, mich Ihnen nach meinem Tode in irgend einer wahrnehmbaren Weise zu offenbaren. Am Abend desselben Tages, an dem Sie diesen Brief erhalten werden, seien Sie zwischen zehn und halb elf Uhr allein in Ihrem Musikzimmer! Öffnen Sie die Tür zum Garten! Die Geister der Nacht müssen eintreten können. Spielen Sie dann die Introduktion der Romanze,

die ich Ihnen vor zwanzig Tagen schickte! Alsdann, wenn Gott erlaubt, daß ich zu Ihnen komme und Ihnen, wenn auch nur ein geringfügiges Zeichen geben darf, alsdann werde ich es geben. Sie kennen keine Furcht und werden dem letzten sentimentalen Einfall eines alten sterbenden Dichters zustimmen.

Es ist Zeit, Ihnen Lebewohl zu sagen, Bianca! Vor mir sehe ich das Lionardische Köpfchen, das Ihnen gleicht. Die Augen der Unbekannten sind weniger groß, die Haare heller; aber der eigentliche Ausdruck des Gesichts ist derselbe. Die milde Oktobersonne, die über meine geschlossenen Bücher huscht, flimmert auf dem Bildchen. Ich sehe Sie lebendig vor mir, ich lege die Feder aus der Hand. Ich schaue Sie an, schaue Sie an, eine letzte unvernünftige Träne fällt aus meinem Auge und verliert sich für immer, wie sie es verdient. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!

Geben Sie diesem Bilde einen Platz in Ihrem Boudoir in Padua!

Ermes Torranza.'

‚Ja, ja, ja,' schluchzte Bianca leidenschaftlich, ‚alles!' Sie barg das Gesicht in den Händen, versprach Torranza in einer stürmischen Wallung ihres Herzens, alle seine letzten Wünsche zu erfüllen, und betete für ihn wortlos.

Die heftige Gefühlserregung ebbte allmählich zurück; ihre Gedanken schweiften ab, verloren sich unbewußt in ein anderes Gebiet. Sie betete nicht mehr; die Hände gelöst, blickte sie in das Flämmchen des Wachsstocks; in ihrem Herzen wurden die Unterhaltungen wieder lebendig, die sie mit Torranza über die Mysterien jenseits des Grabes gehabt. Sie suchte sie weder, noch kämpfte sie an gegen diese Erinnerungen; sie ließ sie kommen willenlos. Dann löschte sie plötzlich den Wachsstock, betete noch einen kurzen Augenblick und erhob sich. Es war Nacht. Das weiße Meer wogte noch immer vor den Fenstern; es war, als sei sie auf einer Insel. Ohne daß sie es wollte, fiel ihr eine wundersame Geschichte ein, die der Dichter für sie geschrieben hatte: ein dunkles Zimmer im alten Königsschloß in Stockholm inmitten des Meeres. König Karl XI. sitzt schweigend am Feuer und hört dem Doktor Paumgarten zu, der von der toten Königin spricht; dann steht er auf, tritt ans Fenster und sagt zum Grafen Brahe: ‚Wer hat die Lichter in der Staatskammer angezündet?'

Hier erschienen keine Lichter. Das Gesicht an die Scheiben gedrückt konnte man droben in dem Nebel einen breiten Mondschimmer sehen. Bianca mußte an den Musiksaal denken und sah sich dort allein bei den angezündeten Kerzen der Erscheinung eines Geistes harren.

Um halb acht Uhr verließ sie ihr Zimmer ohne Licht, ging die Treppe hinunter, die durch vier große Fenster erhellt wurde, die die eine

ganze Seite des Schlosses vom ersten Stock bis zum Gesims durchschneiden. Durch die oberen beiden sah man den Mond in den dampfenden Nebeln verschwinden und wieder hervortreten. Bläuliche Flecken öffneten und schlossen sich am Himmel.

‚Bist du da?‘ fragte unten von der Treppe Frau Giovanna.

Gleich darauf schrillte etwas entfernter Benetos durchdringende dünne Stimme ärgerlich:

‚Wirklich sehr früh! Jetzt hätte sie ebenso gut zu Bett gehen können, scheint mir. Sehr früh, wirklich.‘

Bianca beachtete ihn nicht. Dieser liebevolle Vater wollte ihr weiß Gott die Rückkehr in das Haus Squarcina leicht machen!

Er war im Salon und klopfte mit einem Spiel Karten zu wiederholten Malen ungeduldig auf den Tisch, damit seine Frau zu der gewohnten Partie käme.

‚Hierher,‘ sagte er barsch, ‚hierher! Vorwärts!‘

Die ergebene Hausfrau nahm ihren Platz an der Ecke des Tisches neben einer Petroleumlampe ein. Bianca setzte sich auf das Sopha in den Schatten. ‚Arme Mama,‘ dachte sie, ‚was für ein Leben!‘ Emilio war schwach, verstand nicht, sie in Schutz zu nehmen. Aber dennoch, welcher Unterschied mit ihrem Vater! Sie war ganz sicher, daß ihr Gatte, wären die Alten nicht dagewesen, sie zur Herrscherin, zur Königin seines Hauses gemacht hätte. Er hatte bei Torranza geweint; armer Emilio! Sie fühlte, daß auch sie an ihm hing. Man mußte ihn eben nehmen, wie die Natur ihn gemacht hatte.

‚A wu,‘ brummte alle Augenblicke Sior Beneto. ‚A wu! So spiel doch!‘

Er richtete kein Wort an seine Tochter, und nach halb neun Uhr ging er wie gewöhnlich zu Bett. Jetzt drang Frau Giovanna, die vorher kaum zu atmen gewagt hatte, in Bianca, etwas zu sich zu nehmen, bot ihr alles Erdenkbare mit einer gleichzeitig schüchternen und eifrigen Dienstfertigkeit an; aber Bianca nahm nichts.

‚Dieser Brief,‘ fragte ihre Mutter, ‚war er von zu Hause?‘

‚Nein.‘

‚Irgend ein Unglücksfall?‘

‚Nein, Mama!‘

‚Weil ich sah, daß sehr dringend darauf stand,‘ antwortete zögernd die andere.

Bianca stand auf und umarmte sie.

‚Mama,‘ sagte sie leise, ‚wenn ich euch bald verließe? Wenn ich zu Emilio zurückkehrte?‘

‚O Gott,‘ sagte Frau Giovanna gerührt, ‚was soll ich dir da sagen? Mit gutem Gewissen könnte ich dir nicht einmal abreden.‘

‚Vielleicht tue ich es, Mama!‘

Der Frau Giovanna kamen die Tränen in die Augen.

‚Aber mißhandeln, weißt du, dürfen sie dich nicht wieder, nein, das nicht!‘ sagte sie mit erstickter Stimme und fügte nach einem kurzen Schweigen hinzu:

‚Wenn es nur des Papas wegen wäre; du weißt, wie er nun einmal ist. Man muß keinen Anstoß nehmen an gewissen Äußerlichkeiten.‘

‚Nein, Mama, es ist nicht Papas wegen!‘

‚Also Liebste, was soll ich dir da sagen?‘

Die arme Frau nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und begann eilfertig mit den Nadeln zu klappern. Nach Biancas trockenen Antworten wagte sie nicht mehr, auf das dringende Schreiben zurückzukommen, obschon sie sehr wohl begriff, daß das Geheimnis dieser wahrscheinlichen Rückkehr in das Haus des Gatten damit zusammenhängen mußte. Sie arbeitete und schwieg in der Hoffnung, irgend eine Erklärung durch dieses Schweigen hervorzurufen, das wie eine würdevolle Klage gegen Biancas Zurückhaltung, eine ausdrückliche Erwartung, daß sie spräche, erschien. Aber Bianca blieb verschlossen. Daher legte die gute Dame gegen zehn Uhr, gekränkt und doch ohne den Mut zu haben, von ihrer mütterlichen Autorität Gebrauch zu machen, die Arbeit beiseite und fragte die Tochter, ob sie zu Bett gehen wollte.

Bianca antwortete, daß sie nicht müde sei. Sie würde gern noch in das Musikzimmer gehen, um ein wenig zu musizieren. Die Mutter wollte ihr Gesellschaft leisten; aber sie protestierte so heftig dagegen, daß Frau Giovanna sie um Entschuldigung bat und, nachdem sie ihr eine Kerze angezündet, die Treppe hinaufstieg, das wächserne Gesicht über die Petroleumlampe gebeugt.

Indessen schritt Bianca durch den Gang, der zu den abgelegenen Zimmern im Nordwestflügel des Hauses führte. Sie trat in einen nicht großen, aber sehr hohen, leeren Saal, dessen Wände mythologische Frescobilder schmückten. Mit fester Hand zündete sie die Lichter ihres Klaviers an, das am Ende der einen Wand übereck stand. Das allmählich heller brennende Licht warf seinen Schein rechts auf ein mit Noten bedecktes Tischchen, links auf ein Blumengestell, nach oben auf die Riesenglieder irgend einer unbekannten Gottheit. Andere Möbel waren nicht in dem Raum; die Schritte der jungen Frau hallten lange und vibrierend nach.

Sie sah nach der Uhr: es war gleich zehn. Sie wählte ein Musikstück aus und stellte es auf das Klavierpult. Dann zog sie Torranzas Bild aus dem Busen, betrachtete lange den kahlen, plastischen Kopf des

Dichters. O wie gern wollte sie seinen letzten Wunsch erfüllen, und wenn es auch eine Torheit wäre, sie wollte getreulich für ihn die poetische Szene arrangieren, die er vielleicht mit einem gewissen Wohlgefallen erdacht hatte, bevor er starb!

So rechtfertigte sie vor sich selbst ihre Vorbereitungen und ihre Erregung, ohne sich einzugestehen, daß sie wirklich in einem dunkeln Instinkt des Herzens etwas Außergewöhnliches erwartete. Sie stellte das Bild auf das Notenpult und lauschte unwillkürlich einen Augenblick. Was bewegte sich dort hinter ihr? Es war nichts; ein Blatt aus dem Notenständer glitt zur Erde. Bianca neigte sich vor, um die Verse, die auf dem Deckel des Notenheftes vor ihr standen, zu lesen. Sie waren, das wußte sie, in einem Widerstreit von Liebe und Frömmigkeit von einem jungen Freund Torranzas komponiert worden, der wenige Monate später bei der Frau, die nicht ihm angehörte, die er trotz seines Kämpfens schweigend liebte, gestorben war. Sie lauteten also:

Des Dichters letzter Gedanke.

Laß den Mondschein herein zu den Fenstern;
Knie nieder, schon fühl' ich den Tod!
Vor des blinden Geschickes Gespenstern,
Vor der Wünsche, der törigen, Not

Steig' ich auf in den friedlichen Schimmer,
Um das leuchtende All nun zu seh'n,
In der Liebe, ersehnt und doch nimmer
Hier genossen im Staub, zu vergeh'n.

Aber soll keinen Gott ich dort schauen,
Blinken kalt nur die Sterne mir zu,
An dein Herz zurück stürz' ich in Grauen
Und verzweifelt mich schluchzen hörst du.

Bianca bedeckte sich das Gesicht mit den Händen; sie sah hinter den geschlossenen Augen die unheilvollen Worte:

Aber soll keinen Gott ich dort schauen,
Blinken kalt nur die Sterne mir zu.

Erschauernd stellte sie sich vor, was sie empfinden würde, wenn sie es im leeren Raum aus der Nähe plötzlich schluchzen hörte. Sie schlug die Romanze auf, um die nicht allzu schwere Introduktion durchzuspielen, die sie nur ein einziges Mal gelesen hatte. Aber die Seiten wollten nicht aufgeschlagen bleiben, alle Augenblicke fielen sie in störender Weise zu. Sie befestigte sie mit Torranzas kleinem Bildchen und spielte gedämpft die fünfzehn oder zwanzig Takte der Einleitung, die im Anfang stark an Webers Dernière pensée musicale erinnerten.

Mein Gott! Wie mächtig sprach diese Musik!

Welche Liebe, welcher Schmerz, welch hoffnungsloses Klagen! Mit der unwiderstehlichen Gewalt eines reißenden Stromes drang sie zum Herzen, schwellte es, erfüllte es mit der Qual einer übermenschlichen Leidenschaft, die es empfand, ohne sie verstehen zu können. Bianca stand auf, die Augen in Tränen gebadet, um die Tür, die zum Garten führte, zu öffnen. ‚Die Schatten der Nacht' — hatte Torranza geschrieben — ‚müssen eindringen können in das Zimmer.'

Die Nacht war hell. Man sah die Bäume des Gartens in dem milchfarbenen Nebel verschwimmen. Kein Geräusch; lautlos, unbeweglich stand der Nebel.

Mit einem leichten Erschauern kehrte Bianca an das Klavier zurück. Sie sah noch einmal nach der Uhr. Es war ein Viertel auf elf. Jetzt faßte sie einen Entschluß. Sie vertiefte sich ganz und gar in die Musik, die sie vor sich hatte, verbannte jeden andern Gedanken, jede bebende Furcht, als wäre eine aufmerksame kritische Menge hinter ihr, und entlockte dem Instrument mit ihrer kraftvollen Grazie den ersten Akkord.

Sie spielte mit fliegendem Atem, bemüht, ihre ganze Seele in die Musik zu legen, nicht an das zu denken, was vielleicht danach kommen würde. Es war ihr unmöglich, die letzten gedämpften Noten der Introduktion zu spielen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Es vergingen zehn, zwanzig, dreißig endlose Sekunden.

Schweigen.

Bianca hob ein wenig den Kopf. In demselben Augenblick tönte zweimaliges, schnell aufeinanderfolgendes leises Klopfen in ihrer Nähe. Mit einer plötzlichen Wiederkehr ihrer beherrschten Willenskraft sprang sie auf und horchte.

Wieder zweimaliges schnelles Klopfen, etwas lauter als das erstemal. Dann ein leichter Tritt auf der Schwelle der den Schatten der Nacht geöffneten Tür. Bianca schaute auf. Ein Schatten war eingetreten, eine menschliche Gestalt. Die junge Frau stieß einen Schrei aus:

‚Emilio!'

Es war ihr Gatte.

Mit zögerndem Schritt und ausgebreiteten Armen, mit demselben kindlichen Widerspruch von Verlegenheit und Leidenschaft in den Augen trat er tief errötend näher. Bianca blieb wie versteint; sie rührte sich nicht.

‚Du hast mich doch erwartet?' sagte er flehend, indem er stehen blieb.

Es war wie ein Blitz. Bianca begriff, vorläufig noch unklar, daß Torranza auf irgend eine Weise dies Zusammentreffen ausgesonnen habe; sie antwortete: ‚Ja' und fiel ihrem Mann mit einem so plötzlichen Un-

gestüm um den Hals, daß der arme junge Mann zwischen Glückseligkeit und Nichtverstehen den Kopf völlig verlor und unter Küssen nur immer wiederholen konnte: ‚Verzeih, verzeih!‘ Aber sie hörte es nicht einmal und weinte, weinte, weinte mit einem Gefühl zärtlicher Dankbarkeit gegen ihren armen Freund, einem Gefühl unendlichen Trostes, daß sie endlich an dem Platz sich befand, den Gott ihr in der Welt gegeben, an einem Herzen, das vielleicht schwach, vielleicht nicht fähig, sie ganz zu verstehen, aber das gut und treu war.

‚Und hier bei offener Tür zu sitzen,‘ flüsterte zärtlich der junge Gatte, ‚bei dieser feuchten Luft mit deinem Kopfschmerz! Das kann ich nicht dulden.‘

In einem Augenblick kam sie vom Weinen ins Lachen, und sie lachte, lachte an seiner Brust; ein köstliches Lachen, die übermütige Fröhlichkeit ihrer Hochzeitsreise kehrte ihr wieder. Armer, lieber Emilio, zu denken, daß ein harmloser kleiner Kopfschmerz von vor zwei Monaten bis jetzt bei ihr andauerte! Einen Augenblick war er verdutzt, dann stimmte er von ganzem Herzen in das Lachen ein.

‚Höre,‘ sagte sie plötzlich, indem sie ernst wurde, ‚jetzt erkläre mir alles, wie es gekommen ist!‘

Ihr Mann schien erstaunt. ‚Aber wenn du es doch schon weißt!‘ antwortete er.

‚Ich weiß es. Aber es macht mir Freude, es von dir zu hören. Komm her, erzähle!‘

Sich umschlungen haltend gingen sie in leisem Gespräch im Saale auf und nieder.

Er hatte Eile, wollte die Sache in zwei Worten abtun, sagen, daß Torranza ihm geschrieben hatte zu kommen, und da war er. Aber so meinte sie es nicht. Hatte er Torranzas Brief bei sich? Nein. Wann hatte er ihn erhalten? Am heutigen Morgen noch vor zwölf Uhr. Und was stand wörtlich darin? Es lautete ungefähr so: ‚Am Abend des Tages, an dem du diesen Brief erhalten wirst, finde dich zwischen zehn und halb elf Uhr in Monte San Donà ein! Wenn du Licht im Musikzimmer siehst, wenn du spielen hörst, wenn die Tür geöffnet ist, so tritt ein! Bianca erwartet dich und ist geneigt, zu dir zurückzukehren.‘ — Welches Datum zeigte der Brief? Auch noch das Datum? Er wollte von keiner Antwort, von keiner Frage mehr wissen. Sein Glück, seine Liebe durften nunmehr zu ihrem Recht kommen. Und er preßte Bianca in seine Arme, erstickte ihren Hals in einer so ungestümen Flut von Liebkosungen, daß auch ihr die Worte versagten. Aber plötzlich ließ sie ein leichter klingender Ton zusammenfahren.

‚Still!‘ sagte sie, das Gesicht hebend. Die Hände gegen die Brust ihres Gatten gestemmt, blickte sie dorthin, von woher der Ton gekommen war. Auf dem Klavierpult hatte sich die Romanze ‚Des Dichters letzter Gedanke‘

über dem Bildchen, das Bianca kurz zuvor dorthin gestellt hatte, um die Blätter festzuhalten, geschlossen. Ermes Torranza war verschwunden. Es schien seiner Freundin, als sei dies das versprochene sichtbare Zeichen gewesen. Der Abschied des Dichters, der, nachdem er sein Werk vollbracht, sich nun still zurückzöge, im Dunkel entschwebe, sei es wegen der geheimnisvollen Bedingungen seiner höheren Wesenheit oder auch wegen einer leicht zu begreifenden Melancholie der Gefühle.

‚Was gibt's?' fragte Emilio. ‚Warum seufzest du?'

Bianca lehnte ihren Kopf wieder an seine Brust.

‚Nichts,' antwortete sie.

Erinnerung.

Seetanggeruch und Rauch von hohen Essen,
Der weithin wallend über Wiesen weht —
Wo sog ich diesen feuchten Duft doch ein?
— Erinn'rung sucht, enteilt auf raschem Flügel,
Northumberland, Winkel im fernen Norden!
Sei wieder mir gegrüßt.

‚Hol' ü - - - - - - ber!'
Wieder an der alten Fähre
Schäumen im Niederlauf zum deutschen Meer
Die breitgestreckten, weichen Stromeswellen,
Und wieder lausch' ich, Tyne, auf deinem Strand
Dem ‚Weel may the keel row, the keel row',
— Der stillen Schiffer langgedehntem Lied,
Das, windverweht, im Takt mit Ruderschlag
Sich seltsam eint dem schrillen Kibitzruf
Und weißbeschwingter Möven heiserem Schrei.

Tiefmelancholisch, alles übertönend,
Vom Uferrand zum Ufer rufen Glocken,
— Dieselben, die in längstverschollenen Zeiten
Ehrwürd'ge Mönche feierlich umklungen
Und in Normannentürmen noch erzählen
Von gläubig streitbarer Vergangenheit.

Northumberland! Du schwermutvolle Scholle,
Darüber träumend meine ferne Jugend
Die leichte Bürde ihrer achtzehn Jahre
Jungfräulich herb in stiller Freude trug. —
Und wie an einen Traum denk' ich zurück,
Im Aug' ein Leuchten, das ein Lächeln halb,
Halb wehmutvolle Träne.

Harrick Wolff.

Die weltgeschichtliche Wertung des Zeitalters der Renaissance.*

Von

A. Dürrwaechter.

Der Philosoph, welcher die Umwertung aller Werte proklamiert hat, glaubte die nämliche Umwertung als Hauptmerkmal auch jener Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert zuschreiben zu dürfen, welche wir mit Rücksicht auf die in ihr aufstrebende neue Welt- und Menschenanschauung die Renaissance nennen. ‚Die Umwertung der christlichen Werte' hat er sie in dem Buche ‚Der Antichrist' (Werke 1895 VIII, 310 f.) genannt, den Versuch, ‚mit allen Mitteln, mit allen Instinkten, mit allem Genie unternommen, die Gegen-Werte, die vornehmen Werte, zum Siege zu bringen'.

Denn die Frage: ‚Was ist schädlicher als irgend ein Laster?' und darauf die Antwort: ‚Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratenen und Schwachen: — das Christentum,' die seien beide so schon von der Renaissance gestellt und erwidert worden. Sie ist ihm die ‚grundsätzlichste, die geradeste, die am strengsten in ganzer Front und auf das Zentrum losgeführte Form des Angriffs', und eine Möglichkeit sieht er vor sich, die für ihn ‚von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz' ist: ‚Cesare Borgia als Papst.' Das wäre, meint er, der Sieg gewesen; damit war das Christentum abgeschafft.

Friedrich Nietzsche hat das Christentum nicht gekannt. Sonst hätte er begriffen, daß auch der verruchteste Herrenmensch des 15. Jahrhunderts selbst vom päpstlichen Stuhle aus es nicht hätte ruinieren können. Friedrich Nietzsche hat aber auch die Renaissance nicht gekannt. Wie hätte er sonst seine Worte über sie mit dem bitteren Urteil abschließen können, sie sei ‚ein Ereignis ohne Sinn' gewesen, ‚ein großes Umsonst'. Sie, die lebendig be-

* Aus einem Zyklus populär-wissenschaftlicher Vorträge, den der katholische kaufmännische Verein Merkuria in Bamberg im Winter 1904/05 veranstaltete, und nachträglich mit einigen Abänderungen im Anfange und am Schlusse versehen. Als Quellen kommen außer den im Kontext genannten Werken die bekannten Bücher von Burckhardt, Janitschek und Thode in Betracht; außerdem F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst II, 2, W. Diltheys Aufsatz über die Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert und A. Bieses Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit.

wegte, aus Jahrhunderten emporgestiegene, durch die Jahrhunderte fortwirkende, im höchsten Schmucke der Kunst prangende Geschichte zweier Säkula ein großes Umsonst! Als ob es in der Geschichte überhaupt ein Umsonst gäbe!

Aber nur ein so kranker Geist wie der Friedrich Nietzsches, der, in einen weltgeschichtlichen Irrgarten verloren, im Christentum die Krankheit einer Welt und zweier Jahrtausende sah, und nur der Mann, der alle Fäden, die Welt und Menschen binden, gewaltsam zerreißen wollte, konnte es auch versuchen, eine Zeitepoche wie die Renaissance aus aller Bindung und Entwicklung herauszuheben, um sie so abseits zu stellen, wie er selbst abseits gestanden hat. Einsam und allein ist er denn auch mit solcher Wertung der Renaissance geblieben. Aber da ist er es nicht mehr, wo er die Renaissance als Erneuerung des Heidentums erklärte. Da gesellt er sich Forschern zu aus allen Zeiten genetischer Geschichtsbetrachtung, und aus allen Lagern stoßen sie zu ihm, angefangen von Michelet und dem begeisterten Verfechter des gotischen Mittelalters, August Reichensperger, bis herunter zu einem der geistvollsten Vertreter der Literaturgeschichte, Ferdinand Brunetière, und Alberdingk Thijm.

Und fürwahr, wenn man so den einen oder anderen der Menschen der Renaissance ins Auge faßt, etwa einen Niccolo Machiavelli, den Interpreten des Cesare Borgia und der antiken Staatsidee, dann fühlt man sich wirklich versucht, mit jenen Forschern die Renaissance als ein Neuheidentum zu werten. Oder kann man trotz der christlichen Taufe mehr mit Herz und Mund ein Heide sein, als es der genannte hochbegabte und ‚moralinfreie' Florentiner war? Dünkt ihm doch, dem Nietzsche der Hochrenaissance, die christliche Religion weniger wert als die der Alten, weil diese ‚nur die Menschen selig sprach, welche weltlichen Glanzes voll waren, die Herren, die Führer der Heere, die Lenker der Staaten', während das Christentum die Stärke mehr zum Leiden verlange als zur tapferen Tat und darum die Schuld habe, daß die Welt zur Beute von Bösewichtern geworden sei.

Aber Machiavelli ist nicht die Renaissance. Über ihm und neben ihm stehen viele andere, Männer wie Frauen, die ihr Haupt demütig vor Jesus Christus gebeugt haben, und eingeleitet und abgeschlossen wurde diese bedeutsame Kulturepoche der Menschheit doch von zweien der größten unter Adams Söhnen, von denen der eine sie aus dem Spiegelbilde christlich mittelalterlicher Kultur aufleuchten läßt, indes der andere an der Decke der sixtinischen Kapelle, als ein Monument der Renaissance für die Zukunft, Welt- und Menschenschöpfung, Sündenfall und Erlösenshoffen in die erhabenste menschliche Sprache übersetzte.

Dante meine ich, den einzigartigen Dichter, und Michelangelo, den unerreichbaren Künstler.

In der Tat, mir, und nicht bloß mir, erscheinen diese beiden Gewappneten des Geistes, zwischen denen auf- und niedersteigend sich die große Kulturbewegung der Renaissance abgespielt hat, wie die Schildhalter derselben. Der von ihnen getragene Schild aber repräsentiert ebenso sehr den unvergänglichen Wert der wiedererwachten griechisch-römischen Welt, wie er die

Renaissance als eine expansive Kraftentfaltung christlicher Kultur erkennen läßt und als Ergebnis des Schaffensgeistes der selbstbewußt und für die Welt gesetzgeberisch gewordenen Nation Dantes und Michelangelos. Darum glänzt das Kreuzeszeichen in der Mitte dieses Schildes, und das Bild der Madonna leuchtet wundersam aus einem seiner Felder. Daneben aber prangt auch die Tempelhalle der Antike und wird die Farbe Italiens durch das Angesicht eines neuen Menschen ergänzt.

Oder, um den Phantasiewert dieses Bildes in das mehr Verstandesmäßige kurzer Leitsätze umzuprägen: Die Renaissance genannte geistige Bewegung, welche Dichtung und Leben, Natur und Kunst, Religion und Antike umfaßt, ist eine italienische Tatsache, führt aber zu einer Weltkultur. Sie ist ein Erzeugnis des christlichen Mittelalters, entwickelt sich aber über dieses hinaus und wird selbst wieder fruchtbar für eine neue Zeit.

Unter dem Himmel Italiens, aus dem Schoße seiner Nation, über den Trümmern deutscher Kaiserherrschaft ist die Renaissance erstanden, und wer ihr erstes Erwachen ganz verstehen wollte, der müßte durch tiefe Geheimnisse der Völkerpsychologie den sicheren Weg wissen. Mitten im wilden Wirrwarr sich befehdender Existenzen, Parteien und Staaten, wie sie das Italien am Ende des 13. Jahrhunderts zeigt, und mitten in unheilbarer politischer Zerrissenheit des Landes tritt hier auf einmal voll ausgebildet eine Nation hervor, die sich in idealer Gemeinsamkeit früher eins fühlte als jede andere Nation des mittelalterlichen Europa und trotz aller politischen Zersplitterung doch die Kraft in sich trug, ein Imperium des Geistes über dem Abendlande aufzurichten.

Woher kam ihr diese Kraft? War es, wie die Italiener alter und neuer Zeit gerne behaupten, so, daß sich das Volk, welches, einstens Römer genannt, die Welt unterjocht hatte, in den damaligen Italienern wieder auf sich selbst besann? Oder hat der Verfasser des bekannten Buches über die Grundlagen des 20. Jahrhunderts recht, wenn er den germanischen Elementen in diesem italienischen Volke das Verdienst dieser neuen Entwickelung zuschreibt?

Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. Gewiß hatten selbst noch diese Italiener des ausgehenden 13. Jahrhunderts viel, sehr viel von der weltbeherrschenden Nation der Römer an sich. Aber es war nicht mehr ganz dieselbe. Denn vermorscht war sie voreinst um die Mauern ihrer Riesenstadt, der ewigen Roma, zusammengebrochen. Achthundert Jahre lang war ihr dann vom deutschen Norden her in Völkerwanderungen und Kaiserzügen neue Kraft zugeflossen, und mehr denn achthundert Jahre lang hatte der Geist des Christentums dem Römergeist in ihr die Härten abzuschleifen versucht. Wie sie jetzt dastand, nachdem ihr eben noch das jugendliche Blut des letzten Hohenstaufen geopfert worden war und zwei der größten Lehrer der Kirche von ihrem Stamme, Thomas von Aquino und der hl. Bonaventura, ihr als Erbe die Summe ihrer gewaltigen Geisteswirksamkeit hinterlassen hatten, war sie ausgerüstet mit den Eigenschaften, die den Römer geziert und verunstaltet hatten,

mit seinem praktischen Weltsinn und seinem rücksichtslosen Egoismus, bereichert aber auch mit germanischem Erbe an individueller Kraftbetätigung, an schöpferischem Sinne und idealerem Erfassen des Lebens und von dem Christentum so weit berührt und ergriffen, daß sie auf ihren Irrwegen in heißer Reue immer wieder den Rückweg zu ihm fand, ihre höchste Begabung, die für das Schöne, in seinen Dienst stellte und nichts so sehr liebte, als alles, was rein menschlich war, in seinen Gestalten sich vorzustellen.

Aber vergessen wir nicht, daß eine Nation nicht bloß die Züge ihrer Abstammung an sich trägt, sondern ihre Erziehung, ihr Gepräge auch von ihrem Land, seinem Klima und seinen Lebensverhältnissen bekommt. Was das Land dem Italiener gewährt, ist die Mühelosigkeit seiner Existenz und damit die Zeit zu vorwiegend verstandesmäßiger Ausbildung seiner Seele. Er verdankt dem Lande aber auch eine Freiheit, die, weil sie nicht das Resultat eines ernsten und tiefen Ringens ist, keine wahre Kraft in sich besitzt und ebenso leicht in Tyrannei nach unten wie in Anarchie oder Sklavensinn nach oben umschlägt. Durch sie ist der Italiener zwar als einzelner etwas wert, aber selten als Glied eines größeren Ganzen. Und darum lebte sich der Italiener der Vorzeit nicht da aus, wo der Nordländer so wertvoll zu wirken lernte, im großen Ganzen, sondern da, wo der einzelne Mensch glänzend aus der Masse hervortreten kann, im Gebiete der Kunst.

So beschaffen und in das damalige Zentrum des Weltverkehrs, in des Mittelmeers Mitte gestellt, hatten die Italiener schon in den Kreuzzügen ihren Sinn für alles Praktische geschärft und sich als Kaufleute oder als Bankiers die Gaben der Welt zunutze gemacht. In den großen stolzen Kommunen im Norden und in der Mitte ihres Landes hatten sie den Kampf der Individuen und Parteien in blutigen Schauspielen zu wilder Freiheit oder rücksichtsloser Tyrannei ausgefochten, aber doch so, daß dieses Volk die reiche Vielgestaltigkeit, die in seiner Veranlagung sich befand, auch auf das politische Leben übertrug und neben dem weltbeherrschenden Rom und dem Wunder des Handelsgeistes in den Lagunen die unvergeßliche Stadt der Schönheit am Arno, Florenz, erblühen lassen konnte.

Und wie modulationsfähig war der italienische Mensch schon im 12. und 13. Jahrhundert! In einer Zeit, in der überhaupt die europäische Menschheit an originalen selbständigen Persönlichkeiten immer produktiver wurde, welche hervorragenden Vertreter von solchen hatte da schon das eine Italien! Man denke nur an Franz von Assisi, den seraphischen, von Liebe durchglühten Heiligen, an den kühlen, systematisch großartigen Denker Thomas von Aquin, an den leidenschaftlichen, mit unvergänglichem Lorbeer gezierten Dichterkönig Dante. Das 13. Jahrhundert — denn das ist die Zeit dieser Männer — war offenbar eine Epoche des Reifens christlicher Kultur und der Freimachung der in der Schule der Jahrhunderte gewonnenen Kräfte für Mensch und Welt. Voran aber ging unter den christlichen Nationen die, welche zu solcher Freimachung die günstigsten Bedingungen hatte, die schon damals in ihrer heutigen

Sprache redete, die italienische, und schuf das Erbe des Mittelalters um zu einem Erbe für die folgenden Jahrhunderte.

Wissensdurstig und schöpfungsfähig geworden beginnt sich die Psyche dieses Volkes umzusehen und entdeckt als Stoff für ihre Tatenlust fast gleichzeitig drei Dinge: sich selbst, den inneren Menschen, — und dann, was um ihn ist, die Natur und die Welt, — und was vor ihm gewesen, die Antike.

Wenn man hier von Entdeckungen spricht, so ist das nicht so gemeint, als ob von heut auf morgen ein nicht Dagewesenes gefunden worden sei; das Neue ist nur das geklärtere Bewußtsein von dem, was instinktiv sich vorher schon geäußert hatte, die größere Schärfe, mit der etwas gesehen, etwas erfaßt, etwas ausgesprochen wird. Hatte doch, um nur ein paar Beispiele zu bringen, schon der Franzose Abälard in seiner Historia calamitatum im 11. Jahrhundert von seinem eigenen Leben erzählt. Und bereits vorher war in Tristan und Isolde der Straßburger Dichter psychologischen Problemen nachgegangen, indes gleichzeitig die lustige, landauf und landab fahrende Dichterschar der Vaganten bereits so unbekümmert von sich gesungen hatte, als ob die Welt nur für sie da wäre.

Aber es war, wie Kraus in seinem Essay über ‚Petrarca' mit Recht betont, neu, wenn Dante in der ‚Vita nuova' in einer in der Volkssprache geschriebenen Erzählung die gesamte Nation gewissermaßen zum Zeugen eines Stückes eigener innerlichster Seelengeschichte machte. Die Erkenntnis der Persönlichkeit hebt damit an, und nach dem erneuten Aufbau der Menschheit durch das Mittelalter spricht der reifste Mensch dieses Mittelalters zum ersten Male das wieder aus, was der reifste Mensch des christlichen Altertums, der heilige Augustinus, unmittelbar vor dem Zusammenbruch der alten Menschheit in seinen ergreifenden Selbstbekenntnissen noch geoffenbart hatte, das innerste Erleben und Erstreben eines einzelnen Menschenwesens. Der Mensch fühlte sich nicht mehr als den Gegenstand ihn drängender und schiebender Kräfte, als Objekt, sondern als Subjekt, als Hauptsache, als der, auf den alle Tätigkeit der Dinge sich bezieht und bezogen werden muß. Und wenn das Wort Renaissance, die Wiedergeburt, einen Sinn haben soll, so kann nur das Wiederauftreten solchen Bewußtseins vom Menschen mit ihm gemeint sein.

Dieser neu emporgestiegene Geist der Zeit entdeckte den ganzen und vollen Gehalt des Menschen. Gewaffnet mit dem höchsten Gedankenreichtum jener Tage war er mit dem Dichter der ‚Göttlichen Komödie' bereits in das Düster der Hölle und in die strahlende Helle des Himmels gestiegen, um gleich darauf in dem Weltweisen Petrarca sich mit dem Worte des alten Sokrates: ‚Erkenne dich selbst!' und der schönen Devise des Augustinus zu berühren: ‚Noli foras ire, in te ipsum redi! In interiore homine habitat veritas.' Und wie er in den Reliefs Giovanni Pisanos schon die Gottesmutter aus der Erstarrung geweckt und sie eingeladen hatte, wieder als irdische Mutter zu empfinden, so reift er in dem Landsmann und Zeitgenossen Dantes, in Giotto, die erste große Künstlerindividualität der Neuzeit dahin, daß er den inneren

Menschen nach außen hin objektiv sich darstellen, sich mitteilen, sich selbst erzählen läßt. Überhaupt wird bald die Erzählung vom Menschen, die subjektive der Selbstbekenntnisse wie die objektive der Schilderung, so zur Hauptsache der Zeit, daß sie wie der nicht mehr zu verlierende rote Faden durch ihr ganzes literarisches Schaffen geht und in den Briefen und Denkwürdigkeiten Enea Silvios zu einer Kunst werden konnte, die packend und hinreißend vom Menschen und seinem Tun und Treiben und seinen Werken noch heute zu uns redet. Was immer der Mensch schafft, wo er sich betätigt, was ihn trägt, die ganze Umwelt durchmißt die erwachte Entdeckerlust, und in naiv freudigem Wirklichkeitssinn macht eine erdenfrohe Kunst die Kirchenmauern von Florenz und Siena, ja selbst den weltabgekehrten, todesstillen Campo Santo von Pisa zu einem großen Bilderbuch vom Menschen und seiner Schönheit, von der Gesellschaft und der Anmut der anregend in ihr waltenden Frau, von der Fülle des Lebens und von der sonnigen Natur, in die dies alles gestellt erscheint.

Der nämliche eben genannte Enea Silvio ist ein Naturschilderer gewesen, wie er seinesgleichen erst wieder in Rousseau und Goethe gefunden hat, und die Renaissance hat ihn dazu gemacht. Die Entdeckung der Natur durch ein vertiefteres Naturgefühl ist ja ihr zweites Charakteristikum.

Durch ein vertieftes Naturgefühl! Denn wiederum darf man über dem Neuen das Gewesene nicht übersehen, und dessen wird doch der schuldig, der mit dem Literarhistoriker Bartoli und so manchen anderen behauptet, das Mittelalter sei mit seinem asketischen Ideal eine Welt ohne Freuden, ohne Blumen, ohne Licht gewesen.

Allerdings als am 26. April 1335 Petrarca den 1912 Meter hohen Vorposten der provençalischen Alpen, den Mont Ventoux bei Avignon, bestieg und überwältigt war von der unermeßlichen Aussicht, zu seinen Füßen die Wolken, scheinbar nahe die schneebedeckten Firnen Italiens, weit drunten das glitzernde Band der Rhone und ferne draußen wie ein Märchenschleier die blaue Bucht von Marseille; als er da die Bekenntnisse des hl. Augustinus aufschlug und im zehnten Abschnitt die Stelle las: ‚Und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluten und mächtig daherrauschende Ströme und den Ozean und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob,‘ und als bei diesen Worten der eben noch begeistert redende Dichter stumm und schweigsam ward, da war allerdings etwas Neues geschehen; da hatte ein Mensch zum erstenmal den Reiz einer romantischen Aussicht in Ergriffenheit ganz genossen, und zum erstenmal hatte einer die Umschau über Höhen und Tiefen seiner Seele mit der Umschau über Berg und Tal und Fluß und Meer in Verbindung gebracht.

Aber auch ein Petrarca wäre zu solchem Naturgefühl unfähig gewesen, wenn vor ihm nicht der schwermütige Troubadour die Lerche um ihre Fröhlichkeit beneidet hätte, wenn nicht neben der Liebe die Natur die andere Seite auf der Leier der Vaganten gewesen wäre, und wenn nicht vor ihm auch der niemals genug zu bewundernde Heilige von Assisi mit den Tieren des Waldes

und den Vögeln des Himmels sich eins gefühlt hätte in trunkener Gottesliebe und Sonne und Mond und die Winde und selbst den Tod als Brüder und Schwestern jauchzend begrüßt hätte. Solche Stimmung zitterte durch die Seele der Zeit und befähigte Dante, um von vielen Beispielen seiner großen Dichtung nur eines zu bringen, zu seiner glühenden Beschreibung des himmlischen Paradieses:

‚Ich sah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Glanzwogend zwischen zweien Ufern zieh'n
Und einen Wunderglanz sie beide malen
Und aus dem Strom lebend'ge Funken sprüh'n;
Und in die Blumen senkten sich die Funken
Gleichwie in gold'ne Fassung der Rubin.
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluten ein,
Und der erhob sich neu, wenn er versunken.'

Über diesen Naturschilderer hinaus, den Alexander von Humboldt, selbst so feinsinnig auf diesem Gebiete, nicht müde wird zu loben, gab es nur noch einen Schritt zu tun: Man mußte den inneren Menschen, den schon Dante erschlossen hatte, mit der äußeren Natur, deren Schönheit man bereits erfassen konnte, in die intimste Beziehung setzen. Man mußte die Natur zu der Freundin erheben, ‚an deren Busen man sein Lied ausweinen, von der man Balsam für die Wunden des Herzens erwarten wollte.' (Kraus.)

Das war Petrarcas Tat, das die Tat der Renaissance.

Sie ist folgenreich gewesen. Sie hat die Natur und ihr Studium auf eine viel höhere Basis als je vorher gestellt und hat die Möglichkeit gegeben, in der Kunst die zerstreuten Einzelheiten der Landschaft zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen und durch schön geschwungene Renaissancehallen den Blick zu eröffnen in die friedliche Stille eines umbrischen Tales oder in den stimmungsvollen Hintergrund der Bilder Giorgiones.

Indessen ist die Landschaft, die Natur nicht der einzige Hintergrund, mit dem die Renaissance den Menschen in Beziehung gebracht hat. Sie öffnete auch zur Welt des Altertums Fenster und Tore.

Oft hatte man im Mittelalter nach ihr ausgeblickt, selten ohne eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit, aber doch immer wieder von ihrem da glänzenden, dort gleißenden Bilde gelockt. Keine der mittelalterlichen Epochen höheren Aufschwungs hat an der Antike vorbeisehen können, und der Renaissance, von der hier die Rede ist, geht, speziell auf die Wiedergeburt des Altertums bezogen, schon eine unter Karl dem Großen und eine zweite unter dem Kaiserhause Ottos des Großen voraus.

Auf italischem Boden aber hatte man dem Altertum fortgesetzt näher gestanden als sonst irgendwo. In der Sprache seines Volkes klang das Idiom des Römers getreuer fort als in jedem anderen Lande; in den großen romanischen Kirchenbauten von Siena oder Pisa oder sonstwo hatte sich sein

Raum- und Stilgefühl unausrottbar eingenistet; in den stummen Ruinen am Tiber und im Lande umher schlief die Antike einen nur leisen Schlaf, und in den Klosterbibliotheken redete sie wie aus einem Traume heraus mit den Zungen ihrer Dichter und ihrer großen Männer.

Nun ist es freilich unverkennbar, daß auf der Höhe des Mittelalters, im 12. und 13. Jahrhundert, sich mehr als vorher vom Staube des Vergessenwerdens auf sie senken wollte. Aber es führt doch auch durch diese Zeit ein deutlich erkennbarer Weg bis zu ihrem Wiedererstehen im 14. Jahrhundert. Ihr Recht, das römische, wurde in der Politik zu einem maßgebenden Faktor in dem Augenblicke, als Barbarossa, die mächtigste Kaisergestalt des hohen Mittelalters, auf den ronkalischen Feldern 1158 es zur Richtschnur seines Verhaltens nahm, und der Antike gehörte der Philosoph Aristoteles an, dessen formaler Führerschaft bei aller Selbständigkeit die Philosophie der großen Scholastiker nicht entraten konnte. Was aber der Grieche Aristoteles dem Albertus Magnus und der Philosophie des Mittelalters geworden war, das ward der Römer Vergil seiner Dichtkunst. Dante nahm ihn zum Führer und schritt an seiner Hand durch die wachsenden Schrecken der Hölle und das langsam sich mildernde Grauen des Fegfeuers bis dahin, wo das Licht der natürlichen Erkenntnis, dessen Allegorie Vergil ihm war, versagte und Beatrice, die himmlische Weisheit, ihn weiter geleiten mußte. Petrarcas Vergil aber ward das Altertum überhaupt, und indem sich in ihm zum erstenmal wieder ein Mensch an der formalen Schönheit der Antike berauschte und mit ihrer Gedankenwelt erfüllte, war die dritte Entdeckungstat der Renaissance geschehen.

Das Altertum, zunächst das römische, später auch das griechische, erhob sich aus dem Schlummer, in dem es gelegen und geträumt hatte, und trat in die menschliche Geisteswelt wieder ein mit seinen Autoren, seinen Münzen, seinen Ruinen, mit dem bezaubernden Wohllaut seiner Worte und der hinreißenden Schönheit seiner Kunstwerke, um im Verein mit der mittelalterlich-christlichen Kultur eine höhere Kultur zu begründen.

Denn es mußte wohl so kommen, und es ist vielleicht auch in der Menschheitsgeschichte ähnlich wie in der des einzelnen, daß der Gang der Bildung eigentlich eine Auseinandersetzung ist mit all dem, was die Menschheit an unvergänglichen Kulturwerten geschaffen hat. So wenig wir Deutsche, und nicht bloß wir Deutsche, im Anfang des 19. Jahrhunderts an dem Mittelalter vorübergehen konnten, ohne es zu erarbeiten und in gewissem Sinne zu erleben, ebensowenig konnte der Italiener, und nicht nur er, an der Antike vorüberkommen, ohne in sie gedrungen und in gewisser Art von ihr durchdrungen zu sein.

Denn wenn man sich der Antike naht, dann gilt es ganz besonders, seinen inneren Menschen festzuhalten, um nicht — ich spreche mit dem Romantiker Eichendorff — dem Zauber in den Gärten, wo die Marmorbilder so schimmernd stehen, zu erliegen. Auch die Renaissance, und sie erst recht, hat den Beweis dafür gegeben. Je enger und je stürmischer sie die Verbindung ihrer

eigenen christlichen Kultur mit der des Altertums vollzog, um so deutlicher machten sich die Merkmale einer doppelten Wirkung dieses Prozesses geltend. Einerseits nämlich vergaßen radikale Stürmer, an denen es der Welt ja niemals fehlt, den geistigen Ausgangspunkt, den Dante, Petrarca und selbst der reifer gewordene Boccaccio in Sprache, Sitte und Glauben gewahrt wissen wollten, und warfen sich einem mehr oder weniger bewußten Neuheidentum in die Arme. Jetzt traten wirklich ‚moralinfreie' Gestalten auf, und die politischen Abenteurer und Condottieri, die in dem damaligen Italien Gottesgebote und Menschengesetz mit Füßen traten, erhielten in der Geisteswelt ihre ebenso radikalen Begleiterscheinungen.

Da war Poggio, dessen Feder gleich gewandt im Dienste der päpstlichen Kanzlei Aktenstücke mit ciceronianischen Phrasen schmückte, wie sie außer Dienst mit blutigem Spott und frivolem Witz das Mönchtum besudelte. Da war der Sänger schwülster und entartetster Sinnlichkeit, einer Hermaphroditenpoesie, Beccadelli, und Lorenzo Valla, der Mann der zweischneidigen Kritik, der Sturm lief gegen das ganze gelehrte System der Vergangenheit und mit den andern die Rebellion gegen die überkommene Moral und Sittlichkeit, gegen Staat, Gesellschaft und Familie predigte. Ihr Prophet war der alte Heide Epikur, ihr Evangelium die Lust, ihr Kult die Befriedigung aller Sinne, das Fundament ihrer sozialen und sittlichen Auffassung der Nutzen, ihr Vollender Machiavelli. Denn als in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts der Zug der Zeit, der Hochrenaissance, dahin ging, aus der Menge der aufgetretenen Einzelbestrebungen und der gefundenen Einzelergebnisse ein gültiges Allgemeine zu kristallisieren, da hat er in seinem ‚Buche vom Fürsten' die sinnlichen Triebe des einzelnen, die Affekte der Menschennatur als das unverändert Gleichbleibende und Dauernde zum Räderwerk der ganzen Gesellschaft gemacht und diesen Mechanismus dem einzigen Schöpfer und Herrn, den er kennt, dem Herrscherwillen, zur Verfügung gestellt, damit er die Triebe berechne, die Affekte ausspiele und mit Hilfe der zu seinen Sklaven degradierten Kräfte der Moral, des Rechts und der Religion in die Bahnen seiner Staatsweisheit und der von ihm geprägten Wohlfahrtsinteressen leite.

Das war das letzte Wort auf diesem Abweg der Renaissance: Römischer Imperatorenwille das Ideal und zum Rechenexempel jene Kultur erniedrigt, die neben und um Machiavelli und Machiavelli zum Trotz gerade damals die unvergängliche Krönung des ganzen Werkes der Renaissance ward.

Denn sie lag nicht auf dem Wege des Neuheidentums. Sie war nur einer anderen Richtung der Renaissance möglich, welche bei aller Begeisterung für die antiken Dichter, Philosophen und Historiker, bei allem Kult der eroberten antiken Schönheitswelt doch das Erbe Dantes und Petrarcas heilig hielt, und deren Vertreter mit dem letzteren zwar Ciceronianer sein wollten, aber da, wo die höchsten Wahrheiten, wo das ewige Heil in Betracht kam, weder Ciceronianer noch Platoniker, sondern Christen.

Das war die Devise jener würdevollen Florentiner des 15. Jahrhunderts, die im Landhaus der Alberti den gefeierten Mittelpunkt eines geistreichen Kreises

bildeten oder im Augustinerkonvent von Santo Spirito dem Hochflug der Bildung eine blühende Akademie gründeten. Und heute noch glaubt man das als den feinsten Hauch der Zeit von den Grabmälern der Florentiner Staatskanzler, eines Lionardo Bruni, eines Carlo Marsuppini herwehen zu fühlen, wenn man zu dem antikisierenden Sarkophag, auf dem der Tote ruht, aus dem Medaillon darüber die Madonna mit dem Auferstehung verheißenden Kinde herniederschweben sieht. Und wem anders als der Verwirklichung dieser Devise galt auch die glühende Begeisterung, mit der die Renaissancebewegung, als sie ihrem Höhepunkt nahe kam, sich an Plato hing? Den Zusammenklang suchte man zwischen dem Christentum und dem idealsten Vertreter antiker Weltweisheit, und weil man ihn suchte, fand man ihn auch. Denn mag man auch die Mühe der Hauptträger dieser Bestrebungen, eines Marsilio Ficino und Pico della Mirandola, den Plato sich christlich und das Christentum sich platonisch vorzustellen, in verständig kühlem Urteil noch so sehr belächeln: die Kraft eines darin sich auslebenden großen Gedankens, einer für diese Devise Berge versetzenden Begeisterung hat doch das letzte und schönste Wort in den Stanzen des Vatikan gesprochen, als dort Raffael die Schule von Athen der Disputa, als er der Verherrlichung der christlichen Theologie den Preis der griechischen Philosophie zum ergänzenden Seitenstück gab, als neben diesen Stanzen auf dem Platze draußen Michelangelo die christliche Basilika von St. Peter mit der Kuppel des heidnischen Pantheon schmückte.

Indem die Renaissance sich nicht in die Antike und an sie verlor, sondern ihr ererbtes christliches Kulturteil mit ihr zierte und durch sie noch verfeinerte, ist sie zu ihren höchsten Leistungen gereift.

Eine Umwertung von Werten ist dabei allerdings zustande gekommen; aber nicht die christlichen Werte wurden von diesem Schicksale betroffen, sondern die mittelalterlichen, die mit den christlichen keineswegs identisch sind.

Was erstrebte denn das Mittelalter? Zu welchem faßbaren charakteristischen Bilde formt sich uns eigentlich das, was das an und für sich so nichtssagende Wort Mittelalter als Hauptsache enthält?

Da ersteht Karl der Große vor uns, wie er am Weihnachtstage des Jahres 800 mit der Kaiserkrone geschmückt wird, um die gesamte Welt des Westens in ihren Reif zu spannen und als ihr Träger das universale Gottesreich auf Erden zu verwirklichen. Wir erblicken die Heldengestalten der sächsischen, der salischen, der hohenstaufischen Könige mitsamt der Masse ihrer deutschen Heerscharen von dem einheitlichen Triebe beseelt, ihr Banner nach Rom zu tragen, weil sie dort, im Haupt der Welt, das eine der beiden Schwerter erringen und empfangen sollten, womit Christus, wie man meinte, einen allumfassenden irdischen, Kirche und Weltreich vereinigenden Christenstaat regiert haben wollte. Da hört man Papst Urban II. in Clermont die Massen fortreißen zum einhelligen Rufe: ‚Gott will es!‘ Und in den Steppen Kleinasiens sieht man Hunderttausende verbluten, aus allen Nationen geeint im Kampf für die eine und die nämliche so begeisternde und doch so aussichtslose

Sache. Oder man denkt daran, wie Innozenz III. Kronen verteilt und Schiedsrichter der Welt ist, und wie über das Kaisertum hinweg das Papsttum es versucht, das immer mehr sich geltend machende Vielerlei der Menschen und der Welt zusammen zu schmieden zugunsten des Ideals einer Civitas Dei auf irdischen Machtfundamenten.

Zusammengeschlossen sind die einzelnen zu korporativen Verbänden. Wie ein starker Ring faßt die zinnengekrönte Stadtmauer alle Sonderkräfte im Stadtganzen zusammen, und Individuen sind in der Stadt nur die Zünfte, die selbst Korporation sind. Und wenn hoch hinter der trotzigen Stadtmauer die Masse des Domes wie die in Gedanken verwandelte Materie emporwächst, so fragst du meist vergeblich, wer so himmelanstrebend in Steinen gedacht hat, weil man dir kaum einmal den Namen irgendeines rätselhaften Erwin von Steinbach nennen kann. Denn die Zunft hat ihn gebaut, die Bürgerschaft, die Stadt, die Masse, und sie hat sich des Individuums, das den Plan entwarf, nur ‚wie einer Standarte' bedient.

Das Mittelalter wollte nur eines für alle und alle für eines. Es hatte nur eine umfassende Wissenschaft, die Theologie, nur eine Sprache für alle Gebildeten, die lateinische, nur eine Kunst, die alle übrigen sich unterordnet, die Architektur, nur ein politisches Ideal, das heilige römische Reich, das auch alle Kräfte der Kirche für sich beansprucht, nur eine Kirche, die über allem thront und alle einzelnen, alle Gesamtheit, allen Staat, alle noch so weltlichen Kräfte binden möchte, um über die Leiter der schwanken und doch nicht gemiedenen Vergänglichkeit, über die Treppe der verachteten und doch festgehaltenen Welt zu dem einen Erstrebenswerten, dem Unvergänglichen der Überwelt zu führen.

Und die Renaissance?

Der Glanz der universalen Kaiserkrone verbleicht in ihrer Zeit. Die Tiara wird in ihrer weltlichen Bedeutung immer mehr den Sonderinteressen französischer Politik oder italienischen Fürstentums dienstbar. Das Stadtganze spaltet sich in Parteien, zuerst im italienischen Süden, später auch im nichtitalienischen Norden, und aus dem wilden, stürmischen Kampf der Faktionen, der stärksten in ihnen, geht in den Städten Lombardiens und Toskanas das Tyrannentum hervor. Aus der Masse löst sich immer bewußter, immer stürmischer, in immer größerer Anzahl das der Bevormundung entwachsende Einzelindividuum. Von ihm, von seinem Namen, seinem Trachten und Können reden nun, auch hier zuerst im Süden, die Blätter in den Büchern, die Bauten in den Städten, wie die mächtig ragende Domkuppel in Florenz von Brunellesco, wie von Petrarca die durch die Welt flatternden Freundesbriefe.

In reichster Mannigfaltigkeit gestaltet sich das Leben zu einem immer vielseitigeren Wettkampfe. Neue Wissenschaften wachsen empor, und die schöne Sprache Toskanas offenbart der Welt, welche Schätze in dem Idiom einer Nation enthalten sind. In freiem Schaffen beseelt der Bildhauer wärmer den Stein, und der Maler führt nicht nur seine Kunst, sondern die Kunst überhaupt zu

höchsten Leistungen. Die Masse verschwindet hinter dem einzelnen, und die Welt spiegelt sich in all dem einzelnen wie in einem vielfarbigen Prisma.

Ein ganz anderes Bewußtsein von der eigenen Persönlichkeit und ihrem Werte erfüllt den Menschen jetzt, und ‚indem er sich kühner von der Weltumgebung abhebt, ihr freier entgegentritt, mehr eigne Kraft gegen sie einsetzt,' wie Rudolf Eucken in seinem Buche ‚Die Weltanschauung der großen Denker' sagt, ‚macht er sich zum Mittelpunkt des Lebens, der auf sich das Nahe und das Ferne bezieht und von sich aus alle überkommenen Anschauungen und Bestrebungen verwandelt, so daß nun das Ideal der Zeit sich in die Worte fassen läßt: Alles für einen und einer für alles.'

Ein Ideal, dem die Wirklichkeit oft nicht entsprach! Aber mag auch bei den Menschen der Renaissance der allbekannte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen öfter getan worden sein als sonst, neben zahlreichen literarischen Strauchrittern, die mit dem Klingklang lateinischer Versübungen Königen die Ewigkeit zu verleihen meinten, erschienen doch allseitige Naturen, wie sie keine Zeit und kein Land so gehabt als das Italien der Renaissance, Dante, Petrarca, Alberti, Michelangelo und Lionardo da Vinci, vor dem wir uns nicht nur klein fühlen, weil er jenes wundervolle Abendmahl geschaffen hat, sondern weil er alles in sich vereinigte, was Gott einem Menschen an geistigen und körperlichen Vollkommenheiten geben mag.

Aber mußte denn diesem neuen Menschen der Renaissance nicht das Diesseits, in dessen Mittelpunkt er so bewußt stand, alles sein?

Nein, nur den Epikuräern, die da neu auftraten, nur den Atheisten, die es gab, mag es alles gewesen sein, aber nicht der Renaissance selbst, nicht ihren großen Männern.

Halte ich aber bei ihnen Umschau nach einem, der auf der Höhe der Renaissancekultur mir sagen kann, wie sie sich zur Religion gestellt hat, dann tritt mir unwillkürlich der entgegen, der die verkörperte Harmonie ihrer Kräfte gewesen ist, Raffael, der Maler der Sixtinischen Madonna.

Ich sehe im Geiste das Bild vor mir.

Da schwebt sie aus der Tiefe des Himmels, aus einer Wolke traumhaft sich verlierender Engelköpfchen hervor, zu der Gemeinde vor der Brüstung hernieder, der Mutter Urbild, Königin der Frauen, wie Goethe sie nennt, und ihr wird klar, welche hohe Sendung sie hat, und dem Kinde, das so viel ernster schaut als sonst, wird seine göttliche Natur bewußt. Sixtus aber und Barbara, die auf den Wolken knien, empfehlen dem Kinde und seiner Mutter die Welt da drunten, er mit dem andachtsvollen Aufblicke nach oben, sie mit heiterem Lächeln zur Erde hinab. Dicht an der Grenze dieser Erde aber, auf den Schranken, hinter denen sie der überirdischen Schönheit harrt, lehnen die Engel, die in voller kindlicher Naivetät und Schalkhaftigkeit den himmlischen Ernst genießen.

Aus den undurchdringlichen Formen überirdischer Existenz hat die Renaissance das Himmlische zur Erde geführt und das Menschliche ihm ge-

nähert, indem sie dem Göttlichen seine schönsten Züge gab. Sie hat das Opfer des Himmels hingenommen, als ob es nicht anders sein könne, in naiver Freude, und hat allbarmherzige, himmlische Liebe nicht mit der Entsagung vom Irdischen, sondern mit der Idealisierung desselben, mit höchster irdischer Schönheit vergolten. Das Jenseits besteht auch für den Menschen der Renaissance. Aber während das Mittelalter heiß darnach rang, die Erde von dem Standpunkt der Überwelt aus zu verachten, hat die Renaissance darnach getrachtet, sie von der Erde aus zu genießen.

Italienisch aber war an dieser Anschauung nur noch der Kultus der Schönheit, die sich wie etwas Heiliges über die große Welt und den piccolo mondo des Menschen zu breiten schien. Alles übrige war Weltanschauung und nahm den Weg in die Welt der abendländischen Kultur.

Mit den päpstlichen, zum Konzil von Konstanz und Basel abgeordneten Sekretären, mit den Gesandten der italienischen Staaten am Kaiserhof und Reichstag und mit den Kaufleuten Venedigs, die mit den Waren der Levante durch die Alpentäler zur Donau und zum Rhein zogen, stieg auch die Renaissance über die Alpen, setzte sich in der kaiserlichen Kanzlei, auf den Lehrstühlen der Universitäten und in den blühenden Stadtrepubliken Süddeutschlands fest und gewann in einem immer mehr sich verbitternden Kampf dem Alten den Boden ab, um freilich auf der unberechenbaren Bahn dieses Kampfes mit auch ein Element des sozialen und kirchlichen Umsturzes zu werden.

Das Italienische verwischt sich in dieser nach Europa vordringenden Renaissance. Der Weltbürger, der überall und zu allen Zeiten gleich ist, der, von der nämlichen Bildung getragen, nach den nämlichen Gesetzen lebt, wird jetzt das Ideal, und niemand ist dafür ein so lebendiger Repräsentant als jener Niederländer Erasmus von Rotterdam, ‚der Mitbürger aller Welt', der überall zu Hause war und jenseits der Pyrenäen ebenso begeisterte wie jenseits des Kanals, in Deutschland ebenso wie in Frankreich.

Als aber die Renaissance so europäischen und universellen Charakter gewonnnen hatte, wurde sie ein einheitliches Ferment für die ganze weitere geschichtliche Entwicklung der nun in ihren religiösen Anschauungen tief gespaltenen abendländischen Menschheit. Während sie einerseits dazu verhalf, das Werk Luthers in die Welt der Wissenschaft, Bildung und der Schule zu übertragen, trat sie andererseits in Spanien und Italien in den Dienst des katholischen Glaubenslebens und trug ihr wertvolles Teil zum neuen geistigen Aufschwung der Kirche und zum Siege der Ideen der Gegenreformation bei. Und wie sie hier kirchlichen und religiösen Gedanken ihre Dienste lieh, so versagte sie dieselben erst recht auch der profanen Welt und dem Staate nicht, und als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Führung der Renaissancebewegung auf Frankreich übergegangen war, vermittelte sie hier in der wichtigsten europäischen Monarchie einer aristokratischen Gesellschaft die feine Bildung, die Linien, in denen Recht, Politik und Ästhetik erwuchsen, und den spielend prunkvollen Schloßbau, zu dem Montaigne in seinen Essays die Gedanken

schrieb. In Deutschland aber schmiegte sich die Renaissance mit Gesimsen und Pilastern und hochwucherndem Rankenwerk und tausendfältiger Mannigfaltigkeit des Schmuckes an die still innere Poesie des Bürgerhauses an und schuf, vereint mit der deutschen Freude an allem Stimmungsvollen, ein reiches Kaleidoskop heimatlicher Kunst, ehe die künstlerische Entkräftung der Nation die Renaissance der Fremde herbeirief und von ihrer ruhelos nach dem Großartigen hastenden Tochter, der Kunst des Barocco, sich fortreißen ließ.

In ihren Kirchen redete sie und redet sie noch aus weitgespannten, mächtig schönen, lichten Hallen und aus überreich gehäufter bunter Zier auch zu dem Armen und Ungebildeten in einer Sprache, die dieser versteht. Denn im übrigen hat sich die Renaissance ihm versagen müssen. Die Ironie des Weltlaufs hat es mit sich gebracht, daß sie zwar die Bildung in die Laienwelt trug, aber gerade mit dem Streben nach dem universalen Menschen aller Arten und aller Zeiten diese Laienwelt in Gruppen zerklüftete, aus denen sich eine Aristokratie des Geistes abgesondert hat. Sie hat den Gebildeten im besseren Sinne des Wortes geschaffen und spielt in seiner Welt noch heute eine bemerkenswerte Rolle.

Sie wohnt noch in den Palästen und in den hellen, hohen Räumen städtischer Häuser. Denn der Plan, der diese im Innern sinngemäß ordnet und sich nach außen an ihre Fassade zeichnet, ist von der Renaissance erstmalig so geschaffen worden, daß er für den Profanbau, für das Privathaus mustergültig geworden und geblieben ist. Noch heute brüstet sich dieses aber auch, scheinbar trotzig, mit der Rustica florentinischer Paläste oder erinnert als zierlicher Backsteinbau an das von der Renaissance in Deutschland geschaffene Wohnhaus. Treppen und Altanen begrenzt unverwüstlich eine der schönsten Erfindungen derselben, der Balustér, und unerschöpfliche Motive wohlabgewogener Dekoration für das Innere moderner Prachtbauten bietet noch immer und mehr als jeder andere Stil die Renaissance.

Sie hat eben die Kunst in die Laienwelt übergeführt, wie sie ja auch die Bildung laisiert hat. Noch ruht ein guter Teil unserer höheren Schulen auf Fundamenten, die von der Renaissance gesetzt worden sind, und man kann es getrost aussprechen: Auch Melanchthon wäre nicht der praeceptor Germaniae geworden, wenn ihm nicht Jakob Wimpheling im Geiste der Renaissance vorgearbeitet hätte, wenn nicht die Pestalozzis der Renaissance, Vittorino Rambaldoni von Feltre und Guarino von Verona, neue Lehrmethoden und neue Ziele des Lehrens gefunden hätten.

Doch nicht in Schule und Haus nur begegnen uns heute noch die Wirkungen der Renaissance. Auch ein so viel größerer Lebenskreis wie der moderne Staat steht im Banne dieser Wirkungen. Denn Mord und Blut und Gewaltherrschaft und Aufruhr, die in dem Italien der Renaissance wahre Orgien gefeiert haben, und all das Zerstörende, das sich an ihre Sohlen heftete, haben doch nur einem höheren Ergebnis dienen müssen: der Ausbildung der Idee des modernen Staates, der berechneten, bewußten Schöpfung

desselben und, so weit der Weg auch scheint von unseren heutigen Großstaaten bis etwa zu dem Duodezstätchen, das Federigo von Montefeltro 1444—1482 in Urbino beherrschte, auch dieser kleine Staat mit seinem System der Staatsallmacht, mit seinem fein ausgetüftelten Finanzprogramm und seiner Monopolisierung notwendiger Mittel, wie sie besser auch das 18. Jahrhundert nicht ersann, ist ein Beispiel für Europa geworden. Wieviel mehr erst die größeren dieser italienischen Gemeinwesen, die Republik in den Lagunen, der Medicäerstaat in Florenz! Wer denkt daran, wenn er in unseren Staaten eine ausgebildete Statistik tätig sieht, wenn er ihr Pensionswesen und andere Institute hoher Zweckmäßigkeit betrachtet, daß dies alles hinter dem Lido und am Arno vorgebildet worden ist? Und doch ist es so. Und die Renaissance hat uns auch gelehrt, Gesandte in fremden Ländern zu unterhalten, sie hat den Krieg zum Kunstwerk erhoben, sie hat lange vor Karlsruhe und Ludwigsburg und Mannheim Ferrara als erste moderne Stadt Europas gebaut mit großen, regelmäßig angelegten Quartieren und einem Residenzvolk, das durch Konzentration der Beamtenschaft und künstlich herbeigezogene Industrie gesammelt war.

Indessen wozu alle diese Einzelheiten, wenn doch im großen, geistigen Leben des 19. und 20. Jahrhunderts der weltgeschichtlich andauernde Wert der Renaissance noch so deutlich sich abspiegelt?

Unsere Wissenschaft und unsere Entdeckungen sind unser Stolz. Hat aber nicht die Renaissance sie ermöglicht? Bevor die türkische Sturmflut verwüstend hereinbrach, hat sie in heißem Sammeleifer die Schätze des griechischen Altertums und einen großen Teil des lateinischen auf den Galeeren Venedigs und Genuas in das Abendland gerettet. Was das aber bedeutet, das erhellt, wenn man nur einen Augenblick jene Schätze aus dem Gesichtskreis der Menschen sich verloren denkt. Ein klarer, segensreicher Strom vergangenen Kulturlebens wäre abgeschnitten gewesen, und versagt wäre es der Menschheit geblieben, sich bis zu dieser Stunde immer wieder in ihm zu spiegeln und immer wieder aufs neue aus ihm zu schöpfen.

Dieser Strom hat uns nach Osten geführt. Denn wir wollten seinem Ursprunge entgegengehen. Wenn aber unsere Forscher jetzt in die Ebenen des Euphrat und Tigris hinausziehen und die Urkunden einer fernen Menschheitsgeschichte uraltem Kulturboden dort entringen, tun sie etwas wesentlich anderes, als was ihnen die Renaissance in dem Augenblick vormachte, da sie die Ruinen Roms nach Statuen und Inschriften durchforschte, da sie mit Pico della Mirandola und Reuchlin im Studium der orientalischen Sprachen den wissenschaftlichen Kreuzzug in das Morgenland unternahm? Den Forscherweg in die Tiefen der Erde hat uns so die Renaissance gewiesen, den Blick auch in die Himmelsfernen hat sie der Forschung erschlossen. Denn sie hat den Kopernikus hervorgebracht und die Entdeckung von unabsehbarer Tragweite gereift, durch welche die Welt aus den Angeln der Erde gehoben ward. Unbegrenzte Weiten taten sich auf, und dem Forschungstrieb der Menschheit auf dem wunderbaren

Sonnenstäubchen Erde war das Rätsel ihrer Weltstellung auf Jahrhunderte hinaus neu aufgegeben worden.

Das ist ja das Eigentümliche der Renaissance, daß sie so viele Umrißlinien entworfen hat, die spätere Zeiten erst zu einem Weltbilde ausfüllen sollten. Nachdem sie dem Genuesen Kolumbus den Weg in das Weltmeer gewiesen, haben wir die Weltmeere uns zu eigen gemacht, und nachdem sie schon die großen geschichtlichen Zusammenhänge erstmalig deutlicher geahnt, sind wir nun daran mit heißem Bemühen, sie ganz zu verstehen und die Brücken sicher zu gehen, die von Epoche zu Epoche, vom Altertum zum Mittelalter, vom Mittelalter zur Renaissance und von der Renaissance zu uns herüberleiten.

Jetzt wird es uns freilich deutlicher: Das Mittelalter liegt schon weit, weit hinter uns, aber die Renaissance fühlen wir noch nahe, so nahe, wie der Mensch seiner Jugendzeit sich fühlt. Darum auch in modernen und modernsten Tagen immer wieder das Bestreben, zu ihr wie zu einem Jungbrunnen zurückzukehren, um neue Anregung, neue Kraft, neues Leben aus ihr zu schöpfen.

Aber nicht immer ist das 19. Jahrhundert diesem Jungbrunnen so reinen Gemütes genaht, daß sein Zauber ihm zum Heile ward. Nicht jeder Künstler war in seinem innersten Können oder doch Wollen wie Cornelius dem ernsten Michelangelo geistesverwandt, und nicht jede Geistesverwandtschaft zu Richtungen der Renaissance traf den edelsten Kern derselben. Die Stürmer und Dränger Jungdeutschlands wie Gutzkow und Heine hatten wohl von den Gaben eines Poggio und Valla und Beccadelli an sich, aber nichts von dem positiven Geist der Renaissance. Auch Nietzsche konnte den Tyrannen und Brudermörder Cesare Borgia zum Ideal einer ganzen Zeit nur erheben, weil er in einem begreiflichen, aber durch und durch einseitigen Protest ihn der eigenen Zeit hohnisch ins Angesicht schleudern wollte. Hatte nicht lange genug ein immer herrschsüchtiger gewordenes Arbeitsidol dem Menschen alle seelischen Kräfte ausgesogen? An das Räderwerk hastender Maschinen gezwängt, ein Sklave des sogenannten wirklichen, ruhlos nach Erfindungen jagenden Lebens, zersplittert in lauter einzelne, sich selbst nicht mehr zusammenfühlende Kräfte, in einen großen Weltmechanismus eingespannt, den platte Gedankenarmut zu verstehen meinte, und selbst nichts weiter scheinend als ein Mechanismus, aber ein unverstandener: war der Mensch des Wahnbildes einer den einzelnen vernichtenden materialistischen Gesellschaft satt geworden, und zerbrach in Nietzsche die Ketten so radikal, daß dem von aller Individualität gelösten sozialen Herdenmenschen der schlechthin unsoziale Herrenmensch entgegengesetzt wurde, der auch jenseits von Religion und Sittlichkeit stand, weil auch sie an den Maschinen verdorrt waren. Während aber vorher die politisch-soziale Tätigkeit des Menschen Hauptsache geschienen hatte, wurde es jetzt die künstlerisch-literarische, und am Himmel historischer Ideale erschien deren Blütezeit, die Blütezeit der sich selbst lebenden Individualität, die Renaissance, mit den Extremsten ihrer Söhne, den Borgias und Machiavellis, und nach diesen Vor

bildern eigener Stimmung am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Renaissance heidnisch gewertet, ‚moralinfrei', christentumsfeindlich.

Mitten in solchen Gedankenströmungen treiben wir noch, und die Renaissance erscheint einmal wieder lebendiger geworden, als sie seit langem war. Aber dieses Erwachen erinnert an das Grabmonument, das Michelangelo der Renaissance gesetzt hat. Denn mich wenigstens will es immer wieder wie ein solches bedünken, wenn ich die Gestalten vor mir sehe, die dort in der Grabkapelle bei S. Lorenzo in Florenz den Medicäern zu Füßen lagern, nach schwerem Verhängnis zu düsterer Ruhe entschlummert oder aus solcher zu verhängnisvollem Tage erwacht. Der Katastrophe, dem Niedergang der eigenen Zeit hat es der Künstler in Schmerz und Bitterkeit gesetzt. Der Niedergang der Renaissance aber würde für uns wieder erwachen, wenn wir sie im Sinne Nietzsches werten wollen.

Nein, wenn auch für die Zukunft noch ein Wert aus der Renaissance gewonnen werden soll, dann muß sie in ihrem Besten und Schönsten sich neu gestalten. Dann muß uns Michelangelo, der an ihrem Grabe trauernd stand, zu Dante weisen, der hoffnungsfreudig ihre Wiege bewachte. Man mißverstehe mich aber nicht! Daß es ein vergebliches und nie ergiebiges Unterfangen ist, die Menschheit auf einen Zustand zurückführen zu wollen, der vor Jahrhunderten einmal so und nicht anders war, das weiß ich wohl. Aber für gewisse unverwüstliche und immer wiederkehrende geistige Bedürfnisse der Menschheit gibt es Befriedigungen, die ebenso unverwüstlich bleiben und immer wiederkehren, und ‚Zurück zu ihnen!' kann daher ein ‚Zurück zu Dante!' nur heißen. Zurück zu dem christlichen Charakter der Renaissance, zurück zu dem Christentum, weil es, von allen Wirrungen der Weltverhältnisse unberührt, ungetrübt von allem Zwang sozialer Fesseln, von allem Forschen und Zweifeln unbeirrt und ohne an irgend ein Zeitideal gekettet zu sein, dem ewig nach der Überwelt sich sehnenden Gemüt jedes Menschenindividuums eine Heimat geben kann! Dahin zurück und zurück damit zu jener Versöhnung aller Kulturkräfte der europäischen Menschheit, wie sie Dante schon gefühlt und Raffael noch erfaßt und Michelangelo in den Medicäergräbern zurückgesehnt hat!

Lassen wir in dem Schild unserer Zeit das Bild des Menschen unserer Tage, aber setzen wir aus dem Wappenschild der Renaissance dazu ein das Zeichen der Religion, die auch dem 20. Jahrhundert noch viel, sehr viel sein kann, und das Bild der reinsten aller Frauen, und vergessen wir die Tempelhalle der Antike nicht und nicht die Farbe unserer Heimat, und wenn dies alles harmonisch sich eint, dann wird die Renaissance erst noch einen neuen Wert erhalten, einen Wert, den unsere Sehnsucht unseren Kindern und Enkeln wünscht.

Herman Schell †.

Von

F. X. Kiefl.

Welch ein Mann!
Wie sicher, klar und männlich groß,
Das Muster eines königlichen Priesters!
(Schiller, Stuart.)

Nie werde ich ihn vergessen, den unendlich schweren Gang, den ich mit blutendem Herzen ging in der letzten Maiennacht des Jahres 1906. Noch zuckten in der Ferne die Blitze des jäh vorübergezogenen, unheilschweren Gewitters. Von der friedlich ruhenden Stadt her tönten fröhliche Musikklänge, und in dem Hause, das ich betrat, war soeben das edelste Herz gebrochen. Da lag er auf dem Boden wie eine zerschmetterte Eiche, und damit es nicht schiene, als sei er, der unvergleichliche Gottesstreiter, ohne Gottesgedanken, ohne letzten Gruß an die Maienkönigin, hinübergegangen, hatte er mit der letzten Bewegung seiner Hand den Rosenkranz neben sich auf den Tisch gelegt; dann war er zusammengebrochen. Das Herz wollte es nicht fassen: Die blühende Werkstätte geistigen Schaffens und Wirkens, aus der mir stets Leben und Gedanken, Liebe und Freundschaft in so überwältigender Fülle und Kraft entgegengeströmt, war von der Stille des Todes umfangen, und langsam lagerte sich die Totenstarre um die teuren Züge. Noch am Mittag des Sterbetages hatte der Verlebte ohne geringstes äußeres Zeichen der Ermüdung und Erschöpfung mich in meiner Wohnung aufgesucht; am Samstag vorher weilten wir im engsten Kreise einem lieben, von fern her gekommenen Gast zu Ehren in dem weinbergumkränzten Städtchen Randersacker; so reich wie noch nie spendete er dabei von den Schätzen seines Geistes und Herzens; weder dort noch im sonstigen täglichen Verkehr konnte ich ahnen, was bevorstand. Auf dem Pult im Sterbezimmer war aufgeschlagen der zweite Korintherbrief 10 und 11, wo die Beredsamkeit des apostolischen Herzens hervorquillt wie ein Lavastrom, um die kleinherzige, an Paulus irre gewordene Gemeinde zu überzeugen von der alles verzehrenden Glut der Christusliebe. Das letzte Wort, das Schell vor jenem verhängnisvollen Abendspaziergang auf die Hohen des Kappele niedergeschrieben, handelte von der Vollendung der Geistesgaben des Pfingstfestes in der Ewigkeit. Dann legte er die Feder nieder und ging

fort. Kaum wieder zurückgekehrt, war er schon in der Ewigkeit. Der letzte Bekannte, dem Schell auf seinem Todesgange, schon sichtlich gebrochen, begegnete, war Professor Freisen. Am Nachmittage hatte Schell noch Pfingstgrüße, so voll inniger Wärme und Verehrung für den alles belebenden Gottesgeist, an auswärtige Freunde gesandt, ihnen glückliche Pfingsttage wünschend. Am nächsten Tage mußten dieselben die Antwort in Gestalt eines letzten Grußes am Sarge niederlegen. Es waren traurige Pfingsten wie vor 20 Jahren, da auch ein geliebter Stern so trübe untergegangen.

Doch an dieser Stelle obliegt es uns nicht, zu beweinen, was wir verloren haben, sondern zu schildern, was uns von Schells Geist und Wirken bleiben soll. Zu diesem Zwecke möge ein kurzer Überblick über die leitenden Gedanken seines Lebens folgen, jenes Lebens, aus dessen reichen Schätzen unmittelbar geschöpft zu haben ich an dem frischen Grabeshügel als große Gottesgnade preisen muß.

I.

Über Schells geistigem Lebenswerk strahlt das Motto, das er seinem ersten theologischen Hauptwerk (Das Wirken des dreieinigen Gottes, Mainz 1884, 640 S.) vorgesetzt hat: Trinitati Augustae. Mit dem intuitiven Blick des Genies griff der junge, feurige Apologet damit nach der Spitze der Probleme, welche in gewaltiger Gährung das letzte Jahrhundert durchwogt und aufgewühlt haben. Seitdem Kant mit der ‚Kopernikustat' seines transzendentalen Idealismus eine Umwälzung der bisherigen Weltanschauung inauguriert hatte, fluteten die Systeme der deutschen Spekulation wie mächtige Katarakte durch die Lande, einander überstürzend, aneinander zerschellend, sich gegenseitig auflösend und doch einig in einer Tendenz und Grundwirkung, im Unterwühlen des festesten Pfeilers der christlichen Weltanschauung, des Begriffes von der Persönlichkeit Gottes. Die Systeme des naiven Pantheismus (Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel), ferner die Systeme eines unchristlichen, unitarischen Theismus (Herbart, Fechner, Lotze, Carriere); der Pseudotheismus eines Wirth, Biedermann, Frohschammer; der radikale Atheismus eines Feuerbach, Strauß, Büchner, Häckel; der indifferentistische Atheismus eines Hellenbach, Du Prel, Wundt; der antitheistische Pantheismus eines Schopenhauer, Hartmann, Drews, alle diese Systeme, welche abwechselnd die Gemüter erhitzten und wieder erkalten ließen, sind ein gemeinsamer Sturmlauf gegen den christlichen Gottesbegriff von furchtbarer Wirkung; denn sind sie auch glänzenden Meteoren gleich am Himmel des modernen Geistes aufgestiegen und wieder verschwunden, so haben sie doch den Zunder des Zweifels tausendfach mitten in die Entwicklung des modernen Geistes und in Millionen von Gemütern geworfen. Schells glänzende Monographie über das Wirken des dreieinigen Gottes ist die geistesmächtige Antwort des Christentums auf die neuen Fragestellungen der modernen Spekulation über den höchsten Licht- und Lebensquell aller Geisteskultur. Mit reicher Ausbeute nicht bloß aus den Offenbarungsquellen, sondern auch aus den

großen Theologen der Väterzeit und der Scholastik und aus den besten neueren Theologen wagte es Schell, in philosophischer Arbeit alle positiven Lehrelemente des trinitarischen Gottesbegriffes zu durchdringen und eine Apologie der Trinitätslehre von innen heraus zu bieten. Es schwebte ihm das klar abgesteckte Ziel vor, die innere Einheit und strenge Konsequenz der zeitlich und zwecklich so weit auseinanderliegenden Kundgebungen und Ausdrucksformen der Offenbarungsorgane in diesem Zentralgeheimnisse zu erweisen und so eine Enthüllung des ewigen Urgrundes aller Wissenschaft nach christlichem Ideal zu erzielen. Ich halte es für ein Glück, daß Schell dieses Werk nicht belastet hat durch eingehende, direkte Rücksichtnahme auf die Auffassungen und Beurteilungen der Trinitätslehre seitens der außerkirchlichen Religionswissenschaft im einzelnen; trotzdem tritt er in der Entwicklung der Grundgedanken nicht bloß der Deutung entgegen, als sei die christliche Trinitätslehre das Kompromißprodukt des zum Pantheismus drängenden arischen Geistes und der abstrakt monotheistischen Gottesidee der Semiten, sondern der ganze, erhabene Dombau, den er dem höchsten, christlichen Mysterium errichtet, erscheint in allen Linien darauf berechnet, dem modern philosophischen Denken mit eingehender, vertrauter und liebevoller Würdigung seiner Bedürfnisse, Probleme und Zweifel ein strahlendes Bild des christlichen Gottesideals vorzuhalten. Das moderne Denken suchte in Riesenanstrengungen die ewige, monotone, starre, bewegungslose Einheit der höchsten Substanz, wie sie das philosophische Denken namentlich auf seinen hellenistischen Höhenlinien herausgearbeitet hatte, in Fluß zu bringen und das Tiefste im Gebiete unserer Erfahrung, die Idee des Lebens, in das höchste Prinzip hineinzuprojizieren, um damit einen neuen Lichtwerfer für die Abgründe der Welträtsel zu gewinnen. Um von ihren Prinzipien aus diese Idee zu gewinnen, mußte die Philosophie die Schranke zwischen Gott und Welt niederreißen und, weil sie nichts hatte, um die lautlosen Tiefen der Ewigkeit, welche theistisch vor einer geschaffenen Welt sich zu ergeben scheinen, auszufüllen, den Kreislauf des Weltlebens selbst ewig machen, den absoluten Gottesgeist von seinem transzendenten Throne stoßen; Gott ist nicht der allherrschende Geist, sondern der ewig ruhelos wandernde Ahasver, jede Sekunde seine eigenen welkenden Wesensformen zerschlagend, über das Golgatha vernichteter Geister dahinschreitend und in neugeborenen Individuen frisch aufflammend, ein ruheloser, unersättlicher Abgrund, neues Leben unaufhorlich gebärend und verschlingend. Dies ist in kurzen Zügen das moderne Gottesbild, welchem Schell das christliche gegenüberstellen wollte; die bezaubernde Idee des uns mit allen Fasern und Millionen unsichtbarer Fäden umschlingenden und durchdringenden Naturlebens als des tiefsten und gemeinsamen Weltgrundes sucht Schell zu überstrahlen durch den Hinweis auf das trinitarische, transzendente, wie ein ruheloses Meer in den drei Personen ewig pulsierende Gottesleben. Zwar ist der Gedanke nicht neu, sondern war von jeher in den christlichen Schulen betont worden, daß der Lichtquell der trinitarischen Gottesidee, wiewohl eine blendende Sonne für den endlichen Geist und in endlichen Begriffen

und Kategorien nicht zu bewältigen, dennoch die einzige Lösung aller Lebensrätsel ist; daß der Menschengeist, wenn er nicht den Fangarmen einer herzlosen, grausamen, zermalmenden Weltmaschine sich ausliefern und dabei sein Genügen finden will, durch das dunkle Mittelgebiet des rätselschweren, geschöpflichen Lebens sich hindurchringen muß zum lichten, hellen Urgrund der freien Gottespersönlichkeit, der ewigen Dreipersönlichkeit, die in der unendlichen Fruchtbarkeit ihres Schoßes und in der überströmenden Fülle ihres Herzens alles Weltlebens Ideal und Endzweck ist; ihr gegenüber können die strahlenden Gestalten des Lebens, die in dem Kaleidoskop vernünftiger Weltbetrachtung in endlosem Wechsel sich brechen, nur wie gehaltlose Schatten erscheinen, weil alle Fluten des Lebens und der Seligkeit, welche die Herzen und Adern der Geschöpfe erfüllen, als verschwindende Tröpflein sich darstellen gegenüber jener überweltlichen, innergöttlichen Lebensflut, die dem Vater und Sohne ewig im heiligen Geist entströmt.

Schells Verdienst ist es, sofort in seinem ersten theologischen Hauptwerk dieses christliche Gottesideal mit flammenden Zügen und mit verzehrender, innerer Glut gezeichnet zu haben. Er ging dabei aus von den erprobten Grundlagen der peripatetischen Erkenntniswissenschaft. Hatte doch seine frühere, gründliche Arbeit über die Einheit des Seelenlebens nach Aristoteles (1873) ihn in die Tiefen der philosophia perennis geführt und den Grund dazu gelegt, daß er auch in seinen gewagtesten theologischen Spekulationen nie die Fühlung mit den gewaltigen, aber in soliden Ankern befestigten Gedankenketten des ‚englischen Lehrers' verlor, wie jedermann, der mit ehrlichem Gewissen eine Kenntnis von Schells System sich zuschreiben kann, eingestehen muß. Wenn man sich erinnert, wie schon Günther mit tiefgründender Gedankenarbeit einen neuen, festen Ausgangspunkt der christlichen Apologetik gegenüber der wachsenden wissenschaftlichen Übermacht der deutschen Spekulation suchte und diesen Ausgangspunkt ebenfalls im trinitarischen Gottesbegriff erblickte, wie aber sein Gedankenflug ihn vielfach weit über die Grenzen des Dogmas hinaustrug, so wird man im Vergleich damit gestehen müssen, daß Schells Auffassung der Trinität, an Augustinus und Thomas methodisch fortwährend sich orientierend, die kirchliche Lehre getreu dem vinzentinischen Kanon in eodem sensu et genere fortentwickelt und ihr eine ganze Fülle neuer, fruchtbarer Gesichtspunkte zur Verteidigung der christlichen Weltanschauung abgewonnen hat, indem er dafür auf den unnützen Ballast von Fragen verzichtete, welche er für veraltet hielt nach dem Worte Emersons: ‚Mancher beantwortet Fragen, die keiner seiner Zeitgenossen stellt, und die Folge für ihn ist Isolierung.'

Das Werk über die Trinität war für Schells geistige Lebensrichtung entscheidend: einmal zu den höchsten Höhen christlicher Gedankenregionen emporgestiegen und von hier aus mit sicherem Blick die philosophischen Zeitströmungen messend, aber auch ebenso sicher die von ihnen mitgeführten Goldkörner des ewigen Wahrheitsgehaltes auf ihrem Flußgrunde gewahrend, vermochte er immer weniger zu verstehen, wie schwer es dem Durchschnittstheologen wurde,

ihm fortwährend auf diesen Gedankenhöhen zu folgen und die ganze Größe seiner geistigen Konzeptionen nachzuempfinden. Schrieb er doch in jenem Werke die goldenen Worte nieder: ‚Nur weniges von Gott und seinem Wirken zu wissen, erhebt den Geist und bereichert das Gemüt in einer Weise, wie es die gelehrteste Anhäufung vieler Kenntnisse und Beobachtungen über die vergänglichen Dinge und die Gesetze ihres Wirkens nicht vermag. Allerdings eine Untersuchung wie diese muß von vornherein auf jenen Zauber verzichten, welchen die Natur und die Geschichte, die im Raum und in der Zeit ausgebreitete, farbenreiche und wechselvolle Welt der ihr gewidmeten Forschung als Mitgift verleiht. In dem einfachen Lichtwesen, aus welchem die bunte Mannigfaltigkeit des Seins und des Werdens in reichem Farbenschimmer hervorstrahlt, ist die entzückende Pracht der Schöpfung von einer ewig stillen Erhabenheit aufgehoben. Deus tranquillus tranquillat omnia. Die Darstellung seiner göttlichen Eigenart in Sein und Wirken kann daher außer den deutlichen Spuren mühsamen Denkens, das sich mit forschendem Blick gottbegierig in die Sonne der Wahrheit zu senken vermaß, dem ausdauernden Leser nichts anderes versprechen als den Reiz, welchen der streng logische Zusammenhang der einzelnen Offenbarungselemente dem Menschengeiste gewährt, ein Reiz ohne sinnlichen Zauber, allein um so mehr begeisternd ohne Trug, erhebend ohne Verführung; denn Gott ist sein Inhalt, Gott, der, wenn auch nur in farblosen Begriffen mühsam erfaßt, gleichwohl genügt, um der Vernunft und dem Willen den Frieden der ewigen Wahrheit zu bringen.‘

Wer jedoch ausdauernd dem Studium dieses Schellschen Werkes sich hingibt, der findet, daß nicht nur die das tiefste Denken aufregende und anspannende metaphysische Arbeit, sondern vor allem die glühende Kraft der Persönlichkeit des Gottesforschers es ist, welche dem höchsten christlichen Geheimnisse, ohne es völlig in den Gesichtskreis des reflektierenden Verstandes zu bringen, die schönsten Blüten der Betrachtung entlockt. Die Ausführungen über die Beziehungen des trinitarischen Lebens zu den Mysterien der Kirche und Eucharistie und namentlich die feine, psychologische Analyse der natürlichen Grundlagen für die Einwohnung des hl. Geistes im Gnadenleben der Liebe lassen sich den köstlichsten Perlen an die Seite stellen, welche uns die mystischen Meditationen des Richard von St. Viktor aus den Abgründen dieses Geheimnisses emporgerungen haben. Nirgends aber finden wir dabei außer Augen gelassen den einen großen Zielgedanken des Buches, den tastenden, aber energischen Versuchen des modernen Geistes, in einem neuen Gottesbegriff das Ideal der Lebendigkeit zu finden, im christlichen Gedanken das vollendete Ziel seines edlen und erhabenen Sehnens zu zeigen: ‚Wertvoller galt es mir, den Nachweis zu liefern, daß die Lehre von der transzendentalen Erhabenheit des Dreieinigen, also schlechthin der Welt unbedürftigen Gottes mit jener innigen Immanenz der ewigen Liebe in der begnadigten Schöpfung, in welcher die religiöse Sehnsucht zarter Gemüter wie starker Geister ihre heilige und selige Befriedigung ahnt und sucht, nicht nur vereinbar, sondern verbunden sei; aller-

dings nur durch die freie Herablassung Gottes, aus Gnade, deren Begriff der eigentliche Stein des Anstoßes für die Philosophie des stolzen Menschengeistes ist.'

Mit innigem Dank gegen den edlen Geist des seligen Verfassers scheide ich von dem Buche, das mich zum ersten Male die Tiefe der christlichen Gottesvorstellungen gegenüber dem blendenden Zauber der flüchtigen modernen Philosopheme nicht bloß glauben, sondern lebendig empfinden lehrte. An solchen Schätzen ist die nörgelnde Kritik der Zeitungstheologie und der Broschürenschreiber, welche soviel getan, um selbst im eigenen Lager das Bild des idealen Gottesstreiters zu verdunkeln und die Reichtümer seiner immensen geistigen Arbeit der fruchtbaren Ausnützung im Dienste der Kirche zu entziehen, vorübergeeilt; die Fachtheologie aber weiß das Werk zu würdigen. Der Altmeister unserer Dogmatik, Domdechant Heinrich, empfahl in einem Gutachten über dieses Buch einem Bischof den Verfasser mit den Worten: ‚Wenn junge Männer über die abstraktesten Geheimnisse solche Bücher schreiben, dürfen wir Alten ihnen getrost unsere Lehrstühle abtreten.'

II.

Ein Riesenwerk füllte Schells Arbeit in den nächsten acht Jahren aus: 1889—93 veröffentlichte er in Schöninghs wissenschaftlicher Handbibliothek in vier starken Bänden von zusammen 1805 Seiten eine katholische Dogmatik auf völlig neuer Grundlage; das Neue bestand nicht darin, daß er die bewährte Beweismethode der Schulen völlig umgestürzt hätte; er hat sie nur vertieft und zeitgemäß fortgebildet. Wir besitzen bis heute keine Dogmatik, welche sich derartig gründlich auf den Schriftbeweis einläßt wie jene von Schell. Bei jedem Kapitel ist die ganze hl. Schrift mit minutiösester Akribie systematisch durchgearbeitet und weit hinaus über den herkömmlichen eisernen Bestand von Beweisstellen vor allem der zusammenhängende Gedankengehalt der hl. Schrift herausgekehrt; sagte er mir doch selbst, daß er niemals eine wichtige theologische Arbeit unternehme, ohne zuerst die ganze hl. Schrift unter dem einschlägigen Gesichtspunkte zu lesen. War er auch der Mikrologie moderner Buchstabenexegese abhold, so holte sein scharfer, eindringender Geist gerade infolge seiner beständigen Beschäftigung mit der Schrift und nicht ohne glückliche Ausbeutung des scharfsinnigen Scholzschen Erklärungsprinzips aus den Goldminen des Gotteswortes seine kostbarsten Ideen; es läßt sich leicht verfolgen, wie gerade die Schriftworte jene genialen Geistesblitze in ihm entzündeten, welche alte Wahrheiten plötzlich in neues, scharfes, interessantes Licht, in bisher ungeahnte, für das moderne Geistesleben reizende Perspektiven rückten. Er, dem eine oberflächliche Kritik nachsagte, daß er das Dogma von der Ewigkeit der Hölle leugne, führte nicht weniger als fünfundvierzig Stellen und Grundgedanken der Schrift zum Beweis für dieses Dogma an, und ich habe bei eingehender Beschäftigung mit Eschatologie einen solideren Schriftbeweis bisher in keinem der älteren oder neueren dogmatischen Werke für diese Wahrheit gefunden. Es wird auch schwer sein, im Kapitel der Dogmatik

aufzuzeigen, wo eine einzige wichtigere kirchliche Entscheidung übersehen oder der Vätertradition oder mittelalterlichen Schulvertretung nicht die peinlichste Aufmerksamkeit zugewandt wäre. ‚Die theologische Richtung dieses Werkes,‘ sagt Schell selbst in der Vorrede, ‚ist dem traditionellen Charakter zufolge, den die katholische Theologie um keinen Preis verleugnen darf, scholastisch, eine Fortsetzung der scholastischen Aufgabe, wissenschaftliche Vermittlung von Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung. Auch die Methode ist scholastisch. Denn diese bestand in der Anwendung einer Philosophie auf die Glaubenswahrheit, welche zugleich dem Idealismus und dem Realismus sein Recht gab, idealistisch in dem Ziele, zu dem sie sich emporführen läßt, realistisch im Wege, auf dem sie vorwärtsschreitet; nüchtern, streng, exakt, rechnet sie in ihren Beweisgängen nur mit Tatsächlichem.‘ Worin besteht aber dann das Geheimnis der Schellschen Dogmatik? Es ist jenes der mittelalterlichen Summen, auf unsere Zeit übertragen. Als Thomas den großartigen Dom seiner Theologie erbaute, suchte er zuerst in allen Winkeln der ihm bekannten Geisteswelt alle Probleme, alle Fragestellungen, alle Zweifel des Menschengeistes hervor, und in ihre Perspektive rückte er die ewige Antwort der Offenbarung. Niemals wird eine häretische Anschauung mit dem Messer der Dialektik einfach zerschnitten, sondern sorgsam stets zuerst das Wahrheitskörnlein herausgeschält, von dem jeder Irrtum lebt und mit dem er die Geister gefangen nimmt. Daher das Faszinierende in der thomistischen Summa, deren Glanz Jahrhunderte blendete. Unterdessen ist das ewige Gotteswort das gleiche geblieben, aber das mittelalterliche Weltbild haben unsere exakten Wissenschaften zerstört. Eine Riesensumme von Kenntnissen und geistiger Arbeit hat der Weltmarkt des Wissens in den letzten drei Jahrhunderten aufgestapelt, von denen das 13. Jahrhundert keine Ahnung hatte. Unsere Zeit, von diesem Wissen lebend, hat neue Fragen, neue Zweifel, neue Interessen. Mit dem bahnbrechenden französischen Apologeten Blondel lehnt Schell energisch die Anschauung ab, welche in den Wandlungen der menschlichen Perspektiven durch Jahrhunderte nur Abweichungen, falsche Aufstellungen, Krankheiten der Vernunft sieht. Wer außerhalb des großen Stromes der Gedanken stehen bleibt, dachte Schell, scheidet aus dem fruchtbaren Leben aus. Wer der Entwicklung der Menschheit folgt, überall das Wahre und Gute herauszufinden, und daran anzuknüpfen weiß, der findet die Quelle der geistigen Fruchtbarkeit. Die Bedeutung der Lehren, welche die Geschichte der Ideen seit der Renaissance erfüllt haben, kann man nicht übertreiben. Hoffe man nicht mehr, davon abstrahieren zu können. Man kann nicht verhindern, daß sie das Leben und die Fruchtbarkeit in sich tragen. Das war die Situation. Welchem Kenner des wissenschaftlichen Weltmarktes, der zugleich ein Anhänger des christlichen Ideals ist, muß nicht das Herz bluten über die Armseligkeit des dogmatischen Betriebs in den letzten zweihundert Jahren mitten in der Blüte der Profanwissenschaften? Und wer wollte leugnen, daß auch unsere besten neueren dogmatischen Werke, wiewohl sie wie Scheeben eine geistvolle Fortbildung mancher

thomistischer Grundgedanken bieten, doch in dem Hauptpunkte den Thomismus nicht fortgebildet haben, daß sie eine lebendige, innere Synthese des Zeitwissens mit dem Offenbarungswort erstrebten! Nicht als ob dadurch der Offenbarungsgehalt alteriert werden wollte! Hat etwa Thomas ihn alteriert? Hat er nicht mit der Schmelze seines Geistes jene Fülle heterogener Elemente des arabischen Aristotelismus absorbiert und letzteren dem Christentum amalgamiert? Ich gehe nicht einmal so weit, zu sagen, es sei die Zeit gekommen, da man die peripatetischen Grundlagen der theologischen Spekulation ohne Gefahr verlassen könnte. Allein wie unermeßlich hat seit Thomas die Kenntnis des Aristoteles und seines hellenistischen Mutterbodens sich erweitert, und gibt es auch nur einen neueren Dogmatiker, der die Grundlagen der thomistischen Spekulation, welche den Aristoteles nur aus armseligen Übersetzungen kannte und mit genialer Divination die exakten Prämissen ersetzen mußte, an Hand der unter modernen Gesichtspunkten aufgeschlossenen Antike nachgeprüft und so für die modernen Fragestellungen zugänglich gemacht hätte? Schöpft nicht unsere Dogmatik ihre Kenntnis des Aristoteles noch immer aus den Bruchstücken der Übersetzungen, welche dem hl. Thomas vorlagen? Und muß da nicht dem modernen Menschen die dogmatische Spekulation ein verschlossenes Buch bleiben, so sehr auch neuere Lehrbücher in formeller Beziehung bestrebt sind, die alten Gedanken auf leicht zu behaltende, aber tote Formen zu reduzieren?

Schells Dogmatik ist der erste und bisher einzige geniale Versuch, das katholische Dogma auf allen Linien in die modernen Perspektiven zu rücken. Wie oft mußte ich es von katholischen Laien hören, welche im Kampf des Wissens stehen, daß sie froh seien, endlich ein Buch zu besitzen, wo die Darstellung der ewigen und unwandelbaren Wahrheit nicht auf die Fragestellungen des 13., sondern des 19. Jahrhunderts gestimmt sei. Dies Bedürfnis wurde naturgemäß in den romanischen Ländern, wo der dogmatische Betrieb seine meisten und in ihrer Art besten Blüten brachte, nicht so empfunden. Bei uns in Deutschland aber ergab sich das merkwürdige Resultat, daß Schells Dogmatik durchschnittlich in gebildeten Laienkreisen und nachweisbar selbst in außerkirchlichen richtiger geschätzt wurde als in theologischen. Ist doch bei uns in theologischen Kreisen die nicht genug zu beklagende Methode herrschend gewesen und geblieben, zu den modernen Geistesbewegungen seit Kant nur mit ätzender, formalistischer Dialektik Stellung zu nehmen und in ungestörtem Siegesgefühl zuzusehen, wie diese Systeme von Kant bis Nietzsche dank ihres von der Dogmatik nicht beachteten Wahrheitskernes und dank ihrer tief psychologischen Bedachtnahme auf die modernen Empfindungen und Stimmungen Tausende und Millionen von Gebildeten dem Christentum entfremdeten und unaufhörlich daran nagen, ganze Völker und Nationen vom Baume der Kirche abzubröckeln. Es nützt nichts mehr, vor derartigen unendlich betrübenden und immer bedrohlicheren Tatsachen die Augen zu schließen. Es nützt nichts mehr, diese Systeme den Moderhaufen am Rand des Eichenwaldes zu nennen, wenn das Leben sich zum ‚Moderhaufen' und nicht zum Eichenwalde wendet.

Lange bevor unsere christlichen Laienphilosophen in Deutschland und anderen Ländern auf diese Gefahren hinwiesen, hat Schell durch den Ausbau seiner Dogmatik tatsächlich ihnen Rechnung getragen. Er hat auch, als später der erbitterte Kampf wegen der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft an den deutschen Universitäten entbrannte und katholische Laien mit der Verteidigung der Theologie nichts anzufangen wußten, das große Wort gesprochen, das wie kein anderes die Leitseele seiner Dogmatik ist: ‚Weil die Wahrheit unendlich weit, tief und vielseitig ist, darum bedarf es unendlich vieler eigenartiger Ausgangspunkte oder Voraussetzungen, um von ihnen aus dem gemeinsamen Ziele, der Wahrheit selber entgegenzustreben und so der unendlichen Allseitigkeit durch die Vielheit der Ausgangspunkte annähernd gerecht zu werden. Es wäre Beschränktheit, wenn man auch nur auf eine Voraussetzung oder auf einen Ausgangspunkt des geistigen Entwicklungsganges und der großen Forschungsfragen verzichten wollte. Die Geisteswelt mit ihren unzähligen Voraussetzungen oder Lebenslagen bedeutet nichts anderes als die dem Denken gestellte Riesenaufgabe, von allen möglichen Ausgangspunkten aus den heiligen Gral der Wahrheit zu suchen und zu finden.‘ ‚Die Voraussetzungen sind die Naturseite des menschlichen Geistes, die Fasern, wodurch er geschichtlich geworden und zu einer charakteristischen Eigenart befähigt ist.‘ ‚Das Bewußtsein der eigenen Besonderheit und geschichtlichen Bedingtheit fordert geradezu, sich auch in die anderen Gesichts- und Ausgangspunkte hineinzudenken, sich deren Ergebnisse zur vorurteilslosen Prüfung anzueignen und so vermittelst der universitas ingeniorum et literarum das zu werden, was keiner allein zu werden vermag, ein möglichst allseitiger Denker und Erforscher der Wahrheit.‘

Diese Universalität der Auffassung und damit der tiefkatholische Charakter seiner Dogmatik vollendete sich darin, daß er nicht etwa bloß den Bedürfnissen der deutschen Wissenschaft Rechnung trug, sondern auch aus anderen Ländern Bausteine seines Geistesdomes zu gewinnen suchte. Daher sein kräftiges Interesse für die aufstrebende französische Apologetenschule und für die von Gratrys tiefem Geiste ausgehende spiritualistische Bewegung. Sein Grundsatz war, daß durch die charakteristische Eigenart jeder Nation in der denkenden Erfassung und Behandlung der Probleme die wechselseitige Befruchtung und das Interesse der Wahrheit nur gewinnen könne. Je kraftvoller und charakteristischer sich die Persönlichkeiten und die Nationen im Dienste der Wahrheit entfalten, desto mehr gewinne die internationale Wahrheit und Geistesgemeinschaft.

Die Anwendung dieses Universalitätsideals auf die Darstellung der universalen, ewigen Gotteswahrheit ist das Geheimnis der Schellschen Dogmatik. Die Schulfragen treten zurück vor den Weltfragen. Was der moderne Geist an Problemen, Rätseln, Geheimnissen auf seinem Triumphzuge durch das Reich der Natur, der Geschichte und des Denkens aufgeworfen, darauf wirft Schell das Licht des Dogmas. Ängstlich und warnend erhoben sich Stimmen gegen einen solchen prinzipiellen Gedankenaustausch mit der Wissenschaft des Unglaubens; denn ‚zwischen uns und euch ist eine große Kluft‘. Schell ließ

das nicht gelten, ‚einmal, weil wir noch nicht im Jenseits sind; sodann, weil die Sünde des reichen Prassers gerade darin bestand, daß er dem armen Lazarus nichts von seiner reichen Tafel zukommen ließ; endlich, weil trotz jener Kluft doch ein Gedankenaustausch zwischen beiden möglich war.‘ Der Gedankenaustausch Schells mit dem modernen Geist ist aber ein prinzipieller, überall auf die tiefste Differenz zurückgehender. Gesteht er doch in der Vorrede zum letzten Bande: ‚Dieses Werk verfolgt durch alle Themata hindurch den Zweck, in jedem Dogma den dreieinigen Gott, die ursprüngliche Einheit und die unendliche Quellkraft des lebendigen Wortes und des selbstmächtigen Geistes, Gott als Pneuma, nachzuweisen. Jedes Dogma soll als eine folgerichtige Offenbarung des geoffenbarten Gottesbegriffs erkannt und dadurch in seinem eigenen Logos und Pneuma, als Wahrheitsfülle und Lebenskraft, erwiesen werden.‘ Das spekulative Bindeglied, welches die einzelnen Teile von Schells System untereinander verkettet, ist der Begriff der positiven Aseität Gottes, die Auffassung des göttliches Wesens als Selbstverursachung, causa sui. Es ist natürlich unmöglich, in diesem kurzen Essay eine Darlegung von der Tiefe und speculativen Tragweite dieses neuen Gottesbegriffs zu geben, den selbst viele Fachtheologen in beschämender Weise mißverstanden haben. Alle Welt hat Schells neuen Gottesbegriff im Munde geführt; aber die Gelehrten kann man an den Fingern zählen, welche diesen Begriff an allen architektonischen Gliedern seines Systems und, was noch mehr wäre, an den philosophischen Fragestellungen des letzten Jahrhunderts gegenüber dem Dogma wissenschaftlich nachgeprüft haben. Es handelt sich in letzter Linie um eine philosophische Differenz in der Auffassung des Seins- oder Substanzbegriffs. Die Differenz wurzelt in dem Gegensatz zwischen der statischen oder ontologischen Entitätenmetaphysik der auf Aristoteles fußenden Scholastik und der dynamischen Metaphysik der Alexandriner, die von Platos Erkenntnistheorie ausgehen. Nach Aristoteles gilt der Kanon: ‚Substantia de se est iners. Accidentia sunt activa.‘ Nach Plato ist der tiefste Wesensgrund des Seins die lebendige Kraft. Nicht bloß der gefeierte neuplatonische Philosoph Marius Viktorinus, dem Augustin in seinen Konfessionen ein so schönes Denkmal setzte (vgl. über ihn P. Godhard Geigers Monographie), nicht bloß Bischof Synesius, Firmianus Laktantius haben diesen Gottesbegriff ungehindert vor den Augen der Kirche ausgebaut, sondern die ganze griechische Tradition, soweit sie unter platonischem Einfluß steht, bedarf hier erst einer tiefen Prüfung. Die Studien des Jesuiten Regnon über die griechischen Theorien von den göttlichen Lebensprozessionen haben Materialien ergeben, welche zusehends eine weitsichtigere Beurteilung des Schellschen Gottesbegriffes angebahnt haben. Es bedarf wohl keiner Begründung, daß der platonische Substanzkraftbegriff dem modernen Denken sympathischer ist als die metaphysische Statik des Aristoteles. Schell hat mit diesem Begriff eine Reihe der tiefsten dogmatischen Fragen in ein neues Licht gerückt, so die das Gemüt aufwühlende eschatologische Frage nach dem letzten Grund der ewigen Schicksalsscheidung der Guten und Bösen.

(Band IV, 722.) Er hat hierin auch den Gottesbegriff des heiligen Thomas fortzubilden versucht und meines Erachtens am tiefsten und feinsinnigsten das thomistische System beurteilt, wie er anderswo (Problem des Geistes, 36) als das charakteristische und wertvollste in ihm die eigentümliche, sowohl aristotelisch wie platonisch-augustinisch, wie plotinisch-dionysisch bestimmte Art und Weise rühmte, die Wirklichkeit aufzufassen und die großen Probleme der Daseinserklärung denkend in Angriff zu nehmen. Schell hätte sich darauf berufen können, daß Thomas selbst den platonischen Substanzbegriff keineswegs verwirft. S. c. g. 1,13 sagt er: ‚Nihil differt, devenire ad aliquod primum, quod moveat se, secundum Platonem, aut devenire ad primum, quod omnino sit immobile secundum Aristotelem.' Jedenfalls wird kein Kenner der Schellschen Dogmatik bestreiten können, daß Schell überall den Begriff der positiven Aseität dazu benützt, um einerseits den christlichen Gottesbegriff vom modernen Vorwurf des Anthropomorphismus zu reinigen, andererseits in allerschärfster Form die Persönlichkeit Gottes gegenüber dem Pantheismus in jeder Gestalt zu wahren. Wie zittert und bebt jede Faser in ihm, wo es gilt, das Palladium des Christentums gegen diesen gefährlichsten und modernsten Feind zu schützen! Trotzdem war es möglich, daß einige Neuscholastiker nach Gloßners Vorgang Schell des Pantheismus bezichtigten! Das war die Grunderfahrung Schells seinen meisten Kritikern gegenüber, daß man dem Unwesen des modernen Rezensionswesens, dieses summarischen souveränen Wahrheitsgerichtes, entsprechend sich kritische Urteile erlaubte, ohne das betreffende Buch zu lesen, geschweige zu studieren. ‚Die kritische Rezension liebt es zuweilen, die theologische Auffassung eines Schriftstellers in eine der ihr geläufigen Schablonen einzuzwängen und dann über die selbstgemachte Fiktion abzuurteilen. Es ist dies natürlich leichter als die exakte Würdigung einer vorliegenden Entwicklung. Allein der Schriftsteller bemerkt bei der Lektüre solcher Rezensionen mit Entsetzen, daß ihm Lehrsätze zugeschrieben werden, welche er in dieser Form bekämpft, sogar in dem Grundgedanken des ganzen Buches. Es lassen sich doch nicht Schutzmänner gegen Entstellung neben alle Lehrsätze stellen.' Und gegen die Gewalttätigkeit mancher Kritik würden selbst Schutzmänner vergeblich gekämpft haben. Wie oft konnte Schell nachweisen, daß man ihm als Lehre unterschob, was er in seinem ganzen Werke ausdrücklich bekämpfte! Und doch machten diese Rezensionen die öffentliche Meinung über Schells Dogmatik.

Um so erfreulicher ist es, daß gründliche Dogmatiker wie Hurter S. J. trotz allen Ausstellungen im einzelnen doch der Dogmatik Schells ein glänzendes Zeugnis nicht versagen konnten, und es ist von Interesse, derartige, gereifte Urteile aus der Zeit des Erscheinens der Dogmatik mit den maßlosen Anfeindungen Jüngerer zu vergleichen, welche in der Zeit nach der Indizierung Gott damit einen Dienst zu erweisen glaubten, ja, sich sogar vielfach ihre literarischen Sporen damit verdienen wollten, daß sie Steine auf den gefeierten Apologeten warfen, der sich demütig dem Urteil der Kirche unterworfen hatte.

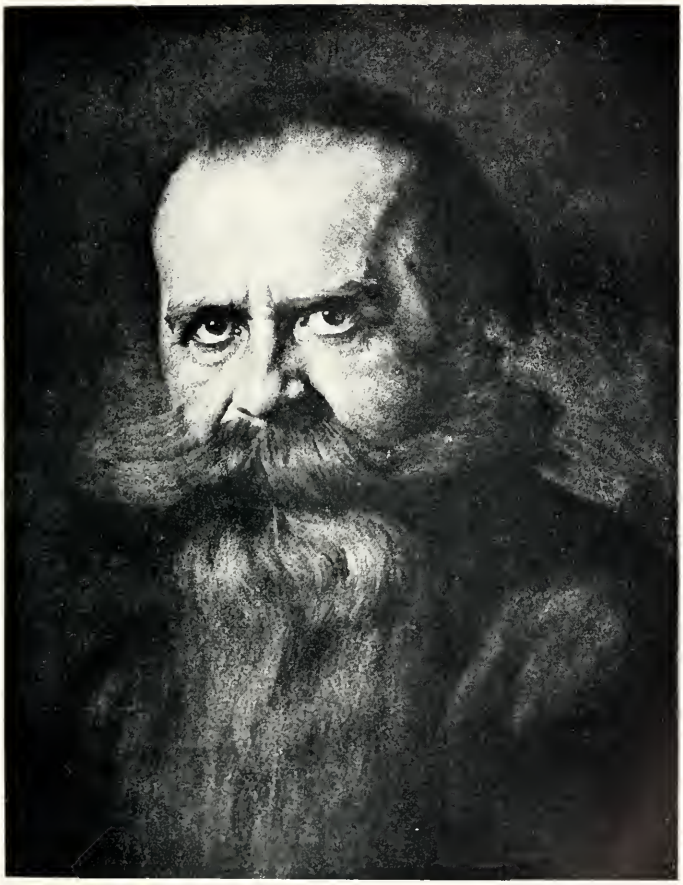
So schrieb einst Hurter: ‚Der Verfasser bindet sich an keine Schule, indem er überzeugt ist, daß kein Genius und kein Orden, kein Jahrhundert und keine Schule groß genug ist, die Wahrheitsfülle der hl. Schrift und der göttlichen Offenbarung in ein System zu bringen, welches der Sache und der Form nach ebenbürtig wäre, und hierin ist er gewiß in seinem Rechte. Der Verfasser hält sich streng an das Dogma, ist vom besten Geiste beseelt und wirklich bemüht, die Studierenden der Theologie mit hoher Ehrfurcht für die Geheimnisse des Glaubens zu erfüllen. Er verflacht dieselben nicht, um sie verständlicher zu machen. Er zeigt sie in ihrer ganzen Tiefe und Erhabenheit. Wir finden mitunter herrliche, gedankenreiche Schilderungen der christlichen Glaubenswahrheiten, welche die angehenden Theologen mit heiliger Begeisterung für ihr Fach erfüllen müssen.‘ ‚Schell bietet alles auf, um den Lesern den großartigsten Begriff von Gott beizubringen, und ergreifend ist die Schilderung der Folgen des Atheismus.‘

III.

Kaum war Schells Dogmatik, überall frische, freudige Begeisterung und Zuversicht weckend, in die Welt hinausgegangen, da erschien die erste zusammenfassende Darstellung der deutschen Spekulation seit Kant von Arthur Drews. Als das Fazit des großzügigen Werkes wirft der Verfasser dem Theismus den Fehdehandschuh hin, da er sich der neuesten Phase der Diskussion gegenüber noch gar nicht auf das Feld des reinen Gedankens gewagt habe und der ganz neuen Angriffe auf seine eigenen religiösen und sittlichen Grundlagen sich nicht zu erwehren vermöge. Wenn der Theismus nicht seine Abdankung unterschreiben und auf jede Fühlung mit der Bildung der Zeit verzichten wolle, müsse er endlich in die Diskussion mit dem Geiste des Jahrhunderts eintreten. Jeder Kenner der Situation wird zugeben, daß diese Herausforderung nicht ganz grundlos war. Für Schell war dies der kräftige Sporn zu seinem dritten großen Lebenswerk. 1895/96 erschien das erste Buch einer großgedachten Grundlegung der göttlichen Wahrheit des Christentums: ‚Gott und Geist‘ in zwei Bänden, 1133 Seiten enthaltend. Wehmütig stimmt uns heute die Zueignung des Werkes: ‚Der streitenden Kirche in Treue gewidmet.‘ Ich stimme durchaus dem Urteil eines philosophisch tief gebildeten Gelehrten bei, daß Schells ‚Gott und Geist‘ die erste wissenschaftlich ebenbürtige Antwort auf Kants Kritik der reinen Vernunft sei, und daß sie die solideste Begründung der Gottesbeweise gegenüber ihrer modernen Bestreitung seit Bayle und Spinoza ist. Es gibt kein Werk, das Schells ‚Gott und Geist‘ diese Rolle auch nur annähernd streitig zu machen vermöchte. Mächtig widerlegt Schell den Vorwurf Paulsens, der christliche Apologet sei ein zur Verteidigung bestimmter Ansichten angestellter, bezahlter und kontrollierter Mann. Es gibt keinen andern Hort der geistigen Freiheit als den persönlichen Gott, den der moderne Monismus vom Throne stoßen will. Glühend ist seine Verteidigung des christlichen Persönlichkeitsideals gegenüber dem wissenschaftlichen

Liberalismus. Aber mit rückhaltloser Energie schüttelt er die Ansprüche eines wissenschaftlichen Banausentums ab, in den gegnerischen Denkrichtungen nur Finsternis und Elend zu finden. Er will sich nicht darauf beschränken lassen, durch positive und juristische Beweisführung die Vernunft von der Pflicht zu überzeugen, die Last der Glaubenslehre zu tragen, ohne die Last in Lust und Kraft, in Geist und Leben, die Tat des Gehorsams in Licht und Verständnis umzuwandeln. Die positive und autoritative Apologetik macht im Aufbau des Christentums einen wesentlichen Unterschied zwischen Stütze und Last wie der klassische Tempelstil. Schells Methode will von allen Seiten zum Tempel der Glaubenswahrheit hinaufführen und keinen Unterschied zwischen Stütze und Last zulassen. Ausdrücklich bezieht er sich auf das Vorbild der apologetischen Summa des ‚englischen Lehrers', dessen Ideal natürlich mit den unendlich erweiterten Zeitperspektiven erhöhend. Er will die großen Geheimnislehren in ihrem eigenen Licht erstrahlen lassen, für Erkenntnis und Herz, in überzeugendem Glanz und in befruchtender Lebensglut. ‚Unsere apologetische Methode zielt darauf, alle Lehrbestandteile des Glaubens möglichst flüssig zu machen für Denken und Leben, so daß wie im gotischen Stil der Gegensatz aufgehoben ist zwischen Stütze und Last, so daß der Außenbau ebenso den Reichtum des Glaubens offenbart wie der Innenbau, so daß alles im großen Tempelbau zugleich trägt und getragen wird, zugleich nach innen abschließend und nach außen offenbarend. Wohl ist auch der griechische Tempelbau von imponierender Schönheit, indem er den Gegensatz von tragender Kraft und wuchtender Last klar und unverhüllt ausspricht; aber trotz aller Schönheit muß der mechanische Dualismus überwunden und der christliche Gottesbegriff auch hier in der Methode durchgeführt werden, so daß wie im Leben der Natur und des Geistes der Gegensatz von Stoff und Kraft überwunden wird und der geistige Tempelbau wie ein gotischer Dom emporsteigt in freier Kraft, die, von keiner Last gedrückt, in Freude und Lust ihre Formenfülle entfaltet und im naturgemäßen Zusammenschluß ihrer vielfältigen Strebekräfte das Heiligtum nach innen abschließt und im gewaltigen durchbrochenen Turm auch nach außen der Welt offenbart in freier Schönheit und durchsichtiger Überzeugungskraft. Es ist eine Ehrenschuld der Glaubenswissenschaft an den Gott der Offenbarung, daß das Geheimnis, in dem er sich selbst der Menschheit enthüllt hat, nicht mehr als Beispiel einer unverständlichen Zumutung an die denkende Vernunft gelte, sondern als die ungeachtet ihres undurchdringlichen Lichtes hellstrahlende und lebenerweckende Sonne des übernatürlichen Gnadenlebens.' In der Tat ein überwältigendes, herrliches Bild, und es ist kein Bild geblieben, sondern in Schells Apologie des christlichen Gottesbegriffs zu bezaubernder Wirklichkeit geworden.

Freilich, Wehmut muß uns ergreifen, und wir möchten verzagen, wenn wir die traurige Tatsache betrachten, daß Schells apologetische Riesenarbeit von dem Gros unserer Theologie bis jetzt so viel wie unbenutzt gelassen wurde. Vergeblich wies Schell hin auf den gewaltigen Strom pantheistischer Ideen, der aus dem Osten Asiens infolge des regen Weltverkehrs unsere christliche



Rud. Schulte del. Ed. von Hartmann. *Jos. Kösel autotyp.*

Welt überschwemmt. Vergeblich stand er auf der Warte gegen die heraufziehende religionsgeschichtliche Bewegung, deren Gefahr und Tragweite er als der erste Theologe aller Bekenntnisse erkannte und verkündete; vergebens wies er darauf hin, wie die wirksame Geltendmachung des Willens für Seelenleben und Wirklichkeit durch Kant, Schopenhauer, Hartmann und Wundt eine tiefere Erfassung des christlichen Gottesideals nach dieser Seite gebieterisch erheische: das Gros seiner theologischen Kritiker blieb an den althergebrachten Schulkontroversen haften, und der Geschichtschreiber wird die zeitüberragende und der Zeittheologie vorauseilende Kraft des Schellschen Genius nicht treffender illustrieren können, als wenn er zeigen wird, wie die Ideenfülle, mit der Schell die alte Wahrheit neu beleuchtete, an manchen seiner Kritiker spurlos vorübergegangen ist, und wie sie mit ihren alten Schablonen die Wahrheit messen wollten, für welche eine neue Zeit neue Formen will. Acht Jahre vor dem Ausbruch des Bibelbabelsturms rief Schell dazu auf, die große gebildete Welt für die theologischen Materien zu interessieren, was natürlich nicht mit den ontologischen Auffassungsweisen allein geschehen kann, welche die Glaubenswahrheiten dem modernen Empfinden entfremdet haben, sondern durch Pflege der psychologischen und inneren Seite der Mysterien, woran Schell rastlos arbeitete. Welch tiefen, weit vorausschauenden Blick bekunden Schells Worte in ‚Gott und Geist': ‚Man muß für Öl in den Lampen sorgen, damit das unaufhaltsam näher kommende Eintreten der großen Kulturvölker und Kulturreligionen in das seither christliche Kulturgebiet ohne verhängnisvolle Verluste vor sich gehe.' Was ist in den letzten zehn Jahren seit diesem Worte auf dem wissenschaftlichen Weltmarkt geschehen! Wie hat die religionsgeschichtliche Forschung alle christlichen Begriffe wegzuspülen begonnen und gewaltige Eroberungen in allen gebildeten Kreisen gemacht, und wie viele Theologen haben es für besser gehalten, statt dem weitblickenden Apologeten stützend und verbessernd in der Verteidigung des Christentums zu Hilfe zu eilen, ihm mit langweiligen Schulstreitigkeiten und persönlichen Anschuldigungen in den Rücken zu fallen! Unsere Besten freilich sind davon ausgenommen.

Es kann hier nicht einmal versucht werden, auf den inneren Organismus des geistesgewaltigen Beweisapparates für Gott und Persönlichkeit, wie ihn Schell in ‚Gott und Geist' aufführt, einzugehen. Es gilt hier: ‚Tolle, lege!' Nur eines äußeren Umstandes möchte ich noch Erwähnung tun. Ein Gegner des Christentums war es vor allem, mit dem Schell in diesem Werke sich auseinandersetzte: Eduard von Hartmann. Schell war nicht der Mann, der dem philosophischen Historizismus gewisser vorsichtiger Kreise folgend den Baum als die Summe seiner abgestorbenen verholzten Jahresringe mit Ausschluß des lebenden, grünen und saftigen Jahresringes und der aus ihm entsprossenen Blätter und Blüten hätte definieren und die wissenschaftliche Pflanzenphysiologie auf das Studium des toten Holzes hätte beschränken wollen, wie Hartmann selbst einmal sagt. Hartmann hat seit dem ersten Erscheinen seiner Philosophie des Unbewußten 1868 rastlos an seinem System gebaut, hat alles

Bedeutsame, was die Welt im letzten Menschenalter bewegt hat, in dasselbe verarbeitet, ist der ungeheuren Anhäufung des Wissensstoffes gefolgt, hat der Zeit alle Leidenschaften abgelauscht und alles geheime Sehnen nach einer neuen, tieferen Weltanschauung aus dem Herzen gelesen und das alles, um den christlichen Monotheismus in bisher unerhörter Schärfe als Monosatanismus zu bekämpfen und in dem pessimistisch gestimmten Bewußtsein der Solidarität von Lust und Schmerz aller Individuen die Zauberformel einer neuen Zukunftsreligion zu finden. Seit Jahrzehnten hat Schell manchen Waffengang mit ihm ausgetragen. Welch seltsames Zusammentreffen! Drei Tage, nachdem wir in Würzburg Schell ins Grab senkten, ist in Berlin Hartmann gestorben.

IV.

Auf diese drei gewaltigen wissenschaftlichen Leistungen folgte das Jahr 1896/97, welches Schell auf den Gipfel äußeren Ruhmes brachte, das aber auch den tragischen Knoten seines Lebens schürzen sollte. Schell wurde zum Rektor Magnifikus der Universität Würzburg gewählt, und als solchem fiel ihm, dem Theologen, die Aufgabe zu, das neue prächtige Universitätsgebäude mit dem kühn die Fackel des Wissens schwingenden Prometheus an der Zinne einzuweihen. Er, der Theologe, hatte schon vorher die stolze, einigende Formel gefunden, welche diese geistige Hochburg in leuchtender Inschrift an der Stirn trägt: ‚Veritati!‘ Und was waren es für feinsinnige, akademisch vornehme, tief versöhnliche Worte, mit denen der noch in vollem Jugendfeuer glühende Rektor die Weihe des herrlichen Baues an das höchste akademische Ideal vollzog! Es war am 28. Oktober 1896, als Schell das Rektorat von Geheimrat von Leube, der hochberühmten medizinischen Zelebrität, übernahm und in Gegenwart des Kultusministers von Landmann und auserlesener Ehrengäste die geistvollste aller modernen Reden über Theologie und Universität hielt, mit mutigem Bekenntnis des Gottesgedankens und Christusglaubens nicht zurückhaltend und auch die Bewohner des neuen Baues an die Stiftungsurkunde des Bischofs Julius erinnernd: ‚Nostrae academiae templum hoc annectimus, ut ea ab invicem separari nulli penitus liceat.‘ Ein prachtvolles Gemälde in der kleinen Universitätsaula verewigt den denkwürdigen Tag, und als ich zum erstenmal den prachtvollen Saal betrat, verwies mich ein inzwischen zu hoher Würde emporgestiegener Gönner auf das Christusbild mit den Worten: ‚Dies hat Schell hieher gesetzt. Die Welt weiß nicht, welche Bekenntnisfreudigkeit in diesem Akte sich ein Denkmal setzte.‘ In welch schneidiger und dabei alles gewinnender Liebenswürdigkeit der Theologe diese hehre Feier und überhaupt das Rektorat leitete, bezeigen die Verse, welche in den feinen, poetischen Nachklängen zum Feste Professor Karl Sittl seinem Kollegen widmete, derselbe, der nach wenigen Jahren durch plötzlichen Tod in den Glazisanlagen dem nämlichen Kollegen zum Vorbild des tragischen Todes wurde. Sittl singt launig von dem farbenprachtigen Einweihungskommers der akademischen Jugend im Platzschen Garten:

‚Wenn alle Stämme wanken, steht einer aufrecht da;
Es ist der neue Rektor der Alma Julia.
Er schmettert seinen Schläger mit schneidiger Eleganz;
Wer haßte ein solche ecclesia militans?
Wenn andere heiser wurden, schlägt seiner Worte Hall
Wie Donner an die Wände; halt heut nur fest du Saal!
O Schell, o Schell, du speaker der Alma Julia!
Ach, wolltest du mich lehren nur die Anaphora!
Es meldet Mnemosyne nichts weiter von der Nacht,
Als daß der Wahrheit Geister auch bei dem Bier erwacht.‘

Noch einmal hatte Schell Gelegenheit, mit der goldenen Kette angetan, in zündender Begeisterung zur festlich versammelten Universität zu sprechen. Es war am 315. Stiftungstage der Alma Julia, am 11. Mai 1897. Er sprach über das Problem des Geistes mit besonderer Würdigung des dreieinigen Gottesbegriffs und der biblischen Schöpfungsidee. Wo hätte unsere moderne Beredsamkeit eine ähnliche Perle aufzuweisen? Ein gewaltiges, alle Geisteswissenschaften umspannendes Programm ist es, das Schell vor unseren Augen entfaltet, in knappen, wuchtigen Sätzen in die Tiefe aller philosophischen Geistesprobleme greifend und mit staunenswerter Kunst alle auf ihre goldene, religiöse Spitze führend. Und dabei ist trotz des spröden Stoffes eine attische Grazie des Stils über das Ganze ausgegossen, die mich immer an die besten klassischen Muster hellenischen Philosophierens erinnerte. Und wie oft habe ich die Rede wiedergelesen!

Die hehre Stellung als Rektor einer deutschen Universität hatte Schell umsomehr zu einer gründlichen Untersuchung des Verhältnisses des Katholizismus zum wissenschaftlichen Fortschritt veranlaßt, als das Jahr 1896 den Katholiken Deutschlands zuerst den Nachweis einer geistigen Inferiorität bedenklichster Natur gebracht hatte. Man hat um das Wort ‚Inferiorität‘ herumgestritten und wohl auch versucht, mit anderen Worten das nämliche zu sagen, damit es schiene, als habe man es zuerst gesagt. Die Gefahr, welche Schell signalisierte, ist unterdessen von den deutschen Katholiken erkannt worden und hat sie zu beträchtlichen finanziellen Opfern angestachelt. Allein Schell sah ein, daß finanzielle Opfer nicht ausreichen, um dem Katholizismus die verloren gegangene Stütze des Laientums gerade in den höheren ausschlaggebenden Kreisen und Stellungen der Nation zurückzugewinnen. Er versuchte deshalb die von ihm in jahrelangem tiefem Studium ausgereiften Wissenschaftsideale mit einem kühnen, mächtigen Wurf in die Öffentlichkeit zu bringen. Er glaubte darin die adelige Hochgestalt des englischen Katholizismus, den edlen Kardinal Manning, nachahmen zu dürfen, welcher in seinem Todesjahre 1890 seinen Landsleuten in seinen ‚neun Hindernissen‘ das gesagt hatte, was Schell den deutschen Katholiken sagen wollte. Er bedachte dabei nicht, daß die öffentliche Kritik in England auf einem höheren Niveau steht als in Deutschland, und daß den Kardinal der Purpur vor manchen persönlichen Angriffen schützte, zu denen der akademische Ruhm des deutschen Gelehrten einzelne kleinliche Neider, die dessen Glanz blendete, herausforderte. Schell veröffent-

lichte die beiden Schriften: ‚Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts 1897‘ und ‚Die neue Zeit und der alte Glaube 1898‘. Namentlich die erstere fiel wie ein mächtig zündender Funke in den sensationslüsternen Strohhaufen der Tageskritik. Wohin Schells epochemachende Geistestaten nicht gedrungen waren, da wurde jetzt angesichts dieser harmlosen Schriftchen sein Name genannt. Auf beiden Seiten wurde dabei übersehen, daß Schell nicht das Prinzip des Katholizismus reformieren, sondern dessen reine, ungetrübte Vollentfaltung unter den besonderen nationalen Verhältnissen anregen wollte. Glaubte man naiver Weise auf der einen Seite den schärfsten Hieb gegen Schell damit zu führen, daß man darauf hinwies, Leo XIII. habe den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts schon früher und kräftiger als Schell hervorgehoben, so übersah man, daß Schell selbst in ‚Gott und Geist‘ seine höchsten, wissenschaftlichen Ideale ausdrücklich identifiziert hatte mit ‚dem Verständnis für die religiösen Schwierigkeiten und Kämpfe der modernen Menschheit, für die kirchlichen Lebensfragen der Gegenwart, für die großen Aufgaben, welche Leo XIII. der katholischen Geistesarbeit gestellt hat‘.

Was Schell andererseits über einzelne Orden und eine Eindämmung ihrer vorherrschenden Richtungen in der Wissenschaft gesagt hatte, war vom gegnerischen Lager ganz einseitig ausgebeutet worden. Sah er sich doch in der sechsten Auflage des ersten Schriftchens (S. 113) genötigt, was er in rein idealer Weise zur Equilibrierung des Katholizitätsideals in den abstraktesten Regionen des Gottesbegriffs gegen den Molinismus bemerkt hatte, dahin zu ergänzen, daß ‚trotz allem, wie selbst der Protestantismus zugestehen muß, bei dem Jesuitenorden die tatkräftige Vertretung des Christentums ungeheuer überwiegt gegenüber dem, was man an seiner Methode und Richtung beanstandet‘. Es ist kein Zweifel, Schell mußte aus der Diskussion, die sich an seine Reformschriften anschloß, die bittere Erfahrung ziehen, daß das deutsche Publikum nicht als reif sich erwies für eine Kritik ähnlich der seines edlen Gesinnungsgenossen Manning. Das Tragische aber an der ganzen Affäre war dies: Schell war von den idealen Höhen seines einzigartigen Wissenschaftsbetriebes, wohin nur die edelsten und hochstrebendsten Geister ihm zu folgen vermochten, zur Beurteilung praktischer Dinge herabgestiegen, und hier fehlte ihm, dem genialen Denker und arglosen Kindesgemüt, vor allem eines, die Kenntnis der menschlichen Leidenschaften. Er hatte dem stumpfen Richtschwert der anonymen Zeitungstheologen und des Broschürendilettantismus sich ausgeliefert. Da bei diesen Faktoren natürlich von einer Würdigung seiner idealen Gedankenhohen und von einer exakten Wiedergabe seiner Anschauungen selten die Rede sein konnte, begann nun für ihn die Ära der Entstellungen seiner Worte, der Mißverständnisse, falschen Anschuldigungen, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen, bis sein edles Herz darunter verblutete.

V.

Schon im Sommer 1898 war Schell von einem aus Rom zurückkehrenden, hochkonservativen Theologen einer auswärtigen Universität benach-

richtigt worden, daß seine Werke trotz treuer und zäher Verteidigung seitens der ihm befreundeten Dominikaner auf den Index kämen. Dies geschah auch. Durch Dekret vom 15. Dezember 1898, publiziert am 22. Februar 1899 im ‚Osservatore Romano', wurden außer den beiden Reformschriften ‚Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts' und ‚Die neue Zeit und der alte Glaube' auch ‚Die Dogmatik' und ‚Gott und Geist' in das Verzeichnis der verbotenen Bücher aufgenommen. Das war ein Sturm der Aufregung, der durch Deutschland tobte und an die heißesten Zeiten des Infallibilitätsstreites erinnerte! Man wird vielleicht von uns erwarten, daß wir den Schleier über intimere Vorgänge der damaligen Zeit lüften; das würde wohl für manchen Leser dieser Zeilen das meiste und tiefste Interesse erregen. Doch dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Es bedürfte auch zu einer gerechten, aktenmäßigen Würdigung der Sache eines Raumes, der uns hier nicht zur Verfügung steht. Nur *eines* sei hier konstatiert: Schells Akten in dieser und in allen anderen Angelegenheiten sind in sicherer Verwahrung und werden vor unzeitiger Ausbeutung geschützt. Vorläufig ist wenig darüber zu sagen. Der Telegraph trug es in die Welt hinaus: ‚Herman Schell ist auf den Index gesetzt worden. Mit diesem Faustschlag ins Gesicht gratuliert römischer Aberwitz und pfäffischer Unverstand in selbstmörderischer Weise der deutschen Wissenschaft zur Zentennarfeier für Döllinger. Aber was ist uns Rom und sein Fluch? Der begeisterte Kampfruf, der von Würzburg aus durch alle Gaue hallt, läßt hoffen, daß dieser wälschen Beleidigung die rechte deutsche Antwort werde: Los von Rom!' Man verwies darauf, wie 300 Jahre vor der Indizierung Schells, am 15. Dez. 1599, Rom das Todesurteil bestätigte, welches Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen brachte.

Alle Welt fragte sich: Was wird Schell tun? Schon sah man ihn, den Mann mit dem gewaltigen Wissen, der faszinierenden Persönlichkeit, dem verzehrenden Feuer des Wortes, die Fahne des Aufruhrs gegen die Kirche erheben! Als ob die Versuchung dazu einen Augenblick in ihm aufsteigen konnte, der in seinen Schriften eine so glühende Liebe zur Kirche bekundete, zu ihrem wahren Ideale, welches selten ein Theologe seit Möhler so rein und tief gezeichnet hat wie er. Dem Katholiken ist die Liebe zur Kirche kein Menschendienst. Freude- und sehnsuchtsvoll, ja entzückt betrachtet er den schönen Bau, dessen Krone Christus ist. Niemals ist dieses Gebäude hienieden vollendet; aber die von der himmlischen Krone dieses Baues ausstrahlende Harmonie ist es, die alle menschliche Unvollkommenheit und Leidenschaft, alle irdische Entzweiung und Disharmonie einschmelzen soll zur inneren Einheit der Herzen und Gemüter im Reiche der Himmel. Es gibt keine andere Vermittlung Christi als in der Einheit der Kirche, und darum ist für den Katholiken der Gedanke einer Trennung von der Kirche eine Monstrosität, der sich sein Inneres widersetzt. Die Einheit zu lösen, eine Trennung herbeizuführen, ist für den Katholiken ein Verbrechen, vor dessen Größe seine Seele erzittert. Schell zeigte durch die Tat, daß sein wissenschaftliches Universalitätsideal, worin die

ganze geistige Größe seines Lebens wurzelt, untrennbar verbunden war mit seinem kirchlichen Katholizitätsideal, vor dem die einzelne Nation, die einzelne Persönlichkeit sich beugen muß, wenn durch ihre noch so berechtigt scheinende Sondereigentümlichkeit die Harmonie des Ganzen gefährdet wird. Treue Freunde standen Schell in jenen schweren Stunden der Entscheidung zur Seite, auch aus dem deutschen Episkopat, dessen erleuchtetste und weitestblickende Mitglieder den Wert Schells für den deutschen Katholizismus in seinen höheren, gebildeten Schichten zu schätzen wußten. Um nur einen Verstorbenen zu nennen, war es der edle Franziskanerbischof Petrus von Hötzl, derselbe, dem es dereinst beinahe gelungen wäre, selbst einen Döllinger im Schoße der Kirche zurückzuhalten, wenn nicht tausend Kräfte ihm entgegengearbeitet hätten, der mit liebender Freundeshand goldene Worte niederschrieb. Wie dereinst Fenelon, als Innozenz XII., irregeführt durch den beleidigten Herrscherstolz Ludwigs XIV., sein Buch über ‚Die Grundsätze der Heiligen' zensurierte, am 25. März 1699 mit Tränen in den Augen sein eigenes Verdammungsurteil von seiner erzbischöflichen Kanzel verkündete, so bestieg am ersten Märzsonntag 1899, also fast genau zweihundert Jahre später, Schell die Kanzel der Universitätskirche in Würzburg und verkündete der gewaltigen Menschenmenge, er habe der Entscheidung der Inderkongregation völlig sich unterworfen. Schells feiner Geist fand für diesen Tag den schönsten, tiefsten Text, das Kernwort des hohenpriesterlichen Gebetes Joh. 17, 23: Die Einheit der Kirche erbittet der Heiland in der schweren Stunde des Abschieds als höchste Liebesgabe von seinem ewigen Vater, als Kriterium seiner Gottsendung für die Welt. Dieses Wort war der Leitstern für Schell in der schweren Stunde der Entscheidung, da die Welt ihm zurief, Wahrheit und Überzeugung nicht zu verleugnen. Er tat letzteres auch nicht und brauchte es nicht zu tun. Aber in überwältigender Weise führte er in jener Predigt den großen Gedanken durch, daß nur in der Liebe die Wahrheit zum Siege kommen könne.

Am 27. Februar trat Schell vor seine Hörer in dem berühmt gewordenen Montagspublikum. Mußte Schell, der faszinierende Redner, auch sonst zu diesem Publikum, in dem er die brennenden religiösen Tagesfragen stets in unübertroffener Meisterschaft behandelte, den größten Hörsal der Universität wählen, so war an diesem Tage der Zudrang ein unerhört starker. Allein die Sensation kam nicht auf ihre Rechnung. Zwar sprach Schell unter dem sein ganzes Inneres aufwühlenden Einfluß der Ereignisse hinreißender und glühender als je; aber der Hauptkern seiner Rede war eben doch ein treues und der ungemein heiklen Situation gegenüber überaus taktvolles Bekenntnis zur Kirche. Seine Gegner hatten in unverantwortlicher Perfidie in der Presse die Meinung in die Welt gesetzt, in dem soeben erschienenen Breve Leos XIII. an den Erzbischof von Baltimore über den Amerikanismus seien auch die Gründe der Indizierung Schells enthalten, insofern dort verpönt sei, dem Fortschritt der Zeit zuliebe Dogmen aufzugeben und auf moralischem Gebiete das Reich der Übernatur auszuschalten. Schell erklärte nun in jenem Kolleg, daß

er den Grundsätzen jenes Breves aus vollem Herzen zustimme, und daß er nie eine Nachgiebigkeit der Kirche im Dogma, sondern stets nur eine Entfaltung der ganzen geistigen Kräfte des Katholizismus gewollt habe. Christus will das Heraustreten der ganzen Wahrheit, aber auch des ganzen Menschen für sie. Schell schloß unter frenetischem Beifall: ‚Ich habe streiten wollen für die Wahrheit und will für sie streiten mein Leben lang.' Aus diesem Satze schloß man, Schell werde gegen die Entscheidung der Inderkongregation revoltieren, und telegraphierte diese Auffassung in die Welt hinaus. Aber schon am nächsten Tage folgte die telegraphische Meldung, Schell habe der Entscheidung der Kongregation in loyalster Weise sich unterworfen. Sofort wurde Schell daraus der Vorwurf der Feigheit und Wortbrüchigkeit gemacht; ein Unmaß von Hohn und Haß in Wort und Bild ergoß sich über ihn, eine häßliche Flut, die nochmals aufwogte, als der ritterliche Kämpe so tragisch sein Schwert im Tode niederlegte. So rasch hatte das Hosianna der öffentlichen Meinung für ihn in das Kruzifige umgeschlagen. Nur mehrere einsichtige protestantische Theologen, besonders Hegler und Werner, haben Schells Stellungnahme wissenschaftlich gerecht gewürdigt.

Schell erließ darauf eine Erklärung in den Hochschulnachrichten Jahrgang 9 Nr. 5, seine Unterwerfung sei nur ein Loyalitätsakt, der weder mittelbar noch unmittelbar die Preisgabe einer wissenschaftlichen Überzeugung oder einen Widerruf enthalte. Diese dogmatisch absolut korrekte und unanfechtbare Erklärung gab einigen anonymen Zeitungstheologen Gelegenheit, in Lokalblättchen und in führenden, katholischen Organen ihre Unwissenheit in dogmatischen Dingen zu beurkunden und das katholische Publikum über Schells Person und den Charakter der Indizierung systematisch zu täuschen, aber auch die Flamme des Ärgernisses in kirchlich peripherischen und außerkirchlichen Kreisen immer neu anzufachen. Als dereinst Fenelon sich unterwarf, schrieb Innozenz XII., der Erzbischof von Cambrai habe gefehlt per excessum amoris Dei (durch Übermaß an Gottesliebe), seine Gegner aber per defectum amoris proximi (aus Mangel an Nächstenliebe). Dieses betrübende Schauspiel wiederholte sich auch jetzt. Statt daß man allseits die kirchliche Auktorität durch strikte Interpretation des kirchlichen Disziplinaraktes, wie sie die kirchlichen Vorschriften aufs strengste fordern, vor ungerechten Angriffen geschützt hätte, stellte man zu ungeheurem Nachteil der wahren kirchlichen Interessen die Bedeutung der Indizierung ganz einseitig und falsch dar. Man behandelte Schell als einen Geächteten und suchte ihn einfach wissenschaftlich tot zu machen und selbst von seinem Lehramte wegzubringen. Daher die falschen Anschuldigungen, Schell habe sich, weil ohne eigentlichen Widerruf, nur heuchlerisch unterworfen. Daher der offene, mißmutige Tadel gegen die kirchliche Auktorität, welche die nunmehr indizierten Bücher zum Teil approbiert hatte; daher der pharisäische Notschrei, der bis zu Schells Tode nicht mehr verstummte, Rom müsse noch mehr tun, um dem Ärgernis Schell den Stachel auszubrechen. So gering auch die Zahl der

Urheber dieſes Treibens war, es hat doch ſo viel Verwirrung angeſtiftet, daß heute eine Aufklärung katholiſcher Laienkreiſe, die unter dieſem Ärgernis ſo viel gelitten, nötig erſcheint, ſo gerne wir an dieſer peinlichen Seite der Sache vorübergegangen wären.

Welches iſt alſo die wahre Bedeutung der Indizierung Schells? Das Recht der kirchlichen Lehraufſicht zum Verbote glaubensgefährlicher Bücher iſt ein heiliges und unverletzliches. Es wächſt organiſch heraus aus dem Weſen der von Gott der Kirche übertragenen Lehrautorität. Den Ausſprüchen der höchſten kirchlichen Tribunale ſich widerſetzen, ihnen gegenüber hinter ſubtile Diſtinktionen zwiſchen äußerem und innerem Gehorſam ſich verſchanzen, iſt ein unmoraliſches und unkirchliches Verhalten. Eine Kirche ohne treue, willige, innerlich freudige Anerkennung des Autoritätsprinzips wäre ein Heer ohne Gehorſam und trüge das tötende Prinzip der Selbſtauflöſung in ſich. Was hat nun aber die Kirche bezüglich Schells entſchieden? Man unterſcheidet eine doppelte kirchliche Lehrpolizei hinſichtlich der Indizierung glaubensgefährlicher Schriften: eine äußere und eine innere. Hat die oberſte kirchliche Behörde durch gewiſſenhafte Prüfung gefunden, daß eine Schrift nachweisbar Irrtümer gegen den Glauben enthält, dann werden die betreffenden Sätze ausgehoben und wird der Autor zum Widerruf aufgefordert. Hat jedoch die gewiſſenhafte Prüfung der betreffenden Werke eine ſichere Handhabe für eine Irrlehre des Autors nicht ergeben, lautet aber dennoch die Denunziation, welche Vorausſetzung jeder Indizierung iſt, dahin, daß die betreffenden Werke Verwirrung anrichten, ſo tritt bloß die äußere Lehrpolizei in Bewegung: die einſchlägigen, denunzierten Schriften werden verboten, aber die Kongregation enthält ſich ausdrücklich alles und jedes Urteils über den Glaubensſtand des Verfaſſers, ja ſelbſt über den objektiven Inhalt ſeiner Schriften. Dies iſt im Falle Schell geſchehen. So wurden die Jeſuiten Bellarmin und Suarez, ſo wurden Ségur und Papebroek, Hirſcher, Oswald und ſelbſt Leo XIII. mit ſeiner erſten Schrift indiziert.

In dieſem Falle verlangt alſo die Kirche keinerlei Widerruf vom Verfaſſer, und ſie hat auch von Schell keinen verlangt. Als Schell dies in völlig korrekter Weiſe öffentlich erklärte, fiel die Zeitungstheologie über ihn her und verwirrte das Urteil der Öffentlichkeit über die Sache völlig. ‚Gott laſſe ſeiner nicht ſpotten! Ein offener oder geheimer Widerſpruch gegen geoffenbarte Wahrheiten (!) müſſe notwendig noch zum vollen Bruche führen. Jeder Katholik habe ein Recht, von der kirchlichen Behörde baldige Beſeitigung dieſes Ärgerniſſes und dieſer Gefahr zu fordern.‘ (Neue Bayer. Zeitung 1899 Nr. 126). So warf man ſich unter dem Deckmantel der Kirchlichkeit zum Richter über Rom ſelbſt auf und wollte Schell direkt aus der Kirche hinausdrängen. Das war jedoch noch nicht das Schlimmſte. Benedikt XIV. hat in ſeinem Inderdekret, welches Leo XIII. wieder ausdrücklich in Kraft geſetzt hat, verordnet, daß in den Fällen, wo dem oberſtkirchlichen Rats- und Richterkollegium die Gründe, um ein beſtimmtes Urteil über den Inhalt eines Buches

zu fällen, nicht ausreichend erscheinen und doch dem Drängen der Denunziation aus pastorellen Rücksichten nachgegeben wird, aus ganz besonderer Gnade die Motive der Indizierung, bezw. die in Zweifel schwebenden Punkte, angegeben werden. Weil aber in solchen Fällen, wie der Vorgang mit Galilei zeigt, kirchenfeindliche und übelwollende Kreise leicht die kirchliche Auktorität und ihr Verfahren ungerecht diskreditieren können, indem sie vorgeben, die Kirche habe eine Entscheidung über Fragen gegeben, welche sie eben nicht entscheiden wollte, so legt Benedikt XIV. über derartige Mitteilungen den strengsten Eid auf sowohl den Mitgliedern der Kongregation als auch dem Autor des indizierten Buches, sowie allen Vermittlungsorganen. Leo XIII. gestattete persönlich, um Schell eine Revision seiner Schriften zu ermöglichen, unter ausdrücklicher Einschärfung der Eidespflicht die Mitteilung der bestehenden Bedenken. Allein noch ehe Schell davon Kenntnis erhielt, war ein norddeutsches Blatt in der Lage, telegraphische Mitteilung von dem Inhalt des päpstlichen Aviso zu bringen, und der in der Presse besonders geschäftige Theologus (lucus a non lucendo) rühmte noch die ‚Schonung', mit der man ‚katholischerseits' die Gründe der Zensurierung bekannt gegeben habe, ohne scheinbar zu ahnen, daß eine Bekanntgabe überhaupt gegen die ausdrücklich gegebene Eidespflicht verstieß.

Aus Gründen dogmatischer Korrektheit geht es nicht an, in eine Diskussion der auf diesem Wege bekannt gewordenen Punkte einzugehen. Mit allem Nachdruck muß aber hier auch gegenüber sonst wohlwollenden Nekrologen auf Schell betont werden, daß, wer immer auf Grund der Indizierung die Spezialtheologie Schells in manchen grundlegenden Fragen als unkirchlich bezeichnen will, sehr übel daran tut, unter Berufung auf die Indexkongregation den wissenschaftlichen Beweis für seine Vorwürfe sich zu schenken. Die Indexkongregation hat über gar keinen Punkt der Schellschen Spezialtheologie eine Entscheidung getroffen, und wenn auch selbst Theologen immer wieder behaupteten, Rom habe über Schells Lehre gesprochen, so ist das dogmatisch eine völlig inkorrekte Behauptung, die nur auf theologischer Unwissenheit beruht. Rom hat die Schellsche Spezialtheologie der wissenschaftlichen Diskussion überlassen, und kein Fachmann wird behaupten können, daß diese Diskussion bisher auch nur gründlich in Angriff genommen sei. Hat es doch der Dogmatiker der ‚Kultur der Gegenwart' über sich gebracht, Schells Dogmatik gar nicht zu nennen, obwohl sie weitaus das Beste enthält, was an dieser Stelle zu sagen gewesen wäre.

Man erhebt die Frage: Warum ist Schell überhaupt indiziert worden? In Zeiten wissenschaftlicher Umwälzungen und Übergänge, wo neue Methoden, neue Probleme, neue Resultate wie Pilze aus der Erde schießen, in jenen geistigen Krisen, wo die Kirche ihren ewig unveränderlichen Glaubensschatz in neue Gefäße gießen soll, um ihn in neue Kulturbereiche zu tragen, ist es heiligste Pflicht der Kirche, zu wachen, daß mit der wechselnden wissenschaftlichen Verteidigungsweise nicht auch das heilige und unverletzliche Depositum

der göttlichen Offenbarung selbst alteriert werde. Als Origenes der Kirche die Brücken zum Hellenismus schlug und eine gewaltige Pionierarbeit dem Christentum leistete, mußte die Kirche, welche dem Genie des diamantenen Denkers zu ewigem Dank verpflichtet ist, außerordentlich viel an ihm korrigieren. Auch Schell konnte die Arbeit der inneren Bezwingung des modernen Geistes durch die christliche Idee nicht allein und definitiv leisten. Wie gewaltige Cyklopenmauern sind in seinen Werken die modernen Probleme aufgeschichtet; aus allen Winkeln und Ecken seiner Werke starren die Stacheln des modernen Zweifels, jene Stacheln, welche an seinem eigenen, ehernen Geistespanzer sich brachen, die aber manches nicht in gleicher Schule gestählte Gemüt verwunden können. Nicht überall, wo seine titanische Kraft im ersten Sturmlauf die Hochburgen der ungläubigen Wissenschaft zu nehmen glaubte, ist der Sturm definitiv gelungen. Der große glänzende Rahmen, welchen Schell aus neuem Wissensmaterial der alten Wahrheit geschaffen, bedarf noch vielfach der Ergänzung, Verbesserung. Das sind selbstverständliche Dinge. Dazu kommt eine Eigenart Schells. Oft läßt er seitenlang den Gegner sprechen, ohne daß der mit seiner Methode nicht Vertraute gewahr wird, daß in diesen Ausführungen nur der Gegner gründlich zu Worte kommen soll, um dann gründlich widerlegt zu werden. So ist es selbst der gelehrten Kritik, welche nach Schlagwörtern des Inhaltsverzeichnisses urteilte, ohne die ganzen Werke zu lesen, passiert, daß sie Schell Gedanken zuschrieb, welche er ausdrücklich als unberechtigte gegnerische Einwände anführte und im betreffenden Werke eingehend widerlegte. Bei Schells Tod brachte die Presse den letzten Satz seines Kollegdiktats als Schells Meinung; aber alsbald meldete sich ein Schüler mit der Konstatierung, daß dieser Satz ein Einwand sei, den Schell in der nächsten Stunde widerlegen wollte. Man spricht suffisant von Schells Unklarheit. Allein Schells Grundsatz, den er im Vorwort seiner Dogmatik ausspricht, war, auf möglichst wenig Papier möglichst viel Ideen zu bieten. Wer die moderne Problemstellung nicht kennt, versteht Schell überhaupt nicht. Wer nur das Einmaleins kennt, wird die Höhen der sphärischen Trigonometrie sehr unklar finden. Viel klarer wird der Theologe sein können, der auf keine tiefere, moderne Frage eingeht und nur in den Geleisen der Schablone wandelt. Aber Meyenberg sagt mit Recht, auf der Landstraße des Repristinierens geschehen keine Alpenfahrten des Denkens.

Daß so die höchste kirchliche Behörde auf den Gedanken kommen konnte, die in der Denunziation ausgesprochene Behauptung, daß Schells Werke Verwirrung anrichten, erfordere zur Zeit ein Verbot dieser Schriften, ist durchaus begreiflich. Der Alt der kirchlichen Disziplin steht für uns außer aller Diskussion. Dagegen ist der in die Öffentlichkeit geworfene Vorwurf, daß Schell systematisch den Klerus gegen die Kirche revolutioniere, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Dieser Vorwurf gab aber nachweisbar den nächsten Anlaß zur Indizierung. Ein angesehenes norddeutsches Blatt brachte nämlich 1899 ‚von berufener Seite' die Meldung, sofort nach dem Wegzug des Bischofs

von Stein sei das Geschwür aufgebrochen; die Kandidaten der Priesterweihe hätten erklärt, auf Grund der Vorlesungen Schells nicht mehr an die Ewigkeit der Hölle zu glauben. Diese Meldung verfehlte ihren Eindruck auf das katholische Deutschland nicht. Mit Recht sah man voll Besorgnis den Dingen entgegen, die aus einer solchen klerikalen Erziehung folgen mußten. Das Märchen setzte die nächsten Jahre seinen Weg durch alle kirchlichen Kreise fort. Wie staunte ich aber, als ich später mich authentisch überzeugte, dasselbe sei völlig aus der Luft gegriffen! Schell hatte in einer Seminarübung die Gründe für und gegen die Ewigkeit der Hölle diskutieren lassen, wie man es in den alten Schulen auch tut. Das Dogma hat er niemals in seinem Kolleg angegriffen. Keiner seiner besseren Schüler hatte je diese Auffassung. Eine aus dem Zusammenhang gerissene Stelle in ‚Gott und Geist' machte unkontroliert den Weg durch neuere dogmatische Lehrbücher. Ich habe in einer größeren Schrift die Frage vorurteilsfrei geprüft und bewiesen, daß Schell auch in dieser Frage auf streng kirchlichem Standpunkt steht, wie jeder Leser seiner Dogmatik leicht nachprüfen kann. Als mich die Vorsehung selbst in die Alma Julia führte, fand ich in der theologischen Jugend und in dem jüngeren Klerus, mit welchem mein Beruf mich naturgemäß vielfach zusammenführt, keine Spur von der zersetzenden Kritik, welche man in der Umgebung Schells suchte, wohl aber eine lebendige Begeisterung für christliche und kirchliche Ideale, eine Tiefe wissenschaftlichen Interesses und Eifers für die modernen Zeitfragen wie für die großen, ewigen Rätsel des Geistes, eine Höhe geistigen Strebens, welche diese junge Theologenschaft kühn die Konkurrenz mit jedem anderen höheren Berufsstand aufnehmen, ja sie an der Spitze dieser Konkurrenz erscheinen läßt; es ist das ein junger Klerus, ganz nach dem Herzen Schells, für dessen bezaubernde Persönlichkeit er schwärmt, aber auch nach dem Ideale Leos XIII., zu dessen großen Testamentsworten es gehört, heute sei ein wissenschaftlich hochstehender Klerus wichtiger als einer, den bloß Frömmigkeit auszeichnet, ein Klerus, dem Kirche und Staat mit felsenhaftem Vertrauen ihr Heiligstes in die Hand geben können.

Im Juli vorigen Jahres war einer der bekanntesten literarischen Gegner Schells auf einer Universitätstour in Würzburg. Er gestand mir, von dem gewinnenden, leutseligen, liebenswürdigen Wesen Schells ganz überwältigt zu sein. Das war eben der Grundfehler in der öffentlichen Beurteilung Schells, daß die meisten, wie ich mich sehr oft überzeugte, über ihn absprechen, ohne seine Schriften zu kennen, und das Gespenst einer einseitigen, systematisch parteiischen Tadelsucht und gewissenlosen Verhetzung seiner persönlichen Gegner oder auch das Phantasiegebild jugendlich unreifer, stürmischer, ihre unkirchlichen Extravaganzen mit Schells Namen deckender Kritiker für den wahren Schell nahmen. Wer je persönlich in dieses Herz voll alles duldender und alles verzeihender, auch seinem Todfeind niemals einen Augenblick grollender Liebe ge-

blickt, der verstand ihn und konnte nicht mehr anders, als ihm vertrauen. Wie rasch auch nur eine kurze Berührung mit ihm unauslöschliche Sympathien begründete, das bezeugt der wahrhaft glänzende Nekrolog des Augustiners P. Palmieri in den ‚Studi Religiosi Fasc. III, 257'.

Endlich sah Schell es ein, daß es nur einen Weg gebe, seine durch ungerechte Folgerungen aus dem Indexdekret entstellten Intentionen in strahlender Reinheit der Öffentlichkeit vorzuführen, den der persönlichen Berührung mit weiteren Kreisen. In den letzteren Jahren verließ er Hörsaal und Studierstube, um in den größeren Städten Deutschlands auf Einladung meist gebildeter Laienkreise Vorträge über akademische Tagesfragen zu halten. Er sprach in München (selbst vor Ministern und Mitgliedern des königlichen Hauses), in Berlin, Stuttgart, Straßburg, Mannheim, Breslau, Köln, Darmstadt usw. Diese wissenschaftlichen Vorträge waren in den betr. Städten Tagesereignisse ersten Ranges; es waren nicht bloß Augenblickserfolge künstlichen Redefeuers, sondern gewonnene Schlachten des Geisteslebens. Wer weiß, wie in diesen großen Verkehrszentren der Kampf der christlichen Weltanschauung mit dem modernen Irrtum das brennendste Lebensproblem ist, der begreift die Wirkung dieser Vorträge. Die Zeit der Ferien reichte zuletzt nicht mehr hin, um die an ihn herangetretenen Einladungen zu befriedigen. Und die Körperkraft war der ruhelosen Energie des Geistes nicht mehr gewachsen. Das Jahr der Indizierung und was darauf folgte, hatte den trotz äußerer Rüstigkeit ungemein fein organisierten und tiefempfindsamen Gelehrten wie ein tödlicher Stoß in seinem Lebensnerv getroffen. Daß man ihn, der sein Herzblut für die Kirche zu vergießen bereit war und in buchstäblichem Sinne sein Leben für die Verteidigung ihrer Ideale zum Opfer brachte, als Feind der Kirche zu verdächtigen nicht mehr ermüdete, dies hat Herman Schell getötet. Als er mit dem offenen Auge für alle neuen Konjunkturen wissenschaftlichen Weltmarktes sah, daß der hundertjährigen, zerstörenden Arbeit der Kritik plötzlich allenthalben eine Ära des Aufbauens folgte, daß namentlich die religiös gestimmte Laienwelt in flammender Begeisterung die Diamanten der Heilandsworte mit liebender Hingebung zu sammeln und zu einem edlen menschlichen Idealbild zu verarbeiten suchte, da zeichnete er sein Christusbild! Mußte jedem wissenschaftlich gebildeten Katholiken das Herz bluten, daß wir der Riesenliteratur der letzten 30 Jahre über das Zentrum unserer Religion, über Christus, außer dem von der modernen Literatur absehenden Werk Grimms, soviel wie nichts entgegenzusetzen hatten, so waren wir nun plötzlich im Besitze einer Christusmonographie, die trotz knappen Umfanges den Katholizismus auf der Höhe der geschichtlichen Frage zeigte. Welch ein genialer Wurf! Wie sind hier die weltbewegenden Fragen in wuchtigen, leuchtenden Zügen oft in wenige Seiten, ja Zeilen zusammengedrängt! Welche immense Kenntnis der modernen Geistesliteratur spricht für den Kenner aus jedem Blatte, welche Glut idealster Christusbegeisterung strahlt vom ganzen Werke und all seinen Teilen aus! Daneben arbeitete Schell an der Vollendung seiner Apologie. Im heurigen Winter erschien der zweite

Band ‚Jahwe und Christus‘, eine vollständig neue und originelle Durcharbeitung der durch die neueste Kritik aufgewühlten alttestamentlichen Offenbarungsquellen unter dem Gesichtspunkte des christlichen Gottesbegriffs. Mit der Hast der Todesahnung arbeitete er an der Vorbereitung des dritten Bandes. Die Materialien liegen fertig vor. In diesem Sommer sollte auch dieser Band in die Welt gehen; dann wollte er ruhen. Aber noch vorher entsank die Feder seiner Hand.

Wie ist dies gekommen? Diese Frage läßt sich heute noch nicht aktenmäßig darstellen. Seit zwei Jahren hielten den herzleidenden Gelehrten nur noch die stärksten Medikamente, namentlich der tägliche Gebrauch von Jodlösung, aufrecht. Da kam der eigentlich tötende Schlag, über den ich nur ein Wort hier sprechen will; in Rom waren neue Denunziationen darüber eingelaufen, daß Schell ‚durch seine Lehrtätigkeit und seine Schriften das Gift der Häresie‘ ausstreue und Abhilfe, d. h. Schells Entfernung vom Lehramte, dringend nötig sei. Daß Schells Lehrtätigkeit in den letzten Jahren irgendwie zu Bedenken Anlaß gegeben habe, davon ist in den Kreisen seiner Schüler absolut nichts bekannt. Die Schriften aber waren mit vorbehaltloser Genehmigung der berufenen kirchlichen Zensurbehörden, der Ordinariate in Paderborn und Mainz, erschienen. Woher also die neuen Anklagen? Schell erlebte den Trost, daß der hl. Vater Pius X., den er bald nach seiner Thronbesteigung besuchte, ihm diesmal die Anklagen mitteilen ließ, und daß so er selbst und angesehene Freunde dem heiligen Vater vollständig beruhigende Aufklärungen geben konnten. So wurden wir vor dem Ärgernis bewahrt, daß auf Grund von borniertem Schulgezänk Schells Christus auf den Index käme zur Zeit, da wir der negativen Christusliteratur, welche ihren Triumphzug durch die Welt feiert, nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen können, weil Schells Kritiker uns etwas Besseres dafür bisher zu bieten versäumt haben. Daraus sieht man aber, wie ungerecht die Vorwürfe sind, welche anläßlich des Todes Schells wieder gegen Rom und die kirchliche Auktorität erhoben worden sind. Schell selbst hat über Rom sich nicht beklagt.

Die Aufregung der letzten Monate war der letzte Nagel auf den Sarg Schells. Am letzten Mai entließ er abends halb 8 Uhr nach schwerem Tagewerk einen Studenten mit den Worten, daß er auf dem Spaziergang seine Pfingstpredigt meditieren müsse. Als er so in Pfingstgedanken auf den Höhen des Käppele war, zog jäh und erschreckend ein Gewitter herauf. Wer kennt nicht die hochbegeisterte Art, wie Schell vom Gottesgeiste redete! Wer kennt nicht die klassische Stelle, wo Schell im ‚Christus‘ schildert, warum der Geist Gottes kam in Sturm und Flammenzungen und in der Sprachenfülle der erbarmenden Liebe! ‚Es gibt Erkenntnisse, die nur im Sturme reifen; es gibt Kräfte, die nur in Flammengluten wirken; es gibt eine Liebe, für die nur die Gesamtheit aller Sprachen der genügende Ausdruck ist.‘ ‚Gott selber war es, der kommen wollte, um seine Schöpfung heimzusuchen, um sie in ihren tiefsten Tiefen zu berühren und mit den ungeahnten Gluten der Ewigkeit zu

durchdringen. Darum mußte auch die Schöpfung aus ihren tiefsten Abgründen heraus dem Ewigen entgegeneilen, im Sturm des Kampfes, in der Glut des Wollens, in allen Sprachen fragenden Verlangens.' Unter Sturm und Flammengluten der Blitze gab der treue Gotteskämpfer seine Seele ihrem Schöpfer zurück. ‚Der Pfingsttag kennt keinen Abend; denn seine Sonne, die Liebe, kennt keinen Untergang!' (Christus S. 144.)

Und so trugen wir seine sterbliche Hülle am Abend des Pfingstfestes zur letzten Ruhestätte; es war eine ungeheure Menschenmenge, ein wahrhaft fürstlicher Pomp des Leichenbegängnisses, ein nie gesehenes Maß von inniger, herzlicher Trauer und aufrichtigen Freundestränen. Und als wir ihn in die Gruft senkten und düster die Wolken niederhingen, da war es wie ein alles erhellender und erwärmender Lichtstrahl, da der Erzbischof von Bamberg als treuer Freund des Heimgegangenen das erlösende Wort fand, daß nicht Gelehrsamkeit das tiefste Geheimnis des jäh verblichenen Lebens bildete, nicht Geist und Kraft, sondern die alles erschütternde, alles hinreißende, alles gewinnende Liebe! Die gleiche, tiefe Lösung des Schellschen Lebensproblems gab bei der illustren akademischen Trauerfeier am 11. Juni Sebastian Merkle, indem er in überwältigender Weise eine geistsprühende und gemütstiefe Parallele zog zwischen dem Lebensideale Schells und dem des Apostels der Hellenen. (Auf den Pfaden des Völkerapostels, Kirchheim u. Co., Mainz.)

Mit dem Worte der Liebe möchten auch wir schließen: Sollte in obigen Zeilen ein herbes Wort niedergelegt sein, so geschah es, um zu zeigen, daß wir Menschen fehlen, daß aber die Kirche ewig rein und unbefleckt ist. Wir wollten damit zeigen, daß die Kirche es nicht ist, welche uns hindert, aus dem alles begeisternden Lebensideal Schells die Leitsterne uns zu suchen für die Not und den Streit des modernen Lebens und Denkens und Fühlens. Einigt uns doch alle im Kampf um die heiligsten Güter das gleiche Prinzip und das gleiche Ziel; was uns trennt, ist nur die Frage der Wege und Mittel; sollte es hierin nicht möglich sein, mildere Formen der Auseinandersetzung zu finden als die bisher herrschenden, welche unsere edelsten Kräfte vorzeitig aufgerieben haben? Herman Schell möge uns hierin strahlendes Vorbild sein: Er kannte keinen Feind, dem er grollte. Sein ritterlicher Kampf galt niemals einer Person, sondern stets nur den Hindernissen der Wahrheit, in deren Dienst jede Faser seines Herzens sich verzehrte. Er war der edelste Polemiker und Irenifer, von dem die Geschichte der neueren Theologie erzählen wird. Möge der ewigen Wahrheit Licht ihn trösten für die trüben Erfahrungen dieses Lebens! Möge aus seinen Opfern der Kirche reicher Segen erblühen!

Der neuzeitliche Pessimismus und seine Gestaltung bei Hartmann.

Von
Max Ettlinger.

Zum erstenmal in der Geschichte des menschlichen Denkens hat es sich im 19. Jahrhundert ereignet, daß der Pessimismus, d. h. die Ansicht von der Schlechtigkeit und Untergangswürdigkeit alles Seienden, philosophische Systematisierung und schulmäßige Ausbreitung erfuhr. Wohl hatten schon einmal in längstvergangener Zeit pessimistische Grundgedanken sich in religiöser Form Bahn gebrochen, aber der einstige Siegeszug des Buddhismus war nur möglich infolge der zunehmenden Verhüllung und Verleugnung seines eigentlichsten Wesens. Wohl hatten auch später hie und da, zumal während des Untergangs der antiken Kulturwelt, immer wieder einzelne Denker und Dichter die trostlose Nichtigkeit der Welt beklagt und gelehrt, aber sie blieben einzeln, und erst in unseren Tagen wirkt diese Seite ihres Schaffens wieder stärker nach. In zahlreichen Blütenlesen: ‚Pessimistenbrevieren', ‚Stimmen des Weltleids' u. dgl. und in gelehrten spezialgeschichtlichen Rückblicken werden die Schatten aller derer heraufbeschworen, die irgendwie als Eideshelfer dienen können für das gute Recht des neuen philosophischen Glaubens. Und mehr als die Schar halbverschollener Vorläufer verdeutlicht die heute noch wachsende Zahl lebendiger Bekenner, daß man es bei dem neuzeitlichen Pessimismus mit einer wirklich tiefergreifenden und keineswegs auf einige schrullenhafte Köpfe beschränkten Zeitstimmung und Denkrichtung zu tun hat.

Als Schopenhauer die lockendschönen Früchte seines Geistes mit gallenbitterer Weltanklage durchtränkte, da mochte wohl zunächst noch von der ‚krankhaften Grille eines pathologischen Sonderlings' gesprochen werden können; seine Schüler Bahnsen und Mainländer gaben dem herben Gedankenkern eine gar zu stachlichte, von vornherein abschreckende Schale; bei Wagners ‚Ring der Nibelungen' hinwiederum und den Schriften des jungen Nietzsche achtet man meistens wegen der künstlerischen Vorzüge nur wenig auf den pessimistischen Lehrgehalt; die neubuddhistische Religionsbewegung schließlich, die in Deussen ihre namhafteste philosophische Entsprechung findet, wird wegen abgeschmackter Einzelerscheinungen noch nicht recht ernst genommen; aber eine geistige Er-

scheinung wie die des jüngstverstorbenen Philosophen des ‚Unbewußten', Eduard von Hartmann, hat sich durch die Energie des Denkens und namentlich durch die erstaunlich allseitige Beherrschung des jetzigen Gesamtwissens immer wieder trotz vielseitiger Abneigung ernstlichste Beachtung in steigendem Maße erzwungen und bewahrt.* Einen solchen Geist aus den Voraussetzungen und Zielen seines Denkens einigermaßen begreifen zu lernen heißt zugleich seine Zeit, unsere Zeit besser verstehen. Denn wenn auch Hegels Ausspruch: ‚Jede Philosophie ist ihre Zeit in Gedanken gefaßt' von allzu großem Zunftbewußtsein zeugen mag, wenn auch immer ‚der Herren eigener Geist' ein gewichtiges Wort mitspricht, so viel bleibt doch gewiß, daß die allseitige Veranlagung echtphilosophischer Köpfe ihren Gedankengängen eine repräsentativere Bedeutung gibt, als sie etwa denen der reinen Fachgelehrten, der Künstler oder der Praktiker zukommt. Und diese Bedeutung wird verstärkt, wenn sich der Grundgedanke, den eine Philosophie ausspricht, zugleich auch auf den anderen Gebieten geistigen Lebens ausgedrückt und bestätigt findet.

Und dies eben gilt von der Leitidee des Hartmannschen Denkens, von seinem Pessimismus und dem seiner Vorgänger. Wir wollen hier, um nicht ins unabsehbare zu geraten, nur auf die pessimistischen Grundzüge in vielen hervorragenden Dichtungen des 19. Jahrhunderts verweisen und geraten freilich notwendigerweise bereits hierbei noch ein Weniges ins 18. Jahrhundert zurück: Bereits ‚die Leiden des jungen Werther' sind keineswegs nur aus Goethes persönlichem Fühlen und Erfahren entsprungen, sondern die sentimentale Schwermut, welche seine urgesunde Natur durch diese Schöpfung überwand, trat gleichzeitig an vielen anderen Stellen, z. B. in Italien (Foscolo), ganz unabhängig zutage, und nur diese allgemeine Zeitstimmung erklärt den hinreißenden Erfolg und die Unzahl der Nachahmungen. Eine neue Hochwelle des ‚Weltschmerzes' setzt dann mit Byron ein, abermals weithin nachwirkend. Leopardi in Italien, Lenau, Hamerling u. a. in Deutschland sind von der gleichen Grundstimmung beseelt. Auch Hebbels ‚Pantragismus' gehört hierher. Heines innere Zerrissenheit bespiegelt sich zugleich in schmähender Zeitsatire und führt hinüber zu der revolutionären Anklageliteratur des Jungen Deutschland und entsprechenden Erscheinungen anderer Länder. Aber eindrucksvoller und nachhaltiger erhebt sich schwermutsvolle soziale Anklage in den trüben Sittenschilderungen zunächst des englischen und französischen Romans, dann auch des gesellschaftskritischen

* Im folgenden wurde vielfach die vorzügliche und ausführliche Darstellung zu Rate gezogen, die Arthur Drews von ‚Eduard Hartmanns philos. System im Grundriß' gibt. (Zweite, durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe, Heidelberg 1906, C. Winters Verlag.) Von diesem Werk seines freilich kritiklos begeisterten Anhängers sagt Hartmann selbst: ‚Wer dieses Buch gelesen hat, wird einen vollständigeren und besseren Überblick über meine Philosophie als durch die Lektüre eines meiner Hauptwerke erhalten haben und dann in der Lage sein, jedes Werk von mir über das Sondergebiet, auf das sein persönliches Interesse gerichtet ist, dem Zusammenhang meines Systems richtig einzugliedern.'

Dramas. Faſt nur die düſteren Schattenſeiten ſcheinen in der Welt zu exiſtieren, aus welcher die realiſtiſche Schule aller Literaturen ihre Stoffe holt, und wo ſich in jüngſter Zeit eine Rückkehr zur artiſtiſchen Pflege der ſchönen Form vollzieht, wirkt auch dabei ein weltverachtendes Anſtreben ſchöner Täuſchung nur allzu deutlich mit. Gewiß ſind dieſe Hinweiſe einſeitig gewählt, aber ſie ſollen auch zunächſt nur das eine verdeutlichen, daß in der letzten Zeitſpanne literariſcher Entwicklung peſſimiſtiſche Tendenzen weit zahlreicher und unausrottbarer ſich geltend machen denn irgend je zuvor.

Philoſophiſcher und dichteriſcher Peſſimismus ſtimmen vielfältig überein, und es fehlt nicht an Beurteilern, die ſie gänzlich gleichſetzen wollen. Man ſagt, der Peſſimismus ſei nicht eigentlich eine theoretiſch verſtandesmäßige, ſondern eine ſubjektive Gefühlsphiloſophie; er entſpringe nicht aus Überzeugungen, ſondern aus Stimmungen und Verſtimmungen; er ſei die eigentlichſte Blüte der neueren ſubjektiviſtiſchen Philoſophie, ganz entſprechend der von Friedrich Schlegel einmal geprägten Forderung: ‚Ein Philoſoph muß von ſich ſelbſt reden, ſo gut wie ein lyriſcher Dichter.‘ Was hieran wahr und falſch iſt, kann uns nur eine nähere Begriffsbeſtimmung des Peſſimismus und eine deutliche Unterſcheidung ſeiner Unterarten lehren.

Man kann, zumal angeſichts der dichteriſchen Ausſprache des Peſſimismus, unter dieſem eine beſtimmte Gemütslage verſtehen, die von unglücklichen Erlebniſſen, von Enttäuſchungen und Entbehrungen dermaßen erfüllt iſt, daß ſie unzugänglich wird für Eindrücke freudiger und tröſtlicher Art. Und wo etwa Freudiges auch einem ſolchen Gemüt ſich noch aufzwingt, wird es ſich ſelbſt die Freude zerſtören durch den Gedanken an ihre Vergänglichkeit, während es ſich andererſeits in alles Leidvolle nur noch tiefer hineingräbt und hier dem Gedanken an die Vergänglichkeit keine Stelle gibt. Klagen über die reale Schmerzensfülle des irdiſchen Daſeins und über die illuſionäre Nichtigkeit aller irdiſchen Freuden ſind die Grundthemen des dichteriſchen Peſſimismus. Aus ſolcher Stimmungslage können allgemeine philoſophiſche Lehrſätze, wie ſie ein Dichter niemals ausſpricht, ſehr wohl hervorgehen. Es kann aus den eigenen Erfahrungen und Beobachtungen außer der allgemeinen Gefühlsdiſpoſition auch das Verſtandesurteil entſpringen, daß in der Welt überall und notwendig die Schmerzen den Freuden an Zahl und Bedeutung überlegen ſind, daß in jenen der eigentliche Sinn des Lebens und der tiefſte Grund des Weltgeſchehens ſich offenbart. Wenn dieſe Art des Peſſimismus ſyſtematiſch ausgearbeitet und bewieſen werden ſoll, dann greift ſie immer zu jenem Rechenexempel zwiſchen Luſt- und Unluſtſumme, welches zuerſt Maupertuis im 18. Jahrhundert ausdrücklich durchgeführt hat. Es wird hierbei, ſo drückt ſich auch Hartmann aus, eine förmliche ‚Bilanz‘ aufgeſtellt; auf der einen Seite ſtehen als Aktiva die Freuden, auf der andern als Paſſiva die Leiden des Daſeins. Die Schlußabrechnung ergibt auf alle Fälle ein gewaltiges Überwiegen der Leiden. Um das Reſultat noch eindringlicher zu geſtalten, empfiehlt ſich eine recht kritiſche Zurückhaltung beim Aufſtellen der Aktiva. Schopenhauer

verfährt dermaßen radikal, daß er das Vorhandenſein eigentlicher Freuden völlig leugnet. Ein poſitives Luſtgefühl erkennt er überhaupt nicht an, ſondern was man ſo nennt, iſt ihm nur das Befreitſein von Unluſt. Damit ſind Leben und Leiden einander reſtlos gleichgeſetzt, und die Verneinung des Willens zum Leben ergibt ſich als ſo unmittelbare Folge, daß es der umſtändlichen metaphyſiſchen Begründung kaum mehr bedurft hätte. Gemäßigter und vorſichtiger iſt Hartmanns Verfahren. Er leugnet das poſitive Vorkommen von Luſtfaktoren keineswegs; ſein Bemühen iſt vielmehr darauf gerichtet, ihr bilanzielles Gewicht möglichſt herabzumindern, alle Freuden als illuſionär und vernünftigerweiſe nicht erſtrebenswert darzutun. Der dreizehnte Abſchnitt ſeines bekannten Hauptwerks ſoll ‚die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daſeins‘ dartun und hellt zu dieſem Behuf die Stufenfolge aller der ‚Illuſionen‘ auf, mittels deren ſich der Menſch ein tröſtliches Gegengewicht für ſeine Leiden einzubilden ſuche. Wir ſehen alſo ſchon hier: Bei Hartmann genügt zur peſſimiſtiſchen Abfindung mit dem Leben nicht das rein negative Verhalten, die bloße Verneinung des Willens zum Leben, ſondern es bedarf zur Überwindung der optimiſtiſchen Illuſionen eines poſitiven Tuns. Sein Peſſimismus iſt, wie er im Gegenſatz zu Schopenhauer betont, kein ‚quietiſtiſcher‘, ſondern ein ‚aktionsfreudiger, kraftvoll energiſcher‘. Der Wille wird recht eigentlich überwunden nur durch die ausgiebige Inanſpruchnahme einer anderen Geiſteskraft: der Vernunft. Damit wird die Entſcheidung auf die lange Bank geſchoben: Der Selbſtmord, welchen Schopenhauer wenigſtens in der asketiſchen Form des freiwilligen Hungertodes (vgl. ‚Die Welt als Wille und Vorſtellung‘ § 69) zuläßt, macht einem umſtändlicheren und langwierigeren Verfahren Platz; zuerſt muß durch die höchſtmögliche Entfaltung der menſchlichen Erkenntnis die volle Einſicht in die logiſche Notwendigkeit der Lebensverneinung gewonnen werden, die große Luſt-Unluſtbilanz muß bis zum letzten Poſten durchgerechnet und beſtätigt ſein. Das iſt nicht Aufgabe und Fähigkeit des einzelnen, ſondern kann nur der Menſchheit insgeſamt vorbehalten ſein. Solange dieſes Ziel noch in unerreichbarer Ferne ſchwebt, kann die Aufgabe des einzelnen nur darin beſtehen, unter Hintanſetzung aller perſönlichen Leiden die menſchliche Geſamtentwicklung zu dieſem Ziele hin nach Möglichkeit zu fördern, insbeſondere der wachſenden Durchgeiſtigung, der ſteigenden Bewußtſeinshöhe mit allen Mitteln zu dienen. Die ‚beſtmögliche Welt‘ gilt es zunächſt herbeizuführen, d. h. diejenige, welche vollkommen klaren Bewußtſeins ſich durch Selbſtvernichtung für immer zu erlöſen vermag. — Dieſer Grundgedanke wird ſpäter aus ſeiner metaphyſiſchen Ausgeſtaltung deutlicher werden. Hier kam es darauf an, die Eigenart des Hartmannſchen Peſſimismus näher zu beſtimmen und von anderen Arten abzugrenzen. Und ſoviel lehrt uns der bisherige Gedankengang, daß wir es hier mit einem durchaus hedoniſchen oder, wie Hartmann ſich ausdrückt, *eudämonologiſchen Peſſimismus* zu tun haben, d. h. mit einem ſolchen, welcher ausgeht von den zuſtändlichen Gefühlslagen, von der Abrechnung zwiſchen Luſt- und Unluſtſumme, welcher Wert und Un-

wert der Welt nach dem notwendigen Vorwiegen des einen oder anderen Gefühlstypus beſtimmt.

Von dieſem eudämonologiſchen Peſſimismus begrifflich völlig verſchieden, obwohl hiſtoriſch vielfach mit ihm verflochten, iſt eine andere Art des Peſſimismus, welche nicht von der Betrachtung der menſchlichen Gefühlszuſtände, ſondern von derjenigen der Willenshandlungen ausgeht. Der ethiſche Peſſimismus bezeichnet die Welt deshalb als ſchlecht und des Untergangs würdig, weil die Menſchen durchweg oder vorwiegend nach ſittlich niederen Motiven handeln und ihrer Natur nach ſtets handeln müſſen. Wenn wir zunächſt fragen, wie ſich dieſer Peſſimismus etwa in der Dichtung auch nur andeutungsweiſe bekunden könne, ſo iſt es klar, daß dazu in der Lyrik, dem Hauptfelde des eudämonologiſchen Peſſimismus, keine Möglichkeit beſteht. Es handelt ſich ja hier nicht eigentlich um die Ausſprache und Verallgemeinerung eigener Gefühlszuſtände, ſondern um die mit ſittlicher Selbſterkenntnis mehr oder minder gepaarte Betrachtung und Wertung fremden Tuns und Schickſals. Zu betrachtender Darſtellung von dergleichen bietet nur die proſaiſche Kunſtform des Romans Raum und Möglichkeit. Wenn wir den Urſprüngen des modernen ernſten Sittenromans nur ein wenig nachgehen, ſo ſtoßen wir alsbald auf einen Namen, der zugleich in der Philoſophie des 18. Jahrhunderts eine bedeutſame Rolle ſpielt und uns abermals die nahen Zuſammenhänge zwiſchen dichteriſchem und philoſophiſchem Peſſimismus verdeutlicht. Rouſſeaus Romane und Lehrſchriften betonen gleichermaßen den tiefen und — wenn man von utopiſtiſchen Zukunfts- und Naturſchwärmereien abſieht — unvermeidlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Anſteigen menſchlicher Kultur und dem Niedergang der Sittlichkeit. Rouſſeau iſt ethiſcher Kulturpeſſimiſt und vor ihm wie nach ihm gar mancher mehr verſtandeskritiſche Aufklärungsphiloſoph, z. B. bereits Pierre Bayle, gegen den Leibniz eigens ſeine Theodizee ſchrieb; Hartmann legt einem derartigen ‚moraliſchen Entrüſtungspeſſimismus‘, der noch bei Schopenhauer eine ſo große Rolle ſpielt und die Leugnung jeden Fortſchritts in der Geſchichte zur Folge hat, keine eigentlich philoſophiſche Bedeutung bei. Er iſt vielmehr in dieſem Punkte ganz Hegels Schüler und ſetzt das Wirkliche dem Vernünftigen gleich, die geſchichtliche Entwicklung der begrifflich-idealen. Hartmann will nichts von einem ethiſchen Wertmaßſtab wiſſen, der unabhängig von der Kenntnis wirklicher Weltentwicklung erkannt und nachträglich an dieſe angelegt werden könnte. Erſt aus ihrer Betrachtung, aus der Erkenntnis ihrer Entwicklungsrichtung und ihres Entwicklungszieles ergeben ſich ihm die ethiſchen Werte: In allen Vorgängen der untermenſchlichen Natur und des menſchlichen Bewußtſeinslebens herrſcht nach Hartmann eine einzige große Entwicklungsrichtung, eine durchgängige, auf das oberſte Ziel gerichtete Zweckſtrebigkeit, der ſich alle Individualzwecke minderen Grades unterordnen. Auch das Bewußtſeinsleben, welches bei den höchſten Entwicklungsſtufen auftritt, iſt nur Mittel zum Zweck. Denn auch im Verlauf der Bewußtſeinserſcheinungen ſelbſt tritt ſo wie bei den unbewußten Inſtinkten und den materiellen Vorgängen eine höhere Zweck-

ordnung hervor, welche nicht selbst wieder Ausfluß des menschlichen Bewußtseins sein kann. Die ganze Welt ist, und hierin knüpft Hartmann durchaus an Vorstellungen der Schellingschen Naturphilosophie an, ein einziger großer Organismus, von einer absoluten Substanz geistiger Natur getragen, welche in der Vielheit der Dinge Erscheinung wird. Panpneumatismus nennt Hartmann seine Anschauung oder konkreten Monismus. Er betont also, daß der letzte Weltgrund und damit auch das letzte Weltziel einheitlich, pneumatisch, geistig sei; aber er wehrt es uns durchaus, diesem Geist ein Bewußtsein, so wie wir es haben, zuzuschreiben. Anknüpfend an Schelling, welcher bereits von einem ‚ewig Unbewußten' spricht, welches ‚die unsichtbare Wurzel der Natur und des Geistes', ‚Grund zugleich der Gesetzmäßigkeit und Freiheit' ist, nennt Hartmann das Absolute ebenfalls ‚unbewußt', ohne damit irgend eine nähere metaphysische Bestimmung zu geben. Trotzdem legt er befremdenderweise besonderen Wert darauf, diesen Begriff nachdrücklich von der theistischen Gottesvorstellung zu unterscheiden, und das ist naturgemäß gerade in ethischer Hinsicht von weittragenden Folgen. In diesem Punkt betont er scharf seinen Gegensatz gegen Kant, den er im übrigen als ‚Vater des modernen Pessimismus' reklamiert. Hinsichtlich der hedonischen Lust-Unlustbilanz halte doch Kant die Antwort von Maupertuis offenbar für richtig, in der Wertung des Kulturfortschritts zeige er sich von Rousseau stark beeinflußt und gebe sogar einem moralischen Entrüstungspessimismus mehr als nötig Raum, wie könne er dann folgerichtigerweise nachträglich durch einen transzendenten Optimismus alles wieder ausgleichen wollen, d. h. durch die Seligkeit im Jenseits alle Trübsal des Diesseits harmonisch aufzulösen vermeinen? Wenn gemäß Kants rigoristischer Moral jede Beimengung eudämonistischen Glücksbegehrens zu dem reinen Pflichtbegriff verpönt ist, dann darf auch nicht nachträglich als ‚Postulat der praktischen Vernunft' die Vorstellung auftauchen, daß im Jenseits Tugend und Glückseligkeit vereinbar sind. Denn hierbei wird ‚etwas psychologisch Unmögliches gefordert: nämlich eine zur Willensanregung geeignete Vorstellung zwar vor Augen zu haben, ohne sich doch durch dieselbe motivieren zu lassen'. Tatsächlich muß vielmehr, so deduziert Hartmann sehr geschickt, als Voraussetzung für die praktische Verwirklichung Kantscher Moral ein transzendenter Pessimismus gefordert werden: der vollkommene Verzicht auf positive Glückseligkeit in dieser und jener Welt. Bei Durchführung des rein philosophischen Standpunktes hätte Kant nur fragen können: Wie muß der absolute Grund der Welt gedacht werden, wenn er ohne Widerspruch mit sich selbst zur Setzung einer solchen Welt gelangt sein soll? An dieser natürlichen Problemstellung und entsprechender Antwort sei aber Kant durch Voraussetzung eines christlichen Gottesbegriffs und Unsterblichkeitsglaubens, welche beide Hartmann ablehnt, gehindert worden.* Hartmanns speziellere Kämpfe mit der

* Die sehr lesenswerte Auseinandersetzung mit Kant bildet den vierten Abschnitt des Hartmannschen Werkes ‚Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus', von dem die 2. Auflage (Leipzig 1891, bei W. Friedrich) vorzuziehen ist.

christlichen Theologie und Ethik fallen außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Daß er die gedankliche und kulturelle Situation seiner kirchlichen Gegner so pessimistisch als möglich auffaßt, kann nicht wundernehmen. Katholische Apologeten, wie Hettinger und Schell, sind ihm die Antwort nicht schuldig geblieben. Ein Verdienst kann man aber auch gewissen Kapiteln der einschlägigen Streitschriften nicht absprechen. Hartmann hat darin mit schonungsloser Logik die ganze Halbheit jener zeitgenössischen Kompromißversuche aufgedeckt, die ein undogmatisches Christentum behaupten zu können glauben. Er wollte eben die Bahn ganz frei machen für die reine ‚Religion des Geistes', wie er sie von der Zukunft erwartet.

Angesichts der bestimmten metaphysischen Aufstellungen, welche er als gesicherten Unterbau dieser Zukunftsreligion ansah, erhebt sich ohne weiteres die Frage: Wie fand Hartmann überhaupt gegenüber der Kantschen Vernunftkritik und der noch viel weiter gehenden Metaphysikscheu der Neukantianer und neuzeitlichen Positivisten die erkenntnistheoretische Legitimation zum Ausbau einer so positiven Metaphysik? Wie fand er sich mit dem ‚wissenschaftlichen Pessimismus' ab, welcher schon von den Zeiten der französischen und englischen Aufklärer her den skeptischen Verzicht auf philosophische Weltanschauung fordert? Ein universeller Pessimismus müßte ja ebenso wie die Enttäuschung des Glückseligkeitsverlangens und Sittlichkeitsstrebens auch die des Wahrheitsdurstes lehren, und bereits Pierre Bayle, der Pionier der französischen Aufklärung, fand dafür die einfache Formel, daß unsere Vernunft stark sei im Aufdecken von Irrtümern, aber schwach in der Erkenntnis der Wahrheit. Hartmann hat sich mit dieser ganzen intellektuellen Skepsis dadurch abgefunden, daß er mit der ihr zugrunde liegenden einseitigen Wertschätzung des rationalen Erkennens brach. Gerade in diesem Irrationalismus, der schon bei Schelling und Schopenhauer vorgebildet ist, liegt sicherlich einer der bezeichnendsten Züge seines Systems; Drews schreibt sogar dieser Wendung, welche mit der ganzen philosophischen Überlieferung seit Descartes bricht, eine epochale Bedeutung zu. In jedem Falle wird hier eine Auffassung der philosophischen Erkenntniskraft theoretisch vertreten und praktisch durchgeführt, der eine starke Eigenart nicht abzusprechen ist. Hartmann entzieht seine metaphysischen Grundvorstellungen dem kartesianischen Kriterium der rein logischen Klarheit und Deutlichkeit, indem er alle Geistestätigkeit als ein Zusammenwirken bewußter und unbewußter Faktoren auffaßt, wie es bereits Schelling hinsichtlich der ästhetischen Tätigkeit getan hatte. Wie der Künstler die unbewußten Eingebungen seines Genius im bewußten Schaffensprozeß nur ausgestaltet, kritisch sichtet und ordnet, so seien auch die Leitbegriffe eines jeden schöpferischen Denkers und speziell des Metaphysikers unbewußten, geradezu mystischen Ursprungs: ‚Von Mystikern gingen die religiösen Offenbarungen aus, von Mystikern die Philosophie; die Mystik ist die gemeinschaftliche Quelle beider; ... so erkenne ich in der ganzen Geschichte der Philosophie nichts anderes als die Umsetzung eines mystisch erzeugten Inhalts aus der Form der Bilder

oder der unbewiesenen Behauptung in die des rationellen Systems.' Der Grund, warum die Mystik in Philosophie umschlage, liege nur in der ‚Formlosigkeit des rein mystischen Resultates, welches notwendig streben muß, eine Form zu gewinnen'. Als einen künstlerischen Formprozeß, der auf möglichst konkrete Gestaltgebung abzielt, betrachtet demnach Hartmann letzten Endes seine gedankliche Arbeit, und das Resultat derselben zeigt um so deutlicher den ästhetischen Grundcharakter, als Hartmann in derselben Zeit, da er seine ‚Philosophie des Unbewußten' schrieb (1864—1867), auch seine unter dem Decknamen Karl Robert veröffentlichten Dramen verfaßt hat.

Hartmann ist genau ebensosehr Dichterphilosoph als diejenigen seiner Vorläufer, denen er sich am verwandtesten fühlt, der Neuplatoniker Plotin* und Schelling, dessen Ansehen er noch 1897 in einer eigenen Monographie an Stelle des Kantschen zu rücken suchte. Unseres Erachtens kann man daher der Hartmannschen Metaphysik nur gerecht werden, wenn man sie recht eigentlich als eine ‚Begriffsdichtung' ansieht und dem vergeblichen Bemühen eines rein logischen Verständnisses von vornherein entsagt. Hartmann war, sofern er seinen eudämonologischen Pessimismus nicht im metaphysischen Jenseits Lügen strafen wollte, genötigt, den Diesseitsschmerz auch in jenes zu übertragen. Dabei mußte ihn aber sein evolutionistischer Optimismus doch wieder hindern, dem letzten Weltgrund einen solch lyrisch-resignierten Charakter zu geben, wie ihn der Schopenhauersche Weltwille trägt. Sein seelisch-künstlerisches Temperament konnte sich vielmehr nur in der Vorstellung eines dramatischen Weltverlaufs genügen, eines ‚kosmotragischen', wie er ihn selbst gelegentlich nennt. So trug er den tragischen Zwiespalt in das absolute ‚Unbewußte' hinein; es ist weder allein Vernunft (Hegel), noch allein Wille (Schopenhauer), sondern beides zugleich, und aus dem Widerstreit dieser beiden Seiten geht die ganze Weltentwicklung und insbesondere alles Bewußtseinsgeschehen hervor. Das Bewußtsein ist ihm gleichsam nur der elektrische Funke, der beim Ausgleich der beiden Elektrizitäten aufblitzt. Im Bewußtsein hat sich die intellektuelle Seite des Unbewußten von der voluntaristischen schmerzvoll emanzipiert, aber mit der Entfaltung des Bewußtseins wächst auch die Einsicht in die Notwendigkeit einer Rückkehr in den Urgrund, einer Erlösung des pantheistischen Alls, einer ‚Widerbringung aller Dinge in Gott'. Man hat diese Vorstellungsweise nicht ohne Grund als eine pantheistische Verzerrung und förmliche Umkehrung des christlichen Erlösungsgedankens gebrandmarkt. Aber statt darin, wie T. Pesch und Stöckl ein wahrhaft ‚satanisches' Geisteswerk zu finden, können wir darin nur eine ebenso wirklichkeitsentrückte als genial erfundene ästhetische Weltansicht

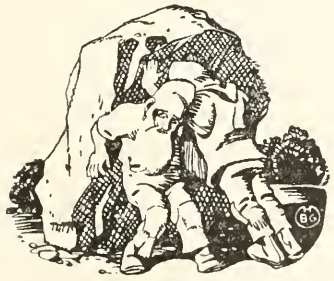
* O. Kiefer im Vorwort seiner prächtigen Auswahl-Übersetzung von ‚Plotins Enneaden' (2 Bde., Jena und Leipzig 1905, bei Eugen Diederichs) rühmt Hartmann als den ersten Forscher, ‚welcher, Plotins Geist kongenial, diesem letzten wirklich großen Hellenen durchaus gerecht wurde.' — Auch in der Würdigung Schellings, welche Prof. M. Baumgartner im Augustheft 1904 von ‚Hochland' gegeben hat, ist auf dessen geistige Verwandtschaft mit Plotin ausdrücklich verwiesen.

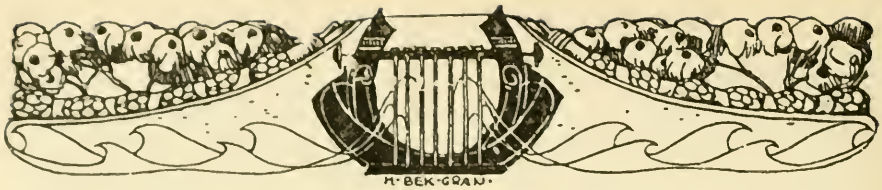
erblicken. Es fiele nicht schwer, zum Beweise dessen die außerordentlich zahlreichen Wechselbeziehungen aufzuführen, welche zwischen Hartmanns Metaphysik einerseits und seiner wertvollen Ästhetik andrerseits bestehen. Nur weniges sei hier diesbezüglich noch angedeutet. Hartmann betont neben dem Kunstschönen besonders entschieden auch das Naturschöne. Der Künstler setzt nach ihm nur das Werk jenes ‚absoluten Schöpfergeistes' fort, von dessen ‚unbewußter Genialität' die Natur allenthalben zeugt. Von hier aus gelangt man auch am besten zum Verständnis der letzten Triebkräfte in Hartmanns Naturphilosophie. Erst jüngst hat Karl Joël in einem geistvollen, obzwar einseitig auffassenden Buche den ‚Ursprung der (älteren) Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik'* dargetan und dabei auch die nahen Beziehungen zur Dichtung betont. Die gleichen Wurzeln liegen in Hartmanns Naturphilosophie noch offen zutage. Sein Nachweis der durchgängigen Naturteleologie fällt meist unmittelbar zusammen mit dem Nachweis der formalen, organischen Einheit, wie sie ursprüngliches Naturgebilde und vollkommenes Kunstwerk seinen Augen gleichermaßen zeigen. — Ein weiterer Verknüpfungspunkt seiner Metaphysik mit seiner Ästhetik liegt darin, daß er unter den Modifikationen des Schönen die konflikthaltigen (Komik, Tragik, Humor) den konfliktlosen (Erhabenes, Anmutiges 2c.) durchaus überordnet, und daß er insbesondere den mikrokosmischen Charakter des Tragischen so nachdrücklich betont. Das Tragische in der Kunst vollkommen verstehen und anerkennen, so meint er, ‚kann nur eine Philosophie, welche die universelle Willensverneinung als den Endzweck des makrokosmischen Prozesses proklamiert.'

So treten auch in der höchsten systematischen Ausgestaltung, welche der Pessimismus bisher erfahren hat, die Beziehungen zwischen philosophischem und dichterischem Pessimismus allenthalben zutage.

---

* Jena 1906, bei Eugen Diederichs.





Paul v. Jankós Neuklaviatur.

Von

Johannes Moser.

Unsere Tasteninstrumente lassen die Töne auf sehr verschiedene Weise entstehen. Bei der Orgel klingt die in Pfeifen eingeschlossene Luftsäule. Im Harmonium wie in der Mund- und Handharmonika tönt die von einem Luftstrom getroffene Metallzunge. Im Klavier hören wir nicht sowohl die Stahlsaiten, als vielmehr eine hölzerne Resonanzplatte, die durch angeschlagene Saiten in Zwangsschwingungen versetzt wurde.

Bei so verschiedener physikalischer Beschaffenheit haben alle Tasteninstrumente das Gemeinsame, daß ihre Töne festliegen: sie werden mechanisch auf einer Klaviatur hervorgebracht. Diese besteht aus zwei übereinander liegenden Reihen von weißen und schwarzen Tasten. Der Umfang ist nach Zweck und Preis des Instrumentes verschieden. Die weißen Tasten liegen lückenlos nebeneinander. Die schwarzen sind wesentlich schmäler und abgeschrägt; sie treten zwei Finger breit zurück und sind abwechselnd in Gruppen zu zwei und drei geordnet. Von den sieben Halbtönen der Oktave liegen fünf in der oberen, zwei in der unteren Reihe, dort, wo die schwarze Tastatur die beiden Lücken zeigt.

Warum diese umständliche Schilderung? Sehen wir das Klavier nicht alle Tage? Sehen ist noch nicht beobachten. Man muß aber diese Dinge klar vor Augen haben, um zu verstehen, worum es sich handelt: um die Frage nämlich: ‚Ist die heutige Klaviatur zweckmäßig?‘ Ganz selbstverständlich ist die Sache nicht. Vielmehr läßt sich zeigen, daß die herkömmliche Klaviatur den Bedürfnissen der Neuzeit keineswegs entspricht.

I.

Die Taste bildet das Werkzeug zu einer mechanischen Arbeitsleistung der Hände mit dem Zwecke, rhythmisch und melodisch geordnete Töne und weiterhin musikalische Wirkungen hervorzubringen. Wir müssen also fragen: ‚Wird dem Künstler die körperliche Arbeit und dem Komponisten die musikalische Wirkung durch die bisherige Klaviatur erleichtert oder doch nicht unnötig erschwert?‘ Die ehrliche Antwort lautet auf beide Fragen: ‚Nein, leider nein.‘

Das fordert einen doppelten Beweis.

Der langgestreckte steife Bau der heutigen Klaviatur entspricht nur mangelhaft dem abgerundeten, fein gegliederten Bau der menschlichen Hand. Er zwingt zu Bewegungen, die den anatomischen Verhältnissen widersprechen und die Gesundheit von Nerven und Muskeln gefährden.

Die Hand ist ihrer Natur nach ein Werkzeug zum Greifen. Deshalb stehen vier Finger in einer Reihe und bilden mit ihren Spitzen nur bei geschlossener Faust eine gerade Linie. Der Daumen sitzt beträchtlich tiefer, den Fingern gegenüber. Um ein größeres Intervall zu greifen, muß sich die Hand gewaltsam spreizen und nach auswärts drehen. Kleine Hände können eine Oktave nicht mehr umfassen, noch weniger einen vollen Akkord. Wer keine richtigen ‚Klavierhände' mitbringt, muß auf die Dezime, eine der reizvollsten Wirkungen des modernen Klavierspiels, von vornherein verzichten. Die Anstrengung der Muskulatur ist aber sehr merklich, wie sich auch der Nichtklavierspieler überzeugen kann. Man braucht nur die Hand etwas nach außen zu drehen und stark zu spreizen, in der Art, daß man sie über die Knöchel hinüber in sich selbst ohne Nachhilfe kräftig auseinander drückt und dabei versucht, die Finger in eine Linie zu bringen, wie es beim Klavierspiel geschieht. Ein unbehagliches Gefühl schleicht den Arm entlang bis zu den Schulterblättern herauf. Bei längerer Dauer der Übung tritt Schmerzhaftigkeit ein.

Die Schmerzempfindung des Ungeübten wird durch Anpassung allmählich überwunden. Bei sehr starker Inanspruchnahme der Hände aber bereitet die Spreizhaltung eine spätere Erkrankung der Handmuskulatur vor, die mit dem Wesen des heutigen Klavierspiels zusammenhängt. In ungünstigen weiten Lagen muß die Taste geschlagen, richtiger gestoßen werden. Der Stoß trifft die Stelle, wo das feine Gefühl sitzt, und pflanzt sich die Nervenbahnen entlang fort; bei Forte-Stellen wird der ganze Oberkörper erschüttert. So entsteht ein Reizzustand, der zu wirklicher Erkrankung disponiert. Die Krankheit kommt zum Ausbruch, wenn durch vollgriffige Akkorde, fortgesetzte Oktaven- und Dezimenübungen, Bewältigung einer schwerfälligen Mechanik, angestrengtes Forte-Spiel oder andere Umstände die physiologische Leistungsfähigkeit überschritten wird. Gibt es doch so ‚vertrackte' Übungen, daß ihre Urheber selbst davor warnen, sie allzu lange fortzusetzen, weil dauernde Schädigungen der Handmuskulatur entstehen könnnten. In der Tat sind Muskelzerrungen, Sehnenscheidenentzündungen, Anschwellungen, Rückenmarksreizung mit Nervenschmerzen an den verschiedensten Stellen des Oberkörpers und andere unliebsame Erscheinungen häufig genug Folge eines unvorsichtigen Klavierspiels.

Billroth spricht mit Recht von einer ‚jüngsten Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts'. Die Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß ein erheblicher Prozentsatz der Klavierspieler und mehr noch der Klavierspielerinnen mit krankhaften Veränderungen der Arme und Hände zu kämpfen hat. Professor Zabludowskis Darlegungen über Wesen und Ausbreitung der Klavierkrankheiten auf dem chirurgischen Kongresse zu Berlin im Jahre 1900 erregten kein geringes Auf-

sehen. Niemand hatte sich die krankhaften Erscheinungen so schwerwiegend und so weit verbreitet vorgestellt.

Wie viel Idealismus und künftiges Glück so durch ein tragisches Schicksal Tag um Tag vernichtet wird, entzieht sich der Berechnung. Schriftsteller, die mit ihrem Talente auch ihrem Volke dienen wollen, fänden hier ein dankbares Motiv der Aufklärung und Warnung.

II.

Musikalisch betrachtet steht der unsymmetrische und deshalb komplizierte Bau der Klaviatur mit dem sehr einfachen Bau unseres heutigen Tonsystems in offenem Widerspruch. Deshalb trifft der ausübende Künstler auf zahlreiche Schwierigkeiten, die mit dem Wesen des Instrumentes nichts zu tun haben. Diese Schwierigkeiten sind seit dem Auftreten von Liszt außerordentlich gewachsen. Aber schon gleich nach Beethoven finden sich in der Klavierliteratur Stellen genug, die auf der bisherigen Klaviatur gar nicht vorschriftsmäßig ausgeführt werden können.

Auf den ersten Blick erscheinen die schwarzen Tasten nicht als gleichberechtigt mit den weißen. Sie liegen um das Doppelte weiter zurück, als nötig wäre, zerfallen durch zwei unschöne Lücken in ungleiche Gruppen und sind weit kürzer und schmäler gebaut, 0,9 cm statt 2,4 cm. Sie machen den Eindruck von Neben- oder Hilfstasten, obschon sie keineswegs für schmälere Finger oder untergeordnete Töne bestimmt sind.

Unsere Klaviatur ist technisch und musikalisch ein Zwitterding: teils diatonisch, teils chromatisch. Nicht Laune oder Zufall sind daran schuld, nur ihre allmähliche Entwicklung aus der altkirchlichen diatonischen Musik und ihre langsam fortschreitende Anpassung an das neuere chromatische Tonsystem.*

Die alte Kirchenmusik geht auf das griechische Tonsystem zurück und hat deshalb acht bezw. vierzehn Tonarten richtiger Tonreihen, die infolge der wechselnden Lage ihrer Halbtöne nach Charakter oder musikalischer Stimmung wesentlich verschieden sind.

Setzen wir der Einfachheit halber die jonische Tonart, unser heutiges C-dur, als erste, so werden die übrigen sieben Tonreihen in der Art gebildet, daß immer die nächste diatonische oder leitereigene Stufe zum Ausgangspunkte genommen wird. Die dorische, von D aus beginnend, hat also ihre beiden Halbtöne nicht zwischen der dritten und vierten bezw. siebenten und achten, sondern bereits zwischen der zweiten und dritten und der fünften und sechsten

* Diatonisch = durch die Töne, d. h. von Ton zu Ton fortschreitend, und zwar zu einem der betreffenden Tonleiter angehörigen oder leitereigenen Ton. In der altkirchlichen Musik werden nur die leitereigenen Töne zur Melodiebildung verwendet. — Chromatisch (farbig), d. h. jede Klangstufe benutzend, ob leitereigen oder leiterfremd, bildet die neuere Musik ihre Melodien. Auffallend reiche Chromatik zeigt (in ihren halbtönigen Fortschreitungen) die Schreibart Rich. Wagners; noch weiter gehen Rich. Strauß und die Epigonen.

Stufe; die phrygische, mit E beginnend, hat ihre Halbtöne zwischen der ersten und zweiten und zwischen der vierten und fünften Stufe usw. Nur das B wurde zur Vermeidung der Härte F-H als fremder Halbton zugelassen.

Wir sehen deshalb das kirchliche Tasteninstrument, die Orgel, nur mit einem kurzen Manual für die leitereigenen Töne und einer Hilfstaste für den Halbton B ausgerüstet. Es genügte dies zur einstimmigen Begleitung des Chorals, der von wenigen Chorsängern vorgetragen wurde. Mit der weiteren Entwicklung und der wachsenden Zahl der Chorsänger jedoch ergab sich die Notwendigkeit, zu transponieren, während gleichzeitig die Anfänge des Kontrapunktes zu mehrstimmiger Begleitung drängten. Den diatonisch sich folgenden Claves der Orgel wurden deshalb nach und nach weitere Halbtöne beigefügt, bis zuletzt alle Zwischenstufen vertreten waren und mittelst der fünf Hilfstasten jede Transponierung vorgenommen werden konnte. Heute noch trifft man Orgeln mit unvollständiger Klaviatur, namentlich im Pedal, wo etwa Es und Des fehlen.

Die alten Tonarten wurden noch lange festgehalten, auch im weltlichen Liede, dem Madrigal. Erst später entsprach der ernste und feierliche Charakter vieler ‚Kirchentöne' nicht mehr dem musikalischen Empfinden. Die Komponisten schränkten sich bei Auswahl der Tonarten immer mehr ein und blieben zuletzt bei der jonischen und dorischen stehen, die wir heute noch besitzen. Die jonische entspricht genau unserer C-dur, die dorische etwa unserem D-moll. Indem wir beide ‚Tongeschlechter' nach den verschiedenen Tonstufen transponieren, erhalten wir je zwölf Tonarten, die sich zwar in der Höhenlage, nicht aber in ihrem musikalischen Charakter unterscheiden wie die alten. Die geringen Unterschiede in der Klangfarbe beruhen auf der seit C. S. Bach durchgeführten temperierten Stimmung, sind also mehr akustisch-physikalischer als musikalischer Natur und hindern keineswegs den unbeschränkten Übergang von einer Tonart in die andere.

Das unbeschränkte Ineinanderfließen aller Tonarten, mit anderen Worten die unbeschränkte Chromatik ist der neueren Musik wesentlich. Deshalb ist eine Klaviatur rückständig, die in der Spielbarkeit der verschiedenen Tonarten einen Unterschied machen und zwischen Haupttasten und Hilfstasten unterscheiden muß, weil sie ursprünglich nicht chromatisch, sondern organisch gegliedert ist. Wir haben ja gesehen, daß die C-dur-Tonleiter — wozu auch A-moll zu rechnen ist — also eine Melodie mit bestimmter Lage der Halbtöne der heutigen Klaviatur zugrunde liegt.

Diese melodische Ordnung der Tasten hat sich innerlich überlebt. Sie ist heute unwahr geworden. Theoretisch berechtigt ist nur eine symmetrisch gebaute Tastatur mit lückenlos einander folgenden Halbtonstufen. Wir dürfen ohne weiteres behaupten, daß unsere C-dur-Klaviatur für neuere Musik sich immer weniger eignet, je reicher nämlich die Chromatik wird. Die neuere Klaviermusik aber ist voller Chromatik; man denke nur an Joh. Brahms und M. Reger. Außerdem besitzt der Komponist in wuchtigen Akkordenfolgen, im brillanten

Oktaven- und Dezimenspiel, in chromatischen Doppelläufen und Trillern, im eleganten Glissando, im Wechsel des Anschlags und der Dynamik wirkungsvolle, aber mühsam errungene künstlerische Ausdrucksmittel, die durch einen Mechanismus, der dem Tonsystem fremdartig gegenübersteht, nicht noch schwieriger gemacht werden dürfen.

Denn: auf einer willkürlich unterbrochenen Klaviatur so zu spielen, daß keine leise Spur dieses Bruches mehr übrig bleibt, ist zwar keine Kunst, wie manche Pianisten glauben, aber doch eine Kunstfertigkeit, die niemand ohne ausdauernde, jahrelange Übung und ohne stete Gefahr schwerer Gesundheitsschädigung erringen kann.

III.

Physiologisch und klaviertechnisch einwandfrei wird die Hand dann arbeiten, wenn sie aus der ‚Spreizhaltung' in die ‚Griffhaltung' übergehen kann wie beim Violinspiel. Die Intervalle dürfen nicht mit künstlich ausgereckten Fingern angeschlagen werden; sie müssen mit natürlich gekrümmter Hand zu erreichen sein. Die Hand soll greifen, nicht ausgereckt stoßen.

So Paul von Jankós genialer Gedanke.

Von Haus aus Mathematiker, ein Schüler von Helmholtz, fühlt Jankó das brennende Verlangen, seine bedeutenden musikalischen Fähigkeiten als ausübender Künstler zu betätigen. Zu kleine Hände wehren ihm, das Höchste zu erreichen. Ein eigens erdachter, sehr geschickt angewandter Fingersatz genügt nicht, die Kritiker zu befriedigen. Die Not macht den Mathematiker zum Erfinder.

Jankó muß zunächst die Oktavenspannung vermindern. Dies läßt sich in ausgiebigem Maße ermöglichen durch Einschiebung einer Obertaste in die unbenutzten Lücken zwischen den Halbtönen d-f und h-c. Dabei wird die Tastenbreite, die erst durch das persönliche Bedürfnis A. Rubinsteins unzweckmäßig groß geworden ist, wieder eingeschränkt. So gelingt es, die Oktave auf den Raum einer Sexte zusammenzudrängen. Die Klaviatur zeigt dann folgendes Bild:

Obertasten		cis	dis		f	g	a	h	cis
Untertasten	c	d		e	fis	gis	b	c	d

Der Aufbau ist vollkommen symmetrisch. Sämtliche Tasten sind von gleicher Länge und gleicher Breite; sie folgen lückenlos aufeinander. Jede Taste ist von der Nebentaste durch eine ganze, von der Obertaste durch eine halbe Tonstufe entfernt. Folglich gehören zu gleichen Intervallen auch gleiche Abstände, und die Transponierung einer Tonfolge ändert nicht die Haltung der Hand, mit anderen Worten: In allen Dur- und in allen Moll-Tonarten bleibt der gleiche Fingersatz bestehen.

Technische Schwierigkeiten, die zu Klavierkrankheiten führen, gibt es keine mehr. Die Oktave wird gegriffen wie seither die Sexte, die Dezime

wie die Oktave. Die Drehung der Hand nach außen fällt weg, weil die Breite der Klaviatur eingeschränkt ist, und weil die natürlich gekrümmten Finger ihre Tasten in drei verschiedenen Ebenen finden. Beim Legato gleiten die Hände mühelos auf jeden Akkord hinüber. Eine gleichzeitig zweimal anzuschlagende Taste ist auch zweimal in nächster Nähe vorhanden.

Um für alle Fälle die ‚Grifffhaltung' zu sichern, hat Jankó noch zwei vollständige Klaviaturen hinzugefügt. Wir haben also sechs treppenförmig übereinander liegende Tastenreihen mit lauter Ganztönen. Je drei Reihen beginnen mit C, drei mit Cis. Letztere um eine halbe Tastenbreite nach rechts verschoben, so daß eine dreifache chromatische Klaviatur entsteht.

Wie verhält es sich aber mit der praktischen Brauchbarkeit der Jankó-Klaviatur?

Wird der Hebel durch die drei Anschlagstellen nicht zu schwerfällig? Liegt nicht eine noch größere Schwierigkeit in der Zusammendrängung der Oktave auf den Umfang eine Sexte?

Bei der alten Klaviatur liegt die Taste ziemlich genau in der Verlängerung der zugehörigen Saiten. Bei Jankó trifft dies nur für die Mittellage zu; weiter nach rechts und links beginnt die Abweichung von der geraden Linie, weil ja der Natur der Sache nach die Tastatur einen wesentlich schmäleren Raum einnimmt als auf der Normalklaviatur, etwa 88 cm statt 120 cm. Der Hebel muß also einen Winkel erhalten, der um so schärfer wird, je weiter die Taste sich von der Mitte entfernt. Kann aber ein seitlich gekrümmter Hebel zuverlässig arbeiten? Wird nicht die Gefahr des Umkippens durch seine ungewöhnliche Höhe noch gesteigert?

In der Tat, alle diese Schwierigkeiten liegen in der Sache selbst; aber sie sind nicht unüberwindlich, wie die Geschichte des Jankóhebels beweist.

Heute kann man der Neuklaviatur in Konzertsälen begegnen. Trotzdem gibt es noch Skeptiker, denen der Jankóhebel nicht sympathisch ist. Schwer ist aber zu entscheiden, ob den Zweiflern die Mühe des Umlernens, wofür sie acht Monate rechnen müssen, zu groß ist, oder ob sie aus eigener Erfahrung die mechanische Vollkommenheit der Tastatur für ungenügend halten. So viel aber geben alle zu, daß für private Zwecke das Problem vollständig gelöst ist.

Die einzige und wirklich bedeutende Schwierigkeit, die erhoben wird, ist die scheinbar unvermeidliche Isolierung des Jankóspielers. Er kann nicht auf anderen Instrumenten spielen, und andere können sein Klavier nicht benützen. In Wahrheit ist die Sache nicht so schlimm. Der Jankóspieler lernt verhältnismäßig leicht, sich auf der alten Klaviatur zurechtzufinden, da er ja Klavier spielen kann und genau weiß, wie die Sache klingen soll. Andere aber können sein Instrument benützen, wenn es eine auswechselbare Klaviatur hat. Schon lange gibt es Instrumente, deren Klaviatur wie eine Schublade herausgenommen und durch die alte ersetzt werden kann. Neuerdings baut W. Menzel in Berlin ein Pianino, bei dem beide Klaviaturen auf einem

einzigen Stuhlrahmen sitzen, der sich in seiner Achse dreht. Wenige Sekunden genügen, um ohne Mühe und Gefahr die gewünschte Klaviatur nach oben zu bringen.

So bleibt also für die Jankó-Klaviatur als letzte große Schwierigkeit die liebe Gewohnheit, die jeder Neuerung entgegensteht. Der Kampf dagegen einzig durch private Bemühungen ist freilich sehr schwer. Staatliche und städtische Konservatorien müßten der genialen Erfindung endlich die verdiente Aufmerksamkeit schenken. Es sollte nicht vorkommen, daß Pianisten von Ruf, die das Publikum als Fachleute zu betrachten gewohnt ist, die Jankó-Klaviatur nur vom Hörensagen kennen. Musikalische Korporationen dürfen sich in ihren Gutachten an Behörden und Kongresse nicht für inkompetent erklären und dadurch den Fortschritt einer Sache hemmen, deren innere Wahrheit nicht mehr angefochten werden kann.

IV.

Was sagen nun die Gegner?

Sie sagen: Es ist an und für sich gleichgültig, wie der einzelne Künstler zu einem Erfolge kommt. Ob er sich mehr oder weniger quälen, mehr oder weniger entbehren und arbeiten muß, das kann die Öffentlichkeit nicht interessieren. Warum sollen wir mit dem Klavierspieler eine Ausnahme machen, mit seinen Klagen und Wünschen uns beschäftigen?

Der Einwand bildet willkommene Gelegenheit, auf die große soziale Wichtigkeit der Sache hinzuweisen.

Bei keiner Kunstübung treten so schwere Berufskrankheiten auf wie beim Klavierspiel. Werden aber Menschenkräfte planmäßig und nutzlos, völlig oder zum Teil ruiniert, so hat die Öffentlichkeit daran ein Interesse, sei es in humanitärer oder in nationalökonomischer Beziehung. Es geht aber durch übermäßiges Klavierspielen und überflüssige Tastenarbeit nicht nur erhebliches Kapital an Geld verloren, das besser zu verwenden wäre, auch die bereits zum Volksübel gewordene Nervosität wird weiter ausgebreitet. Der Staat aber hat ein Interesse daran, gesunde Bürger zu besitzen. Die Kinder sollen nicht nervös gemacht werden, weil sie eine Handarbeit verrichten müssen, die ihnen widersteht, weil sie mit ihren vierundzwanzig Tonleitern nicht fertig werden können und sich stundenlang auf den Klavierstuhl gebannt sehen, während Geist und Körper nach Sonnenschein und frischer Luft verlangen. Muß nicht die Erziehung darunter leiden? Werden nicht die höheren Güter des Familienlebens und des pflichtgemäßen Eifers für die Schule dadurch geschädigt?

Durch die Schule aber könnte der Staat darauf hinwirken, daß beim Musikunterricht die Kinder auf einer hygienisch und technisch einwandfreien Tastatur angeleitet werden. Die Eltern aber wären zu ermahnen, nicht ohne sorgfältige Prüfung der Befähigung ihre Kinder dem Musikunterrichte zuzuführen. Schonung und Schutz den Schwachen muß auch hier die Losung werden.

In zweiter Linie behaupten die Gegner siegesbewußt: Wenn es wahr ist, daß die Jankó-Klaviatur das Spiel ungemein erleichtert, so darf man erst recht nicht dafür eintreten. ‚Das deutsche Volk ist jetzt schon auf dem besten Wege, sich ganz dumm zu musizieren' (Riehl). Und was soll daraus werden, wenn nicht nur der ernste Künstler die Klaviertechnik beherrschen lernt, wenn vielmehr der erste Beste mit etwas Talent und Fleiß sich nur an die Jankó-Klaviatur zu setzen braucht?

Auch die Schwierigkeit, sich auf den sechs übereinander liegenden Tastenreihen zurechtzufinden, wird öfter hervorgehoben. Die Erfahrung zeigt aber, daß Erstlernende und besonders die Kinder diese Schwierigkeit gar nicht empfinden. Nur der Umlernende, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bedarf in den ersten vier oder fünf Stunden besonderer Aufmerksamkeit, bis ihm das musikalisch Natürliche auch praktisch natürlich und leicht erscheint. Manche Freunde der Neuklaviatur wollen dem Einwande dadurch entgehen, daß sie die Tastatur auf zwei Klaviaturen, also auf vier Reihen beschränken. Möglich ist das; es würde sogar eine einzige Klaviatur genügen. Wir hätten dann nur zwei Reihen von Tasten wie jetzt, doch würden Ober- und Untertasten rein chromatisch, also in lauter Halbtonstufen aufeinander folgen. Die Erfahrung hat darüber noch nicht entschieden. Soviel aber ist gewiß, daß jede Beschränkung der Neuklaviatur auch eine Einschränkung des bequemen Spieles und der musikalischen Ausdrucksfähigkeit durch weite Lagen nach sich zieht. Daß Jankó selbst nicht damit einverstanden ist und derartige gut gemeinte, aber der Klavierspielkunst feindliche Absichten bedauert, kann ich ausdrücklich versichern.

Sache der Fabrikanten ist es, die genial erdachte Neuklaviatur so auszugestalten, daß die vermeidbaren Schwierigkeiten allmählich verschwinden. Wenn man den beiden oberen und unteren Reihen eine Farbe geben würde, die sich der Farbe der gewählten Holzart anschließt, so hätte man meines Erachtens den berechtigten Wunsch nach größerer Übersichtlichkeit erfüllt. Außerdem wäre die ästhetische Schwierigkeit, daß die hohe Jankóklaviatur zu sehr aus dem ganzen Aufbau herausfällt, damit beseitigt.

Wahr bleibt, daß die Neuklaviatur mit der jetzigen so gut wie nichts Gemeinsames mehr hat. Doch diesem Nachteil steht ein sehr hoch zu schätzender Vorteil gegenüber. Wenn die populäre Tastatur verschwindet, werden auch die meisten von denen aus dem Klavierunterricht verschwinden, die kein Talent und deshalb keinen inneren Drang besitzen. Daneben würde die Zahl jener sich vermindern, die, obschon musikalisch begabt, schon frühzeitig mit Bedauern gestehen müssen: Ich kann keine Oktave mehr greifen, ich kann keine Tonleiter fließend spielen, ich habe deshalb die Musik schon lange aufgegeben.

* * *

Die Jankó-Klaviatur ist ihrer Natur nach imstande, unserm Volk eine große Summe von Geld, Zeit und Nervenkraft zu ersparen und auch der Hausmusik wesentliche Dienste zu leisten.

Die verhältnismäßige Mühelosigkeit des rein technischen Klavierspiels muß eine geringere Schätzung der Tastenarbeit bewirken. Die Zahl derer, denen die Klaviatur zum Piedestal des Ruhmes dient, wird sich verringern, weil die Ansprüche an die Konzertgeber wachsen. Nur wahrhaft künstlerisches Spiel wird noch Beachtung finden. Gerade beim jetzigen ‚Dauerbetriebe', der dem strebenden Künstler das Gefühl der Menschenwürde zu rauben droht, ist die Besorgnis vor den vielen Unberufenen in unseren Konzertsälen nur zu gerechtfertigt. Viele rechnen eben darauf, daß ein großer Teil des Publikums nicht Musik hören, sondern Wundertaten ihrer Hände sehen will.

Gewinnt aber die Jankó-Klaviatur Verbreitung, so wird das Handwerksmäßige am Spiel von selbst zurücktreten; die ganze Aufmerksamkeit der Hörer wird auf den Klang gerichtet sein. Immer weniger Finger-Künstlern wird die Täuschung gelingen, als Musik-Künstler zu gelten. Wir werden dann auch beim Klavierspiel die Augen schließen wie bei weihevollem Orgelklang und den Genius eines Jankó segnen, dem wir die langersehnte Vertiefung musikalischen Genusses verdanken.

Versöhnung.

Tropft ein Goldgerieſel
Hell auf Korn und Dorn.
Geh' nicht unter, Sonne,
Über meinem Zorn!

Glücklos hat der Abend
Sich auf mich gesenkt.
Reut es dich im Innern,
Daß du mich gekränkt?

Ob wohl deine Augen
Auch voll Tränen steh'n?
Ob wohl unsre Seelen
Zu einander geh'n?

Oder legt der Trotz dir
Starre Fesseln an,
Daß dein Herz den Frieden
Nicht genießen kann?

Sieh, so bist du ärmer,
Und es dauert mich,
Daß dir ohne Güte
Dieser Tag entwich.

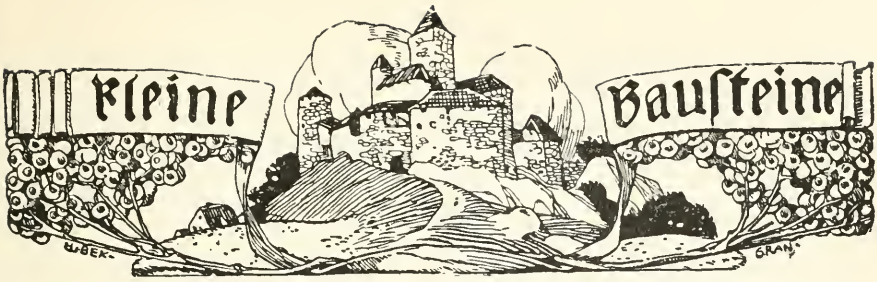
Wie der rote Abend
Tag und Nacht versöhnt
Und mit heil'gen Sternen
Ihre Stirnen krönt,

Wie im Abendleuchten
Nacht und Tag sich küßt,
Sei mir deine Seele
Nun in Gott gegrüßt!

Lebt doch meines Lebens
Bestes Teil in dir.
Und ich wünsch' dir Frieden,
Frieden so wie mir.

Lischt das Goldgerieſel
Über Korn und Dorn,
Löscht die letzte Sonne
Meinen letzten Zorn.

Ilse Franke.



Katholische Geisteskämpfe in Italien.

Das ‚Hochland' nahm im Maiheft in freundlicher Weise Kenntnis von meinen Ausführungen im ‚Tag' über die kirchenpolitische Krisis in Frankreich. Diese schlossen mit einer Andeutung, daß die Krisis in den romanischen Ländern allgemein wäre, und daß, wie von Frankreich der Anstoß zu ihr ausgegangen sei, so von Italien wohl am ehesten die Überwindung zu hoffen wäre. Ich habe mittlerweile an derselben Stelle auch auf die Momente hingewiesen, die für die Entwicklung der Krisis in Italien entscheidend scheinen. Fast zur selben Zeit gab Dr. Sonnenschein in Elberfeld als erste der ‚Broschüren des Windthorstbundes' eine dreißig Seiten starke Studie heraus: ‚Aus dem letzten Jahrzehnt des italienischen Katholizismus.' Wenn jemand in Deutschland durch persönlichen Verkehr mit den leitenden Elementen der Bewegung in Italien, durch Talent und Herzenswärme wie durch unmittelbares praktisches Miterleben unserer heutigen sozialen Entwicklung berufen ist, die deutschen Katholiken über die Lage des Katholizismus in dem verbündeten Lande zu unterrichten, so ist es Sonnenschein. Seine Broschüre weist demgemäß eine so allseitige Kenntnis der Personen, Gruppen und Bestrebungen auf, daß jeder, dem sie in die Hände fällt, sie von der ersten bis zur letzten Zeile lesen würde, auch wenn sie nicht in einer lebensprühenden, glutigen Sprache, in kurzen, treffenden Absätzen, prächtigen, sich einprägenden Schlagwörtern geschrieben wäre.

Sonnenschein charakterisiert das Jahr 1896/97 als Wendepunkt in der neuesten Geschichte des italienischen Katholizismus: Schon vorher vielfach das Bedürfnis, sich zu regen und zu betätigen, aber mehr noch ein Brodeln als Fließen. Das Wichtigste daran die Schulung der urgesunden, kampfesfrohen klerikalen Massen der Lombardei, Männer, aus demselben Holze geschnitzt wie die Belgier, Schweizer, Altbayern — unvergleichliches Material zur Bildung kirchenpolitischer Heerhaufen, auf die Verlaß unter allen Umständen ist, wenn der rechte Mann sie führt.

1896/97 brechen die Dämme, breit und mächtig quellen drei Ströme hervor. Da drängen und stoßen sich die wissenschaftlich geschulten, romantisch-kirchlich fühlenden Sozialpolitiker, — ihr Typus ist Toniolo, — die zentrumsbegeisterten Mailänder, denen politische Parteibildung das dringlichste ist, und die Männer der religiösen Reform und politischen Demokratie. Aus ihrer besonders starken und impulsiven Strömung tauchte alsbald die glänzende Be-

gabung Romolo Murris auf. Sonnenschein zitiert ein Wort über ihn, das ihn charakterisiert: Murri sei von der Art der Geschosse, die durchschlagen. Man denke an unsern Naumann, aber Murri ist der festere, innerlichere, und er schöpft aus den Quellen katholischen Glaubens und katholischer Kultur, zumal der katholischen Kultur jenes Volkes, dem Dante und die Katholiken der Hochrenaissance angehörten.

Gedanken über die Psychologie der Italiener, ihre Geschichte, ihre Aussichten beschließen das Schriftchen, ausnahmslos ernstesten Nachdenkens wert, zum großen Teile wohl unanfechtbar richtig.

Vielleicht werden sich auf diese warme Empfehlung hin die Leser des ‚Hochland' wundern, daß sie durch die großen Tagesblätter der deutschen Katholiken und des Zentrums noch nicht auf Sonnenscheins Schrift aufmerksam gemacht wurden. Den Grund dafür möchte ich darin suchen, daß die Skizze, die Sonnenschein von Italien bietet, von den Schilderungen wesentlich abweicht, welche die katholischen Blätter Deutschlands — die offenbar zwiefach bediente ‚Germania' ist auszunehmen — unermüdlich reproduzieren. Es ist sehr zu bedauern, daß die Redakteure der Zentrumsblätter sich nicht darum bemühen, persönlich in die Verhältnisse jenseits der Alpen und Vogesen einzudringen und die Tatsachen selber an ihr Publikum heranzubringen. Man mag z. B. über Briand und das französische Trennungsgesetz denken, wie man will, das Gesetz bedeutet, wie mir auch hervorragende katholische Politiker und Juristen wiederholt bestätigten, eine ganz außerordentliche gesetzgeberische Leistung, die als solche studiert und genutzt werden müßte. Kein katholisches Blatt, wieviel es auch über die Prügeleien in den Kirchen bei der Inventuraufnahme brachte, hatte meines Wissens Raum und Verständnis dafür, uns den Wortlaut dieses Gesetzes zugänglich zu machen. Man mußte sich die Frankfurter Zeitung verschaffen, wollte man einen Abdruck besitzen. Ein anderes Beispiel! Als im Mai die Nachricht verbreitet wurde, daß Romolo Murri seine geistvolle ‚Cultura sociale' eingehen lasse, um einen offenen Konflikt mit der Kurie zu vermeiden, hörte man zugleich, daß ein Aufsatz über den Begriff des Gehorsams bei Thomas das Glas zum Überlaufen gebracht habe. Dieser Artikel enthielt eine Interpretation der Thomasstellen über den Grund und die Grenzen des Gehorsams und fuhr dann fort: ‚Dies ist eine Lehre für Menschen, nicht für Sklaven, für Christen, nicht für Brahminen, licht, von hoher Warte aus, objektiv, wie die ganze wundervolle Moraltheologie des hl. Thomas.... Jetzt müssen wir zwei Erklärungen abgeben. Die erste ist, daß wir als Gläubige der Kirche gehorchen und als Priester ihrem Haupte secundum rationem superioritatis ipsorum oder secundum ea, quae pertinent ad religionem vel ad ministerium animarum; und daß wir secundum alia andere Normen, andere Vergesellschaftungen, andere Obere verschiedener Art anerkennen.... 2. Daß in Wahrheit die Lehre des hl. Thomas die Lehre eines gefährlichen „modernista" ist, und daß sich von ihr die Gewohnheit einiger religiöser Institute und einiger Gruppen von Katholiken weit entfernt hat. Wir haben oft gehört, wie als

orthodox eine Lehre verkündet wurde, die dieser Lehre des Heiligen klar entgegengesetzt ist. Wir könnten die Nachforschung noch auf zwei andere Wege lenken, entweder von St. Thomas auf das Evangelium und seinen Begriff der Autorität zurückgehen, — das würde vielleicht eine noch instruktivere, aber ... gefährliche Untersuchung werden, — oder wir könnten eine psychologische Analyse des Begriffs der Autorität geben, wie er sich in den letzten vier Jahrhunderten bei bekannten Gruppen von Katholiken entwickelt hat, und das würde eine sehr hübsche, den Betroffenen nicht angenehme Untersuchung (ricerca suggestiva e piacevole) werden; vielleicht werden wir eines Tages das eine und das andere tun, um besser noch zu zeigen, daß wir mit der Kirche, ihrem Geiste und ihrer verehrungswürdigen Tradition sein wollen. Bemerken wollen wir hier nur das eine, was die ganze Geschichte offenbart: daß nämlich die Perioden, in denen man auf die Autorität einerseits, den passiven Gehorsam anderseits pocht, die Perioden des Niedergangs der Institutionen sind. ... Was wir wünschen müssen, ist, daß alle Mitglieder einer Gesellschaft, Vorgesetzte wie Untergebene, wissen, was sie wollen, daß sie handeln wollen nach präzisen und zweifellosen Richtlinien, daß ein starker Wille alle treibt, diejenigen Güter zu erreichen, auf welche sie die allgemeine Aktion hinleiten, und daß auch die notwendige Kraft der Initiative nicht fehlt, damit jeder in seinem besonderen Dienste durch eigene Tätigkeit und unter eigener Verantwortung das gemeinsame Gute zu erreichen strebe. Und dies bedeutet etwas Höheres als den Gehorsam: es bedeutet die Liebe, die den Gehorsam und viele andere intellektuelle und moralische Tugenden in sich begreift; es bedeutet die Verwirklichung der Ziele der Kirche und jedes Individuums in der Kirche, es bedeutet das glühende und kraftvolle Leben; der Rest ist Byzantinismus. Wir wünschen, daß die Zeit, die viele darauf verwenden, die Jungen des Ungehorsams zu zeihen, lieber darauf verwandt würde, ihnen mit Klarheit und Genauigkeit zu sagen, was sie tun sollen, wie sie ihre Tatkraft und Initiative entwickeln sollen, um das Gute zu erreichen, das sie ersehnen, und um die befreiende und erzieherische Mission des Christentums durch die Tat zu realisieren; wir sind gewiß, daß die Jungen, die nichts wollen als das Gute der Kirche und glühend darnach begehren und verlangen, zu arbeiten, solchen Richtlinien, die genau, lichtvoll und bestimmt sind, mit Hingabe folgen würden. Aber es ist Tatsache, daß jene Prediger des Gehorsams verlegen wären, wenn sie führen und eine sichere Richtung bezeichnen müßten. Sie wollen von den Jungen — die Tatlosigkeit, die es ihnen erspart, ein präzises Wort des Rates und der Führung zu sprechen.'

In den deutschen Blättern war, soweit ich es verfolgen konnte, kein Auszug, geschweige denn eine völlige Übertragung dieses Artikels zu finden. Daß der Artikel nicht diskutiert wurde, daß vielleicht gegen seine durch eine längere Anmerkung noch zugespitzte persönliche Haltung eine Verwahrung eingelegt wurde, hätte niemand tadeln können. Aber den Katholiken Deutschlands hätten unsere leitenden Blätter die Unterlagen eigener Urteilsbildung

verschaffen müssen; denn Murri ist eine Macht im katholischen Leben Italiens, und es ist unberechenbar, wie diese ganze Bewegung verläuft. Man kann die höchste Achtung vor den Absichten der Redaktionsstube einer Ordenszeitschrift haben und braucht dennoch die Welt nicht nur aus ihren Fenstern zu betrachten. Leo XIII. hat, wie ich aus durchaus unanfechtbarer, unparteiischer Quelle zu wissen glaube, die Bewegung in Frankreich und Italien, zumal unter der Geistlichkeit, außerordentlich tief und ernst genommen und zehn Jahre hindurch nicht nur unmittelbare Eingriffe nach Kräften vermieden, sondern durch gelegentliche Sympathiebezeigungen für aufrichtiges, begeistertes Streben das Vertrauen unter den ‚Jungen' zum Papste zu pflegen gesucht. Mit welchem Nachdruck hielt er nicht auch den Kreis der Civiltà Cattolica während seines ganzen Pontifikats der katholischen Aktion seines Heimatlandes fern! Freilich, — was ist uns Leo? Man hat ihn gefeiert, solange er lebte, wie man jeden Papst zu feiern sich verpflichtet fühlt; als er aber tot war, bedeutete er uns nichts mehr. Was an diesem Herrschergeist Lebenschaffendes und -zeugendes war, haben wir an uns nicht erfahren. Es ist durchweg den Romanen zugute gekommen. Nicht weil er Deutschland mißachtet hätte, gewiß nicht. Er hat von den germanischen Völkern viel gelernt und es der katholischen Entwicklung zugänglich gemacht. Aber er fand bei uns keine Resonanz. Italiener und Franzosen empfanden allein seinen belebenden, gebietenden Hauch wie der Adam in dem Schöpfungsbilde Michelangelos. Denn drüben ist die Initiative, das strömende Leben, die schaffende Kraft kirchlicher Kultur, kirchlicher Religiosität. Wir sind die abgesprengte Minderheit einer Nation, die in ihrer allgemeinen Kultur- und Staatsentwicklung sich seit bald einem halben Jahrtausend der Kirche entfremdet und gegen sie abgeschlossen hat, eine Minderheit, die zum überwiegenden Teile zwar nicht in den kulturarmen, aber zur Zeit kultureinflußlosen Gebieten des deutschen Reiches sitzt. Das Organisieren, auf das wir so stolz sind, ist unter diesen Umständen für uns nicht gar so schwer, da es nur defensiven Zwecken dienen sollte und zu dienen braucht. Der Katholizismus Frankreichs und Italiens dagegen ist auf die Offensive angewiesen, auf die soziale, kulturelle und nationale Offensive. Entweder er leistet den romanischen Völkern, was diese von den inspirierenden Kräften des Christentums und der Religion für ihre Entwicklung brauchen, oder sie stoßen ihn aus. Von uns erwartet unsere Nation in dieser Hinsicht leider nichts, duldet uns dafür freilich auch, wenn wir ihr nichts leisten, und registriert mit naivem Erstaunen oder mißtrauischem Schrecken, wenn sie unseren Einfluß doch einmal erfährt. Man sollte diesen Unterschied zwischen unserer Stellung und den Aufgaben unserer Glaubensgenossen jenseits der Berge nicht außer acht lassen. Hält man ihn aber fest, so werden wir das Germania docet als liebenswürdiges Kompliment bescheiden nur insoweit gelten lassen, wie es von dem Mailänder Kardinal im Hinblick auf seine zentrumsreife lombardische Bevölkerung gemeint war. Niemand wird leugnen, daß es für die Katholiken gegenwärtig auch jenseits der Berge Aufgaben der Defensive gibt, in der wir Meister sind;

aber in allen Angelegenheiten der katholischen Entwicklung können wir drüben lernen und müssen wir uns drüben unterrichten, wo der Katholizismus noch als Nationen bewegende Macht ringt und vorwärts treibt. ‚L'obbedienza è forma non sostanza,' schreibt Murri in jenem Artikel, der seinem Organ das Leben kostete. Ändern wir ein Wort: ‚L'organizzazione è forma non sostanza.'

Martin Spahn

Aus Nietzsches Freundeskreise.

Nietzsche hat mehr als andere hochragende Männer des Geistes das Bedürfnis nach Freundschaft und die Fähigkeit, Freundschaft zu spenden, gehabt und empfunden. Das Vermögen, Freund zu sein, war außergewöhnlich kräftig in ihm. Es ist es in den meisten Einsamen, die ihren Reichtum nur wenig Erwählten schenken oder ungenutzt ins Meer senken können, wie nach Schiller der große Kaufmann, ‚ungerührt von des Rialto Gold', seine Perle. Freundschaft und Verständnis für des Freundes eigenste Art sind nicht zu trennen. Das war aber das Verhängnis für Nietzsche. Goethe meinte lange nach Schillers Tod, dessen Lebensfreund Körner sei des Dichters nicht würdig gewesen, und er hätte das Gleiche von den meisten seiner eigenen Freunde sagen können. Beide Dichter haben wohl nur einmal einen ganz würdigen Freund gehabt, — in den Jahren, als sie selbst verbunden waren. Aber es hat Goethe doch bis zum Ende nicht an Verständnis, Anteil und daraus entspringender Liebe und Freundschaft gefehlt. Vereinsamt hat er sich dennoch oft und lange gewußt; ‚wie oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: Ich trete die Kelter allein!' bekannte der Greis in seiner Selbstbiographie. Nietzsche hat diesen Schmerz schwerer durchkosten müssen, weil er um so viel besonderer war als Goethe. Einer, der so eigene, so weit von den gewohnten Bahnen abliegende Wege einschlägt und mit unbekümmerter Energie durchwandert, darf nicht auf zahlreiche Begleiter rechnen. Aber so einsam sind doch nur ganz wenige geworden als dieser Mann. Er ging immerzu seinen Weg und sah auf wenige. Der Weg führte abseits, und von den Geleitern löste sich einer nach dem andern ab. Immer tiefer geriet der Denker in die Abgründe der Welt. Nur seine Schöpfertätigkeit beglückte ihn; dann mochte er sich umwenden wie ein Kind, das weit draußen eine seltene Blume gefunden hat und sie dem Begleiter weisen will: ‚Sieh', was ich habe!' Aber niemand ist da, kein Echo rings. Leer, alles leer . . . Matt sinkt die leuchtende Flamme der Freude zusammen; ungeheure Leere auch in der eigenen Seele. Das erträgt kein vom Weib Geborener. Gegnerschaft und Haß sind zu verwinden; dies Schicksal zerbricht. Der Widerhall ist nicht zu entbehren für einen, der Großes zu sagen hat. Aber ‚man hat es nicht in der Hand, sich mitzuteilen, wenn man auch noch so mitteilungslustig ist, sondern man muß den finden, gegen den es Mitteilung geben kann', und, wie Nietzsche 1886 verzweifelt klagte, ‚die Unmittelbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen; die Verschiedenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede eiserne Maske, und es gibt nur inter pares vollkommene

Freundschaft.' Wo aber sollte er den Gleichen finden? ‚Und über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.' (Wallenstein.)

Wem Genie vertraut ward, dem ward Großes und Schweres vertraut; die Bürde der Einsamkeit muß er schleppen, die schwerste. Wir wollen nicht die schelten, die ihn nicht verstanden haben. Heute sind manche seiner Ideen in das Bewußtsein der ‚vielen, allzuvielen' übergegangen. Aber wer von allen ihnen dürfte aufstehen und mit Zuversicht aussprechen, daß er dem Schaffenden in Wahrheit hätte Freund und Vertrauter, Erlöser aus der Qual sein können!

Ob Nietzsche viel gefordert hat? Er glaubte bescheiden zu sein. ‚Ich bin lächerlich glücklich gewesen, wenn ich mit jemandem nur irgend ein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte.' Das klingt wahr und ist es gewiß. Aber es ist nicht minder gewiß, daß das Geringe, was Nietzsche zu verlangen glaubte, für den anderen viel war und sein mußte. Mit lauer Zustimmung zu einzelnem konnte dem Philosophen nirgends gedient sein. Solche Naturen brauchen Hingebung. Die fand er zuletzt fast nirgends mehr. Daran mit ist er wohl zugrunde gegangen.

Im letzten Bande von Nietzsches Briefwechsel (III. 1. Hälfte), der den brieflichen Verkehr mit Friedrich Ritschl, Jakob Burckhardt, Hippolyte Taine, Gottfried Keller, Heinrich von Stein und Georg Brandes enthält, findet man hierfür die unwiderlegbarsten Beweise. Taine wurde von Nietzsche als der ‚erste lebende Historiker' hochgeachtet, und ‚mit einer Taineschen Unerschrockenheit, aus einer Stärke der Seele heraus' wünschte Nietzsche eine Lutherbiographie geschrieben zu sehen. Der Franzose seinerseits schätzte ihn ungemein, und Nietzsche hat seine Freude darüber häufig unverholen ausgesprochen. Aber ihr Briefwechsel ist nicht umfangreich (insgesamt fünf Briefe) und nicht ergiebig; er tut nicht dar, daß Taine in Nietzsche vollkommen eingedrungen ist. Die Meinungsverschiedenheit über Taine hat Nietzsche von seinem Jugendfreunde Erwin Rohde getrennt; doch hebt die Erläuterung von Nietzsches Schwester hervor, daß das nur der letzte äußere Anstoß zu einer innerlich schon vollzogenen Entfremdung war. Nietzsche sandte an Taine die ‚Morgenröte' und die ‚Fröhliche Wissenschaft'. ‚Die Probleme, mit denen sich die beiden Bücher beschäftigen, machen einsam' schrieb er dazu. Rührend wirkt, wie er von seinen ‚ausgezeichneten und mir sehr zugetanen Lesern' erzählt, von R. Wagner, Br. Bauer, J. Burckhardt und ‚jenem Schweizer Dichter, den ich für den einzigen lebenden deutschen Dichter halte, Gottfried Keller'. Ebenso berichtet er gleich im ersten Briefe an Georg Brandes von seinen Lesern, wobei er noch Hans von Bülow und Taine nennt. Man sieht förmlich den Vereinsamenden, wie er sich an dem schon fast zerstobenen Häuflein Getreuer emporrichtet.

Die wenigen Seiten, die G. Keller gewidmet sind, bieten nichts, woraus sich auf Kellers Stellung zum Denker Nietzsche schließen ließe; persönlich ist er dem Menschen freundlich begegnet, und Nietzsche hat den Dichter geliebt. Sehr reich ist der Briefwechsel mit Georg Brandes, der sich um Nietzsche wahre Verdienste erworben hat. ‚Ich sage es jedem meiner Freunde ins

Gesicht, daß er es nie der Mühe für wert genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studieren ... Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehen als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaßung? Zehn Jahre, und niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er vergraben lag; ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts und Mut hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte.' Brandes' Dank für einige Nietzschebücher (26. Nov. 1887) enthält sogleich feine Bemerkungen, die Nietzsche sympathisch berühren mußten. ‚Sie sind trotz Ihres Universalismus in Ihrer Denkart und Schreibart sehr deutsch,' meinte Brandes: eine gute Wahrnehmung über den Mann, der gern zu fremder Kultur hinstrebte. Die Zwiesprache der beiden zu verfolgen ist ein Genuß. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß ein verständnisinniger Freund von so hohem Geiste auch die Tatkraft hatte, sich für Nietzsche einzusetzen. Für die stärkende Genugtuung, die Brandes diesem damit bereitet hat, sind ihm alle Dank schuldig, denen Nietzsche mehr als ein berühmter Namen ist. Gegen Brandes konnte sich Nietzsche ohne Rückhalt geben. Dessen Ausdruck ‚aristokratischer Radikalismus' gefiel ihm sehr gut: ‚Das ist, mit Verlaub gesagt, das gescheuteste Wort, das ich bisher über mich gelesen habe.' Und zu Brandes durfte er auch ein starkes Wort äußern wie das: ‚Ich selber bilde mir ein, den „neuen Deutschen" die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen,' ohne Furcht, mißverstanden zu werden. Der Verkehr mit Brandes brach um Ende 1888 jäh ab. Brandes bekam auf seinen letzten Brief (23. Nov. 1888) eine Antwort, die an Nietzsches Erkrankung keinen Zweifel ließ. Er hatte sich in rastloser Arbeit übernommen, zuviel starke Schlafmittel gebraucht und war niedergebrochen. Ein Schlaganfall und eine Gehirnlähmung waren rasch aufeinander gefolgt.

Die Briefwechsel mit Ritschl und Burckhardt zeigen am deutlichsten das Tragische in Nietzsches Freundesverhältnissen. Friedrich Ritschl war Nietzsches philologischer Lehrer zunächst in Bonn, dann in Leipzig. Er gewann für den frühreifen Feuerkopf schnell Interesse und verfolgte seine Studien mit warmem Anteil. Tägliches Zusammensein brachte beide in immer nähere, immer engere Berührung. ‚Du glaubst nicht, wie persönlich ich an Ritschl gekettet bin, so daß ich mich nicht losreißen kann und mag,' schrieb Nietzsche am 4. April 1867 an Deussen, und ‚Ritschl ist für mich der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urteile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftlichen Gewissens für mich ist'. Geradezu ein ‚Genie' nannte Ritschl seinen Schüler Nietzsche; und auf des Leipziger Lehrers Fürsprache erging an Nietzsche, der noch nicht einmal promoviert hatte, der Ruf als Professor an die Universität Basel. Und das Wohlwollen des Lehrers blieb. Aber der Zwiespalt der Anschauungen bildete sich doch heraus. Der aufstrebende, umstürzende junge Mann und der ruhig

wirkende, in seinen Anschauungen gefestigte Ältere konnten nicht zusammengehen; 1872 mußte Ritschl Nietzsche bitten, zu ‚bedenken, daß ich zu alt bin, um mich noch nach ganz neuen Lebens- und Geisteswegen umzuschauen'. Nietzsche konnte von seinen neuen Wegen nicht lassen. Ihm ging ein neuer Himmel auf; er fand in Kunst und Philosophie die ruhenden Pole in aller Irrung und Wirrung der Anschauungen und bestärkte sich fort und fort in dieser Überzeugung. Er baute sich eine Welt von Idealen auf, die ihn beglückten; er wandte Richard Wagner alle Begeisterung zu, deren er fähig war, und entfernte sich damit immer weiter von Ritschl, der nach eigenem Bekenntnis seiner ganzen Natur nach der historischen Richtung angehörte. Keine persönliche Mißstimmung führte zum Bruche. Den Freund und Anhänger Wagners und den alten Philologen schied innerlich eine Welt, darüber ist kein Zweifel möglich, wenn auch wenig vor Ritschls Tode (1876) Nietzsche wieder den Lehrer, gewiß wahrheitsgemäß, der alten Liebe und Dankbarkeit versichern konnte.

Jakob Burckhardt war 26 Jahre älter als Nietzsche und jungen Kollegen schwer zugänglich. Nietzsche gegenüber gab er die gewohnte Zurückhaltung bald auf. ‚Nietzsche ist ebensosehr Künstler als Gelehrter' urteilte er schon auf die Antrittsrede des so Gekennzeichneten über die Persönlichkeit Homers hin, und die Übereinstimmung vieler ihrer Hauptanschauungen ergab sich für beide immer deutlicher. Es ist durch Elisabeth Förster-Nietzsches Bericht bekannt, wie sie nach dem Eintreffen der Kunde vom Brande des Louvre sogleich einander suchten und endlich vor Nietzsches Wohnung fanden; dort gingen sie ‚schweigend Hand in Hand die Treppe hinauf, um in dem dämmernden Zimmer in heiße Tränen auszubrechen, unfähig, einander ein Wort des Trostes zu sagen'. Nachher folgte eine innige Aussprache der Männer, die die Vernichtung so viel edelster Kunstwerke gleichermaßen erschüttert hatte. Die Meinung Nietzsches über Burckhardt drückt gut eine Briefstelle vom November 1870 aus: ‚Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Kolleg über das Studium der Geschichte und glaube der einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung; dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte.' — ‚Wer den Griechen nachgeht wie jener tiefste Kenner ihrer Kultur, der heute lebt, wie J. Burckhardt in Basel' usw., schrieb Nietzsche noch 1888 in der ‚Götterdämmerung'. Burckhardt aber versicherte Nietzsche, wie dessen Schwester erzählt, daß er ihm in der Auffassung der Griechheit viel danke. Nach der persönlichen Trennung legte Nietzsche hohen Wert auf Burckhardts Urteile über die ‚Morgenröte' und die ‚Fröhliche Wissenschaft'. Den ersten Teil des ‚Zarathustra' nannte der Freund ‚eine forttönende, mächtige Rede über das Ganze des Lebens, aus Einem Munde'. Aber er sieht Nietzsche ‚auf so hoch über mir befindlicher Warte' und muß bekennen: ‚In meinen Jahren ändert man sich nicht mehr, höchstens wird man älter und schwächer.' Nietzsche antwortete bald. In seinem Briefe aus Sils-

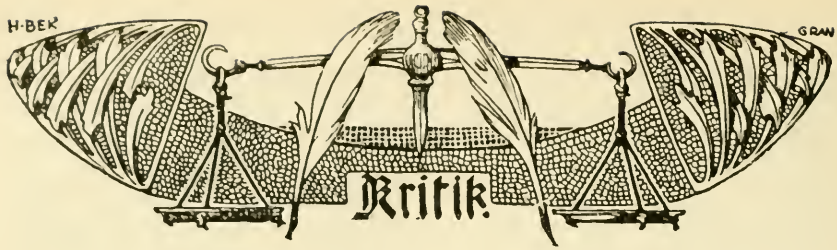
Maria, 22. September 1886, fällt der Satz auf: ‚Das „Silentium“ um mich nimmt überhand.‘ Als er ‚Jenseits von Gut und Böse‘ erhielt, schrieb Burckhardt: ‚Leider überschätzen Sie nur zu sehr . . . meine Fähigkeit. Problemen, wie die Ihrigen sind, bin ich nie imstande gewesen nachzugehen.‘ Für die ‚Genealogie der Moral‘ dankte er kurz (der Brief ist verloren gegangen). Den ‚Fall Wagner‘ begleitete sein Urheber mit einem herzlichen und eindringlichen Briefe. ‚Ein einziges Wort von Ihnen würde mich glücklich machen.‘ ‚Auf diesen letzten Brief,‘ setzt Nietzsches Schwester hinzu, ‚hat J. Burckhardt trotz der rührenden Bitte nicht geantwortet, — wie er mir bei einem flüchtigen Besuch im Herbst 1895 sagte, — weil er das zugesandte Buch nicht verstanden habe.‘

Mit Heinrich von Stein, dem Frühverstorbenen, fühlte sich Nietzsche in guten Stunden verwandt. Die ehrerbietige Verehrung des Jüngeren mußte ihm wohltun in einer Zeit, wo der ‚Zarathustra‘, in dem der Dichterphilosoph seinen Höhepunkt erklommen zu haben glaubte, einmütigem Schweigen begegnete. Damals brach Nietzsche in die Klage aus: ‚Nach einem solchen Anrufe aus der innersten Seele keinen Laut von Antwort zu hören, das ist ein furchtbares Erlebnis, an dem der stärkste Mensch zugrunde gehen kann; es hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben.‘ Die einfache Vornehmheit, die Steins Wesen und Gesinnung das Gepräge gab, zeigte Nietzsche, daß hier ein Mensch sei, wie er ihn brauchte und suchte, mit dem er reden mochte. Beim persönlichen Zusammentreffen fühlten sich beide stark zu einander gezogen, und der tiefste Eindruck blieb auf beiden Seiten zurück. Aber nicht immer blieb reiner Zusammenklang vorherrschend. Auf Nietzsches herrliches Gedicht an Stein (Nizza, Ende November 1884) ‚Einsiedlers Sehnsucht‘ (Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!) antwortete der so Angeredete mit einem Preis Wagners, der Nietzsche an dem jungen Freunde einigermaßen irre machte. Einen Jünger an ihm zu finden, der mit ihm lebte und strebte, diese Hoffnung mußte Nietzsche bald einsargen; die äußeren Verhältnisse ließen ihre Verwirklichung nicht zu. Sie konnten sich wenden. Aber es kam anders. Am 27. Juni 1887 schrieb Nietzsche: ‚Ich kann das Ereignis nicht verschweigen, mit dem ich schlecht fertig werde; oder vielmehr, ich bin inwendig immer noch ganz außer mir. Heinrich von Stein ist tot: ganz plötzlich, Herzschlag. Ich habe ihn wirklich geliebt; es schien mir, daß er mir aufgespart sei für ein späteres Alter. Er gehörte zu den ganz wenigen Menschen, an deren Dasein ich Freude hatte; auch hatte er großes Vertrauen zu mir. Er sagte noch zuletzt, in meiner Gegenwart kämen ihm Gedanken, zu denen er sonst nicht den Mut fände; ich befreite ihn.‘

So war ihm der Treue, Freundliche entrissen, der sein wundes Sehnen vielleicht gestillt hätte, das er im ‚Zarathustra‘ ausgesprochen: ‚Ach, es gibt zu viele Tiefen für alle Einsiedler. Darum sehnen sie sich so nach einem Freunde und nach seiner Höhe‘ — und in ‚Einsiedlers Sehnsucht‘ hinausgerufen:

‚Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit:
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!‘

Friedrich Bernt.



Neue Newmanliteratur.

Wer heute aus den betrübenden Nachrichten über das katholische Leben in der ältesten Tochter der Kirche den Schluß ziehen wollte, daß die großen Persönlichkeiten fast gänzlich fehlen und die wissenschaftliche Arbeit wohl ruhen müsse, der würde nicht wenig fehl gehen; er würde mit die erfreulichste Erscheinung im gegenwärtigen Gesamtorganismus der katholischen Kirche übersehen und sich gänzlich das Verständnis dafür abschneiden, wie hervorragende Stimmen in der Entwicklung der letzten Jahre noch Frankreich die Führerrolle für die übrigen europäischen Völker vindicieren können. Im Gegenteil haben die transrhenanischen Brüder uns zum Trotz eine Reihe wissenschaftlicher und schriftstellerischer Größen ersten Ranges aufzuweisen, und es bleibt eine noch zu erklärende Tatsache, daß die rege Arbeit in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst das Renegatentum des übrigen Volkes nicht zu brechen vermocht hat.

Eines der meist besprochenen Themen ist dort zur Zeit der englische Kardinal Newman. Nur wenige erinnern sich mehr, daß er schon einmal, vor fünfzig, sechzig Jahren, für Frankreich eine bedeutende Persönlichkeit war, als englische Theologen in französischen Seminarien ihre Kommilitonen für den großen Landsmann interessierten, von den Zeitungen besprochen und von einer Schar junger Verehrer umjubelt. Was damals der instinktive Reiz seiner Persönlichkeit hervorgerufen, das ist jetzt Gegenstand wissenschaftlicher Analyse geworden, und man beginnt, Newmans geistiges Erbe nach längerer Vergessenheit auf einen Ausdruck zu bringen und damit einem weitern Publikum zugänglich zu machen. Fast jede Woche bringt eine neue Publikation über ihn. Greifen wir das bedeutendere, das auch bei uns Berücksichtigung verdient, heraus.

Die unerläßliche historische Grundlage für jedes Studium über den englischen Katholizismus des 19. Jahrhunderts bietet das Werk des berühmten Geschichtschreibers der Julimonarchie und Mitglieds der Akademie, Paul Thureau-Dangin: La renaissance catholique en Angleterre au XIXe siècle. Leider sind erst zwei Bände erschienen, die bis zum Tode Wisemans (1865) führen.[1]) Man kann zum Lobe des Werkes nichts Besseres sagen, als was ein französischer Kritiker bemerkt, daß es eine wahrhaft klassische Darstellung sei, gründlich in dem Inhalt und glänzend in der Form, die vorderhand, bis mit der noch lange ausstehenden Veröffentlichung der intimsten Papiere Newmans durch W. Ward die Akten geschlossen sind, in keiner Sprache wiederholt zu werden braucht. Man kann hinzufügen, was für den Franzosen, nicht so für uns selbstverständlich ist, daß der ganze französische Esprit

1) Inzwischen ist auch der dritte Band erschienen, vom Tode Wisemans bis zum Tode Mannings, 1865—1892, dem in Bälde ein vierter bis in die Gegenwart folgen wird. (Bei Plon-Nourrit Cie., Paris, 1899–1906.)

aufgeboten scheint, um das Werk frisch und lebendig auch zu angenehmer Lektüre zu gestalten. Besondere Erwähnung verdient die Feinheit, mit der der psychologische Entwicklungsgang Newmans vor der Konversion aufgedeckt wird. Eine Charakteranalyse kann man in einer Geschichte der Oxfordbewegung nicht erwarten. Was man vielleicht vermißt, ist das Aufzeigen der innern Zusammenhänge, welche die Traktarianer mit den Philosophen und Theologen der Vorzeit, sowie mit den gleichzeitigen philosophischen Strömungen des Festlandes verbinden.

Dies bietet vor allem das vor einigen Wochen erschienene Buch des abbé Dimnet: La pensée catholique dans l'Angleterre contemporaine.[1]) Man wird das Werk am besten als Seitenstück und philosophische Ergänzung zu dem historischen von Thureau-Dangin auffassen, dem es im allgemeinen nicht weit nachsteht, dadurch aber an Interesse einstweilen überlegen ist, als es die katholischen Denker bis in die Gegenwart verfolgt. Beide Werke erscheinen als notwendige Ergänzung fast aufeinander angelegt. Nach einer Gesamtcharakteristik der wissenschaftlichen Bestrebungen im englischen Katholizismus seit der Emanzipationsbill werden die Hauptvertreter in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung analysiert und vor allem die feinen Fäden aufgewiesen, die sie alle in dem besten Teile ihrer Lebenskraft mit dem großen Oratorianer verbinden, so daß dieser auch hier als der Mittelpunkt des englischen Denkens erscheint. Neben der dem Franzosen eigenen Wärme und Begeisterung wird auch die Prägnanz und Übersichtlichkeit besondere Anerkennung finden, mit der die einzelnen Männer charakterisiert sind: Wiseman — der Vorläufer, Newman — der Seher, Tyrell — Theologie und Frömmigkeit, Lilly — Theismus und Moral, Ward — Theologie und Entwicklung und William Barry[2]) — le prêtre litterateur (dieses Bonmot ist unübersetzbar). Wenn der Verfasser sich mehrfach gegen die Meinung verwahrt, daß er sich mit den Anschauungen Newmans identifiziere oder ihre Bedeutung überschätze, so wird der Kenner der theologischen Literatur ihn doch nicht ganz davon freisprechen können. Die Väter haben bereits in Anlehnung an das bekannte Gleichnis des Herrn die Glaubens- und Sittenlehre als Samen bezeichnet, der aufgehen und sich fortbilden müsse. Auch Bossuet war nicht so töricht, den keimartigen Charakter in der christlichen Lehre zu leugnen. Der Deutsche wird auch, wie überhaupt seine Arbeiten in dem Nachbarlande oft eine unliebsame Nachlese halten, die Seitenblicke auf seine Philosophie, besonders Hartmanns Erkenntnistheorie nicht immer billigen können. Im ganzen aber ist das Werk eine vorzügliche Leistung, die eine Aufmerksamkeit über die Fachkreise hinaus verdient.

Neben diesen grundlegenden Werken allgemeinern Inhaltes werden nunmehr Newmans Werke auch selbst neu aufgelegt oder übersetzt. R. Saleilles hat eine gute Auswahl von Predigten getroffen, die eines der schwierigsten Kapitel in Newmans Gedankenwelt, über welches das letzte Wort noch lange nicht gesagt ist, behandeln: La foi et la raison.[3]) Jedoch gehen die heutigen Spekulationen und Kommentare über den Gesichtskreis des Autors selbst meist hinaus. Die von Dimnet voraufgeschickte Einführung in die Idealogie Newmans ist knapp und treffend und für den Anfänger sehr erwünscht. Trotz alledem bleibt noch genug

1) Lecoffre, Paris, 1906.

2) Barry hat auch vor drei Jahren eine Monographie über Newman geschrieben, die erste aus katholischer Feder in England, die ebenfalls ins Französische übersetzt und mit großem Beifall aufgenommen wurde.

3) Lecoffre, Paris, 1906.

des Dunkels. Denselben Gegenstand behandelt eine Sammlung des Jesuiten Brémond: Psychologie de la foi.[1]) Dieselbe umfaßt drei Predigten mehr und bietet ein nahezu vollständiges quellenmäßiges Bild von Newmans Anschauungen über Glauben und Wissen. Der Kundige wird die starke Berührung mit einem ganzen Flügel der heutigen Religionsphilosophen, vorab mit Eucken, nicht verkennen, wie sehr dieser auch den Relativismus abweist, mit dem nicht nur seine Religionsgenossen, sondern auch katholische Theologen die Offenbarungswahrheit illusorisch zu machen drohen. Der gleiche Autor hat in derselben Sammlung: La pensée chrétienne einen weitern Band Predigten veröffentlicht über das christliche Leben.[2]) Die Übersetzung haben ihm zwei jüngere Freunde geliefert, die selbst unbekannt bleiben wollten und seinen Namen als Geleitwort wünschten. Diese Sammlung ist um so interessanter, als man hier nach all den erkenntnistheoretischen und dogmengeschichtlichen Erörterungen den Prediger von Saint-Mary von einer ganz neuen Seite kennen lernt. Newman war nicht in erster Linie spekulativer Denker, sondern ein eminent praktischer Kopf, der an nichts mehr dachte, als in eigener Person das Leben des neuen Testamentes durchzuführen, der mehr als einen Tropfen von dem Blute Hamlets empfangen hatte und darum das Leben in seiner Wahrheit und Wirklichkeit keinen Augenblick aus dem Auge verlor.

Die wichtigste Nummer obiger Sammlung bildet aber das ebenfalls von Brémond übersetzte Bändchen Le développement du dogme chrétien,[3]) das man auch in seiner Bedeutung richtig erkannt zu haben scheint, da bereits im ersten Jahre der Drucklegung eine vierte Auflage nötig geworden ist. Dieselbe ist gänzlich umgearbeitet und mit einem hochinteressanten Begleitschreiben des Bischofs Mignot von Albi versehen, der auch schon zu der Theorie der Entwicklung im katholischen Dogma das Wort ergriffen hat. Außer der ‚Theorie' selbst kam als Einleitung die berühmte Mariä-Lichtmeß-Predigt vom Jahre 1843, als er noch Protestant war, in Betracht. Es ist in diesem Werkchen vor allem zu begrüßen, daß eine Inhaltsangabe und Disposition, sowie sachgemäße Anmerkungen den schwierigen Traktaten beigegeben sind. Das ‚System' ist besonders gut und ausgiebig erklärt, so daß der Anfänger am besten zu dieser Ausgabe greifen wird. Die kurzen Einleitungsworte sind, wenn auch ebenfalls etwas überschätzend, doch mit das Beste, was über die ‚Theorie' gesagt worden. Ihre Entstehung und besonders der abrupte Schluß mit seinen drei punktierten Linien und dem ‚Nunc dimittis' sind prachtvoll nachempfunden. Nicht zu vergessen ist auch eine kleine Schrift, die dem Newmanianer besonders lieb und willkommen sein wird: La piété de Newman, méditations et prières, traduites par Marie-Agnès Pératé.[4]) Wenn es wahr ist, daß die Seele sich am unmittelbarsten und tiefsten im Gebete ausspricht, dann wird dieses Werkchen mit am geeignetsten sein, einen ungetrübten Blick in das innere Leben des Kardinals zu gewähren. Brémond weist in einer umfangreichen Einleitung nach, daß Newmans Frömmigkeit vor allem eine persönliche war, frei von jeder Weichlichkeit und Künstelei und geschöpft an den reinen Quellen einer klaren Doktrin. ‚Ein Fleisch gewordener Gott läuft niemals Gefahr, zur Formel herabzusinken. Unsere Beziehungen zu ihm sind entweder persönliche

1) Bloud, Paris, 1905.
2) Bloud, Paris, 1906.
3) Bloud, Paris, 1906.
4) Lecoffre, Paris, 1905.

oder gar keine. Unsichtbar wie die Erinnerung, aber realer als alle sichtbaren Dinge zusammen ist der Gottmensch das Zentrum in Newmans Frömmigkeit.'

Die Krone der bisherigen Newmanliteratur nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland bildet das neueste Werk Brémonds: Newman, essay de biographie psychologique.[1]) Der Leser mag sich am besten an das ausgezeichnete Werk des englischen Lord Saint-Cyres über Fénelon und die glänzende Charakteranalyse Jean Pauls von Dr. Joseph Müller als Parallelen erinnern. Der Verfasser erzählt im Vorwort, wie er seit zwanzig Jahren mit Ehrfurcht und fast Neid zu den bisherigen Biographien aufgeblickt und was er ihnen alles verdankt. Bei tieferm Eindringen in das Seelenleben des Kardinals habe er sich aber von diesen Eindrücken absichtlich immer mehr frei machen müssen, pour regarder Newman lui-même. In der Tat ist das Bild ein durchaus eigenes. Die äußern Lebensdaten werden vorausgesetzt und, wie in Müllers Jean Paul, nur auf zwei Seiten ins Gedächtnis gerufen. Um die Erwartungen des Lesers gleich in die richtige Perspektive einzustellen, schickt Brémond als Einleitung eine feinsinnige Abhandlung über das Geheimnis Newmans voraus. Wie das sprießende, sprossende Leben der Natur, wie schließlich jedes Menschenherz einer wissenschaftlichen Sezierung bis in seine letzten Gründe spottet und das dunkle Rätsel des Daseins uns vor die Seele tritt, so muß sich eine Charakteranalyse Newmans um so mehr mit den rudimentären Linien begnügen, als man seine Geistesanlage nicht mit Unrecht mit der Hamlets verglichen hat. Das psychologische Studium Newmans verlangt wie das jedes Menschen eine gewisse Andacht und demutvolle Scheu, und auf diese wird der Leser von vornherein vortrefflich hingeleitet. Der erste Teil behandelt das Gemütsleben Newmans, und zwar zunächst den ‚freiwillig Isolierten'. ‚Ein Herz, das sich nach Liebe sehnt, und das brennen kann mit flammender Glut, aber — Angst hat vor der Liebe;' in diesen Satz faßt er das ganze Kapitel zusammen und beweist ihn, indem er auf Grund einer Jahrzehnte beanspruchenden Kenntnis des gesamten Briefwechsels jener Zeit Newmans Verkehr mit seinen Freunden und dessen beiderseitige Eindrücke darlegt. Aus dieser unfreiwillig-freiwilligen Vereinsamung sind die vielfachen Verdächtigungen einerseits und die gereizten Kontroversen andererseits zu verstehen und zu würdigen. Auch die harten Beurteilungen Mannings und der Jesuiten besonders wegen der Dublin-Mission, wie sie die bisherigen Newmanbiographen abgegeben haben, werden so stark gemildert. Für des Kardinals ‚Religionsphilosophie' ist der zweite Teil von der hervorragendsten Bedeutung. Wie in keiner der frühern Arbeiten wird in dem Abschnitt ‚Der Dichter' der Einfluß der Phantasie auf das Geistesleben analysiert, und man gewinnt einen Standpunkt sowohl für die Erkenntnis, wie das ‚System' das geworden ist und werden mußte, was es ist, als auch für dessen Beurteilung und Verwertung. Die folgenden Kapitel untersuchen den ‚Historiker' und ‚Theologen', was er in der Geschichte gesucht und gefunden, welches die Art seiner theologischen Denkweise war, und wie sich aus beiden seine Gedankenwelt aufgebaut hat. Es ist interessant zu sehen und für die Erfassung Newmans von entscheidender Bedeutung, daß schon in seinen anglikanischen Tagen die katholische Rechtfertigungslehre, die Heiligenverehrung wie selbstverständlich durchgebrochen ist und ihn zu dem schweren Schritte gedrängt hat. Etwas über den Rahmen der Schrift

1) Bloud, Paris, 1906.

hinausgehend, aber in einer Biographie Newmans nur ungern entbehrt ist der dritte Teil: ‚Der Prediger und Schriftsteller'. Im Gegensatz zu der vielfach gespreizten, blutlosen, kalten und hochtönenden Kanzelrhetorik unserer Tage, nicht nur in Frankreich, bedeutet Newmann mit seiner klaren, tiefen, gemütvollen, verhaltenen Sprechweise, voll geistreicher Vergleiche und durchdrungen von den realen Bedürfnissen des täglichen Lebens eine Aufgabe, die durch eine klare Vorführung nur fühlbar gemacht zu werden braucht, um ihre Lösung in Angriff zu nehmen. Den Hauptteil, auf den Brémond die meiste Sorgfalt gewandt hat, und zu dem, wie er selbst sagt, die drei vorhergehenden nur verschiedene Eingänge mit eigener Perspektive waren, bildet ‚Das innere Leben'. Man muß die scharfen Polemiken, von Dr. Abbot angefangen, kennen, um die Anordnung und innere Bedeutung dieses Kapitels zu verstehen. Das Glänzendste des ganzen Buches bildet zweifellos: La prière, le silence de Dieu und Visio pacis. Ein Epilog, leider nur als Epilog, behandelt ex professo die Religionsphilosophie Newmans. Auch Brémond hat das Gefühl, daß es eine illusorische Arbeit ist, ein abgerundetes System zusammenstellen zu wollen. Wenn überhaupt, so könne es nur nach einer sorgfältigen Analyse seines innern Lebens vor der ahnenden Seele des Beobachters stehen. Gleichwohl wird man sagen müssen, daß die Bedeutung Newmans für die theologische Wissenschaft in seinem Entwicklungsgedanken liegt, und wenn seine äußerst interessante Persönlichkeit auch manche anziehen wird, Gemeingut wird sie nur durch einen gewissermaßen wägbaren Hintergedanken werden, an den man sofort denken muß, wenn sein Name genannt wird. Es liegt also sowohl im Interesse der psychologischen Biographik, wie der theologischen Wissenschaft, daß diese Arbeit einmal unternommen werde, und man wird Dimnet beistimmen können, daß das vorliegende Werk ihre definitive Fassung unwiderleglich angebahnt habe. Man wird uns vielleicht nationaler Voreingenommenheit bezichtigen, wenn wir behaupten, daß nur ein Deutscher imstande sein wird, das letzte Wort in dieser Sache zu sprechen; aber wie dem auch sei, jedenfalls bedarf es vorderhand erst einer gründlichen Kenntnis des Kardinals, und es wäre zu wünschen, daß gerade das vorliegende Werk übersetzt würde, um sie allen leicht zugänglich zu machen. Dann würde die Zeit die obige Frage bald entscheiden.

Soviel über eine Auslese aus der neuesten Newmanliteratur in Frankreich. Man hat besonders auf Grund der Ausführungen Loisys in der Revue du clergé français 1898/99 über die Theorie der Entwicklung bei Newman[1]) eine Abhängigkeit der neuesten Phase der französischen Theologie, wenn auch nicht in ihren Resultaten, so doch in ihren Grundprinzipien konstatieren wollen. Als Beleg hätte man noch das Werk des Jesuiten de la Barre anführen können, dessen günstige Aufnahme durch die Kritik nach Brémond die definitive Annahme der neuen Theorie beweist, die nur noch durch organische Weiterbildung ihre Probe bestehen müsse. Ebenso die sofortige Übersetzung der Werke von P. Tyrell S. J.: Nova et Vetera, Méditations libres und von P. Zahm C. S. C.: L'évolution et le dogme. Gleichwohl können wir uns diesem hoffnungsseligen Optimismus nicht anschließen; allein die gegensätzliche Stellung der Indexkongregation und der neuliche Austritt Tyrells aus der Gesellschaft Jesu wegen Mißbilligung seiner Schriften sollte zur Vorsicht mahnen. Dann liegt der Entwicklungsgedanke auch zu sehr in der Luft, als daß es gerade des englischen Kardinals bedurft hätte, um diese

1) Dieselben werden demnächst in erweiterter Form auch gesondert erscheinen.

Richtung in der französischen Theologie hervorzutreiben. Uns scheint Loisy vielmehr seine Prinzipien hinterher in Newman gesucht zu haben, als von ihm ausgegangen zu sein.

Zweifelsohne liegt in der Anwendung der Evolutionsidee auf die Kirchenlehre eine der vitalsten Fragen der heutigen Theologie, und was man darum vor allem wünschen muß, ist ein freier und beiderseitig unvoreingenommener Blick.[1]) Newman hat vor allem eine dreifache Mission zu erfüllen: durch seine Persönlichkeit als die eines originellen Denkers, der nichts von fachmäßiger Philosophie weiß, sondern der, gedrängt durch die Wirrnisse des Lebens, auf die Grundlagen unseres Daseins zurückgreift und dessen innerste Bedürfnisse allein im Auge behält; durch den wissenschaftlichen Typus seines Glaubens, der die Sprache zu stammeln gelernt hat, in der allein es sich ziemt, von den Wahrheiten des Christentums zu reden; endlich durch die Einrückung dieses Typus in die religiösen Kämpfe der Gegenwart. Newman selbst war der letzte, der, wie einige seiner Verehrer heute tun, eine dieser drei Bedeutungen verabsolutierte und als erstrebenswert oder gar maßgebend für alle hinstellte. Ein Blick auf die tastende Lage unserer Zeit müßte davon überzeugen, daß gerade sie nichts so sehr erstrebt, als eine durchschlagende und zwingende Sicherheit, auf die sie ihr Leben stellen kann, und daß eine Konzession an die Alleinherrschaft des mystischen Gemütsglaubens ein Fehlgriff wäre, der zu seiner Überwindung ebenso schwere Kämpfe heraufbeschwören müßte, als es jetzt zu ihrer Einführung bedürfte. Newman konnte und wollte nur als einer jener vielen Lebenstypen gelten, welche die christliche Lehre in nie versiegender Fruchtbarkeit von je hervorgebracht; als einer dieser Typen will er auch erkannt und gewürdigt und für die religiösen Kämpfe der Gegenwart fruchtbar gemacht werden, damit endlich jener Gesamttypus der Zukunft, jener Heilige der letzten Tage heranreife, der Natur und Übernatur, Verstand und Gemüt, Vergangenheit und Gegenwart, den ganzen Menschen zu harmonischer Einheit in sich ausgestaltet.

Anselm Salzers deutsche Literaturgeschichte[2])

ist mit der neunzehnten Lieferung in das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges eingetreten. Bei den hochgespannten Erwartungen, mit denen das Werk auf katholischer Seite aufgenommen und seine ersten Lieferungen auch anderweitig begrüßt worden sind, ist ein Blick auf das, was bisher geleistet wurde, wohl am Platze. Das Ziel des Verfassers war es, eine Literaturgeschichte zu schreiben, die, auf ausgesprochen katholischem Standpunkt stehend, den Leistungen der Literaturgeschichtsschreibung anderer Richtungen ebenbürtig zur Seite treten könnte; er hat es, wenigstens für den Teil seines Werkes, welcher der Beurteilung unterliegt, in vollem Maße erreicht. Gründliches Wissen und treffliche Darstellungsweise auf seiten des Autors, eine ungewöhnliche Freigebigkeit des Verlages in der Ausstattung konnten vereinigt nur ein tüchtiges Buch schaffen. Und wenn es auch nicht, wie der Rezensent der ‚Münch. Allg. Ztg.' (1903 Wiss. Beil. Nr. 152) sich vernehmen ließ, der erste Versuch ist, ‚die literarische Seite der Kultur als Streifen in dem Spektrum der Gesamt-

1) Es sei hier auch auf die wirklich wertvollen Ausführungen Mausbachs im letzten Hochlandheft hingewiesen.

2) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

kultur zu würdigen,' so hat der Verfasser doch mit Glück den Weg betreten, den kurz vorher auch Friedrich Vogt und Max Koch in ihrer Literaturgeschichte einschlugen: auf dem Grunde der Zeitgeschichte und ihrer Kultur das Bild des literarischen Lebens im deutschen Volke erstehen zu lassen. Eine originale Richtung des hierzu besonders ausgerüsteten Verfassers ist dabei rühmend hervorzuheben: die liebevolle Sorgfalt, mit der er, namentlich Schönbachs Forschungen verwertend, die Beziehungen zwischen deutscher und lateinischer Dichtung im Mittelalter aufdeckt.

Sehr angenehm berührt den Fachmann die Vertrautheit des Autors mit allen für sicher geltenden Resultaten der neuen germanischen Philologie, z. B. die Annahme der Sieversschen Metrik unter Aufgabe der noch von so vielen Literaturgeschichten weitergeschleppten Vierhebungstheorie, die korrekte Darstellung der Lautverschiebung, das Eingehen auf die sonst so gründlich vernachlässigte musikalische Seite der mittelalterlichen Dichtung, wobei die Anerkenntnis besonders hervorzuheben ist, daß wir es auch beim ‚Spruch' mit gesanglichem Vortrage zu tun haben, und vieles andere.*

Den kulturgeschichtlichen Fragen tritt der Verfasser, gleichfalls guten Führern wie Steinhausen folgend, nahe; doch, wie mir scheint, nicht immer gleichmäßig. Der vollkommenen Wandlung in der Wertung der Frau, die um die Wende des zwölften Jahrhunderts in den höfischen Kreisen vollzogen war und das Weib, das vordem demütig die Liebe des Mannes suchte, jetzt zur Herrin des werbenden Ritters macht, wird zwar Erwähnung getan, doch ohne die Frage nach den überaus tiefliegenden Motiven der Erscheinung, die durch die bloße Entlehnung aus der französischen Kultursitte lange nicht erschöpfend erklärt ist. Desgleichen hätte der Darstellung der reformationszeitlichen Literatur eine kulturgeschichtlich und psychologisch eingehendere Begründung der folgenden zeitgeschichtlichen Ereignisse und literarischen Produktionen vorausgehen sollen. Die neuerdings auch katholischerseits gepflegten vorreformationsgeschichtlichen Studien hätten an dieser Stelle auf die Literaturgeschichte fruchtbarer einwirken können.

In der Bewertung der Persönlichkeiten zeigt der Verfasser durchgehend ein reines Streben nach Gerechtigkeit; den literarischen Verdiensten Luthers z. B. wird er rückhaltlos gerecht. Daß er in der Beurteilung der papstfeindlichen Sprüche Walthers von der Vogelweide nicht die literarisch landläufige Meinung vertritt, ist vollkommen gerechtfertigt, und der Verfasser befindet sich damit in guter Gesellschaft von objektiv denkenden Nichtkatholiken.

Schon eingangs hatten wir Veranlassung, Stil und Darstellung des Werkes rühmend hervorzuheben. Partien wie die Geschichte des entstehenden deutschen Dramas und die Zeichnung einer Dichtergestalt wie Wolfram von Eschenbach durch seine Werke sind mustergültig zu nennen. Der dem Verfasser zur Verfügung stehende Raum (das ganze Werk war anfänglich auf zwanzig Lieferungen bemessen!) verlangt allerdings für die Zukunft eine größere Ökonomie in der Auswahl des Stoffes. So manches für den Fachmann nicht Uninteressante, namentlich bei der Behandlung des ausgehenden Mittelalters, wäre gleich einer Reihe von Namensnennungen für die Zwecke des Buches entbehrlich gewesen; den Raum z. B., welchen Rulman (nicht Ruland, wie im Haupttexte steht) Merswin mit seinen poetisch

* Die Ansicht des Verfassers in der Nürenberger-Frage dürfte doch wohl zu skeptisch sein. ‚Tunkel sterne' M. F. 10, 1 wird zwar hergebrachter, aber unbegründeter Weise mit ‚Abendstern' übertragen. (S. 209.)

leeren Traktaten einnimmt, hätten wir gern dem Meister Eckhart gegönnt. An Größen zweiten und dritten Grades, nicht an den überragenden Erscheinungen, möge der Verfasser, wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, auch in Zukunft Raum sparen! Das Typische, was in großen, ausführlich gezeichneten Gestalten zutage tritt, wird mit dem verhältnismäßig geringsten Schaden das übergangene ersetzen.

Der Leserkreis, den sich unsere neue Literaturgeschichte gesetzt hat, ist ein großer und verschiedenartiger. Der gebildete Mann, der Student, der Gymnasiast wie die Töchterschülerin, sie alle sollen nach dem Geleitwort der Verlagshandlung auf ihre Rechnung kommen. Es legt dies dem Autor Schwierigkeiten auf, die der Eingeweihte vollauf nachfühlt. Salzer hat sie mit glücklicher Hand gelöst; freilich nicht ganz restlos. Die ästhetische Würdigung mußte zuweilen hinter der wissenschaftlich belehrenden und erzählenden Darstellung etwas zurücktreten. Einiges, was der Verfasser dem gereiften Manne wohl gesagt hätte, mußte er übergehen oder nur sehr sanft andeuten. Stellen wie M. F. 3, $_{10\cdot11}$ und das Ende von Walthers Lied ‚Si wunderwol gemachet wîp' (Lachm. 53, $_{25}$) und ähnlich dessen poetisch reizendes Gedicht ‚Under der linden' (L. 39, 11) sind leider viel weniger harmlos gemeint, als es dem unkundigen Leser (S. 206, 302, 307) nach Salzers Worten zum Bewußtsein kommen wird. Auch die Darstellung der Bedeutung und Situation des mittelalterlichen Tageliedes mußte unter diesen Umständen blaß bleiben.

Aber das sind alles Dinge, um nicht zu sagen Notwendigkeiten, die uns die Freude an dem durchaus tüchtigen, gediegenen Werke nimmer verleiden werden. Von Herzen wünschen wir dem rastlosen Gelehrten, daß er die zweite Hälfte seines Buches, die wohl noch größere Schwierigkeiten in sich birgt als die vollendete, mit demselben Glück und Erfolge beschließen möge wie die erste, bei welcher eigene fachmännische Forschungen ihm gewiß manchen sonst unwegsamen Pfad ebneten. Die einsichtigen Leser werden ihm eine geringe Verzögerung im Interesse der Gediegenheit des Gebotenen gern verzeihen.

Dr. Wilhelm Kothe.

Der Klerus und die Alkoholfrage.

Am 5. November 1904 schrieb Kardinal Kopp in einem Erlasse:

‚Während die Mäßigkeitsbewegung in weltlichen Kreisen einen immer weiteren Umfang gewinnt, läßt sich nicht verkennen, daß auf kirchlichem Gebiete ihre Erfolge hinter den gehegten Erwartungen weit zurückbleiben, und während selbst die Sozialistenführer im Klasseninteresse für die Mäßigkeitssache außerordentlich rührig und zum Teil selbst Abstinenten sind, fehlt in den kirchlichen Kreisen dafür vielfach das Interesse und Verständnis. So rückt die Gefahr immer näher, daß sich antichristliche Strömungen der Mäßigkeitsbewegung bemächtigen und viele der religiösen Gleichgültigkeit oder dem Unglauben zuführen, da sie mit den von der Kirche gebotenen Schutzmitteln unbekannt bleiben.‘

Inzwischen hat sich die Zahl der Stimmen, die in der gleichen Richtung eine größere Tätigkeit fordern, erheblich vermehrt; aber der durch solche Aufrufe bewirkte Fortschritt steht trotzdem in keinem Verhältnis weder zu der ungeheuren Gefahr, mit der der Alkoholismus unser sittliches, intellektuelles und körperliches Wohl bedroht, noch zu den Anstrengungen, die von seiten weltlicher Vereinigungen zur Bekämpfung dieser Gefahr gemacht werden. Aus dieser Sachlage heraus ist ein Ruf zu verstehen, den eine priesterliche Johannesnatur an ihre Konfratres ergehen läßt unter dem Titel: ‚Der katholische Klerus und eine moderne Frage.‘ Von Johannes (Alber, Ravensburg). Das kleine Schriftchen trägt nicht nur das Imprimatur des Hochwürdigsten Bischofs von Rottenburg, sondern auch eine damit verbundene warme Empfehlung Bischof von Kepplers, die durch eine Druckgenehmigung allein ja keineswegs gegeben wäre. Was das Schriftchen über die Alkoholfrage, ihre Tragweite und Dringlichkeit sagt, ist nicht neu; man kann es anderweitig (z. B. in Heft 14 und 15 der sozialen Tagesfragen, herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland: Mäßigkeitsbestrebungen. Von Dr. Aug. Pieper (M.-Gladbach 1906) oder in den Vorträgen von Benefiziat Koch: ‚Die Alkoholfrage‘ (München 1905) ebenso gut und ausführlicher lesen. Beachtenswert bleibt jedoch der sittliche Idealismus, der den katholischen Klerus aufruft, um der Not der Zeit willen ein ungewöhnliches Beispiel zu geben, indem er sich mehr als bisher nicht bloß zur Mäßigkeit, sondern zur Totalabstinenz bekenne.

‚Stehen wir Priester nicht schon in dem Rufe, daß unter uns ganz ausgezeichnete Weinkenner sitzen, daß wir, mögen wir uns sonst auch nicht das Geringste vergeben, in puncto bibendi doch teilweise eine kleine Schwäche haben?

über die Berechtigung solch einer Annahme zu urteilen, haben wir hier keine Veranlassung; genug, daß sie besteht. Es ist schmerzlich, sagt Pfarrer Kapitza,* wenn eine akatholische Zeitung unter Hinweis auf die Ablehnung, die die Bewegung gegen den Alkohol gerade in Priesterkreisen findet, schreiben könnte: „Die Priester kämpfen mit der Bibel in der Hand wie Löwen um ihren Wein." Schlagen wir nur die Witzblätter auf, so sehen wir, was die Welt von uns glaubt, in welcher Figur wir da stets erscheinen, die Ordensgeistlichen nicht zuletzt. Welch nüchternes, abgetötetes, strenges Leben die meisten Priester in der Tat führen, davon haben die Lebemenschen, die jene Karrikaturen als wahrheitsgetreue Zeichnungen ansehen, keine Ahnung. Aber es hat sich furchtbar gerächt, wenn hie und da intra et extra muros claustrales von einzelnen in puncto Alkohol gesündigt worden ist. Heute wäre die Zeit gekommen, darauf die rechte, schlagende Antwort zu geben durch die durch alle Blätter eilende Nachricht, daß 1000 katholische Priester um des armen Volkes willen sich zur Enthaltung von allen geistigen Getränken verpflichtet hätten. Wann wird die Zeit kommen? Wann wird der Priesterabstinentenbund statt der 200 Mitglieder, die heute ihm angehören (zu denen allerdings hervorragende Namen gehören, wie der leider verstorbene Bischof Egger von St. Gallen, Prinz Max von Sachsen, der bekannte Professor P. Albert Maria Weiß), deren 1000 oder 2000 zählen?'

Aber auch in bezug auf die Organisation des Kampfes gegen den Alkohol ruft der Verfasser aus: ‚Wie weit sind wir gerade in diesem Punkte hinter den Andersgläubigen zurückgeblieben!' Während dort 70 Vereine und Verbände gegen den Alkoholismus bestünden, könnten die Katholiken noch keine zehn aufweisen, und von 47 Fachzeitschriften über die Alkoholfrage in deutscher Sprache seien nur vier von katholischer Seite ausgegangen, die sich nur mit Mühe über Wasser halten könnten. Die ‚gleichgültige', ja ‚vielfach ablehnende' Haltung des Klerus sei im höchsten Grade bedauerlich.

Über den letzteren Punkt vermögen wir nicht zu urteilen. Die Begründung fehlt an dieser Stelle (S. 17), ist jedoch nach der Anschauung des Verfassers wohl auf S. 13 zu suchen, wo es heißt:

> ‚Wenn der katholische Klerus bis jetzt in der Bewegung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zum Teil nicht auf seinem Posten war, so liegt das gewiß nicht an dem Mangel an Eifer, an Hingebung und Selbstverleugnung, sondern einzig in dem mangelnden Studium der Alkoholfrage.'

Hier wird dann auch eine Bewegung im Sinne jenes Aufrufes am besten einsetzen. Aus einem solchen Studium würde nicht nur die Einsicht erblühen, daß gerade der Seelsorger hier eine große Aufgabe hat, sondern auch der natürliche Antrieb zum persönlichen Verzicht im Interesse dieser Aufgabe. An guter Literatur ist kein Mangel; als neuestes sei hier empfehlend erwähnt die soeben in der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt' erschienenen Bändchen ‚Der Alkoholismus'. Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkohols, worin sich hervorragende Gelehrte und Praktiker wie die Professoren

* Leitsätze über die Abstinenz, S. 12. Ein vorzügliches Schriftchen.

Weygandt, Hartmann, Rubner, Laehr und andere über die verschiedenen Seiten der Frage wissenschaftlich begründend aussprechen.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine konfessionelle Organisation durch die Sache selber nicht gefordert ist. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß aus den geringen Leistungen von katholischer Seite (wir haben als moderne Einrichtungen nur die von dem Charitasverband (Freiburg, Baden) ins Leben gerufenen Mäßigkeitsvereinigungen und das ‚Katholische Kreuzbündnis' (Pfarrer Neumann in Mündt bei Titz, Rhld.) sowie die Zeitschriften: ‚Rundschau in der Alkoholfrage' (Freiburg), ‚Volksfreund' (Kamillushaus), Werden-Heidhausen, Ruhr, ‚Volkswohl' (Sarnen, Schweiz) und ‚Der Kreuzritter' (Ravensburg) kein Schluß gezogen werden kann auf eine Abseitsstellung des katholischen Volkes, das zweifellos an interkonfessionellen Organisationen stark beteiligt ist. Eine gewisse Notwendigkeit katholischer Organisationen trat in Deutschland eigentlich erst fühlbar in die Erscheinung, als die von England zu uns verpflanzten Guttempler mit ihren freimaurerischen Formen und Gebräuchen Bedenken der kirchlichen Behörde wachriefen, die schließlich dahin führten, daß den Katholiken der Beitritt zu diesem Logenbunde verboten wurde.* Hierzu kommt nun noch das seelsorgerische Interesse des Klerus, der in demselben Maße zum Wohle des gesamten deutschen Volkstums intensiver wirken kann, als er seinen Wirkungskreis auf seine Glaubensgenossen beschränkt und dann auch neben den natürlichen Mitteln die übernatürlichen der Religion und der kirchlichen Gnadenmittel heranzieht.

Es ist bekannt, daß unter den Alkoholgegnern eine Richtung strenger und milder Observanz besteht. Wir wollen nicht verhehlen, daß wir der milden Observanz zuneigen aus prinzipiellen Gründen, daß uns aber nichtsdestoweniger die Totalabstinenz als die sichtbarste und daher wirksamste Reaktion nach außen taktisch in vielen Fällen geboten scheint. Wie gerade einem hocherfaßten Christentum nicht sowohl Abtötung als vielmehr Veredlung der Sinne als Ideal vorschwebt, so kann auch hier vom religiösen Standpunkt aus der Kampf nur dem Mißbrauch, nicht aber dem rechten, vernünftigen, d. h. mäßigen Gebrauch gelten.

Trotz alledem: der Aufruf des ‚Johannes' ist uns sympathisch. Mit keiner höhergeistigen, idealen, d. h. von Ideen geleiteten Kultur wird sich jemals eine solche Vorherrschaft geisttötender Getränke vertragen, wie sie heute im öffentlichen und privaten Leben sich breit macht. Noch weniger kann sie sich vertragen mit religiöser und geistlicher Lebensführung. Auf diesem Gebiet mit bestehenden Mängeln solcher Art aufzuräumen, heißt auf eine größere Verinnerlichung des religiösen Lebens hinarbeiten. Daß das Laientum hier bis jetzt mehr geleistet hat als der Klerus, betont ‚Johannes' an mehreren Stellen. Möchte ein kraftvolles und opferwilliges Zusammenwirken von Laientum und Klerus die Parole der Zukunft sein! M.

* Neuestens haben die deutschen Guttempler um einer allgemeinen Wirkung willen diesen Ritus fallen lassen.

Schadenersatz für Märtyrerblut?

Anläßlich einer Erörterung der blutigen Vorgänge in der chinesischen Stadt Nantschang, bei denen fünf Maristenbrüder die Märtyrerpalme gewannen, spricht das Juliheft der ‚Katholischen Missionen' folgende bemerkenswerte Gedanken aus:

‚Natürlich wird bei der nun einmal bestehenden Verbindung von Mission und nationalem Protektorat der Fall wie immer zu weiteren diplomatischen Verhandlungen führen und die übliche Schadenersatzfrage erhoben werden. Das ist ja der materielle Vorteil dieser Verbindung. Ob aber nicht dem Missionswerk im großen durch dieses stetige Zurückgreifen auf auswärtige Mächte auf die Dauer ungleich größerer Schaden erwächst, ist eine andre Frage. Muß nicht der mächtig wirkende Gedanke des Märtyrertums dadurch verlieren, daß für jeden Tropfen Blut und jede Wunde an Leib und Eigentum ein Schadenersatz in Taels und Sapeken gefordert wird?'

Diese mahnende Frage eines Organs, das sich unter der Leitung von Priestern aus der Gesellschaft Jesu seit langem große Verdienste um die Sache der Missionen erwirbt, trifft in bemerkenswerter Weise mit einer Erörterung desselben chinesischen Protektoratswesens zusammen, die im Juniheft der North American Review Richard Weightman vom Standpunkt des amerikanischen Staatsinteresses aus anstellt. Seine Beweisführung ist vorwiegend nüchtern praktischer Art und nicht zum wenigsten veranlaßt durch den Boykott des amerikanischen Handels in China, entbehrt aber auch nicht idealerer Beweisgründe. Weightman beanstandet namentlich, daß die amerikanische Diplomatie für die christlichen Missionseinrichtungen ein Recht der Exterritorialität beansprucht, welches niemals in Amerika fremden Eindringlingen zugestanden würde. Er geht durchaus von der Voraussetzung aus, daß weitaus die meisten Missionäre

‚aufrichtige, selbstlose und ergebene Arbeiter sind für eine Sache, zu deren Vertretung sie sich von Gott berufen glauben. Daß sie aber Wohlgefallen erwecken beim Fürsten des Friedens, in dessen Namen sie ihre Tätigkeit ausüben, das möchten viele denkende Männer fast bezweifeln, wenn sie hören von den wilden Aufständen und noch schrecklicheren Blutbädern bei fast jedem Schritt der christlichen Missionstätigkeit. Sicherlich gibt die Christenheit der Welt ein bedenkliches Beispiel, wenn ihre Apostel die Heidenmission beginnen unter Verletzung der goldenen Regel Jesu . . . Artikel 14 des Vertrags mit China beginnt: „Von den Grundsätzen der christlichen Religion, wie sie die protestantische und römisch-katholische Kirche bekennen, wird anerkannt, daß sie die Menschen lehren Gutes zu tun und gegenüber anderen das zu üben, was man selbst von anderen an sich erfahren will." Damit steht aber das Vorgehen der Missionäre im Widerspruch; denn niemals würde Amerika Bürgern eines fremden Landes dieselbe Exterritorialität zugestehen.'

Außer Betracht muß bei dieser Beweisführung bleiben, ob nicht die verschiedene Behandlung der Fremden durch die verschiedene Höhe der Gerichtsbarkeit in christlichen und heidnischen Ländern an sich gerechtfertigt werden kann. Es handelt sich hier nur um den moralischen Eindruck auf die Masse der

heidnischen Eingeborenen; ihrem Rechtsgefühl muß die Vorzugsstellung der ohnehin schon mißtrauisch angesehenen ‚fremden Teufel‘ als eine nur mit Gewaltmitteln durchgesetzte Ungerechtigkeit erscheinen.

Weightman beruft sich des weiteren auf staatliche Erhebungen über das amerikanische Konsulatswesen namentlich in China und Kleinasien, woraus hervorgehe, daß eine große Anzahl von staatlichen Vertretungen fast gar nichts anderes zu tun habe, als die Missionsinteressen zu unterstützen. Dadurch rückten die Missionäre vielfach in ein falsches Licht; sie erschienen der heidnischen Bevölkerung als Agenten einer fremden politischen Macht, und viele fragwürdige Heidenchristen wollten sich durch ihre äußerliche Bekehrung nur weltliche Vorteile verschaffen.

Manche Ausführungen Weightmans machen den Eindruck unfreundlicher Übertreibung und sind wohl vorwiegend verschuldet durch die Auswüchse, welche das absonderliche Sektenwesen Amerikas auch auf dem Missionsgebiet gezeitigt hat. Aber im ganzen können auch seine Darlegungen die Befürchtung nur verstärken, daß die äußere Machtstütze, welche das Missionswesen durch den Staatsschutz erhält, sich zu einer ernsten Gefahr auswächst für das moralische Ansehen, dessen die Verkünder einer höheren Sittlichkeit vor allem bedürfen. Die heilige Sache der christlichen Mission muß stets und überall vor dem Mißbrauch behütet bleiben, daß sie nur als Vorwand dient zur Durchsetzung weltlicher und nationaler Machtansprüche. Das Blut der Märtyrer, welches der Samen der Christenheit ist, darf nie zum Handelsartikel werden.

r.

‚Periissem, nisi periissem.‘*

Ich wär' gestorben, wär' ich nicht gestorben
Dem Leben, das den Gott in mir verdorben.

Nun ist mein Sein getaucht in jenes Sterben,
Das stark ist, eine Ewigkeit zu erben!

Im Geist bin ich getauft zum Tod, der Leben
Und Leib und Seel' zum Himmel wird erheben.

Karl Ernst Knodt.

* Aus Augustins Bekenntnissen: ‚Ich wäre untergegangen, wenn ich nicht untergegangen wäre.‘

Philosophie.

Eduard von Hartmann, dessen philosophische Lehrmeinung an anderer Stelle dieses Heftes gewürdigt wird, hat auch als wissenschaftliche Persönlichkeit eine ganz eigenartige Stellung im Geistesleben unserer Zeit sich errungen. Er war der letzte vollbürtige Vertreter jener großen idealistischen Entwicklung der deutschen Philosophie, die nach der meisten Meinung bereits in Hegel zugleich gipfelt und endet. Hartmann hatte den Mut, in einer Zeit der unübersehbaren Spezialisierung und Zersplitterung des Geisteslebens, in einer Zeit der Verachtung aller Metaphysik, den Aufbau eines umfassenden philosophischen Systems zu unternehmen, und nachdem er bereits in verhältnismäßig jungen Jahren die Grundlinien gezogen hatte, war der ganze Rest seines Lebens dem Ausbau der leitenden Grundgedanken bis in alles einzelne gewidmet.

Als Hartmann 1864, also in seinem 23. Lebensjahre, die Niederschrift seiner ‚Philosophie des Unbewußten' begann, hatte er noch nicht endgültig der Offizierslaufbahn Valet gesagt. Wohl hatte der junge Berliner Gardeleutnant bereits 1861 infolge einer Kniescheibenkontusion Urlaub nehmen müssen, aber er hielt sich die Chance des Weiterdienens offen, bis er 1865 die durch verkehrte Kaltwasserbehandlung verursachte Unheilbarkeit seines Leidens endgültig erkennen mußte. Sein Leben spielte sich fortan im ruhigen Arbeitszimmer und glücklichen Familienkreise ab; auch die nach Veröffentlichung seines Hauptwerkes (1868) erfolgenden drei akademischen Berufungen hat er abgelehnt. Sein zweites Hauptwerk, die ‚Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins' (1875), sollte den Vorwurf widerlegen, als ließen sich auf den Unterbau des Pessimismus keine sittlichen Normen gründen, zwei Bände über ‚Das religiöse Bewußtsein der Menschheit' (1881/82) seine pantheistische Religionsphilosophie rechtfertigen. Den Höhepunkt seines Schaffens bedeutet die ‚Ästhetik' (2 Bände 1886/87), der sich in der ‚Kategorienlehre' (1896) die anfangs vernachlässigte Erkenntnistheorie anreiht. Neben diesen fünf Hauptwerken läuft eine ganze Reihe kleinerer Schriften, in denen Hartmann nicht nur Einzelpunkte philosophischer Natur näher beleuchtet, sondern sich auch zu Fragen des Lebens, der religiösen, kulturellen und politischen Entwicklung unter großen Gesichtspunkten äußert. Ein entschiedener Gegner der Demokratie und des Parlamentarismus und ein nicht minder eifriger Kulturkämpfer hat Hartmann gerade in diesen Gelegenheitsschriften auch die Grenzen seines Universalismus und die Schäden seiner Weltabgeschiedenheit kenntlich gemacht. Das letztere gilt besonders von seinem Kampf gegen den ‚Ultramontanismus'; denn mit der katholischen Lebenswirklichkeit ist er niemals in nähere Berührung gekommen. Gerade weil er die Selbstzersetzung des Protestantismus

durchschaute und die katholische Kirche immerhin ihren Prinzipien nach als die wahre Vertreterin des historischen Christentums anerkennen mußte, empfand er sie um so mehr als gefährlichstes Hindernis der eigenen religiösen Zukunftsutopien. Ja, er sprach geradezu aus, daß, wenn sich seine Hoffnungen auf eine konkrete ‚Religion der Zukunft' nicht verwirklichten, die ganze moderne Kultur eine ‚Beute des Ultramontanismus' werden müsse.

Vom christlichen Standpunkt aus muß man es bedauern, daß sich Hartmann in späteren Jahren so wenig mehr mit seinen religiösen Gegnern auseinandergesetzt hat und immer mehr durch die freilich sehr fruchtbare Beschäftigung mit naturphilosophischen Problemen in Anspruch genommen wurde. Auch zur Ausführung der geplanten Geschichtsphilosophie ist er auf diese Weise nicht mehr gekommen. Er hat sich vielmehr nach Zusammenfassung seiner philosophiegeschichtlichen Rückblicke in der ‚Geschichte der Metaphysik' (2 Bände, 1899/1900) auf Wanderungen durch ‚die moderne Psychologie' (1901), auf Auseinandersetzungen mit der ‚Weltanschauung der modernen Physik' (1902) und zuletzt noch mit den Grundfragen der Biologie (‚Das Problem des Lebens' 1906*) beschränkt und überall, gestützt auf erstaunliche Wissensfülle, die Durchführbarkeit seiner philosophischen Grundanschauungen nachzuweisen gesucht. (Die 1905 erschienene Schrift über ‚Das Christentum des Neuen Testaments' ist nur die zweite Auflage seiner bereits 1870 unter dem Decknamen F. A. Müller veröffentlichten ‚Briefe über die christliche Religion'.)

Man darf über dem vielen Unannehmbaren in Hartmanns Schriften keinesfalls die zahlreichen positiven Anfangspunkte zu fruchtbarer Weiterentwicklung übersehen. Er war vor allem durch die Tat einer der weitestwirkenden Vorkämpfer für die Rehabilitierung des spekulativen und metaphysischen Denkens, und in vielen Prinzipien seines Systems, namentlich in der Durchführung der Teleologie, kommt er sogar, wie schon Hettinger in seiner Apologie betonte, den Grundanschauungen der alten katholischen Schule recht nahe. Ob sich auch noch in seinem spekulativen Denken späterhin eine positive Weiterentwicklung vollzogen hat, wird sich erst beurteilen lassen, wenn das (wie Schneidewin im ‚Tag' mitteilt) im Nachlaß vorgefundene, sehr umfangreiche ‚System der Philosophie' zur Veröffentlichung gekommen sein wird.

In dem letzten Werke, das Hartmann veröffentlicht hat (‚Das Problem des Lebens' S. 311), liest man anläßlich einer Erörterung des biologischen Todes den ergreifenden Satz:

‚Zugleich mahnt uns die Tatsache des Alterstodes an die andere Einsicht, daß jedes Einzelwesen nicht für sich und um seinetwillen da ist, sondern nur da ist, um sich zum Opfer zu bringen auf dem Altar der Gesamtnatur, deren Sinn wieder im Geistesleben der Gesamtheit liegt.'

Man darf hoffen, daß an einem Leben, welches nach diesem Grundsatze gelebt und mit reichen Geistestaten erfüllt worden ist, jener Satz Jean Pauls sich bewahrheitet, den Hartmann selbst einmal zur Bekräftigung seiner Auffassung des ‚Unbewußten' heranzieht:

‚Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, dieser verdeckte Reichtum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben, als wir wissen, und daß ein stiller Instinkt für die zweite Welt in uns arbeite, indes wir bewußt uns so sehr der äußeren hingeben?'

Dr. M. F.

* Man vergleiche im vorigen ‚Hochland'heft S. 495 ff.

Literatur.

Das literarische Vermittlertum, das eine erst in den letzten Jahrzehnten durch das Anwachsen der perio-

dischen Presse charakteristische Erscheinung unseres öffentlichen Geisteslebens geworden ist, hat neuerdings (13. Juni) in Heinrich Hart einen tüchtigen, liebenswürdigen Vertreter verloren. Die Gebrüder Hart werden meist etwas einseitig nur als Kritiker registriert. Sie haben sich als solche gewiß viel und gewandt betätigt. Aber sie folgten dabei vielleicht mehr dem Gebot äußerer Verhältnisse als einer ausschließlichen Neigung. Diese war, das machten die letzten Schaffensjahre des Brüderpaares immer mehr offenbar, bei weitem universeller, vielgestaltiger, anspruchsvoller. Das rein kritische Sichten, Abwägen und Referieren kann lebhafte Geister, wie sie in diesen beiden Söhnen der roten Erde wohnten, auf die Dauer kaum befriedigen. Zeitig hatten sie schon auch ihre dichterische Schöpferkraft versucht, Heinrich, der ältere, insbesondere in einem groß, allzu groß angelegten Epos ‚Das Lied der Menschheit', das auf zwanzig Teile berechnet war, von dem aber nur drei Bände erschienen sind. Aber der Quell der Dichtung sprudelte nicht so kraftvoll und ursprünglich, daß er auch die Mühlen ihres Lebens hätte treiben können. Sie kamen, da ihnen von Hause die sichere Existenzunterlage fehlte, immer mehr in den Frondienst des Journalismus, in dem sie sich redlich und mit Aufwand von viel Geist und ehrlichem Idealismus gequält haben. Aber immer wieder bekamen in diesem doch mehr literarisch-handwerklichen Tun die gelehrten, wissenschaftlichen, philosophischen Neigungen die Oberhand. Julius machte einige Anläufe zu Weltanschauungsbüchern und gründete schließlich mit seinem Bruder Heinrich die ‚Neue Gemeinschaft', eine Art Literaten-Kloster, dessen Mitglieder aber bald wieder auseinanderliefen, nicht verwunderlich bei der ethisch-idealen Grundlegung dieser Gemeinschaft auf einen nebelhaften, gefühlsmäßigen Pantheismus, der in dem Satz gipfelte: ‚Die Welt ist Gott, und der Mensch ist die Welt.' Seitdem waren beide Brüder hauptsächlich als Feuilletonisten am ‚Tag' tätig und übten da ein literarisches Vermittlertum, das in bezug auf das große Wollen und formalistische Können allen Respekt fordert, aber in bezug auf das selbständig Gedankliche darin und den großen Ernst der sozialen Verantwortung und des sittlichen Pathos (nicht des Moralisierens!) an der spezifischen Berliner Oberflächlichkeit krankte. Das letztere gilt vielleicht noch mehr von Julius als Heinrich, obwohl die ‚Heinrich Hartschen Zynismen' bei den Kollegen berühmt waren.

Hier drängt sich vor allem ein Vergleich auf mit ähnlichen Vertretern literarischer Vermittlerarbeit und Ideenschriftstellerei, wie sie uns als ältere Erscheinungen von Frankreich und England her bekannt sind. Es sind meist Leute, die eine Zwischenstellung einnehmen zwischen Fachgelehrten und Journalisten. Sie spüren überall den Ergebnissen der großen wissenschaftlichen Arbeit nach, machen sich deren Ideen zu eigen und bringen Stoff und Gedanke zuweilen in phantasievoller Farbigkeit literarisch leicht genießbar unter die Gebildeten. Indem sie wie Bienen und Schmetterlinge von einer Wissensblüte zur anderen fliegen, bringen sie oft mit genialer Intuition und Finderkraft überraschende Kombinationen und Befruchtungen zustande, die in dem Werdeprozeß unseres Geisteslebens gar nicht zu unterschätzen sind. England-Amerika hatte eine Gruppe solcher Schriftsteller (Essayisten), die am kürzesten mit dem Namen Carlyle-Emerson angedeutet wird; in Frankreich ist diese Erscheinung seit Montaigne-Voltaire-Diderot-Stendhal geradezu bezeichnend für den Charakter des literarischen Lebens. Aber sei es, daß die literarische Kultur dort älter, sei es, daß diese Art von schriftstellerischer Betätigung geschätzter ist als bei uns, wir machen die Beobachtung, daß das geistige Niveau dieser Art von

Schriftstellern höher, daß ihr Ansehen daher allgemeiner und infolge dessen auch ihre Würde im Auftreten größer und selbstbewußter ist. Bei uns verschlingen vorläufig noch die akademischen Berufe was an gründlicheren Begabungen da ist, und nur wenige ergreifen nach einem tüchtigen vorbildenden Studium den Beruf des freien Schriftstellers. Noch seltsamer ist bei uns die Erscheinung des freilebenden Schriftstellers, der so situiert ist, daß er sich nicht wenigstens auf einige Zeit dem Journalismus verkaufen müßte, der noch stets verflacht, veräußerlicht und berechnend gemacht hat. Aber verkennen wir auf die Dauer die Bedeutung dieser Männer nicht; sie sind die geistigen Bankhalter des modernen Lebens, und wehe dem Volk, das auf Falschmünzer angewiesen ist! Möchten wenigstens alle so ehrliche Idealisten sein wie der verstorbene Heinrich Hart, so wäre der Schaden bis auf weiteres wenigstens nicht größer als der Nutzen.

M.

Max Geißler hat nach meinem Empfinden mit seinem neuesten Buche ‚Hütten im Hochland' (Roman. Mit Buchschmuck von Felix Schulze. 376 S. Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1906) nicht ganz das gehalten, was er im ‚Moordorf', seiner bis jetzt reifsten Schöpfung, zu versprechen schien. Mit dieser Erzählung — ich weiß nicht recht, warum er sie gerade einen Roman nennt, denn wir erleben keine große Entwicklung weder der einzelnen noch der Massen — aus dem Gebirg (wahrscheinlich an der bayrisch-böhmischen Grenze) hat der Dichter offenbar versucht, volkstümlichere, weniger in intimen Stimmungsreizen schwelgende Bahnen einzuschlagen. Das ist ihm auch bis zu gewissen Schranken gelungen; aber, wie ich fürchte, auf Kosten der eigentlich künstlerischen Qualitäten: eine unverkennbare Vergröberung, vielleicht auch Verflachung der angewandten Mittel drängt sich auf. Aus den im einzelnen gewiß vielfach ansprechenden und stellenweise sogar meisterhaften Naturschilderungen und Begebenheiten erwächst kein erschöpfendes und fest umrissenes Bild jener kleinen, aber doch so reichen Welt der Hinterwäldler. ‚Das Moordorf' war — und darin beruht seine Eigenart — völlig von einem einheitlichen Kulturgedanken durchwaltet. Hier aber sind bei aller feinen Anschauung des Details weder die kulturellen Erscheinungen und Strömungen in ihrer Tiefe erfaßt, noch ist das Geistes- und Gemütsleben der Menschen zur umfassenden und ihr Treiben genügend erklärenden Darstellung gekommen. Insbesondere empfinde ich eine absolute Lücke in bezug auf das religiöse Moment, ohne welches ein rechtes Verständnis jener Gebirgler einfach undenkbar ist, weil es der Grundakkord zu ihrem gesamten Dasein ist. Aber auch abgesehen von dieser unzulänglichen Auffassung des — an sich ja beschränkten — Weltbildes zeigt der Aufbau, ja im Grunde die Fabel selbst gewisse Mängel: gesuchte Naivität und Unterstellung gar zu großer ‚Ahnungslosigkeit' ist keineswegs gleichbedeutend mit populär. Hat somit Geißler uns den eigentlichen Volksroman vorenthalten, so entschädigt er uns durch eine wahrhaft goldene Fülle in sich vollendeter poetischer Gemälde und feiner Beobachtungen aus der Natur und der Volksseele und vor allem durch den erfrischenden Hauch der Gesundheit seines Schaffens. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er den Weg zu irgend einem wirklichen ‚Hochland' finden wird. Aber ich meine, dann wird er wieder vom ‚Moordorf' ausgehen müssen, schon deswegen, weil ihm das süddeutsche Gebirgsmilieu weniger liegt: ‚Heimatkunst' läßt sich nicht beliebig dirigieren. Wenn Geißler sich darauf beschränkt bezw. verlegt, seine unzweifelhaft große Fähigkeit, beherrschende Grundgedanken — kultureller und ähnlicher Art — in Stimmungswerte umzusetzen, konsequent auszubilden, bin ich überzeugt,

daß er uns ein neues Genre des erzählenden Prosagedichtes schenken wird.

J. Mumbauer.

Emil Ertl. Viel mehr Prosadichter bleiben in den engen Gedankengängen ihres Gehirns stecken als in dem großen Chaos der Welt. Sie zirkeln die Kreise ihres Mikrokosmos ab, statt dem Horizont der großen Welt entgegenzustreben. Von beiden aber muß die Kunst ein Stück haben. Man trifft viel seltener den Fehler eines Dichters, daß er zwar das Gegenständliche, das Milieu gepackt hat, aber sich mit ihm abringend das ganze Werk noch nicht zwingt, als den, daß er das Gedankliche sich in sauberen Fäden zurechtlegt, zu dem er dann das Wirkliche, Lebendige nicht finden kann. Der erstere arbeitet mit bodenständiger Kraft, der andere mit abstrakter Kunstfertigkeit; es ist wie mit dem Turner, der das massive Gewicht vom Boden zu heben sich müht, bis es ihm gelingt, und dem Athleten, der mit der metallglänzenden Kugel jongliert, die innen aus Holz besteht. So selten der zweite Fehler sich verliert, so oft pflegt der erste seinem sich fleißig mühenden Träger ins Gute umzuschlagen. Ein solcher Dichter ist Emil Ertl, und wenn er seinen Fehler noch hat, ja, wenn sein letztes Buch diesen Fehler erst recht hat erkennen lassen, so bietet es doch zugleich Garantie, daß er ihn überwinden wird.

Durch drei Bücher — er hat noch einiges mehr geschrieben — verfolgen wir den Weg seiner Entwicklung. ‚Opfer der Zeit‘ und ‚Feuertaufe‘ hat er seine beiden Novellenbücher betitelt, ersteres mit drei, das zweite mit acht Novellen; ‚Die Leute vom blauen Guguckshaus‘* nennt sich der Roman. Der Schluß von der Färbung der Titel auf die Wandlung des Verhältnisses, mit dem das Gefühl des Dichters seinem Stoff entgegentrat, mit der parteiischen Reflexion in den Anfängen und der liebevollen Beschaulichkeit im Fortgange, dieser Schluß wäre zu kühn, würde sich aber ganz gut rechtfertigen. Damit ist schon ein Urteil nach zwei Seiten ausgesprochen. In der Tat leiden manche der Novellen an einem Überschwang, an einem Ballast von Gefühl bis zur Sentimentalität. ‚Sandoos Briefe‘ z. B. sind ungenießbar, auch abgesehen davon, daß sie der ‚novellistischen Abrundung entbehren‘, und trotzdem der Autor fälschlich glaubt, ‚daß keine Kunst und kein Kunstverstand eines Bearbeiters jemals den lebensvollen Eindruck der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit würden ersetzen können, den sie (die Briefe einer unglücklich Liebenden) in ihrer ursprünglichen, durch das Leben selbst und die Echtheit eines tiefen Seelenschmerzes gegebenen Form auf mich machten, als ich sie zum ersten Male las.‘ Er habe nämlich die Briefe, wie sie geschrieben worden seien, ohne große redaktionelle Änderungen wiedergegeben. Dieser Glaube ist falsch, denn das Leben ist etwas anderes als die Kunst, und die lebensunmittelbare Wirkung eine andere als die künstlerische. Auch noch einige andere Novellen haben einen stark sentimentalen Einschlag, so die Hundegeschichte ‚Schicksal‘, nämlich das Schicksal des Schnauzerl, der vivisiziert wird, so feine Züge sie im einzelnen enthält. In den ‚Leuten vom blauen Guguckshaus‘ findet sich davon nichts mehr. Mit warmer Liebe folgt hier ein Dichtergemüt seinen Gestalten, mit eigener Daseins- und Schaffensfreude schildert er die ihrige, mit minutiöser Kleinmalerei arbeitet er Detail um Detail heraus, besonders auch in der Sprache, die ganz im Milieu der Seidenweber wurzelt; er lebt und denkt ganz mit seinem rührigen Völklein auf den schottischen Freigründen Altwiens, mit ihren kleinen Sorgen fürs tägliche Leben und den großen Ängsten vor Napoleon und der unsicheren Zukunft. Das ist ihm aber auch zum Verhängnis geworden. Er ist im Kleinkram befangen

* Sämtliche drei aus dem Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

worden und hat das Auge für das Walten der Zeit und des Schicksals nicht genug offen behalten. Der Stoff hat ihn nicht Meister werden lassen. Die feinen Züge von Kunst und Poesie, die der Roman aufweist, sind schon in den Novellen allenthalben enthalten: Naturschilderung, Kleinmalerei, Charakterzeichnung. In einem sind einige Novellen entschieden dem Roman über, in der Einheit und Knappheit der Handlung, in der Schärfung des Wichtigen, Treibenden. Welch unerbittliche Tragik steckt in der ‚Flammenschrift'! In der Novelle hat Ertl den kleineren Stoff bezwungen, im Roman hat er sich ins uferlose Milieu verloren. Der Kampf um den neuen Staat und die selbsterlebte Religion soll nicht bloß im kleinen Kreise gelegentlich Redender ausgetragen werden. Es ist sicher verlockender, Kämpfe, wie die bei Aspern und Eßling, mit Blut und Donner toben zu lassen, als sie, wie Ertl künstlerisch getan, nur in der Resonanz aus seinen Personen gedämpft wiederzugeben; aber der Hauch jener großen Zeit, in der Europa durcheinander gerüttelt wurde, sollte auch durch die Schlußkapitel wehen, der Kanonendonner des Friedens nicht bloß zu den Fenstern hereinklirren. Freilich nimmt der Geist der Menschen je den kleinen Reflex der Ereignisse zu ihrer Zeit auf, aber der Geist des Künstlers muß das Walten der höheren Macht wittern und ahnend darstellen. Was indes dem Ganzen fehlt, ist dem einzelnen zu gut gekommen. Was für prächtige Typen sind der blaue Guguck, die blaue Gugucks-wettl, der alte Salzküfel, der tiefsinnige Philosoph Tollrian und alle zusammen die Leute vom Schottenfeld zu Wien! Die ganze Zeit wird lebendig, als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm.

Was in diesem Roman noch nicht gelang, die Überwindung des Stoffes, in einigen Novellen ist es gut gelungen, und was dieses Gelingen versprach, wird wohl auch gehalten werden. Ertls Kunst hat noch jenen Fehler, besser jene Unvollkommenheit des mit dem Gegenstande Ringenden, aber sie hat auch bodenständige Kraft. Sie ist gesund, und eine gesunde Kunst kann sich vervollkommnen. Schwerfälliges ist nicht an ihr, es ist ja Wiener Art.

K. Weiß.

Max Bewer, der Dresdener Dichter und Schriftsteller, wird plötzlich von unseren Literaturorganen beachtet. Wodurch? Hat er einen schönen Gedanken ausgesprochen, den jene nun dankbar aufnehmen und weitertragen? Nein. Bewer hat zwar solche des Weitertragens werte Gedanken. Da aber in ihm neben aller Neigung zu besinnlicher Mystik eine politisch-polemische Ader pulsiert (Antisemit), so wurde er bisher totgeschwiegen. Zudem ist er eine Einsiedlernatur, sitzt in einem Dorfdach-stübchen zu Laubegast bei Dresden, hat keine lebendige Fühlung mit den Literatur-strömungen, hat weder taktische Geschicklichkeit noch journalistisches Gefühl für das Aktuelle, — und so geht man an ihm vorüber.

Welchem Umstande verdankt er nun sein plötzliches Beachtetwerden? Nicht einem schönen Gedanken, sondern einer Ungeschicklichkeit. Jemand hatte geäußert, Bewer käme für den Nobelpreis in Betracht; eine Lächerlichkeit, die man nicht ernst nehmen kann. Doch blieb dies in dem verkannten und unbeachteten Dichter haften; er wandte sich an einige Berühmtheiten, deren Empfindungswelt er schätzte (z. B. Professor Thode), und bat um ein Urteil über seine Werke, und Stücke dieser warmen Urteile nebst jenem Vorschlag verbreitete er nun selber, da er seine Bücher selber vertreibt (‚Goethe-Verlag' in Laubegast-Dresden). Das ist alles. Jetzt war er reif zu endlicher Beachtung und — Abschlachtung. Welche ungesunden Zustände!

Man zählt ihm nun seine sprachlichen Geschmacklosigkeiten auf: ganz richtig im einzelnen, und doch wird das Gesamtbild schief.

Man wirft ihm ‚Eitelkeit' und ‚Selbstüberschätzung' vor. Doch überhört man dabei, daß in manchen seiner Gedichte das beanstandete ‚Ich' symbolisch und typisch zu nehmen ist (wie in noch grotesqueren Formen bei Whitmann); sodann sollte der Psychologe wissen, daß diese Überspannung des Ichgefühls den Verkannten gegen die Ungunst der Umwelt aufrecht erhält.

Es fällt das Anklagewort ‚epigonisch'. Bewer lebt und webt im Rassegedanken: der Rassegedanken ist modern. Er neigt ferner zu Heldenverehrung, zur Rückschau also, wie die Romantiker nach Nordland und Mittelalter, die Klassiker nach Hellas schauten; aber er prägt auch dies selbständig. Er neigt drittens zu jener germanischen Mystik, die schon in ‚Freidanks Bescheidenheit' einsetzt, in Eckardt, Tauler, Böhme, Angelus Silesius lebendig ist; aber auch dies behandelt er nicht epigonisch (wie z. B. Hartleben-Bierbaums Formspielerei!), denn er lebt in diesen seelischen Stimmungen, er ist Mystiker. Folglich kann ihm die moderne Technik, die auf sinnliche Malerei und Nervenreize erpicht ist, nicht bei der Verdichtung seiner Gedanken helfen. Er will idealistische Dinge formen, hilft sich also mit Ausdrücken, die in allen idealistischen Zeitaltern und Menschen Hilfsmittel waren.

Das führt uns zum dritten Vorwurf: ‚Höhendunst'. Bewer ist eine einfache, nach Wahrheit ringende Natur, eine ‚Gebetsnatur', dürfte man fast sagen. Pathos liegt ihm gar nicht; er neigt zu einem breiten, oft geradezu trockenen Sich-Rechenschaftgeben. Darum versagt denn auch oft die sprachliche Unmittelbarkeit und die dichterisch-suggestive Gestaltungskraft. Man behauptet: ‚Große Worte' (Gott, Vaterland usw.) täuschen durch ihren bloßen Klang über mangelnde Empfindung hinweg? Man übersieht, daß dieselbe Gefahr noch stärker beim idyllisch-lyrischen Wortvorrat droht.

Und gar das Wort ‚Geschäftsmann' fällt? Eine abonnentengesättigte Zeitschrift fühlt sich gedrängt, solche unbedeutende Menschlichkeiten eines Vereinzelten, dem es schlecht geht, an die große Glocke zu hängen! Überhört man denn so völlig den Schrei nach Teilnahme, der den Totgeschwiegenen zu solchen ungeschickten Bemühungen veranlaßte?

L.

Theater.

Berliner Theater. Der Respekt vor dem Menschen ist in der Literatur mit dem Heraufwachsen der Satire gesunken. Im Verbrecher sucht man das Gold, im Helden den Schmutz. Es ist u. a. ein Rückschlag gegen hohl und falsch gewordene ideale Phrasen. Hätte man nur nicht über der Einsicht in die Doppelnatur des Menschen und das Scheinwesen öffentlicher Größe und Autorität den Glauben an ideale Möglichkeiten so ganz verloren! Geht nicht mit solchem Glauben die Ernsthaftigkeit der Absicht auch dahin? Schwerlich wird sich das bestreiten lassen. Man braucht den engen Horizont unserer herrschenden Literatur nicht allein darauf zurückzuführen; aber gerade die mannigfaltigen, ehrlichen Versuche moderner Schriftsteller, aus dem Labyrinth der Relativitäten mit Ewigkeitsfäden herauszuführen, geben zu denken. Die es am ehrlichsten mit der kritischen Negation gemeint haben, empfanden mit Naturnotwendigkeit ein Bedürfnis des Jasagens. Die Form, in die sie ihr Ja kleideten, wich aber von der gewohnten weit ab, so daß sie oft falsch gedeutet wurde. Ibsen ist das größte Beispiel, die gesamte moderne Satire das bekannteste. Das Ja wird nicht formuliert; der ästhetische Genuß besteht gerade darin, daß es erst als die Resultante einer Reihe deutlicher Nein erkannt werden muß. So steht in Adolf Pauls Komödie ‚Hille Bobbe' (Kleines Theater; Buchausgabe bei Schuster u. Löffler, Berlin) die nach

jener alten Harleemer Hexe genannte Besitzerin eines Freudenhauses als Anklägerin gegenüber einem Gesellschaftsausschnitt in Gestalt des russischen Richterehepaares und seines Hausfreundes.

Erhobenen Hauptes geht jene am Ende, und ein Netz von Verkommenheit und Heuchelei ist über diese gefallen. Diese Enthüllungsszenen sind ein breites Feld für Pauls phantasievolle Erfindung, die in dem Motiv gipfelt, daß der Hausfreund die Leiche der Zofe seiner Freundin, der Richtersfrau, zu ihrer Mutter Hille Bobbe nach Holland zu bringen verspricht, aber schon in St. Petersburg an die Anatomie verkauft, um mit dem Erlös das Leben der Weltstadt zu genießen. Es stellt sich dann weiter heraus, daß die Zofe eine illegitime Schwester ihrer Herrin, der Richtersfrau, ist und im übrigen das ehrbare Kleeblatt herüber und hinüber im Ehebruch steckt. So toll dies Geflecht und so pathetisch der Kontrast zu der von dem Vater der Richtersfrau verführten Hille Bobbe auch ist, so ist daraus doch so wenig Genießbares geworden als aus der noch stärker an Formlosigkeit leidenden anderen Komödie Pauls, der ‚Teufelskirche' (Gastspiel im Lessingtheater; Buchausgabe bei Schuster u. Löffler, Berlin). Die Satire wendet sich hier sehr scharf gegen die liberale protestantische Theologie und die Kirchenbaustandale; denn Paul pflegt sich mit den allerdeutlichsten Anspielungen zu unterbrechen. Die Phantasie tritt noch stärker hervor. Die Einkleidung ist ein Traum eines Bauern in der Mittagshitze, während ein wandernder Kesselflicker die sich vergebens nach einem Kind sehnende Frau des Bauern verführt. Der Inhalt des Traumes ist eine aus Satire und Symbolik gemischte Kirchenbaugeschichte. Geiz und Selbstsucht seiner Bauern machen dem Pfarrer den Kirchenbau schwer. Da kommt der Teufel zu ihm, legitimiert sich auch mit einem glühenden Stein aus der Hölle, verführt des Bauern Frau, baut dem Pfarrer eine Kirche und fegt ihn mitsamt seiner Gemeinde bei der Einweihung in seine Hölle. Beziehungen zwischen den wirklichen Zuständen und dem Traum sind zahlreich vorhanden; im Teufel kehrt der Kesselflicker wieder, in der Kirchenbaugeschichte eine Konferenz des Pfarrers mit dem Bauern; des Pfarrers vermenschlichter Glaube wird im Traum des Bauern zu einer heiklen Situation mit dessen Frau; wie aber gar der Bauer dazu kommt, die geistigen Konflikte seines Pastors zu träumen, der am Ende, ehe ihn der Teufel holt, als seine Sünde proklamiert, des Bauern Frau nicht auch verführt zu haben, d. h., wie er meint, dem Menschentum widerstanden zu haben, das ist nicht mit technischer Meisterschaft zu erklären. Dem stehen bühnensichere Szenen gegenüber. Unklar ist die Einkleidung und der Gehalt an Satire gegen die schwächliche Bosheit und unwahre Tugend unserer Zustände unfertig; gestaltet ist gar nichts.

Ganz ebenso, aber mit weniger Ernst in Shaws historischer Komödie ‚Cäsar und Kleopatra' (Deutsches Theater; Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Da herrscht der Witz und die Komik vor. Es lebt am ägyptischen Hofe vor Cäsars Ankunft große Angst; die halbwüchsige Kleopatra flieht nachts in die Wüste an den Busen der Sphinx; dorthin lenkt auch Cäsar noch vor seinem Einzug die Schritte und hält in pathetischer Erhabenheit Zwiesprache mit der Unendlichkeit, der er sich verwandt fühlt. ‚Alter Herr,' ruft ihm die erwachte Kleopatra zu, ‚komm herauf, alter Herr!' und man sieht den Lorbeergekränzten mit der Mühe aller endlichen Sterblichen die Höhe erklimmen, und so ohne Nam' und Art ist eine historische Begegnung freilich unsäglich komisch. Auf diese Weise kommt ein Theaterabend von sehr anspruchsloser Lustigkeit zustande. Aber Komödie der Historie, der Größe, Erhabenheit und des Heldentums ist das ebensowenig wie die

Entkleidung politischer Taten von der idealen Dekoration des Rechts oder der Kultur; die Komödie des historischen Urteils ist dem modernen Satiriker leicht zugänglich; Geschichte schreitet über Menschen, ihr Urteil und ihren Spott. So zeigt zwar auch Shaw neben dem eitlen, verliebten, posierenden den starken, genialen Cäsar, der hinter seinen Taten stand. Aber Geschichte mit menschlicher Komödie gleichzusetzen, schlägt ins Fach des Witzbolds. J. O.

Kunst.

Bilder von Hans Thoma in einem großen Münchener Kunstsalon, das ist ein Anblick, wie wenn Nelken, Heckenrosen und Geranien unter Orchideen und anderen Treibhauspflanzen stünden. Wie seltsam nimmt sich diese idyllisch-ruhige Welt im Grünen zwischen so vieler manirierter, virtuoser, gesalzener und gepfefferter Kunst aus! Wie handwerksmäßig solid, wie wahr und herzlich ist Thomas Kunst! Man denkt an den alten Hebel und an sein allemanisches Schatzkästlein. Wenn man Thomas Selbstbildnis ansieht, ist's einem, als stünde der Hausfreund in seiner Schwiegermutter Garten und wiese auf seine Kirschbäume, auf seine Krautbeete und erzählte dabei allerlei Erbauliches und Beschauliches, scherzhaft Heiteres und wehmütig Trauriges, Dinge von dieser und einer andern Welt. Gewiß würde auch der Hausfreund an dieser gemütlich sinnigen Haus-, Hof- und Gartenkunst Hans Thomas seine Freude haben. Und lebte der Hausfreund noch, er stünde noch viel mehr im Ansehen und nicht nur als Kalendermacher. Er säße vielleicht neben Hans Thoma auf den Bänken der badischen Kammer, und seine ergötzlichen Geschichten stünden entweder in schön gebundenen Büchern oder in vielgelesenen Zeitschriften und Journalen. Doch nicht vom Hausfreund, sondern von Hans Thoma und seiner Kunst soll heute die Rede sein.

Jedermann weiß, daß Hans Thoma ein Schwarzwälder Kind ist und seine Kunst aus seiner heimatlichen Natur heraus geholt hat. Er wird nicht viel mit dem ‚Kodak' in Feld und Wald herumgestiegen sein oder mit dem Malgerät auf dem Rücken das Land abgelaufen haben, sondern was er zu malen hatte, stand ihm frisch vor der Seele; er hatte es ja schon so oftmals geschaut und sozusagen erlebt. Klar sehen, einfach fühlen und empfinden, und all das Gesehene sich deutlich und bestimmt vorstellen, darauf beruht seine Kunst. Es sagte einer, ‚er glaube, Hans Thoma sei inwendig voller Natur, darum könne er sie auch so gut ausdrücken.'

Wie achtsam Thoma draußen umschaut und wie fleißig er nach der Natur malt, sieht man an mehreren Blumenstücken, die er hier ausgestellt hat. In solchen Arbeiten gibt er seiner malerischen Gesichtsempfindung oder besser Vorstellung deutlichen Ausdruck. Er malt das stoffliche der Erscheinung, so daß eine Sonnenblume ganz anders aussieht wie Astern, Rosen, Nelken. In der Landschaftsmalerei kommt er zur Darstellung von komplizierteren Gesichtsvorstellungen: Raum, Licht, Farbe. Bei seinen Figurenbildern ist der Nachdruck auf Zeichnung und Form gelegt; dieses Moment ist manchmal so kräftig betont, daß sie ein etwas derbes, holzschnittartiges Aussehen bekommen. Wer nicht genauer hinsieht, könnte diese Ausdrucksweise für Manier halten. Es ist aber nicht so. Denn wäre es bloße Manier, so würde keine solche Differenzierung der Ausdrucksmittel eintreten, wie man sie bei Thomas Bildern vorfindet. Je nach dem Wesen und Charakter des Gegenstandes wechselt auch die Darstellungsweise. Die Ausstellung zeigt Bilder von ganz verschiedenem malerischen und zeichnerischen Gepräge.

Von ganz besonderem Interesse sind Thomas Stimmungsbilder. Der universelle Charakter seines Talents tritt da

am deutlichsten hervor. Thoma komponiert nicht etwa Bilder, sondern er dichtet sie; allerdings nicht auf dem Wege poetischer Reflexion unter Anlehnung an bereits geprägte Bilder, sondern aus einer ihm eigenen poetischen Vorstellungsweise heraus. Jedem Bildgedanken liegt eine malerische Anschauung zugrunde. Es kommt nur darauf an, wie man sieht. Schwind sagte darüber einmal ebenso originell als treffend: ‚Wann einer an ein schön's Bäumle sein' Lieb' und Freud' hat, so zeichnet er all sein' Lieb' und Freud' mit, und 's schaut ganz anders aus, als wenn ein Esel schön abschmiert.' ‚Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuscher, guter Sinn dazu, um das Geheimnis aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuschließen.'

Aber Hans Thoma hat diesen feinen Sinn; darum sieht er auch ein Mehreres in der Natur. Es kann einem freilich nicht jeden Tag begegnen, daß ein bildhübsches Mädchen auf freier Bergeshöh sitzt und Zither spielt, und ein Hirtenbub sich still im Anschauen der Natur verhält, oder ein nackter Jüngling an einer Quelle steht und Wasser schöpft. Es sind dies kurz aufgezählt die Gegenstände, aus denen Thoma das herrliche Triptychon ‚Die Quelle' aufgebaut hat.

Das Architektonische in der Anlage des Bildes kommt schon äußerlich zum Vorschein in der Dreiteilung. Die jugendliche Frauenerscheinung, die sich so klar und bestimmt von der reinen Luft abhebt und mit ihrer leisen Geste des Saitenspiels so fein kontrastiert zu der ruhigen Pracht und Feierlichkeit der Natur, bildet in der Tat den Höhepunkt. Das Interesse des Zeichners wird sich vor allem dem nackten Körper auf der linken Bildhälfte zuwenden, und wer die Bedeutung von Überschneidungen und Verkürzungen für die Darstellung der Form zu würdigen versteht, wird hier mit seiner Bewunderung nicht zurückhalten. Ein unbefangenes Auge wird auch den Einklang des Nackten mit dieser idyllischen Natur empfinden und einigen Unterschied zwischen dieser Malerei und den so beliebten französischen ‚Akten im Freien' wahrnehmen. Auf der gegenüberliegenden, vom Mittelbild durch eine Leiste abgeteilten Bildseite sieht man in einer reizvollen malerischen Silhouette einen am Boden liegenden Hirten, der verträumt ins Blaue schaut. Die Landschaft zieht als ein alles vereinigendes Band durch das ganze Bild. Sie schafft und bewirkt eine eigene Stimmung. Das Auge erfreut sich an dem blauen Sommerhimmel und an den weißen, zusammengeballten Wolken, die an den Bergen heraufsteigen, an dem leuchtenden Firnschnee auf den Gipfeln, an den bemoosten, sammetartig schimmernden Felsen und an der üppigen sattgrünen Vegetation. Die Ziege, die auf einem der Felsen liegt und in träger Ruhe die Mittagsstille verträumt, ist so recht der Ausdruck des animalischen Lebens. Es liegt ein eigener Reiz und eine feine Kontrastwirkung in der Gegenüberstellung von Mensch und Tier, in ihrer harmonischen Vereinigung im Rahmen dieser Landschaft, wo Natur so nahe, so ganz bei sich zu Hause ist. Hier animalische Ruhe und Trägheit im Beharren des Seins, dort kontemplative verinnerlichte Stimmung, Erhebung des Gemüts. Deutlich vernehmbar spricht darin der Geist in der Natur zu uns. Eine gewisse musikalische Grundstimmung geht durch dieses Triptychon. Der Beschauer wird angeregt, und er versucht dem Künstler nachzuempfinden. Der Künstler kommt uns menschlich immer näher. Mit erhöhtem Interesse betrachten wir jetzt wieder sein Selbstbildnis und freuen uns des rüstigen Mannes mit den klugen, tiefen Augen, wie er sich inmitten seines Gartens, nahe seinem Hause abgebildet hat. Gerade so wie das Haus festgemauert und gerüstet dasteht, so steht auch der Werkbau seiner Kunst in unmittelbarer Nähe der Natur mit herrlichen Ausblicken ins Freie. A. H.

Denkmalpflege und Restaurierungen. Das Gefühl, das man diesem Thema gegenüber zuerst empfindet, ist das der Unbehaglichkeit. In den beiden Worten liegt ein Armutszeugnis für unsere Zeit, wenigstens in der jüngstvergangenen Verknüpfung. Hat man denn in den Zeiten großer künstlerischer Bautätigkeit eigentlich restauriert? Nein; denn dann wären wir um eine recht erkleckliche Zahl von Kunstdenkmälern ärmer. Hat man etwa eine romanisch angefangene oder halb zerstörte Kirche romanisch weitergebaut, hat man eine zu erweiternde gotische Kirche gotisch durchkonstruiert? Gewiß ist auch ‚stilrein' gebaut worden; aber wir schätzen doch die ganz stilunrein gebauten Kirchen nicht minder. Sogar eine verzopfte Kirche beweist zwar den schlechteren Geschmack einer Kulturperiode, gewinnt aber doch unser Interesse für Menschen, Zeit und Kunst. Wird unsere Nachfahren auch einmal die Baukunst unserer Zeit interessieren, z. B. eine unserer stilreinen Kirchen? Man wird unsern Fleiß und unsere Kenntnisse loben und die Stile doch an den früheren Kunstwerken, unseren ‚unvollkommenen' Vorbildern, studieren und genießen. Unsere Bauwerke sind ein Produkt unserer Stil*wissen*schaft, jene alten sind die Frucht eines sicheren Stil*gefühls*. Brave Schüler sind wir gewesen, tüchtige Lehrer werden wir nicht sein; pedantische Kopisten können gehen, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben. Zum Unglück war es auch noch eine bloß vermeintliche Schuldigkeit, daß der reine Stil überall zur Geltung gebracht werden müßte. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, der sich steinerne Ankläger überall selber erstellt hat, als man Denkmalpflege gleichbedeutend nahm für Restauration.

Der Begriff der Denkmalpflege hat seine Geschichte erlebt, ohne indes trotz der jetzigen theoretischen Definition zu einem praktischen Ende gekommen zu sein. Konservator Dr. Hager-München schilderte diese Geschichte auf dem sechsten Tag für Denkmalpflege in Bamberg (22. und 23. September 1905),* wo er ausführte: ‚Das Streben, die alten Bau- und Kunstwerke zu erhalten, ist wesentlich ein Kind der Zeit der Romantiker. Lange verstand man darunter ein Wiederherstellen der alten Denkmäler in ihrer ursprünglichen Form unter Beseitigung der späteren Zutaten. Die Restauration einer mittelalterlichen Kirche hatte vor allem drei Ziele: Es galt, spätere An- und Einbauten und spätere Einrichtungsgegenstände, weil sie die Stileinheit und Stilreinheit störten, zu entfernen; es galt zweitens, den so verbleibenden Rest des mittelalterlichen Werkes auszubessern, zu festigen und zu verschönern, und es galt drittens, der Stileinheit zuliebe die neuen Zutaten und Einrichtungsgegenstände in dem mit der Kirche übereinstimmenden Stil zu schaffen. Etwa ein halbes Jahrhundert lang waren die Kunst- und Altertumsfreunde und mit ihnen unsere Architekten ausschließlich in diesem Sinne tätig. In den siebziger und vor allem in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts brach allmählich die Anschauung durch, daß die Forderung der Stileinheit ein Irrtum sei, dem eine ganze Masse von Denkmälern zum Opfer gefallen war. Es setzte sich die Überzeugung fest, daß alle Stilarten ihre Berechtigung haben, daß die verschiedensten Zeugnisse neben einander zu dulden seien, so wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich in einem Raum zusammengefunden. Und aus dieser gleichmäßigen Wertschätzung aller Stilarten rang sich endlich die Erkenntnis durch, daß überhaupt nicht das Restaurieren, sondern das Konservieren das Ziel der Denkmalpflege sei.'

Das ist ein Entwicklungsprozeß analog den Kunstanschauungen des letzten Jahrhunderts, und wenn er schlimmere Früchte zeitigte und länger dauerte als

* Bericht erschienen im Verlag der Zeitschrift ‚Die Denkmalpflege', W. Ernst und Sohn, Berlin.

bei seinen Schwesterkünsten, so liegt das in der schwerfälligeren Kunstgattung und technischen Imitationsvirtuosität, wo Gotteshäuser in Betracht kommen, auch in dem am Mittelalter hängenden Sinn der Kirche, während dort immer schöpferische Geister ihre Eigenart betätigten.

Doch die Erkenntnis, daß Konservieren das Richtige sei, nicht Restaurieren, ist noch keine praktische Lösung der einzelnen Aufgabe; sie stößt vielmehr allerseits auf die verschiedensten Schwierigkeiten der gegebenen Verhältnisse, wie der Streit um das Heidelberger Schloß zur Genüge zeigt. Sie ist auch kein eindeutiges ästhetisches Gebot. Nicht um eine Formel handelt es sich; ‚nicht um Stil, sondern um Kunst dreht sich die Frage,' betonte Dr. Hager; ‚nicht die historischen Stilformen sind es, die die künstlerische Gesamtwirkung eines verschiedene Stile an und in sich vereinenden Baues begründen. . . . Die künstlerische Einheit, nicht die Stileinheit und Stilgerechtigkeit bedingt schließlich den Eindruck des Werkes.' Das sei die letzte Entwicklungsphase der Denkmalpflege. Damit ist nun der Grundsatz der Freiheit für den konservierenden Künstler und der Rücksicht auf Besonderheit von Art und Zweck des Objekts, der Architektur und der damit verbundenen Plastik und Malerei aufgestellt und auch der Gegenwart ihr Recht eingeräumt, sich künstlerisch zu betätigen, sofern sie nur imstande ist, aus eigenem und ohne Verletzung des Vorhandenen diesem den Stempel ihres Geistes der Nachwelt zum Zeugnis aufzudrücken.

Diese These, die selbst, wo sie im Prinzip angenommen ist, noch viele Varianten der Anwendung zuläßt, hat übrigens noch ihre zahlreichen Gegner. Sie stellt nur den Endpunkt der Gedankenreihe des fortgeschrittenen Teils der zunächst beteiligten Kreise dar. Konrad Lange teilte diese in einer über die ganze Frage orientierenden Rede in zwei Gruppen; ‚auf der einen Seite die Architekten, die eine Neigung haben, von den beiden Tätigkeiten die Restauration an die erste Stelle zu stellen, auf der anderen die Kunsthistoriker, die sich, so lange es irgend geht, mit dem Konservieren begnügen möchten. Oder genauer gesagt: auf der einen Seite die Architekten der älteren Schule und mit ihnen die meisten Laien, die auch in dem alten Denkmal immer etwas Ganzes und Vollkommenes sehen möchten, auf der anderen die Architekten der jüngeren Schule, die Maler und Bildhauer, endlich die Kunsthistoriker, die das Alte als alt erhalten möchten, weil sie es gerade um seines Alters willen schätzen.'* Diese Gruppen fließen sehr durcheinander, wenn sie bei einem bestimmten Denkmal vor die Alternative gestellt sind: Konservieren oder Restaurieren? Für die Entscheidung ist zunächst von großer Wichtigkeit baulicher Zustand und Zweck des Denkmals. Ein Rathaus, eine Kirche sind ein monumentaler Besitz, in dem sich Geschichte und Heimat verkörpern; sie sind mit der Silhouette der Stadt verwachsen wie ein unantastbares Wahrzeichen; sie erfüllen ihren Zweck noch wie vor Zeiten. Hier wird man sicher die Wetterseite ausbessern, Steine geringerer Qualität ersetzen, die Hilfe der modernen Technik dem alten Bau angedeihen lassen. ‚Überall da,' äußerte Professor Dehio-Straßburg auf der Bamberger Tagung, ‚wo es sich um bloße Ergänzungen alter Bauwerke handelt, da wird jene Imitationskunst, auf die man früher so stolz war, und die uns heute so verdächtig geworden ist, immerhin zu Recht bestehen bleiben dürfen.' Damit wird noch kein Scheinaltertum für echt hingestellt, keine Fälschung begangen. Anders schon bei einem Denkmal, das seinen Zweck verloren hat, anders bei einem Bauwerk, das dem Ruin entgegengeht. Man denke an einen gotischen Pranger, wie sie auf einem mittelalter-

* ‚Die Grundsätze der modernen Denkmalpflege,' Tübingen, G. Schnürlen.

lichen Marktplatz die schnell bereite Justiz repräsentierten! Das Zuchtmittel ist uns heute ein Schmuckstück und fröhliches Andenken. Wenn dieses nun den Weg alles Menschenwerkes geht, so hat es damit auch seine Daseinsberechtigung verloren, und ein moderner Künstler wird sicher einen entsprechenden Ersatz finden. Es braucht darum kein bloßes Paradestück zu werden; müssen unsere Verkehrsanlagen gerade so nüchtern aussehen, und kann eine Litfaßsäule nicht mit Humor behandelt werden wie im Mittelalter der Pranger als gotische Fiale, an der der Spitzbube im Halsband steckte?

Doch es gibt Schwierigeres. Die Denkmäler der großen Vergangenheit, die nicht nur einer Stadt, die einem Land und Volk ans Herz gewachsen sind, sie gehen auch zugrunde, wie ein Baum abstirbt, der Gemeinde und Richter zu gemeinsamem Ding unter seine Äste versammelt hatte, wie ein Großer ins Grab sinkt, der, seinen Zeitgenossen ein Vorkämpfer und Bahnbrecher, seine Mission vielleicht noch nicht erfüllt hat. Aber der Lauf der Natur läßt sich nicht aufhalten, und der Lebende behält das Recht. Wo man künstlich ein Fortleben erzwingt, da ist, wie die Erfahrung schon gründlich gelehrt hat, meist nur der Körper gerettet worden, die Seele aber ist entschwunden. Unsere Künstler haben gelernt, in jedem Stil zu malen, romanische, gotische, Renaissancestatuen zu verfertigen; aber wo bleibt jenes Fremde und doch so Fühlbare, jenes Innerliche trotz der äußerlichen Unbehilflichkeit, obgleich man um die Patina nicht verlegen ist? An der Virtuosität der Imitation fehlt es nicht; auch ist nicht alles Fabrikware. Doch hier bleibt man kühl, dort wird man warm. Das gleiche gilt bei imitierten Bauwerken.

Schon seit einer Reihe von Jahren steht das Heidelberger Schloß, im besonderen der Otto-Heinrichsbau, dessen Fassade dem Ruin entgegengeht, im Vordergrund des Interesses. Fremde Erobere und die Gewalt der Elemente haben den Verfall beschleunigt. Soll der Bau erhalten bleiben, muß er gründlich restauriert werden; denn ihn einfach unter Dach zu bringen, wird nicht befriedigen, wie die vorangegangenen Restaurationsarbeiten am Friedrichsbau gezeigt haben. Wie und wie weit restauriert werden soll, darüber gehen die Sachverständigen sehr auseinander. Da Aussehen und Wirkung des ganzen früheren Baues nicht sicher feststehen, so wäre, wie in der Debatte zu Bamberg Rechtsanwalt Dr. Alt-Mannheim hervorhob, ‚nicht nur die subjektive Echtheit nicht erreichbar, sondern auch die objektive Echtheit liegt heute noch total im Dunkeln.‘ Eine Notwendigkeit, Räume zu bekommen, ist nicht vorhanden. Ob es uns unsere Nachfahren danken werden, wenn wir ihnen durch Herstellung des Schlosses ein Zeugnis unserer Nachahmungskunst überliefern, wird verneint. Andererseits erfordert die dauernde Konservierung Stützen, über deren Zweckmäßigkeit und Wirkung auf den künstlerischen Eindruck die Diskussion auch nicht geschlossen ist. Manche sind kühn genug, von der ‚künstlerischen Tat‘, also von einem selbständigen Neubau zu reden. Der Streit wird nicht so schnell zur Ruhe kommen, und es spielen verschiedene Motive mit. Es ist ein Dilemma, aus dem nur ein überragender Künstler helfen könnte, und bei dem es nicht der größte Schaden ist, wenn man der Natur ihren Lauf und das letzte Wort läßt. Die Kosten, die eine gründliche Restauration jetzt verursacht, würden auch später zusammengebracht werden, und da bleibt es ein unwiderlegliches Wort Henry Thodes:* ‚Eine Kopie der Fassade kann jederzeit auf Grund der vorhandenen Maße, Zeichnungen und Gipsabgüße aller Einzelheiten ausgeführt werden, nach zwanzig Jahren so gut wie nach hundert

* Ein letztes Wort vor der Entscheidung über das Heidelberger Schloß. Heidelberg, K. Winters Univ.-Buchhdlg.

oder fünfhundert. . . . Da eine Wiederherstellung bei dem Zustande der Fassade so viel bedeutet als einen Neubau, bei dem nur ein Teil der alten Steine wird verwendet werden können, und da eine solche Wiederherstellung jederzeit zu bewerkstelligen ist, gibt es keinen ersichtlichen Grund, weshalb man nicht die Ruine in ihrem Zustande belassen soll.'

K. W.

Künstlerischer Wandschmuck. Was im letztvergangenen halben Jahrhundert im gewöhnlichen Bürgerhaus als Zimmerschmuck die stockfleckig gewordenen Stahlstiche ablöste und jetzt noch an den Wänden hängt, diese charakterlosen Öldrucke sind ein trauriges Zeugnis für den allgemeinen Kunstsinn unserer nächsten Vergangenheit und noch unserer Gegenwart. Der Umschlag zur Besserung, der sich in den Künstlerkreisen schon früher stürmisch äußerte, vollzieht sich naturgemäß viel langsamer im breiten Publikum, wo das Bild ein billiges Ausstattungsstück und Marktware ist. Es war aber nicht die einzige Aufgabe der energisch einsetzenden Reaktion, den ungebildeten Geschmack einer unfruchtbaren Kunstperiode zu verfeinern; ein neuer und gefährlicherer Feind erwuchs ihr aus ihren eigenen Bestrebungen. Der Geschäftsteufel setzte neben den in neuen Farben strahlenden Regenbogen der göttlichen Kunst sein Nachbild; Kunsthandlungen und Warenhäuser sorgten für den Quark des sogenannten Jugendstils. Um erfolgreich konkurrieren zu können, mußte auch die echte Kunst mehr als Ware auf den Markt kommen. Unternehmer wie der Kunstwart haben es auch verstanden, die großen Meister in billigen Reproduktionen unter die Menge zu bringen. Aber für die moderne Kunst war damit das Feld noch nicht erobert und für die farbigen Bestrebungen der Gegenwart auch noch nicht. Die einfache Schwarzweiß-Wiedergabe hatte für das naive Auge doch nicht den genügenden Reiz und ist kein Äquivalent für die gewohnten farbigen Wandbilder. Denn man darf nicht außer acht lassen, daß ein künstlerisches Bild an der Wand, zugleich ein notwendiges Möbel, mehr wert ist als zehn Blätter in der Mappe. Die glückliche Lösung brachte die Lithographie, die farbige Künstlersteinzeichnung: großzügige, farbige Kunst, modern im besten Sinne, billig und — Originalbilder. Der Verlag B. G. Teubner in Leipzig hat das Verdienst, Künstlersteinzeichnungen als künstlerischen Wandschmuck in den Handel gebracht zu haben.

Wer kennt sie nicht, die farbenfrohen Blätter, die unwillkürlich das Auge festhalten! Ihre Zahl ist mit der Zeit immer höher geworden, die Auswahl nach Bestimmung und Geschmack immer größer, die Güte ist die gleich vorzügliche geblieben mit den wenigsten Ausnahmen. Zum weitaus größten Teil sind es Landschaften mit tiefen, satten oder hellen, leuchtenden Farben und intensiver Stimmungskraft; die Staffage menschlicher Figuren konzentriert, wo sie vorhanden ist, den Eindruck noch mehr. Wie das in der Technik liegt, haben die Bilder etwas Sanftes oder Verhaltenes, einen traumhaften Märchenduft oder eine ruhige Sachlichkeit, heitere Töne oder verfließenden Farbenschimmer, nachtheimliches Dunkel oder stilles Leuchten. Die Zeichnung ist, wenn nicht durch die Farbenflächen und -stärken gegeben, schlicht und einfach. Bei aller Gegenständlichkeit haben die Steinzeichnungen etwas Dekoratives. Sie verlangen eine einheitliche Wandfläche und geben ihrer Umgebung Charakter. So werden sie auch indirekt zur Erziehung des Geschmackes beitragen, da sie auf einer der beliebten schlechten, blumenüberladenen Tapeten unmöglich sind. Um so besser passen sie zur modernen Wohnungs- und Einrichtungskunst, deren Zwecken, ein harmonisches Ganzes zu arrangieren, sie entgegenkommen. Bei einer Reihe der Künstlersteinzeichnungen ist auch ein

anderes erzieherisches Moment nicht zu unterschätzen. Sie schildern nicht bloß Sonnenlicht und Mondscheindämmer, Flur und Baum und Saat, sondern sie kleiden Teile unserer deutschen Heimat in malerische Werte und veranschaulichen den spezifischen Reiz eines Erdenflecks, einer Eigentümlichkeit unseres Vaterlandes, wie die Unterschriften erkennen lassen: Schwarzwald, Hamburger Hafen, Dünenlandschaft, Vogesen, Hochgebirge, Nordsee, Altheidelberg, sächsische Dorfstraße, Dachauerin, wendische Bauernstube, Herbst in der Eifel, Dresden, in den Marschen usw. Nur ganz wenige Bilder huldigen einer gewissen ungesunden, ästhetisierenden Richtung, gegen welche die gesunde Natürlichkeit um so mehr absticht. So ist z. B. in dem Bild ‚Wettlauf' von Sascha Schneider mehr gewollt als erreicht; es hat keine Geschlossenheit und ist mehr posiert als stilisiert. Ein Bild, dem man auch die Entschuldigung eines zwar falschen, aber ehrlichen Wollens nicht zugute halten kann, ist der ‚Reigen' von Cornelia Paczka; dieses Blatt ist nur für Junggesellenin stinkte genießbar, und es ist zu bedauern, daß es sich in die vortreffliche Sammlung verirrt hat. Als gelungen kann auch das Bild ‚Fischer am Mittelmeer' von Karl Burckhardt nicht bezeichnet werden, ein verunglücktes Kompromiß zwischen Freilichtmalerei und dekorativer Linie. Sonst wird man aber kaum mehr Grund zu größeren Ausstellungen finden, ohne zu nörgeln.

Man nehme eines der prachtvollen Bilder von Hans von Volkmann, sein ‚Wogendes Kornfeld'; eine ganze Schöpfung, Erde und Firmament, Menschenarbeit und Naturgedeihen, frischfröhliches Pflanzenleben und still wehender Gottessegen, das alles ist in den einfachsten Linien und breiten Farben zum Ausdruck gekommen. Oder sein ‚Die Sonn' erwacht'; ein Jubelhymnus des erwachenden Lebens im Waldtal glüht von den Baumstämmen und Wipfelwogen, glänzt aus dem Bächlein, glitzert aus den taufeuchten Matten der Sonne entgegen, wird von einem frohlockenden Reigen von Engelchen über Berg und Tal weiter getragen, erweckt die Zwerge, die geheimnisvollen Kräfte der Erde und klingt hinein und widerhallt aus dem Herzen des Beschauers. Ein linder, wohliger Hauch weht über den Hügel, wo der Schäfer sinnende Ausschau hält in ‚Frühling auf der Weide'. Es fehlt nur noch die Flöte zu dem bläulichen Frühlingshimmel, um bei der Stimmung, die einen überkommt, an eine Seite aus Jean Paul zu denken. Volkmann versteht es ganz besonders, mit der Absicht der Steintechnik die klare Zeichnung und lebhafte Farbe zu verschmelzen. Adolf Hildenbrand hat zwei Kinder in bläulich-grünlicher Dämmernacht auf den Hügel gesetzt. Phantastisch schwimmen die Häuser im nebeligen Duft, irrlichternd scheinen die Fenster. Mit großen Augen blickt der Mond über den Berg. Die beiden jungen Menschlein horchen, ‚Was der Mond erzählt'. Grauslich und humorvoll tönt dazu das Bellen des Dackels. Ein anderes Bild von ihm, ‚Stilles Gäßchen', ist ein Kabinettstückchen gemütlicher Abschilderung des Kleinen, einer alten, winkeligen, buckeligen Gasse mit überhängenden Häusern, einem Alten in schlenderndem Trott, einem Paar stillvergnügter Kleinen und einigen Angehörigen eines Hennenstaates, dessen Beherrscher auf einem Fasse seine Rechte verkündet. Eine Zierde jedes Raumes sind die Bilder von W. Strich-Chapell, die sich außer der Stimmungskraft auch durch kräftige Zeichnung und zwingende Perspektive auszeichnen, so sein ‚Herbst im Land', ein Tal in herbstlich reifen Farben und nahendem kühlem Duft. Ein Blatt, bei dem die Wirkung so recht in den ungebrochenen Farben und dem sicheren Arrangement der einzelnen Teile beruht, ist Max Liebers ‚Heiderot'. Auch Otto Leibers ‚Sonntagsstille' zeigt, wie ein Künstlerauge die Auswahl

aus der Natur trifft, um seinen Absichten künstlerisch zu dienen. Der leicht bewegte Himmel sanft treibender Wolken, die einfachen Geraden der Häuser und Kirche, die aufrecht stehenden Pappeln an dem ruhigen Wasser zwischen den eigentümlich fein geschwungenen Uferlinien, darüber eine sanfte Farbe, die Sonntagsstille ist da ohne Kirchenweg und gehende Menschen. Von Erich Kuithan ist in der Sammlung ein Bild: ‚Stille Nacht, heilige Nacht.' Dieses Blatt wird als religiöser Wandschmuck um so mehr befriedigen, als in der modernen Kunst kaum eine ähnlich tief empfundene Auffassung dieses Ereignisses vorhanden ist. Wieviel an glatten, süßlichen Heiligenbildern könnte dieses eine verdrängen und ersetzen in seiner innigen germanischen Art! Ein göttlicher Glanz geht von dem armen Menschensohne aus, beleuchtet den ärmlichen Stall, den ermüdet eingeschlafenen hl. Joseph, die Engelchen, die von der einen Seite herschweben, und die Hirten, die sich von der anderen nahen. Ochs und Esel sind nicht vergessen, ohne doch geschmacklos vorgedrängt zu sein wie manchmal auf diesen Darstellungen. Im Mittelpunkt des Bildes, am meisten bestrahlt von dem göttlichen Licht, kniet Maria, die jungfräuliche Mutter, und betet, in visionäres Schauen verzückt, das Wunder an. Ein ergreifend inniger Zug prägt sich in Haltung und Händefalten, in den freudig geöffneten Lippen und träumerischen Augen aus, so freudig wie wehmütig. Im einzelnen liegen uns eben noch vor eine Vogesenlandschaft von Franz Hein in ihrer gründunklen Stille, ein Winterabend mit kühlem Frosthauch von A. Schünnerer, ein Herbstabend von Gustav Kampmann. Dieser Künstler versteht es besonders, die dämmerigen Linien in das Unbestimmte der Farben verfließen zu lassen, von denen ein Wert vorherrscht und in Stimmung versetzt; in seinem Herbstabend ist dadurch das Gegenständliche doch zu sehr verwischt worden. Ein liebenswürdiges Bild ist das von Fritz Burger ‚Vor der Kirche'. Von Ferdinand Hodler ist sein ‚Rückzug von Marignano' in die Sammlung aufgenommen worden. Der Lapidarstil Hodlers eignet sich gut für die Technik der Lithographie. Doch ist das Bild bunter und blutrünstiger geraten als sein großes Original. Ein ausgezeichnetes Bild ist das von H. B. Wieland, ‚Letztes Leuchten,' ein letzter Sonnenblick und Gruß des Lichtes an den einsamen Mann auf einsamer Gebirgshalde.

Gewisse engere Kategorien erfahren eine besondere Pflege, um bestimmten Bedürfnissen zu begegnen, so das Tierstück, die künstlerischen und zugleich lehrreichen Zeichnungen von Fikentscher und anderen, Pflanzenstudien, künstlerische Veranschaulichungen technischer Prozeduren, Architekturen, Porträtbildnisse, unter den neuesten stilisierte Friese für Kinderstuben.

Dem Teubnerschen Verlag kann man nur danken, daß er die Not der Zeit verstanden hat. Die Künstlersteinzeichnung, die den Künstler in so vielfältige Berührung mit dem Publikum bringt, hat sicher nicht bloß den Vorteil, daß sie billige Originale ermöglicht. Mehr wert ist, daß sich der Geschmack der Menge an dem des Künstlers läutert, und daß umgekehrt dieser eine lebensfrische, volkstümliche und ungekünstelte Kunst zu schaffen Zwang und Anregung hat.

K. W.

Musik.

Musikpädagogisches. — Bei dem großen Interesse, welches man heute in allen Kreisen der Tonkunst entgegen bringt, haben die Fragen der Musikpädagogik gesteigerte Bedeutung gewonnen. Wie viele Mißgriffe freilich, sowohl in Musiker- wie in Dilettantenkreisen gerade in pädagogischen Dingen immer noch begangen werden, sollte man kaum für möglich halten, wenn man bedenkt, wie viel Geistesarbeit schon für die Lösung

dieser Fragen verschwendet wurde. In der Musiker- wie in der Dilettantenerziehung wird meist der gleiche Fehler gemacht, daß man nämlich das geistige Element der Musik zu wenig berücksichtigt. Beim Musiker wird vor allem darauf gesehen, daß er sich recht bald eine möglichst gute, fortgeschrittene Technik aneigne; ob er dann die technisch bewältigten Musikstücke auch ihrem geistigen Gehalt nach erfaßt und verstanden hat, was für eine künstlerische Wiedergabe beinahe noch wichtiger ist als die Technik, darauf achtet man gar nicht. Folge davon sind die zahlreichen technisch vielleicht sauberen, im übrigen aber ganz unreifen und unkünstlerischen Virtuosendarbietungen, die uns den Besuch unserer Konzertsäle so gründlich verleiden können. Beim Dilettanten soll vor allem möglichst rasch das ‚Vorspielen' in Gesellschaften ermöglicht werden. Geschwind werden die allernötigsten technischen Studien erledigt, und dann geht es an ein sinnloses Einpauken von meist viel zu schwierigen, oft auch innerlich hohlen und wertlosen Vortragsstücken. Das richtige Ziel sollte aber doch sein, daß der Musiker seine Kunst voll und ganz beherrschen lerne, sowohl nach Seite der Technik als nach Seite des geistigen Gehalts, der Dilettant aber durch seine musikalischen Studien dahin gelange, daß er das von Künstlern Gebotene voll verstehen und genießen könne. Darin erblicken wir das höchste Ziel des musikalischen Dilettantismus; daneben ist dann freilich noch ein bescheidenes Maß von selbständigem, anspruchslosem, häuslichem Musizieren erstrebenswert, nie und nimmer aber dürfen Repräsentationszwecke verfolgt werden. Diesem Ziel ist aber die Art, wie heute bei unseren Musikdilettanten Musik gemacht und anerzogen wird, wenig förderlich. Das wichtigste Erfordernis für die Auffassung von Musik ist die Erziehung und Schulung des musikalischen Gehörs. Gerade dafür aber vermag das Universalinstrument der Dilettanten, das Klavier, gar nichts zu bieten. Seine rein mechanische Tonerzeugung ermöglicht es auch dem absolut ‚Unmusikalischen', richtig und rein zu spielen, wenn nur mechanisch-technische Fertigkeiten bis zu einem gewissen Grade vorhanden sind. Von jeher haben es deshalb einsichtige Musikpädagogen für nötig erachtet, neben dem Klavierspiel Gesangsübungen zu pflegen, lediglich zur Bildung des musikalischen Gehörs. Noch weit besser ist es aber und für eine rationelle musikalische Ausbildung beinahe unerläßlich, die Erziehung des Gehörs durch systematische Spezialübungen zu erstreben. ‚Die Erziehung des Tonsinnes' betitelt sich ein kürzlich erschienenes Buch von Max Battke (Berlin, Chr. Frd. Vieweg), welches Anweisung zu einer derartigen systematischen Ausbildung geben will. Dabei handelt es sich indessen nicht nur um Erziehung des Gehörs allein, — obwohl diese naturgemäß den Hauptpunkt bildet, — sondern auch um die Ausbildung der anderen Sinne, soweit sie zur Auffassung resp. Wiedergabe der Musik herangezogen werden. In 304 Übungen für Ohr, Auge und Gedächtnis sucht der Verfasser sein Ziel zu erreichen. In stufenweisem Fortschreiten vom Leichten zum Schweren wird erst das richtige Erfassen und Hören von Zusammenklängen (Akkorden) geübt, dann das Auffassen von Melodien. Ein weiteres Kapitel bringt musikalische Gedächtnisübungen; den Beschluß bildet eine Abhandlung über das absolute Tonbewußtsein. Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie der Verfasser mit seinen Übungen zu Werke geht, seien hier einige Aufgaben kurz mitgeteilt. Da wird z. B. beim Akkordhören der Anfang damit gemacht, Dur- und Mollklänge auseinander zu halten, dann weiter verminderte und übermäßige Dreiklänge zu erkennen. Später sind dann die einzelnen Bestandteile der Akkorde zu erkennen, die im

Akkord enthaltenen Intervalle nachzusingen ꝛc. Im zweiten Kapitel wird dann nach mannigfachen Vorübungen z. B. die interessante Aufgabe gestellt, eine Melodie, die man im Gedächtnis hat, niederzuschreiben. Bei diesen und ähnlichen Übungen sieht man erst, wie rein mechanisch und gedankenlos unser klavieristisches Musizieren ist. Möge es der verehrte Leser einmal versuchen, irgend eine Melodie, die er im Gedächtnis hat, schriftlich zu fixieren! Zu ihrer Beschämung werden viele finden, daß sie dazu nicht imstande sind, obwohl es ihnen z. B. gelingt, die Melodie am Klavier zu spielen. Das ist dann eben ein Zeichen, daß sich wohl die Finger ihre mechanischen Tastenbewegungen gemerkt haben, daß aber der Geist kein Bewußtsein von den Tonverhältnissen hat.

Übungen wie die im Battkeschen Buche gegebenen sind für Musiker wie für gediegene und ernststrebende Dilettanten gleich notwendig und förderlich. Namentlich die letzteren mögen bedenken, daß sie durch möglichst gute Schulung ihres ‚Tonsinnes' sich vielmehr Genuß bereiten und den Ehrentitel ‚musikalisch' weit eher verdienen können, als wenn sie bei jours fixes und ähnlichen Gelegenheiten Beethovensonaten malträtieren.

Dr. Eugen Schmitz.

Etwas von der Phonola. Die Versuche, auf mechanische Weise einem Klavier ein Musikstück abzulocken, sind ziemlich alt. Dennoch gewannen sie eine einigermaßen künstlerische Gestalt erst seit der Entdeckung des pneumatischen Verfahrens: seitdem man erkannte, wie schnell ein noch so geringfügiger Luftstrom ein kleines Hebelchen in Bewegung setzt. Für jede Klaviertaste ist in einem mäßig großen Apparat ein kleiner Schlitz angebracht. Im Ruhezustande sind diese Schlitze von einer widerstandsfähigen Papierrolle bedeckt. In dieser Papierrolle befindet sich das ganze Stück, das man hören will, ausgestanzt. Jeder Note entspricht, in einer den Klaviertasten völlig entsprechenden Ordnung, ein ausgestanztes Loch. Wird ein Ton länger ausgehalten, die Taste länger niedergedrückt, so ist dieses Loch länger. Man hat nur diese Papierrolle einzulegen, den Mechanismus mit dem Fuß in Bewegung zu setzen, und das Stück beginnt nach Maßgabe der sich abwickelnden Papierrolle zu erklingen. Sobald nämlich ein Loch der Papierrolle an dem obbesagten Schlitz vorübergleitet, strömt Luft in den Schlitz; der Hebel, der zu diesem Schlitz gehört, wird in Bewegung gesetzt, ausgelöst, und die betreffende Taste erklingt.

Es ist klar, daß durch diesen Klavierspielapparat die kühnsten technischen Wunder der Virtuosen in Schatten gestellt werden; es braucht nur die gehörige Anzahl von Löchern ausgestanzt zu werden: ein Tritt, und die Terzen und Sexten und Oktaven rollen daher, als ob sie sich den ‚geölten Blitz' des preußischen Unteroffiziers zum Muster erkoren hätten. Aber ach, diesen Tönen fehlt die Seele! Es ist nun sehr interessant, zu zeigen, wie die Phonola — wir wollen das Ding gleich beim Namen nennen — es verstanden hat, den Tönen Seele oder, was man wenigstens so nennen darf, mindestens einen starken Reflex davon einzuhauchen.

Zunächst wurde ein Hebel eingeführt, welcher das Zeitmaß regelt, so daß der Phonolist — es sei erlaubt, dies neue Wort der Kürze wegen zu prägen — ganz nach seinem individuellen Ermessen das Stück bald beschleunigen, bald verlangsamen, vor wichtigen Übergängen also eine Verbreiterung des Zeitmaßes und bei leidenschaftlichen Stellen eine Beschleunigung zur Erzeugung von Sturm und Drang eintreten lassen kann. Dann aber gewann der Phonolist die Möglichkeit, durch schnelleres Treten die Luft in dem Blasebalg zusammenzudrängen und dadurch so auf den Apparat zu wirken, daß die

Töne kräftiger wurden, während er durch gemächlicheres Treten eine Abminderung der Kraft erreichte; er hatte also die Regelung der Schattierungen in der Gewalt. Eine weitere Verfeinerung führte dazu, daß er die Töne in der Höhe gegen den Baß stärker hervorheben konnte. Ein dritter Hebel endlich regelte das Pedal, das er ganz nach Belieben lang oder auch nur zur Bekräftigung eines Tones oder Akkordes verwenden kann.

Wieweit es geschickte Phonolisten durch die Kombinierung der erwähnten Hilfsmittel in der Erzielung eines individuell gefärbten Vortrags bringen können, hat wohl jeder Leser schon durch das Anhören eines Phonolavortrages erprobt. Je mehr der Phonolist Geschmack und Sinn besitzt, desto mehr vermag er einem künstlerischen Vortrag nahe zu kommen.

Jetzt hat Herr Hupfeld, der Erfinder der Phonola und der Leiter der Fabrik in Leipzig, wo diese Apparate hergestellt werden, ein Verfahren erfunden und in den Handel gebracht, welches erlaubt, den Vortrag eines jeden Virtuosen aufzuzeichnen und ihn dauernd der Papierrolle einzufügen. Der Phonolist kann also von jetzt ab ein Chopinsches Nocturne annähernd in der Weise vortragen, wie es von einem berühmten Virtuosen einmal in den Aufnahmeapparat der Phonola hineingespielt worden ist. Das Aufnahmeverfahren hiervon ist folgendes:

Der Virtuos spielt auf einem Klavier, dessen Tasten mit dem Aufnahmeapparat verbunden sind. Jeder Ton wird durch einen blauen Stift auf die Aufnahmerolle eingetragen. Solange der Ton dauert, solange die Taste also niedergedrückt wird, solange gleitet auch der Stift an dem Papier vorüber, um sich ihm einzuprägen. Aber dies Papier gleitet außerordentlich schnell, so daß sogar dem kürzesten Ton ein ziemlich langer Strich entspricht. Was dadurch erzielt wird, liegt auf der Hand. Das Bild der gespielten Töne wird ungeheuer vergrößert und kann nunmehr viel schärfer wahrgenommen werden, als wenn das Bild klein ist. Es handelt sich da etwa um ein mikroskopisches Verfahren, Töne aufzunehmen. Die geringsten individuellen Schattierungen, soweit sie die Zeitdauer betreffen, können noch in diesem Bilde wahrgenommen werden, sogar das feinste Arpeggio, die leiseste Ungenauigkeit und Unmanier! Schadet nichts; jede Sonne hat ihre Flecken, und solche Ungenauigkeiten tun uns eben kund, daß dahinter ein Mensch steckt und keine Maschine, und daß das, was wir da hören, eben des Menschen tönender Abglanz ist. Natürlich werden alle falschgegriffenen Töne gewissenhaft mit aufgezeichnet, aber die Phonola ist so gnädig, nachher bei der Übertragung auf die ausgestanzte Rolle die Fehler zu verbessern und höchstens auf Wunsch des auch in seinen Fehlern unfehlbaren Virtuosen stehen zu lassen. Nämlich von diesem Aufnahmepapier überträgt der Ausstanzer das Notenbild auf die Papierrolle, deren Löcher nunmehr weit schärfer und individueller ausgestanzt werden als bei dem anfangs geschilderten rein mechanischen Verfahren.

Aber es gibt auch ein Mittel, um bei dem schon beschriebenen Aufnahmeverfahren das vom Virtuosen aufgewandte Kraftmaß annähernd zu fixieren, wenigstens in fünferlei verschiedenen Schattierungen. Beethoven verwandte bekanntlich nur vier pp, p, f, ff. Ein Mezzoforte (halbstark) hat er nie hingeschrieben. Durch eine sehr sinnreiche Einrichtung erscheint nämlich neben dem schon erwähnten Stift, der die ausgehaltene Taste aufzeichnet, noch ein zweiter Stift, der genau mit dem ersten zusammen und dicht neben ihm eine zweite Linie zeichnet. Ein Stift und entsprechend eine Linie besagt, daß der Künstler einen Ton pianissimo gespielt hat. Taucht daneben die zweite Linie auf, so hat er ein piano beliebt;

drei Linien besagen: halbstark, vier: stark und fünf: sehr stark. Diese Kraftaufzeichnungen werden nun in einer die Notenrolle entlang laufenden Leitlinie aufgezeichnet, der gemäß der Phonolist den Krafthebel ganz genau zu regieren hat. Man sieht nun aber ein, daß, während vorhin die fünf Kraftschattierungen übergangslos aufeinander folgten, nunmehr der Phonolist der Leitlinie gemäß Übergänge machen kann, wie es ihm beliebt, ein Fortissimo auf ein Pianissimo folgen lassen kann, aber auch jedes Crescendo, jedes Decrescendo erzeugen kann, da der Krafthebel diese Übergänge nach Belieben zuläßt.

Das Pedal zeichnet sich genau gemäß dem Niedertreten seitens des Virtuosen auf und wird dann einfach nach den Angaben der Rolle abgelesen.

Die ungeheure Bedeutung der Erfindung liegt auf der Hand, und es nützt nichts, mit Jeremiaden über den Verfall der Kunst ihr entgegenarbeiten zu wollen. Jeder Dilettant mit einigem musikalischen Empfinden kann fortan jedes Stück, das ihm gefällt, gleichviel welcher Schwierigkeit, spielen. Er kann es sogar so reproduzieren, wie es von berühmten Virtuosen gespielt worden ist. An der Hand dieser Auffassung kann er die seine bilden; er kann sogar, wo es ihm paßt, die des Virtuosen durch seine eigene ersetzen.

Der Dilettant kann zweitens Stücke, die er nicht kennt, kennen lernen. Bevor er in ein Konzert geht, vermag er sich mit den Stücken, die er hören wird, durch die Phonola bekanntzumachen, sich darauf vorzubereiten, und zwar von der Hammerklaviersonate Beethovens bis zum Heldenleben von Strauß und von Charventiers Luise bis zu Glucks Armide.

Durch diese Bequemlichkeit wird nun in Zukunft im allgemeinen weniger Klavier gespielt werden als bisher, aber nur von Unberufenen. Die Zeiten, wo der Metzgermeister Schulz seiner Tochter Klavierunterricht geben ließ, weil der Bäckermeister Müller seiner Tochter ebenfalls Klavierunterricht geben ließ, sind vorbei; beide werden sich eine Phonola zulegen, sich ein ordentliches Repertoire zusammenkaufen und ihre Töchter zur Bedienung des Apparats anstellen.

Dagegen werden die Berufenen fortan weit mehr in ihrer Kunst vorwärts zu streben haben. Die Phonola gibt ihnen ein technisches Vorbild, das ihre mechanische Fertigkeit ungemein beeinflussen und sie zu neuen unverdrossenen Übungen anspornen wird. Die Vorbilder der Virtuosen, die sie da vernehmen, werden ihnen fast eine Unterrichtsstunde bei diesen selbst ersetzen und sie zur Nachahmung und, besonders wenn sie dasselbe Stück von verschiedenen Virtuosen hören, zu eigener Auffassung anregen. Daß dieses Streben nach Vervollkommnung sich bis in die Reihen der Virtuosen selber erstrecken wird, ist gar nicht zu bezweifeln.

Die Konservatorien werden ihren Bibliotheken trotz allen anfänglichen Sträubens einen Klavierspielapparat und ein Archiv von Notenrollen der verschiedenen Virtuosen anlegen und werden allwöchentlich eine oder mehrere Phonola-Vorspielstunden ansetzen, um zu zeigen, wie die Stücke von den verschiedenen Virtuosen vorgetragen werden.

Zuviel! Zuviel! ruft man mit Figaro und mit Tannhäuser. Es ist nur zu wünschen, daß mit dieser Vervollkommnung der ausführenden Musik die schaffende gleichen Schritt halten möge. Es wäre furchtbar, wenn, je mehr wir uns in der Praxis der Vollendung nähern, der Born der schöpferischen Tonkunst desto mehr versiegte. Hoffentlich steht diese Befürchtung in weiter Ferne, und hoffentlich springt jener Born, der augenblicklich gar spärlich rieselt, wieder einmal einem artesischen Brunnen gleich wie zu den Zeiten der Klassiker hervor.

Dr. Otto Neitzel.

Spinozas Ethik hat in der neuen Verdeutschung durch Otto Baensch (Philos. Bibliothek, Bd. 92. Leipzig, bei Dürr 1905) die weitaus genaueste und zuverlässigste aller bisherigen Übersetzungen gefunden; das beigegebene Namen- und Sachregister ist sehr brauchbar, die Einleitung etwas kritiklos. Zum vollen Verständnis bleibt aber hier wie bei den meisten lateinisch geschriebenen philosophischen Werken die Beiziehung des Urtextes unentbehrlich; nur dann erkennt man auch die bei allem äußeren Gegensatz fortdauernde Begriffsabhängigkeit von der Scholastik. Dr. M. E.

Briefe von und an G. E. Lessing. In fünf Bänden. Herausgegeben von Franz Muncker. Leipzig, Göschen. 1. Band: Briefe von Lessing aus den Jahren 1743 bis 1771. 1904, 3. Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746 bis 1770. 1904, 4. Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1771 bis 1773. 1905; jeder Band br. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Die berühmte Lachmannsche Lessingausgabe in 16 Bänden hat jetzt bei der dritten von Franz Muncker besorgten Ausgabe durch fünf Bände Briefe von und an Lessing einen abschließenden Zuwachs erfahren. Die Briefe sind aber auch gesondert erhältlich, und der Preis ist wie bei der Ausgabe selbst bis Ende 1906 in Subskription ermäßigt. Eine vollständige kritisch gesichtete Ausgabe der Briefe wird damit zum erstenmal geboten. Der Text ist durch gründliche Vergleichung gesichert, die nicht erhaltenen, aber zu erschließenden Briefe sind eingeordnet und charakterisiert, jeder Forscher wird seine Freude an dieser Ausgabe haben. Lessings Briefwechsel vermag aber auch alle die zu beschäftigen, welche für das Seelenleben großer Männer Sinn haben wollen. Lessings Werke, so voll Persönlichkeit sie sind, sind mit dem Verstand geschrieben und auf die Gegenstände bezogen. In den Briefen ist der innere Lessing viel sichtbarer. Sein Empfindungsleben findet lyrische Färbung; wer erst gesehen, welchen Wandels der Stimmungen der vielfach als unerschütterlich vorgestellte Lessing fähig war, sieht in ein bewegtes Seelenleben. Die Briefe von Eva König sind längst geschätzt; die seiner Freunde Mendelssohn, Nicolai, Gleim ꝛc. sind mehr noch als die Folie des Großen. Nach der andern Seite enthält die Familienkorrespondenz Lessings schwerwiegende Probleme aus der Seele eines Mannes, der das intime Glück nur selten erfahren hat. Sympathisch tritt uns das Verhältnis Lessings und seines Bruders Karl entgegen, des einzigen, der ihn mit seiner Familie verband. -th.

Eduard Mörike, Lieder und Gedichte in Auswahl mit Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. Auf Büttenpapier gedruckt und in Originalpappband gebunden Mk. 2.50; Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Eduard Mörikes Gedichte sind jetzt so populär, daß sie sozusagen die lyrische Scheidemünze geworden sind, mit der man sich sein Interesse und Verständnis für Dichtung gegenwärtig auszahlt. So wird ihr Glanz getrübt, sie sehen allmählich abgegriffen aus und klingen gewohnt alltäglich. Und es sind gerade die schönsten, welche dieses Schicksal trifft. Mit einem gewissen Raffinement muß man sie wieder vollwertig machen, indem man sie aus dem täglichen Gebrauch einzieht, ihnen eine feine Fassung gibt und sie als einen Schatz für Stunden selteneren und reicheren Genusses aufbewahrt. So ist die vorliegende Sammlung anzusehen und zu begrüßen. Äußerlich zerfällt sie in vier Teile: Lieder; Märchen und Idyll; Religiöses und Der Dichter, d. h. soviel wie Persönliches. Mit zarten Ranken hat der Künstler die Blätter gerahmt und beziehungsreiche figürliche Vignetten den Abteilungen vorgesetzt. Die schönsten Perlen aus Mörikes dichterischem Vermächtnis sind mit schlichter Eleganz zu einem Werkchen vereinigt, das viele Freunde verdient. — Trotzdem bleibt das Verdienst der Verleger ungeschmälert, die

das Freiwerden der Dichtungen Mörikes dazu benutzt haben, billige Ausgaben unter das Volk zu bringen. Denn hier handelt es sich nicht darum, den Genuß wieder zu verfeinern, sondern ihn der Menge überhaupt zu ermöglichen. Wer den ganzen Mörike in einem gefälligen Band besitzen will, der sei auf die gut ausgestattete Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart verwiesen, Eduard Mörikes sämtliche Werke, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner, ein Band von 534 Seiten groß Oktav, 3 Mk. — Vor allem verdienen die Ausgaben aus Max Hesses Verlag in Leipzig die allgemeine Beachtung, einmal der Leinenband: Eduard Mörikes gesammelte Schriften in vier Bänden (eine gute Auswahl), mit einer biographischen Skizze und Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß, in der bekannten sehr hübschen Ausstattung der Hesseschen Klassikerausgaben, 2 Mk., sodann die einzelnen Bändchen geheftet in Max Hesses Volksbücherei, von denen uns Gedichte, Novellen und Märchen, Mozart auf der Reise nach Prag, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Maler Nolten vorliegen. Auch die Aufnahme der Dichtungen Mörikes in die Mayerschen Volksbücher sei hier erwähnt, wo man für den schnellen Gebrauch das billigste findet; uns liegen vor Mozarts Reise nach Prag und Maler Nolten. — Aus dem Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster sind uns zwei Bändchen zugegangen, Eduard Mörikes Gedichte und Eduard Mörikes Novellen und Märchen; beide eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg, mit dem Bildnisse des Dichters und zwei facsimilierten Manuskriptbeilagen. Der Herausgeber, der schon früher durch eine Mörikebiographie seine genaue Bekanntschaft mit Wesen und Werk Mörikes bewiesen hat, hat sich die Aufgabe gestellt, ‚nur das künstlerisch und menschlich Bedeutsame und Notwendige herauszugreifen und zu einem Ganzen zu fügen', um so ein ‚reines, geläutertes und vollständiges Bild des Dichters' zu geben. Unter diesem Gesichtspunkte sind hauptsächlich die Gedichte ausgewählt; sie sollen das Beste seiner Muse bringen und zugleich den Dichter auf seinem Lebensweg begleiten, an den Höhepunkten verweilend. Die beiden Bändchen sind vornehm ausgestattet.

K. W.

Vom alten Sachsenstamme. Novellen von L. Rafael (H. Kiesekamp.) Leipzig. C. G. Amelangs Verlag. br. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Das beste an diesen Novellen — es sind sechs an der Zahl — ist die ideale Auffassung, die die Verfasserin von ihrem Stoff hat. Sie liebt ihre Personen, diese westphälischen Bauern und Bäuerinnen von echtem Schrot und Korn. Sie hat Land und Leute mit Bemühen studiert und hat Fühlung gesucht mit dem Wesen dieser Kinder der roten Erde, aber doch mehr gedankliche als unmittelbare. Die Erzählungen haben etwas Abstrahiertes, Theoretisches. Darum mögen sie einen Leser, der diesen Menschenschlag vom alten Sachsenstamme nicht mit der Liebe des heimatlich Gewohnten liebt und den idealisierten Bildern nicht aus eigener Erfahrung und Erinnerung unmittelbares Leben geben kann, weniger zum Genuß als zum Studium anregen. Der Geist, in dem sie geschrieben sind, wird sie ihm sympathisch machen.

K. W.

Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Von Julie Adam, Bürgerschullehrerin. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler 1906. 8°. 232 S. 2.40 Mk.

Eins von jenen unfertigen Büchern, deren Bestes die Zitate sind. Da die Proben aus der deutschen Dichtung — bis Heine — nahezu allen Raum haben und die Überleitungen sehr alltäglich sind, so bleibt nur der Wert einer rohen Materialsammlung. ••

Das Büchlein Immergrün. Eine Auswahl deutscher Lyrik für junge Mädchen. Von Gustav Falke. Verlag Schafstein u. Komp. Köln a. Rh. 1905.

‚Ein Gedenkbüchlein für junge Mädchen in den ersten Jahren nach der Schule.' Eine Auswahl und Auslese aus Claudius (2), Goethe (9), Uhland (9), Eichendorff (4), Droste (3), Lenau (3), Mörike (5), Hebbel (2), Geibel (3), J. G. Fischer (3), Storm (8), Keller (2), Fontane (2), C. F. Meyer (7), Greif (5). Kräftige und zarte Töne ergänzen sich; das Gefühl junger Mädchen ist respektiert, der Sentimentalität kein Raum gegeben. Vogelers Buchschmuck hätte sicher auch ohne den Goldorgiasmus, der das Auge schädigt, Reiz genug gehabt.

-th.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Ver-

storbenen. Von Richard Schaukal. 228 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1906. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Schaukal, der eigenartige und zweifellos hochbegabte österreichische Poet, gibt sich gern als Gegner der ‚Moderne'; und doch ist auch er — bewußt oder unbewußt — eine Beute des Nervös-Sehnsüchtigen und Unbefriedigt-Zerrissenen, das von der neueren Weltanschauung unzertrennlich scheint. Das zeigen auch die vorliegenden, in die Form einer posthumen Unterhaltung mit der geliebten Großmutter, einer kernigen Frau vom alten soliden Schlag, gekleideten Skizzen — in der Hauptsache der Aufschrei eines Großstadtmenschen, der sich gegen die Unnatur modernen Lebens auflehnen möchte und doch nicht recht die Kraft zum Entschlusse findet — meist stimmungsvoll, immer originell. Wenn der Lyriker anfängt zu philosophieren, kann er allerdings schrecklich werden, wie Schaukal denn überhaupt gern mit Tod und Grab ein wenig posiert. Aber z. B. die Kapitel ‚Von der verstoßenen Schönheit', ‚Der alte Garten', ‚Vom Frühling und seiner Trauer' sind einfach wundervoll.

J. Mumbauer.

Ehescheidung (Divorce). Roman von Paul Bourget. Übertragen von Walther Eggert-Windegg. Mainz, Verlag von Kirchheim u. Komp. 1905.

Die ‚Hochland'-Leser hatten bereits Gelegenheit, diesen Roman genau kennen zu lernen aus den feinsinnigen Betrachtungen der Lady Blennerhassset in ihrem Artikel ‚Religiöse Probleme und moderne Romane' (‚Hochland' 1904/05 I S. 315 ff.). Die deutsche Ausgabe ermöglicht es nun allgemein, sich mit Art und Absichten dieses französischen Thesenromanschriftstellers vertraut zu machen. Die Übertragung, die sorgfältig die französische Eigenart zu wahren sucht, muß als wohl gelungen bezeichnet werden. Zum Verständnis des französischen Romans ist die Kenntnis des Typus Bourget notwendig. Durch die Verdeutschung des Romans ist auch Bibliotheken, die von Werken anderer französischer Romanciers absehen, Gelegenheit geboten, ihren Bestand nach dieser Richtung zu ergänzen.

Siege. Vier historische Erzählungen von Antonie Haupt. F. W. Cordier, Heiligenstadt. geh. M. 1.50, geb. M. 2.

Drei der Erzählungen haben den Sieg des katholischen Glaubens zum Inhalt, in ‚Rabbi Michäas' gegenüber dem Judentum gelegentlich einer Judenhetze in Trier, in den ‚Frommen und tapferen Frauen Adlums' gegenüber dem Eindringen der Reformation, in ‚Maria vom Siege' gegen den Islam in der Schlacht bei Lepanto. Die zweite Erzählung ‚Nikolaus Cusanus' sucht ein Bild zu geben von dem Lebensgang des kleinen Klaus Krebs von Cues, der es schließlich zum Kardinal bringt, wohlbekannt unter dem Namen Nikolaus von Cusa. Die Verfasserin versucht in den Geist der verschiedenen Zeiten zu versetzen und je nachdem mit Ernst und Humor in Schilderung und Chronikstil ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Das Werkchen wird für die reifere Jugend gedacht sein.

W.

Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über neudeutsche Malerei von Henry Thode. Karl Winters Verlag, Heidelberg 1905.

Diese Vorträge hatten den Streit um das deutsche Kunstideal hervorgerufen, dessen in unserem Septemberheft 1905 S. 779 ff. ausführlich gedacht wurde. Nachdem sie nun auf Grund stenographischer Aufzeichnungen gedruckt vorliegen, kann man sich von der Unangebrachtheit der Liebermannschen Vorwürfe um so klarer überzeugen. Wenn Thode ‚das Heil der Zukunft deutscher Malerei' in der gänzlichen Abwendung vom Impressionismus sieht, so verdienen seine Gründe auch bei minder schroffen Gegnern dieser Richtung ernste Beachtung. Übrigens ist in Thodes sehr lesenswerten Vorträgen der polemische Teil nur Beiwerk gegenüber der positiven schwungvollen Würdigung des eigentlichen Gegenstandes.

Dr. M.

Das deutsche Rathaus im Mittelalter in seiner Entwicklung, geschildert von O. Stiehl, Stadtbauinspektor, Professor, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Mit 187 Abbildungen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1905. 167 S.

Das deutsche Rathaus, der Schmuck und Stolz und Mittelpunkt jeder Stadt in alter und, wie es erfreulicherweise scheint, auch mehr und mehr wieder in neuerer Zeit, ist gewiß ein Gegenstand, der des Interesses der Architekten nicht minder wie der Kulturhistoriker würdig ist. Ist es doch nicht nur oft genug neben der Kirche der einzige oder doch

hauptsächliche Zeuge, der uns von Kultur und Bauweise unserer Altvordern erzählt, sondern, da es stets mit besonderer Liebe zum Wahrzeichen der Stadt ausgestaltet wurde, auch ein deutliches Spiegelbild ihrer einstigen wirtschaftlichen Kräfte und Lebensverhältnisse, ihrer Verkehrsbeziehungen und nicht minder auch, wenigstens in der Anlage, ihrer politisch-rechtlichen Verfassung. Stiehl hat seiner sehr verdienstlichen Arbeit daher die sozialen und rechtlichen Bedingungen und Bestimmungen, unter denen die Rathäuser Deutschlands entstanden sind und denen sie zu dienen hatten, mit Recht als Einteilungsgesichtspunkt zugrunde gelegt. Er geht von jenen einfachsten Verhältnissen einer frühen Zeit aus, in der die Stadt eine überwiegende Ackerbürgerschaft unter grundherrlicher Gewalt in ihren Mauern beherbergte und das Rathaus in der Hauptsache nur einen Saal zur Versammlung der höchstens 200—300 Hausväter, als Festraum bei feierlichen öffentlichen Anlässen und zu Marktzwecken nebst wenigen Nebenräumen enthielt. Wann sich die Bildung dieser Rathausform vollzogen hat, ist nicht mehr festzustellen; die älteste Erwähnung eines Rathauses ist die Nennung eines domus consulum zu Soest aus dem Jahre 1120. Beispiele solcher einfacher Saalbauten sind z. B. die Rathäuser zu Gelnhausen, Dortmund, Oberlahnstein, Minden, Gießen, Wesel, Mühlhausen, Molsheim i. E., Kalkar. Eine spätere Zeit bringt mit der Weiterentwicklung der in einer Stadt sich auslebenden Zwecke die Schöffenhäuser der unfreien Städte ohne einen Bürgersaal, die natürlich wie die erste Gruppe später oft erhebliche Veränderungen und Erweiterungen erfuhren, so u. a. die Rathäuser in Tangermünde, Alsfeld, Villingen, Rottweil, Marienburg, Koblenz. Eine andere Gruppe bilden wieder jene zahlreichen Rathäuser, deren Städte sich die freie Ratswahl als Ausdruck der politischen Freiheit und bürgerlichen Selbstverwaltung errungen hatten, wieder einen andern Typus jene, welche sich als Amtshäuser grundherrlicher und landesfürstlicher Städte darstellen, sowie jene nicht minder zahlreichen, deren Grundriß und Anlage als Werk einer spätern Zeit die Selbstverwaltung der Städte und den Reichtum der ihren Verwaltungen obliegenden Funktionen wie die Mannigfaltigkeiten der sozialen Bedingungen, denen sie Genüge zu leisten hatten, auf ihrem Höhepunkt zeigen. Stiehl hat mit großer Hingebung in solcher Weise sowohl das Typische und die allgemeinen Bedingungen wie auch die individuellen Besonderheiten der wichtigsten deutschen Städterathäuser untersucht und daraus ein Werk geschaffen, das dem Historiker wie dem Architekten, ja jedem, der an unseren deutschen Städten und ihrer Geschichte Anteil nimmt, in gleichem Maße Belehrung und Genuß bietet.

C. S.

Asien. Von Professor Dr. Wilhelm Sievers. 2. Aufl. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Bibliograph. Institut, Leipzig und Wien; Mk. 17.—.

Der Band ‚Asien', der in 2. Auflage vorliegt, gehört zu den prächtigen Bänden der geographischen Werke, die das Bibliographische Institut herausgibt, und an deren Spitze das große Werk von Friedrich Ratzel ‚die Erde und das Leben' getreten ist. Nach der Darlegung der Forschungsgeschichte und der allgemeinen Übersicht behandelt das Buch die großen geographischen Einzellandschaften in erschöpfender Weise und mit einem außerordentlich reichhaltigen Anschauungsmaterial von Karten und Bildern, von denen einzelne über ihren Zweck hinaus künstlerischen Genuß gewähren. Angefügt ist ein sehr reichhaltiges Literaturverzeichnis. Die Einteilung nach den geographischen Einzellandschaften bedeutet gegenüber der ersten Auflage, in welcher der Verfasser den Stoff nach Begriffskategorien geordnet hatte, eine durchgreifende Veränderung und jedenfalls organische Verbesserung. Während so der Band über Asien nach seiner wissenschaftlichen Gediegenheit in der Reihe der andern gleichwertig rangiert, hat er doch in letzter Zeit für einen viel weiteren Kreis Interesse bekommen, da sein Inhalt, was bei einem wissenschaftlichen Werke selten in dem Maße zutrifft, von ganz aktueller Bedeutung geworden ist. Nach Asien und seinen Inselgruppen richtet sich schon lange der Blick Europas; dort spielten die wichtigsten militärischen und politischen Ereignisse der letzten Jahre, und wichtige Gebietsteile bildeten den Gegenstand diplomatischer Verhandlungen. Die Politik wird in Zukunft ihr Augenmerk immer mehr nach dem fernen Osten richten, aus dem ein neuer Faktor in ihre Berechnungen getreten ist. Wer sich

möglichst gründlich über alles Einzelne unterrichten will, findet in diesem Buche umfassende Belehrung. —ss.

Der Christ im Weltleben und seine Unvollkommenheiten. Zur Beherzigung für gebildete Christen aller Stände. Herausgegeben von P. Tilmann Pesch S. J. (Köln a./Rh. J. P. Bachem).

Das Büchlein ist zwar schon in 16. Auflage erschienen, hat aber, aus einer französischen Vorlage herausgewachsen — an sich ein bedenkliches Prognostikon — erst in den letzten Ausgaben, namentlich der vorliegenden, seine spezifische Bedeutung gewonnen. Dem etwas altmodischen Titel zum Trotz lebt in ihm ein ganz moderner Geist, der durch die Gegenüberstellung der im täglichen Verkehr vorkommenden, anscheinend geringfügigen Mängel mit den entsprechenden Tugenden mir in mustergültiger, anregender Weise den Weg zu zeigen scheint, wie der neuzeitliche Katholik der sogenannten ‚besseren' Stände aufrichtiges Streben nach sittlicher Vollkommenheit mit voller Anteilnahme am praktischen Getriebe verbinden kann. Die meisten andern Bücher ähnlicher Tendenz erwecken ja den Eindruck, als seien sie geschrieben, um die ganze menschliche Gesellschaft in ein weltflüchtiges Kloster zu verwandeln. Hier aber stellt sich der welt- und seelenkundige Herausgeber offenen Auges und resolut auf den Boden der Wirklichkeit und ruft — unter ausdrücklicher Betonung, daß eine Beschaulichkeit, die für den Ordensmann höchste Tugend wäre, bei Weltleuten glatt sündhaft sein kann — unsere gebildeten Glaubensgenossen zu angestrengtester Aktivität auf dem Untergrunde des christ-katholischen Sittengesetzes auf: kein Abschließen von der Welt, sondern Einflußnahme auf ihr Treiben durch positive Beteiligung! Entschlossene, im Denken klare, nach dem Glauben lebende Charaktere brauchen wir. ‚Der Fels Petri ist nicht dazu da, daß man ungestört auf ihm schlafen oder sich hinter ihm verstecken soll; sondern damit man festen Boden unter den Füßen habe zur Arbeit, zur Anspannung der Kraft zum Kampfe!' Besonders die zuletzt hinzugekommenen Kapitel: ‚Mangel an Opferwilligkeit', ‚Schlaffheit im wirtschaftlichen Leben', ‚Mangel an Rücksicht auf Verwandte', ‚Vernachlässigung der geistigen Schulung', ‚Fehlende Herzensbildung', ‚Menschenfurcht' und ‚Zaghaftigkeit im öffentlichen Leben' sind dazu angetan, unsere vielfach so wenig prinzipienklaren gebildeten Katholiken aufzurütteln und ihnen das Rückgrat zu stärken. Auch auf sittlichem Gebiete muß sich so ‚der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes' erweisen.

J. M.

Unsere Kunstbeilagen.

‚Der Goldwäger' von Salomon Koninck ist eines jener feinen, kleinen Meisterwerke, worin die Holländer in den Spuren Rembrandts in glücklichster Weise die Aufgabe des Porträtisten mit den Neigungen des Genrebildmalers zu verbinden wußten. Einen Menschen in seiner gewohnten, auch auf seine äußere Erscheinung oft ihre Spuren prägenden Tätigkeit malen ist ein Brauch, der sich in unserer Neuzeit fast völlig verloren hat, so daß es uns förmlich überraschte, als uns die Berliner Jahrhundertausstellung ganz bedeutende Porträtleistungen von Waldmüller, Kersting, Asher, Dannhauser u. a. in solcher Aufmachung zeigte. (Vrgl. den schönen Band mit den hervorragendsten Bildern jener Ausstellung, den der Vorstand im Verlag F. Bruckmann, München, herausgegeben und H. v. Tschudi eingeleitet hat; Preis geb. 20 Mk.) Wie viel persönlicher wirkt es, sehen wir den Maler in seinem Atelier, den Kommerzienrat an seinem Arbeitspult, den Diplomaten oder Schriftsteller an seinem Schreibtisch, den Kunsthandwerker an seinem Werktisch! Daß unsere Modernen, die den Persönlichkeitskult doch so hoch stellen, sich dieses Vorteils noch nicht häufiger bemächtigt haben, könnte als neuer Beweis angesehen werden für die Lebensentfremdung unseres Kunstschaffens trotz naturalistischer Neuschulung. S. Koninck lebte zu Amsterdam, wo er 1609 geboren wurde

und 1656 starb. Erst in der zweiten Hälfte seines Lebens schließt er sich Rembrandt an und wählt dann auch ähnliche Stoffe. Seine Bilder, nicht minder seine Radierungen sind von Sammlern sehr geschätzt.

Das radierte Bildnis des kürzlich verstorbenen Philosophen Ed. von Hartmann ist der Nadel des Radierers Schulte im Hof zu verdanken. Es wird als eines der besten Porträts des großen Denkers geschätzt, dessen mächtige Züge und faszinierenden Blick es an der Grenze des Alters für die Nachwelt festlegt.

Ein Porträt von Herman Schell

kann leider erst im nächsten Heft folgen, da es ein Blatt von Künstlerhand gilt, das wir eigens radieren ließen.

Offene Briefe.

Herr Dr. theol. Klons Wurm-München, gegen den der Herausgeber des ‚Hochland' wegen eines beleidigenden Artikels im ‚Bayer. Vaterland' klagbar geworden war (vrgl. Hochland, Januarheft 1906, S. 520), erklärte in der öffentlichen Sitzung des Schöffengerichts beim kgl. Amtsgerichte München I vom 26. Juni 1906, ‚daß er mit dem von ihm in Nr. 283 des „Bayerischen Vaterlandes" veröffentlichten Artikel „Der Chefredakteur des Hochlands" weder der persönlichen noch literarischen Ehre des Herrn Privatklägers Karl Muth zu nahe treten konnte und wollte, und daß er, soweit es gegen seine Absicht etwa doch geschehen sein sollte, dies bedauere; dabei hält Dr. Wurm indessen seine ästhetisch-literarische Auffassung in der Sache aufrecht. Herr Dr. Wurm übernimmt die Kosten des Verfahrens einschließlich der notwendigen Auslagen des Privatklägers.' Mit diesem Vergleich ist die Sache für uns endgültig erledigt.

Dr. Fr. J. in N. Einen Aufsatz über die gegenwärtige russische Situation und die Aussichten der Verfassungskämpfe für die Zukunft glauben wir in sichere Aussicht stellen zu können, und zwar aus der Feder des Verfassers des hochbedeutenden Aufsatzes ‚Die russischen Hochschulen und die politischen Wirren in Rußland' im Oktober- und Novemberheft des laufenden Jahrgangs von ‚Hochland'. Der Verfasser lebt in Rußland und nimmt daselbst eine hohe Stellung ein, die ihn in hervorragender Weise zur Beurteilung der Verhältnisse befähigt. Daß er in russischen Dingen einen weiten Blick hat, haben die nach der Abfassung des Aufsatzes eingetretenen Ereignisse bekundet. Was die Universitäten, die Armee und die Juden anbetrifft, hat er sich als guter Prophet erwiesen. Ebenso hat ihm das Verhalten der russischen ‚Intelligenz' recht gegeben, die gar nicht imstande ist, die Bureaukratie zu bekämpfen oder zu ersetzen, da sie in keiner Hinsicht höher steht als diese, was sie auch nunmehr in der Duma bewiesen hat. — Auch die Lage in Frankreich soll eine orientierende Darstellung erfahren, aus der Sie auch die gewünschten Aufschlüsse über das neue kirchenpolitische Gesetz und seine praktische Ausgestaltung z. B. in den Kultgenossenschaften u. dgl. erhalten werden. Allerdings wird der laufende Jahrgang diese Versprechen kaum noch einlösen können.

Ph. M. in B. Es gibt auf deutschen Universitäten kein ‚Dr. mus.', weil bekanntlich alles was nicht Dr. jur., Dr. med. oder Dr. theol. ist, als Dr. phil. figuriert, mag nun Literatur, Kunstgeschichte, Sprachen oder Mathematik das Hauptfach sein. Allein man kann aus Musikwissenschaft genau ebenso gut wie aus irgend einem anderen Fach promovieren. Natürlich ist auch hier, wie bei jeder Promotion in der philosophischen Fakultät, noch ein Examen aus zwei beliebigen Nebenfächern vorgeschrieben. Hauptfach ist aber dann Musikwissenschaft, und der ‚Professor der Musikwissenschaften' (so und nicht ‚Musikprofessor' lautet sein offizieller Titel) hat das grundlegende Votum abzugeben.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

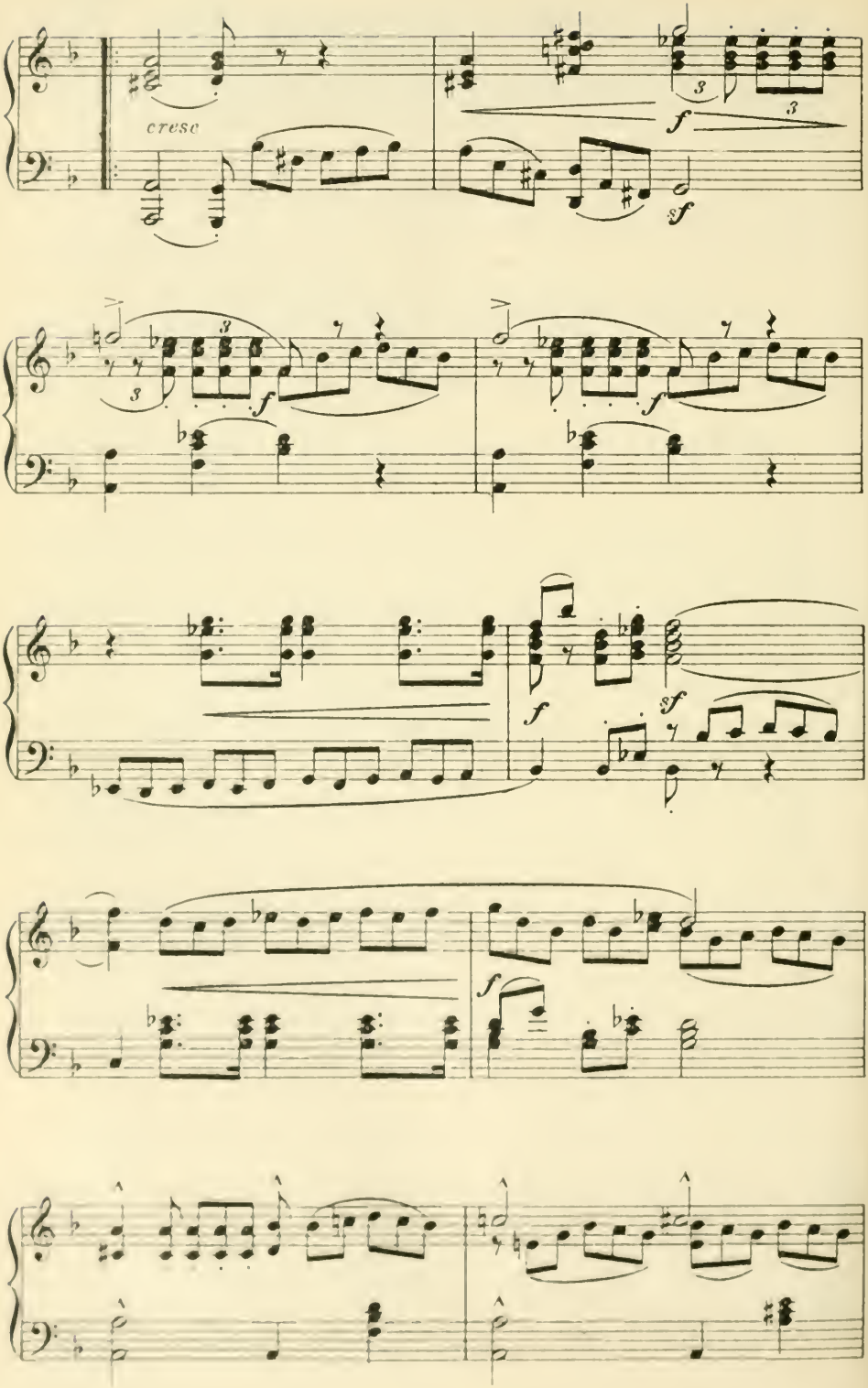
JÄGER AUF DER LAUER

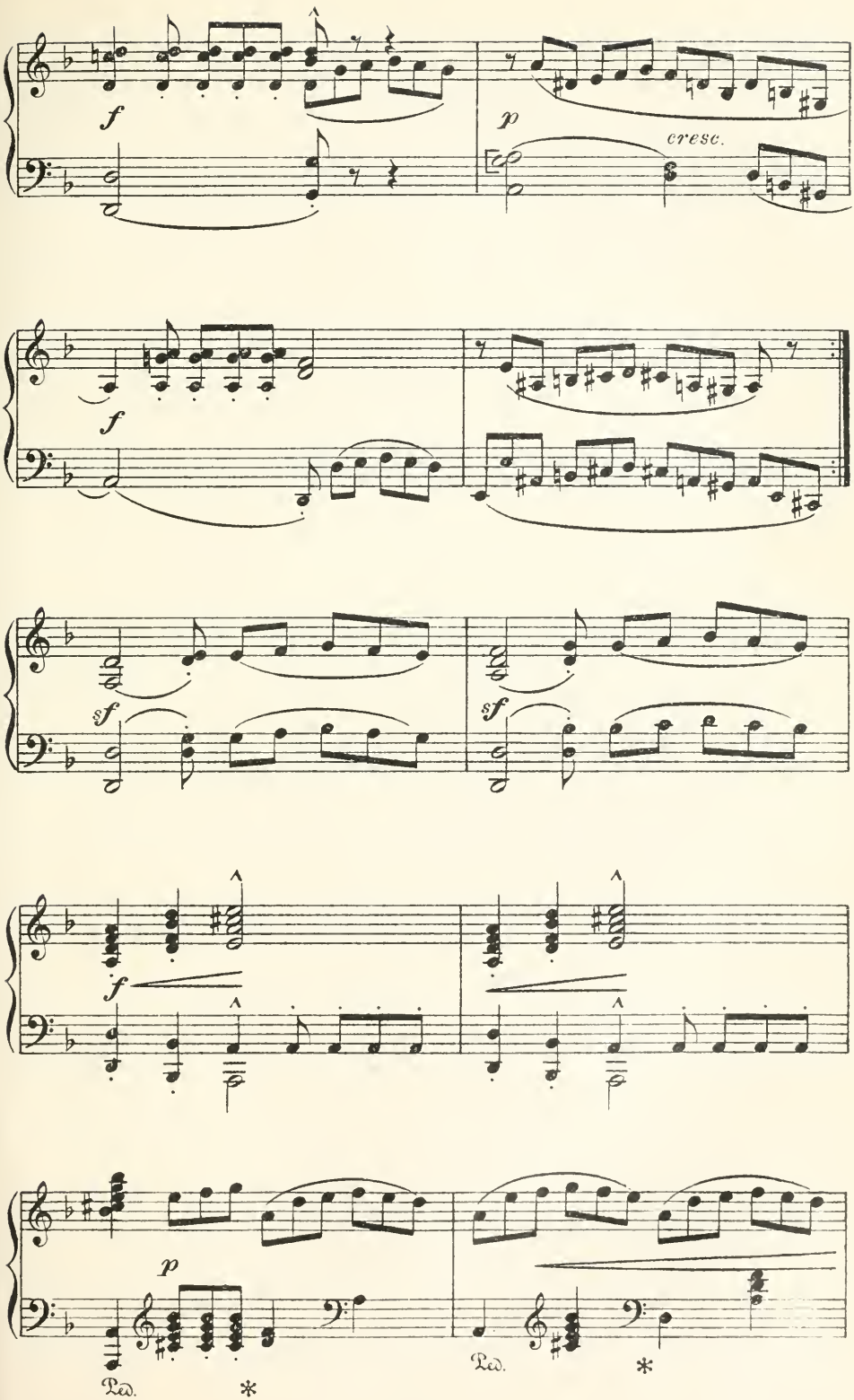
Rob. Schumann, Op. 82 No. 2

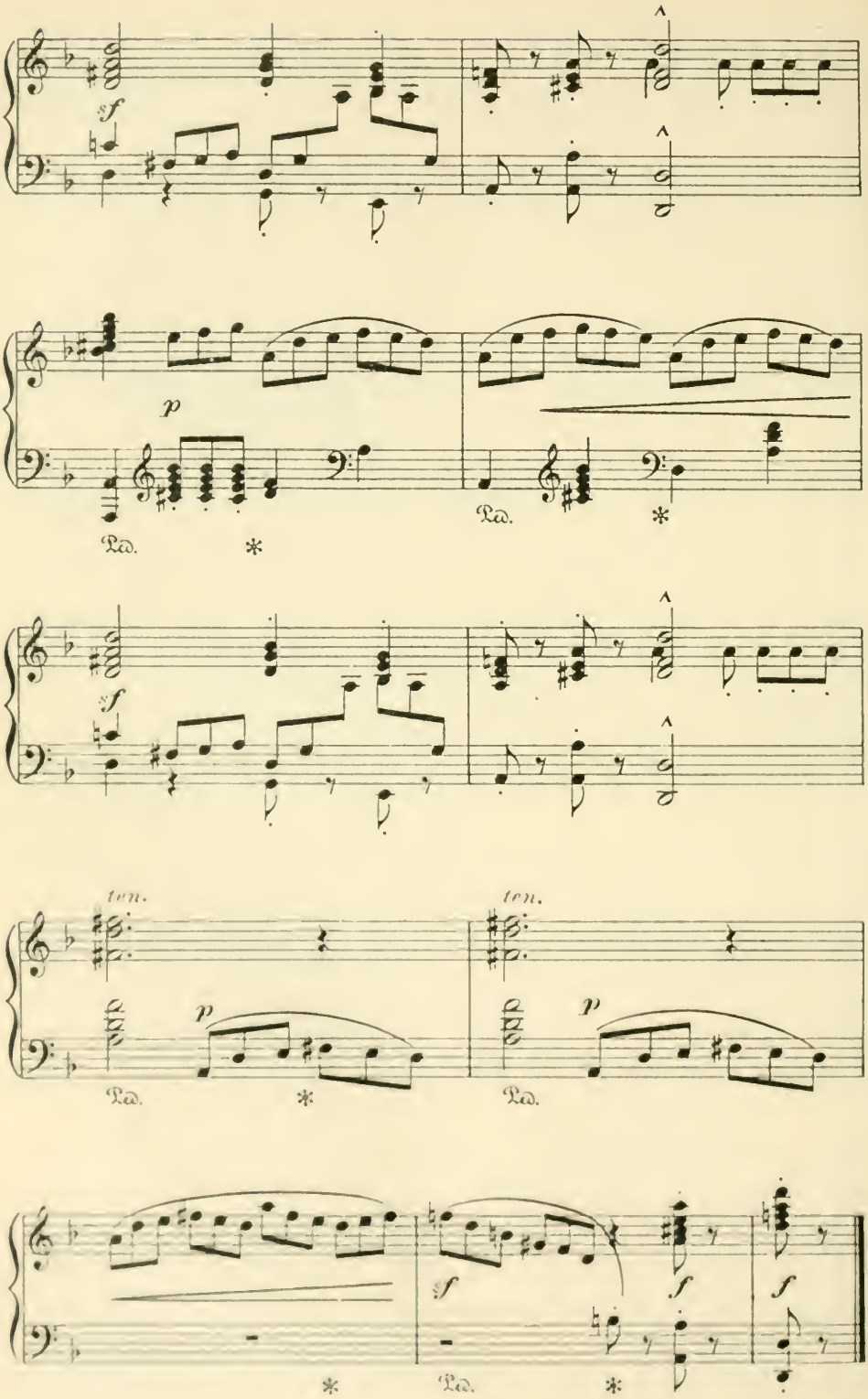
Höchst lebhaft (♩= 78)

PIANO

p


cresc
f
sf
3


f
p
cresc.
f
sf
sf
f
p
Ped.
*
Ped.
*


sf
p
Ped.
*
ten.
sf
f

Truman Scholl.

Dritter Jahrgang. September 1906. 12. Heft.

Die Welt aus der Vogelschau.

Von

Otto Willmann.

Im Drachenwagen über die Lande! — Diesen Aufruf könnte der geneigte Leser als Einleitung zur Beschreibung einer Fahrt durch die Lüfte auffassen, denn man hat eine Art Luftautomobil nach dem Papierdrachen genannt. Doch ist es kein modernes Gefährt, welches hier gemeint ist, sondern ein mythologisches, von dem in einer Stelle eines alten Klassikers die Rede ist. Mit dem Papierdrachen teilen die Flügelschlangen des Wagens, den wir besteigen wollen, nur die Ungefährlichkeit; im übrigen sind sie recht ehrwürdig, denn sie ziehen den Wagen einer Göttin, welche ihr Bereich im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt hat, der Demeter-Ceres, die auch den Triptolemos auf einem solchen Wagen ausschickte, um die Mysterien überallhin zu tragen. Die Schlange galt den Alten als Symbol der Lebenserneuerung, weil sie sich durch Abstreifen ihrer Haut gleichsam immer von neuem verjüngt; so finden wir sie als Attribut der Gottheiten der Heilkunst, Äskulap und Hygiea, an deren Kultusstätten Schlangen gepflegt wurden; und so konnte auch die Wiedergeburt des Menschen in einem anderen Leben als Gabe der schlangenführenden Gottheiten angesehen werden. Der Seelenführer Hermes trägt Schlangenstab und Flügelschuhe. Geflügelt aber sind die Schlangen des Demeterwagens, weil er das Bereich aller Stätten, welche den Seelen angewiesen sind, durchfliegt. Den Griechen war diese Vorstellung durch die

eleusinischen Mysterien geläufig geworden, bei den Römern verschaffte ihr besonders der Tragiker Pacuvius Eingang, der den alitum anguium currus drastisch schilderte.

Doch nicht der Tragiker, sondern ein Redner und Philosoph, der an ihn anknüpft, hat Veranlassung zu unserem Aufrufe gegeben: Cicero in einem Fragmente seiner sechs Bücher ‚vom Staate', de republica. In diesem Werke, dessen teilweise Erhaltung einen interessanten Beleg für den Spruch: Habent sua fata libelli (Bücher haben ihre Schicksale) bildet, worauf wir noch zurückkommen, wird ein fingiertes Gespräch römischer Staatsmänner aus der Zeit nach dem Numantinischen Kriege (133 v. Chr.) vorgeführt, in welchem Publius Cornelius Scipio Æmilianus, der Besieger der Karthager und der Numantiner, ferner Gajus Laelius, genannt sapiens, der Weise, Lucius Furius Pilus, mit gräzisiertem Namen Philus, d. h. der Freund, u. a. als Unterredner auftreten. Den leitenden Gedanken bildet der Grundsatz, der uns in der Form: Justitia fundamentum regnorum, die Grundveste der Staaten ist die Gerechtigkeit, geläufig ist. Der Darlegung und Würdigung dieser Tugend des Gemeinlebens ist das Ganze gewidmet; doch sind auch die Einreden berücksichtigt, welche von griechischen Sophisten und Skeptikern gegen die Allgemeingültigkeit der Rechtsidee erhoben worden waren. Diesen gibt Philus Ausdruck, nicht aus Überzeugung, sondern sozusagen als advocatus diaboli oder, wie er selbst sagt, ore utens alieno, mit fremdem Munde. Als erstes der Argumente für seine These, daß das Recht immer nur ein positives (civile) sei, nicht aber ein natürliches (naturale), da sonst von allen Menschen gerecht und ungerecht ebenso unfehlbar unterschieden werden müßte, wie warm und kalt, bitter und süß, führt er die große Verschiedenheit der Sitten und Rechtsansichten der Völker an. ‚Wenn man, auf dem Drachenwagen des Pacuvius dahinfahrend, auf viele verschiedene Völker und Städte herabblicken und sie betrachten könnte,' was würde sich dem Auge darbieten! Die Ägypter mit ihrer stammhaften Kultur und Überlieferung beten den Apis und andere Tiere an, die Griechen menschlich gestaltete Götter, vor denen ihrerseits die Perser solchen Abscheu hatten, daß sie deren Tempel verbrannten, wofür wieder Alexander Rache nahm; die Taurier, die Gallier, die Punier opfern Menschen, die Kreter und Ätoler halten den Seeraub für ehrenwert, die Lakedämonier nennen, was ihr Speer erreicht, ihr Land, die Athener alle Fluren, auf denen Öl und Getreide wächst; den Galliern gilt es als Schmach, die eigenen Äcker zu bebauen, nicht aber als Unrecht, den Ertrag fremder mit dem Schwerte zu ernten; wir Römer, die wir uns so gerecht dünken, verbieten den Stämmen jenseits der Alpen Öl und Wein zu bauen, um unseren Produkten Absatz zu sichern; Lykurg, der Begründer der besten Gesetze und der billigsten Rechtsordnung wies die Plebs an, wie Sklaven die Ländereien der Reichen zu bearbeiten.

So macht Philus von seinem Luftgefährt ausgiebigen Gebrauch; die Flügelschlangen müssen ihn vom Nil und vom Schwarzen Meere bis an die

gallischen Küsten des Ozeans tragen, und sie nehmen dabei etwas von der Bösartigkeit der Drachen an, denn die ganze Vogelschau wird ja unternommen, um die Buntscheckigkeit und die Widersprüche oder, wie wir heute sagen, die Relativität der Moral und der Rechtsanschauungen aufzuzeigen, hinter oder über denen man nicht ein Naturrecht, ein An-sich-Gutes und -Rechtes, eine zeitlose Gerechtigkeit suchen dürfe. Dann ist aber recht, was den Menschen jetzt und hier recht ist, zumal den stärkeren, und wenn sie den schwächeren etwas von einem allgemein bindenden, unvergänglichen Richtmaße des Rechts vorreden, so ist das Trug. Eine solche Doktrin muß aber das sittliche Bewußtsein beirren, sie hat etwas von Drachensaat an sich. Philus will das, seiner Rolle entsprechend, nicht Wort haben, sondern fährt fort, weitere Gründe gegen das Naturrecht anzuführen, welche erst Laelius prüft und entkräftet. Wir sind nun begierig, zu erfahren, wie er die sittliche Welt aus der Vogelschau ansieht und aus der Vergleichung der abweichenden Rechtsanschauungen die entgegengesetzten Schlüsse zieht; allein hier hat die Überlieferung von Ciceros Schrift eine große Lücke. Was dem Laelius die Fahrt mit dem Wagen des Pacuvius zeigt, erfahren wir nicht; bei ihm sind aber jedenfalls die Schlangen nur klug, sonst ähnlicher dem Taubengespann des Wagens der Aphrodite. Einen Ersatz aber für die Lücken, welche die Ungunst des Schicksals in die Überlieferung der Schrift gerissen hat,* geben uns andere Darlegungen Ciceros;** aber in dem Buche vom Staate selbst nimmt er den Gedanken eines Blickes auf das Treiben der Menschen von der Höhe aus noch einmal auf, und es ist eine Vision der Art, womit das Werk schließt, ein berühmtes, viel gefeiertes, schon vor Angelo Mai überliefertes Kunstwerk der Rede: der Traum Scipios. Der Standort ist hier weit höher hinauf

* Auch der dreißigjährige Krieg spielt dabei eine Rolle. Vor demselben soll das ganze Werk in der Klosterbibliothek von Fulda vorhanden gewesen sein, im Kriege aber den Soldaten mit anderen Handschriften als Streu für die Pferde gedient haben. Im Kloster Rittershaus bei Braunschweig fanden Gelehrte des 17. Jahrhunderts noch die Kapseln von Pergamentrollen mit der Aufschrift: Ciceronis de republica. Ein polnischer Gelehrter, Albert Crissius, sah das Werk 1557 bei dem Besuch eines englischen Klosters; aber als er wiederkehrte, um es zu erwerben, war es verschwunden. Von einem mit Goldbuchstaben geschriebenen Exemplare, welches 1576 der Feldherr Johann Zamojski in Rußland gesehen, berichtet dessen Biograph Bullartius. Erst im 19. Jahrhundert fand Angelo Mai als vatikanischer Bibliothekar eine Handschrift, bei welcher zwischen und unter der späteren Schrift eine ältere zu lesen war, welche Fragmente des Ciceronischen Werkes enthielt, die der glückliche Finder Rom 1822 herausgab. Nach dem Erscheinen des Buches hat es nicht an Neckereien der Philologen gefehlt. Der Vater eines Primaners soufflierte diesem bei der Abfassung einer lateinischen Arbeit mehrere Wendungen aus dem neuen Texte, welche den damit noch unbekannten Lehrer frappierten und zum Anstreichen als Fehler veranlaßten.

** Vgl. des Verfassers ‚Empirische Psychologie'. Freiburg, Herder 1903. S. 106 f.

verlegt, in die Sternenwelt; den Ausblick von ihr können wir aber auch eine Vogelschau nennen, wenn wir uns die sinnige Bezeichnung der Menschenseele aneignen, welche die Upanischaden, die mystischen Traktate der Inder, anwenden: sie nennen die Seele, die auch nach der Lehre der Brahmanen die Welt durchfliegt, den goldenen Wandervogel, golden deshalb, weil die goldenen Sterne Ausgang und Ziel ihrer Wanderung sind.

Der Ruhm, dessen sich die scipionische Vision erfreut, kann uns berechtigen, sie etwas eingehender wiederzugeben. Der große Staatsmann und Feldherr berichtet, daß er vor dem Entscheidungskampfe mit den Karthagern ein langes, bis in die Nacht währendes Gespräch mit dem befreundeten Könige Masinissa von Numidien über Staatsweisheit gehabt, dem ein Schlaf folgte, in welchem ihm eine Traumvision zuteil wurde. Er deuchte sich ins Jenseits versetzt und von seinem großen Vorgänger Publius Cornelius Scipio, genannt Africanus major, begrüßt. Von einer hohen, leuchtenden, sternenumkränzten Stätte aus zeigte ihm dieser tief unten die Stadt Karthago und weissagte ihm, daß er sie erobern und zerstören und noch viele Großtaten vollbringen, dann aber dahin gelangen werde, wo alle jene die ewige Ruhe finden, welche sich dem Schutze und der Förderung des Vaterlandes gewidmet. ‚Denn Gott, dem höchsten Fürsten, welcher diese ganze Welt regiert, ist von allem, was auf Erden geschieht, nichts wohlgefälliger als jene durch das Recht zusammengeschlossenen Verbände und Gemeinschaften, welche Staaten genannt werden. Ihre Leiter und Erhalter aber sind von hier ausgegangen und kehren hierher zurück.‘ Bei diesen Worten naht der Geist des Vaters des Angeredeten, des Amilius Paulus. Nach tränenreicher Begrüßung belehrte er den Sohn über die Bestimmung der Menschen. Sie sollen ‚auf dem Balle, den du inmitten des Sehfeldes (templum) erblickst, und der die Erde heißt‘, weilen und wirken, um nach Ausübung der Gerechtigkeit und Frömmigkeit zu den lichten Höhen, welche die Sterblichen die Milchstraße nennen, aufzusteigen. Dabei zeigte er auf das Heer von Sternen, deren jeder in anderem Lichte erstrahlte und den Erdball an Größe übertraf. ‚So klein‘, berichtet Scipio, ‚erschien mir nun die Erde, daß ich mich unseres Reiches, das fast zu einem Punkte verschrumpft erschien, schämte.‘ Weiter belehrte ihn Paulus über die Planetensphären bis zum Monde herab, unter welchem die Vergänglichkeit beginnt, und während sich das Auge in das Schauspiel ihres geregelten Ganges vertiefte, traf das Ohr ein wunderbarer, süßer Klang, die Sphärenmusik, der Himmelsklang, von dem aller irdischer Klang nur ein schwacher Widerhall ist.

Aber das Lauschen machte wieder dem Schauen Platz; der Blick des Staunenden ruhte auf der kleinen Erde, und der selige Geist belehrte ihn über deren Gliederung. Wie eine Insel erscheint der bewohnte Teil derselben, wie ein Flüßchen der ihn umwogende Ozean. Klein ist darum auch der Bezirk des irdischen Ruhmes; so weit der Lobespreis eines Scipio reichen mag, den Kaukasus hier, den Ganges dort wird er nicht überschreiten, nicht zu den Völkern des entlegenen Ostens, Westens, Nordens bringen. Aber auch bei

den nachfolgenden Geschlechtern wird er verstummen. ‚Willst du,‘ sagt Paulus, ‚diese Höhe erklimmen und die ewige Stätte und Heimat im Auge haben, so rechne nicht mit dem, was die Leute reden, noch setze deine Hoffnung auf menschlichen Lohn! Der Reiz der Tugend selbst muß dich zum wahren Ruhme führen; was andere von dir sprechen, mögen sie selber zusehen; sie werden sprechen, aber ihr Reden bleibt in dem engen Bezirke eingeschlossen, den du da siehst, und von niemand wird es dauernd sein, vielmehr verklingen, wenn die Zeitgenossen sterben und die Nachkommen vergessen . . . So schwinge dich auf und sei überzeugt, daß nicht du sterblich bist, sondern dein Leib es ist; denn nicht du bist es, was diese Gestalt zeigt; das Selbst eines jeden ist der Geist, nicht das Gebilde, auf das man mit dem Finger zeigen kann. Also wisse, daß du ein Gott bist, wenn anders das ein Gott ist, was da lebt, erkennt, gedenkt, voraussieht, dem untertänigen Leibe Vorschrift, Maß, Bewegung gibt, wie jener höchste Gott der Welt.‘

Ein anderes Bild als jene Fahrt im Drachenwagen gibt uns diese Vogelschau des goldenen Flügelwesens; jene war nur eine Reise über die Lande, diese ist überirdischer Natur! Jene zeigte eine bunte, widerspruchsvolle Welt, diese läßt uns einen harmonischen, von ewigen Gesetzen geregelten Kosmos überblicken; jene machte uns an unserm besseren Selbst irre, diese reiht es in die göttliche Weltordnung ein und zeigt, daß wir ‚den Weg auf Erden nur am Himmel lernen‘. Cicero überläßt es dem Leser, von diesem höheren Standpunkte aus die Argumente des Philus zu entkräften. Wir sagen uns ja selbst, daß die Regellosigkeit des menschlichen Treibens so wenig Willkür ist, wie die Bahnen der Gestirne es sind; mag auch jedes in anderem Lichte erstrahlen, mögen wir auch von Irrsternen, Wandelsternen reden; wir sagen uns, daß das Durcheinander des irdischen Lärms letztlich doch auf einen Grundton gestimmt ist, daß Schlechtigkeit, Streit und Unrecht nur dem Wellenspiel über einer befriedeten Tiefe gleichen. Den griechischen Sophisten und Skeptikern hatte Philus seine Gründe entlehnt, einem echten Denker, dem großen Plato, schloß sich Scipio an; wie die Schrift Ciceros vom Staate durch das gleichnamige platonische Werk angeregt ist, so ist ihr Schluß die Nachbildung einer ähnlichen Vision, in welcher der attische Weise, der Unsterblichkeits- und Ideenlehrer, seine Überzeugungen und Mahnungen anschaulich zusammenfaßt.

So erhaben nun das Weltbild ist, welches uns die Vogelschau des platonisierenden Römers gewährt, so ruft es doch die Fragen wach, ob darin wirklich der höchste Aussichtspunkt erreicht ist, und ob alle beirrenden Einwürfe als behoben gelten können.

Die Fragmente der ciceronischen Schrift sind in einem Palimpsest erhalten, d. h. auf Blättern, auf denen ein älterer Text mehr oder weniger von einem jüngeren verdeckt ist; meist sind es liturgische oder überhaupt Texte für die Hand der Geistlichen, welche sich so über antike gelagert haben; und die Altertumsforscher sind ihnen nicht hold, weil dabei meist etwas Allbekanntes

ein Seltenes, Wertvolles zugedeckt oder verdunkelt hat. Bei unserem Palimpsest kann man aber dem Eindringling nicht zürnen, da vielmehr das Verhältnis der beiden Texte zum Nachdenken anregt. Was in und über Ciceros Zeilen geschrieben ist, sind Partien aus des hl. Augustinus Erklärung der Psalmen, und zwar der Kommentar von Psalm 119—140; der Bibeltext aber, so wie sein Kommentar, enthält manches, was zu dem philosophischen Urtexte in Beziehung gesetzt werden kann. Um nur bei unserer Vogelschau zu bleiben: ein Auffliegen zur Höhe kennt ja auch der Psalmist, der sich die Flügel der Morgenröte leiht, um zum Himmel aufzusteigen und zu dem äußersten Ende des Meeres zu entschweben. Aber nicht der Drang nach einem Weitblick gibt ihm den kühnen Gedanken ein, sondern die Andacht: wohin er enteilte, überall würde er Gott finden, dessen Hand ihn leitet, und dessen Rechte ihn hält. (Ps. 137, 8.) Gott ist es allein, dem der Weitblick über die Erde und die Welt zusteht, und weit wie sein Blick reicht sein schirmender Arm. ‚Denn erhaben ist der Herr, siehet das Niedrige und erkennt das Hohe von weitem; wenn ich wandle mitten in der Trübsal, belebest du mich und streckest deine Hand über den Zorn meiner Feinde, und es hilft mir deine Rechte.‘ (Ps. 137, 6.) Gott sieht das Größte wie das Kleinste, die Sternenwelt wie das Menschenherz: ‚Hoch über alle Völker ist der Herr und über die Himmel seine Herrlichkeit! Wer ist wie der Herr unser Gott, der in der Höhe wohnt, der das Niedrige schauet im Himmel und auf Erden?‘ (Ps. 112, 4.) Er flicht die Sterne zum Kranze und schreibt ihrem Wandeln das Gesetz vor; aber auch dem Wandel des Menschen ist sein Gesetz der Leitstern, vorgeschrieben seinem Willen und eingeschrieben seinem Herzen. Wohl stiften auch Plato und Cicero einen Zusammenhang zwischen dem kosmischen Gesetze und dem Pflichtgebote für den Menschen, aber wir haben Mühe, den weiten Abstand beider durch die Vernunft zu überbrücken. Dem Psalmisten, dem Gläubigen, dem Christen sind beide geeint in dem heiligen Willen Gottes als ihrer gemeinsamen Quelle; der lex aeterna entstammt, wie der hl. Thomas lehrt, die Weltordnung, und sie spricht zugleich zu unserm Glauben und Willen und zwar als geoffenbarte, lex divina, sowie als sittliches Vernunftgesetz oder vernünftiges Sittengesetz, lex naturalis. Damit ist den Beirrungen der Vogelschau vom Drachenwagen doch noch ein anders Apage! Weg damit! zugerufen als durch die Reflexionen der Platoniker.

Den Aufflug des Psalmisten aber zu deuten, war niemand mehr berufen als der hl. Augustinus, von dessen Kommentar zum Johannesevangelium der Benediktiner Notker Labeo sagt: ‚Dem himmelwärtsstrebenden Johannes folgt der Wolken beschreitende Augustinus mit wahlverwandten Fittigen.‘ Wenn der große Kirchenlehrer mahnt, alles sub specie aeterni, im Bilde des Ewigen zu betrachten, in der Friedensschau, visio pacis, wenn er von dem Himmel spricht, mit dem verglichen der sichtbare Himmel nur Erde ist, wenn er in der visio beata, dem beseligenden Schauen der Glorie, den Abschluß aller Erkenntnis, die Vereinigung von Glauben und Wissen

suchen heißt, so ist es auch eine Seelenschau, zu der er uns auffordert. Die schauende Seele aber ist auch ein Wandervogel, welcher der Heimat zustrebt; aber das Gold der Sterne läßt sie weit hinter sich, und der goldene offene Himmel, den uns der Maler vorzaubert, ist nur ein schwacher Abglanz der Glorie, wie sie die schauende Seele ersehnt. Wenn der Aufflug der alten Denker, von der Vernunft geleitet, zum Überweltlichen hinaufführte, so erhebt sich die Seelenschau der Lehrer und Führer der Gläubigen ins Übernatürliche und Übervernünftige; wenn der Gott der Alten nur der weise Weltgeist ist, so ist der Gott der Christen der weise und gerechte Schöpfer und Gesetzgeber und der erbarmende Vater; wenn jenem die in Staaten vereinigten Menschen das Wohlgefälligste auf Erden sind, so kennt der Christ noch einen höheren, gottgefälligeren Verein der Menschenkinder: die von Gott gestiftete, ihm die Seelen zuführende, in der Gemeinschaft der Heiligen sich fortsetzende Kirche. In diesem Sinne, mit erweiterter Seelenschau und endgültig höchstem Standorte setzte Augustinus der platonischen und ciceronischen Staatslehre sein unsterbliches Werk vom Gottesstaat, de civitate Dei, entgegen, die Grundlage für die Philosophie der Geschichte, noch heute eine unversiegliche Quelle von Anregungen für die Gesellschaftslehre.

Bei unserem Aufstiege von niederen zu höheren Standorten hat sich uns nun eine Art literarischer Vogelschau ergeben, welche uns antike und christliche Weltanschauungen neben einander zeigt. Aber diese gehören keineswegs bloß der Geschichte an; die Lebensansicht des Philus, die Spekulation Platos und Ciceros und die augustinische Welterklärung, sie stehen sich noch heute als Gegner gegenüber. Die Sophisten und Skeptiker haben eine zahlreiche Nachkommenschaft gefunden; Reden über die Relativität der Moral und des Rechts, die Alleinberechtigung des Starken, des Übermenschen, die Autonomie des Individuums, den Willkürcharakter der Gesellschaft, die, wenn es der Mehrheit beliebt, auch die Anarchie einführen dürfte — das flattert wie geflügelte Samenkörner auch heute über die Lande. Dem stellen sich edlere Denker auch heute entgegen, aber sie wissen nichts Höheres als die Vernunft, als den Weltgeist, als den Staat; der Drang nach einem mystischen Weitblick ist ihnen zwar nicht fremd, aber es geht ihnen wie den Neuplatonikern, denen der hl. Augustinus zuruft: ‚Ihr könntet Frieden finden in der Wahrheit, aber dazu bedarf es der Demut, die euere starren Nacken so schwer ankommt.‘ (Vom Gottesstaat Buch X. Kap. 29.) Sie suchen Religion, aber lehnen die Offenbarung ab; sie verlangen Bindegewalten, aber erschrecken vor einer Autorität, der sie nicht selbst den Stempel aufgedrückt haben; und dieses autonome Abstempeln nennen sie seltsamerweise Voraussetzungslosigkeit, ein Widerspruch, dessen sich die Alten nicht schuldig gemacht hatten. Sollten auch ihre Schriftrollen dazu bestimmt sein, einmal Palimpseste zu werden, über deren Zeilen Worte des Lebens ihre Stelle finden werden? Gewiß ist, daß die heutige Weltlage dringend auffordert, über alle Wirrnisse hinaus den höchsten Standort, den umfassendsten Weitblick, die wahre Seelenschau zu suchen.

Mein Vaterland, mein Österreich!

Von

A. Hensler.

Es war in einem Wagen dritter Klasse.

Bei einer kleinen Station in der Schweiz war ich in den Zug gestiegen, der von Zürich herkommend nach Österreich führt, und schon auf dem Perron hatte ich ihre blassen, schlaffen Gesichter an den Fenstern gesehen . . .

Eine öde Fahrt das!

Draußen das obere Rheintal mit seinen endlosen, einförmigen Torfgründen; das fahle, herbstlich gebräunte Ried; Nebel, welche um die Berge strichen; Regen, den der Wind gegen das Fenster peitschte.

Herinnen die langen, gelben Bankreihen der letzten Abteilung; bleiche, übermüdete Menschen, fremdartige Gesichter; abgeschabte Kleider, auf denen der Staub einer langen Reise haftete; ein Mann, mit dem Abzeichen einer Reiseagentur an der Mütze, der eilig das Coupé durchquerte; schwarze, ärmliche Holzkoffer auf den Gestellen; dumpfe Luft, Kohlendampf; irgend etwas Fremdes, Schwermütiges.

Sie waren Rückwanderer aus Amerika, aus einer Industriestadt des fernen Westens über dem Meere, slavische und romanische Arbeiter, die da drüben Entbehrung und Heimweh verzehrt. Ihre weiten, schlottrigen Anzüge strömten noch den Dunst des Zwischendecks aus und den Kohlenstaub, der sich in die Falten gesetzt; und auf ihren abgespannten Gesichtern lag die Mattigkeit, wie sie von einer langen Fahrt herrührt, von einer Reise, welche durch alle Unbequemlichkeiten der Armut erschwert ist: der enge, gedrängte Sitz, das Schleppen des Gepäcks, das Kargen mit dem Heller, schlaflose Nächte in den Wartesälen, wenn man müde hingestreckt auf den schmalen Bänken oder den staubbedeckten Böden lagert, dabei immer gerüttelt, geschoben, gedrückt, vorwärts gedrängt, vom Strome mitgerissen . . . Man denke, ob sie übernächtig in den Ecken lehnten, ob sie mit stumpfen Blicken auf die Neueintretenden stierten, ob sie teilnahmslos vor sich hinbrüteten, — man denke, ob sie sich nach dem Ziele sehnten . . .

Wir waren eine Strecke gefahren, als plötzlich einer der Reisenden sich erhob und mit dem lässigen Deutsch, das den Krainer kennzeichnet, voll Erwartung, voll Spannung fragte: ‚Wann kommt die Grenze?‘

Die Antwort, in schweizerischer Mundart gegeben, wiederholte sich in den verschiedensten Abstufungen der slavischen und romanischen Dialekte. Beinahe fünf Minuten vergingen, bis es jeder in seiner Art gesagt.

Und der Krainer, mit stolzer Miene und großartiger Geste in weitem Bogen durch den Wagen zeigend, stellte vor:

‚Österreicher!‘

Das klang so wohl.

‚Wir sind alle Österreicher!‘

Es mußte verstanden werden, denn sie nickten.

Und ich betrachtete fast freudig das kleine, bunte Völkergemisch des Wagens, das ein Bild jenes großen Völkermosaiks war, welches sich Österreich nennt.

Kaum, daß Einer fehlte! Der farblose, untersetzte Deutschkrainer; Südslaven mit schwermütigem Blick und dem melancholischen Gepräge, das ihnen eigentümlich ist: Istrianer, Slovenen, Kroaten; rasche, bewegliche Italiener; ein junger Dalmatiner mit blassen Lippen und fieberhohlen Wangen, im ärgsten Stadium der Schwindsucht, der unausgesetzt spuckte, spuckte. Der gelbe, modische Anzug, in dem er stak, und aus dem oben heraus das rosagestreifte Hemd sah, ließ seine Haut so krankhaft olivgrün erscheinen ... Zu diesen Gestalten gehört die Nationaltracht, der Schafspelz, die rote Schärpe, das Fez ...

Was mir besonders auffiel, war eine Slovenin, die einzige Frau, welche sich im Coupé befand, — ein zerknitterter schwarzer Lüsterrock, ein Samtmantelet mit Spitzen, dichtes, schwarzes, gezaustes Haar und dunkle, sehnsüchtige Augen. Immer wieder zog sie unter der Bank hervor ein schwarzes Henkelkörbchen, das altmodisch aus Litzen geflochten war, und aus dem ein Orchideenstock herausschaute, um denselben von Zeit zu Zeit mit leisem, zärtlichem Lächeln zu betrachten.

In der Sorgfalt, mit der sie diese Orchidee hegte und pflegte, lag eine unendliche Innigkeit. — Man denke, wie weit sie dieselbe mitgenommen, und daß sie auf dem Schiff das Trinkwasser für sie gespart! Ich stellte mir das Fenster vor, wo die Orchidee gestanden, jenes, wohin sie jetzt kommen würde, durch viele Grade getrennt. ...

Nur diese Pflanze zu betrachten, gab mir eine ganze Geschichte, eine wehmütige Geschichte, die noch trüber wurde durch ein paar Worte, die der Deutschkrainer im Gespräche mit einem Bauern fallen ließ.

Sie waren alle drei bis vier Jahre in Amerika gewesen.

Es ging nicht besonders gut da drüben, kaum merklich besser als in Österreich. Und da ist man doch zu Hause.

Sie haben wohl etwas verdient, — aber — man kann sich nicht gewöhnen.

Man kennt das, — das Heimweh, — das alte Lied.

Darum kehren sie wieder zurück.

Und dabei war es das Heimweh, das durch jedes seiner Worte bebte.

Und nun etwas Rührendes! Ein Kroate, welcher meinte, der Deutsche drücke sich nicht treffend genug aus, und der ihm deshalb radebrechend zu Hilfe kam:

‚Amerigga gutt, — Österreich besser!‘

Österreich besser!

Das war ein Wort, das in allen Herzen widerhallte.

Und wie durch Zauber, so freudig, so erregt, wandten sich diese abgezehrten Gesichter hinaus nach dem hohen, dunklen Gebirg, welches im Osten das Tal eindämmt, eine lange, einförmige Kette, über die herab schwarze regenschwere Wolken hingen. Irgend einer hatte ihnen gesagt, daß dort oben, hoch oben auf den grauen, einsamen Gräten, die äußerste schmale, zackige, himmelstarrende Felskante die Grenzmark sei.

Dort hinter jenen Firsten lag Österreich.

Österreich, — die Heimat!

Und nun sahen sie nicht den düstern Berg, nicht den Nebel, nicht die Wolken, welche ihn umzogen und umwallten, nicht die gähen, schroffen Dolomitwände, nicht die Zacken und Zinken und Felstürme; sie sahen weit darüber hinaus das Land, welches jenseits derselben liegt, das Land, dem ihr Herz entgegenschlug, das Land an der Donau, Drau und Save: weite Kornfelder, wo die Halme im Winde schaukelten, grüne Matten, blaue Seen ...

Seit sie auf der Reise waren, seit acht, seit vierzehn Tagen hatten sie immer dahin gedacht, immer dahin gestrebt, ihm immer näher kommend mit jedem Drehen der Räder, zuerst mit den schäumenden Schrauben des Schiffes, dann mit der rollenden Eisenbahn, immerzu, immerzu, stoßend, pustend, dampfend, schäumend, schiebend.

Und in all dem Stampfen und Zischen und Tosen hatten sie nur den einen Laut gehört: der Heimat zu.... Weit voraus war ihr Geist den rollenden Rädern geeilt im beschwingten Fluge des Traumes. Und alles, was sie in diesem Traume schauten, alles, wonach ihre Sehnsucht trachtete, — den kleinen Garten, das weiße Haus, die Pappeln daneben, den blendenden Karst, auf den die Sonne niederbrannte, die slavische Stadt, das brandende Meer der Morlacca mit seinem felsigen Gestade, Slavoniens weite, kornreiche Ebenen, wo die gelbe Halmflut weht, die Weinberge, in denen der schwarze Dalmatiner reift, und endlich der süße, traute Ton der Mutter-

ſprache, der ſich enge um das Bild der Heimat ſchmiegt, es beſeligend, es verklärend: das alles hatten ſie in das eine Wort zuſammengefaßt — Öſterreich.

Und nun waren ſie ihm nahe, endlich am Ziel.

Dort, hinter jenen Bergen, dort lag es, leuchtend, bräutlich, ſonnengolden . . .

Und bei dieſem Gedanken ſpielte ein ſeliges, heimatfrohes Lächeln um ihre von der Arbeit, der Entbehrung und der Müdigkeit welken Lippen.

O wie hatten ſich alle dahin geſehnt!

O wie oft hatten ſie drüben in Amerika abgehetzt und heimwehkrank gedacht: ‚Bis wir nur wieder in Öſterreich ſind!‘

Und der Zug rollte und rollte und raſte immer dorthin, wo dieſe Dolomitwände niedriger wurden und ſich ſenkten und ein Tal ſich öffnete — das Rieſentor eines Reiches, eine Straße der Völker.

In zehn, in fünf Minuten ſind ſie in Öſterreich . . .

Eine leidenſchaftliche Ungeduld erfaßt ſie, mächtig lodernd.

— Sie ſtampfen mit den Füßen.

Sie trommeln mit den Händen an die Fenſter.

Sie ſchauen hinaus, hinaus in den trüben Herbſttag, auf die traurigen Schollenrieder, wo der Wind weht, wo der Regen peitſcht, immer die Grenze ſuchend, die Heimat.

Jede Fiber, jede Faſer ihres Herzens zittert dorthin, zielt dorthin, jeder Schlag, jedes Pochen ihrer Bruſt.

Und der Zug rollt und rollt und raſt, puſtend, ſtampfend, dröhnend, immerzu, immerzu . . .

Brauſe ſchneller, beeile dich, Lokomotive! Sie ſchauen auf die Uhr, ſie zählen die Minuten.

. . . Oder nein, fahre langſamer, halt inne, verzögere deinen Lauf, verzögere ihn! Sie werden noch frühe genug enttäuſcht ſein.

Das nächſte Dorf iſt öſterreichiſch.

Die Grenze muß kommen.

Die Grenze iſt da!

. . . An der Straße, die dem Bahndamm entlang führt, das alte Zollhaus und auf beiden Seiten die Grenzpfähle.

Der gegenüber, der dicke ſchwarzgelbe mit dem ehernen Doppeladler und der großen viereckigen Tafel trägt die Inſchrift:

Kaisertum Österreich
Land Vorarlberg.

‚Hoch! Evviva! Eljen! Zivio! Zivio!‘

Sie drängen ans Fenster, sie schauen nach ihm aus, sie zeigen mit den Fingerspitzen auf ihn, sie lachen, sie schwatzen, sie scheinen toll vor Freude. Sie haben sich in der fernen Fremde so sehr nach einem Plätzchen innerhalb dieser Grenzpfähle gesehnt.

Und der Schwarzgelbe selbst schien heller zu leuchten als sonst mit seinen Streifen und ganz stolz zu sein.

Stellt euch vor, daß sogar in Amerika jemand an ihn gedacht!

Diese schwarzgelben Pfähle sind nicht an soviel Aufmerksamkeit gewöhnt. Sie sind hier fast vergessen, erdrückt, ganz überflutet vom Meer der Sprache, das auf allen Seiten über sie hinausströmt.

Und schon überschritt der Zug jene geheimnisvolle unsichtbare Linie, welche die Länder umzieht wie ein Gedanke.

Man war in Österreich.

— Alle Müdigkeit, alle Mattigkeit schien vergessen.

Sie sangen, sie summten alte Lieder, alte Weisen, alte, slavische Reime.

Und dieses schnelle Reden, das da anhub, dieses Brodeln, dieses Gestikulieren!

Der Lauteste aber war der Dalmatiner; er pfiff, er sang, er tanzte, er stammelte vor Glück; und seine Augen glühten, und seine gelben, abgezehrten Wangen röteten sich. Es war krankhaft, es war Fieber. — Und ich sah die Frau mit der Orchidee bekümmert zu ihm hinüberblicken, als wollte sie sagen: Es ist doch nicht gut für den Sajowiz, daß er sich so aufregt! Gewiß, es war nicht gut für ihn; aber er dachte an nichts mehr. Und als die erste Haltestelle kam und Bauern einstiegen, Landsleute, streckte er dem Vordersten beide Hände entgegen und breitete die Arme aus, wie um zu rufen:

‚Gut Freund! Komm doch, Brüderchen! Grüß Gott!‘

Es war ein Schwall überströmender Freude.

... Nun aber hättet ihr diese ruhigen deutschen Bauern sehen sollen, diese Bauern aus dem Vorarlberger Rheintal, mit ihren schmalen, hochmütigen, spöttischen Gesichtern und dem nüchternen Lachen. Man muß sie kennen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie steif sie dastanden. Schon unter der Tür blieben sie zurück, und der junge Dalmatiner ward behandelt wie ein Trunkener. Diese Luft, diese fremden Gestalten, diese Lumpen, diese Kleider, denen man ansah, daß sie in einem Trödlerladen gekauft worden, das alles behagte ihnen nicht.

Und die Heimkehrenden, enttäuscht, erkältet, weggestoßen, lehnten schlaff zurück. Auf einmal fühlten sie wieder, daß sie müde, sehr müde seien.

O wie hatte das Wort Österreich gelogen!

Von Heimatfreude war es umstrahlt gewesen wie von Sonnenglanz und Maienwonne.

Und nun? Kein einziger Ton traf ihr Herz.

Die Berge, das Ried mit den hohen, falben Streueschochen, die Torffelder mit den viereckig ausgestochenen Schollen, die großen, hochgiebligen Holzhäuser an den Halden, die sie erst für Herrensitze gehalten, so stattlich gefügt waren sie, — die Menschen, die Sprache, alles war ihnen fremd.

Nein, das war ihre Heimat nicht.

Sie waren ihr noch ferne, ferne . . . Und müde, wie sie waren, mußten sie noch weiter reisen, um sie zu gewinnen, weiter, immer weiter!

Trübe starrten sie hinaus . . .

Noch summte der Dalmatiner, indem er mit fiebrigen, brennenden Augen vor sich hin sann, ein begonnenes Lied:

‚Luna sije, kladvo bije
Trudne pozne ure že;
Prej neznane srčne rane
Meni spati ne puste.‘

Aber jetzt klang es traurig, schmerzlich, voll ungestillter Sehnsucht, und endlich verstummte es.

Und wenn der Deutschkrainer sich in die Brust warf: ‚Amerika ist gut, — Österreich ist besser,‘ weckte das keinen Widerhall mehr; denn schon wurden sie selbst untereinander fremd. Auf der ganzen Fahrt waren sie auf die Frage: ‚Woher des Land's?‘ mit der Erklärung: ‚Österreicher‘ durchgekommen. Jetzt aber reichten sie damit nicht aus.

Hier war dieser Münzstempel nicht mehr im Kurs.

Die Bauern, indem sie kopfschüttelnd auf diese schmutzigen, braunen, fremden Gesellen schauten, schienen sich nur langsam, langsam zu erinnern, daß Österreich groß, unendlich groß ist und hinabgrenzt bis an die Türkei, wo die Menschen in Fez und Turban gehen.

Und der Deutschkrainer mußte eine andere Erklärung geben. Weitum zeigte er im Wagen: Kroaten, Slavonier, Istrianer, Ungarn.

Sodann waren es ernüchterte, gelangweilte Menschen ringsum; der hohle Husten des Dalmatiners, der Deutschkrainer, welcher seinen Platz wechselte, um besser mit den Bauern reden zu können, und der Kroate, den er im Stich gelassen, und der murrte:

‚Nix mehr Freundschaft, Freundschaft gutt für Amerigga!‘

Das war herzzerreißend . . .

Und indem ich diese Gesichter betrachtete, in denen sich die Enttäuschung spiegelte, vertiefte ich mich in ihre Geschichte.

— Ich sah sie nach Amerika kommen mit hochgeschwellten Hoffnungen.

Ich sah sie drüben in einem Industriebezirk ganz verloren im rastlosen Treiben dieser Riesenstädte, das den träumerischen Südslaven so wenig

behagte, gehetzt, gejagt, abgemüht, vom Heimweh verzehrt, von jenem qualvollen Heimweh, das eine fieberhafte Hast der Arbeit weckt, das unausgesetzt spornt, treibt, darbt, Mangel und Müdigkeit vergißt, mit gieriger Sucht das Geld zusammenraffend für einen Platz im Zwischendeck, für die Rückfahrt, für die Heimkehr.

Durch Zufall stößt man auf den Landsmann.

In der Tram, im Getriebe der Arbeit.

Ein kurzes Gespräch, wie es unter Fremden üblich ist in diesem Amerika, wo man aus allen Ländern und Breiten zusammenströmt.

Ein ‚Woher, wohin?‘ in abgerissenem Englisch.

Von da und da.

‚Ah, dann sind wir Landsleute, wir sind ja beide Österreicher!‘

Sie hatten sich fast umarmt und geküßt vor unsinniger Freude, denn jeder erblickte im andern ein Stück seiner Heimat, ein Stück jenes Bodens, den er so oft im Traume vor sich sah. Man muß vor Heimweh fast gestorben sein, um zu wissen, wie wohl es tut, einem Landsmann zu begegnen.

Übrigens, — man wird sich öfter sehen. Der andere ist schon länger in Amerika; er hat schon früher Österreicher getroffen, die sich alle zusammengetan. Er wird den neuen Freund mit in den Klub nehmen.

Ah, da saß man warm des Abends! Ah, da war's einem wohlig! Ah, da taute einem das Herz auf! Von des Tages Arbeit sich ausruhend fühlte man sich so gemütlich, so heimisch am befreundeten Herdfeuer.

Beim Schlosser Hajdin waren sie zusammengekommen. Brot und Wurst brachte jeder selbst mit; seine Frau aber hatte den Tee gemacht.

Langsam schenkte sie ihn ein.

Der Rauch stieg aus dem Kessel empor, und man plauderte, man plauderte von der Heimat.

‚Ich werde dahin zurückkehren; ich bleibe nicht in Amerika!‘

‚Und du, willst du hier sterben?‘

Die Hajdin aber schenkte den Tee ein und lächelte.

Sie will nicht zurückkehren, sie will nicht in Amerika sterben; sie hat ihren Mann und wird bei ihm bleiben. Krank saß er mit den andern am Tisch. Durch ein Unglück in der Fabrik, wo er geschlossert, war er vom elektrischen Strom am halben Körper gelähmt worden. Unfähig zur Arbeit saß er Tag für Tag trübsinnig am Fenster nach der Straße zu und stierte vor sich hin. Die Orchideen, welche seine Frau auf das Sims gestellt, beachtete er kaum. Was ihm noch wohl tat, was ihn noch erheiterte und zerstreute, waren die Landsleute, die sich allabendlich bei ihm zusammenfanden.

‚Ich komme nicht mehr übers Wasser,‘ seufzte er jetzt.

Sie aber dachte: Wenn er stürbe, so kehrte ich zurück; drüben hätte ich noch die Sippe, doch hier keinen Menschen mehr. Und sie kam sich vor wie eine Pflanze, die man entwurzelt hat.

— Am lustigsten war der junge Dalmatiner gewesen.

Wenn der einmal ins Erzählen kam, ins Reden!

Wie ein Strom flutete es, und er hörte nimmer auf.

Und was erzählte er? Was redete, was eiferte er so fieberhaft?

... Von der Heimat erzählte er, Kindergeschichten, alte Sachen.

Und woher wußte er alles wieder so genau, woher war ihm alles so deutlich in Erinnerung?

Ach Gott! Er schaute es ja allnächtlich im Traume.

Im Traume ging er alle alten Wege seiner Heimat, über Steg und Steig und Straßen; er sah jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein; Dinge, an die er am Tag niemals dachte, die er niemals mißte, standen ihm in der Nacht klar vor Augen. Jedes Plätzchen, jedes Fleckchen bei seinem Heimatsdorf suchte er auf. Dabei krampfte sich ihm das Herz im Leibe zusammen, weil er diese Orte nie mehr sehen würde, nie mehr, — und am Morgen war sein Polster naß von Tränen.

Im Klub aber erzählte er dann, erzählte er dann, — das tat ihm wohl und erleichterte ihm für einen Augenblick das Herz.

... Manchmal machten sie auch Musik.

Das ist das Element, in dem der Österreicher lebt. Eine leichte, lustige, gemütvolle Musik, für die es keine große Gelehrsamkeit braucht, die vom Herzen kommt und zum Herzen spricht.

‚Singen wir das Lied vom Veldessee oder das Ständchen?‘

Und o diese Wiener Lieder und diese Wiener Walzer! Es ist da, als wäre darin all der Klingklang und der Singsang, der rings in den Donautälern ertönt, alte Märchenweise und jungfrische, quellende Lust zu einer einzigen Melodie zusammengeflossen, zu einer heitern, innigen Melodie, die hell und klar ist wie gegorener Wein. Das paßt so recht zum Volk, das an der Donau wohnt.

Im Winter hatten sie sogar ein Tanzkränzchen veranstaltet; da hatte jeder seine Nationaltracht getragen, und es war ein bunt Bild geworden. Denn es kamen auch noch andere, die man nicht bei Hajdins sah: Magyaren in Dolman und Bunda, Mähren aus dem Hannatal mit rotledernen, faltigen Beinkleidern, himmelblauen Krägen und reichbebänderten Hüten, Goralen im härenen Mantel, der braunen Gunia, Italiener, Tiroler, echte Wiener.

Den ganzen Abend hatte der Walzer ‚An der schönen, blauen Donau‘ geklungen, und sie waren alle stolz gewesen auf ihre große, vielsprachige Heimat, die so mancherlei Völker in sich schloß, sehr stolz!

Und wenn sich nicht alle verstanden, — das tat nichts.

Bah, darüber lacht man; bah, darüber freut man sich, das ist ja gerade lustig, wenn es Mißverständnisse gibt!

Und eigentlich hatte ein jeder doch immer nur Österreich gelobt und dabei an ein ganz kleines Fleckchen Boden gedacht, und die andern hatten ihm beigestimmt und dabei auch jeder an ein ganz, ganz kleines Fleckchen gedacht, aber jeder an ein anderes.

Und als sie sich gegen Morgen getrennt, waren alle entzückt und sehr zufrieden gewesen. Noch auf der Treppe hatten sie sich angeredet:

‚Es ist halt doch etwas Schönes um Österreich.‘

Der Walzer ‚An der schönen, blauen Donau‘ aber hatte ihnen noch durch Wochen im Ohr geklungen. Wie die Flüsse ihrer Heimattäler, so strebten auch ihre Herzen der Donau zu. . . .

Und bei Hajdins hatte man noch lange vom Tanzkränzchen gesprochen.

Sie ließen es sich gerne erzählen, waren sie ja selbst nicht dabei gewesen. Der Mann erhob sich nimmer von seinem Stuhl, und die Frau pflegte ihn.

Im Frühjahr war dann der Hajdin gestorben. ‚Mattich,‘ hatte er ein paar Tage vorher zum Deutschkrainer gesagt, ‚wenn du wieder heim nach Österreich gehst, so nimmst du meine Frau mit! Sie versteht kein Wort englisch, kein Wort deutsch, sie käme allein nicht durch; bei dir ist sie sicher aufgehoben.‘

Der Mattich hatte es versprochen.

Aber er hatte seine Reise noch mehr als ein Jahr hinausgeschoben. Der Verdienst, der Erwerb war gerade gut, und er wollte nicht mit leeren Händen zurück zu seiner Familie.

Die Hajdin hatte gewartet und dabei die Orchideen am Fenster gepflegt, als ob ihr Mann noch lebte; sie wird sein Grab nicht pflegen können.

— Im Klub hatten sie damals nur noch von der Rückkehr gesprochen, wer gehen und wer bleiben wollte.

Das war der Dalmatiner, welcher lachte.

Er hatte keine Wahl, keine Qual.

Er war ein Pauper von der schlimmsten Sorte. Kein bißchen Geld im Sack. Nur mit der Schaufel konnte er umgehen, und was verdient ein Erdarbeiter? Kaum genug, um sich zu nähren.

Darum lachte er, lachte, bis ihn ein kurzer, trockener Husten zwang aufzuhören.

Eines Tages aber kam er nicht mehr in den Klub; das Fieber hatte ihn ergriffen; man hatte ihn ins Spital getragen.

Da lag er nun und klapperte mit den Zähnen; Frostschauer schüttelten ihn. Und in seinen wirren Fieberreden sprach er nur von der Heimat, nichts als von der Heimat. Es tat weh, ihn zu hören.

‚Von was sagt er denn immer?‘ fragte der englische Pfleger. ‚Er weint dabei oft wie ein kleines Kind.‘

Ja, er weinte wie ein kleines Kind, der Sajoviz, und er weinte erst recht, als das Fieber sich legte und er wieder zu sich kam.

‚Wann werdet Ihr reisen?‘ schluchzte er. ‚Dann bin ich ganz verlassen.‘

Die Hajdin, zu der er gesprochen, hatte es in ihrem Innersten erbarmt. Und am Abend im Klub dann hatte sie angefangen:

‚Denkt keiner von euch mehr an den Sajoviz? Er vergeht vor Heimweh und hat kein Geld zur Rückkehr.‘

Da hatte der Deutschkrainer seinen Hut genommen, hatte selbst ein Geldstück hineingelegt und zu sammeln angefangen. Es war gerade Zahltag und ihre Börsen gefüllt.

‚Für unsern Landsmann,‘ hatte er dabei gesagt.

Als nicht genug gesteuert worden, hatte er noch einmal die Runde gemacht. — Zu dreien hatten sie dem Sajoviz das Geld ins Spital gebracht.

Und am Tag der Abreise war der Dalmatiner mit den andern am Bahnhof gestanden und hatte auf den Zug gewartet, der sie zum Meer hin trüge, und während seine Zähne aufeinanderschlugen im Fieberfrost, hatte er, um sich aufrecht zu erhalten, immer von neuem wiederholt: ‚Jetzt geht es nach Österreich.‘

— Und wie oft unterwegs, wenn sie die schwarzen, schweren Holzkoffer schleppten, wenn sie im Zwischendeck und an den Bahnhöfen lungerten, hatten sie einer zum anderen gesagt: ‚Mut, wir sind bald in Österreich!‘ Und das Feuersprühen der Lokomotive und der Funkenregen hatten ihnen wie Raketen geschienen, die zu ihrer Wiederkehr leuchteten.

Wie der Bräutigam zur Braut eilt, so waren sie im Herzen diesem Lande genaht.

Und jetzt waren sie angekommen. — Österreich aber war entschwunden wie ein Luftgebilde, nach dem man hascht, wie eine Seifenblase.

... Ah, was ist denn das, Österreich?

Der Kaiser in Wien?

Das ist weit, und nicht alle haben ihn gesehen.

Die Alpenländer mit ihren himmelhohen Gletschern, die Pußta, das Meer und der öde, weiße Karst?

Mein Gott, es ist ja wahr! Es haben auch andere Länder ungleichen Boden; doch dann ist es das Band gleicher Sprache, das sie verbindet, der Sprache, die klingend über einer Gegend liegt und dich, in tausend Teile zerlegt, grüßt, bald als Lied, das im Winde zieht, bald als Gruß, der am Wege tönt. Sogar verhallender Ruf und unverstandene Rede, sogar Schrift und Schilder sind dir traut, sind dir bekannt.

Das alles spricht zu dir, winkt dir, klingt dir, grüßt dich, bezaubert dich, empfängt dich schon an der Marke und ruft dir zu: ‚Hier ist deine Heimat.' Überall rankt sich die Sprache durch. Sie ist die Guirlande, ist der Kranz, mit dem selbst die unbekannteste Gegend deines Vaterlandes sich bei deiner Heimkehr festlich schmückt.

Und sie, sie hatten diesen Kranz nicht gefunden!

Keiner — bis auf einen!

Der Deutschkrainer.

Sein hagereres Gesicht belebte sich, seine mattblauen Augen leuchteten, wenn er von seinem Heimatsorte sprach, von der Frau, die er zurückgelassen, die er drei Jahre lang nicht mehr gesehen, von den Kindern. Sie werden ihn kaum mehr kennen, sie werden gewachsen sein . . .

Und ich, wie ich horchte und sann und dachte, sah auch die Gesichter der andern sich beleben; aber es wird weiter unten sein, viel weiter unten, im Süden, im Osten, wo ihre Sprache erschallt und sie mit lockendem Ton umkost, umschmeichelt . . .

— Und doch sind wir Österreicher Brüder!

Der stolze Doppeladler steht nicht umsonst an den Wegen.

Nicht der Zufall hat die Grenzen gesteckt.

Blickt hinaus, blickt durch die kleinen Fenster, schaut die von Gräben durchquerten Hügel an, die Kapelle am einsamen Hang, — rund und düster ist sie, ein Mausoleum, — den Obelisken dort auf steiler Felswand!

Das sind die Grenzen!

Da wurdet ihr Brüder!

Denn es ist uralter Glaube bei allen Völkern, daß, wes Blut in einer Furche rann, Bruderbund geschlossen hat auf ewig.

Wohlan! Diese Schanzgräben sind die Furchen, in die euer Blut sich ergoß, da ihr den Bruderbund festigtet in heiligem Streit, an jenem Tage, als hier treue Wacht am Rhein hielten die Donaustämme.

Und so weit Österreichs Marken ziehen, ist kein Streif Erde, um den nicht gekämpft und gestritten ward, an dem euer Blut, das rote, rinnende Völkerblut nicht ineinander floß.

Und so weit Österreichs Lande reichen im Süden an der Donau, Drau und Save, hat deutsche Kraft um jeden Fuß breit Boden gerungen, gerungen für Christentum und Freiheit und Sitte.

Da heroben hat der Slave nur gezahlt, was der Deutsche unten getan.

Ein Lorbeerkranz liegt für euch alle am Fuße des Obelisken.

Aber sie sehen ihn nicht, und es ist keiner da, der es ihnen sagt, und wollte es einer sagen, sie würden es nicht verstehen.

Und der Zug rollte und rollte und raste und ließ die heiligen Denkmäler beiseite liegen.

Und die Zeit stürmt und drängt und hastet und vergißt den alten Bund.

... In den teilnahmslosen, matten Blicken mir gegenüber glaubte ich das ganze Verhängnis des altehrwürdigen Donaureiches zu lesen, jene Niedergeschlagenheit, jene Verzagtheit, die viele ergriffen, weil sie blind sind für altes Weben und Werden.

Und sie sind doch deine Söhne, armes ‚glückliches Österreich'!

Aphorismen.

Wen sein Glück nicht wehmütig stimmt und sein Denken nicht milde, der hat das wahre Glück nicht und auch nicht das rechte Denken.

Den Guten lehrt das Leben, daß nicht alle seine Freunde sein können, den Schlechten, daß nicht alle seine Feinde sind.

Wer verzweifeln muß, sich Liebe zu erwerben, der muß Geld erwerben. Wir verachten im Geiz die Unfähigkeit, Liebe, d. i. Kraft, zu gewinnen, im Geizigen den unverbesserlichen Schwächling.

Wir hassen denjenigen unserer Fehler am tiefsten, den wir uns deswegen am wenigsten eingestehen, weil wir uns ihm gegenüber am wehrlosesten fühlen.

Im Glück rechne auf Wechsel, im Unglück auf Dauer!

Wer allzufrüh mündig wird, hat meist nur eine beschränkte Freiheit erworben. Der Schwabe wird erst mit vierzig Jahren gescheit, — aber dann wird er's.

Es gibt Leute, welche auch die lächerliche Geschäftigkeit der Mistkäfer — Energie nennen.

Die meisten der Ethiker und Moralisten vom Schlage der Rousseau und Nietzsche raten uns, es zu machen wie der selige Münchhausen und uns an unserem eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zu ziehen. Daß diese Art von Weltverbesserern immer und immer wiederkehren kann, liegt wie die Unsterblichkeit der Münchhauseniade darin, daß Sumpf, Zopf und Kindlichkeit immer wieder von neuem so zunehmen, daß jener Rat als das einleuchtendste aller Mittel erscheint.

Gedanken sind der Lohn — des Denkens.

Das kleinste Körnchen Freude mit dem Erstaunen über das Wirken unverdienter Gnade vom Wege aufpicken, — das ist Talent zum Glück.

Paul Garin.

Die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend.*

Von

Franz Walter.

Kaum begegnet uns heute ein Thema öfter in der Literatur, in den Erziehungszeitschriften und pädagogischen Werken, ja selbst in monographischer Bearbeitung als die Frage, ob und inwieweit eine sexuelle Aufklärung der Kinder am Platze sei bezw. als notwendig erachtet werden müsse, und wie, wenn diese Frage bejaht wird, die Praxis der Erziehung sich mit dieser Aufgabe abzufinden habe, mit anderen Worten, wie und in welcher Entwicklung die Aufklärung zu erteilen sei.

An und für sich schon kann man es verstehen, warum diese Frage — die übrigens keineswegs erst in unseren Tagen aufgetaucht ist, sondern schon in den Kreisen der Philantropen des 18. Jahrhunderts flüchtiger oder tiefergehend erörtert wurde — heute so sehr die Gemüter bewegt. Die Wichtigkeit einerseits, die man diesem Thema für das Leben beimißt, der Wert der Seelenreinheit des Kindes andererseits, die man durch die Unkenntnis sexueller Dinge am besten geschützt glaubt, sind gleichsam die entgegengesetzten Pole, um die sich in dieser Frage alles dreht. Begreiflich daher, daß die Erzieher, die Lehrer, Geistlichen und Eltern, zu ihr Stellung zu nehmen gezwungen sind, soferne sie selbst die Erziehung ernst nehmen und Einsicht in die Wichtigkeit der in Rede stehenden Sache besitzen.

---

* Literatur: Carpenter, Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Einzig autorisierte Übersetzung von Karl Federn. 4. Aufl., Leipzig 1903. — Die Ehe, Aufklärungen und Ratschläge für Erwachsene, insbesondere für Braut- und Eheleute. Donauwörth, L. Auer; 8. Aufl. 1905. — Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann. Gießen 1904. — Ernst, Elternpflicht. Kevelaer 1905. — Wilhelm, Das sexuelle Leben und seine Bewertung in der Erziehung der Kinder. Donauwörth 1906. — Kopp, Die Erziehung der Jugend und geschlechtliche Aufklärung (Beilage zur Allgem. Ztg. 1904 Nr. 82 und 83) — Forel, Sexuelle Frage, München 1905, S. 462 ff. — Franz S. J., Die sexuelle Aufklärung der Jugend. Stimmen aus Maria Laach 1906 (Bd. 70). S. 65 ff.

Dazu kommt noch ein Weiteres, was uns die Bedeutung dieses Gegenstandes zum Bewußtsein bringt. Diese Frage reicht hinein in jenes große, ja unheimliche Problem, das wir kurzerhand als ‚sexuelle Frage' bezeichnen. Dieses drängt sich neben den sozialen Fragen, d. h. den Fragen des wirtschaftlichen Erwerbskampfes zwischen den Klassen und Individuen der Gesellschaft in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion und steht bei dem engen Zusammenhang, der zwischen Sexualleben und dem modernen Kapitalismus besteht (der neuerdings von Forel in seiner ‚Sexuellen Frage' eingehend untersucht und bloßgelegt wurde), in innerer Verbindung. Das sexuelle Problem wird — man mag das bedauerlich finden oder nicht — an der breiten Öffentlichkeit, in der wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur, in Dramen und in den Feuilletons der Tagesblätter, überhaupt in fast allen Zweigen der Kunst, auf öffentlichen Kongressen, in schier zahllosen Publikationen, oft in einer Breite behandelt, die ernste Bedenken wachrufen muß. Es sei in dieser Beziehung nur erinnert an den diesjährigen (1906) ‚Kongreß zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten' in München.[1]) Die heutige Gesellschaft ist gezwungen, rücksichtslos diese Wunde aufzudecken, die in ihrem Innern nagt. Daher alle Bedenken abgeschüttelt werden, die gegen die offene Aussprache sich erheben möchten. Man fühlt, daß ein Verschleiern und Verdecken das Übel nur vergrößern würde.

Man ist sich darüber einig, daß das Sexualleben der Gegenwart schwer erkrankt ist. Von hier aus versteht man die Wichtigkeit jener Erziehungsfragen. Man will das Übel möglichst an der Wurzel fassen und glaubt, ein Mittel hiezu darin gefunden zu haben, daß man schon die Jugend möglichst vor den sexuellen Verirrungen zu bewahren sucht. Mit vollem Recht. Den Weg, der zu diesem Ziel führen soll, erblickt man vor allem in einer entsprechenden Aufklärung der Jugend über das Geschlechtsleben, d. h. in einer Belehrung über die physische Beschaffenheit der Geschlechter, über den Ursprung des Lebens, den Zweck der Ehe und einer Warnung vor den aus der Unkeuschheit entspringenden Gefahren.

Es entsteht die Frage: Läßt sich eine sittliche Pflicht der Eltern behaupten, derart die Führung in der Entwicklung des sexuellen Lebens in die Hand zu nehmen, oder ist es nicht besser, sich jedes aktiven Einflusses, soweit es sich um eine derartige Aufklärung handelt, zu enthalten und es den Jahren der Reife und den äußeren Einflüssen zu überlassen, das Kind mit diesem Gebiet bekannt zu machen?

Wir glauben, diese Frage nach Lage der heute gegebenen Verhältnisse bejahend beantworten zu dürfen. Wir behaupten eine Pflicht der berufenen Erzieher, in erster Linie der Eltern, das heranreifende Menschenkind sukzessiv, mit Ernst und Vorsicht, unter fortwährender Berücksichtigung und Verwertung religiöser Motive (was von den Vertretern der Auf-

1) Vgl. Allgemeine Rundschau 1906 Nr. 13 und 14.

klärung meist außer acht gelassen wird), d. h. der Betonung der übernatürlichen Schönheit der Tugend der Reinheit und der entsprechenden Mittel ihrer Bewahrung, in die Kenntnis der so überaus wichtigen Materie einzuführen und gegen Gefahren zu schützen, in die der Unbelehrte und Unerzogene, der in diesen Dingen sich selbst und den schlimmen Einflüssen der Gasse Überlassene nur zu leicht hineingerät, ja leichtfertig, im Rausch des erwachenden Trieblebens sich hineinstürzt.

W. Försters ausgezeichnete ‚Jugendlehre', die ein sehr beherzigenswertes Kapitel über ‚Sexualpädagogik' (S. 602 ff.) enthält, klagt, daß es wohl kein Gebiet menschlichen Lebens gebe, auf welchem sich zügelloses und gedankenloses Handeln oder Gehenlassen so tragisch und so unerbittlich durch körperliche und geistige Zerstörung eigenen und fremden Daseins rächt, als das geschlechtliche Gebiet. ‚Man sollte dementsprechend meinen, daß die Hauptaufmerksamkeit aller Erzieher darauf konzentriert sein müßte, den Heranwachsenden gerade hier die rechte Aufklärung und die geeigneten geistigen Hilfen zu geben, in ihren Seelen ein lebendiges Interesse an der geistigen Beherrschung ihres Trieblebens zu wecken und ihnen die Lebenserfahrung der Generationen in eindrucksvoller Weise zugänglich zu machen. Leider sehen wir gerade das Gegenteil davon. Abgesehen von einigen ganz allgemeinen Erfahrungen, die hier pädagogisch völlig wertlos sind, überlassen die allermeisten Eltern die Jugend gerade in den kritischen Jahren ihrer körperlichen Entwicklung völlig sich selbst, ihrer planlosen Neugier, ihren dunklen Instinkten, und weisen sie darauf an, sich die nötige Information aus den trübsten Quellen allmählich zusammenzusuchen, meistens in schmutzigen Gesprächen mit Freunden oder Freundinnen, die durch Lektüre, Erkundigungen und Beobachtungen vorzeitig hinter das Geheimnis gekommen sind.'[1])

Diese Dinge müssen, freilich mit dem notwendigen Ernst, mit feinem Zartgefühl (das übrigens einer Mutter im Verkehr mit ihrem Kinde selten fehlen wird), unter weiser Anpassung an den Fortschritt der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes besprochen werden; es darf nicht falsch verstandene Züchtigkeit, die hier unberechtigte Prüderie wäre, oder eine irrige Auffassung von Unschuld zum Schweigen verurteilen wollen, wo einmal das Wort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold nicht ganz angebracht ist. Es ist durchaus nicht immer echtes, sittliches Zartgefühl, das eine offene Aussprache über diese ebenso heikle als wichtige Materie scheut. Vielfach ist es entweder jene Heuchelei, welche sich über ein ernstes, ehrliches Wort in diesen Dingen sittlich entrüstet, oder es ist eine krankhaft überreizte Sensibilität, welche in einer solchen Aussprache eine Verletzung der Schamhaftigkeit erblickt und zu einer kühlen Erörterung nicht fähig ist. Vielleicht gesellt sich dazu auch noch der Mangel einer hohen und reinen Auffassung der Ehe. Wie weit nun ein

1) Möglicherweise hat auch der unangenehme Beigeschmack, der sich mit dem Worte ‚Aufklärung' verbindet, die Sache etwas in Verruf gebracht.

solches Schweigen über geschlechtliche Dinge gehen kann, weiß man: Man will dem Kinde selbst das Beten des ‚Ave Maria' verbieten, weil es dadurch auf ihm unbekannte Dinge und Vorgänge aufmerksam gemacht und in sittliche Gefahr gebracht werden könnte. Was man aber mit dieser Auffassung und Behandlung des sexuellen Problems, mit einer solchen ‚Behütung' der Jugend erreicht, das liegt so greifbar vor unsern Augen, daß eine weitere Ausführung füglich unterbleiben kann: Traurige Folgen, Verderbnis der männlichen Jugend an ihrer körperlichen und geistigen Kraft, bei der weiblichen eine Unkenntnis über eheliche Dinge und Pflichten, die sich in der Ehe oft bitter rächt.[1]) Schon Alban Stolz sagt mit bezug auf die falsche Erziehung der Töchter in seiner Erziehungskunst (2. Aufl. 1874, S. 101): ‚Es sind mir nicht wenig Fälle bekannt, wo junge Leute aufs bestimmteste behaupteten, sie würden nicht in ein solches Laster verfallen sein oder Jahre darin beharrt haben, wenn ihnen von seiten der Eltern oder Lehrer irgend eine Belehrung oder Warnung gegen diese Sünde zugekommen wäre. Hingegen ist mir kein einziger Fall bekannt, daß je die betreffende Belehrung, wenn sie in ernsten, vorsichtig gewählten Worten gegeben wurde, der jugendlichen Seele Gefahr oder Schaden gebracht hätte. Ich halte es für eine wahrhaft diabolische Verblendung, wenn Geistliche oder Eltern meinen, die anvertraute Jugend werde am sichersten unschuldig bleiben, wenn sie selbst nie von derartigen Versündigungen etwas sagen, wie wenn die Finsternis der Unwissenheit vor einer Sünde schütze, welche vor allem die Finsternis liebt, Finsternis braucht und am üppigsten darin gedeiht. Es ist wahrhaft merkwürdig, wie besonders Damenmütter die Ohren ihrer Töchter vor jedem Wort sorgfältig zu bewahren suchen, das, wenn auch in ernster, dezenter Weise Geschlechtliches berührt, ungeheuer empört sind, wenn in einer Predigt derartiges besprochen wird. Hingegen dürfen dieselben Töchter aus Gedichten, Romanen und Schauspielen unsittliches Gift zur Genüge und im Überfluß genießen und müssen auf dem Ball auch in dem üblichen unzüchtigen Anzug erscheinen.'[2])

Vor dem Verfasser dieser Zeilen liegt ein Brief eines hochangesehenen Geistlichen der Diözese Straßburg, in welchem die Bitte ausgesprochen wird,

---

1) Frau Heim-Vögtlin, Die Aufgabe der Mutter in der Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit. Zürich 1904 S. 25: ‚Es gibt Mütter, die ihre Zaghaftigkeit sogar angesichts der Eheschließung ihrer Tochter nicht überwinden können. Sie setzen die Unwissenden dadurch einem schweren Anfang des Ehelebens aus.'

2) Diese Stelle ist beifällig zitiert von P. Rösler, Die Frauenfrage im Lichte der Natur, Offenbarung und Geschichte, Wien 1893, S. 278 gegen Bebels Forderung einer gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen. Er knüpft daran noch die Bemerkung: ‚Würde Bebel nur diese Unnatur (Prüderie) bekämpfen und zum Schutze der Keuschheit wie zur Regelung des Schamgefühls verlangen, daß Kinder durch diskrete und ernste Belehrung über geschlechtliche Beziehungen vor sittlichen Verirrungen gewarnt werden, so könnte man nur beistimmen.'

die Frage der sexuellen Aufklärung im Rahmen der theologischen Vorlesungen oder in einem Artikel des Straßburger Diözesanblattes zu behandeln. Es heißt hier: ‚Wer eine gewisse Praxis im Beichtstuhl sich erworben hat, weiß, wie schrecklich oft die Unwissenheit in geschlechtlichen Dingen ist. Ich habe es oft auf das tiefste bedauert, daß unsere katholischen Mütter auf diesem wichtigen Gebiete nichts tun, um ihre Töchter in passender Weise zu unterrichten. Meines Erachtens würde dadurch viel Elend vermieden, wo doch der Beichtvater nicht eingreifen kann, weil er eben nicht alles behandeln kann. Wie viele Frauen, denen die Bildung der Mädchen anvertraut ist, wissen einfach nichts Vernünftiges in dieser Frage!‘

Und doch ist es gerade hier wegen der verheerenden Wirkung eines mißleiteten Geschlechtslebens notwendig, dem gefürchteten Gegner fest und unerschrocken ins Auge zu schauen, will man ihn wirksam bekämpfen. Allerdings halte ich es für eine grobe Übertreibung seitens der extremen Aufklärer, wenn sie es so hinstellen, als ob mit der Unterlassung jener Aufklärung überhaupt das Geschlechtsleben des Kindes und die Bewahrung seiner Reinheit ganz und gar sich selbst überlassen bliebe. Es gibt noch Mittel und Wege genug, um auf dasselbe in wirksamer Weise Einfluß zu gewinnen: Behütung vor schlechtem Umgang, Beaufsichtigung der Lektüre, vor allem eine religiöse Erziehung. Aber ich halte auch eine gewisse Unterweisung in sexuellen Dingen unter den heute bestehenden Verhältnissen für geboten. Und zwar sind es in erster Linie die Eltern, denen die Aufgabe obliegt; nur sie können die geistige und körperliche Reife, die Individualität des Kindes berücksichtigen, wie es notwendig ist, während sich die Schule weniger wegen der mehr gleichheitlichen Behandlung der Kinder für diese Zwecke zu eignen scheint. Geistliche und Lehrer können höchstens ergänzen und auf dem von den Eltern gelegten Fundament weiter bauen, Winke geben usw. Ich hielte es für eine bedenkliche Sache, wenn Geistliche im Beichtstuhl dem Kinde die entsprechenden Kenntnisse vermitteln wollten.

Um die Eltern mit dieser Aufgabe vertraut zu machen, ihnen Anleitung zu geben, wie sie sich derselben entledigen sollen, dafür scheinen außer der Anleitung durch Schriften und Vorträge insbesondere die sogen. Elternabende,[1]) vor allem aber die christlichen Müttervereine berufen, und die Leiter solcher Vereine sollten meines Erachtens diese Frage in ernster, aber offener Weise behandeln.

Wenn eine offene, vertrauensvolle Aussprache zwischen Eltern und Kindern gepflogen wird, dann wird auch der richtige Moment nicht übersehen, wo wieder eine Erweiterung der sexuellen Kenntnis notwendig ist, schon deswegen nicht, weil das Kind gewohnt ist, sich mit seinen Fragen und Zweifeln an seine Eltern zu wenden.

1) Joh. Berninger, Elternabende. Ihre Bedeutung für Schule und Haus. Ein praktischer Ratgeber zur Einrichtung von Elternabenden. Wiesbaden 1905.

Wenn die Lüge sich irgendwo rächt und als schädlich erweist, so doch gewiß auf dem Felde der Erziehung. Es ist einfach unnatürlich, wenn das heranwachsende Menschenkind, dessen Vernunft sich allmählich dem Licht der Wahrheit erschließt wie der Blumenkelch der Sonne, mit dem Gift der Lüge statt mit der gesunden Kost der Wahrheit genährt wird. Weigern sich aber die Eltern und Erzieher, das freilich schwierige und verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, dem Kinde gerade nach dieser Seite die notwendige Kenntnis zu vermitteln, so ist für die Befriedigung der kindlichen Neugierde nur der Weg des sittlichen Verderbnisses offen. Wenn sich das Kind mit seiner naiven Frage: Woher kommen denn die kleinen Kinder? nicht vertrauensvoll an Vater und Mutter wenden darf und hier eine der Stufe seiner geistigen Reife entsprechende Antwort erhält, dann versucht es sich mit der dem kindlichen Vorwitz eigenen Zähigkeit anderwärts Aufklärung zu verschaffen. In diesem Fall aber handelt es sich nicht um eine ernste, behutsame, den Stadien der körperlichen und geistigen Entwicklung Rechnung tragende Einführung des Kindes in das sein körperliches und geistiges Wohl tief berührende sexuelle Leben, sondern um Mitteilungen, die das verdorbene Kind dem jüngeren, noch unverdorbenen Kinde macht, bei denen auf seiten des Gebers und Empfängers allein das Motiv jugendlichen Vorwitzes oder der Lüsternheit maßgebend ist. Solche Kinder heißen wir mit Recht ‚verdorben‘; sie sind von einem moralischen Kontagium wie von einer verderblichen Seuche befallen, und sie verschleppen dieselbe wieder und stecken ihre Altersgenossen, die mit ihnen in Berührung kommen, an. Welch eine entsetzliche Verheerung richtet nicht diese auf solchem Wege vermittelte Kenntnis im Kindesherzen an! Die Phantasie ist befleckt, und der Schaden ist um so größer, weil das Kind, das keine Gelegenheit hat, mit seinen Eltern über sexuelle Dinge sich auszusprechen, es instinktiv fühlt, daß es mit seinem auf heimliche Weise erlangten Wissen zurückhalten muß. Das, was sein ganzes Innenleben in Aufregung und Verwirrung bringt, darf nicht zum Gegenstand freier, offenherziger Aussprache zwischen Eltern und Kind gemacht, sondern muß geheim gehalten werden. Damit wird das Wissen des Kindes zum Gift, und dieses greift im Herzen der Jugend zerstörend um sich wie der Funke, der unter der Asche unbemerkt weiter glimmt. Die Prüderie, die falsche Heimlichkeit in einer so wichtigen Sache ist damit zum Prinzip der Erziehung gemacht. ‚So haben wir dann,‘ sagt ein ernster Pädagog,[1]) ‚folgendes Resultat: Die erste Einführung in ein Gebiet, auf welchem alles Lebensglück von der Vergeistigung des Trieblebens abhängt, von der Art, wie die Welt der Instinkte mit der Welt des Erkennens und Mitfühlens in Kontakt gesetzt wird, die erste Einführung geschieht so, daß die erwachenden Triebe mit den allerniedrigsten Gefühlen und Vorstellungen, mit der Lust am Schmutzigen und Heimlichen und mit der bloßen selbstsüchtigen Genußsucht in Verbindung gesetzt werden . . . Das Gefährlichste an jener verstohlenen Art der

1) Förster a. a. O. S. 610.

Information aber ist dies, daß dieselbe die Knaben jahrelang daran gewöhnt, das sexuelle Leben nur vom Standpunkt des persönlichen Verlangens und Genießens zu betrachten.' Der gewaltige Unterschied liegt darin, daß das eine Mal die Kenntnis dem Kinde aus reinem Munde, gleichsam aus reinem Gefäß, das andere Mal aber aus verdorbenem Herzen wie aus schmutzigen Kloaken zuströmt, daß das eine Mal die Erziehung sich bemüht, das erwachende Trieb-leben in rechte Bahnen zu lenken, das andere Mal es aber seine Wege nehmen läßt, planlos und wild, wie es will. Man mag die Unwissenheit des Kindes in diesen Dingen noch so hoch bewerten und preisen, die Unschuld selbst ist sie nicht. Es ist wohl nicht ganz richtig, was neuestens gesagt wurde: ‚Wenn auch „die Unwissenheit nicht die Reinheit verbürgt", so wird das allgemeine Gefühl doch nicht ganz in die Irre gehen, daß Kinder, welche frühzeitig sexuelle Dinge wissen, nicht für unschuldig gehalten werden. Es gehört nun einmal zur Ertragung dieses Wissens ein Grad von sittlicher Reife und Charakter-festigkeit, der auch bei der besten Erziehung in der Jugend selten erreicht wird.'[1]) Nicht auf das Wissen oder Nichtwissen allein kommt es an, sondern darauf, auf welchem Weg die Kenntnis dem Kind zugeflossen ist, und welche Wirkung daraus für das sittliche Leben erwächst. Unschuld wird so häufig mit Unkenntnis des Kindes in sexueller Beziehung identifiziert. Das ist jedoch irrig. Die Unkenntnis kann für die Unschuld dieselbe Gefahr in sich schließen wie das Wissen.[2]) Vom Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Kenntnis ist jedoch die Unschuld nicht abhängig.

Unschuldig ist derjenige zu nennen, der die das sexuelle Leben be-treffenden Dinge mit völliger Harmlosigkeit und Unbefangenheit behandelt, der darin nichts den Geschlechtstrieb Anreizendes, nichts Verfängliches findet. Wo Unschuld ist, da ist auch der Friede der Seele, die noch nichts weiß von den Störungen und Kämpfen, die sich an dieses Gebiet heften. Unschuld ist da vorhanden, wo eben die Schuld, die Sünde gegen die Reinheit des Herzens noch nicht Fuß gefaßt hat, vielmehr noch gar nicht in die Seele eingedrungen ist. Ein solcher Zustand kann bei Kindern, aber auch bei Erwachsenen sich finden. Bei ersteren wird er viel häufiger sein. Und für ein Kindesalter wird er sich ja vielfach auch mit jener ‚glücklichen Unwissenheit' verbinden, die überhaupt nichts weiß vom sinnlich Reizenden der sexuellen Sphäre, von den

1) Franz S. J., Die sexuelle Aufklärung der Jugend, S. 68. Der Artikel ist etwas zwiespältiger Natur, insofern im ersten Teil (S. 65—69) die Frage der Aufklärung zwar nicht verneint, es aber doch als das Bessere hingestellt wird, die Jugend in der Unwissenheit zu belassen, während im zweiten Teil (S. 69 ff.) doch wieder die Berechtigung zu einer Aufklärung zugestanden wird. Von ‚doppelter Buchführung' ist der Artikel nicht ganz freizusprechen.

2) Lehmann Rud., Erziehung und Erzieher. Berlin 1901, S. 91: ‚Wenn man nur sehen wollte, wenn man nur den Mut hätte, sich die Erfahrungen seiner eigenen Kindheit zu vergegenwärtigen, so würde man sich sagen müssen: Unwissenheit schützt vor gar nichts.'

Vorgängen und von der Bedeutung des Geschlechtslebens. Auch wir sind von dem Wert dieser Unwissenheit — man beruft sich gern auf ein Wort des hl. Augustin, der von einer ‚göttlichen Unwissenheit' in solchen Dingen spricht — tief überzeugt; wir wissen, welche wichtige Stütze für die Erhaltung der Herzensreinheit hierin gelegen sein kann, und wir würden es für einen schweren pädagogischen Fehler halten, wollte man ohne dringendste Not diesen Zustand kindlicher Naivität durch verfrühte Aufklärungen stören. Aber das Wesen der Unschuld können wir darin doch nicht erblicken.

In welch zarter Weise die notwendige Aufklärung dem Kinde gegeben werden kann, wie sie sich schrittweise mit der zunehmenden Reife desselben erweitert, und wie sie darum, weil der körperlichen und geistigen Verfassung des Kindes sich anpassend, viel leichter ohne sittlichen Nachteil als die von unberufenem Munde gemachte Unterweisung ertragen werden kann, das zu zeigen bemühen sich eine ganze Reihe von Schriften, am besten wohl das aus dem Holländischen übersetzte Büchlein ‚Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann.' (Nellie schrieb's holländisch, J. Grimm hat es verdeutscht. Rickersche Verlagshandlung Gießen 1904.)

Es ist nur davor zu warnen, daß die Sache nicht, vielleicht im besten Eifer von rauhen Händen angefaßt und die zarte Blüte des Schamgefühles im Kindesherzen nicht zerstört wird.[1]) Das geschieht von einer Gruppe von Schriftstellern, die die ganze Angelegenheit zu einem rein naturwissenschaftlichen Unterricht machen möchten und einer rücksichtslosen anatomisch genauen Aufklärung das Wort reden.[2]) Davon kann nicht entschieden genug abgeraten werden. Förster warnt gegenüber der Mahnung, zur Aufklärung der Kinder sich möglichst der Gleichnisse aus dem Naturleben zu bedienen, davor, die erste Einführung schon mit viel biologischem Detail zu belasten, ‚damit nicht das Wesentliche — die menschliche Beziehung zwischen Eltern und Kind, zwischen Gatte und Gattin und alle damit verbundene Heiligkeit und Verantwortlichkeit — zu sehr durch das Interesse an den natürlichen Vorgängen überwuchert und verdunkelt werde.'[3]) Damit ist nicht gesagt, daß Hinweise auf Vorgänge

1) Dieses Schamgefühl wird ja heute vielfach in seiner Berechtigung verkannt, so, wenn Bebel eine Art spartanische Erziehung für Knaben und Mädchen vorschlägt. Nach Forel, ‚Sexuelle Frage' (München 1905) S. 116 wäre das Schamgefühl nicht Äußerung eines angeborenen Triebes, sondern lediglich Produkt der Gewöhnung. Es habe seinen Ursprung in der Angst und Schüchternheit gegenüber allem Ungewohnten und Neuen. Das ist der Standpunkt des vollendeten Naturalismus.

2) In diesen Fehler verfällt Frau Heim-Vögtlin, wenn sie sagt: ‚Die Aufklärung, auf naturwissenschaftlichen Boden gegründet, ist auch hier die richtige und zugleich die einzig unverfängliche. Die Jugend soll den Bau und die physiologische Bedeutung der Geschlechtsorgane an der Hand einfacher Abbildungen kennen lernen . . .'

3) Jugendlehre S. 610, 615.

des pflanzlichen und animalischen Lebens überhaupt nicht verwendet werden sollen, — im Gegenteil wird sich gerade an ihre Betrachtung in ganz ungezwungener und unauffälliger Weise manche Bemerkung über die Entstehung des menschlichen Lebens und über die Fortpflanzung des Menschen knüpfen lassen, — sondern es muß nur die Klippe vermieden werden, menschliche Beziehungen, Handlungen eines sittlichen Wesens auf die Stufe lediglich *analoger* Erscheinungen im Tierleben herabzudrücken. In der Hand der klugen und besorgten Mutter werden sie jedoch dazu dienen, um den geschlechtlichen Beziehungen der Menschen den Eindruck des Außergewöhnlichen und geheimnisvoll Reizenden zu nehmen. Auch damit, daß sie als etwas Natürliches, in der ganzen Schöpfung Vorkommendes erkannt werden, ist gewiß etwas gewonnen, wenn man sich auch nicht den Erfolg davon versprechen darf, den eine Reihe von Schriftstellern sich erhofft. Denn es ist nicht ausgeschlossen, vielmehr sehr wahrscheinlich, daß eine rein naturalistische Betrachtungsweise und Aufklärung im Kinde die Vorstellung erweckt, daß es sich hier um absolut notwendige Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses, ähnlich wie bei der Nahrungsaufnahme usw. handle.

Eine derartige Mitteilung, die in ernster, kluger, behutsamer Weise von den Eltern gemacht und von den übrigen Erziehern ergänzt wird, die durch gelegentliche Hinweise auf das Leben der Pflanzen und Tiere systematisch vorbereitet und weitergeführt wird, ist imstande, das Kind zu beruhigen; es wird sich zufrieden geben mit dem, was die Erzieher, dem Stande seiner Fassungskraft entsprechend, ihm vorläufig mitzuteilen für gut und zweckmäßig halten; es hat auf seine ungestüme Frage eine Antwort, die ihm *Wahrheit* — wenn auch *nicht die ganze Wahrheit auf einmal* — mitteilt, und die Wahrheit hat immer die Wirkung, daß sie das Verlangen des erwachenden Menschengeistes stillt und ihn beruhigt. Das Kind sieht sich in einer Angelegenheit, die sein Inneres so sehr beschäftigt, nicht auf sich allein angewiesen; es ist nicht gekränkt und abgestoßen dadurch, daß die Eltern seine Fragen mißmutig aufnehmen und ihm entweder jede Antwort verweigern und ihm dadurch anzeigen, daß dem Kinde etwas verborgen gehalten werden soll, oder ihm eine Antwort geben, die ihm sehr bald von anderer Seite als Unwahrheit hingestellt wird. Das Kind weiß, wohin es sich mit derartigen Fragen wenden soll; es fühlt sich durch den Beweis des Vertrauens seitens der Eltern geehrt und wird sich, wenn es ein einigermaßen gut erzogenes Kind ist, in derartigen Angelegenheiten lieber mit ihnen als mit seinen Kameraden besprechen.

Damit ist nicht gesagt, daß es nicht wünschenswert sei, daß der Augenblick, in welchem dem Kinde die ersten Mitteilungen über sexuelle Dinge gegeben werden, *so weit als möglich hinausgeschoben* wird; dieser Zeitpunkt wird natürlich sich ganz verschieden bestimmen, je nachdem das Kind innerhalb der frühreifen Stadtjugend und der übrigen aus dem Milieu der Großstadt sich ergebenden Gefahren oder in den natürlichen Verhältnissen des Landlebens heranwächst, je nachdem der zu befürchtende Einfluß seiner Ge-

spielen und Schulkameraden paralysiert werden kann oder nicht. Ebensowenig ist damit gesagt, daß nicht auch ausweichende Antworten gegeben werden sollen, wenn die Fragen des Kindes allzu früh erfolgen. Aber es kommt doch die Stunde, wo die Wahrheit nicht mehr vorenthalten werden darf, und diese Stunde dürfen die Erzieher nicht übersehen; auf ihr Kommen müssen sie sich zeitig gefaßt machen und vorbereiten, damit sie dem Augenblick und seinen Forderungen gewachsen sind.[1])

Ganz anders ist der Erfolg, wo diese Angelegenheit aus der Erziehung überhaupt ausgeschaltet und dem Spiele des Zufalls überlassen wird. Hier wird dann unausbleiblich die so verderbliche Einweihung eines Kindes durchs andere ‚in die Mysterien des Geschlechtslebens' das übernehmen, was die gottbestellten Erzieher verabsäumen. Von Forschern auf dem Gebiete der sexuellen Frage, so von Freiherrn von Schrenk-Notzing, von Forel wird betont, von welch bedeutsamen Folgen gerade die ersten Eindrücke auf diesem Gebiete oft für die ganze spätere Entwicklung sind. Es kommt ungeheuer viel darauf an, daß die ersten Kenntnisse auf diesem Gebiete von autoritativer Seite mitgeteilt werden, und daß alles Rohe und Laszive davon peinlichst ferngehalten wird. Es darf nicht vergessen werden, ‚wie gerade das prüde gewahrte Geheimnis, wenigstens der Versuch, es zu wahren, zum Fallstrick wird, weil stets ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Es ist tausendmal gesagt worden und sei hier noch einmal gesagt: Über alles erhalten die Kinder unserer sogenannten besseren Stände Anweisung, — wie sie die Hand zu geben haben, wie man das Butterbrot essen soll, und was weiß ich alles, — aber von dem, was für ihr Ziel und Heil das Wichtigste ist, erfahren sie nichts. Da bringt immer noch der Storch die Kinder, und die im tiefsten Grunde tausendmal auf innerer Unkeuschheit beruhende Bequemlichkeit der Eltern überläßt die Belehrung über geschlechtliche Sachen dem Zufall, d. h. in weitaus den meisten Fällen den verderblichen Einflüsterungen ‚klügerer' Kameraden. Ich kenne das Elend, das daraus entsteht, und möchte ihm gerne entgegenarbeiten.'[2])

Sehen wir auch ab von all den moralischen Schäden und Gefahren, die dem Kinde durch unbefugte Mitteilungen Dritter erwachsen (Kameraden, Dienstboten usw.), so hat zunächst die elterliche Autorität und das Vertrauen des Kindes den empfindlichsten Stoß erhalten — eine für das ganze Erziehungswerk überaus verhängnisvolle Tatsache. Das schon genannte Büchlein: ‚Mutter und Kind' (S. 6) schildert den Eindruck auf den kleinen Fritz, der von seiner Mutter wegen seiner Frage über die Herkunft der Kinder hart angelassen wird: ‚Der Verdruß über die Unaufrichtigkeit seiner Mutter nahm bald ab, und Fritz wurde wie die meisten anderen Kinder; er fand ein Ver-

1) ‚Wenn das Kind überhaupt so weit entwickelt ist, um über solche Fragen nachzudenken, so ist es auch reif genug, um eine zart gehaltene sachgemäße Antwort zu verstehen.' (Heim-Vögtlin S. 20.)

2) Worte des protestantischen Theologen Dr. Sattig, Das sechste Gebot. (Monatsschrift für die kirchliche Praxis 1905, S. 16 ff.)

gnügen daran, mit seinen Kameraden des Langen und Breiten über die geheimnisvollen Dinge zu sprechen, über welche ihm seine Mutter keine Auskunft geben wollte, viel länger und viel breiter, als für Kinder gut ist. Er fing an, Geheimnisse vor seiner Mutter zu haben.' Man denke sich nur einigermaßen in das Verhältnis hinein, das zwischen Eltern und Kind herrschen muß, wenn dieses auf dem leider so gewöhnlichen Wege Kenntnis von den sexuellen Dingen bekommen hat. Ein wirklich herzliches, auf unbedingtem Vertrauen des Kindes ruhendes Verhältnis ist dadurch so gut wie ausgeschlossen.

Das ganze Erziehungswerk wird durch das Stillschweigen der Eltern über geschlechtliche Dinge in Frage gestellt. Es schwindet ‚die Achtung vor dem Werte der gesamten geistigen und moralischen Leitung, wenn der Zögling entdecken muß, daß diese Leitung, die sonst immer zur Hand ist und so sorglich auf allen Details verweilt, gerade da versagt, wo die schwierigsten Rätsel, die stärksten Versuchungen und die lockendsten Verführungen den jungen Menschen bedrängen'. Muß er sich nicht sagen: ‚Wenn der Rat und die Aufklärung der Erwachsenen gerade dort nichts zu geben hat, wo ich so ratlos bin, und wo der eigene Körper mich so beunruhigt mit seinen Forderungen, — kann ich dann diesem Rate auch auf den anderen Lebensgebieten folgen? Verlangt vielleicht das wirkliche Leben etwas anderes vom Menschen als das, was Elternhaus und Katechismus gebieten?'[1]) Mit welchen Augen muß das Kind die Beziehungen von Vater und Mutter betrachten, dessen reines Auge getrübt ist, und das gewohnt ist, sexuelle Dinge mit dem Verbotenen und Schmutzigen in Verbindung zu bringen! Gar leicht entsteht im Kinde die Vorstellung, als verdanke es seine Entstehung einer niedrigen, gemeinen Handlung der Eltern, deren sie sich schämen müßten, da sie jeder Aussprache darüber so geflissentlich aus dem Wege gingen. Es wird sich wohl hüten, sich zu verraten, aber — —. Abgesehen davon, daß so die Achtung des Kindes vor den Eltern wesentlich leidet, ist jenes schon in frühester Jugend zu einem Versteckenspiel allergefährlichster Art gezwungen. Diese Heimlichkeit ist der beste Nährboden für die Unsittlichkeit. Der Weg für die so berüchtigten geheimen Jugendsünden ist damit frei gemacht.

Wie ganz anders hingegen, wenn das Kind von der Mutter in ernster Weise entsprechend dem Wachstum seiner Erkenntniskraft Aufklärung über die sein Denken so stark beschäftigende Angelegenheit bekommen hat! Wenn ich mich recht erinnere, erzählte Karl Jentsch vor etlichen Jahren in der ‚Zukunft', daß an einem Gymnasium die sämtlichen Schüler der Oberklasse sich schwer gegen die Sittlichkeit vergangen hatten mit Ausnahme eines einzigen. Erstaunt fragte diesen der Rektor, wie es denn gekommen sei, daß er allein in so verderbter Umgebung sich intakt erhalten habe. Der Schüler antwortete, er sei von seiner Mutter über den Ursprung seines Lebens belehrt worden, und das habe ihn so mit Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht erfüllt, daß er

1) Förster a. a. O. S. 602 ff.

sich zu keiner ungeziemenden Handlung gegen dasselbe entschließen könnte. Übrigens erzählen viele Mütter, die sich der delikaten Aufgabe unterzogen, daß sie nur günstige Erfahrungen gemacht hätten. Insbesondere verfehle der Hinweis niemals seine Wirkung auf das Kind, daß es ursprünglich ein Teil seiner Mutter gewesen sei, von ihr ernährt, ersehnt und geliebt worden sei, ehe sie es noch mit Augen gesehen, und unter Schmerzen, ja unter Gefahr des eigenen Lebens von ihr zur Welt gebracht worden sei. Wenn auch solche Szenen in den Aufklärungsschriften bisweilen etwas stark sentimental geschildert werden, so braucht man doch den Eindruck einer solchen Schilderung auf das Kind nicht in Abrede zu stellen. Damit sind die zartesten Saiten in der Kindesseele angeschlagen. Der ganze Ernst der mütterlichen Opferliebe steht vor seinen Augen; es erschaudert vielleicht bei dem Gedanken, daß möglicherweise sein Leben mit dem Preise des mütterlichen Lebens hätte erkauft werden können. Dieser Gedanke läßt eine unreine Vorstellung gar nicht aufkommen; das Kind ahnt, wenn auch dunkel, daß es sich um ein großes, verehrungswürdiges Geheimnis handelt. In dieser Stimmung ist es auch empfänglich für die Mahnung, mit anderen über diese Dinge nicht unehrerbietig zu reden. Die Wirkung ist gerade das Gegenteil von dem, was sich aus dem entgegengesetzten Verhalten ergibt. War hier eine seelische Entfremdung zwischen Kind und Eltern die Folge, so zeigt sich hier eine gesteigerte Anhänglichkeit und Zärtlichkeit des Kindes gegenüber der Mutter. Das feinfühlig geschriebene Büchlein: ‚Mutter und Kind' schildert (S. 8) die Wirkung dieser Enthüllung auf den kleinen Dietrich also: ‚Ja, auch diese junge Seele hatte Schmerz empfunden bei der Antwort, die sie auf die große, ernste Frage über den Ursprung ihres Daseins erhalten hatte. Allein es war kein Schmerz über eine erlittene Täuschung, es war ein Schmerz darüber, daß die Mutter wegen ihres Kindes hatte leiden müssen. Dietrich fühlte sich nicht zurückgestoßen und nicht enttäuscht, im Gegenteil, er gewann seine Mutter noch mehr lieb. Er brauchte keinen Unterricht in einer unnötigen Wissenschaft bei seinen gleichalterigen Kameraden zu nehmen, denn seine Mutter sagte ihm, was er vorläufig wissen konnte und durfte. Er hatte kein Geheimnis vor ihr, weil sie keines vor ihm hatte. Er wurde nicht bloß ein guter Sohn, er wurde auch der Freund seiner Mutter. Die ehrerbietige Liebe und das unbegrenzte Vertrauen seiner Kinderjahre wurde bei ihm durch nichts erschüttert.'

Wenn darum gesagt wird, es bestehe eine große Streitfrage darüber, ob man die heranwachsende Jugend über solche Dinge aufklären solle oder nicht,[1]) so meine ich, kann es keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, wie diese ‚Streitfrage' entschieden werden müsse. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen, in denen die Kinder gegen Verführung durch ihre Altersgenossen nicht isoliert und immunisiert werden können, scheint ein jeder Zweifel darüber ausgeschlossen, daß die Pflicht der Eltern besteht, dem Kinde die unentbehrlichen

1) Die Ehe, 8. Aufl. Donauwörth 1905, S. 23.

Kenntnisse sexueller Art zu vermitteln.[1]) Es gibt eben hier nur zwei Möglichkeiten: Entweder nimmt es die der Gefahr vorbeugende verständige Erziehung in die Hand, in einer Weise, die für das Kind wahrscheinlich ohne jeden sittlichen Nachteil ist, die dem Menschen unentbehrliche Aufklärung zu bieten, oder es besorgt diese Aufgabe die gegenseitige Verführung der Kinder. Welcher Weg ist zu wählen? Und deshalb scheint es an der Zeit, über eine derartige Pflicht ein ernstes und kräftiges Wort zu reden.

Aber eine wichtige Frage erhebt sich jetzt: Sind die Eltern dieser Aufgabe gewachsen? Daß die Sache mit Schwierigkeiten verbunden ist, zumal sie noch so wenig in die allgemeine Übung übergegangen ist und eine Menge von Zweifeln und Vorurteilen dagegen besteht, mag zugegeben werden.[2]) Sie stellt vor allem hohe Anforderungen an die sittliche Selbsterziehung der Eltern. Vielleicht stellt man sich indes diese Schwierigkeiten auch wieder zu groß vor. Man kann ja die Scheu der Eltern, über derartige Dinge mit den Kindern zu sprechen, einigermaßen verstehen. Im allgemeinen läßt sich jedoch behaupten, daß verständige Eltern imstande sein werden, in richtiger Weise die notwendigen Belehrungen zu geben. Daß es hierbei natürlich stark auf die Individualität der Eltern ankommen wird, daß ihr sittlicher Geist, ihr Takt und Zartgefühl von größter Wichtigkeit für die zu lösende Aufgabe sind, das sei bereitwilligst zugegeben und ebenso, daß Eltern und Erzieher, denen es selber an sittlichem Ernst und an einer hohen Auffassung der Ehe und Erziehung fehlt, dieser Aufgabe, wenn sie gut durchgeführt werden soll, nicht gewachsen sind. Aber das beweist nichts gegen die Notwendigkeit einer derartigen Aufklärung. Denn im letzten Grunde ist eben die ganze Erziehung und ihr Erfolg auf die sittliche Persönlichkeit des Erziehers gestellt, und darum kommt auch der hier in Frage stehenden Aufgabe keine Ausnahmestellung zu.

Aber selbst den ungünstigen Fall angenommen, die Persönlichkeit der Eltern entspreche nicht der an sie zu stellenden Anforderung, sie nähmen diese Aufgabe nicht als Herzenssache, mit Ernst und im Gefühl hoher Verantwortlichkeit auf sich, sondern behandeln sie unzart, roh und leichtfertig. Gewiß wird dann der Eindruck, den das Kind bekommt, ein schlechter sein. Aber abgesehen davon, daß dieser Fall äußerst selten eintreten wird, so ist selbst die ungeschickteste Aufklärung seitens der Eltern immer noch besser als das Schweigen. ‚Denn das Schweigen ist gleichbedeutend damit, daß die Information nunmehr von der Gasse übernommen wird.‘[3]) Immer fällt doch der Ernst der elterlichen Autorität einigermaßen ins Gewicht, und in den meisten Fällen ist doch durch

1) Vgl. meine ‚Theorie und Praxis in der Moral‘. Paderborn 1905. S. 97.

2) Lehmann, Erziehung und Erzieher. Berlin 1905. S. 92: ‚Es ist freilich schwer, gerade in solcher Beziehung mit der Überlieferung zu brechen, die einmal Volkssitte geworden, und wenn es auch eine Volksunsitte ist. Aber einmal sollte doch endlich der Klapperstorch aus unseren Kinderstuben verbannt werden.‘

3) Förster a. a. O. S. 605.

die freie Aussprache ein Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kind geschaffen.

Wie die Sache anzufassen sei, dafür müssen freilich in erster Linie Klugheit und Takt den Erziehern im einzelnen Falle den Weg weisen. Der väterliche Ernst und die mütterliche Innigkeit werden auf das noch unverdorbene Kind ihren Eindruck nicht verfehlen. Insbesondere hat die Mutter eine feine Empfindung, die nötige Delikatesse und den dem Weibe eigentümlichen praktischen Sinn, um vor allem hiezu befähigt zu sein. Wo sie nur selbst einen keuschen Sinn und das natürliche Zartgefühl besitzt, wird sie auch fast unfehlbar das Richtige treffen. Wo treubesorgte Mutterliebe ihr die Worte auf die Zunge legt, da werden diese auch auf guten Boden fallen. ‚Je inniger der Ton bei den einfachsten Worten ist, desto sicherer die segenbringende unverlierbare Wirkung in der kindlichen Seele; mütterlicher Ernst und mütterliche Herzensinnigkeit treffen hier ohne eigentliche Anleitung das Richtige.‘ [1])

Weil die sexuelle Belehrung in ihrem Erfolge von dem ganzen Geist der Erziehung und von der Gewissenhaftigkeit und dem Ernste der Eltern in erster Linie bedingt ist, kann ich auch die Bedeutung der Schriften nicht allzu hoch anschlagen, welche den Eltern eine Anleitung zu geben suchen, wie die Sache zu machen sei. Sie mögen oftmals im einzelnen sehr nützliche Winke enthalten, können aber meines Erachtens dazu verleiten, in die Angelegenheit zuviel Schablone und Doktrinarismus hineinzutragen. Viele stehen ohne Zweifel auf dem Boden einer ganz und gar unchristlichen naturalistischen Ethik, und derartige Schriften könnten in der Hand unkritischer Eltern mehr Schaden als Nutzen stiften. Die Unbefangenheit und Herzlichkeit, welche für diese Belehrung den Ton angeben müssen, und die besonders die Mutter von Natur aus dazu mitbringt, könnten dadurch beeinträchtigt werden. Nicht schablonisierend, sondern individualisierend muß die Erziehung vorgehen. Bei der Richtung, welche die Aufklärungsliteratur zum Teil eingeschlagen hat, liegt auch die Gefahr nahe, daß die ganze delikate Angelegenheit zu naturalistisch behandelt wird.

Die Mutter wird darum selten zu finden sein, die sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Wenn sie ihrem mütterlichen Scharfblick, der Sorge für das Wohl des Lieblings und dem feinen Zartgefühl ihrer weiblichen Natur folgt, so ist sie mit allen dazu nötigen Qualitäten ausgerüstet. Sie weiß nach dem Ausspruch Pestalozzis besser als der bestgeschulte Pädagog in dem Herzen ihres Kindes zu lesen; sie ist mit seinem Denken und Fühlen so vertraut, als wären es Vorgänge ihres eigenen Innern.[2]) Sie sieht den Augenblick kommen, wenn ihr Kind die erste bezügliche Frage an sie stellen wird. Ist sie von der Bedeutung der Sache, um die es sich hier handelt, durchdrungen, so wird sie wohl, solange es ohne Schaden für das Kind geht, ausweichende

1) Ernst S. 109.

2) Vgl. Natorp, Pestalozzi und die Frauenbildung. Leipzig 1905. S. 30 ff.

Antworten geben und den Zeitpunkt der ersten Aufklärung so weit, als die Verhältnisse es gestatten, hinausschieben; aber nie wird sie den unbequemen Frager durch barsche Antworten abschütteln, die das Kind abstoßen, mißtrauisch machen und es für seine Wißbegierde an andere Auskunftstellen verweisen. Noch viel weniger soll und darf sie zu unwahren Antworten ihre Zuflucht nehmen.

Aber freilich, um den gewünschten Erfolg mit der Aufklärung zu erreichen, muß die Mutter dem Kinde innerlich nahe stehen. Eine Mutter, die für alles andere mehr Interesse hat als für ihr Kind, die es in den Händen von Dienstboten, Ammen und Gouvernanten aufwachsen läßt und niemals in jenes innige Vertrauensverhältnis zu ihm tritt, würde schwer den rechten Ton zu einer derartigen Aussprache finden, wie ihr auch nicht das rückhaltslose Vertrauen des Kindes entgegengebracht wird. Die Mutter muß wirklich mit dem Kinde leben und seine Interessen und Erlebnisse zu den ihrigen machen. ‚Wieviel von dieser segensreichen Macht verliert die Mutter, die die Zeit der Mußestunden ihrer Kinder in Gesellschaften verbringt, diese den Dienstboten oder sich selbst überlassend, die weder Zeit hat zum Gutnachtkuß noch zum ersten frohen Morgengruß!‘ [1])

Häufig wird der Einwand erhoben, daß die sexuelle Belehrung der Jugend eine Neuerung bedeute, gegen welche die ganze Vergangenheit spreche. ‚Ungefähr alle, welche an das Problem herangetreten sind, brachten das Bewußtsein mit, daß sie mit ihren Vorschlägen gegen das beinahe allgemeine Gefühl ankämpfen, welches bisher der Menschheit zu verbieten schien, der Jugend den Unterricht über die Fortpflanzung des menschlichen Lebens zu geben. Man weiß, daß Pestalozzi, Salzmann und andere Pädagogen schon vor mehr als hundert Jahren ihren Unterrichtsplan auch auf dieses Gebiet ausdehnten, ohne daß sie die öffentliche Meinung umstimmen konnten. Wird die Aussicht auf diesen Erfolg heute größer sein?‘ [2]) Wie es mit der Vergangenheit in dieser Beziehung bestellt war, darüber sind wir vielleicht bisher zu wenig unterrichtet. Andererseits ist sicher, daß sich in der Gegenwart trotz aller sexuellen Ausschreitungen eine ungesunde Prüderie breit gemacht hat, die sich vielfach ohne Grund sittlich entrüstet über Dinge, die besser offen besprochen würden.[3]) Insofern ist die heutige, bisweilen die rechte Grenze überschreitende Öffentlichkeit der Diskussion über sexuelle Dinge eine wohlverständliche Reaktion. In früheren Zeiten bestand ohne Zweifel eine freiere, gesündere Auffassung,

1) Heim-Vögtlin, Die Aufgabe der Mutter in der Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit, S. 12. Siehe auch Rudolf Lehmann, Erziehung und Erzieher S. 89, wo gesagt ist, daß nur ausgesprochene Degeneration nach oben oder nach unten die mütterlichen Instinkte verkümmern lasse.

2) Franz, S. 67.

3) Auch Franz, S. 70, erhebt den Vorwurf der Prüderie gegen solche, die mit dem Kinde nicht über das Geheimnis der Menschwerdung reden können oder ‚aus den wunderbaren Evangelien der Verkündigung und Kindheit Stellen streichen zu müssen glauben‘.

die freilich auch in Roheit und Derbheit ausarten konnte. Man ist förmlich überrascht, wenn man im Mittelalter Frauen, selbst Nonnen (Roswitha), mit einer uns fremden Unbefangenheit über Dinge reden hört, die wir lieber mit dem Mantel des Stillschweigens überdecken.[1]) Es läßt sich darum annehmen, daß früher auch in der Erziehung die Heimlichtuerei weniger beliebt war. Die Vermutung spricht wenigstens dafür, da wir sonst einen Ausnahmsfall annehmen müßten, der in dem ganzen übrigen Verhalten des Mittelalters diesen Dingen gegenüber keinen Anhalt findet. Daß die Philanthropen des 18. Jahrhunderts mit ihrer Forderung der sexuellen Belehrung nicht durchdrangen, hat vielleicht darin seinen Grund, daß sie in ihren Forderungen vielfach zu weit gingen, das religiöse Moment völlig außer acht ließen und so begreiflicherweise starke Bedenken gegen sich wachriefen. Übrigens ist nicht zu übersehen, daß das Bedürfnis einer solchen Belehrung heute ein weit stärkeres ist als ehedem und wohl auch stärker empfunden wird. Die zahlreichen Gefahren und Verlockungen, die sich vor allem der Stadtjugend aufdrängen, die durch unser ganzes Erwerbs- und Genußleben hervorgerufene Frühreife und verfrühte sexuelle Reizbarkeit der Kinder, welche sie kaum mehr Kinder sein läßt, der Schulzwang, der die noch unverdorbenen Elemente in die nächste Berührung mit verdorbenen Altersgenossen bringt, die herrschende Wohnungsnot mit ihren vergiftenden Einflüssen lassen doch eine Prophylaxe durch ernste Belehrung geraten, ja geboten erscheinen. Es wird auch den besorgtesten Eltern selten gelingen, ihr Kind gegen diese mannigfachen Einflüsse vollständig zu immunisieren. Ein am Familientisch unvorsichtig liegen gebliebenes Zeitungsblatt kann das Kind auf Gedanken bringen, die den Vorwitz reizen. Aus diesen und ähnlichen Gründen scheint es geboten, der Verführung zuvorzukommen, und zwar wird es ziemlich allgemein geboten sein, die entsprechende Aufklärung zu geben. Ausnahmsfälle mögen ja vorkommen. Aber ich halte es für verfehlt, die Ausnahme zur Regel erheben zu wollen. Es geht wohl nicht an, zu behaupten: ‚Man kann die Jugend wohl erziehen und begeht, allgemein gesprochen, keinen Fehler, wenn man dieses Gebiet nicht berührt.‘ Begründet wird diese Auffassung damit, daß, wenn die Aufklärung den erwarteten Erfolg haben sollte, sehr viele Anforderungen gestellt werden

1) ‚Die antiken Völker legten sich in der Aussprache sexueller Dinge keineswegs die Zurückhaltung auf, die unser Gefühl hier fordert, und auch heute stehen die Romanen der unverhüllten Natur viel unbefangener gegenüber als wir, ohne daß ihre Sittlichkeit deshalb geringer wäre. Die Kirchenväter Methodius, Augustinus u. a. kommen in Schriften, die an gottgeweihte Jungfrauen gerichtet sind und die Schönheit des jungfräulichen Berufes schildern, gelegentlich auf Vorgänge des geschlechtlichen Lebens zu sprechen, ohne daß man ihnen Verlegenheit anmerkt; ebenso frappiert die Kenntnis heikler Dinge bei mittelalterlichen weiblichen Heiligen, die nach modernem Gefühl eine völlige Unwissenheit auf diesem Gebiet verraten oder wenigstens heucheln müßten.‘ (Mausbach, Die katholische Moral, 2. Aufl. Köln 1902, S. 45.)

müßten, die selten alle zusammen erfüllt würden. Daraus folge, wie schwer und problematisch diese Dinge seien; man könne den Handel ebenso gut verlieren.[1])

Der Zeitpunkt, wann diese Aufklärung zu erteilen ist, ist natürlich den Verhältnissen entsprechend zu wählen; bei Mädchen, die weit länger unter der Obhut der Mütter stehen, kann wohl etwas länger zugewartet werden. Da das sexuelle Wissen der Jugend nicht um seiner selbst willen gegeben werden soll, sondern mit Rücksicht auf die Sicherung derselben vor sittlicher Ansteckung, so muß natürlich dieser Gesichtspunkt für die Wahl des Augenblickes maßgebend sein. Alle werden in dem Wunsch einig sein, daß dieser möglichst weit hinausgeschoben werden könnte, sofern es sich um Aufklärungen über das Geschlechtsleben, über Zeugung, sittliche Folgen und körperliche Gefahren des unerlaubten Geschlechtsverkehrs handelt. Es gehört — darin stimmen wir Franz vollkommen zu — eine ernste Charakterbildung dazu, um dieses Wissen ohne sittlichen Schaden zu tragen. Mit Förster[2]) glauben wir, daß es vom rein pädagogischen Standpunkt aus besser wäre, wenn die Aufklärung erst unmittelbar vor dem Eintritt ins Leben geschähe; denn der Zustand der Unschuld hat den Vorteil, daß er die Phantasie und die Reflexion der Heranwachsenden von den betreffenden Organen und Tatsachen fern hält, was manchmal ein größerer Schutz für dieselben ist als das gründlichste Wissen. Wo wir gesunde, einfache Verhältnisse, ein reines, religiöses Familienleben, eine sorgfältige, gewissenhafte Kindererziehung haben und darum einer wohlbehüteten Jugend gegenüberstehen, wo kein Grund für die Befürchtung einer heimlichen Unterweisung durch unberufene Dritte besteht, da wäre es natürlich Torheit, diesen friedvollen Zustand einer glücklichen Unkenntnis sexueller Dinge durch frühzeitige Belehrung zerstören zu wollen. Hier genügt es, wenn mit dem Eintritt der körperlichen wie der geistig-sittlichen Reife die Jugend mit jenen Fragen vertraut gemacht, über die sich nunmehr regenden körperlichen Gefühle und Vorgänge, über die bisher unbekannten, nunmehr sich meldenden Empfindungen, kurz, über das erwachende Geschlechtsleben in ruhiger, ernster Weise aufgeklärt wird, dessen Eintritt in solchen ruhigen Verhältnissen ohnehin weit später erfolgen wird.

Aber wo haben wir solche Verhältnisse? Dürfen sie als Regel gelten? In unseren Großstädten wohl nicht. Auch Franz sieht sich, nachdem er den Nutzen und die Notwendigkeit der sexuellen Belehrung angezweifelt hat, doch zu der Bemerkung gezwungen: ‚Die Verhältnisse liegen aber heute vielfach so traurig, daß viele Kinder vor der Zeit auf sexuelle Dinge aufmerksam werden. Ist es da nicht besser, daß ihnen das Wissen von berufener Seite zukommt, als daß es aus trüben, unreinen Quellen geschöpft wird? Die Frage ist ohne weiteres zu bejahen. Nur muß man verlangen, daß Eltern, welche mit diesen größeren Gefahren zu rechnen haben, ihre sorgfältige Wach-

1) Franz, S. 71, 69.
2) S. 613.

samkeit verdoppeln, um auch jetzt noch nach Möglichkeit alles Schädliche fern zu halten, daß sie in der Überwachung des Umganges, der Lektüre ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen, um die drohende Gefahr abzuwehren. Eltern, welche nicht blind sind, wird es nicht entgehen, wenn das Benehmen ihrer Kinder sich ändert, wenn die bisherige kindliche Vertraulichkeit und Offenheit zu schwinden beginnt. Dann kann es sehr geraten sein, eine Aufklärung zu geben.'[1])

Für die Wahl des Zeitpunktes der sexuellen Aufklärung sind darum im allgemeinen zwei Gesichtspunkte entscheidend. Einmal ist er so anzusetzen, daß die Kinder in den Entwicklungsjahren den sich vollziehenden Wandlungen und Vorgängen auf körperlichem und seelischem Gebiet nicht unberaten gegenüberstehen. Fürs zweite muß die Aufklärung erfolgen, bevor durch die fast unvermeidlichen unberufenen Belehrungen in den jugendlichen Seelen unreine Bilder und Wünsche wachgerufen worden sind. *Lieber ein Jahr zu früh als eine Stunde zu spät* sollen sich die Eltern dieser Pflicht unterziehen. Auch die heutigen sozialen Verhältnisse werden häufig Berücksichtigung heischen. Je früher die Jugend zur Selbständigkeit gelangt und an dem Erwerbskampfe teilzunehmen gezwungen ist, desto früher muß die Belehrung erfolgen, desto einläßlicher muß sie sich gestalten. Wir alle wissen, welchen Gefahren die jugendlichen Arbeiter, insbesondere aber die jugendlichen Arbeiterinnen, entgegengehen, die frühzeitig des Schutzes der Familie entbehren müssen oder sich ihm im falschen Freiheitsdrang vor der Zeit entziehen. Für sie ist, ehe sie das elterliche Haus verlassen, eine entsprechende Belehrung über das Geschlechtsleben und über die Gefahren der herrschenden Unsittlichkeit unerläßlich. Die Tochter des Arbeiterstandes ‚ist ja so frühe in Gefahr, das weibliche Schamgefühl zu verlieren durch die Gewöhnung an häßliche Reden in ihrer Umgebung. Die sittliche Verderbnis eines großen Teils der männlichen Gesellschaft, nicht zum mindesten derjenigen aus den höheren Kreisen, die gesundheitlichen Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehrs müssen ihr eröffnet werden. Es gibt Seelsorger, die ihren Konfirmandinnen diesen Liebesdienst erweisen, aber wenige haben den Mut, in die Tiefen dieser Frage hinabzudringen. Es ist deshalb eine der heiligsten Pflichten der Mutter, dieses Amt selbst zu übernehmen'.[2])

So sehr wir aber eine durch die Verhältnisse uns vielfach aufgezwungene Belehrung der Jugend über einzelne Materien des Geschlechtslebens für geboten erachten, so haben wir uns doch davor zu hüten, die Bedeutung dieser Unterweisung zu übertreiben und von ihr allein die Besserung in sexueller Beziehung zu erhoffen. Manche Ausführungen von Aufklärungstheoretikern und -praktikern lassen allerdings diesen Eindruck entstehen. Die Belehrung ist, wenn sie *frühzeitig* erteilt werden muß, keineswegs ein Ideal,

1) *Franz*, S. 72. Damit sind die vorhergehenden Bedenken gegen die Aufklärung entkräftet.

2) Heim-Vögtlin, S. 25.

sondern weit eher — ein notwendiges Übel. Sie ist ferner im gesamten Erziehungswerk nur ein (allerdings wichtiger) Bruchteil und kann, wo die übrige Erziehung zur Charakterfestigkeit und Religiosität versagt, für sich allein das Heil nicht bringen.[1]) Aber sie ist doch ein Glied in der Kette, durch welche die seuchenartig um sich greifende Unsittlichkeit von der Jugend abgewehrt werden kann und soll. Wir erblicken in der Belehrung ein Vorbeugungsmittel gegen jene Gefährdung der Jugend, die durch die heute übliche Art, wie die Jugend mit dem Geschlechtsleben bekannt gemacht wird, unvermeidlich geworden ist.

Wir stimmen auch denen nicht bei, welche die sexuelle Aufklärung auf eine Stufe stellen mit dem Unterricht des Kindes in anderen Wissensgebieten und sie um einer Bereicherung des Wissens willen fordern. Im naturgeschichtlichen Unterricht, wie es vielfach gefordert wird, — mag sich auch hier eine Gelegenheit zu manchen Hinweisen und Ergänzungen des von den Eltern Gehörten ergeben, — möchten wir dieser Belehrung keinen Platz anweisen, wenn nicht das Schamgefühl der Kinder empfindlich darunter leiden soll. Vor allem scheint uns in der Schule der rechte Platz deswegen nicht zu sein, weil wir eine Kumulativaufklärung der Kinder für ganz verfehlt halten.[2]) Sodann aber, weil wir es — darin ist Franz (S. 72) unbedingt beizupflichten — nicht billigen können, umständliche Analogien aus dem Tier- und Pflanzenreich vorzubringen, die sie nur zum Nachdenken reizen, während doch der Hauptzweck der Belehrung ist, die Gedanken von den körperlichen Zuständen und Organen nach Möglichkeit abzulenken. Die Ehe als der Quell der Fortpflanzung darf nicht in das Gebiet des Triebhaften und der tierischen Instinkte herabgezogen werden, wenn nicht der ganze Zweck der sexuellen Belehrung in Frage gestellt werden soll. Vielmehr muß es dem Kinde zum lebhaften Bewußtsein gebracht werden, daß der Adel der Menschenwürde darin liegt, die natürlichen Triebe zu meistern.

Eine solche Aufklärung erachten wir unter den heute herrschenden sittlichen Verhältnissen für eine Pflicht treubesorgter Eltern, die freilich eine Reihe schwerer Anforderungen an sie stellt. Keinesfalls ist der Vorwurf gerechtfertigt, den man gegen die christliche Moral ausspricht, als begünstige oder verursache sie jene verhängnisvolle Geheimtuerei. ‚Jedenfalls,‘ meint Professor Dr. Kopp-München in einem in vielen Stücken vortrefflichen Aufsatz, ‚kann kein Zweifel sein, daß die Sache sehr im argen liegt, und es würde sich vielleicht wohl der Mühe verlohnen, auf die Gründe einzugehen,

1) Auch Lehmann, S. 93, sagt: ‚Freilich ist hiermit nur eine der Gefahren beseitigt, die der reifenden Jugend von dieser Seite drohen. Im ganzen bleibt die sexuelle Entwicklung eine Klippe für heranwachsende Knaben; das liegt in der Natur der Sache. Nur daß Klippen nicht gefahrloser werden dadurch, daß sie dem Auge verborgen bleiben.‘

2) Daß diese Dinge im Unterricht berührt werden, dagegen ist wohl nichts einzuwenden.

welche die ganze Angelegenheit der sexuellen Pädagogik so gründlich verfahren haben. So sehr ich nun aber überzeugt bin, daß ein solches Studium der Ursachen sich außerordentlich interessant gestalten würde, und daß ohne Kenntnis der Ursachen ein wahrer und dauernder Fortschritt auf diesem Gebiete sich schwer erzielen lassen wird, halte ich es doch vorerst für richtiger, diesen heiklen Punkt nur andeutungsweise zu berühren und der sonst unvermeidlichen Schuldfrage aus dem Wege zu gehen. Zu unserem Thema selbst muß ich sagen, daß die große Zurückhaltung, welche wir auf dem Gebiete der geschlechtlichen Jugenderziehung allgemein herrschend finden, kaum eine andere Erklärung zuläßt als die, daß wir alle trotz Freiheitsdrang und Streben nach Wahrheit uns noch immer bis zu einem gewissen Grade und gleichsam unbewußt unter dem Einfluß jener dualistischen Wahnvorstellungen befinden, denen zufolge alle Weltfreudigkeit sündhaft, die Schönheit des Menschenleibes ein Blendwerk der Hölle und der Geschlechtstrieb eine böse Begierde ist.'[1]) Mag sein, daß sich die Prüderie bisweilen hinter sittliche Bedenken und christliche Sitte verschanzen will, das kann aber dem Christentum selbst nicht zur Last gelegt werden. Aber daß die vom Christentum geforderte Reinheit ein Schutz der körperlichen Kraft und Gesundheit und eine Vorbedingung eines wahren Eheglückes ist, und daß das Christentum bei aller Achtung zarten Schamgefühls heuchlerischer Prüderie fremd gegenübersteht, das pflegt man meistens zu übersehen.

Auf einen Punkt dürfte vielleicht zum Schluß noch hingewiesen werden. Es steht wohl außer Zweifel, daß man die Trennung der Geschlechter auch zu weit treiben kann, und daß damit der beabsichtigte Erfolg nicht nur nicht erreicht, sondern eher vereitelt wird. Das andere Extrem, eine spartanisch gemeinsame Erziehung für beide Geschlechter, wie es etwa Bebel vorschwebt, braucht gar nicht auf seine Brauchbarkeit geprüft zu werden. Aber der Gesichtspunkt einer Annäherung der Geschlechter, die ja zur gegenseitigen Ergänzung geschaffen sind, sollte wohl bei der Erziehung nicht gänzlich aus dem Auge gelassen werden. Besser als eine völlige Trennung scheint mir der von Förster vorgeschlagene Weg zu sein, den Knaben schon frühzeitig die rücksichtsvolle Achtung vor dem schwächeren weiblichen Geschlecht anzuerziehen, sie an eine gewisse ‚Ritterlichkeit' im Verkehr mit Mädchen zu gewöhnen, es ihnen zum lebendigen Bewußtsein zu bringen, wie unedel der Mißbrauch der größeren Kraft gegenüber der weiblichen Schwäche ist. Ein so erfahrener Mann wie der sächsische Volkswirt Geheimrat Viktor Böhmert äußert sich in einer Abhandlung ‚Die Erholungen der Arbeiter außer dem Hause'[2]) hierüber folgendermaßen: ‚Die Geschlechter sollen gesellig nicht gänzlich getrennt, sondern auf dem Boden reiner Freuden zusammengeführt werden. Es würde dies der

1) Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung' 1903 S. 50b. In dieser falschen Auffassung ist auch Lehmann S. 90 f. befangen.

2) Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 2. Berlin 1893. S. 13.

Gesundheit und Sittlichkeit in allen Ständen förderlich sein.' Auch zu diesem Verkehr der Geschlechter muß die Erziehung anleiten; übertriebene Trennung wäre ebenso gefährlich wie ein nicht oder schlecht beaufsichtigter Verkehr der Jugend beiderlei Geschlechts.[1]) Von zahlreichen Pädagogen wird der gemeinsame Schulunterricht beider Geschlechter verlangt. In der Schule sollen sie lernen, als Kameraden miteinander zu verkehren, in gemeinsamer Arbeit einander achten und verstehen. In dieser allgemeinen Fassung läßt sich die Forderung jedenfalls nicht realisieren, da doch der Bildungsgang für Knaben und Mädchen schon wegen der Ungleichheit im Tempo der geistigen Entwicklung immer ein etwas verschiedener sein wird.[2])

---

1) Auf diesen Punkt scheint mir das in vielfacher Hinsicht nützliche Buch ‚Die Ehe', Donauwörth (L. Auer) 1903, welches in kurzer Zeit eine große Verbreitung erlebte, zu wenig aufmerksam gemacht zu haben, wenn es nicht vielleicht auf dem Standpunkt einer möglichst strengen Trennung steht (vgl. S. 52). Dagegen hat es nicht unterlassen, auf die bösen Wirkungen, die aus der ‚Heimlichtuerei unserer Zeit' und der damit gegebenen Verführung der Kinder untereinander erwachsen, kräftig hinzuweisen. Sehr beherzigenswert sind die Ausführungen über die Notwendigkeit und die Art und Weise, die Kinder mit den für sie wichtigen sexuellen Dingen nach und nach bekannt zu machen.

2) Dagegen sollte nach Heim-Vögtlin S. 17 der Tanzunterricht nicht für beide Geschlechter gemeinsam sein, denn ‚es entwickelt sich unfehlbar dabei die Gefallsucht und die Lust an Liebeleien, die beiderseits frühzeitig die Sinne reizt und so oft den Anfang bildet zu späterem leichtsinnigen Verkehr der Geschlechter untereinander'.

Warum der Papst so alt geworden ist.

Von

Selma Lagerlöf.

Es war einmal in Rom zu Anfang der neunziger Jahre. Leo XIII. stand damals gerade auf der Höhe seines Ansehens und Ruhms. Alle rechtgläubigen Katholiken jubelten über seine Erfolge und Siege, die in Wahrheit großartig waren.

Auch für jene, welche die großen politischen Ereignisse nicht erfassen konnten, war es offenbar, daß die Sache der Kirche wieder im Fortschreiten begriffen war. Jeder konnte sehen, daß überall neue Klöster entstanden, und daß Pilgerscharen nach Italien zu strömen begannen, ganz wie in alten Zeiten. An vielen Orten sah man die alten, verfallenen Kirchen restaurieren, zerstörte Mosaiken in Stand setzen, und die Schatzkammern der Kirchen füllten sich mit goldenen Reliquienschreinen und diamanteneingelegten Monstranzen.

Mitten in dieser Zeit des Erfolges wurde das römische Volk durch die Nachricht erschreckt, daß der Papst erkrankt sei. Er sollte sehr übel daran sein. Ein Gerücht behauptete sogar, er läge im Sterben.

Der Zustand war auch in hohem Grade ernst. Die Ärzte des Papstes gaben Bulletins aus, die kaum irgendwelche Hoffnung ließen. Es wurde hervorgehoben, daß das hohe Alter des Papstes — er war damals schon achtzig Jahre — es beinahe unmöglich machte, daß er die Krankheit überstehe.

Diese Krankheit des Papstes verursachte natürlich großes Aufsehen. In allen Kirchen Roms begann man für seine Genesung zu beten. Die Zeitungen waren voll von Mitteilungen über den Krankheitsverlauf. Die Kardinäle begannen ihre Maßregeln zu treffen, um die neue Papstwahl vorzubereiten.

Überall beklagte man den bevorstehenden Hingang des glänzenden Fürsten. Man fürchtete, daß das Glück, das sich unter Leo XIII. an die Sache der Kirche geheftet hatte, ihr unter seinem Nachfolger nicht treu bleiben würde. So mancher hatte gehofft, daß es diesem Papste gelingen würde, Rom und den Kirchenstaat wiederherzustellen; andere hatten wohl geträumt, er würde eines der großen protestantischen Länder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen.

Mit jedem Augenblicke, der verstrich, nahm die Unruhe und die Betrübnis zu. Als die Nacht kam, dachten viele gar nicht daran, zu Bette zu gehen. Die Kirchen wurden bis lange nach Mitternacht offen gehalten, damit die Betrübten Gelegenheit hatten, einzutreten und zu beten.

Unter diesen betenden Scharen gab es sicherlich mehr als eine arme Seele, die ausrief: ‚Herr Gott, nimm mein Leben an Stelle des seinen! Laß ihn leben, der so viel für deinen Ruhm wirken kann, und lösche anstatt dessen mein Lebensflämmchen, das niemandem zum Frommen brennt!'

Aber wenn der Todesengel einen dieser Betenden beim Wort genommen hätte und plötzlich mit gezücktem Schwerte vor ihn hingetreten wäre, um die Erfüllung seines Gelöbnisses zu fordern, da kann man wohl denken, wie er sich betragen hätte. Sicherlich hätte er ein so übereiltes Anerbieten allsogleich zurückgenommen und um die Gnade gefleht, alle Jahre des Lebens, die ihm ursprünglich zugedacht waren, leben zu dürfen.

Um diese Zeit wohnte in einem der dunklen, verfallenen Häuschen am Tiberufer eine alte Frau. Sie gehörte zu jenen, die so veranlagt sind, daß sie Gott täglich für das Leben danken. Am Vormittag pflegte sie auf dem Markte zu sitzen und Gemüse zu verkaufen, und dies war eine Beschäftigung, die ihr in hohem Grade zusagte. Sie fand, daß nichts fröhlicher sein konnte als ein Markt am Morgen. Alle Zungen waren in Gang, um Waren anzubieten, und die Käufer drängten sich vor den Ständen, wählten und feilschten, während so manches gute Scherzwort zwischen ihnen und den Verkaufenden hin- und herflog. Zuweilen machte sie gute Geschäfte und verkaufte ihr ganzes Lager aus; aber auch wenn sie nicht soviel wie einen Rettig anbrachte, machte es ihr Freude, in der frischen Morgenluft unter Blumen und Grün zu stehen.

Am Abend hinwiederum hatte sie eine andere und noch größere Freude. Da kam ihr Sohn auf Besuch zu ihr nach Hause. Er war Kaplan, aber er war an einer unbedeutenden Kirche in einem der Armenviertel angestellt. Die armen Geistlichen, die dort wirkten, hatten nicht viel zu brechen und zu beißen, und die Mutter fürchtete, daß ihr Sohn Hunger litt. Aber daraus erwuchs ihr auch ihre große Freude, denn es gab ihr Anlaß, ihn mit Leckerbissen vollzupfropfen, wenn er zu ihr auf Besuch kam. Er sträubte sich, er hatte Anlagen zu einem strengen, entbehrenden Leben; aber die Mutter war so verzweifelt, wenn er nein sagte, daß er immer nachgeben mußte. Während er aß, ging sie in der Stube umher und schwätzte von allem, was sich am Morgen auf dem Markte zugetragen hatte. Es waren lauter sehr weltliche Dinge, und zuweilen fiel es ihr ein, daß ihr Sohn daran Anstoß nehmen könnte. Dann unterbrach sie sich mitten in einem Satze und fing an, von geistlichen und ernsten Dingen zu reden; aber da

konnte der Kaplan nicht umhin zu lachen. ‚Nein, nein, Mutter Concenza,‘ sagte er, ‚rede nur weiter, wie du es gewohnt bist! Die Heiligen kennen dich schon. Sie wissen, was du im Kopfe hast.‘

Dann lachte sie ebenfalls und sagte: ‚Du hast wirklich recht; es lohnt sich nicht, sich vor dem lieben Gott zu verstellen.‘

Aber als die Krankheit des Papstes begann, kam auch auf Signora Concenza ihr Teil an der allgemeinen Betrübnis. Von selbst wäre sie sicher nicht auf den Gedanken verfallen, sich über seinen Hingang Sorgen zu machen; aber als der Sohn zu ihr kam, war er nicht zu bewegen, einen Bissen zu kosten oder ihr ein Lächeln zu schenken, obgleich sie ganz vollgeladen mit Einfällen und Geschichten war. Da erschrak sie natürlich und fragte, was es denn gebe. ‚Der heilige Vater ist erkrankt,‘ antwortete der Sohn.

Zuerst konnte sie kaum glauben, daß dies der einzige Grund seiner Verstimmung war. Natürlich war es traurig, aber sie wußte ja, wenn ein Papst starb, kam gleich ein anderer. Sie erinnerte ihren Sohn daran, daß sie auch den guten Pio Nono betrauert hatten. Und siehe da, dieser, der nach ihm kam, war ein noch größerer Papst gewesen. Sicherlich würde es den Kardinälen gelingen, ihnen einen ebenso heiligen und weisen Herrscher zu wählen.

Da begann der Sohn mit ihr vom Papste zu sprechen. Er ließ es sich nicht einfallen, sie in seine Regententätigkeit einzuweihen, aber er erzählte ihr kleine Geschichtchen aus seinen Kindheits- und Jugendjahren. Auch aus seiner Prälatenzeit gab es Dinge zu berichten, die sie verstehen und würdigen konnte; wie er seinerzeit in Süditalien Räuber verfolgte, und wie er sich in den Jahren, als er Bischof in Perugia war, bei allen beliebt machte.

Ihre Augen standen voll Tränen, und sie rief: ‚Ach, daß er doch nicht so alt wäre, daß er doch noch viele Jahre leben könnte, da er ein so großer und heiliger Mann ist!‘

‚Ja, wenn er nur nicht so alt wäre!‘ sagte der Sohn und seufzte.

Aber Signora Concenza hatte sich schon die Tränen aus den Augen gewischt. ‚Du mußt dies wirklich mit Ruhe tragen,‘ sagte sie. ‚Bedenke doch, daß seine Lebenszeit ganz sicher abgelaufen ist! Es ist unmöglich, den Tod zu hindern, ihn zu ergreifen.‘

Aber der Kaplan war ein Schwärmer. Er liebte die Kirche und er hatte geträumt, daß der große Papst sie zu wichtigen, entscheidenden Siegen führen würde.

‚Ich wollte gerne mein Leben hingeben, wenn ich ihm dadurch neues Leben erkaufen könnte,‘ sagte er.

‚Was sagst du da?‘ rief die Mutter. ‚Liebst du ihn wirklich so sehr? Aber du darfst keinesfalls so gefährliche Wünsche aussprechen. Du mußt im Gegenteil darauf bedacht sein, recht lange zu leben. Wer weiß, was

noch geschehen kann? Warum solltest du nicht auch einmal Papst werden können?'

Eine Nacht und ein Tag verstrich, ohne daß der Zustand des Papstes sich besserte. Als Signora Concenza am nächsten Tage den Sohn traf, sah er ganz verstört aus. Sie begriff, daß er den ganzen Tag bei Fasten und Gebet verbracht hatte, und sie begann ärgerlich zu werden.

‚Ich glaube wirklich, du willst dich wegen dieses alten, kranken Mannes umbringen,' sagte sie.

Den Sohn bedrückte es, sie nun wieder ohne Mitgefühl zu sehen, und er versuchte sie zu bewegen, ein wenig an seinem Schmerze teilzunehmen.

‚Du solltest wirklich mehr als irgend ein anderer wünschen, daß der Papst am Leben bleibe,' sagte er. ‚Wenn er zu regieren fortfährt, wird er, ehe ein Jahr vergeht, meinen Pfarrer zum Bischof ernennen, und in diesem Falle ist mein Glück gemacht. Er wird mir dann eine gute Anstellung an einer Domkirche geben. Du wirst mich dann nicht mehr in fadenscheiniger Soutane herumgehen sehen. Ich werde reichlich Geld haben und dir und all deinen armen Nachbarn helfen können.'

‚Aber wenn nun der Papst stirbt?' fragte Signora Concenza atemlos.

‚Wenn der Papst stirbt, dann kann niemand etwas wissen. Wenn mein Pfarrer dann nicht gerade bei seinem Nachfolger in Gunst steht, müssen wir beide noch viele Jahre da bleiben, wo wir sind.'

Signora Concenza stellte sich vor den Sohn und betrachtete ihn bekümmert. Sie sah seine Stirn an, die voll Runzeln war, und sein Haar, das zu ergrauen begonnen hatte. Er sah müde und abgezehrt aus. Es war wirklich notwendig, daß er sobald als nur möglich diese Stelle an der Domkirche bekam.

‚Heute nacht werde ich in die Kirche gehen und für den Papst beten,' dachte sie. ‚Es geht nicht, daß er stirbt.'

Nach dem Abendbrot überwand sie tapfer ihre Müdigkeit und begab sich auf die Straße. Große Menschenscharen strömten da vorbei. Viele waren nur Neugierige, die ausgingen, um mit dabei zu sein, die erste Nachricht des Todesfalls zu erhaschen; aber viele waren Betrübte, die von Kirche zu Kirche wanderten, um zu beten.

Kaum war jedoch Signora Concenza auf die Straße gekommen, als sie eine ihrer Töchter traf, die mit einem Lithographen verheiratet war.

‚Ach, Mutter, wie recht tust du daran, daß du ausgehst und für ihn betest!' sagte die Tochter. ‚Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Unglück es wäre, wenn er stürbe. Mein Fabiano war nahe daran, sich das Leben zu nehmen, als er erfuhr, daß der Papst erkrankt sei.'

Sie erzählte, daß ihr Mann, der Lithograph, gerade jetzt hunderttausend Papstbilder hatte drucken lassen. Wenn nun der Papst stürbe, würde

er nicht die Hälfte davon verkaufen, ja nicht einmal den vierten Teil. Er würde ruiniert sein. Ihr ganzes Vermögen stand auf dem Spiel.

Sie eilte weiter, um Neuigkeiten zu hören, mit denen sie ihren armen Mann trösten konnte, der nicht auszugehen wagte, sondern daheim saß und über sein Unglück brütete. Aber ihre Mutter blieb auf der Straße stehen und murmelte in sich hinein: ‚Es geht nicht, daß er stirbt. Es geht wirklich nicht, daß er stirbt.‘

Sie trat in die erste Kirche ein, die sie sah. Sie kniete drinnen nieder und betete für das Leben des Papstes.

Als sie wieder gehen wollte, fiel ihr Blick auf ein kleines Votivbild, das gerade über ihrem Kopfe an der Wand hing. Es stellte den Tod vor, der ein furchtbares zweischneidiges Schwert ausstreckte, um ein junges Mädchen niederzumetzeln, während ihre alte Mutter sich ihm in den Weg stellte und vergebens den Streich an Stelle des Kindes aufzufangen suchte.

Sie stand lange nachdenklich vor dem Bilde. ‚Der Herr Tod ist ein gar genauer Rechenmeister,‘ sagte sie; ‚man hat nie gehört, daß er darauf eingegangen wäre, ein junges Leben für ein altes hinzugeben. Vielleicht wäre er doch weniger unerbittlich, wenn man ihm vorschlüge, ein altes für ein junges einzutauschen.‘

Sie entsann sich der Worte des Sohnes, daß er an Stelle des Papstes sterben wollte, und ein Schauder durchfuhr sie. Man denke, wenn der Tod ihn nun beim Worte nahm!

‚Nein, nein, Herr Tod!‘ flüsterte sie. ‚Du darfst ihm nicht glauben. Du begreifst wohl, daß er nicht meinte, was er sagte. Er will leben. Er will nicht von seiner alten Mutter fortgehen, die ihn liebt.‘

Zum ersten Male durchzuckte sie nun der Gedanke, daß, wenn sich jemand für den Papst opfern sollte, es doch besser wäre, daß sie es tat, sie, die schon alt war und das Leben gelebt hatte.

Als sie die Kirche verließ, traf sie mit einigen Nonnen von sehr ehrwürdigem Aussehen zusammen, die im nördlichen Teile des Landes daheim waren. ‚Wir haben wirklich Hilfe nur zu nötig,‘ sagten sie zu der alten Concenza. ‚Unser Kloster war so alt und baufällig, daß der böse Sturm im vorigen Winter es umwehte. Was ist das doch für ein Unglück, daß der Papst krank ist! Wir können ihm ja unsere Kümmernisse nicht vorbringen. Wenn er sterben sollte, müssen wir unverrichteter Dinge heimfahren. Sein Nachfolger wird ja lange Jahre hindurch an andere Dinge zu denken haben, als armen Nonnen beizustehen.‘

Alle, die auf der Straße waren, waren von denselben Gedanken erfüllt. Es war sehr leicht, mit wem man wollte, ins Gespräch zu kommen. Ein jeder war froh, seinen Sorgen Luft machen zu können. Und alle, denen

Mutter Concenza sich näherte, ließen sie hören, daß der Tod des Papstes ein furchtbares Unglück für sie sein würde.

Und die alte Frau wiederholte einmal ums andere für sich selbst: ‚Es ist wahr, mein Sohn hat recht. Es geht wirklich nicht an, daß der Papst stirbt.‘

Eine Krankenpflegerin stand mitten in einer Schar von Menschen und sprach sehr laut. Sie war so erregt, daß die Tränen ihr über die Wangen liefen. Sie erzählte, daß sie vor fünf Jahren den Befehl erhalten hatte, fortzufahren und an einem Aussätzigenspital zu dienen, das auf einer fernen Insel, weit weg auf der anderen Seite des Erdballs lag. Sie hatte natürlich gehorchen müssen, aber es war widerstrebend geschehen. Sie hatte furchtbare Angst vor dem Auftrage gehabt. Aber bevor sie fortfuhr, war sie vom Papst empfangen worden; er hatte ihr einen besonderen Segen erteilt, und er hatte bestimmt versprochen, sie wieder vorzulassen, wenn sie zurückkam. Und davon hatte sie die fünf Jahre, die sie fortgewesen war, gelebt, nur von der Hoffnung, ihn noch einmal zu sehen. Das hatte ihr geholfen, all das Entsetzliche zu überstehen. Und jetzt, wo sie endlich heimkommen durfte, wurde sie mit der Nachricht begrüßt, daß er auf dem Totenbette lag. Sie durfte ihn also nicht einmal erblicken.

Sie war ganz verzweifelt, und die alte Concenza war sehr gerührt. ‚Es würde wirklich ein allzu großer Schmerz für alle Menschen sein, wenn der Papst stürbe,‘ dachte sie, während sie weiter durch die Straße wanderte.

Als sie sah, daß viele Menschen ganz verweint aussahen, dachte sie mit großem Wohlgefühl, welches Glück es sein würde, aller Freude zu sehen, wenn der Papst wieder hergestellt wäre. Und da sie wie viele Menschen von fröhlichem Humor eigentlich nicht mehr Angst vor dem Sterben wie vor dem Leben hatte, sagte sie zu sich selbst:

‚Wenn ich nur wüßte, wie es zugehen sollte, wollte ich gerne dem Heiligen Vater die Jahre schenken, die ich noch zu leben habe, da es wahrscheinlich ist, daß seine eigenen abgelaufen sind.‘

Sie sagte dies halb im Scherz, aber es lag auch Ernst hinter den Worten. Sie wünschte wirklich, so etwas vollbringen zu können. ‚Eine alte Frau kann sich wohl keinen schöneren Tod wünschen,‘ dachte sie. ‚Ich würde sowohl meinem Sohn wie meiner Tochter helfen und überdies eine große Menge Menschen glücklich machen.‘

Während gerade solche Gedanken sich in ihr regten, hob sie die gefütterte Decke, die vor dem Eingang einer kleinen dunklen Kirche hing. Es war eine von den uralten Kirchen, eine von jenen, die so allmählich in die Erde zu sinken scheinen, weil der Stadtgrund rund um sie sich im Laufe der Jahre gehoben hat. Diese Kirche hatte in ihrem Innern etwas von

altertümlicher Unheimlichkeit bewahrt, das von den düsteren Zeiten herstammen mußte, in denen sie entstanden war. Man wurde unwillkürlich von einem Schauer geschüttelt, wenn man unter diese niedrigen Wölbungen trat, die auf unermeßlich dicken Säulen ruhten, und die barbarisch bemalten Heiligenbilder sah, die von Wänden und Altären herniederblickten.

Als Signora Concenza in diese alte Kirche trat, die ganz von Betenden erfüllt war, wurde sie von mystischem Schrecken und Ehrfurcht ergriffen. Sie fühlte, daß in diesem Raume eine Gottheit wohnte. Unter den schweren Wölbungen schwebte etwas unendlich Mächtiges und Geheimnisvolles, etwas, das ein so vernichtendes Gefühl der Übermacht einflößte, daß sie sich fürchtete, dort zu verweilen. ‚Ach, dies ist keine Kirche, in die man geht, um eine Messe zu hören oder um zu beichten!‘ sagte Signora Concenza zu sich selbst. ‚Hieher geht man, wenn man in großer Not ist, wenn einem nicht anders zu helfen ist als durch ein Wunder.‘

Sie blieb zögernd an der Türe stehen und atmete diese seltsame Luft von Geheimnis und Grauen ein.

‚Ich weiß nicht einmal, wem diese alte Kirche geweiht ist,‘ murmelte sie; ‚aber ich fühle, daß hier wirklich jemand ist, der unsere Gebete hört.‘

Sie sank neben den Knienden nieder, die so zahlreich waren, daß sie den Boden vom Altare bis hinauf zum Eingang bedeckten. Während sie selbst betete, hörte sie ihre Nachbarn seufzen und schluchzen. All dieser Kummer drang ihr ins Herz und erfüllte es mit immer größerem Mitleid. ‚Ach, mein Gott, laß mich etwas tun, um den alten Mann zu retten!‘ betete sie. ‚Ich würde ja fürs erste meinen Kindern und dann allen anderen Menschen helfen.‘

Zuweilen huschte ein kleiner, magerer Mönch zu den Betenden und flüsterte ihnen etwas ins Ohr. Und der, zu dem er gesprochen, erhob sich sogleich und folgte ihm in die Sakristei.

Signora Concenza begriff sogleich, um was es sich handelte. ‚Das sind jene, welche Gelöbnisse für die Genesung des Papstes ablegen,‘ dachte sie.

Als der kleine Mönch das nächste Mal kam und seine Runde machte, erhob sie sich und folgte ihm.

Das war eine ganz unwillkürliche Handlung. Ihr dünkte, daß sie von der Macht, die in der alten Kirche herrschte, dazu getrieben wurde.

Als sie in die Sakristei kam, die noch altertümlicher und geheimnisvoller zu sein schien als die Kirche selbst, ward sie sogleich von Reue erfaßt. ‚Mein Gott, was habe ich hier zu tun?‘ fragte sie sich. ‚Was habe ich hinzugeben? Ich besitze ja nichts als ein paar Wagenladungen Gemüse. Ich kann dem Heiligen doch nicht ein paar Körbe Artischocken schenken.‘

Der einen Seite des Raumes entlang lief ein langer Tisch, und an diesem stand ein Geistlicher und trug alles, was den Heiligen versprochen

wurde, in ein Register ein. Concenza hörte, wie einige versprachen, der alten Kirche eine Geldsumme zu schenken, während ein anderer seine Golduhr und eine dritte ihre Perlohrgehänge hingeben wollte.

Concenza stand noch immer still an der Türe. Ihre letzten armen Groschen hatte sie ausgegeben, um dem Sohne ein paar Leckerbissen zu schaffen. Sie hörte, wie einige, die nicht reicher zu sein schienen als sie selbst, Wachskerzen und Silberherzen kauften. Sie stand da und drehte ihre Rocktasche aus und ein. Sie konnte nicht einmal so viel aufbringen.

Sie stand so lange da und wartete, daß sie schließlich die einzige Fremde in der Sakristei war. Die Geistlichen, die dort umhergingen, sahen sie ein wenig erstaunt an. Da machte sie ein paar Schritte vorwärts. Sie schien zuerst unsicher und befangen, aber nach den ersten Schritten wanderte sie leicht und rasch zu dem Tische hin.

‚Hochwürden,' sagte sie zu dem Geistlichen, ‚schreiben Sie, daß Concenza Zamponi, die voriges Jahr am Tage Johannes des Täufers sechszig Jahre alt wurde, alle ihre übrigen Jahre dem Papste gibt, damit sein Lebensfaden verlängert werde!'

Der Geistliche hatte schon zu schreiben begonnen. Er war sicherlich sehr müde davon, daß er dies Register die ganze Nacht geführt hatte, und dachte nicht weiter daran, was es für Dinge waren, die er aufzeichnete. Aber nun brach er mitten im Satze ab und sah fragend zu Signora Concenza auf. Sie begegnete seinem Blicke sehr ruhig.

‚Ich bin stark und gesund, Hochwürden!' sagte sie. ‚Ich hätte schon meine siebenzig erlebt. Es sind mindestens zehn Jahre, die ich dem Heiligen Vater schenke.'

Der Geistliche sah ihren Eifer und ihre Andacht und er erhob keine Einwendungen. ‚Es ist eine Arme,' dachte er. ‚Sie hat nichts anderes zu geben.'

‚Es ist geschrieben, meine Tochter!' sagte er.

Als die alte Concenza wieder ins Freie kam, war es so spät, daß alle Bewegung aufgehört hatte und die Gasse ganz öde dalag. Sie befand sich in einem entlegenen Stadtteil, wo die Gaslaternen so spärlich standen, daß es fast ganz dunkel war. Sie schritt doch rüstig aus. Sie fühlte eine große Weihe in sich und war gewiß, daß sie nun etwas getan hatte, was viele Menschen glücklich machen würde.

Wie sie so über die Straße ging, hatte sie mit einem Male die Empfindung, daß ein lebendes Wesen über ihrem Kopfe schwebte.

Sie blieb stehen und sah auf. Im Dunkel zwischen den großen Häusern vermeinte sie ein paar große Flügel zu unterscheiden, und sie glaubte auch das Rauschen der brausenden Federn zu hören.

‚Was ist dies?' sagte sie. ‚Es kann doch kein Vogel sein, es ist gar zu groß.'

A. Egger-Lienz. **Joseph Speckbacher.** *Jos. Kösel autotyp.*

Gleich darauf glaubte sie ein Antlitz zu gewahren, das so weiß war, daß es die Dunkelheit durchleuchtete. Da packte sie unsägliches Grauen. ‚Das ist der Todesengel, der über mir schwebt,‘ dachte sie. ‚Ach, was habe ich getan! Ich habe mich in die Gewalt des Entsetzlichen gegeben!‘

Sie begann zu laufen; aber sie hörte noch immer das Rauschen der mächtigen Fittiche, und sie war überzeugt, daß der Tod ihr nacheilte.

So ging es durch ein paar Straßen. Es dünkte ihr, daß der Tod immer näher kam. Schon fühlte sie seine Flügel an ihre Schultern schlagen.

Plötzlich spürte sie, wie etwas Schweres und Scharfes ihren Kopf traf. Das zweischneidige Schwert des Todes hatte sie nun endlich erreicht. Sie sank in die Knie. Sie fühlte, daß sie ihr Leben lassen mußte.

Einige Stunden später wurde die alte Concenza von ein paar Arbeitern auf der Straße gefunden. Sie lag ohnmächtig da, von einem Schlaganfall getroffen. Die arme Frau wurde sogleich in ein Krankenhaus gebracht, und es gelang, sie zum Bewußtsein zu bringen; aber es war offenbar, daß sie nicht mehr lange Zeit zu leben hatte.

Man konnte doch noch ihre Kinder holen. Als sie voll Betrübnis an ihr Krankenlager traten, fanden sie sie sehr ruhig und glücklich. Sie konnte nicht viele Worte sprechen, aber sie lag da und streichelte ihnen die Hände.

‚Ihr sollt froh sein,‘ sagte sie, ‚froh, froh.‘

Es war ihr sichtlich nicht recht, daß sie weinten. Sie bat auch die Krankenpflegerinnen, sie möchten doch lächeln und ihre Freude zeigen.

‚Froh und glücklich,‘ sagte sie, ‚nun müßt ihr alle froh und glücklich sein!‘ Sie lag mit hungernden Augen da und wartete darauf, ein bißchen Freude zu sehen.

Nach einer Weile wurde sie ungeduldig über die Tränen ihrer Kinder und über die ernsten Mienen der Krankenpflegerinnen. Sie begann Dinge zu sagen, die niemand verstehen konnte. Sie sagte, wenn sie nicht froh wären, dann hätte sie ebenso gut noch weiterleben können. Die, welche sie hörten, glaubten, sie phantasiere.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und ein junger Doktor trat in den Krankensaal. Er schwenkte eine Zeitung in der Hand und rief mit lauter Stimme: ‚Dem Papst geht es besser! Er wird am Leben bleiben! Heute Nacht ist eine Wendung eingetreten!‘

Die Krankenpflegerinnen bedeuteten ihm, zu schweigen, damit er die Sterbende nicht störe; allein diese hatte ihn schon gehört.

Sie hatte auch gesehen, wie ein Aufzucken der Freude, ein Schimmer von Glück, der sich nicht verbergen ließ, die durchfuhr, die um ihr Bett standen. Da verschwand die Ungeduld von ihrem Antlitz. Sie lächelte zufrieden. Sie gab ein Zeichen, daß man sie im Bette aufrichten möge.

Da saß sie nun und sah sich mit etwas Fernschauendem im Blicke um. Es war, als blickte sie hinaus über Rom, wo nun die Menschen über die Straßen strömten und einander mit der frohen Kunde grüßten.

Sie hob den Kopf, so hoch sie konnte. ‚Das war ich,‘ sagte sie. ‚Ich bin sehr glücklich. Gott wird mich sterben lassen, damit er leben kann. Es liegt mir nichts daran, zu sterben, da ich alle Menschen glücklich gemacht habe.‘

Sie legte sich wieder zurück, und in einigen Augenblicken war sie tot.

* * *

Aber in Rom erzählt man, daß der Heilige Vater sich nach seiner Genesung eines Tages daran ergötzte, die Aufzeichnungen der Kirchen über die frommen Gelöbnisse durchzusehen, die für seine Genesung gemacht worden waren.

Er las lächelnd die langen Reihen kleiner Gaben, bis er zu der Aufzeichnung kam, daß Concenza Zamponi ihm ihre übrigen Lebensjahre geschenkt hatte. Da wurde er mit einem Male sehr ernst und gedankenvoll.

Er ließ sich nach Concenza Zamponi erkundigen und er erfuhr, daß sie in derselben Nacht, in der er genesen war, gestorben sei. Er ließ auch ihren Sohn Domenico zu sich rufen und fragte ihn nach ihren letzten Augenblicken.

‚Mein Sohn,‘ sagte der Papst zu ihm, als er geschlossen hatte, ‚deine Mutter hat mir nicht das Leben gerettet, wie sie in ihrer letzten Stunde glaubte, aber ich bin sehr gerührt über ihre Liebe und Opferwilligkeit.‘

Er ließ Domenico seine Hand küssen, worauf er ihn verabschiedete.

Aber die Römer versichern, daß, wenn auch der Papst nicht zugestehen wollte, daß er glaube, seine Lebenstage seien durch die Gabe der armen Frau verlängert worden, er doch davon überzeugt war. ‚Warum hätte wohl sonst Vater Zamponi so rasche Carrière gemacht?‘ fragen die Römer. ‚Er ist ja schon Bischof, und man munkelt, daß er bald Kardinal werden wird.‘

Und in Rom konnte man auch später nur schwer glauben, daß der Papst sterben würde, auch als er sehr krank war. Niemand konnte berechnen, wann sein Lebenslauf sich erfüllt hatte. Es hing ja alles davon ab, wie viele Jahre die arme Concenza ihm geschenkt hatte.

Jeſſe und Maria.

Ein literariſcher Rück- und Ausblick.

Von

Karl Muth.

Es iſt nun ein Jahr her, daß der Roman ‚Jeſſe und Maria‘ von E. von Handel-Mazzetti im Hochland erſchienen iſt; auch die Buchausgabe* hat inzwiſchen ihren Weg in die literariſche Welt gemacht und eine Reihe von Auflagen erlebt. Ein Jahr iſt keine Zeit zu einer irgendwie abſchließenden Würdigung eines Werkes, das in vieler Hinſicht ſo völlig eigene Wege geht, ſo große innere Selbſtändigkeit und Eigenart hat und deshalb auch zum Mittelpunkt ſo erregter, vielſtimmiger Auseinanderſetzungen werden mußte. Aber dieſe Zeitſpanne genügt doch wohl zu einem Rückblick, und was die Hauptſache dabei, auch zu einigen Schlüſſen daraus auf die Rolle, die der Roman in dem, ſeien wir einmal beſcheiden, nächſten Jahrzehnt vielleicht noch ſpielen wird.

* * *

Den Roman dürfen wir den Leſern Hochlands als bekannt vorausſetzen. Hier kommt es nur auf eine möglichſt knappe Herausſchälung des Hauptkonflikts an, auf den die Handlung im Kampf der Leidenſchaften hintreibt.

Ein gläubiges Weib bringt einen Ketzer der Inquiſition zur Anzeige und führt dadurch ſeinen Tod herbei. Dieſe Tat bildet den Angelpunkt der Dichtung. Es können ihr die verſchiedenſten Motive zugrunde liegen: Haß, Rachſucht, Glaubenseifer, Liebe und vieles andere. Die Tat kann gemein, ſie kann auch gut, ja ſie kann erhaben ſein. Sie iſt in unſerem Fall weder das erſte noch das letzte. Aber ſie iſt auch nicht gut in allem Betracht. Maria handelt gegen Jeſſe in höchſter ſeeliſcher Not, Bedrängnis und Sorge um ihres Mannes und ihres Volkes Heil. Sie handelt nur, nachdem ſich ihr alle anderen Mittel verſagt haben. Nunmehr gegen einen rückſichtsloſen und überlegenen Gegner eine höhere Inſtanz um Beiſtand anzugehen, dazu iſt ſie zweifellos berechtigt und, da es ſich um die Wahrung höchſter Güter handelt, ſogar verpflichtet. Da ſie aber nicht gleichzeitig ihre ganze Perſön-

* Joſ. Kösel'ſche Buchhandlung, Kempten—München 1906. 5. Auflage. — Eine billige einbändige Ausgabe befindet ſich in Vorbereitung.

lichkeit gefährdend dabei einsetzt, vielmehr nur Hilfe und Gewinn auch für sich aus ihrer Handlungsweise zu ziehen hofft, hört ihre Handlungsweise auf, im dichterischen Sinne erhaben zu sein. Völlig gut ist sie aber auch nur in objektiver Hinsicht. Ihre Motive sind nicht frei von unedlen Beimischungen: ihre Abneigung gegen den Velderndorffer ist so groß, daß sie ihn ohne Schauder an die Stelle jener Verbrecher denken mag, die sie in Krems die Donauschiffe ziehen sieht, ja, daß sie sich selber verwünscht, empfände sie jemals Mitleid mit dem ‚teuflischen Mann'! Sie kämpft förmlich gegen jede bessere Regung in ihrer Brust und wehrt den Gedanken an sein Weib, sein künftig Kindlein nur, um in den eigenen Augen gerechtfertigt dazustehen. Es bedarf schon schwerer Gemütserschütterungen, wie den tadelnden Zweifel ihres Beichtvaters, jenes bäuerisch-plumpen Eiferers, der aber neben dem Glauben und der Hoffnung auch die Liebe hat, um sie in ihrer selbstgerechten Sicherheit wankend zu machen, und es bedarf endlich des bittersten Kelches geistiger und leiblicher Seelennot, um sie durch das Opfer ihres Glückes, ihrer Ruhe zum endgültigen Sieg zu führen. Als sie sich zur Retterin ihres Volkes aufwarf, als sie die ‚Judith von Pechlarn' genannt wurde, da war sie vor Gott doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, und erst als sie zerbrochen, zerstochen im Dom vor der Mater Dolorosa lag, da hatte die Liebe in ihr gesiegt und sie für immer verwandelt; nun steht sie erhaben da trotz ihrer scheinbaren Verzweiflung, geläutert durch die selbstloseste Liebe. Noch kennt sie ja nicht die näheren Umstände von Jesses Tod, nicht den Sieg, den sie erkämpft durch die Kraft ihrer Liebe, da sie dem hungernden Kinde ihres Todfeindes die eigene Brust gereicht. Aber sie wird es erfahren, und das wird ihre Erhebung sein aus dem Abgrund der Qual, ohne die es keine Erlösung gab.

Wie Maria in dichterischem Sinne als ideale Figur dasteht, insoferne ihr Fanatismus, ihr Glaubenseifer aufrichtig und voll echter Leidenschaft ist, so kann auch Jesse nur als solche angesehen werden. Auch er handelt ursprünglich aus einem inneren Drang seiner Natur in ehrlichem Eifer und in leidenschaftlicher Hingabe an die Idee. Aber er verliert sich so vollständig an sie, daß seine ungebändigte und unreife Jugend alle Rücksichten vergißt, die er dem ehrlichen Glauben anderer schuldet, und daß er schließlich, nur um zu seinem Ziele zu gelangen, auch vor einer offenbaren Niedrigkeit nicht zurückschreckt, der Ausbeutung der Not seines Nächsten zur Befriedigung eines persönlichen Gefühls.

Wenn ich sagte, daß die beiden Gestalten ideale Figuren im dichterischen Sinne seien, so heißt das natürlich nicht, daß sie ideale Vertreter ihrer Weltanschauungen seien. So wenig man Maria Schinnagel als eine ideale Katholikin gelten lassen kann, so wenig wollte die Dichterin in Jesse den typischen Protestanten vorführen. Nur bei so völlig irrtümlicher Auffassung kann sich angesichts des Ausgangs des Kampfes die Frage erheben, ob der Katholizismus oder der Protestantismus ‚besser abschneide'. Diese Fragestellung ist durchaus falsch. Ein Dichter kann niemals einen Kampf von Weltanschauungen, also

von Begriffen und Ideen in Szene setzen. Er kann es nur mit Menschen und mit ihrem sittlichen oder unsittlichen Handeln zu tun haben. Kein Glaube, der nur in Worten und Bekenntnissen zur Erscheinung kommt, kann Bürgschaft sein für sittliche Tüchtigkeit, die sich nicht im Handeln bewährt. Deshalb wirken alle religiösen Kontroversen, die nicht aus tiefen seelischen Erlebnissen erwachsen und gleichsam nur Ausfluß des zuvor gestalteten Lebens sind, in einer Dichtung unkünstlerisch, und darin offenbart sich E. v. Handel-Mazzetti eben als vollwertige Künstlerin, daß sie Menschen und nicht Ideen in Szene setzt. Die Frage kann also nur sein, welche seelische Potenz sich als die stärkere erwiesen habe, ob Fanatismus und dogmatischer Glaubenseifer oder das, was höher steht als Glaube und Hoffnung — die Liebe. Und hier ist allerdings die größere Liebe, die tiefere Religiosität, die übernatürliche Inbrunst auf seiten Mariens; an ihrer Liebe entzündet sich diejenige Jesses, durch sie fühlt er sich besiegt und beseligt. Aber auch diese Verteilung der Rollen entspringt nicht etwa aus einer tendenziösen Absicht der Dichterin. Sie ist logisch notwendig, ja die einzig mögliche. Marias Fanatismus wurzelt im Herzen: er ist bejahend, positiv. Jesse ist Fanatiker aus Verstand; sein Eifer entspringt aufgeklärtem Rationalismus; er ist zerstörend, negativ. Maria und ihr Mann sehen mit den Augen der Liebe auch in dem häßlichen Gnadenbild das Urbild derjenigen, die die Mutter der schönen Liebe heißt. In ihnen lebt die Wahrheit, die so schlicht auf dem Kremser Kreuzbild steht:

Die Pildnus ist Gott selber nit,
Er wird allein bedeut damit,

auch im Hinblick auf jenes Gnadenbild, das ob seiner Häßlichkeit den Zorn des Lutheraners erregt. Von seinem Standpunkt aus hat er gewiß recht: ‚Wisset ihr nicht, Mann, daß Gott die Schönheit ist?‘ Aber die Gegenpartei, deren beredtester Anwalt der kleine bucklige Meuß ist, hat auch recht. Als Schinnagel meint: ‚Die hl. Jungfrau sieht so nit aus,‘ da fragt der Dorfkünstler zurück: ‚Hat sie der Herr Richter gesehen? So schön, als sie ist, kann kein Mensch Maria malen, ob er ein Tafelmaler ist oder der hl. Lukas selber. Das Bild ist aber nit wüst! Es ist gar entsprechend einer betrübten, verweinten und schmerzenreichen Mutter und Matronen.‘ Jesses Standpunkt ist unzureichend, um die seelischen Tiefen solch kindlichen Glaubens, der auch der rauhsten Wirklichkeit Herr wird und wie mit Ewigkeitsaugen durch alle Verkleidung hindurch auf das Wesen schaut, zu ergründen oder nur zu achten. In junkerlichem Übermut treibt er sein Spiel mit der eingewurzelten Pietät des Volkes, ohne daß er doch Ersatz hätte für das, was er vernichten will, bis sich das Volk in seiner gläubigsten Vertreterin löwengleich erhebt, um den bedrohten Väterglauben zu schützen.

Das Volk ist die dritte Hauptperson in der Welt dieser Dichtung. Wie eine dunkle, unheimliche Wetterwand steht es da. Die Blitze der Leidenschaft fahren zuckend darüber hin. Wasser und Feuer birgt sie in ihrem Schoß, und der Wind der Ereignisse formt und bildet sie nach Belieben.

Dieser Hintergrund gibt dem ganzen Kulturbild eine trübe Färbung. Er ist mehr schmerzlich als tröstend für den, der zunächst mit konfessionell interessierten Augen auf das Fazit blickt. Aber man weiß doch, daß die Gegend und ihre Bewohner eine böse Schule durchgemacht haben. Die Gegenreformation hatte die vom alten Glauben abgefallene Bauernschaft mit Mühe und Not zurückgewonnen, ohne sie eigentlich schon ganz wieder in der ursprünglichen Lehre, geschweige denn in dem entsprechenden Wandel befestigen zu können. Derbe Lebenslust, gläubiger Sinn und sinnloser Aberglaube kreuzen und bekämpfen sich. An Korruption fehlt es nicht, und daß sie just in der Person des fürstbischöflichen Pflegers Weinmaister am stärksten zutage tritt, ist ein motivierender Faktor mehr für die Zuchtlosigkeit der Masse. Leider stehen auch der Pfarrer Wolf und mancher andere Vertreter des geistlichen Standes äußerlich nicht über ihren Pfarrkindern. ‚Der pöpelhaft Clericus! Du und deinesgleichen sind der Fluch Österreichs. Reform, Reform an Haupt und Gliedern, sobald die Ketzer draußen sind. Es tut not.‘ Der Abt Matthäus ist's, der diese Gedanken hat, als Wolfius vor seinem Tribunal steht. Und dennoch: Der ‚alte Kirchenwolf‘ ist die schlimmste unter den möglichen Erscheinungen nicht. Er ist ein Typus des Volkes: rauh, grob, ungeschlacht; aber der Kern ist nicht faul. Bei Wolf zeigt sich das schon bald. Die anfänglich so übel empfundene Gestalt ist später noch manchem Leser geradezu ans Herz gewachsen. In der Masse vollzieht sich ein solcher Wandel langsamer. Aber es ist nicht schwer, herauszufühlen, daß er nicht ausbleiben wird, sind nur erst äußerlich Zucht und Ordnung hergestellt. Das Volk ist weniger Bestie als ungezogenes Kind, von dem der Franzose sagt: ‚Cet âge n'a point de piété.‘ Es ist weniger verkommen als nicht erzogen, primitiv, wild, Augenblicksregungen hingegeben, kurz, ohne ausgebildeten Charakter. Man hat sich gegenüber dem schmerzlichen Eindruck, den gewisse Kritiker von dem kulturhistorischen Gesamtbild empfingen, auf die Klage geeinigt: ‚Die Dichterin hätte die Elemente nicht aus einem so engen Kreise nehmen dürfen, wenn sie ein realistisches Zeitbild geben wollte.‘ Das ist ganz gewiß richtig. Aber wer sagt denn, daß sie ein realistisches Zeitbild geben wollte? Es ist vielmehr gar kein Zweifel, daß sie das nicht wollte, weil sie es als Dichterin nicht gewollt haben kann. Der Dichter hat es in erster Linie mit dem Menschen zu tun. Menschenschicksale und -empfindungen, typisch ihrem Inhalt nach, individuell in der Form der Äußerung, sind vornehmlich seine Welt. Es ist falsch, den historischen Roman von dem zeitgeschichtlichen dem Begriff nach zu trennen. Auch in dem letzteren ist stets ein geschichtliches Moment gelegen, das uns nur weniger zum Bewußtsein kommt. Je mehr der Dichter Künstler ist, mit um so größerer Vorliebe wählt er den schon der Vergangenheit angehörenden Stoff; denn in ihm ist bereits eine Distanz gegeben, die jeder ästhetische Genuß fordert. In keinem Fall aber kann man verlangen, daß der Künstler den Rahmen breiter und größer macht, als das Bild ihn verlangt. Ein Zeitbild zu schaffen, das der historischen Gerechtigkeit nach allen Richtungen dient, ist Sache des Historikers. Befleißigt

sich auch der Dichter, seine handelnden Personen in eine möglichst getreue Umwelt zu stellen, so erfüllt er lediglich eine äußere Stilforderung. Nur insofern fühlt er sich auch an kulturgeschichtliche Bedingtheiten unlöslich gebunden, als er seinen Gestalten den geistigen Horizont *ihrer* Zeit und nicht *seiner* Zeit geben muß. Da E. von Handel-Mazzetti diese Gebundenheit respektierte, konnte es nicht ausbleiben, daß sich solche Leser, bei denen geschichtliches *Denken* und *Fühlen* noch zweierlei ist, nicht befriedigt sahen. Die Unfähigkeit solcher Leser, sich in vergangene Denkweisen und Zustände mit historischem Sinn einzufühlen, durch den Verzicht auf stilvolle Geschlossenheit und Echtheit zu schonen, hieße vom Künstler verlangen, seine Kunst herabzuwürdigen und sich selber rückständig zu machen.

In unserem Fall findet der Konflikt ja gerade seine Erklärung zum Teil in den engen lokalen Zuständen. Wäre er möglich gewesen, wenn andere zeitgeschichtliche Faktoren oder neuzeitliche vergeistigtere und humanere Auffassungen tatsächlich hineingespielt hätten? In der vorliegenden Weise gewiß nicht. Man hat von Tendenz bei diesem Roman gesprochen. Es ist kein Zweifel, daß alle, die einen solchen Vorwurf erheben konnten, niemals über die Bedeutung dieses Begriffes im dichterisch-künstlerischen Sinn nachgedacht haben. Opportunisten werden stets über Tendenz schreien, sobald man ihnen mit einer unbequemen Wahrheit den Weg kreuzt. Im *künstlerischen* Sinn aber kann von einer solchen nur die Rede sein, wenn der Dichter um einer zu beweisenden These willen seinen Menschen und ihrem Handeln in bezug auf innere Wahrheit und Folgerichtigkeit Gewalt antut. Das ist aber bei E. von Handel-Mazzetti so wenig der Fall, daß Karl Storck gegenüber beschränkten protestantischen Kritikern mit Recht sagen konnte: ‚Ich wüßte nicht, was E. von Handel-Mazzetti an der Entwicklung eines (ihrer) Menschen ändern könnte, wenn sie ihre katholische Überzeugung verlöre.‘ (Warte, München, Februar 1906.)

Wenn nun aber auch das Milieu im strengsten Sinne historisch und einzelne Umstände der Handlung nur aus diesem Milieu heraus begreiflich sind, so hat der Konflikt, weit entfernt, nur ein zeitlich bedingter zu sein, dennoch den Charakter des typisch Menschlichen. Es ist das tragische Schicksal einer *jeden* fanatischen Sinnesart, dem die Helden verfallen. Wie auch hier wieder die feinste künstlerische Individualisierung nach streng psychologischen Voraussetzungen Platz greift, haben wir oben dargetan. Mit dieser Idee ist der Roman dem rein historisch-archäologischen Interesse, dem so viele, ja die meisten geschichtlichen Romane dienen, entrückt und mit der Gegenwart in die lebendigste Verbindung gesetzt.

Fassen wir schließlich noch kurz eine dritte Gruppe von Gestalten ins Auge, so wird tiefere Überlegung zu dem Eingeständnis führen, daß die Schilderung des *protestantischen Adels* und seiner Anhänger nicht minder der historischen Lage gerecht wird als die des Volkes. Es hängt mit oberflächlicher Menschenwertung, die sich durch Bildungsschliff verblüffen läßt, zusammen,

daß einzelne Rezensenten einseitig Lichtgestalten hier sahen. Historische Tatsache ist, daß nicht bloß der protestantische Adel, sondern die protestantische Minderheit überhaupt in jener Gegend der Masse des Volkes geistig und wirtschaftlich überlegen war. Allgemeine Erfahrung bestätigt, daß die Mitglieder einer religiösen Diaspora nicht bloß glaubenseifriger, sondern auch bildungsbeflissener sind, daß insbesondere jeder Verfolgungszustand seelische Kräfte bei den Verfolgten weckt, die in der Ruhe eines sicheren Glaubensschlafes nicht zur Entfaltung kommen. Das gilt von Protestanten wie von Katholiken. In Österreich kämpften jene um 1660, da die Handlung des Romans spielt, um freie Religionsübung. Die Figur des Vorkämpfers Jesse als ideal in mehr als dichterischem Sinne bezeichnen, kann doch nichts anderes heißen, als sein fanatisches, ungesetzliches und unchristliches Tun nicht als solches empfinden! Oder man läßt sich durch seine Jugend, sein frisches Temperament, seinen Witz und seine Keckheit bestechen. Welche Oberflächlichkeit! — Aber Fabrizius, der protestantische Prediger! Sticht der nicht höchst vorteilhaft von dem katholischen Pfarrer Wolf ab? In seinen Manieren, seinem gelassenen Temperament zweifellos. Aber was bedeuten Manieren und Gelassenheit für den inneren Wert eines Menschen? Als Hans Adam und Graf Sinzendorf die Schlußrechnung machen von den Verdiensten des alten Mannes, was bleibt da übrig? ‚Gibt alte Narren und Federhäns, die sich nicht entblöden, durch ihr toll Gered armen Kindern die Köpf zu verdrehen, sie zu Pseudohelden . . . zu machen.‘ So ist also auch diese Gruppe weder glorifiziert noch karikiert. Sie ist mit der Liebe des Künstlers zu einer jeden seiner Gestalten *menschlich* gezeichnet. Aber was auch, wenn der Resteindruck bei dem und jenem der bleibt: Die protestantische Seite schneidet in ihren gesellschaftlichen Typen besser ab als die katholische? Wenn irgendwo, so ist hier zutage getreten, welche Erziehungsaufgaben der literarischen Kritik noch harren, unsere Leser dahin zu bringen, eine Dichtung nicht aus Einzelheiten, sondern aus ihrer Gesamterscheinung, aus der herrschenden Idee zu begreifen und zu genießen. Denn wie viele unter all denen, die in dem Für und Wider des Kampfes um dieses Werk hervorgetreten, sind bis zu jener einzig richtigen, weil logischen Auffassung vorgedrungen, die eine protestantische Leserin in einem mir vorliegenden Brief also formuliert: ‚In dieser Geschichte fühlen wir, daß ein gerecht denkender Mensch die Hand der Vorsehung zugunsten seiner Religion wirken sieht. Und der Künstler schildert das nicht mit der üblichen Selbstgerechtigkeit, dem Triumph, — was sonst Tendenzromane so verstimmend macht, — sondern in eigener trauriger Ergriffenheit. Ich begreife nicht, daß es Katholiken gibt, welche nicht den deutlich durchklingenden Hymnus auf ihre Kirche hören, auf eine Kirche, welche siegt trotz mangelhafter Vertreter, trotz sehr anfechtbarer Mittel (Inquisition) und gegen sehr ideale Gegner! Gegen flache Köpfe und niedrig gesinnte Gegner zu siegen ist keine Kunst. Gegen gute Menschen, jugendlich flammende Begeisterung, da siegt — sagt uns die Verfasserin — nur die *Wahrheit*! Sie siegt mit tausend Schmerzen für Protestanten *und* Katholiken; das ist immer so ge-

wesen und wird immer so sein. — Der arme „schöne Bub", der Jesse! Seine Schuld ist gering, warum muß er so grausig untergehen? Nicht *er* schließlich muß untergehen, aber *seine Sache* muß es. Und die bei aller Frömmigkeit so hartherzige Maria siegt auch nicht *persönlich*; ihr Schmerz und ihre Schuld bringen sie ja fast von Sinnen, aber *ihr Glaube* muß siegen. Beide sind nur Werkzeuge der Vorsehung, durch welche Geschichte gemacht wird. Wenn eine *Tendenz* in dem Roman ist, so ist es wohl diese, daß Gegensätze — die im allgemeinen nie auszugleichen sind — im einzelnen überbrückt werden können: durch Liebe und Mitleid.'

* * *

Literarisch betrachtet steht der Roman, man kann wohl sagen, fast durchweg auf eigenen Füßen. Eine Abhängigkeit ist, was das Ganze anlangt, kaum zu entdecken. Die Dichterin hat sich Form und Ausdruck wie neu geschaffen. In der Größe und Kühnheit der Idee, nicht minder in dem sicheren Instinkt für die Poesie ursprünglichen Volkslebens und großer religiöser Symbolik kann man sie nur mit Selma Lagerlöf vergleichen. Das hellseherische Wissen von allem Menschlichen, die große sachliche Ruhe des Künstlers teilt sie unter den Zeitgenossen vielleicht nur mit Thomas Mann, und in der kulturgeschichtlichen Untermalung steht sie den größten Meistern des historischen Romans gleich, sowohl was gelehrtes Kennen der zeitlichen und örtlichen Zustände, als auch was das künstlerische Können anlangt, totes Wissen in blühendes, anschauliches Leben zu verwandeln.

Enrica von Handel-Mazzetti ringt nach einem hohen Ziel. Volkstümliche Epik mit ihrer ganzen sachlichen Wucht der vorgetragenen Ereignisse, mit ihrem ruhigen, fast unpersönlichen Vortrag, mit ihren großen Linien und weiten Horizonten dicht neben der schlichten, natürlichen Intimität des Einzelschicksals, das ist's, wonach ihr Dichterroß die Flügel spannt. Ich besitze hierüber ein leitendes Geständnis in einem Briefe von ihr, den für die Charakteristik heranzuziehen sie mir nicht verübeln wird. Dort heißt es: ‚Ich bin Volksepikerin. Als solche habe ich nicht das Recht, mich selbst in meinen Werken zu bespiegeln. Ich muß daraus verschwinden. Taten geschehen, Menschen entstehen, handeln und leiden; die vergeistigende, verklärende Reflexion über das Geschehene bleibt des Lesers Sache. Ich habe mir die Bibel, das Nibelungenlied und Dante hergenommen, und daran habe ich das gelernt, was ich für die Form zu lernen hatte. Die Freude am Dialog und Polylog habe ich immer gehabt, durch die Lektüre der hl. Schrift aber noch viel mehr bekommen.... Ich will mit dem Gesagten nicht im mindesten den hohen Wert der wundervollen, vergeistigenden Schilderkunst z. B. eines Keller verkleinern. Auch Goethe ist im Roman mehr Schilderer. Die Idee siegt auf allen Punkten über die Materie.... Die Elemente der Volksdichtung bleiben sich ewig gleich; in der *Technik* müssen die Volksdichter wie die anderen fortschreiten; in der *Essenz* kommen wir über Homer, Dante, Nibelungen nicht hinaus, und

Goethes Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ ist zuerst für den Volkspoeten gesprochen.‘

Was E. von Handel-Mazzetti hier als Volksepik bezeichnet, das ist die streng epische Form, als höchste Kunst mit Bewußtsein geübt, wie sie früher, in naiven Zeitaltern, unbewußt zutage trat. Der Dichter gibt sich nicht zugleich als Philosoph, er deutet nicht die Geschehnisse, er nimmt nicht in lyrischer Ergriffenheit daran teil, er ordnet sie nur und bringt sie zu wirkungsvollem Vortrag. Die Deutung verbleibt dem Hörer, vor dessen innerem Auge sich eine bunte, ins Enge gebrachte Welt aufrollt. Mit demselben Blick, mit dem er in sie hineinschaut, schaut sie ihm entgegen. Der Skeptiker wird sie vieldeutig, der Fanatiker einseitig, der gotterfüllte Fromme harmonisch und sittlich sehen. Ein jeder wird sich seinen Spruch darauf machen gemäß seiner Art, und des Streites ist kein Ende, so lange die Interessen und Wünsche der Menschen nicht ihre Beruhigung in jener begierdenlosen Liebe gefunden haben, die nur schauen und schauend sinnen und weise werden will.

* * *

Auf der wuchtigen und breiten Basis ganz natürlicher, einfacher, ungesuchter Lebensverknüpfungen entsteht der Konflikt; mit sicheren, klaren Zügen wird er zur Höhe geführt. Wie der bischöfliche Revierförster Schinnagel bauen will, dadurch mit Jesse von Velderndorff bekannt wird, an dessen Hochzeit und Festfeier teilnimmt und seinem Proselyteneifer zur Beute fällt, das ist mit einer epischen Sicherheit und Kunst so breit und fest hingemalt, daß man auch ohne spannende Motive, die in den ersten Kapiteln fast ganz fehlen, kaum noch den Blick von dem Bilde wenden mag. Aber schon wirft das Verhängnis seine Schatten voraus, das die gutmütige Beschränktheit des Mannes dem Weibe, Maria, bereitet. Sein Brüten über der Lutherbibel ist gleich der Schwüle vor dem losbrechenden Unwetter. Und das Unwetter kommt nicht nur im bildlichen, es kommt auch im buchstäblichen Sinne. Die Teuerung, das Viehsterben, die Pön durch Weinmaister wegen Pflichtversäumnis, die Rechnung für den Hausbau und die innere Not der durch die neuen religiösen Ideen zerstörten Familieneintracht, das sind die rasch daherstürmenden Wetterwolken, aus deren Schoß alles weitere Unheil blitzgleich geboren wird. — Jesses Fanatismus, durch die von Fabrizius geschriebene Komödie und andere Zwischenfälle (Wolfius) herausgefordert und gesteigert, hat sich soeben in dem Schmähgedicht ‚In Mariam‘ Luft gemacht, als des Forsters Not ihn zu einer Gemeinheit verführt. Hiermit setzt die Peripetie seines Schicksals ein. Seine Leidenschaft, auf dem Siedepunkt angelangt, vergreift sich in dem Mittel, und sein Ideal beginnt zu siechen. Die folgenden Ereignisse stürmen mit dramatischer Wucht dahin, und der Gang der Handlung beruhigt sich erst, als das Bild gerettet wieder im Baume steht. Aber die Ruhepause — Marbacher Kirchweih — ist kurz. Die Handlung steigt, nachdem die von Maria

herbeigerufene Reformationskommission angelangt ist, bald zu ihrem zweiten Gipfel, auf dessen Höhe Jesses Schicksal besiegelt wird. Als Ketzer und Mörder liegt er im Kerker. Die Ordnung und Ruhe scheint hergestellt und alles seinen gesetzmäßigen Gang zu gehen. Da erhebt sich der Sturm in Mariens Herzen. Sie kämpft mit allen Mitteln um ihre Selbstbehauptung; aber als sie auch bei Wolf, ihrem Beichtvater, statt Trost Vorwürfe findet, da leidet sie ihre Ölbergangst. Gewaltig drängen nun die Ereignisse zu einem dritten, dem höchsten Gipfel, dem Berge der Läuterung, und die Handlung schließt jäh, aber aussichtsreich.

Das ist der äußere Aufbau des Werkes. Nicht weniger rhythmisch ist der innere Ausbau. Hier denke ich zunächst an die großen Parallel- und Kontraststzenen, vor allem an die zwei Hochzeiten, die adelige im Anfang, die bäuerische gegen Ende. Wie natürlich und zwanglos gliedern sich beide der Handlung ein, und wie bedeutungsvoll stehen sie darin! Oder die Komödie mit dem ‚antimarianischen Furor' und die Wallfahrt nach dem Tafele zu der ‚großen Frau, die alle Zeiten grüßen: Königin, salveto'! Oder der Besuch bei dem Jesuitenpater und dann der bei dem Bruder Camillus a Krems, dem Kapuziner; oder auch endlich Mariens stürmisch-angstvolle Heimkehr von Krems und die heiße, rastlose Wanderung, der ‚Sühneweg', der ‚Liebesweg' nach St. Georgen zur Velderndorffin!

Wie sicher und scharf ist die Charakteristik der Personen! Keine Beschreibung ihres Äußeren, keine Beteuerung, daß sie so und so gewesen seien, daß sie Geist oder Witz besessen und was dergleichen ist, sondern sie sind eben geistreich und witzig, die Proben und Beweise liegen im Buch dafür vor. Die Wendung: ‚Dieser Bauer (Schinnagel) ist kein dummer Bauer; er weiß in Glaubenssachen so gut und besser Bescheid als manche Geistlichen in den Dörfern herum. Er würde dem alten Fabriz oder sonst einem verknöcherten Schulfuchs für jeden lutherischen Hieb einen katholischen grobtätzig zurückgeben,' — eine solche Wendung steht vereinzelt. Man lese die ersten neun Seiten des Werkes und sage, ob Weinmaister und der Forster nicht schon mit diesen wenigen Strichen so klar und genau dastehen, daß alles weitere eigentlich kaum noch wesentlich neue Züge hinzubringt! Hierbei spielt natürlich der Dialog eine Hauptrolle mit. Die Erzählerin handhabt ihn mit einer Kunst der Individualisierung, die so weit geht, daß man schon bald aus der äußeren Art und Weise sich auszudrücken, aus dem Tonfall gleichsam erraten kann, wem diese oder jene Rede zugehören dürfte. In dem ganzen Roman ist nur sehr wenig, was man etwa einen spezifischen Handel-Mazzetti-Ton nennen könnte. An Wurzelworten der Empfindung ist der Dialog und Monolog reich; er erinnert in seiner herben Ursprünglichkeit an manchen Shakespeareschen. Man lese daraufhin z. B. nur die zwölf Seiten des 12. Kapitels! Obwohl sie mit manchen kleinen charakteristischen Interjektionen und Eigentümlichkeiten höchst unmittelbar sinnenhafte Wirkungen erzielt (das ‚Mz' der reizenden Amey oder das Öh, öh von Wolfius kanonischer Urschel oder das Ei jo der Mannen),

es wird niemals Manier. — Die Kritik hat bei den Überleitungsworten zum Dialog als Unart mit Recht hervorgehoben, daß allzu häufig ein Bewegungswort an Stelle des allein zulässigen Redeworts stehe, daß es also z. B. heiße: ‚Wer da? zuckte der Ritter,‘ während es doch etwa heißen müsse: ‚Wer da? rief der Ritter und zuckte zusammen.‘ Es ist nicht schwer, einige Dutzend solcher Wendungen auszulesen. Sie sind lediglich die Begleiterscheinung eines sehr beträchtlichen Vorzugs: anschaulicher Kürze. Wie viel häufiger gebraucht die Erzählerin im Vergleich damit die schlichten Dialoganknüpfungen: ‚Und er sprach,‘ ‚Sie aber antwortete,‘ und wie sorgfältig und aus wie großem Vorrat werden diese Redeworte gewechselt!

Die Betrachtung des Dialogs führt zum Stil und zum Dialektgebrauch. Man kann diesem Stil, wenn man will, alles nachsagen, nur keine Konvention! Der Satzbau ist oft so eigenartig wie derjenige von Kleist, an den er nichtsdestoweniger hie und da erinnert: ‚Und springt wie ein Bachstelzchen flink aus dem Wagen und dem blonden Achab, der absitzt, das Pferd dem Reitknecht läßt und mit ausgebreiteten Armen ihr entgegengeht, gerade an den Hals.‘ Das ist doch, was Tempo und gedrungene Fülle anlangt, klassischer Kleist-Stil! Nur ausgemachte Schulmeister können sich darüber aufregen. Wem Sprache und Syntax nicht Selbstzweck, wem sie nur Mittel zu sinnfälligem Ausdruck sind, der muß an der sprachlichen Wucht und Kühnheit des Romans seine helle Freude haben.

Man hat getadelt, daß der Dialekt auch außerhalb des Dialogs hin und wieder zur Anwendung komme; aber die Tadler haben nicht bedacht, daß gerade der Gesamtstil des Werkes dieses Anklingen auch da, wo der Erzähler redet, künstlerisch fordert, und sie haben noch weniger beobachtet, daß es nur da geschieht, wo der Erzähler gleichsam aus dem Bewußtsein und der Gefühlswelt seiner Menschen weiterredet. Gerade durch diese allmählichen Übergänge vom Dialekt zum Hochdeutsch erhält das Werk jenen geschlossenen Charakter, der den meisten modernen Bauernerzählungen mit Dialektverbrämung völlig mangelt. Daß die Erzählerin den Dialekt ihrer Menschen beherrscht, das haben kompetentere Beurteiler als ich bestätigt. Ihre wichtigste Sprachquelle dafür sind die handschriftlichen Protokolle über die ‚Vernemmung der Zeugen über die bey Crumpennußbaumb in Pechlinger Pfarr entstandene Neue Kirchfarth von alters hero zum Täfele genannt‘. Hieraus schöpfte sie zum Teil ihre Kenntnis des damaligen Bauernlebens und zugleich der damaligen Sprache.

Ich darf wohl abermals ein nur persönlich gemachtes Geständnis zur Charakteristik ihrer Arbeitsweise hier wiedergeben: ‚Indem ich mich,‘ so schreibt mir Handel-Mazzetti, ‚ganz in die alten Manuskripte hineinlas und dabei Vergleiche mit der heutigen Bauernsprache machte, kam mir ganz von selbst das Ohr für alle alten Elemente in der jetzigen Sprache der Bauern. Oft setzte ich mich in Maria Taferl oder in Marbach zu den Leuten und ließ mir von ihnen erzählen, und dann wußte ich sofort: Das sind alte Wendungen, so hat man zu Schinnagels Zeit gesprochen, — das ist nichts, das ist neu.

Ebenso war es mit den Lebensgewohnheiten der Leute, die ich beobachtete. Ich fühlte es sofort heraus, in welchen Sitten noch der alte Bauer lebt. Aus dem alten Manuskript von Maria Taferl habe ich sozusagen die Intuition mir angelesen. Ich brauchte weiter gar nichts zu studieren. Mir war, als hätte ich zu dieser Zeit und unter diesen Leuten gelebt.'

Es ist eine alte Erfahrung, daß nur derjenige eine künstlerische Leistung nach all ihren tiefbedachten Feinheiten ganz schätzen kann, der den Versuch macht, sich einige der unzähligen Möglichkeiten entweder praktisch vorzuführen oder auch nur auszudenken, wie dieselbe Sache auch *anders* sein könnte sowohl in bezug auf das, was der Künstler getan, vielleicht aber noch mehr in bezug auf das, was er unterlassen hat. Sehen wir uns unter diesem Gesichtswinkel den im Mittelpunkt stehenden Frevel an dem ‚Gnadenbild' an, so fällt uns sogleich auf, daß uns die Dichterin nicht zu dessen Zeugen gemacht hat. Der Vorgang bleibt wie ein schicksalschweres Geheimnis in Dunkelheit für das äußere Auge. Nur zweimal erleben wir ihn aus der Ferne mit, und zwar in den Seelenzuständen der Hauptschuldigen. Das erstemal mit Jesse, als er von dem Schloßfenster aus das wandernde Licht am Auberg begleitet und in fieberndem Gehirn die dunkle Tat erschaut; und dann mit dem Forster, der mit schwerer Zunge schwatzt, als er im Traum das Brecheisen im Stamm der Eiche knirschen hört und sieht, wie das Bild wankt und sinkt. Wie nahe lag für einen weniger sicher empfindenden Dichter die Gefahr, auch diese Szene auszuführen! Aber die ganze wunderbare Magie des Geheimnisvollen, Dunkeln, Ungesehenen war dahin!

Als Jesse plötzlich nach langem, qualvoll erwartendem Schweigen den Schrei wilden Triumphes: ‚Jetzt ist's getan! . . . Tod der Baalith Astaroth!' in die stille große Nacht rief, da klingt's wie ein Entsetzenslaut der ganzen Natur wieder.

> ‚Das lautlose Land widertönte den Ruf; da schwieg der Nachtvogel, die Donaubauern drehten sich in ihren Betten um, fragten ihre Weiber: „Hast's gehört? Es hat gerueft Tod!", bekreuzigten sich und schliefen weiter.'

Hier haben wir zugleich eine Probe, wie die Dichterin es versteht, die Natur mit gedrängter *Stimmungsgewalt* in die Handlung hineinzuziehen. Die romankonventionelle Landschaftsschilderung finden wir niemals bei ihr. Prachtvoll in seinen tief-leuchtenden Farben ist der landschaftliche Auftakt des zehnten Kapitels:

> ‚Golden und heiß, des Liebesodems Gottes voll wie Sankt Johannis letzte Minne, ist Sankt Johannis Feiertag. Leben und Weben, Zulauf fremden Volks in allen Märkten der Wachau, viel Schiffe auf der Donau mit vielfarbigen Wimpeln kommen vom Jahrmarkt in Ardagger und Enns und fahren nach Horn zum Jahrmarkt.'
>
> ‚Wirst du, Traudele, heut abend mit mir springen? Springe nicht mit Balthauser; er laßt dich los und verbrennst dir die Füß und den Kranz!'
>
> ‚Herr Richter, da sein die Gistoyerbuben schon da und singen, gellt Veroni in die Amtsstube, wo der Herr sitzt, in dumpfer Hitze bei geschlossenen Fenstern, und wieder die Lutherbibel liest . . .'

In ganz anderer Art, mit elementarer Unmittelbarkeit, unheimlich in der raschen Steigerung, erleben wir den Beginn der Teuerung (12. Kapitel):

‚Es war Herbst im Donauland. Wunderschön grün ist noch das Land. Die Donau zieht daher, riesig groß und stolz wie eine Schlange aus Warägerlanden; grün scheinend wie Smaragd, und rings um sie ist nichts braun, nichts verbrannt, alles grün; die Wiesen und die Laubgewälder, kaum zeigt sich da und dort ein Goldschimmer, ein Hauch von herbstlichem Rot. Aber so schön das Land ist, so traurig sehen die Leute und lassen die Köpfe hangen; dieses Grün im September ist eine böse Farbe; sie kommt von den furchtbaren Regengüssen zu Anfang August, darin das Brot der armen Inwohner nicht minder wie die Zehnten des Hochstifts verkommen sind.

Am 8. August fing es an. Der heilige Christ, der an Himmelfahrt von den Altären in den Kirchenboden auffuhr, hat nicht umsonst das Angesicht gegen's Waldviertel gekehrt. Vom Ostrang kam's, von der Neukirchner Gegend. Eine furchtbare, schwarzbraune Wolke mit weißen Rändern kam daher, am hellen Mittag ward's schwarz wie um Mitternacht. „Jesus, Maria und Joseph!" schrien die Leute, zündeten in den Häusern, vor den Bildern, Lichter an und beteten in Schreck und Beben: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet," dieweil der rasende Sturm ihnen beinahe die Dächer abtrug und die Schlossen durchs Pergament der Fenster in die Kammern prasselten wie die Feldgranaten im böhmischen Krieg. Und als das Hochgewitter vorbei war und die Sonne wieder schien, da sah das ganze Land einem Schlachtfeld gleich. Die Weizenmandeln, die noch des Morgens so schön gebetet hatten, lagen jetzt als wüste Leichen da; in den Gärten schwamm das zerhauene Obst herum, und die kleinen Vögel, die so gern davon genascht, schwammen daneben. Und in den Weingärten, wie sah es da erst aus! Zu hunderten lagen unter den zergehenden Schlossen die abgerebelten jungen Trauben, gleich als hätten die Stöcke Ströme grüner Tränen über das Unglück der Winzer geweint. Es kamen dann wohl wieder bessere Tage. Der Haber stand auf und die Gerste; aber zur Schnittzeit taten sich wieder des Himmels Schleußen auf. Der Haber ertrank, die Gerste wuchs aus, elendiglich war die Fechsung. Gut war nichts als der Klee . . . „Vor was sein wir am Tafele gewest am Ostermontag?" fragte Schinnagel sein Weib düsteren Blickes, vom Stadel in den Krautgarten stampfend.'

Was nunmehr folgt, der Kampf dumpfer Empörung eines verzweifelnden Herzens beim Mann mit der schmerzvoll ausschauenden Zuversicht des gläubigen Weibes, das Zerwürfnis der beiden, ihre immer wachsende Bedrängnis und schließlich die Schuld — ähnliche Seiten sind in der deutschen Romanliteratur bis heute nicht oft geschrieben worden. Hier erhebt sich die Dichterin zu den Höhen einer Wirkung, wie sie uns nur aus der Bibel und den größten Dichtungen bekannt sind. Anderwärts finden wir direkt Anklänge höchst geistvoller Art, zum Teil unbewußt wie die Unterredung Jesses mit Veldendorffer am Schluß des vierten Kapitels, die mit ihrer Frage: ‚Kennst du den Schinnagel von Kleinkrummnußbaum?' und dem weiteren Dialog seltsam grotesk an den Eingang der Wette im Faustprolog erinnert, meist aber

mit klarer Absicht, wo sie bei der Vorstellung des höchsten Leides und der tiefsten Bitternis an das Urbildliche der Passion des ‚Menschensohnes' und seiner heiligen Mutter erinnert. Fromme, aber kurzsichtige Seelen haben mannigfach Anstoß daran genommen. Sie sahen darin so etwas wie eine Gleichstellung, eine Parallele mit Christus, und sie waren nicht tieffühlend genug, wahrzunehmen, daß eine zarte mystische Symbolik solchen Anspielungen zugrunde liegt. Das evangelische Hosianna und das ihm folgende Kruzifige, die Ölbergangst und Golgatha, das sind, von ihrer rein religionsgeschichtlichen Bedeutung abgesehen, so menschlich-typische Schicksalsperipetien, daß der gesamte Vorstellungsinhalt der Menschheit nichts Ähnliches hat, um den Ausdruck höchsten Seelenschmerzes und größter Körperqual in ein Bild zusammenzufassen. Weit entfernt, eine Entheiligung zu sein, ist eine solche Anspielung überall da, wo es sich zugleich um religiöse Seelenkämpfe von Wahrheitssuchern auch unter Christus- und Kirchenfeinden handelt, und vorausgesetzt, daß sie mit religiösem Takt geschehe, von fernzielender Wirkung gerade durch die heilsgeschichtliche Perspektive des Leidens, die sie uns eröffnet.

Wie die Erzählerin hierin einem durchaus volkstümlichen Empfinden nahe steht, so weiß sie auch mit glücklicher Hand rein poetische Geburten der Volksphantasie leibhaftig in den Gang der Dinge zu verflechten oder aus ihm hervorgehen zu lassen. Wie schön ist doch die flüchtige Gestalt des Adam Wöhrer von Sonntagberg, der wie ein spuckhafter Wahrsager durch die Marbacher Wirtsstube schreitet, gerade als Jesse vor den grimmig blickenden, angetrunkenen Bauern das Bild beschimpft; oder wie echt märchenhaft das abergläubische Schwätzen in der Masse nach dem Attentat Jesses!

An Episoden ist kein Mangel. Aber ich frage alle, die die Länge des Werkes bekrittelt haben (offenbar weil es ihnen die zwei Bände angetan, die aber bei dem großen splendiden Druck nicht mehr enthalten als z. B. der einbändige Jörn Uhl oder Hilligenlei!), welche Episoden sie als überflüssig preis geben möchten. Marias Besuch in Krems hat manches Episodenhafte; aber gehört nicht gerade diese Partie zu den schönsten des ganzen Buches, was die kulturhistorische Untermalung betrifft? Auch ist hier ein Stück schönen katholischen Lebens gezeigt, das am wenigsten diejenigen werden missen wollen, deren Erbauungsbedürfnis durch die Bauernreligiosität aus jener Zeit nur schlecht befriedigt wurde. Durchaus episodisch ist Jesses Unterhaltung mit der Kellnerin, die Krippenfeier bei Meuß, wie Jesses Hund seinen Herrn bei Schinnagel sucht und die kleine Spinnstubenszene. Die Dichterin hat sie mit gutem Bedacht nicht gestrichen, als sie das Ganze für die Buchausgabe noch einmal durchkomponierend so mancher anderen Szene das Heimatrecht in dem Roman kündigte. Mit der ganzen Unerbittlichkeit ihres Künstlergewissens hat sie Teile geopfert, mit denen andere Romanschreiber erst angefangen hätten, die Beachtung auf sich zu ziehen.

Und nun noch einen letzten, wenn auch nicht den letzten Vorzug dieses Romans: es ist Humor darin. Richard M. Meyer macht einmal die feine

Bemerkung: ‚Realismus ohne Humor ist auf die Dauer so unerträglich wie Idealismus ohne Poesie,‘ und er unterscheidet eine ‚gute Art‘ des Humors, den der Dichter aus den Dingen und Personen selbst wirken lasse, von jener andern Art, wo der Dichter *seinen* Humor an den vorgeführten Objekten übe. Bei Handel-Mazzetti haben wir nur die erstere, die ‚gute Art‘. Die Besuche Schinnagels bei Meuß, so manche Szene mit dem Provisor Wolf, mehrere Kinderszenen, des Forsters ingrimmige Befriedigung bei jedem neuen Unglück zur Teuerungszeit, nicht zu vergessen gewisse Erlebnisse Weinmaisters: alle diese und andere Teile enthalten soviel Elemente einer überlegenen, befreienden, bei dem Leser die Mischstimmung des humoristischen Gefühls auslösenden Lebensbetrachtung, daß auch dem kräftigsten Realismus die peinigenden Spitzen abgebrochen werden. Dem gegenüber bezeugt all das Geschrei einzelner gegen übertreibenden Naturalismus zum mindesten das seelische Unvermögen seiner Urheber, sich zur Höhe einer gleichartigen Lebens- und Weltbetrachtung, die letzten Ends auch schlechthin *ästhetisch* heißen kann, emporzuschwingen.

* * *

Die Geschichte der Aufnahme dieses Romans heute schon zu schreiben, wäre verfrüht. Soviel aber darf man wohl sagen, daß ein gut Teil der dabei zutage getretenen Erscheinungen durchaus in das Kapitel der ‚literarischen Rückständigkeit‘ gehört. Und doch ist diese durch eine Persönlichkeit wie E. von Handel-Mazzetti im Prinzip widerlegt. In den heißesten Tagen der Veremundus-Kontroverse schrieb die liberale ‚Kölnische Zeitung‘, das große Hindernis für den katholischen Dichter, ein wirkliches psychologisches modernes Romankunstwerk zu schaffen, liege in ‚der engen Verbindung des katholischen Denkens über Sittlichkeit mit bestimmten dogmatischen Voraussetzungen. Der Dichter, wie ihn Veremundus will, schaut neugierigen Blickes ins Menschengetriebe hinein und erfährt, daß die Menschen sich nicht in die haarscharfen Gegensätze von Engeln und Teufeln sondern lassen. Seine Seele wird sich vielmehr mit tiefem Mitleid für die große Zahl derer füllen, die in schwerem Kampfe mit Leidenschaft, Lebensnot, Versuchung aller Art unterliegen und untergehen, wie es ihn freuen wird, wenn er die Kraft sieht, mit der Gefallene sich wieder aufrichten. Diese Schilderung zwischen gut und böse stehender Mischnaturen ist der Höhepunkt eines *künstlerischen*, objektiven Gestaltens der Menschennatur. Als *katholischer* Schriftsteller hat er nun aber ganz bestimmte Vorschriften (!?) für die Behandlung derartiger Erscheinungen. Da ist zunächst der Glaube mit dem Gebet als Schutzmittel wider das Böse, und ist der Mensch gefallen, so hat er sich an die Kirche zu wenden, die allein die Mittel hat, ihn aufzurichten. Er muß ferner beachten, daß Todsünde und ewige Verdammnis im engsten Kausalzusammenhange stehen. Wie stellt sich da nun das Schaffen? Er will für den Helden oder die Heldin das Mitleid des Lesers erwecken. Sind die Leute fromm und fallen dennoch, dann wird ihm eingewendet, er habe die Kraft des Glaubens unterschätzt, und das ist ein

Fehler; sind sie nicht fromm, so ist ihr Fall die Folge ihrer Unkirchlichkeit, und sie wirken nicht auf das Gemüt des katholischen Lesers mitleiderregend, sondern nur als warnende Exempel. Findet dann seine künstlerische Logik ein tragisches Ende unvermeidlich, so sind Selbstmord und Duell die schlimmsten, mit dem Bann belegten Verschuldungen, die nur Schaudern beim frommen Leser erwecken können, aber nicht Mitleid. Der Versuch, Mitleid zu erzeugen, wäre moralisch sehr bedenklich. Er, der Dichter, kann höchstens zu dem Sterbenden noch in letzter Minute einen Priester rufen lassen. Dann wird freilich aus einer psychologischen Frage eine Bekehrungsgeschichte. Eine Bekehrungsgeschichte muß auch die Wiederaufrichtung des Sünders werden, denn sie ist ohne geistlichen Eingriff nicht denkbar.'

Gegen Schluß wird dann die ganze Darlegung gleichsam in die Worte zusammengefaßt: ‚Die literarische Inferiorität des Katholizismus ist eine Notwendigkeit, die aus dem Wesen der Kirche selbst hervorgeht.' Ich habe seinerzeit das Fehlerhafte an dieser Auffassung theoretisch nachgewiesen.* Den praktischen und durchschlagenden Beweis aber konnte natürlich nur ein Dichter erbringen. Und E. v. Handel-Mazzetti hat ihn erbracht. Sie hat aus einer ‚psychologischen Frage' keine ‚Bekehrungsgeschichte' gemacht, obwohl alle Verhältnisse darnach gelagert waren, und sie hatte keine ‚Vorschriften', sie zu machen, weil es völlig unrichtig ist, daß nach katholischer Anschauung die ‚Wiederaufrichtung des Sünders' ‚ohne geistlichen Eingriff nicht denkbar' ist. Wenn schon einmal von Bekehrung die Rede sein soll, so ist Jesse esoterisch bekehrt, katholisch gerechtfertigt allein durch Glaube und Reue.

Man sieht, die Tatsache des Widerspruchs gewisser katholischer Kreise gegen den Roman hat eine größere Tragweite, als auf den ersten Blick erscheint. Leute wie jener Kritiker der ‚Kölnischen Ztg.' könnten mit einem Schein von Recht sagen, daß die Ablehnung von ‚Jesse und Maria' von seiten vieler Katholiken, die sich als die strengeren ansehen, nur eine Bestätigung seiner Behauptung sei. Und doch ist es eine Tatsache, daß auch für den Katholiken nicht der geringste objektive Grund besteht, sich nicht ganz auf den Boden der Geschehnisse des Romans zu stellen, und zwar etwa deshalb nicht, weil sie gewissen kirchlichen ‚Vorschriften' nicht entsprächen. Auch der Katholik hat als Dichter und Künstler nur eine Vorschrift: die natürliche und die künstlerische Wahrheit überall und immer zu ihrem Recht kommen zu lassen. Diese innere Unabhängigkeit des Künstlers ist in gewissem Sinn ein Kriterium seines Wertes. Sie ihm zu nehmen wird in den meisten Fällen ein vergeblich Bemühen sein. Bei E. von Handel-Mazzetti in jedem Fall. ‚So nachgiebig als Frau, so unnachgiebig bin ich als Künstlerin. Da kenne ich nur zwei Instanzen: meinen Herrgott und mein von ihm mir verliehenes künstlerisches Gewissen. Ein Paktieren, ein Kompromisseln, ein Retraktieren gibt es bei

* ‚Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken.' Mainz 1899, S. 6 ff. (‚Katholizismus und künstlerisches Schaffen.')

mir nicht. Wer meine persönliche Freundlichkeit und meine Bereitwilligkeit, alle Meinungen zu hören, als Ausgangspunkt nehmen würde, um mich in Kunstsachen zu beeinflussen, der würde sehen, wie streng bei mir beides getrennt ist.' Das ist ein Wort, das die Dichterin nur ehrt. Möchte auch die Kritik sich allzeit ihrer scharf abgegrenzten Aufgaben bewußt bleiben und Kunst künstlerisch ansehen lernen! Möchte vor allem nicht denjenigen darin eine führende Rolle zufallen, die, ohne tiefe Achtung vor der Kunst, den Künstler nur ihren Zwecken dienstbar machen und ihm Aufgaben und Pflichten zuweisen wollen, die nicht in seiner Sphäre liegen! Für diese hat Goethe ein Wort gesprochen; daß es doch zu aller Wohl durchdacht und beherzigt würde! ‚In jedem Künstler,' so sagt er, ‚liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.'

* * *

Zum Schluß sei es gestattet, noch einige unserer ersten Schriftsteller über ihre Stellung zu diesem Werke zu Wort kommen zu lassen. Die Gegner des Romans haben selber so ausgiebig für das Bekanntwerden ihrer Meinungen gesorgt und diese meist so übertrieben kräftig gesagt, daß wir das meiste als den Hochland-Lesern bekannt voraussetzen. Überdies sind die hauptsächlichsten Einwände der Gegner aus den vorstehenden Ausführungen ersichtlich.

Einer der ersten, die sich über den Roman äußerten, ist Peter Rosegger. In seinem ‚Heimgarten' hat er öffentlich und unverblümt seine Meinung über den Roman gesagt. Nach seiner Meinung hat nicht Frenßens ‚Hilligenlei', sondern Handel-Mazzettis ‚Jesse und Maria' verdient, das ‚Buch der Saison' zu werden. Ganz persönlich äußert er sich in einem Schreiben an den Herausgeber des ‚Hochland', worin es heißt: ‚Selten in meinem Leben habe ich ein Buch mit so fieberhaftem Interesse gelesen als dieser Tage den Roman „Jesse und Maria". Das ist nach meinem Gefühl etwas wahrhaft Bedeutendes. Um hier nur das Literarische zu berühren: die Form kann ich mir einfach nicht wirksamer denken, als sie hier angewendet ist. Diese ursprüngliche Sprache, diese Plastik, diese überzeugende Gewalt und Konsequenz der Charakterzeichnung! Dann dieser Freimut und diese ethische Höhe!'

Wer etwa glauben möchte, daß Roseggers Schätzung zum guten Teil aus der Sympathie für die Idee des Werkes stamme, der wird überrascht sein, von Thomas Mann aus dessen durchaus gegensätzlicher Welt heraus das nicht minder anerkennende Wort zu hören, ‚daß es sich hier um eine eigentümliche, starke und ursprüngliche Leistung handelt,' und daß, ‚wenn das Buch keine Tendenz haben sollte, es sogar eine solche vertragen könnte'.

Max Geißler, der Vertreter des lyrischen Romans und damit eigentlich ein Antipode Handel Mazzettis, urteilt nichtsdestoweniger: ‚Unter der großen Zahl der Romane, die mir in der letzten Zeit durch die Hände gegangen sind, ist ‚Jesse und Maria' das Werk der kräftigsten künstlerischen Werte.... Da ist alles Anschauung geworden, und die Umwertung der Werte — der begrifflichen in tief menschliche und auch poetische — ist vollkommen. Daher der Eindruck der positiven Lebens- und Dichtungsfülle. Daß bei der Buntheit des dichterischen Schauplatzes

der Eindruck einer so starken Lebensunmittelbarkeit erzielt wird, ist ein Zeichen eines bedeutsamen Talents, das für die Dauer zu schaffen imstande sein sollte. Ich wage nicht zu behaupten, daß im Hinblick auf den Gestaltenreichtum und die Mannigfaltigkeit der Geschehnisse eine stärkere künstlerische Konzentration möglich wäre, als sie die Verfasserin erreicht hat. Mängel im einzelnen braucht man nicht zu übersehen, und das Gesamturteil bleibt doch bestehen.'

Die Altmeisterin deutscher Erzählungskunst, Maria von Ebner-Eschenbach, hat ihre brieflich geäußerte Absicht, ‚die Bewunderung, die das große Talent der Baronin Handel mir einflößt, und vor dem ich mich tief beuge, laut auszusprechen,' inzwischen in einem größeren Artikel in ‚Westermanns Monatsheften' vom Mai 1906 ausgeführt. Die feine Analyse, die sie mit der Kunst der gewiegten Erzählerin von dem Roman gibt, ist ein vollgültiger Beweis der hohen Schätzung des Werkes bis in seine Einzelheiten.

Hier darf wohl auch gleich Karl Busses Kritik in ‚Velhagen und Klasings Monatsheften' (März 1906) gedacht werden. Einleitend meint Busse, daß das Buch ‚zweifellos zu den allerbesten des Jahres' gehöre. ‚Ja, wenn ich an die Kühnheit des gewählten Themas denke, an seine kompositionelle und erzählerische Bemeisterung, an diese nie nachlassende Energie und Lebendigkeit der Darstellung, die manchmal fast unruhig wird und es bewirkt, daß trotz breitester Anlage kaum ein Fleckchen des Ganzen tot oder matt erscheint, so halte ich es fast für wahrscheinlich, daß sich unter der letzten Ernte überhaupt kein gewichtigeres Korn befindet.' Als das ‚Schöne und Große' an ‚Jesse und Maria' rühmt er u. a.: ‚Man fragt nicht mehr, ob dies ein katholisches oder protestantisches Buch ist; man weiß nur, daß es ein gutes und ein deutsches ist. Nicht mehr Dogmen und Prinzipien kämpfen hier, sondern Menschen, gläubige und heiße Herzen, die bald recht haben, bald irren, die gar nicht anders schlagen können, als sie eben schlagen, die, ob sie siegen oder untergehen, mit dem einen und dem andern doch nur für sich, für die eigene Persönlichkeit und den eigenen Charakter zeugen. Dadurch aber erreicht sie, daß sie jedem, auf welchem Standpunkt er auch stehe, das Gefühl der absoluten Notwendigkeit und damit auch Gerechtigkeit des Geschehens aufdrängt.'

Dieser letzte Gesichtspunkt kehrt in den meisten Beurteilungen wieder, die den Roman als das nehmen, was er doch in erster Linie sein will und auch ist, als künstlerische Leistung. Aus ihm ergibt sich daher auch für Konrad Falke (Deutsche Monatsschrift, Berlin, April 1906) die Berechtigung, ausdrücklich zu betonen: „„Jesse und Maria" ist ein historischer Roman, der volle Beachtung auch in nichtkatholischen und selbst in außerkonfessionellen Kreisen verdient.'

Doch bleiben wir zunächst noch ein Weilchen bei den Dichtern! Da aber ist vor allem Wilhelm Raabe, der große humoristische Gestalter aus Vergangenheit und Gegenwart. Ihm erscheint der Roman als ‚ein tapferes, schönes Werk, das seinen Platz in der Literatur der Gegenwart mit vollstem Rechte beanspruchte'. Die Stimmen im deutschen Volk, die dafür in Betracht kämen, habe es für sich. Auch der Schlesier Hermann Stehr nennt es ‚literarisch hochbedeutsam', und den mehrfach angefochtenen Schluß betreffend meint er gleich anderen Leuten vom Fach: ‚Ein anderer Schluß mit Jesses Bekehrung und Rettung wäre unkünstlerisch und deprimierend.' Stehrs Landsmann, Paul Keller, spricht von einem ‚starken künstlerischen Genuß', nennt das ‚Zeitkolorit (gerade auch mit Hilfe der erotischen Stellen) virtuos getroffen' und meint, ‚nur Kurzsichtigkeit kann die ehrliche, furchtlose Objektivität der Dichterin verkennen.'

Begeistert äußert sich Johannes Jörgensen: ‚Vor einem solchen Talent, so reich, so tief, so mannigfaltig, beuge ich mich in tiefster Verehrung. Psychologische Analysen, große Szenen, Naturschilderung, feine Stillleben — alles gelingt der Verfasserin. Und der müßte kein Herz haben, der müßte ein papierener Mensch sein, dem nicht bei Lesung der letzten Kapitel die Augen überströmten in der schmerzlich-seligen Empfindung, den höchsten seelischen Ereignissen beizuwohnen, ja sie in eigner Brust zu empfinden, zu erleben. Eine wahre καθάρσις ist die Wirkung dieses — wie eines jeden — guten Kunstwerkes, καθάρσις der Gefühle, Reinigung und Heiligung der Seele durch die Wahrheit.‘

Lebt nun auch begreiflicherweise eine ähnliche Herzensbegeisterung nicht in den anderen Zuschriften, die wir bis jetzt nicht berücksichtigt haben, so stimmen ihre Urheber doch alle in der Anerkennung der hohen künstlerischen und schriftstellerischen Vorzüge des Werkes überein: Klara Viebig so gut wie Ricarda Huch, Fritz Lienhard so gut wie Wilh. Speck, Otto Ernst so gut wie Herm. Anders Krüger.

Der letztgenannte hebt die verblüffende historische Echtheit besonders hervor; da ist es denn von einigem Interesse, auch Historiker und Literarhistoriker kurz hierüber zu vernehmen. Auf die Frage, ob das dem Roman gegebene Zeitkolorit der geschichtlichen Wirklichkeit entspreche, äußert sich der bekannte, auch als Romanschriftsteller namhafte Archivdirektor Hofrat Dr. Karl Theodor Zingeler kurz und bündig: ‚Der Kulturhistoriker muß mit Ja antworten.‘ Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn nennt das Werk ‚erfüllt von einer wundervollen geschichtlichen Lebenswirklichkeit — so wundervoll, daß die an sich historisch so unbedeutenden Menschen, die den Roman gestalten, eine Wesenheit von typisch geschichtlicher Geltung in sich tragen, und daß jener Eindruck aus dem Roman resultiert, den uns sonst nur die Geschichte selbst erweckt: daß in allem Leben individueller Wille und Selbstbestimmung und Schicksalsführung und Schicksalszwang ohne Grenze durcheinander fließen, so daß beides wohl mit Sicherheit fortbesteht, aber beide in ihren Wirkungen nicht voneinander zu halten sind‘.

Das Urteil des Literarhistorikers Universitätsprofessors Dr. R. M. Meyer über die Dichterin und ihren ersten Roman ist aus der dritten Auflage seiner Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (Grote, Berlin 1906) bekannt. In dem neuen Roman begrüßt er ‚einen wirklichen Fortschritt gegen das vorige, doch schon bedeutende Werk‘ und nennt Handel-Mazzetti ‚eine Meisterin kulturhistorischer Psychologie‘. Ähnlich äußert sich Universitätsprofessor Dr. Eugen Kühnemann, der namhafte Biograph Herders und Schillers, ein gleich Meyer ästhetisch sehr fein veranlagter Kritiker und Gelehrter: ‚Die kulturgeschichtliche Schilderung scheint mir ganz vollendet. Aber sie ist es vor allem, weil sie ganz zur Dichtung geworden ist. Mit der höchsten Lebendigkeit treten die Charaktere heraus, ja gleich mit einem gewissen durchgehenden Stilcharakter, als hätten sie sich aus Bildern des siebzehnten Jahrhunderts herausgelöst, wodurch die ganze Schilderung einen gewissen Ausdruck des Altmeisterlichen bekommt. Hierzu trägt aber vor allem auch die prachtvolle kraft- und lebenstrotzende Sprache bei, die das Lesen zu einem hohen Genuß macht.‘ Schließlich sei noch erwähnt, daß der kulturhistorischen Richtigkeit der Zeichnung in dem Jesuiten P. N. Scheid ein Verteidiger erstanden ist, der aber leider in führenden Organen nicht zu Wort kam.

Plaudereien eines alten Journalisten.

Von

Hermann Cardauns.

Ein Stand, dessen Mitglieder tagtäglich zu ihren Zeitgenossen sprechen in Millionen Zungen, und der doch Unzähligen so unbekannt ist wie der Mann im Mond! In dreißigjähriger Berufstätigkeit habe ich zahllose Male die Beobachtung gemacht, daß über Personen und Zustände des deutschen Journalismus, über Wollen und Können, Ideale und praktische Aufgaben, Verdienste und Mängel, im Publikum die seltsamsten Vorstellungen verbreitet sind, als deren Pole die Worte ‚fünfte Großmacht' und ‚Tinten-Kuli' gewählt werden mögen; bald Unter-, bald Überschätzung, die dann bei erster Gelegenheit in Enttäuschung und Geringschätzung umschlägt, auch eine Verallgemeinerung, die von der unendlichen Mannigfaltigkeit unserer Journalistik keine Ahnung hat, überall den gleichen Maßstab anlegt und deshalb falsch mißt. Zu diesem Kapitel einige Aphorismen, unpolitisch, nicht in systematischer Form, sondern zwanglos, aus dem Leben und der Erfahrung heraus; vielleicht dienen sie manchem zur Aufklärung, und wenn er uns besser versteht, wird er uns auch mehr verzeihen.

‚Ein Zeitungsschreiber ist ein Mensch, der *seinen Beruf verfehlt* hat.' Das kann natürlich vorkommen, und wenn der Satz bedeuten soll: Er hat seinen Beruf *gewechselt*, kommt es sogar recht häufig vor. Das ist an sich keine Schande. Wenn ein Gymnasiast oder Student sich dem Redaktionsfach oder der freien schriftstellerischen Tätigkeit zuwendet, so braucht das nicht zu bedeuten: Er konnte das Abiturium oder die Fakultätsprüfung nicht bestehen; in vielen Fällen treiben besondere Zeitumstände oder die Not des Lebens gut veranlagte junge Leute in diese Bahn. Am meisten Respekt habe ich da vor den self made men, die ohne gründliche Vorbildung, ganz aus eigener Kraft, ihren Weg machen. Aber das sind Ausnahmen. Wer von der Schulbank weg zur Presse übergeht, wird nicht leicht zu einer guten und einflußreichen Stellung kommen. Wer es kann, sollte sich zur Vorbildung nicht auf gute stilbildende Lektüre und unabläßige schriftliche Stilübungen beschränken, sondern zur Universität gehen, wenn es geht, auch auf eine fremdsprachige, Sprachen und Nationalökonomie treiben, mit sorgfältiger Auswahl geschichtliche, literarhistorische, juristische Vorlesungen hören, auch, wenn eben möglich, eine akademische Prüfung bestehen; nötig unter allen Umständen sind ja alle diese Dinge nicht, aber in weitaus den meisten Fällen mindestens sehr nützlich; denn das

Talent kann ja die Vorbildung bis zu einem gewissen Grade ersetzen, aber zuerst muß man es haben.

Wahr bleibt, daß unser Stand von jeher für fragwürdige Existenzen eine große Anziehungskraft besaß. Man ist an irgend einer Berufsecke gescheitert, man hat nichts Rechtes gelernt, aber man kann doch deutsch schreiben, — wenigstens bildet man es sich ein, obwohl es lange nicht so leicht ist, als die meisten glauben, — und den Stoff nimmt man, wo man ihn findet, schlimmstenfalls pflügt man mit fremdem Kalbe. Genau genommen sollte man ja, namentlich bei Behandlung religiöser und politischer Dinge, auch eine Überzeugung haben, aber es geht auch so, bei einer gewissen Presse sogar noch besser; mit etwas Geschick und Charakterlosigkeit kann man auch für verschiedene Blätter schreiben, sei es nacheinander, sei es gleichzeitig. Ich spreche nicht von ehrenhaften Schriftstellern, die an Blättern verschiedener Richtung arbeiten, ohne ihrer Gesinnung etwas vergebens zu müssen, z. B. als Mitarbeiter des wissenschaftlichen, technischen ꝛc. Teiles, sondern von den Parteigängern, die schreiben, wie es verlangt wird, schwarz und weiß, liberal und konservativ, sittlich und unsittlich. Aus der Zunft dieser schriftstellernden Landsknechte kommen auch gewöhnlich die Indiskretionen und persönlichen Gehässigkeiten. Die Herren haben auf mehreren Bühnen hinter die Kulissen gesehen, und da kann es ganz lukrativ werden, die Geheimnisse der einen Direktion an die andere zu verraten.

Jawohl, es gibt unter uns Gesinnungslumpen, Abschreiber, Zeilenjäger, Nachrichtendichter, die sich ihre Neuigkeiten aus den Fingern saugen, um sie nachher zu dementieren und sich zweimal bezahlen zu lassen, auch Ignoranten, Grobiane, die keine Meinungsverschiedenheit ohne Schimpfwörter erörtern können. Aber wie der Lehrer es sich verbitten darf, als Pedant behandelt zu werden, bloß weil seine Tätigkeit leicht Anlaß zu kleinlichem Wesen bietet, wie die Soldatenmißhandlungen das Offizier- und Unteroffizierkorps noch lange nicht zu einer geschlossenen Gesellschaft von Soldatenschindern machen, so bitten auch wir, unsern Stand als solchen nicht verantwortlich zu machen für die Fehler und Sünden der einzelnen. Und da bedarf der deutsche Zeitungsleser vielfach noch der Erziehung. Es gibt eine Menge feingebildeter Leute, die sich nicht leicht eine Unhöflichkeit im brieflichen Verkehr zu schulden kommen lassen; nur wenn sie an eine Redaktion schreiben, kommt es ihnen auf eine handvoll Kraftausdrücke nicht an. Das beruht gewöhnlich nur auf allgemeiner Abneigung gegen die Presse, aber diese soll es sich nicht gefallen lassen. Verfügt man selbst über einen Briefstil, der sich in guter Gesellschaft sehen lassen kann, so wird ein höflicher, aber entschiedener Protest fast immer Erfolge haben: so habe man das nicht gemeint, man bitte um Entschuldigung, aber man habe schon so oft schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht — ja, das ist es eben, daß man sich dadurch verleiten läßt, die Presse überhaupt zu malträtieren.

Zudem haben wir recht oft für fremde Sünden zu büßen. Da sind zunächst die vielfach kläglichen materiellen Verhältnisse. Ein be-

freundeter Amtsrichter erzählte mir einmal, er habe in einer Prozeßſache die Eigentümerin des Lokalblättchens nach der Redaktion desſelben gefragt. Antwort: ‚Redaktion? Hammer kein!‘ Die reſolute Dame hatte recht: Sie ſelbſt oder der Setzer oder der Hausknecht oder wer ſonſt im Nebenamt das Blatt zuſammenſtoppelte, ſchrieb nicht mit der Feder, ſondern mit der Schere, und das iſt billig. Ganz ſo kraß mag es ſelten vorkommen, aber ähnlich oft, und es ſind nicht immer bloß die kleinſten Verleger, deren oberſter Grundſatz gebeut: Die Zeitung muß viel bringen, aber möglichſt wenig koſten. Da wird die Redaktion an den Mindeſtfordernden vergeben, und je weniger der Mann bekommt, deſto mehr packt man ihm auf: Redaktion, Korrektur, Anzeigen, Expedition, — ohne tüchtige Angeſtellte, ohne honorierte Mitarbeiter, ohne Vertretung, ohne nennenswerte Ferien, ohne anſtändige Kündigungsfriſt, ohne Penſionsanſprüche, von Witwen- und Waiſenverſorgung gar nicht zu reden. Da werden Verträge geſchloſſen, welche einerſeits die Not, andererſeits der rückſichtsloſeſte Erwerbsſinn diktiert; kein Wunder, wenn der Redakteur alle Berufsfreudigkeit verliert und der Verleger ſchließlich den Redakteur hat, den er verdient, und für die Knauſerei am Geldbeutel geſtraft wird, weil er gegen eine anſtändige Konkurrenz nicht aufkommen kann. Bei den Mitarbeitern — falls welche vorhanden ſind — hat der Geiz natürlich meiſt die gleichen Folgen: Wie der Lohn, ſo die Arbeit. Wer einen politiſchen oder wiſſenſchaftlichen oder belletriſtiſchen Korreſpondenten bezahlt wie einen ſchlechten Lohnſchreiber, dem geſchieht recht, wenn man ihm Sudeleien oder Abſchriften liefert. Daß der Bezahlung auch die perſönliche Behandlung zu entſprechen pflegt, bedarf kaum der Erwähnung. Das Gegenteil wäre nicht nur hübſch, ſondern auch klug und rentabel. Ein rheiniſcher Induſtrieller, der längſt vor Durchführung der Verſicherungsgeſetzgebung aus freien Stücken die umfangreichſten Wohlfahrtseinrichtungen ſchuf, wurde einmal von einem weniger ideal veranlagten Kollegen gefragt: ‚Warum tun Sie eigentlich das alles?‘ Er antwortete trocken: ‚Um mehr Geld zu verdienen, denn ich habe die beſten Arbeiter.‘ So handelt auch der Zeitungsunternehmer, der ſeine geiſtigen Mitarbeiter anſtändig honoriert und behandelt, nicht nur als vornehmer Charakter, ſondern auch im eigenen Intereſſe.

Aber auch das Mitglied einer großen Redaktion, das einen ehrenwerten Verleger, tüchtige Kollegen und Mitarbeiter hat, iſt noch lange nicht auf Roſen gebettet. Wer pünktlich zum Morgenkaffee ſeine Zeitung lieſt, hat nur ſelten einen Begriff, wie ſie zuſtande kommt. Da iſt das Zeitungskontor, in welchem tagtäglich viele Dutzend Blätter, Hunderte von Briefen, Korreſpondenzen und größeren Aufſätzen zuſammenſtrömen und ſchleunigſt an die einzelnen Reſſorts verteilt werden. Eine der erſten Standestugenden iſt da der raſche Blick, mit dem der Redakteur aus den Papierſtößen das Dringende herausfindet. Heute ſteht dieſe oder jene Frage auf der Tagesordnung; binnen ſo und ſo viel Stunden oder Minuten muß ſie erledigt ſein. Alſo vorwärts, ſchlimmſtenfalls mit der Uhr auf dem Tiſch; das vorliegende Material gruppiert,

ergänzt! Nun kommt der Korrekturabzug; rasch zurück damit! Hoffentlich kommt der Artikel noch rechtzeitig in die Form, damit sie in fliegender Eile klischiert, das Klischee in die Rotationsmaschine gebracht und die fertigen Nummern im letzten Augenblick am Bahnhof abgeliefert werden können. Diese jagende Eile ist ein arges Redaktionskreuz. Wie oft hat mir August Reichensperger gesagt, wenn er mich in meiner Klause besuchen kam: ‚Nein, dieses Arbeiten auf die Sekunde, das brächte ich nicht fertig,‘ und doch hat er selbst die Arbeit wahrlich nicht gescheut.

Und dann ein anderes Kreuz: das Durcheinander, der Zwang des beständigen Wechsels, des Überspringens von einem Gegenstand zum andern. Man mag disponieren und die Arbeitsteilung durchführen, so viel und gut man will und kann, — will man zu konzentrierter Arbeit, beispielsweise zu einem über den Durchschnitt hinausreichenden Leitartikel kommen, dann ist das Gescheiteste, man schließt sich ein. Bei offener Tür geht es ja zu wie in einem Bienenkorb: Redaktionsdiener, Metteur, Verleger, Sekretär, Kollegen, neue Zeitungen, Briefe, Depeschen, Korrekturen, Anfragen, persönlich oder telephonisch. Es gibt Leute, die sich in einem solchen Milieu wohl fühlen, denen etwas fehlt, wenn einmal zehn Minuten lang niemand ins Zimmer stürzt; aber die Mehrzahl wird auf die Dauer ungeduldig, ungemütlich, nervös und macht dadurch natürlich die Sache nur noch schlimmer.

Alle derartigen Emotionen sind vom Übel. Wenn der Mensch sich überhaupt nicht ärgern, wenn er ‚edel sein soll, hilfreich und gut‘, so gilt das vom Redakteur ganz besonders, denn er hat allen Grund, seinen Verstand zusammen zu halten, und ist darauf angewiesen, mit einer Menge Menschen gut auszukommen. Thomas von Kempen hat im ersten Buch von der Nachfolge Christi ein schönes kleines Kapitel ‚von der Ertragung fremder Fehler‘ geschrieben: ‚Was der Mensch an sich und andern nicht bessern kann, soll er geduldig ertragen, bis Gott es anders ordnet. Auch du hast manches an dir, was andere erdulden müssen. Gott hat es so geordnet, daß wir einer des andern Lasten tragen lernen; wir müssen einander trösten, helfen, bessern und ermahnen.‘ Wäre das nicht geschrieben, bevor es Zeitungen gab, so könnte man glauben, es sei extra für die Redakteure gesagt.

Auch für mich, und ich muß reuig bekennen, oft genug dagegen verstoßen zu haben. Aber auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und man verzeihe es einem alten Diener der schwarzen Kunst, wenn er mit dem Geständnis eine Anklage verbindet und Rache nimmt an allerhand Todfeinden seines Berufes, die übrigens persönlich seine guten Freunde sind oder doch sein konnten.

Da sind zunächst die Mitarbeiter, ständige wie gelegentliche, großenteils ganz vortreffliche Leute, aber leider manche auch minder gut. Du magst sie hundertmal an die auf den Briefformularen gedruckten Preßgebote erinnern, Dutzende flehentlicher Episteln schreiben, es ist ihnen nun einmal nicht beizubringen, daß der erste Grundsatz für jeden Berichterstatter ist: Rasch und

kurz! Pressiert etwas, so warten sie zunächst einen Tag oder auch zwei; dann schreiben sie, lassen aber den Brief weitere 24 Stunden liegen und expedieren ihn genau so, daß er in der Nacht von Samstag auf Sonntag ankommt und bis Montag liegen bleibt. Zum Ausgleich wird ein anderes Mal für einen abgebrannten Ziegenstall der Telegraph in Bewegung gesetzt. Hartnäckig bestehen sie darauf, tagtäglich eine Druckspalte zu schreiben oder auch mehr, und sind tief gekränkt, wenn dann der Rotstift seine Schuldigkeit tut; oder sie schreiben mit derselben Hartnäckigkeit über ein Gebiet, das einem andern Mitarbeiter zugewiesen ist. Zuweilen wird eine Zeitung, in der Artikel erscheinen sollen, mit einer Verlagsdruckerei verwechselt; voriges Jahr erhielt ich auf die Bitte um einen Nekrolog ein Manuskript von 150 Quartseiten; dafür kommt — wieder zum Ausgleich — ein fest zugesagter Nekrolog überhaupt nicht und auf eine Reihe dringender Mahnbriefe nicht einmal eine Antwort. Um so höher schätzt man da die liebenswürdigen Herren, die im Begleitschreiben bemerken: ‚Ändern und kürzen Sie nach Belieben, und wenn Sie's nicht brauchen können, so stecken Sie es in den Papierkorb!' Von einer solchen Erlaubnis braucht fast nie Gebrauch gemacht zu werden; denn gewöhnlich sind die Mitarbeiter die besten, welche am wenigsten Ansprüche erheben.

Und dann die Schrift und die sonstigen Äußerlichkeiten der Korrespondenz! Ein betrübter Kollege hat neulich die einschlagenden Wünsche in artige Reimlein gebracht:

‚Ein Redakteur hat auch ein Herz,
Bedenke es doch, du Mann der Feder!
Er fühlt wie du auch manchen Schmerz,
Und seine Nerven sind kein Leder.
Drum schreib doch klar und deutlich stets
Und denk nicht: Pah, für heute geht's!
Dagegen soll die Tinte dein
Durchaus nicht klar wie Wasser sein.
Auch korrigier nicht, wie's der Brauch,
Bald oben, unten, bald die Quer!
Der Setzer ist ein Mensch doch auch,
Zwei Augen hat er und nicht mehr.
Als Rand laß einen Streifen frei,
Zwei Finger breit sind wohl zu leiden;
Vor allem aber, was es sei:
Schreib nie, auch nie auf beiden Seiten!'

Aber das sind doch Kleinigkeiten, wird man sagen. Gewiß! Wer indessen weiß, wie viele Stunden toter Arbeit für Redakteur, Setzer und Korrektor in solchen Kleinigkeiten stecken, der weiß diesen Notschrei zu schätzen. Unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeschrieben sind die Schriftsünder, lebende und tote: Der große Parlamentarier, der so anmutig sprach und so entsetzlich schrieb, der berühmte Apologet, in dessen scheinbar elegantem Manuskript alle Buchstaben gleich aussahen, der weltbekannte Historiker, dessen Charaktere eine

so verzweifelte Ähnlichkeit mit Keilschrift besaßen, und der Rechtsanwalt, der ähnlich wie dieser schrieb, aber mit Vorliebe auf gelbes Strohpapier — das ist lögenhaft to vertellen, aber buchstäblich wahr!

Und dann kommt die Rache: Im Setzersaal und im Korrektorenzimmer lauert der Druckfehlerteufel! Sei mir gegrüßt, dämonischer Kollege, denn so oft du uns auch Ärgernis bereitet hast, das Zeugnis schulden wir dir: Oft waltest du deines Amtes mit genialer Hand, zur Freude des Menschengeschlechtes, und wie manchmal müssen wir pflichtmäßig deine Streiche rückgängig machen mit dem Gefühl aufrichtigen Bedauerns, sie noch entdeckt zu haben! Denn mit dem Druckfehler wäre doch eigentlich der Artikel schöner gewesen als ohne denselben. Antisemitisch warst du angehaucht, als du vor vielen Jahren die ernsten Gelehrten Rau und Roscher in Kau und Koscher verwandeltest, und der Geist des Goethebundes und sonstiger Gegner der Lex Heinze sprach aus dir, als du vom Regensburger Katholikentag vermeldetest: ‚Fürst Löwenstein empfiehlt Noerens Broschüre über die Bekämpfung der öffentlichen Sittlichkeit.‘ Ein großes Epos wäre nötig, um nur deine hervorragendsten Taten zu besingen; hier sei lediglich die erschütternde Klage wiedergegeben, die im August 1904 ein Kollege von der andern Fakultät in der ‚Köln. Zeitung‘ zum besten gab, der Bericht, was alles ihm bei der ersten Nummer geschah, die er verantwortlich zeichnete:

‚Abgemattet war ich um Mitternacht auf mein Lager gesunken. Ich lag noch in festem Schlummer, als ein wildes Klingeln erscholl. Es war ein Theaterdirektor, der mich wütend anfuhr, weil in der kaum erschienenen Morgenausgabe seine Frau als Bettelbirne beschimpft worden sei. Es sollte Brettldiva heißen. Das Äußerste, wozu er sich verstand, war Verzicht auf Tätlichkeiten und Zweikampf, dafür aber eine regelrechte Beleidigungsklage. Ich ging auf meine Redaktion. Dort empfing ich nach kurzer Zeit den Besuch eines Polizeikommissärs, der mir im Auftrage der Regierung mitteilte, hochdieselbe werde uns von nun an alle amtlichen Anzeigen und ihr Wohlwollen entziehen, da wir den Oberpräsidenten in frechster Weise beschimpft hätten. Tatbestand: In dem Bericht über den Besuch des Kronprinzen beim Haupt der Regierung war dieses als Operpräsident bezeichnet, und unglücklicherweise konnte der Druckfehler in dem ganzen Zusammenhang als ein beabsichtigter grausamer Witz angesehen werden. Derselbe Bericht verschaffte mir eine Klage wegen Majestätsbeleidigung, weil darin von dem Hornprinzen die Rede war, der in jeder Beziehung das Ebenbild seines Vaters sei. Von der Kirchenbehörde lief ein entrüstetes Schreiben ein, daß wir von nun an die kirchlichen Anzeigen nicht mehr erhalten würden. Durch ein Versehen des Metteurs war nämlich der Bericht über die evangelische Pfarrkonferenz aus Bodenheim, 25. Juni, unter die Rubrik Viehmarkte und der Bericht über den Rindviehmarkt vom selben Ort und Datum unter der Spitzmarke Kundgebungen zum Schulantrag in den politischen Teil geraten. Das allerschönste war jedoch eine Klage des Staatsanwalts auf Grund des § 166: Ich hatte unwissentlich eine Einrich-

tung der katholischen Kirche beschimpft; in einem Telegramm aus Rom stand nämlich zu lesen, der Papst habe den Zentrumsabgeordneten Pfarrer Matthias Fottner zu seinem Hausproleten ernannt.'

Herr Federkiel bekennt schließlich, diese ganze schreckliche Geschichte nur geträumt zu haben; aber ähnliche Dinge, wenn auch nicht in solcher Häufung, passieren alle Tage. Und leider muß beigefügt werden: Auch menschliche Bosheit kann die Schuld tragen. Manchmal werden Worte gesetzt, die zwar wirklich im Manuskript stehen, aber nur zur Privatlektüre des Empfängers und beileibe nicht für den Druck bestimmt sind. So im Berichte eines badischen Blattes über den Regensburger Katholikentag: ‚Begrüßungsfeier. 12 000 Teilnehmer. Eindruck gewaltig. Die Grüße von Baden überbrachte Pfarrverweser Martin von Konstanz. Bier vorzüglich.' Und welch reine Freude hat seinen Lesern der Redakteur eines westfälischen Blattes bereitet, der in gerechter Entrüstung über einen besonders miserablen Korrekturabzug denselben mit einigen Titulaturen aus dem Tiereich verzierte; andern Tages lasen die erstaunten Paderborner in dem sonst nichts weniger als zoologischen Artikel den Gefühlsausbruch: ‚O du Rhinozeros!'

Unzählige Male hört und liest man die Mahnung: ‚Unterstützen Sie die Presse auch durch persönliche Mitarbeit!' Sehr schön, und jeder Redakteur wird dankbar die vielfältige Hilfe und Anregung anerkennen, die ihm aus seinem Leserkreise geworden ist. Aber es gibt auch Unterstützungen, bei deren Empfang er seufzt: Herr, bewahre mich vor meinen Freunden! Gar nicht weiter reden will ich von den Riesenberichten über die Vereinsfeierlichkeiten in Dingsda, die kein Mensch liest als die darin aufgezählten Redner und Sänger, von den breiten Abhandlungen über religiöse, politische und soziale Probleme, die an dieser Stelle, d. h. in der Zeitung, nur einen winzigen Prozentsatz der Leser interessieren, von den dicken Denkschriften über die neueste Flugmaschine oder eine sonstige Erfindung von ungeheurer Wichtigkeit. Wer sonst niemanden mehr findet, dem er seine krausen Gedanken vortragen kann, der wendet sich eben sicher an ‚seine' Zeitung.

Ein trauriges Kapitel ist hier der Verkehr mit Irrsinnigen. Manche dieser armen Leute benutzen eine Redaktion als ständige Adresse für ihre Einfälle. Da kommt gewöhnlich das tollste Zeug, mitunter aber auch erschütternde Briefe. Ein geisteskranker Jurist hat mir in lichten Augenblicken seinen Zustand mit erstaunlicher Klarheit geschildert; mit vollster Schärfe erkannte er sein Leiden, seine Gesichts- und Gehörhalluzinationen beschrieb er mit der Genauigkeit eines Psychiaters. Unter der dringend anzuratenden Vorsicht im persönlichen und brieflichen Verkehr kann man da manchmal ein gutes Werk tun, indem man die armen Leute von Torheiten abhält oder ihren Angehörigen einen diskreten Wink gibt.

Aber auch im übrigen vernünftige Leute treiben Geschichten, die schon nicht mehr vernünftig sind. Ein Redakteur ist in ihren Augen ein Mann, der alles und jedes zu wissen und zu können verpflichtet ist und dabei über unbe-

schränkte Zeit verfügt. Gegen höfliche Bitten um Auskunft über politische Dinge, Fragen des öffentlichen Rechts usw., ausnahmsweise auch in Privatangelegenheiten ist natürlich nichts einzuwenden; nicht selten aber ist keine Antwort die einzig richtige trotz schmeichelhafter Wendungen wie treuer Abonnent und eifriger Leser Ihres ausgezeichneten Blattes, im Vertrauen auf Ihre oft bewährte Gefälligkeit ꝛc. Nein, wenn so ein freundlicher Herr handgreiflich nur deshalb an die Redaktion schreibt, weil er einige Groschen für Insertionskosten sparen will, wenn er nur deshalb verwickelte und verantwortungsvolle Rechtsfragen aufwirft, um nicht einen Rechtsanwalt bemühen und honorieren zu müssen, dann soll der Redakteur nicht gefällig sein; denn er ist doch nicht Inhaber eines Auskunftsbureaus und kann seine Zeit für bessere Dinge gebrauchen.

Und doch: Trotz all solcher egoistischen Belästigungen wird jeder Redakteur mit größerer Korrespondenz lächelnd sagen: Es wäre jammerschade um manchen tollen Brief, der mich nicht erreicht hätte. Wer jahrelang systematisch diese Kuriosa sammelt, der kann spielend ein ganzes Buch daraus zusammenstellen und ein recht lustiges. Hier nur einige Pröbchen aus letzter Zeit, buchstäblich, nur mit Kürzungen.

(Aus Amerika.) ‚Bitte, können Sie mir in Deutschland eine Stelle besorgen als Küster? Ferner, können Sie mir ein Loos schicken von einer guten und ehrlichen Lotterie?‘

‚Als alter Abonnent erlaube ich mir ꝛc. Ich beabsichtige, hier ein Fensterputzgeschäft einzurichten, kenne aber keine Bezugsquellen für Leitern usw. Auch möchte ich gern wissen, wie die Taxen des Bezahlens, Lohn der Arbeiter, überhaupt die ganze Einrichtung eines solchen Geschäftes sind. Vielleicht könnten Sie mir mit einigen Zahlen und Ratschlägen zur Hand gehen.‘

‚Geliehen und nicht zurückgebracht wurde der Leihwagen Nr. . . . Es ist ein kleiner Gemüsewagen, dunkelbraun angestrichen, Eisenreifen rot gestrichen. Schrift weiß. Vor Ankauf wird gewarnt. Um Aufnahme unter Städtische Nachrichten bittet Abonnent . . .‘

‚Wegen einer Wette läßt Abonnent X. anfragen, ob man die Lunge eines Flohes auf irgend eine Weise so sehen kann, daß man sie genau studieren kann. Er bittet, einen Fachmann zu Rate zu ziehen und um Antwort mit wissenschaftlicher Begründung unter D. W. im Briefkasten.‘

‚Ich beabsichtige, jetzt noch, im Alter von ca. 26 Jahren, eine Beamtenlaufbahn zu ergreifen. Vor kurzem las ich nun über landwirtschaftliche Angestellte, wie Rechnungsführer, Verwalter größerer Güter oder dergl. Sind solche Stellen noch wohl leicht zu bekommen in Rheinland oder Westfalen? Sind dieselben gut honoriert und kann ein solcher Beamter bald heiraten, eventuell ist Heirat in solcher Stellung gestattet? Gibt es ferner Institute, wo man es in kurzer Zeit noch bis zum Einjährigen-Examen bringen kann, eventuell könnten Sie mir einige gute Anstalten namhaft machen? Welche Karriere kann man nach bestandenem Examen am besten einschlagen, vielleicht

diejenige des Bankfachs? Wie lange würde man arbeiten müssen, bis man soviel verdienen könnte, um eine Familie zu ernähren?'

‚In meiner Ehe wurden mir bisher sechs Söhne und zwei Töchter geschenkt. Es könnte möglich sein, daß sich in nächster Zeit ein Sohn dazu gesellt. Ich möchte den Kaiser um die Patenschaft bitten. Nun sind aber die Söhne nicht alle aus einer Ehe. Ist es erforderlich, daß alle Söhne nacheinander geboren und von einer Ehe herstammen, oder kann auch ein Mädchen zwischen geboren sein? In welcher Weise ist es einzuleiten, daß der Kaiser als Pate in den Kirchenbüchern notiert werden kann?' So geht's noch ein Stückchen weiter, und dann folgt eine sehr eingehend begründete Frage, was der Redakteur zu seiner Absicht sage, Hoflieferant des deutschen Kaisers zu werden?

‚Bitte, mir doch gefälligst mitteilen zu wollen, welche Orden den nachstehenden Privatbeamten auf einer Fabrik bei einer vierzigjährigen ununterbrochenen Dienstzeit zustehen oder von Sr. Majestät verliehen werden. 1. ein Betriebsbeamter. 2. technischer Zeichner. 3. technischer Zeichner und Materialienverwalter. 4. Werkmeister. 5. Betriebsbeamter als technischer Zeichner.'

‚Ich möchte 1. eine gute Ärztezeitung nennen hören. Dann weiter erfahren, welche Ausgabe des „A. T." als die vorzüglichste gilt? 3. habe ich Spemans „Goldenes Buch der Kunst" und wünsche Ihre gefällige Ansicht, ob das „Goldene Buch der Weltliteratur" eines der oder das empfehlenswerteste Werk in dieser Art wäre.'

‚Seitens der Kreisbauinspektion werden wir ersucht, nachstehende Fragen wegen eines 1896 erbauten Ringofens zu beantworten: 1. wann ist der Schornstein erbaut? 2. von wem? 3. Berechnung desselben vorhanden?' Folgt noch ein ganzer Pack von Fragen mit dem Ersuchen, mitzuteilen, ob die Herren verpflichtet seien, diese Fragen zu beantworten. Nachschrift: ‚Sie wollen uns auch gefälligst den betreffenden § mitteilen.'

Das liest sich ja nun recht vergnüglich; aber viele Hunde sind des Hasen Tod, und es kann dem Adressaten doch etwas viel werden, besonders wenn er verantwortlich zeichnet und deshalb der bevorzugte Liebling aller Briefschreiber ist, welche des Wahnes sind: Der Herr, der auf der Zeitung steht, schreibt sie auch von der ersten bis zur letzten Zeile. Dutzendweise bekommt er Zeitungsbestellungen und Inserate von stellensuchenden Dienstmädchen. Und wie viele persönliche Besuche in Angelegenheiten, die ihn speziell oder auch die Redaktion überhaupt das Mindeste angehen! Natürlich mit Vorliebe außerhalb der Sprechstunde. Da kommen nun viele in den Ruf der Unzugänglichkeit, weil sie sich nicht zu jeder Tageszeit jedem beliebigen Besucher in allen erdenklichen Angelegenheiten auf unbeschränkte Zeit zur Verfügung stellen, sondern wenigstens während der schlimmsten Arbeitsstunden die Türe geschlossen halten und auch sonst zu wissen wünschen, wer und zu welchem Zweck er nach ihnen fragt. Und was erscheint dann alles im Sprechzimmer! Leute mit viel Zeit und mächtigen Manuskripten, die sie sofort vorlesen wollen; ‚Kollegen'

mit Bitte um Reisegeld, — es sind manchmal recht arme Schelme darunter, denen man den Obolus nicht verweigern soll, aber auch viele gewerbsmäßige Bettler und Schwindler, die mit Namenslisten von Ort zu Ort reisen, — vereinzelt arme Irrsinnige, dann ‚Erfinder‘, Querulanten, Prozeßkrämer. Neulich fällt mir einer unangemeldet ins Bureau: ‚Ich bin betrogen worden!‘ ‚So!‘ ‚Ich habe in der Lotterie einen Wagen gewonnen, angeblicher Wert 2000 Mark, habe aber nur 300 dafür gekriegt.‘ ‚Ja, aber was soll ich denn dabei tun?‘ ‚Aber das ist doch ein Betrug.‘ ‚Ich bedaure, aber . . .‘ ‚Ich kann Ihnen die Akten bringen, wiegen fünf Kilo, ein solcher Pack.‘ Er hält die Hand in beträchtlicher Höhe über dem Fußboden, und ich habe die größte Mühe, ihm begreiflich oder auch nicht begreiflich zu machen, er müsse zu einem Rechtsanwalt gehen. Wenn solche Fälle sich jeden Augenblick wiederholen, kann man es da dem Redakteur verübeln, wenn er Vorsichtsmaßregeln trifft? Die können dann freilich auch den Unrechten treffen, z. B. den schweizerischen Volksschriftsteller, der im bescheidensten Reiseanzug, ohne Visitenkarte, nach der Redaktion fragt und dann als armer Reisender mit einem Zehrpfennig beglückt wird; wir haben es bedauert, denn wir hätten den prächtigen Mann so gern kennen gelernt, aber doch herzlich gelacht, als er später die Geschichte in urwüchsigem Stil drucken ließ. Möge man wegen solcher, meist selbst verschuldeter Mißgriffe nicht vergessen: Die Zeit des Redakteurs gehört nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit seiner Leser, und fünf Minuten, die ihm ein zweckloser Besuch raubt, können verschulden, daß für Tausende von Abonnenten der Postanschluß verfehlt wird.

Eine reiche Quelle von Verdrießlichkeiten oder doch überflüssigen Scherereien ist die Unkenntnis des Preßgesetzes und des Strafgesetzbuches, soweit es auf Preßverhältnisse Anwendung findet. Ein nicht ganz kleines Kreuz ist da der Berichtigungsparagraph. Man kann kühn behaupten: Unter den tausenden von Belästigungen, die jährlich den Redaktionen zugehen, ist vielleicht nicht ein einziges Prozent, das den Bestimmungen des § 11 vollständig entspricht. Die ungeheure Mehrzahl weiß nun einmal nicht oder beliebt es nicht zu beachten, daß allgemeine Räsonnements nicht in eine preßgesetzliche Berichtigung hineingehören, daß der Redakteur beleidigende Wendungen gegen dritte Personen zurückweisen muß, wenn er sich nicht selbst strafbar machen will usw. Bei manchen wird das Berichtigen zu einer Manie: man braucht sie in der Zeitung nur zu nennen und kann fest auf eine Zuschrift rechnen. Einige bedienen sich bei der Anwendung des § 11 vorsichtshalber eines Rechtsanwalts; aber selbst dann geht es nicht ohne Entgleisungen ab, sei es, weil der Rechtsbeistand selbst den § 11 nicht kennt, sei es, weil er tut, was der Klient nun einmal haben will.

Und wie wenig weiß das Publikum vom Preßvergehen, speziell vom Beleidigungsparagraphen! Wie oft erhält der Redakteur auf eine vorsichtige Rückfrage die erstaunte Antwort: ‚Aber was ich Ihnen geschrieben habe, ist ja alles wahr!‘ ‚Schön, das wollen wir Ihnen gern glauben; aber das

Gericht will die Geschichte auch bewiesen haben, sonst wird es unangenehm. Also Zeugen!' Dann verstummt oft die Korrespondenz. Oder die Zeugen werden wirklich beigebracht, aber sie sind auch danach. Noch immer kann ich meinen ersten Preßprozeß nicht verschmerzen, und es ist doch schon so lange her. In einem Eckchen der Zeitung hatte ein Menschenfreund Beschwerde über einen Handelsmann erhoben, der einen Bauer beim Ferkelkauf übers Ohr gehauen. Mein Kronzeuge war natürlich der Bauer, und was sagt er vor Gericht? Eigentlich habe er für seine Ferkel eher zu viel als zu wenig bekommen. Tableau! Den Rest kann man sich denken.

Damit bin ich auf ein Gebiet geraten, das wir Journalisten eigentlich vermeiden sollen eingedenk des Spruchs, im Hause des Gehenkten soll man nicht vom Strick sprechen, auf das Kapitel Presse und Gericht. Aber warum sollen wir schließlich nicht von einer höchst respektablen und unentbehrlichen Institution reden, mit der wir, wenn auch unfreiwillig, in einer so fruchtbaren geschäftlichen Verbindung stehen, und zwar nicht immer in einer unangenehmen? Notabene wenn ‚die Gegenseite' den angeklagten Redakteur nicht ohne weiteres als gemeingefährliche Person betrachtet, die ihren leider nun einmal vorhandenen Beruf nur ‚mit dem Galgen daneben' ausüben darf. Aber viele Kollegen werden dankbar der Fälle gedenken, in denen sie ihre Freisprechung dem taktvollen Eingreifen eines Schöffenrichters oder Strafkammerpräsidenten verdankten, dem der Geist höher stand als der Buchstabe; auch liebenswürdiger Staatsanwälte, die bei einer Anklage, bei welcher das moralische Recht auf seiten des Beklagten war, nicht mehr taten, als sie berufsmäßig tun mußten. Zudem verkünden wir, wenn wir Erinnerungen als ‚mehrfach bestrafte Subjekte' zum besten geben, doch nicht ohne weiteres bloß ‚die eigene Schande'. Als Journalist keine Preßvergehen verübt ist doch nicht so einfach als keine silbernen Löffel stehlen; fast könnte man sagen: Wem nichts passiert, der hat seinen Beruf verfehlt, und jedenfalls sind an den vielen Verurteilungen viele Faktoren beteiligt. Zunächst natürlich die Herren Redakteure selbst, wenn sie Dummheiten machen, — und das tun wir alle; — dann aber auch die Gewährsmänner, die rasch im Behaupten und langsam im Beweisen sind, die ängstlichen Zeugen, die nicht mit der Wahrheit herauskommen, und dann — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — auch die Herren Richter. Hier ein artiger Schulfall. In einem kirchenpolitischen Artikel war der damalige Minister des Innern von Puttkamer kräftig angefaßt worden; — ich fürchte, als Richter würde ich mich selbst schuldig gesprochen haben. Mitten in der Verhandlung fragt der Vorsitzende: ‚Wie kommen Sie eigentlich zu dem Ausdruck: „Derselbe Faden, aber eine andere Nummer?"' ‚Aber, Herr Präsident, das ist ja ein Diktum des Fürsten Bismarck!' Das war richtig, und doch wurde ich wegen dieses einen Zitats verurteilt, während viel bedenklichere Wendungen in der Urteilsbegründung keine Rolle spielten. Besser erging es uns, — wir waren unser etwa ein Dutzend, — als wir wegen eines Aufrufs zu einer Versammlung in der Kulturkampfszeit vor die Schranken kamen. Wir hatten

darin vom ‚verbannten Erzbischof von Köln' gesprochen, und das war der Hauptpunkt. Die Sache stand mindestens zweifelhaft. Da passiert dem Staatsanwalt das Malheur, im Plaidoyer von dem ‚exilierten Erzbischof' zu sprechen. Angeklagte und Verteidiger lachten vergnügt, und der Gerichtshof sprach frei; er hätte ja auch sonst den Herrn Staatsanwalt mit verurteilen müssen.

Mitunter ist Spruchsitzung und Urteil noch die geringere Unbill, und der peinlichere Teil spielt sich beim Ermittlungs- und Untersuchungsverfahren ab. Da ist der jedem Redakteur in tiefster Seele verhaßte Zeugniszwangsparagraph, die unter Umständen bestehende gesetzliche Nötigung, den Namen des Einsenders zu nennen, was ohne dessen Erlaubnis durch ungeschriebenen Ehrenkodex verboten ist. Eine Ausnahme freilich soll man hier gelten lassen: Wird der Redakteur in boshafter Weise, z. B. in evident ehrabschneiderischer Absicht belogen, so ist wirklich nicht abzusehen, weshalb er den Rücken hinhalten soll, um einen gemeinen Verleumder zu decken. Man mag zugeben: ganz könne die Rechtsordnung auf den Zwangsparagraphen nicht verzichten, aber dann sollte das Gericht ihn wenigstens nicht auf Bagatellen anwenden. Und das kommt vor, und zwar in Fällen von unglaublicher Kleinlichkeit. Ein Handelskammermitglied hat laut Zeitungsbericht einen kräftigen Ausdruck über die Beamten des Steuerfiskus gebraucht. Nach einigen Monaten wird der Herr wegen Beleidigung vernommen, kann sich jedoch begreiflicherweise nicht mehr erinnern. Nun kommt der Redakteur an die Reihe, bald als Beschuldigter, bald als Ermittelungszeuge, und in letzter Eigenschaft soll er den Namen des Berichterstatters nennen. Weigerung. Bedrohung mit Zeugniszwang. Einrede des Redakteurs, die Klage sei verjährt. Der vernehmende Richter erkennt dies an, und zur Abschneidung aller ferneren Weitläufigkeiten läßt der Berichterstatter seinen Namen zur Kenntnis bringen. Aber die Verjährung wird nicht anerkannt, und nun muß der Berichterstatter als Beklagter vor die Schöffen, wobei der früher selbst beklagte Redakteur als Zeuge geladen wird. Da scheint dem Schöffenrichter die Sache doch zu bunt geworden zu sein. Er fragt den Redakteur unter Eid, ob der Berichterstatter seinen Bericht genau so geschrieben habe, wie er gedruckt worden war. Das war höchst wahrscheinlich, aber beschwören konnte der Zeuge es nicht, weil er das Manuskript nicht gesehen hatte. Schluß: Freisprechung. Dies als Beleg, mit welchen Kindereien Frau Themis sich zuweilen abgeben muß.

Eine andere Annehmlichkeit ist das Forum delicti commissi, d. h. der Redakteur kann nicht bloß an seinem Wohnort zur Verantwortung gezogen werden, sondern in jedem Gerichtsbezirk des deutschen Reichs, in dem die unter Anklage gestellte Nummer verbreitet worden ist. Mir ist das schon in Altona, Zabern und wer weiß wie oft in Berlin passiert, das auch in dieser Beziehung der Wasserkopf der Monarchie ist zur sehr geringen Erbauung der Berliner Richter. Hier wieder ein Schulfall. Verschiedene Blätter in Köln, München usw. bringen, nach einem holländischen Blatt, eine scharfe Kritik über ein Konzert in Rotterdam; eine in Paris wohnende Sängerin fühlte sich da-

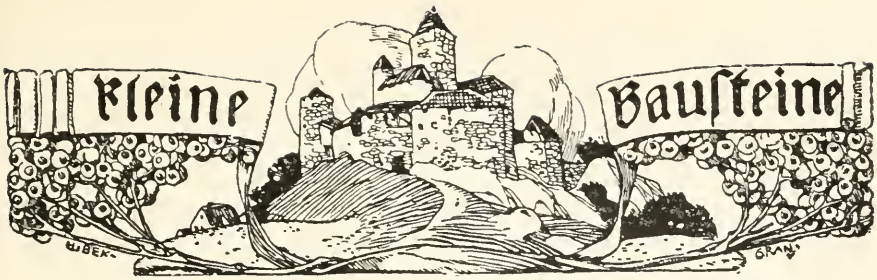
durch beleidigt, klagte in Berlin, und es folgte eine Menge Schreibereien, bevor die Dame ſich entſchloß, die Klage zurückzuziehen.

Noch eine Spezialität des Vorverfahrens ſei erwähnt, bei welcher aber gewöhnlich das Gericht den leidenden und der Redakteur den lächelnden Teil abgibt: die Hausſuchung. Die Herren wiſſen ganz gut: Es iſt hundert gegen eins zu wetten, daß wir das geſuchte Manuſkript nicht finden, aber dem Geſetz muß Genüge geleiſtet werden. Nicht ohne eine Beimiſchung von Schadenfreude gedenke ich eines Prachtſtückes dieſer Art. Ich hatte mich einmal an einem höheren Polizeibeamten vergriffen, allerdings mit gutem Grund; als man ſah, wie der Haſe lief, ließ man die Klage einſchlafen. Aber das kam erſt ſpäter. Ich werde zur Vernehmung geladen. Ohne eine Ahnung, was eigentlich los iſt, gehe ich zum Tempel der Gerechtigkeit. Dort finde ich verſammelt 1. den Amtsrichter, 2. den Gerichtsſekretär, 3. einen Kriminalkommiſſar, erfahre, um was es ſich handelt, und daß ſofort Hausſuchung ſtattfinden ſoll, und wir gehen ſelbviert auf die Suche, zunächſt in meine Privatwohnung, die einer peinlichen Inſpektion unterzogen wird. Ich ſehe noch die ganze Geſellſchaft in der Mägdekammer vor einer geöffneten Kommode ſtehen; der Kriminalkommiſſar, ein baumlanger Herr, bückt ſich tief und erklärt feierlich: ‚Hier liegen Papiere,‘ was meine Köchin bereitwillig beſtätigt; nur war das geſuchte Papier nicht darunter. Dann ziehen wir in das Geſchäftshaus. Eine geſchlagene Stunde lang führe ich meine drei Freunde durch alle erdenklichen Räume, bis der Amtsrichter auf der Treppe ſtehen blieb und ſeufzend fragte: ‚Wie viel Zimmer haben wir noch?‘ Ich bezifferte die Zahl auf rund 150 und die Zeit einer wirklich gründlichen Hausſuchung auf einige Wochen. Der Amtsrichter lachte, und dann machten wir einträchtig das Protokoll.

Aus meiner Plauderei iſt ſo etwas wie eine Apologie geworden. Das iſt bei uns Journaliſten verzeihlich; wer ſein ganzes Leben hindurch auf dem Qui vive ſteht, tagtäglich ſich wehren muß gegen Angriffe, Beſchwerden und Mißverſtändniſſe, auch von mehr oder minder guten Freunden, der ergreift gerne die Gelegenheit, um für ſich und ſeine Kollegen mildernde Umſtände zu plädieren. Nur mildernde Umſtände; Freiſprechung zu verlangen werden wir uns hüten. Wir alle ohne Ausnahme begehen Irrtümer und dumme Streiche, Fehler und Sünden, der eine mehr, der andere weniger, und ſelbſt Alter ſchützt vor Torheit nicht. Aber wie mancher Strick wird uns gedreht aus Dingen, die bei Licht beſehen ſehr kleine läßliche oder auch fremde Sünden ſind! Wir ſind nun einmal nicht allweiſe und allwiſſend; wir können ebenſo wie andere Leute getäuſcht und belogen werden, und ebenſowenig wie der Reſt der Menſchheit können wir über alle erdenklichen Tagesfragen prima vista unfehlbare Urteile abgeben. Manchmal würden wir ja manches beſſer machen, wenn wir nur zum Überlegen und Schreiben mehr Zeit hätten; aber das Blatt muß nun einmal zur beſtimmten Minute auf die Poſt. Darunter leidet oft der Stil, die Klarheit, die präziſe Kürze, nach Leſſings trefflichem Wort: ‚Entſchuldigen Sie den langen Brief; hätte ich mehr Zeit gehabt, ſo wäre er

kürzer geworden.' Auch ist es uns beim besten Willen nicht möglich, es allen Menschen oder auch nur allen Lesern recht zu machen, namentlich die Interessen der verschiedenen Stände und Gruppen so zu vertreten, wie sie es begreiflicherweise wünschen, denn da ist nur zu oft des einen Nachtigall des andern Eule. Wir müssen ferner auf den Abdruck unzähliger Zuschriften, zuweilen bedauernd, verzichten, weil nun einmal leider jedes Blatt vier Seiten hat, aber nicht mehr, und die Zugabe von Beilagen ihre pekuniären und technischen Grenzen hat.

Aus allen diesen Erwägungen ergibt sich die Bitte: Möchte das deutsche Zeitungspublikum bei seiner Kritik des Journalismus nie vergessen, daß die Presse eine menschliche, nicht selten freilich sehr menschliche Einrichtung ist, und daß ihre Diener Menschen sind! Möchte es, anstatt unbillige, weil unerfüllbare Forderungen zu stellen, anstatt Entgleisungen zum Gegenstand bitteren Tadels zu machen, die bei einem Eilzugsbetrieb unvermeidlich sind, lieber den allergrößten Wert legen auf diejenigen Eigenschaften, die das Wesen des tüchtigen Journalisten ausmachen: Kenntnisse, klares Urteil, guter Stil, bei aller sachlichen Schärfe Würde des Ausdruckes, Schonung der Ehre des Nächsten, auch des Gegners, unbestechliche Ehrenhaftigkeit, Selbständigkeit, nötigenfalls auch gegenüber Gesinnungsgenossen, und vor allem Wahrhaftigkeit. Es stände besser um unsere Presse, um unser öffentliches Leben, wenn das gesamte Publikum ohne Unterschied der Konfession und der politischen Richtung diese letzte Forderung als die allererste behandelte. Als Journalist wahrhaftig zu sein, ist ja zuweilen schwer, wenn auch nicht so unmöglich, als kein Preßvergehen zu verüben, und das journalistische Scherzwort: ‚Ehrlich, so weit es mit dem Berufe verträglich ist,' hat auch einen ernsten Sinn, weil die Kämpfe der Tagespolitik nur zu oft die nächste Gelegenheit zur Übertretung des siebenten Gebotes bieten. Die Wahrhaftigkeit freilich, die man vom Journalisten fordern kann, ist eine andere als die des Historikers. Nil veri non dicere, nichts Wahres verschweigen, das gilt nur für letzteren, aber nicht für ersteren. Für diesen ist das Schweigen, die Diskretion, die vorsichtige Zurückhaltung oft Pflicht und Tugend; er soll und darf nicht alles, was er weiß und denkt, aller Welt auf die Nase binden. Voll und ganz aber gilt für ihn wie für den Geschichtschreiber der erste Teil der Regel: Nil dicere, quod non verum, nichts sagen, was nicht wahr und als unwahr erkannt ist, kein Wort gegen die eigene Überzeugung, auch nicht im sogenannten Parteiinteresse, das doch schließlich durch die krummen Wege nur geschädigt wird.



Ferdinand von Saar.

Anfangs der achtziger Jahre mag es gewesen sein, daß ich eines Abends auf einem großen Rout in einem Hause der Finanzaristokratie zu Wien einem behäbigen Herrn mittleren Alters vorgestellt wurde, den man Ferdinand von Saar nannte. Damit wußte ich, daß ich einen Dichter vor mir hatte, was mir durch die persönliche Erscheinung keineswegs verraten ward; nur die treuen, guten Augen hielten mich fest, und auf eine Bemerkung hin über den Gegensatz zwischen der Pracht der überfüllten Salons, der freundlich reichen Bewirtung und andererseits der Gesinnung vieler Besucher, die nur gekommen waren, um sich sehen zu lassen und, durch ein paar Säulen von der wohlwollenden Hausfrau getrennt, böse Bonmots über die Gastgeber zu tauschen, entspann sich ein längeres Gespräch, das erst durch die Flutwelle der hin und wieder strömenden bunterglänzenden Masse geschmückter Menschen jäh abgerissen ward. Am nächsten Tage fuhr ich nach dem stillen Graz zurück, und als ich im Eisenbahnwagen halb träumend die Bilder des vergangenen Abends an mir vorüberziehen ließ, da fand ich, daß doch die Bekanntschaft mit Ferdinand von Saar unter den verrauschten Wiener Festtagen als ein bestes Ergebnis hervorleuchtete. Ich war ja nicht ganz ohne Kenntnis seiner Sachen geblieben: ‚Innocenz,‘ ‚Die Steinklopfer,‘ ‚Marianne‘ hatte ich gelesen, auch hie und da ein Gedicht, und — was mir viel bedeutete — mein Freund Ferdinand Kürnberger, ein gar strenger, unbestechlicher, bisweilen etwas polternder, aber stets scharfblickender und gerechter Kritiker, hatte Gutes über ihn gesprochen. So galt denn mein erster Weg daheim dem Buchhändler; bald lag ein kleines Häuflein dünner Hefte vor mir, und ich fing an, sie ordentlich zu lesen. Die Freude an den feinen Arbeiten gab mir einen Brief an Herrn von Saar ein, darauf kam vergnügte Antwort, und dieser Tausch von Zuschriften hat angedauert bis in die jüngste Zeit. Als ich im letzten Herbst einen Feiertag zu begehen hatte, kam als rechte Spende ein Brief Ferdinands von Saar und noch zu Neujahr 1906 ein Billet mit Wünschen und — Klagen. Ich bin kein Freund der Schnitzelliteratur, sammle keine Briefe und habe schon manches Blatt leichtsinnig an Autographenschnüffler weggeschenkt, aber eine Anzahl der Briefe v. Saars habe ich mir doch sorgfältig aufgehoben als werte Zeugnisse vom Leben eines echten Dichters und vortrefflichen Menschen. Am lebhaftesten ward die Korrespondenz, als ich ihm einmal im Interesse der

größeren Verbreitung seiner Schriften anriet, einen anderen Verleger aufzusuchen; er wollte von seinem braven Georg Weiß in Heidelberg nicht lassen, und damit wird er wohl recht gehabt haben. Gesehen haben wir uns dann noch oft, und beide, wie ich glaube, wirklich gerne; auch gab es immer gute literarische Gespräche. Heute dünkt mich das alles viel zu wenig; es ist mir, als ob ich Unwiederbringliches versäumt hätte, und es wird mir weh zumute, wenn ich denke, daß ich seine Hand nicht mehr habe drücken und ihm dadurch sagen können, wie tief ich sein namenloses Elend mit ihm fühlte, aus dem er mit herbem Entschluß zuletzt sich befreit hat.

Suche ich mir in dieser Stunde der Trauer, die kein breites und eindringendes Studium verstattet, das Bild des Geschiedenen zu vergegenwärtigen und mir klar zu machen, was die deutsche Poesie an Ferdinand von Saar verloren hat, so fühle ich mich gezwungen, aufs schärfste das Österreichische seiner Persönlichkeit zu betonen. Er war ein Österreicher in jedem Pulsschlag, aber von einer Art, die langsam dahinstirbt, und von der niemand weiß, ob sie noch einmal wiederkommen wird. Es leben heute nur wenige Menschen mehr, die ein wahres Empfinden für den Bestand der gesamten Habsburgischen Monarchie im Herzen tragen, denen ‚Schwarzgelb' einen lebendigen Begriff bildet, der das Blut zu erwärmen vermag. Kann man denn überhaupt ein solches Gefühl einer Generation zumuten, welche unter dem öden Geräusch der Schwatzhaftigkeit einer Volksvertretung heranwächst, die zu gar nichts taugt, nicht einmal zur Aufrechterhaltung der Kurse, in der sich niemand noch findet, der von großen Gesichtspunkten aus für den Staat eintritt, und in der ob des kläglich eitlen Gezänkes (wenn die Schimpfworte nur in der Zeitung mit zugehörigen Namen gedruckt werden, die Herren freuen sich doch, denen sie gelten!) der allerheiligsten Pflichten politischer Arbeit vergessen wird? Saar liebte sein Vaterland und hat doch auch an seiner deutschen Stammesart in Treue gehangen. Er wußte, daß er deutscher Kunst diente, wenn er als Österreicher schrieb. Und das ist ihm gewiß nicht leicht geworden. Denn die Sorgfalt künstlerischer Behandlung der Sprache gehört eben nicht zu den bezeichnenden Vorzügen der Deutsch-Österreicher, und die vormärzliche Heranbildung zum Offiziersberuf hat wahrlich solche Mängel nicht ausgleichen können. Dessen war sich Saar mit aller Deutlichkeit bewußt, und es ist ihm sicher unter diesen Umständen schwer gefallen, den Waffenrock abzulegen und sich der Poesie zu vereidigen, die er vor allem als eine strenge Gebieterin kannte und ehrte.

In der Tat bildet das nächstwichtige Merkmal der Dichtungen Ferdinands von Saar der Ernst, mit dem er seiner Kunst sich weihte. Er hat stets die gewissenhafteste Arbeit an die Ausbildung seiner Schreibweise gewendet. Niemals hat er der bloßen Eingebung des Genius vertraut, sondern hat mühsam an seiner Darstellung gefeilt, mit vollem Recht; denn dieser Genius, wenn er nach Österreich gerät, gebärdet sich gern als ein leichtfertiges Bürschlein, dem es auf Lumpchen und Schlamperei gar nicht ankommt, und der sich nicht scheut, vor ein großes Publikum mit Rissen und Flecken zu treten statt im sauberen

Kleid. Trotzdem glaube ich nicht, daß viele Leser gemerkt haben werden, mit welcher Sorgfalt Saar die Sprache behandelte; denn es ist ihm fast allenthalben gelungen, die Spuren der Arbeit zu verdecken und den Eindruck freier Herrschaft über die Mittel seiner Kunst hervorzurufen. Wie ich meine, ist ihm dabei die Beschäftigung mit den Versen seiner Dramen sehr zugute gekommen, und so hat er zum mindesten solch großen Vorteil aus diesen Werken geschöpft, wenngleich der Bühnenerfolg ihnen zumeist versagt blieb.

Saar hat eigentlich nicht viel geschrieben, und auch nachdem er die raschere dramatische Produktion aufgegeben hatte, sind seine Novellen und Gedichte darum nicht reichlicher erschienen, sondern — man möchte sagen — langsam aus seinem Herzen abgetropft. Darin, und nicht bloß in dem schweren Ringen mit dem künstlerischen Ausdruck, liegt wohl die Spärlichkeit seines Schaffens begründet. Er schrieb nichts und hat nichts veröffentlicht, woran er nicht den innigsten persönlichen Anteil genommen hätte. Die Wahl der Stoffe ward dadurch für ihn bestimmt, aber auch die Form; denn das war die Ursache, weshalb er meistens mit ‚Ich' erzählte. Einmal schlug ich ihm einen ausgezeichneten Novellenstoff vor, den das Leben zu meiner Kenntnis gebracht hatte; er lehnte die Bearbeitung ab, weil er kein näheres Verhältnis zu dem durch die Tatsachen bereits technisch zugerüsteten Problem gewinnen konnte. Ein solches Verhältnis wurde ihm in der Regel durch äußere Anknüpfung, eigene Bekanntschaft wenigstens mit etlichen der zu behandelnden Personen und Dinge vermittelt. Das brachte dann die entscheidende Stimmung, mit der die Arbeit einsetzte, und die er darin energisch und überlegsam festhielt. Man wird in solchem Verfahren ein weiteres Zeugnis für die bedingungslose Ehrlichkeit des Schaffens erblicken dürfen, die mir für die Eigenart Saars im höchsten Grade bezeichnend scheint. Daraus ergab sich ferner, daß er die Vorgänge und Seelenzustände mit einer Treue in sich spiegeln ließ und als Künstler wiedergab, die ihn zu einer Zeit, wo von dem zum Naturalismus übertretenden Realismus noch gar nicht die Rede war, doch deren Wirkungen hat erreichen lassen. So ist es ihm auch in moderner Weise nicht auf einen runden Abschluß seiner Geschichten angekommen, sondern er hat in bezug darauf dem Verlauf der Wirklichkeit großen Einfluß erlaubt, oft in einer für den Leser ganz unerwarteten Weise. Trotzdem also manches Band ihn mit den modernsten Bewegungen der Literatur hätte verknüpfen können, empfand er diese als seinem Wesen fremd, und ich entsinne mich wohl einer traulichen Teestunde bei den gemeinsamen Freunden Anton und Helene Bettelheim, wo er nach einer etwas professoral geratenen Auseinandersetzung von mir über den neuesten Stand der Dichtung melancholisch in bequemer Mundart erwiderte: ‚Ja, ja, mir san hin.' (Wir Alten sind dahin.)

Nicht minder war seine Kunst durchaus ehrlich, indem er trotz seiner Fähigkeit, moderne Effekte zu gebrauchen und mit ihnen zu wirken, nicht auf sie abzielte. Das Wesentliche waren und blieben ihm nicht die Vorgänge selbst, sondern die durch sie ausgelösten Stimmungen. Daher hat er nicht

ſtarke Ereigniſſe für ſeine Darſtellungen gewählt, ſondern mit gewiſſer Vorliebe unſcheinbare, die jedoch tiefer wirkten. Schon dadurch war ein großer Erfolg in einem weiteſten Publikum ausgeſchloſſen: für Saar gab es keine Senſationen. Aber es fanden ſich bei ihm auch keine großen Charaktere, keine Machtmenſchen mit dämoniſchem Wollen und furchtbarem Können, nicht einmal dort in den Tragödien, wo ſie zu verlangen wären: die komplizierte Organiſation ſeiner ſaliſchen Kaiſer, ſeines Thaſſilo, ſeines Malers Tempeſta bedarf eines achtſam nachfühlenden Verſtändniſſes, das die Bühne nicht gewähren kann. Nicht anders verhält es ſich bei Saars ſchönſten Erzählungen; die Intimität ihrer Dämmerſtimmungen wird von gebildeten, ſympathiſchen Leſern mit Entzücken genoſſen; das ſind aber Reize, die auf ein großes, auf ein Weltpublikum nicht einwirken, ſchon weil dieſes die notwendigen Vorausſetzungen nicht mitbringt. Saar hat allgemach eingeſehen, daß juſt die beſten Vorzüge ſeiner Arbeiten ihn auf einen kleinen, aber gewählten Leſerkreis anwieſen; es iſt aber nur begreiflich, daß er zu dieſer Erkenntnis erſt auf dem Dornenwege ſchmerzlicher Selbſtüberwindung gelangte.

Seine Redlichkeit als Künſtler hat ihn gezwungen, mit ſeinen Stoffen innerhalb Öſterreichs zu bleiben und innerhalb der Kreiſe, die er genau kannte. Dieſe waren nun freilich recht weit gezogen und befaßten von der Offiziersmeſſe an über die Wiener Finanzwelt und den hohen böhmiſch-deutſchen Adel hin ausgedehnte Strecken bis zu den mähriſchen Ziegelarbeitern, bis zu den Jägern und Förſtern, bis zu den Bauern der Hannah. Zum guten Teil iſt damit auch das Gebiet umſchrieben, aus welchem, allerdings mit ungleich ſtärkerer Hand, Marie von Ebner-Eſchenbach ihre blutvollen Geſtalten ſchöpfte. Saar iſt aber um vieles weicher als ſeine mächtige Nachbarin, und er ſtellt ſich ihr nur dort ebenbürtig zur Seite, wo er mit feinſt zergliedernder Analyſe das Innenleben von Menſchen auftut, die auf der Schattenſeite des Daſeins gediehen ſind; dann bringt er es aber zu wahren Meiſterſtücken. Und als der Grundſtimmung ſeines Wirkens, einer vielfach abgetönten, milden Reſignation, ein ganz angemeſſener Stoff zufiel, da ſchuf er die ‚Wiener Elegien‘, ſein erfolgreichſtes Werk, das wie ſeine Schilderungen des beſten alten Öſterreichertums noch lange und mit wachſendem Echo nachklingen wird.

Seine Weichheit, die ihm bisweilen verhängnisvoll werden konnte, entfloß der Güte ſeines Weſens: er hatte die rechte Liebe, wie der Evangeliſt ſie kündet. Darum war er ein ſo prächtiger Menſch, ein ‚Herzmenſch‘ — wie Anzengruber geſagt hätte. Den Menſchen Ferdinand von Saar aber kann ich nicht rühmen; denn da will mir die Feder entfallen. Nur mit umflortem Blick darf ich nach dem fernen Grab ſchauen, in das ſie eben ihn prunkvoll einſenken. Leb wohl, du Guter, du Treuer, du Braver, du ganzer und wahrer Dichter unſeres alten Öſterreich!

A. E. Schönbach.

Egger-Lienz und seine ‚Wallfahrer'.

Die diesjährige Frühjahrsausstellung im Wiener Künstlerhaus hat ein Aufsehen erregendes Bild gebracht: ‚Die Wallfahrer' von A. Egger-Lienz. Der Name ist vielleicht nicht ganz zutreffend, jedenfalls nicht erschöpfend; es zeigt in ganzer Lebensgröße vier typische Tiroler Bauern und ebensoviel Bäuerinnen betend oder betrachtend neben einem großen Kruzifix. Man steht respektvoll davor, die gesamte Kritik äußert sich mit hoher Anerkennung; hört und sieht man näher zu, so zeigt sich bald, daß das Bild kaum halb verstanden wurde.

Aber ‚Die Wallfahrer' haben ihre Qualitäten: die packende Einfachheit der Gruppierung und Linien, die großzügige Behandlung der Formen; in stiller Bewegtheit und zum Ganzen strebend steht jede Figur vor uns, ‚eine Symphonie in Moll, welche noch durch die schlichte Schönheit der Farbe zur völligen Harmonie erhoben wird'; ein Bild, ‚mit vollendetem Können aus dem Innersten herausgemalt' — es begreift sich, daß dasselbe gewürdigt wird, auch wo sein innerster Gehalt nicht ganz erfaßt wurde.

Ja sogar der Reichelpreis ist ihm zuteil geworden, jene höchste künstlerische Auszeichnung, deren Zuerkennung statutengemäß vom einstimmigen Votum des Professorenkollegiums der k. k. Akademie abhängig gemacht ist. Schon seit mehreren Jahren hat dieser Preis nicht mehr verliehen werden können; man sah sich sogar gezwungen, eine Abänderung des Statuts in dem Sinne zu erwirken, daß nicht mehr Stimmeneinhelligkeit, sondern nur eine gewisse Stimmenmehrheit erforderlich sein sollte, so unüberbrückbar schien die Spaltung in der Künstlerschaft, so tief war die Hoffnung, daß man je noch einmal sich einigen könnte, herabgedrückt. Nun hat das Bild von Egger-Lienz das Unerwartete zustande gebracht: ihm ist der Preis einstimmig zuerkannt worden, ein Zeichen, daß unser Künstler abseits von den breiten Heerstraßen seine eigenen Wege geht.

Egger-Lienz ist ein nächster Landsmann Franz von Defreggers; er wurde in Striebach-Geriach, das an die Gemeinde Dölsach angrenzt, im Jahre 1868 geboren. Sein Vater war ein bescheidener Landmaler, der später als Photograph in Lienz ein einträglicheres Geschäft eröffnete und dasselbe noch heute fortführt. Der kleine Albin hat von ihm zeichnen und denken gelernt. Als er der Schule entwachsen war, überließ ihn der Vater seinem Hange; der Knabe streifte herum, zeichnete und dichtete und zeigte keine Lust, Photograph zu werden. Er wollte sich zum Maler ausbilden. Hugo Engel, der bekannte Schüler Defreggers und Freund seines Vaters, legte Fürsprache für ihn ein. Mit 17 Jahren kam er nach München, bestand die Aufnahmsprüfung und durfte gleich in die Antikenklasse der Akademie eintreten. Raupp, dann besonders Hackel, auch Lindenschmidt wurden seine Lehrer. Sechs Jahre brachte er an der Akademie zu, wo er alle Auszeichnungen erhielt, die einem Schüler überhaupt zugänglich waren. Im Kopieren alter Meister erwarb er sich große Sicherheit, Velasquez wurde in technischer Hinsicht sein Vorbild; aber in den

Ferien war es immer sein Heimatland, wo er seine Kunst schöpfte, und sein trefflicher Vater blieb sein bester Freund und Berater. Im Jahre 1899 übersiedelte Egger-Lienz nach Wien, wo er sich im selben Jahre mit einer Tochter des damaligen Direktors des Theresianischen Gymnasiums Dr. Egger Ritter von Möllwald vermählte. In glücklicher Häuslichkeit lebt er hier seinen hohen Kunstidealen. An Hofrat Edmund von Mojsisovics fand er einen verständnisvollen Mäcen; sonst sind und waren es immer nur wenige, die sich persönlich für den überaus bescheidenen und zurückgezogenen Meister interessierten, während doch jedes neue Bild von ihm in Künstlerkreisen Aufsehen erregte und ihm alle höchsten Ehrungen und Preise (u. a. auch der Kaiserpreis und der Rappell) zuerkannt wurden.

Daß Egger-Lienz als junger Akademiker voll höchster Verehrung zu seinem berühmten Landsmann Defregger aufsah, begreift sich. Sein erstes Bild: Der Schwegler, der sich in einem Tiroler Dorfe hören läßt, zeigt ihn auch schon in den Fußstapfen Defreggers. Auch eine ‚Heilige Familie', die in jener Zeit entstand, trägt ein durchaus genrehaftes Gepräge (nicht so seine späteren religiösen Bilder), ebenso eine Reihe kleinerer Bilder: ‚Das heilige Grab' (jetzt im Wiener Hofmuseum), ‚Sonntagsmorgen', ‚Die Kellnerin an der Kredenz', ‚Die Briefleserin' u. a. Daß er später mehrere Stoffe dem Tiroler Freiheitskampfe entnahm, läßt ebenso den Einfluß des großen Bahnbrechers erkennen; aber die Art und Weise, wie Egger gerade diese Stoffe behandelte, ist grundverschieden von der des Meisters und hat diesem sogar niemals behagt. Defregger wußte sich in die Art des Jungen nicht zu finden, er verstand ihn wohl nicht. Gleichwohl verdanken wir das Beste, was uns Egger heute gibt, mehr oder weniger der Anregung Defreggers. Jener ist ein so spezifisch tirolischer Maler geworden wie dieser; er ist nur seiner Naturanlage nach mehr Lyriker und Dramatiker als Erzähler und mehr dem Ernste als der Heiterkeit zugewandt, zugleich tiefer und monumentaler, in vieler Hinsicht ein Vollender dessen, was Defregger bahnbrechend begonnen. Eggers Speckbacher, ein Halbbild, hat nichts Episodenhaftes an sich; das ist der Speckbacher nach Sinn und Gemüt wie er immer war. Der Schwur der ‚Drei Bundesgenossen' offenbart uns die Gesinnung der Tiroler Helden, während ‚Das große Kreuz' dieselbe in einem einzelnen Momente zur höchst dramatischen Darstellung bringt. Aber vor allem das ‚Ave Maria' nach der Schlacht am Berg Isel und die ‚Heimkehr nach dem Friedensschlusse' sind durchaus lyrischer Art, Elegien von tiefster Empfindung. Wohl am deutlichsten tritt Eggers künstlerische Veranlagung in seinen Einzelbildern aus dem Alltagsleben zutage; in seinem ‚Feldsegen' und dem ‚Sämann', Bildern, die nur mit Millets gepriesenen Meisterschöpfungen zu vergleichen und an ihnen am besten zu verstehen sind; vor allem aber gilt das nun von seiner jüngsten Schöpfung, den vorbesprochenen ‚Wallfahrern'.

Der Standpunkt des Beschauers ist in einem Holzschuppen gedacht; vor sich in nächster Nähe hat er einen jener roh zusammengezimmerten Heustädel,

A. Egger-Lienz.

Die Wallfahrer.

Jos. Kösel autotyp.

Hoch Land

wie man sie auf Alpenwiesen sieht. Am Stadel ist ein lebensgroßes, holzgeschnitztes Kruzifixbild aufgehängt, das mit den Füßen bis zum Boden reicht. Und links und rechts davon Bauern und Bäuerinnen, nach Tracht und Körperbildung sofort als Tiroler, Bewohner eines Hochtals, kenntlich. — Aber wie kommt denn nur dieses ergreifend schöne Kruzifix, das offenbar noch dem Ausgang des 15. Jahrhunderts angehört (es ist eine Kopie des Bildes in der Lienzer Pfarrkirche), hieher auf die Alpe, an die Wand eines Heustadels? Nicht jeder wird über diese Frage so leicht ins reine kommen; ein Tiroler kann sich eher zurechtfinden.*

Die Fälle, daß alte Kunstwerke bei Modernisierung einer Kirche besonders im 18. Jahrhundert als störend oder überflüssig beseitigt und dem Nächstbesten zugeschlagen wurden, sind in Tirol leider nur allzu häufig. Auf solche Weise muß wohl auch das Kruzifix auf dem Eggerschen Bilde, das sich einst auf einem Hochaltar oder freischwebend über dem Eingang zum Presbyterium befunden hatte, in den Besitz eines Bauern gekommen sein, der nichts Besseres damit anzufangen wußte, als es, nachdem er den Längsbalken unten gekürzt hatte, am Heustadel auf seinem Alpenmahd aufzuhängen.

Aber der fromme und unverdorbene Sinn des Volkes ist auf das Bild aufmerksam geworden; nicht selten finden sich bei demselben Beter ein, ja, es wird allmählich fast wie ein Wallfahrtsbild von weiter her besucht, mit Opfergaben und Gebet verehrt. Und so haben sich denn auch diese Bauersleute bei unserem Gemälde hier zusammengefunden.

Das ist nun aber eigentlich doch eine ganz ungewöhnliche Situation, in der sie sich hier befinden. Christus der Herr, der für sie am Kreuze gestorben ist, steht da in ganzer Lebensgröße und in fast erschreckender Naturwahrheit mitten unter ihnen. Sonst sind die Bilder, vor denen man zu beten pflegt, entweder ganz klein, oder man steht ihnen doch in weiter Entfernung gegenüber. Aber hier ist der Herr so nahe. Der Gottessohn, der Fleischgewordene, ein Mensch so ganz wie sie selber, der alle Not des Lebens auf

* Ich selbst erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß in Sterzing einmal ein Bauer ein ganz ähnliches Christusbild auf seinen Schultern durch das Städtchen trug, was meines Vaters Neugier erregte, so daß er den Bauern anhielt und nach dem Woher und Wohin des Bildes befragte. Er habe es, war die Antwort des Besitzers, jetzt eben um bare 20 Gulden erstanden. Die Habseligkeiten des verstorbenen Meßners der alten St. Peterskirche waren gerade versteigert worden, und darunter befand sich auch dieses gotische Schnitzwerk, das wohl im Zeitalter der Aufklärung aus der Kirche entfernt und dem damaligen Meßner überlassen worden war. Mein Vater erkannte den hohen Wert des Bildes — es ist vermutlich ein ächter Syrlin oder doch so gut wie ein solcher —, ihm tat es leid, daß, wie der nunmehrige Eigentümer erzählte, dasselbe unter dem Giebel seines Bauernhauses Platz finden sollte; er erstand das Bild, ließ es von einem geschulten Bildhauer renovieren und in der Familienarkade im Sterzinger Friedhof anbringen, wo es heute noch den Kenner überrascht und entzückt.

sich genommen und mehr Leid und Schmerz erduldet hat als je ein anderer. Da ist gut beten.

Wie in heiliger Scheu steht knapp neben dem Gekreuzigten der junge Bauer da, durchschauert von Gefühlen der Ehrfurcht, des Mitleids, des Dankes. Sein unmittelbares Gegenüber — vielleicht sein Weib — ist dem Heiland noch etwas näher getreten; sie tut so fast vertraut mit ihm, sieht mit so rückhaltloser Hingebung in das Antlitz des Herrn, als wollte sie ihm ein jüngst verstorbenes Kindlein aufopfern. Hinter ihr die beiden Bäuerinnen haben wohl für ihre Angehörigen allerlei zu erbitten, während die junge, schier ungeschlachte Person, die vom Leben noch wenig erfahren hat, sich, so gut es gehen mag, einer frommen Betrachtung hingibt. Eine köstliche Erscheinung auf der Männerseite ist der bärtige Hirt, der ganz im Gefühle seines gesellschaftlichen Unwerts dasteht, aber sich dessen voll bewußt ist, daß der Herr auch für ihn gestorben ist. Und der Alte daneben, der, müde auf seinen Stab gelehnt, wohl an sein letztes Stündlein denkt, und der Mann zu äußerst, was sind das alles für lebensvolle, herrliche Gestalten! Man möchte jede derselben in Erz gegossen vor sich haben; denn das sind Charaktere von wahrhaft monumentaler Art, das sind Menschen, wie sie *Natur* und *Glaube* großgezogen (stark und rein genug, um noch glauben zu können)! In ihren selbstverfertigten Kleidern, angepaßt der rauhen Natur ihrer Heimat, mit dem groben Schuhwerk an den Füßen, mit ihren derbknochigen Gesichtern und vorab mit diesen Händen, die von härtester Arbeit Zeugnis geben: die Frauen, an Entbehrung gewöhnt, im Ertragen groß, die Männer voll ausdauernder Kraft, nie erschreckend vor Gefahren, schreckhaft, wenn es gälte, im Männerkampf, und sie alle durchdrungen von ihrem Christusglauben, zufrieden mit ihrem Lose, das keinem zu hart erscheint, ‚Gott zuliebe‘ ihr Tagewerk verrichtend, hoffend auf ihn, den Erlöser und Seligmacher.

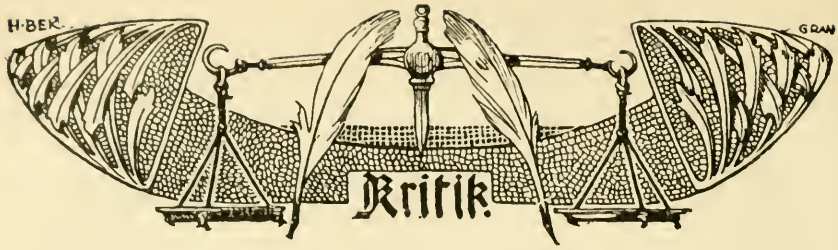
Freilich, um diese Menschen und ihr Gehaben recht zu verstehen, muß man die Tiroler Bauern kennen, diese herben, echt germanischen, innerlichen Naturen. Die Frauen hier sind aus dem Sarntal, die Männer aus dem Passeier geholt; sie zeigen die verschiedenen Lebensalter und sind allesamt derart typische Erscheinungen, daß man wohl sagen darf, der Künstler habe in ihnen das *Volk seiner Heimat* darstellen wollen; aber nun merke man: das Volk nicht allein nach seiner äußeren Erscheinung, sondern vor allem nach seinem inneren Gehalt; denn das ist der eigentliche Kern unseres Bildes: *ein Volk, dessen Lebensinhalt sich erschöpft in Arbeit und Gebet*. Und das ist das unschätzbare Verdienst des Künstlers, daß er mit dieser Charakteristik des Tiroler Volkes in die Tiefe vorgedrungen ist wie kein anderer vor ihm.

Ich erinnere mich, im Stiegenhause einer Mittelschule mehrere Bilder gesehen zu haben, welche die hauptsächlichsten Volkstypen der österreichischen Monarchie zur Darstellung bringen; da waren auch ‚Tiroler‘ zu sehen, Leute im Sonntagsstaat, die Hauptfigur ein bärtiger Mann mit einer Zither auf

den Knien. Ja, das sind die Tiroler, wie man sie augenblicklich auf der Londoner Ausstellung zu Gesicht bekommt. Das wahre Tirolertum in seiner besten und echtesten Art hat uns Egger-Lienz in seinen ‚Wallfahrern' vorgeführt und — das ist die letzte Absicht des Künstlers — mit ihm zugleich ‚die Menschheit, die im Schweiße des Angesichts mit der Scholle ringt und ihre Hoffnung auf den Erlöser setzt'.

Eggers Bild sollte nach dem einstimmigen Beschluß der berufenen Kommission für die moderne Galerie in Wien angekauft werden. Der Plan zerschlug sich, weil, wie ich vermute, gewisse religiöse (!) Bedenken, die auch öffentlich geäußert wurden, dagegen standen, Bedenken, die — ich sage es ohne Umschweife — entweder auf Unverstand oder auf Mißverständnissen beruhen, und die mich eben zu dieser eingehenden Erklärung des Bildes veranlaßt haben. Im übrigen hat unser damaliger Unterrichtsminister dem Künstler den hochherzigen Auftrag auf ein neues Bild gegeben und ihm für dasselbe jede Freiheit eingeräumt; wir werden also dem Meister wieder begegnen, und zwar auf seinem eigensten Wege, der, wie nur die Wege des Größten, in die Tiefe führt und zur Höhe leitet.

Dr. Karl Domanig.



Natorps Sozialpädagogik.

Von

August Messer.

Unter denen, die das preußische Volksschulgesetz aufs entschiedenste bekämpft und die vielbesprochene Professorenkundgebung dagegen veranlaßt haben, steht an geistiger Bedeutung in vorderster Reihe der bekannte Neukantianer Paul Natorp, Professor der Philosophie und Pädagogik in Marburg. Es dürfte daher gegenwärtig auch von einem gewissen aktuellen Interesse sein, seine pädagogischen Grundansichten näher kennen zu lernen. Er hat sie vor allem in seiner ‚Sozialpädagogik', die in erster Auflage 1898, in zweiter 1904 erschien, niedergelegt.

Da das Werk Natorps einen festgefügten, in sich geschlossenen Gedankenbau darstellt, so kann man von seinem wesentlichen Inhalt nur dadurch eine ausreichende Vorstellung geben, daß man das Gefüge seiner Grundgedanken darlegt.

Nur eine, allerdings die wichtigste Seite der Erziehung, die Willenserziehung, betrachtet Natorp, und zwar soweit sie durch das Leben der Gemeinschaft bedingt ist und wiederum bedingend auf dessen Gestaltung wirkt.

Der Mensch wird bekanntlich zum Menschen erst durch die menschliche Gemeinschaft. Gewiß ist das Bewußtsein des einzelnen von dem jedes anderen gesondert, jeder bildet ein besonderes Ich, aber zunächst wissen sich doch alle derselben Wirklichkeit gegenüber, so verschieden auch das Weltbild der einzelnen nach Beschaffenheit und Weite sein mag. So ist eine Gemeinsamkeit des Bewußtseinsinhalts möglich, die zugleich bedingt, daß aller echte Bildungsinhalt Gemeingut ist. Aber auch die Bewußtseinsform, d. h. die Gesetzmäßigkeit, wonach das Bewußtsein die inneren Welten der Erkenntnis, der Sittlichkeit, der Kunst entwickelt, ist für alle dieselbe. Nur durch diese Übereinstimmung in Inhalt und Form geistiger Betätigung ist geistiger Wechselverkehr zwischen den Individuen möglich; insbesondere beruht hierauf alle erziehende und bildende Einwirkung.

In welchem Maße der einzelne Mensch in seiner geistigen Entwicklung, zumal in ihrem Anfang, von dem erziehenden Einfluß der Gemeinschaft abhängig ist, mag eine kurze Erwägung zeigen.

Schon unsere Vorstellung der umgebenden sinnlichen Welt könnte nicht so zustande kommen, wenn jedes Kind von Anfang an allein auf seine individuellen Wahrnehmungen, Erinnerungen und ergänzenden Vorstellungen angewiesen wäre; vielmehr muß dabei der Erkenntniserwerb anderer, in erster Linie der Umgebung des Kindes und durch deren Vermittlung der vergangener Geschlechter, es im weitesten Umfang unterstützen. Und dann die Sprache, eine zweite Welt gleichsam, welche jene erste abbildet im Material der Sprachlaute. Sie ist nicht eine äußere, lose Hülle unserer Gedanken zum Zwecke der Mitteilung; nein, auch im

stillen, einsamen Denken bedienen wir uns ihrer vielfach, und ihre Bedeutung für die ganze Entwicklung des Bewußtseins ist kaum hoch genug zu veranschlagen. Wie wäre ihre Erlernung aber denkbar ohne menschliche Gemeinschaft? Ferner gibt es auch kein Selbstbewußtsein, kein ‚Ich' ohne ‚Du'; ohne Selbstbewußtsein aber keine Selbsterkenntnis, keine Selbstbeurteilung. Endlich — und dies führt auf den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung, die Willenserziehung — das Bewußtsein eines sittlichen Gesetzes kann sich nur in der Gemeinschaft bilden; seinem Inhalt und seiner Geltung nach bedeutet es nicht ein Willengesetz für den einzelnen, sondern für die Gemeinschaft: das Gute ist das schlechthin, das allgemein Gültige; die sittliche Aufgabe besteht für alle insgesamt, wenn sie auch für die einzelnen nach der Besonderheit ihrer Lage und Befähigung sich eigenartig gestaltet. Daß aber der Mensch sittlich gut werde, ist letztes Ziel aller Erziehung.

Mit Sicherheit dürfte aus alledem folgen, daß der Sozialpädagogik nicht nur neben einer Individualpädagogik ein Platz einzuräumen ist, sondern daß alle Pädagogik den Menschen als Gemeinschaftswesen zu betrachten hat, daß sie auch Sozialpädagogik sein muß.

Dabei bleibt es natürlich richtig, daß alles, was Erziehung erreichen will, vom einzelnen zu verwirklichen ist. Keiner kann für mich Vernunft haben, für mich die Wahrheit erkennen, für mich das Gute wollen, und wenn mir mein Gewissen etwas als gut mit aller Bestimmtheit vorhält, so ist es für mich geltend, wie viele auch widersprechen mögen; der sittliche Wille ist in diesem Sinne ‚autonom'; er unterwirft sich nur dem Gesetz, das er sich selbst gibt, d. h. das er für sich als verpflichtend erkennt. Wenn so aber auch die Verwirklichung des Sittlichen Sache des einzelnen bleibt, der Gemeinschaftscharakter desselben wird dadurch nicht aufgehoben; der sittlich Handelnde ist überzeugt, daß er nicht seinem individuellen Belieben folgt, sondern einem schlechthin geltenden Gesetz; daß er nicht seine persönliche Sache führt im Gegensatz zu der anderer, sondern daß er die Sache der Menschheit vertritt. Im Sittlichen findet die Willensentwicklung ihr Ziel; man kann an ihr selbst aber, genauer an der ‚Aktivität des menschlichen Bewußtseins', drei Stufen unterscheiden: Trieb, Wille (im engeren Sinne) und Vernunftwille, d. h. sittlicher Wille.

Der ‚Trieb' ist aufs nächste gerichtet; durch das unmittelbar den Sinnen gegebene Objekt ist dabei das Streben ganz ausgefüllt, gefangen, ‚gefesselt'; es ist somit ‚unfrei'. Dieser Zustand verdient darum noch nicht den Namen ‚Wille', weil dessen charakteristisches Merkmal Freiheit der Wahl ist.

‚Wille' liegt vielmehr erst dann vor, wenn der Mensch nicht mehr unter der Nötigung einer Tendenz steht oder zu stehen glaubt, sondern wenn er vergleicht, abwägt, mit Freiheit entscheidet. So ist der Trieb zwar Voraussetzung des Willens, aber dieser ist nicht nur Trieb, sondern bei ihm tritt leitende praktische Erkenntnis hinzu. Der einzelne verständigt sich gleichsam mit sich selbst darüber, was er will, worauf er seine Triebkraft fortan konzentrieren soll. Damit ist der Wille praktische Objektsetzung; es gibt jetzt eine Sache für ihn, der er sich widmet, und die bestimmte Anforderungen an seine Tätigkeit stellt. Eben dadurch erlangt der Wille eine vom willenlosen Trieb unterschiedene Festigkeit, eine relativ beharrende Einheit der Bewußtseinsrichtung. So ist mit jedem ‚Willen' gegeben das Einsetzen der Kraft, ja der ganzen Person für eine Sache.

Freilich kann die Sache, für die jemand seine Kraft, ja sein Leben einsetzt, unter Umständen eine törichte oder schlechte sein: der bloße Wille mit seiner

gesammelten Energie ist sittlich so indifferent wie der bloße Trieb; erst über ihm erhebt sich der ‚Vernunftwille', d. h. das sittliche Wollen. Hier tritt die Selbstkritik zu dem Wollen und seinem Objekt hinzu. Der jeweilige Willensentschluß gilt nicht als schlechthin unverbesserlich; es wird vielmehr die Frage aufgeworfen, ob der Gegenstand meines Wollens, der einzelne Zweck, den ich gerade verfolge, nicht mit anderen Zwecken meines Wollens oder des meiner Mitmenschen in Widerstreit gerät, und wenn dies der Fall, inwiefern er sich einordnen läßt in ein ‚Reich der Zwecke'; oder — um weiterhin mit Kant zu reden — es fragt sich, ob der Grundsatz (die ‚Maxime') meines Wollens zugleich für alle gelten kann, ob sie von mir ‚als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung' gewollt werden kann. Es wird also der Wille zum sittlichen, zum Vernunftwillen, wenn er sich richtet nach der leitenden Idee einer Gesetzmäßigkeit, die alles Wollen und damit auch alle diesem zugrunde liegenden Triebe einheitlich regelt.

Betrachtet man die sittliche Aufgabe in ihrer Beziehung auf die drei Stufen: Trieb, Wille, praktische Vernunft, so ergeben sich die Grundtugenden, d. h. die ursprünglich zu unterscheidenden Seiten an der Sittlichkeit des Individuums. Da aber diese Stufen der Aktivität wie in Grundfunktionen des Individuums, so auch in solchen der Gemeinschaft sich zum Ausdruck bringen müssen, so bietet die Betrachtung der individuellen Sittlichkeit auch den Ausgangspunkt für das Sittliche in seiner sozialen Gestaltung, für die ‚Tugenden der Gemeinschaft'.

Das Sittliche überhaupt besteht, wie gezeigt, im vernünftigen Wollen. Es ist also die erste individuelle Tugend, die zugleich die Voraussetzung aller übrigen bietet, die Tugend der Vernunft, die Wahrheit, d. h. die praktische Sinnesrichtung, welche in erster Linie nach nichts fragt als nach der Wahrheit des Tuns, nach der Übereinstimmung des Wollens mit sich selbst und seinem eigenen inneren Gesetz.

Die innere Wahrheit, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, ist das erste in dieser Tugend und zugleich die allein sichere Grundlage der Wahrhaftigkeit gegen andere. Die Tugend der Wahrheit beweist sich nicht nur in der sittlichen Selbstbesinnung und Selbstbestimmung, sondern auch in den auf Objekte gerichteten Handlungen, seien sie Erkenntnis oder ausübende Tat. Überall ist die ‚redliche Arbeit' von jenem Wahrheitssinn durchdrungen, der das Werk rein seinem immanenten Gesetz gemäß mit Zurückdrängung aller persönlichen Rücksicht gestalten will.

Wenn aber auch die Tugend der Vernunft sich über das Ganze des menschlichen Willensgebietes erstreckt, so macht doch nicht die bloße Einsicht die vollständige menschliche Sittlichkeit aus; es fragt sich vielmehr, welche individuellen Tugenden sich in entsprechender Weise auf Wille und Trieb beziehen wie die Wahrheit auf die praktische Vernunft.

Da erscheint zunächst als Tugend des Willens die Tapferkeit, d. h. ‚die Selbstzucht, die strenge Unterordnung des Triebes unter die Regel des Willens und die dadurch bedingte Energie und Festigkeit der sittlichen Entschließung, also die Tatkraft der Sittlichkeit'. Diese Tugend bezieht sich also auf die Umsetzung der sittlichen Einsicht in sittliche Tat.

Die Tugend des Trieblebens endlich ist die der Reinheit oder des Maßes. Sie bezeichnet ‚die innere Wohlordnung, die geregelte, harmonische Verfassung der Seele', die den Gegensatz bildet zu der Maß- und Gesetzlosigkeit der Triebe. Man hat diese Tugend oft einseitig in bloß negativem Sinne aufgefaßt, indem man in ihr lediglich die Selbstbeherrschung sah, die Fähigkeit, Herr der eigenen Triebe, nicht ihr Sklave zu sein. Aber die gesunde Befriedigung der Triebe

ist an sich so sittlich und rein wie die Enthaltung von ungesunder Befriedigung. Diese Tugend soll das Triebleben nicht ausrotten, sondern es möglichst unversehrt in den Dienst unserer sittlichen Bestimmung stellen.

Die sittliche Ordnung des Triebelebens ist natürlich nicht erreichbar ohne klare sittliche Einsicht und kraftvolles sittliches Wollen. Dieser Hinweis mag genügen, um zu zeigen, daß überhaupt die Grundtugenden nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern unauflöslich zusammenhängen.

Wenn nun neben diesen drei Tugenden noch als vierte die Gerechtigkeit aufgestellt wird, so will dies nur besagen, daß die Beziehung auf die Gemeinschaft, die schon die drei genannten Tugenden enthalten, für sich ins sittliche Bewußtsein erhoben werden. So erscheint es nunmehr auch durch die Rücksicht auf die Gemeinschaft, also durch die Gerechtigkeit, gefordert, daß der einzelne sein Triebleben regele; daß er in seiner für die Gemeinschaft notwendigen Betätigung tapfer ausharre; daß er endlich wahrhaft sei im Verhältnis zu anderen und damit ehrlich und treu.

Der Übergang von den individuellen Tugenden zu denen der Gemeinschaft oder der sittlichen Ordnung des Soziallebens wird vermittelt durch die Erwägung, daß die drei Stufen der Aktivität und die daraus erwachsenden Funktionen im sozialen Leben in entsprechender Weise wie im Einzelleben sich aufweisen lassen.

Man kann reden von einem Triebleben, einem Willen und einer Vernunft der Gemeinschaft. Was zunächst das Triebleben in der Gemeinschaft betrifft, so erwächst aus ihm ein soziales Werk, eine soziale Arbeit. Denn als grundlegender Faktor des Triebes ist der Tätigkeits- oder noch bestimmter der Arbeitstrieb zu betrachten, nicht der Genußtrieb. Wenn auch bei gesunder Betätigung der Arbeitstriebe ein gewisses Maß von Befriedigung sich von selbst einstellt, so hat der Trieb im Genuß doch nicht sein Leben, er erstirbt vielmehr in ihm. Bei jeglicher menschlicher Arbeit, auch bei der höchsten geistigen, gibt aber der Mensch sich für die Dauer der Arbeit dem Gegenstand ganz hin; es wird also Triebkraft zur Verwirklichung irgend eines menschlichen Zweckes eingesetzt und verbraucht. Soll nun diese Triebkraft stets wieder zur Verfügung stehen, so muß es auch eine Tätigkeit geben, welche die Triebkraft neu beschafft, jegliche verbrauchte Energie planmäßig erneuert und ihr Quantum womöglich noch steigert. Diese Tätigkeit, diese soziale Funktion läßt sich bezeichnen als die wirtschaftliche.

Wie der Sorge für die verfügbare Kraft, so bedarf weiterhin die soziale Tätigkeit auch der Regelung; neben die wirtschaftliche tritt als zweite soziale Grundfunktion die regierende Tätigkeit, und wie jene dem Trieb, so läßt sich diese dem Willen parallel stellen. Nun ist das Verhältnis dieser zwei Tätigkeiten nicht so zu denken, daß nur die wirtschaftliche die Materie für die regierende darstellte. Auch diejenige soziale Tätigkeit, die zur Durchführung und Aufrechterhaltung wie zur Abänderung der sozialen Regelung, der ‚Regierung', selbst erforderlich ist: Rechtspflege und Gesetzgebung, bedarf der Regelung; ebenso endlich die dritte Hauptfunktion, die bildende Tätigkeit, die sich in Erziehung, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst und Religion auswirkt.

Ihr Zweck ist dem der wirtschaftlichen und regierenden Tätigkeit übergeordnet; denn sowohl die bloße Beschaffung von Triebkräften als auch die soziale Regelung als solche trägt den Charakter des Mittels; es bleibt ihnen gegenüber noch die Frage möglich: Wozu das alles? Der Mensch lebt nicht, um zu leben,

und regiert nicht, um zu regieren. Nur ein Leben, in dem die Vernunft herrscht, kann als Endzweck gedacht werden. Die wirtschaftliche wie die regierende Tätigkeit erscheint so als der Menschenbildung dienend.

So sehen wir jetzt, was die Grundfaktoren der Aktivität: Trieb, Wille, Vernunft im sozialen Leben bedeuten. Ihr *normales* Verhältnis stellt sich nun dar in den ‚*Tugenden der Gemeinschaft*'.

Die Tugend der *Wahrheit* fordert, daß das soziale Leben in allen seinen Funktionen der Vernunft unterstellt und mehr und mehr von ihr gestaltet werde; daß also nicht etwa Produktion und Rechtsordnung Selbstzweck werden und den Menschen knechten, sondern daß sie der Menschenbildung sich als Mittel unterordnen.

Da die soziale Regelung und Organisation der einzig faßbare Ausdruck des Willens der Gemeinschaft ist, so ist die zweite der individuellen Tapferkeit entsprechende Tugend der Gemeinschaft das *Einstehen für die Gesetzlichkeit*.

Die dritte soziale Tugend hat zum Inhalt eine *Ordnung des Trieblebens* der Gemeinschaft: ‚eine solche Verteilung von Arbeit und Genuß des Arbeitsertrages, die eine verhältnismäßige Entwicklung aller gesunden, d. h. unter sich harmonierenden Triebe für alle ermöglicht und mehr und mehr zur Wahrheit macht.' Eine wesentliche Bedingung dazu ist aber, daß die Tätigkeiten sich gegenseitig fördernd (oder wenigstens nicht hemmend) ineinander greifen.

Die *Gerechtigkeit* endlich als vierte Kardinaltugend der Gemeinschaft besagt, daß die drei vorher genannten sozialen Tugenden auf alle Gemeinschaftsmitglieder sich zu erstrecken haben, so zwar, daß jedem gleicher Anteil zukomme an allen drei Grundfunktionen der Gemeinschaft, an Bildung, Regierung, Arbeit.

Die Organisation der Gemeinschaft in Arbeit, Recht und Bildung ist zugleich das wesentliche Mittel zur Willenserziehung. Diese führt aber durch den schwankenden *Trieb* und die bewußte *Willensregel* zum Einheitsbewußtsein der praktischen *Vernunft*. Gewiß gehören diese drei für die analysierende Betrachtung hier isolierten Momente der Aktivität des Bewußtseins so eng zusammen, daß sie alle in jedem Stadium der Erziehung zu berücksichtigen sind; aber doch wird die Erziehung ‚auf einer *ersten* Stufe es vornehmlich mit der einer gesunden Willensentwicklung zuträglichsten Gestaltung des Trieblebens und nur hilfsweise mit den Anfängen eigentlicher Willensleistung und den ersten schwachen Regungen sittlicher Vernunft, auf einer *zweiten* vorzugsweise mit dem Formalen der Willensregelung zu tun haben und erst auf der *dritten* zur Ausbildung des sittlichen Bewußtseins in seiner ganzen Tiefe und Weite sich erheben können'.

Dieser verschiedenen *Art* der willenbildenden Tätigkeit entspricht eine verschiedene *Organisation* derselben, die in gewisser Beziehung steht zu der Art und Organisation der sozialen Tätigkeiten, der wirtschaftlichen, regierenden und bildenden. Die Erfahrung aber bietet als Grundlage zu einer solchen Erziehungsorganisation die drei Faktoren: *Haus, Schule, Leben*.

Das ‚*Haus*' oder die ‚Familie' ist zur Zeit in tiefgreifender Umbildung begriffen. Vielfach betrachtet man ihren Verfall als unausbleibliche Folge des Übergangs vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb, von der Handarbeit zur Maschinenarbeit, vom Nahverkehr zum Fernverkehr. Aber aller Konzentration in der wirtschaftlichen Entwicklung muß eine zunehmende Individualisierung entsprechen; es wäre wirtschaftlicher Rückschritt, sollte die Arbeit ihres Individualcharakters ganz verlustig gehen, sollte der Arbeiter zur Maschine, ja zum Maschinenteil herabsinken. Vollends unvereinbar ist eine solche Mechanisierung der Arbeit mit dem zu

fordernden Anteil des wirtschaftlichen Arbeiters an der regierenden wie an der bildenden Tätigkeit. Es ist also im Gegensatz zu dem landläufigen Sozialismus zu betonen: ‚Die Wiederherstellung individualisierter Arbeit, vollends die geistige und rechtliche Emanzipation des Maschinensklaven, fordert eine mehr und mehr individualisierte Erziehung auch und zu allererst zur Arbeit selbst und darum ein individualisiertes, nicht kasernenmäßig roh und mechanisch zentralisiertes Leben des Arbeiters, welches doch wohl nur ein Hausleben, ein Familienleben, wenn auch vielleicht anderen Stiles als bisher wird sein können.‘

Es wäre nun mit der Forderung der Wiederherstellung des häuslichen Lebens des Arbeiters selbst in Verbindung zu bringen die Grundidee des Fröbelschen Kindergartens in dem Sinne, daß unter dem Einfluß der erhöhten Arbeitsgemeinschaft sich Familienverbände bildeten, zu deren wichtigsten Aufgaben die gemeinschaftliche Sorge für die Erziehung der Kinder gehörte. Die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit soll so der Erziehung zugute kommen, zu der nicht bloß die Mütter, sondern auch die Väter in organisierter Weise heranzuziehen wären.

Die Wichtigkeit der die ersten sechs Lebensjahre umfassenden Periode der Erziehung im Hause ist kaum hoch genug zu veranschlagen. In erster Linie ist hier angemessen eine ‚frei spielende, aber eben im Spiel planvolle, möglichst alle im Kinde schlummernden Kräfte aufrufende und somit übende Tätigkeit‘, bei der auch schon der sittliche und ästhetische Faktor in Wirksamkeit treten kann. Freilich kann das Spiel ein einseitiges Überwiegen der Phantasie begünstigen, aber ein Gegengewicht bildet die allmähliche Überführung des Spiels in zweckmäßige und mehr und mehr auch zweckbewußte Arbeit; dieser Übergang kann für das Kind um so unmerklicher sich vollziehen, als ihm das Spiel, dem es sich mit ganzer Seele, mit einem wahren Ernst hingibt, wie eine Arbeit ist.

Die zweite soziale Organisation zur Willenserziehung ist die Schule. Sie hebt sich dadurch von allen erziehenden Veranstaltungen ab, daß sie in ausgeprägter Weise Organisation und zwar eine ausschließlich dem Erziehungswerk dienende Organisation ist. Willensregelung ist ihr Grundcharakter: das äußere wie das innere Verhalten ihrer Zöglinge umfängt sie mit einer festen Gesetzesordnung, die in der sozialen Ordnung, besonders dem Recht, ihre Entsprechung hat. Das formale Element der Willensregelung zeigt sich aber nicht allein in der äußeren Schuldisziplin, sondern auch in der Unterwerfung der ungeschulten Kindersprache unter die Sprachregel und der leicht abschweifenden Gedanken des Kindes unter die logische Norm. Gewiß soll auch Regel und Ordnung in der häuslichen Erziehung walten, aber das Kind soll sie so wenig spüren wie die Luft, in der es lebt. Das Neue der Schulerziehung ist, daß die Regel, das Gesetz als solches ins Bewußtsein tritt, und daß der einzelne bewußt eingefügt wird in eine nicht auf ihn speziell zugeschnittene Ordnung.

Jetzt scheiden sich auch Intellekt- und Willensbildung, nicht damit sie dauernd isoliert bleiben, sondern damit die eigentümlichen Gesetze einerseits des Verstehens, andererseits des Wollens klar werden. Dabei ist die zentrale Aufgabe der Schule die Intellektbildung, aber indem der Unterricht richtig denken lehrt, lehrt er richtig denken wollen, und er entwickelt mit der Kraft, aufzumerken, die Gedanken zu konzentrieren und logisch zu verknüpfen, zugleich die Kraft, zu ‚wollen‘ und nicht bloß blinden Antrieben zu folgen. So ist jeder tüchtige Unterricht ‚erziehender‘ Unterricht. Daneben erzieht freilich auch das bloße Leben in der Schule, da sie ja eine organisierte Gemeinschaft, ein Staat im kleinen ist.

Ihre erziehende Wirksamkeit wird die Schule ganz nur entfalten als Nationalschule, deren Grundidee ist, daß an dem Segen der Schule alle gleichen Teil haben; freilich nicht in dem Sinne, daß die Bildung aller bei ihrem Abschluß nach Umfang und Inhalt dieselbe sein müßte. Jedenfalls soll das Bewußtsein von der Einheit des letzten Bildungsziels, der Sittlichkeit, in allen lebendig erhalten werden und jeder seinen Anteil an der Bildung nicht als ein Sondereigentum ansehen, sondern als ein anvertrautes Gut aus dem geistigen Gemeinbesitz, das im Sinne des Ganzen zu erhalten, nutzbar zu machen und zu vermehren ist.

Der Idee der Nationalschule würde nur eine solche Organisation des Schulwesens entsprechen, bei der zunächst eine Schulgattung alle Kinder aufnähme, und zwar auf so lange Zeit, als irgend die notwendige Rücksicht auf die besonderen Forderungen der Berufsbildung es gestattete. Die Volksschule darf deshalb nicht zur Proletarier- oder gar zur Armenschule werden. Sie sollte die obligatorische Schule für alle sein; ihr pflichtmäßiger Besuch hätte sich auf einen vollen, in sich abgeschlossenen Kursus von 6 Jahren zu erstrecken. Normalerweise träten dann die Schüler mit 12 Jahren in eine oder die andere höhere Schule über, aber nicht nach Belieben in diese oder jene Schulgattung, sondern streng nach den Leistungen in der Volksschule.

Eine Mehrheit von Schulgattungen ist nämlich für die zweite Schulperiode vom 12. bis 18. Jahr um der Berufsteilung willen notwendig; besonders ist zu scheiden zwischen der Vorbildung zu den studierten Berufen einerseits, den gewerblichen andererseits.

Schule höchster Gattung, die nur die nach theoretischer Seite Befähigtsten aufzunehmen hätte, soll das Gymnasium im Sinne des Neuhumanismus bleiben; ja, seine Anforderungen sind eher zu steigern und der Zugang zu dieser Anstalt ist Unfähigen aufs strengste zu versperren.

Die Vorbildung für die gewerblichen Berufe müßte einer eigentlichen ‚Gewerbe-' oder ‚Realschule' mit ebenfalls sechsjährigem Kursus zufallen, die ‚mit einem Grundstock allgemeinbildender, für alle gemeinsamer und obligatorischer Fächer eine möglichst reiche Fülle von Fachkursen verbände, zwischen denen die Wahl freistände oder vielmehr durch den Beruf, für den man sich entscheidet, bestimmt wäre'. Die Anfänge der beruflichen Ausbildung (‚Lehrjahre') hätten sich teils in diesen Fachkursen zu vollziehen, teils, sofern das nicht angeht, daneben Platz zu behalten. Das Richtige wäre also ‚die Volksschule für alle bis zum 18. Jahr'.

Die dritte Stufe der Willenserziehung bildet die freie Selbsterziehung im Gemeinleben der Erwachsenen. Nicht sowohl Wirtschaft und Recht als vielmehr Vollendung der menschlichen Bildung, Vollendung des Menschentums ist ja eigentlicher Zweck des Menschendaseins. Diese Vollendung stellt sich aber nicht dar als eine geschlossene Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern sie schließt als eigentliches Lebenselement das Bewußtsein unbegrenzt möglichen Fortschritts in jeder Richtung humaner Bildung wie in der inneren Vereinigung dieser Richtungen ein. ‚Der Gipfel der Menschenbildung ist mit anderen Worten nicht ein definitiver höchster Grad des Gebildetseins, sondern freieste Bildungsfähigkeit, unbeschränktestes Vermögen der Selbstbildung, womit zugleich erst die volle Befähigung, an der Bildung anderer mitzuarbeiten, errungen wird.'

Die freie Bildungstätigkeit, die auf den in Haus und Schule gelegten Grundlagen weiter baut, soll aber auch einer sozialen Organisation nicht entbehren. Eine solche, eine ‚Hochschule' besteht zurzeit im allgemeinen nur für eine enge,

hoch bevorzugte Klasse sich wissenschaftlich Bildender. Es ist aber ein sehr gesunder Gedanke, daß etwas Ähnliches für die andern erst recht notwendig wäre. So entsteht die Idee der ‚Volkshochschule', der Hochschule für alle; sie hat in der ‚Universitätsausdehnung' in England und den Vereinigten Staaten schon einen bedeutsamen Anfang ihrer Verwirklichung gefunden.

Innerhalb der sozialen Bildungsorganisationen vollzieht sich nun die Erziehungsarbeit, deren Form und Methode wieder nach den drei Stufen der Willensentwicklung sich verschieden gestaltet. Auf der ersten Stufe ist das Verhältnis des Kindes zu dem Erzieher das der sinnlichen Abhängigkeit, wobei die Triebe noch wie weiches Wachs sich formen lassen. Diese in unmittelbarstem, zartem gegenseitigem Mitempfinden bestehende Gemeinschaft, wie sie am reinsten zwischen Mutter und Säugling sich findet, geht dann allmählich infolge wachsender Bewußtheit in ein eigentliches Miteinanderwollen über. In dem erstarkenden Wollen überwiegt dabei gewöhnlich der Drang nach Selbständigkeit, und es ist von entscheidender Bedeutung für die Erziehung, daß dieser Wille, ohne seiner Eigenheit verlustig zu gehen, an einem überlegenen Willen einen festen Halt findet, dem er nicht mehr in sinnlicher Gebundenheit, sondern in freier Zuversicht vertrauen kann. Erleichtert wird dies durch die Allmählichkeit des Übergangs und dadurch, daß mit dem bewußten eigenen Willen auch das Verständnis für selbständiges Wollen anderer sich bildet. So entsteht eine freiere, aber des Gesetzes bewußtere Gemeinschaft, jener natürliche Gemeingeist, den jede Schule oder Schulklasse, die in gutem Zuge ist, erkennen läßt. Damit ist der Grund gelegt für die dritte Stufe der Willensgemeinschaft, die auf reiner gegenseitiger Verständigung und Überzeugung, auf Mitvernunft, beruht.

Im großen ganzen wie im einzelnen geht der Weg der Erziehung durch Übung und durch Lehre, d. h. das im unmittelbaren Tun nach dem Vorbild und unter Beihilfe des Lehrenden Geübte wird durch die Lehre zum Bewußtsein von sich selbst und damit zu größerer Sicherheit gebracht. Allenthalben vollzieht sich so der Fortschritt von der Leitung durch andere, von der Heteronomie zur Fähigkeit, sich selbst zu leiten, der Autonomie.

Damit läßt sich auch ein Urteil gewinnen über die Bedeutung der Autorität und des von ihr verlangten Gehorsams. Das erwachte eigene Wollen hat den natürlichen Drang, sich von dem Willen des Erziehers loszumachen, und doch fehlt ihm noch die Fähigkeit, sich selbst sicher zu lenken. So ist gerade hier, auf dieser mittleren Stufe zwischen sinnlicher Abhängigkeit und sittlicher Freiheit, die Autorität notwendig. Ihr Sinn wird aber verkannt, wenn man sich damit begnügt, den Widerstand des Zöglings zu brechen und sein äußeres Tun in die gewünschte Richtung zu zwingen, da hierdurch das einzige, wodurch das richtige Tun des Zöglings dauernd gesichert werden kann, das eigene Einsehen und Wollen, nicht geweckt, sondern oft geradezu gehemmt wird. Man bricht vielleicht den Trotz, aber man pflanzt keinen besseren Willen, ja man untergräbt häufig die Offenheit und Ehrlichkeit. Gehorsam ist freilich notwendig, aber er ist nicht identisch mit Willenlosigkeit, sondern er soll gerade beruhen auf dem Willensentschluß, den eigenen Willen dem Führenden, weil Besserwissenden, unterzuordnen. Die wahre Autorität wird dadurch am besten gewonnen, daß der Geführte an der Führung selbst deren Richtigkeit verspürt, und zwar am eigenen Fortschreiten. Der Träger der Autorität aber wird sich bewußt sein müssen, daß das Ziel die ‚Autonomie' ist, daß also jegliche erzieherische Autorität sich schließlich selbst über-

flüssig machen muß, indem die Vernunft im Zögling so entwickelt wird, daß sie immer mehr an die Stelle der leitenden fremden Vernunft treten kann.

Wie die Autorität selbst, so werden auch ihre Mittel: Lob, Tadel, Lohn, Strafe mehr und mehr zurücktreten müssen. Sie spielen überhaupt in der Erziehung meist eine viel zu große Rolle: die Gefühlserregungen, die sie herbeiführen, Stolz, Scham, Erhebung, Erniedrigung, wirken mehr störend als fördernd. Die unerbittliche und den Zögling selbst überzeugende Klarstellung: das ist recht und das ist verkehrt, und die daraus folgende Pflicht, das Verfehlte zu bessern und im Rechten fortzuschreiten, muß ausreichen.

Die Willenserziehung läßt sich nicht vollständig beschreiben, ohne auch den Anteil, den daran die Bildung des ‚wissenschaftlichen Verstandes', ‚der ästhetischen Phantasie' und des ‚religiösen Gefühls' haben, zu berücksichtigen.

Bei der Bestimmung des Anteils der Intellektbildung nimmt Natorp besonders gegen Herbart Stellung. Dieser setzt in seiner Polemik gegen die ‚Seelenvermögen' an die Stelle des ‚Verstandes' eine vielfältige Verflechtung und unübersehbare Menge einzelner ‚Vorstellungen'. So wird bei ihm das Inhaltliche, die Materie des Erkennens, einseitig berücksichtigt, die formale Seite: das Verstehen, die Vereinheitlichung, nicht beachtet. Ferner nimmt Herbart an, daß das Vorstellungsleben des Menschen seine Entschließungen determiniere, daß aus bloßen Vorstellungsverhältnissen ohne Hinzutreten eines weiteren psychischen Faktors das Wollen resultiere. Er lehnt endlich die Vereinheitlichung alles Wollens durch das Sittengesetz ab und bleibt bei seiner ‚Vielseitigkeit des Interesses' stehen. Natorp ist dagegen in seiner Anerkennung des formalen Charakters des Verstandes, der Ursprünglichkeit und Eigenart des Wollens neben Vorstellen und Fühlen, und des unbedingten Primats des sittlichen Gesetzes einig mit Pestalozzi, bei dem er überhaupt die innigste geistige Verwandtschaft mit Kant feststellt. Auch hält er den Herbartianern vor, daß ihnen infolge ihrer Ansicht vom ‚erziehenden Unterricht' für den selbständigen Wert der Verstandesbildung oft fast jedes Gefühl abhanden komme, was sich besonders in der Stempelung bestimmter Unterrichtsstoffe, vorzüglich der Religion und der Geschichte, zu ‚Gesinnungsstoffen' zeige. Gewiß sind beide Fächer besonders wichtig, um den Einzelwillen zur Teilnahme an dem sittlichen Gemeinschaftsleben hinzuleiten; aber trotzdem ist festzuhalten: der Unterricht hat nie unmittelbar ‚Gesinnung' hervorzubringen, sondern Begriff und Erkenntnis; je reiner aber die Verstandesbildung ihre Eigenart bewahrt, um so reiner vermag sie zur Willensbildung beizutragen.

Ebenso verwirft Natorp die Auffassung des Ästhetischen als eines bloß dienenden Mittels der sittlichen Erziehung. Gewiß dürfen z. B. Stoffe der Dichtung zur moralischen Belehrung verwendet werden, aber dies gilt nur von den Stoffen, und zuvor muß doch die Dichtung rein für sich als ästhetische Schöpfung zur Geltung kommen. Nur bei dieser reinlichen Scheidung vermag das Ästhetische auch sittlich zu wirken. Übrigens kommt für die sittliche Wirkung des Ästhetischen Zweierlei in Betracht: sowohl die dem Zögling kaum bewußte, aber doch sichere Wirkung einer ästhetischen Stimmung der ganzen Umgebung und die Betätigung des Zöglings selbst in ästhetischer Richtung.

Endlich kann die Religion ‚der Sittlichkeit zu einer sehr gewichtigen, ja kaum entbehrlichen Stütze werden'. Wenn auch keiner der sonstigen Faktoren der Willenserziehung durch sie ersetzt wird, so ist ‚auch sie selbst durch keinen der andern Faktoren ersetzlich, sondern im Verein mit ihnen allen erfüllt sie noch eine

eigentümliche und wichtige Aufgabe, die sittliche Idee, die sonst nur als ungreifbar fernes Ziel dastände, zum unmittelbarsten, innerlichsten Leben des Individuums in Beziehung zu setzen, ihm nah und gegenwärtig zu halten und so seinem Gemüt eine stetige und gleichmäßige Erwärmung für das Gute mitzuteilen, die die sittliche Entschließung auch im schwersten Fall aus voller Seele fließen und sie die Seligkeit des Glaubens nicht vermissen läßt, ohne die in den ernsten Erschütterungen des Lebens auch der Starke vielleicht nicht aufrecht bliebe'. Freilich vertritt Natorp nicht eine der bestehenden positiven Religionen, sondern eine allgemeine humane Religion. In Schleiermachers Sinn ist ihm Religion lediglich Gefühlssache, er lehnt darum jede Dogmatik ab. Gewisse Vorstellungen des Göttlichen seien notwendig, aber diese dürften keine andere Bedeutung sich beilegen wollen als die eines Halts für das Gefühl. Im Gefühlsgrunde der Religion liege die Kraft, auf die Realität der sittlichen Aufgaben und auf den endlichen Sieg des Guten zu vertrauen. Nur Religion in dieser ‚rein humanen' Bedeutung soll nach Natorp Gegenstand eines für alle obligatorischen Unterrichts sein dürfen, denn nur sie könne ‚allgemein überzeugend' gemacht werden. Freilich könne denjenigen, die ihrer Gewissenspflicht als Erzieher durch eine religiös-kirchliche Erziehung zu genügen glaubten, das Recht, eine solche ihren Kindern zu geben oder geben zu lassen, ‚gegenwärtig nicht bestritten werden'. —

Unsere Übersicht über den Inhalt dieses gedankenreichen Werkes hat bei allem Streben nach Kürze schon einen so breiten Raum beansprucht, daß wir unsere kritische Stellungnahme mehr andeuten als ausführen können.

Daß manche Grundanschauungen Natorps, zumal die über Religion und im Zusammenhang damit die über das Verhältnis der Kirche zur Schule teils überhaupt nicht, teils schwer vereinbar sind, das bedarf keines besonderen Nachweises.

Da aber jeder Autor verlangen darf, daß man sein Werk nicht bloß von einem prinzipiellen Standpunkt aus beurteile, der von seiner eigenen Welt- und Lebensanschauung ganz verschieden ist, so wollen wir bei der Charakterisierung und Würdigung seines Werkes die katholische Anschauungsweise nicht einseitig hervorkehren. Es darf vielmehr anerkannt werden, daß sich bei Natorp viele Ausführungen finden, die auch der Katholik ohne weiteres als wertvoll anerkennen kann. Das ist übrigens nicht zufällig; ist doch Natorps Sozialpädagogik aufgebaut auf grundlegenden Gedanken Platos und Kants, die er freilich in durchaus selbständiger Weise ausgestaltet. Jenen verdankt er — um nur das Wichtigste zu nennen — die Unterscheidung der drei Stufen der Aktivität des Bewußtseins und das System der individuellen und sozialen Tugenden, diesem den Begriff der Autonomie und des formalen Sittengesetzes. Wie mächtig aber Plato, besonders durch Vermittlung seines großen Schülers Aristoteles auch die Gedankenwelt der katholischen Philosophie beeinflußt hat, ist bekannt genug; wie stark andererseits in Kants Denken die christlichen Elemente sind, das bedarf für den Kenner keines besonderen Nachweises.

Was aber Plato und Kant innerlich verbindet und was Natorp mit ihnen teilt, ist die Weltanschauung des Idealismus. Diese hat stets — und heute nicht zum wenigsten — zu ringen mit einer Denkrichtung, die in aller Wirklichkeit nur ‚Natur' sieht, für die jegliches Geschehen nur ein zeitliches, mit Naturnotwendigkeit ablaufendes ist, und die als obersten sittlichen Grundsatz lehrt, die in der Natur herrschenden Tendenzen empirisch festzustellen und sich ihnen anzupassen. Diesem Naturalismus gegenüber verficht der Idealismus die Spontaneität menschlichen Wollens, seine Freiheit in der Wahl der Zwecke, die in der Idee des

Guten ihre oberste Einigung und Krönung finden sollen und damit Anteil an dem Charakter eines überzeitlich, eines ewig Wertvollen erhalten. So ist für Natorp auch nicht die Psychologie, die das Innengeschehen als Naturgeschehen betrachtet, sondern die Ethik Grundlage der Pädagogik. Denn die Ethik ist es ja, die von den letzten Zwecken des menschlichen Lebens handelt und so einführt in die Welt der Werte und des Seinsollenden; die Erkenntnis des Seienden dagegen, des Tatsächlichen der inneren und äußeren Natur, Psychologie und Naturwissenschaft, sie haben von der Ethik aus betrachtet, nur den Wert des Mittels, sie ermöglichen die Technik, welche die Natur in den Dienst menschlicher Zwecke und Ideen stellt.

Natorp verkennt nicht, daß die ‚Kraft seiner Beweisführung nicht allen gleichmäßig überzeugend sein werde', und in der Tat werden sich bei der Prüfung seines Werkes dem Leser manche Bedenken aufdrängen. Man kann z. B. fragen, ob das ihm vorschwebende Menschenideal nicht allzu intellektualistisch, ob seine Auffassung von der gegebenen Menschennatur nicht allzu optimistisch sei; man kann zweifeln, ob seine so gar einfache, abstrakte und formalistische Konstruktion des Erziehungssystems der Vielgestaltigkeit des Menschlichen, ob sie vor allem den gegebenen Verhältnissen in Staat, Gesellschaft und Kirche gerecht zu werden vermöge. Insbesondere muß seine Forderung eines obligatorischen Unterrichts in der ‚humanen' Religion die stärksten Bedenken erregen. Viele positiv Gläubigen werden eben nicht finden, daß sie ‚allgemein überzeugend' gemacht werden könne, ja, sie werden bezweifeln, ob das, was bei ihm als Religon übrig bleibt, überhaupt noch den Namen ‚Religion' verdiene. Er teilt ja nicht den Glauben an einen persönlichen Gott als an ein absolut existierendes Wesen, das Urgrund alles geistigen Lebens und damit auch alles Idealen ist. Sein Idealismus will durchaus ‚immanent' sein, d. h. er will auf jede Behauptung einer nicht durch Erfahrung zu erweisenden Existenz, also auf alle ‚Transzendenz' verzichten. So tiefgreifend aber auch der Unterschied des von ihm vertretenen Idealismus von dem der positiven Religionen und der christlichen Philosophie ist, so darf man doch auch nicht ihre innere Verwandtschaft unterschätzen und vor allem auch nicht die Ehrlichkeit und Reinheit dieses ‚immanenten Idealismus' anzweifeln.

Endlich könnte man die Frage aufwerfen, ob es Natorp gelungen ist, ebenso dem individualen wie dem sozialen Gesichtspunkt der Erziehung gerecht zu werden. Es ist eine interessante Aufgabe der Geschichte der Pädagogik, im einzelnen nachzuweisen, wie im Zusammenhang mit allgemeineren geistigen Strömungen bei der Reflexion über die Erziehung bald mehr der individuelle, bald mehr der soziale Gesichtspunkt zur Geltung gekommen ist. Für die auf christlichem, insbesondere auf katholischem Boden stehende Pädagogik ist freilich das Bestreben, beiden Gesichtspunkten gerecht zu werden, sozusagen traditionell. Das zeigt in schönster Weise Willmanns ‚Didaktik'. Ganz in Übereinstimmung mit dem Geiste der älteren christlichen Pädagogik ist hier in tief durchdachter Weise dargestellt, wie die geistigen Schätze der Menschheit, die zugleich das ideale Lehrgut darstellen, in den menschlich-sittlichen Gemeinschaften ihre Träger haben, und wie durch die Erziehung die Individuen als erkennende Wesen diese Güter als geistiges Eigen erhalten, und wie sie als wollende in jene Sozialverbände eingegliedert werden; wie demnach einerseits Gemeinschaft und geistiger Gemeinschaftsbesitz durch die Erziehung sich erhalten, und wie andererseits die Individuen durch sie erst zu eigentlich geistig-sittlichem Leben gelangen. Bei Natorp ist die starke Hervorhebung der sozialen Betrachtungsweise besonders durch seinen Gegensatz zu Herbart bedingt. Bei

Herbart, der ja auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Pädagogik im neunzehnten Jahrhundert einen so starken Einfluß ausgeübt hat, wiegt die individualistische Anschauungsart durchaus vor: das zu bildende Individuum steht fast ausschließlich im Mittelpunkt der pädagogischen Reflexion. Eine entschiedene Reaktion dagegen zeigt sich bei Natorp. Reaktionen führen aber leicht über die richtige Mitte hinaus; und auch Natorp ist wohl dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Zweifellos ist er ernstlich bemüht, die Pädagogik nicht lediglich in der Richtung auf das Soziale auszugestalten, sondern die Bedeutung des Individuums nachdrücklich zur Geltung zu bringen, aber doch dürfte er zunächst der individuellen Eigenart nicht genug Rechnung getragen haben. Natorp erklärt einmal: ‚Zur Zielbestimmung der pädagogischen Tätigkeit taugt die Individualität nicht; sie ist für sie durchaus nur verfügbares Material.‘ Dies ist insofern richtig, als man in der Tat das persönliche sittliche Leben als eine stetige Bearbeitung der gegebenen seelischen Natur durch den menschlichen Geist auffassen kann, eine Bearbeitung, die von den Erziehern begonnen wird und von den Erzogenen in der Periode ihrer Reife selber fortgeführt werden soll. Aber das Ziel dieser Bearbeitung soll doch nicht eine schablonenhafte Uniformierung des einzelnen sein, — und das käme dabei heraus, wenn die Individualität *nur* ‚Material‘ wäre, — sondern *vergeistigte Besonderheit*, charaktervolle geistige Persönlichkeit, die bei innigstem Anteil an dem gemeinsamen, die Menschen verbindenden Vernunft- und Geistesleben, doch einen eigenartigen Konzentrationspunkt desselben darstellt.

Daß aber bei Natorp das Individuelle im Menschenleben und in der Erziehung weniger, als gut wäre, berücksichtigt wird, dafür liegt ein wesentlicher Grund in dem bei ihm vorherrschenden *Intellektualismus*. Der Intellekt geht ja durchaus auf das Objektive, das von allen zu Verstehende und Anzuerkennende und somit auch auf das Soziale. Das Individuelle, das Eigenartige hat dagegen seinen Sitz im *Gemüt*. Auf dieses aber wirkt mehr als der verstandesmäßige, klar bewußte Unterricht der mehr unbewußte, nur leise und unmerklich, aber um so nachhaltiger sich geltend machende erzieherische Einfluß der Persönlichkeit des Lehrers. Bei Natorp findet diese ebenso wenig gebührende Würdigung wie die Individualität des Schülers.

Mag es nun auch Natorp nicht ganz gelungen sein, einen vollkommenen Ausgleich der sozialen und der individualen Betrachtungsweise zu vollziehen, jedenfalls zeigt unsere ganze Erörterung, daß dies das Ziel sein muß; daß es also falsch ist, zu fragen: ‚Ist Individual- *oder* Sozialpädagogik das Richtige?‘, daß vielmehr beide Auffassungen in der Pädagogik verbunden werden müssen. Individuum und Gesellschaft stehen in engster Wechselwirkung, und der Fortschritt der Menschheitsentwicklung vollzieht sich in dem Ineinandergreifen individueller Leistungen und der Massenarbeit. Gewiß ist Großes in der Welt geleistet worden durch das Genie einzelner, die oft gerade im Kampfe gegen Vorurteil und Trägheit der Massen den Fortschritt herbeiführten, aber anderseits ist doch auch Werden und Wirksamkeit der führenden Geister in hohem Grade mitbedingt durch das geistige Gesamtleben, dessen Träger die menschlichen Gemeinschaften sind. Darum hat auch die Pädagogik jenes Wechselverhältnis von Einzelgeist und Volksseele zugrunde zu legen; sie hat die Erziehung des einzelnen in ihren Beziehungen zu den menschlichen Gemeinschaften und ihrer Bedeutung dafür zu erwägen, ohne deshalb den Eigenwert der Einzelpersönlichkeit zu verkennen.

Kunstwerk und Privatbrief.

Die Befürchtung, der wir jüngst in einem Rundschauartikel ‚Ibsens Briefe' unseres Julihefttes Ausdruck gaben, hat sich nur allzu rasch als begründet erwiesen. Kaum hatte der große Norweger die Augen geschlossen, da trat bereits sein ‚Freund' Georg Brandes mit einem Essaybändchen* an die Öffentlichkeit, dem als pikante Dreingabe einige Liebesbriefe des gealterten Dichters an eine junge Wienerin beigegeben sind. Die Entrüstung über diese Art von Literaturgeschichtschreibung ist besonders in Norwegen um so allgemeiner und größer, als damit eine hochgradige Rücksichtslosigkeit gegen des Dichters Witwe begangen wurde und die ganze Veröffentlichung offenbar schon während Ibsens langem Siechtum vorbereitet war.

Man möchte sich angesichts solcher Vorkommnisse fast einem Wunsche Thackerays anschließen, den dieser einmal in Vanity fair ausspricht: ‚Es sollte ein Gesetz erlassen werden, daß jegliches geschriebene Dokument (mit Ausnahme von quittierten Rechnungen) nach einer kurzen und angemessenen Frist vernichtet werden müsse.' So weit geht nun freilich Artur Bonus in seiner gerade an eine Thackeraysche Briefsammlung anknüpfenden Betrachtung über ‚Kunstwerk und Privatbrief' (Preußische Jahrbücher, Augustheft 1906) nicht. Aber gerade wegen seiner gemäßigten Stellungnahme verdient sein Protest gegen die literargeschichtliche ‚Briefseuche' um so ernstere Beachtung, und der Fall Brandes-Ibsen bildet eine neue Bestätigung der folgenden Ausführungen:

‚Vor allem ist ein Mißverständnis zu vermeiden, das in unserer wissenschaftlichen Atmosphäre einem gar zu leicht anfliegt und so schwer aus den Hirnwindungen zu bringen ist wie eine Fledermaus aus den Haaren. Man glaubt heute, durch Briefe und allerlei Notizen über das Leben des Künstlers am besten in das sogenannte „Verständnis" der Kunstwerke hineinzukommen. Dies ist ein grundstürzender Irrtum. Ein wirkliches Kunstwerk hat zu seinem Verständnis nie etwas außer sich nötig. Oder doch, je mehr es das hat, desto weniger ist es Kunstwerk. Das wissenschaftliche Verständnis der biographischen und biologischen Bedingungen eines Kunstwerks fördert nicht, sondern hemmt die ästhetische Wirkung. Genau so, wie wissenschaftliches Bibelstudium vielleicht dazu hilft, den Boden für neue Frömmigkeit frei zu machen, aber sicherlich nicht dazu, die befreiende oder auch beschwerende, jedenfalls die wirksame Aufnahme biblischer Worte zu verstärken. Es ist ein Unterschied zwischen dem Mann, der Embryologie studiert, und dem Weibe, das ihm ein Kind gebiert, und die

* In der Sammlung ‚Die Literatur', 32. Band. Berlin 1906. Bard, Marquardt u. Co

Embryologie kann ihm nicht helfen, das Kind zu lieben, oder auch nur, die Heiligkeit des Vorganges zu begreifen. Aber obwohl das Leben bereichert und erhöht wird von denen, die lieben und Ehrfurcht haben, kann es derer nicht entbehren, die kalt sind und es studieren. Es ist wohl möglich, daß Wissen und Lieben, daß Kennen und Können in einer Person seien, am unwahrscheinlichsten jedenfalls in einer, welche beides nicht zu trennen versteht. Das Leben ist interessant, es ist überall interessant; wie sollte es nicht da interessieren, wo es seine großen Werke schaffte! Aber dieses Interesse empfinden und ihm nachgeben ist etwas ganz anderes, als vom Kunstwerk sich ergreifen lassen; und es wirkt ihm eher entgegen, als daß es dazu hilft. So wenig ein Prophet in seiner Vaterstadt Wunder tun kann, so wenig ein Kunstwerk an denen, welche es in dieser Weise „verstehen".

Gewiß haben beide, Leben und Werke, miteinander zu tun, aber gegensätzlich: das Leben als Stoff im Kunstwerk, das Kunstwerk als Tat im Leben; aber der Stoff ist im Kunstwerk als solcher überwunden, und das Kunstwerk sieht man im Lebensbild von unten her, wo die Bildfläche, die Erscheinung, auf die es ankommt, nicht zu sehen ist. Denn so wahr es auch ist, daß das Kunstwerk nicht einen Schein, sondern gerade die eigenste Wahrheit, das innerste Getriebe des Lebens offenbaren und in die Tiefen sehen lassen soll, so soll es doch eben dies alles „offenbaren"! Das, was es ahnen lassen will, will es durch seine Erscheinung ahnen und nicht durch den Biographen enthüllen lassen! Und selbst die Tiefen, die es verbirgt, verbirgt es weder zu dem Zwecke, daß der Biograph durch ihre Ausräumung das Werk allererst „verstehen" lehre, noch sind es überhaupt Tiefen des Manuskriptenschranks, aus denen man etwas hervorzerren kann, das dann nur noch entziffert zu werden braucht, um alsbald den Philologen das leisten zu lassen, was der Dichter durch das Werk selbst offenbar nicht leisten konnte!'

E.

Die Deutschen im Ausland.

Ganz auffällig häufig ist während der letzten Wochen der Reisesaison in den Zeitungen darüber geklagt worden, daß die Deutschen im Vergleich zu den Angehörigen anderer Nationen im Ausland nur geringen Sympathien und oft einer ausgesprochenen Abneigung begegnen. Ein weitgereister Sensationsschriftsteller, Karl Böttcher, hat sogar fix die Gelegenheit wahrgenommen, unter dem Titel ‚Germania im Ausland'* seinen Landsleuten eine ganze Reihe ‚ungeschminkter Wahrheiten' zu sagen, die oft übers Ziel hinausschießen, nicht selten aber auch den angesichts journalistischer Mätzchen gewiß nicht beifallsfreudigen Leser zu unwilliger Zustimmung nötigen. Wer kann dem Spott des Auslandes über unser polizeiliches und bureaukratisches Bevormundungssystem, über unser Orden- und Titelwesen, über deutsche Vereinsmeierei, deutschen ‚Suff' u. dgl. m. ehrlicherweise ein gut Teil Berechtigung absprechen, oder wer ohne Beschämung die häufige Frage beantworten, warum bei uns gerade die akademisch Gebildeten so gerne ihre Gesichter mit Schmissen und Schmarren verunstalten? Doch alle diese Klagen, auch diejenigen über die nachlässige und

* Gera, Verlag von Paul Stötzner.

geschmacklose Kleidung vieler deutscher Touristen, bleiben noch an relativen Äußerlichkeiten haften. Die wesentlichsten Gründe sitzen tiefer, und ihnen ist mit vollem Ernst Geheimrat W. Münch im ‚Tag' (Nr. 357 u. 358) nachgegangen.

An Achtung unserer geistigen, technischen und wirtschaftlichen Potenzen fehlt es dem Ausland gewiß nicht. Und freilich,

‚der Respekt hat ja zunehmen müssen um der politischen und der industriell-kommerziellen Bedeutung willen. Nur ist diese Bedeutung den meisten draußen nicht recht geheuer. Der Baum, der rasch emporschießend sich breit macht, beengt die übrigen auf dem gemeinsamen Boden. Rasche Verschiebung der Geschichte erschreckt. Und um Bestimmteres zu nennen: glaubt man etwa, daß die uns so befriedigende Eroberung neuer Absatzgebiete für unsere Industrie draußen in der Welt sich einfach durch die Wirkung edler Überlegenheit vollziehe? Nicht auch durch allerlei Künste und unsympathische Manieren? Auch bei uns im Lande ist doch der Geschäftsreisende, der die Abnahme seiner Waren durchsetzt, seine Firma neu einführt und eine andere damit verdrängt, in der Gesellschaft kein sympathischer Typus. Der starke (wenn nicht überwiegende) Prozentsatz orientalischer Beimischung erhöht dabei die Aussicht auf sympathische Eindrücke mitnichten . . . Jedenfalls muß man die Typen der Vertreter deutscher Zunge draußen beobachtet haben, um sich von dem Stand der Dinge eine Vorstellung zu machen. Kaufmännische Tüchtigkeit, die wir beileibe nicht geringschätzen wollen, verbindet sich mit aristokratischem Tone nur selten, meist nur auf den Höhen des Erfolges. Gut, daß wir immerhin unsere Hanseaten haben, die sich in diesem Punkte höchst vorteilhaft abheben! Doch auch abgesehen von den kaufmännischen Eroberungszügen: im ganzen sind wir kein Land, dessen Söhnen das Hinausgehen über See in fremde Zonen eigentlich nach Natur und Herkommen nahe läge, wie man das beim englischen Inselvolk oder ähnlichen anderen sagen kann; zieht man den Nordrand unseres Vaterlandes ab, so sind es aus dem übrigen Lande ja unzweifelhaft vielfach nicht die normalsten bürgerlichen Existenzen, die sich in der Ferne neuen Boden suchen; und es ist schwer, in guter Haltung vor der Welt zu stehen, wenn man den nötigen äußeren Halt erst zu suchen hat. (Nebenbei seien hier alle wackeren Ausnahmen über die ganze Welt hin um Entschuldigung gebeten.) Nun nehmen aber auch die ganz und gar nicht Fragwürdigen, sofern sie echte deutsche Gewöhnungen haben, eben in diesen Gewöhnungen etwas mit, was den Nichtdeutschen leicht Anstoß gibt.'

Und gerade diese Gewöhnungen und tiefer sitzenden Manieren sind es, gegen die Geheimrat Münch ein treffendes Wort findet. Es fehlt uns vielfach in allzu hohem Maße die Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit der Verkehrsformen. Zu einem Teil mag das der militärische Drill und die daraus hervorgehende straffe Steifheit der Haltung verschulden; aber damit mischt sich auch wieder in anderen Dingen eine so formlose ‚Gemütlichkeit', ein solches Sichgehenlassen im Ungebrillten, daß dieses mixtum compositum widerspruchsvoller Formen nur um so abstoßender wirkt. An Stelle eines charaktervollen Benehmens tritt dann gerne ‚Eigensinn, Rechthaberei, Oppositions- und Disputiersucht'.

‚Freilich haben wir auch häufiger eine gründliche Bildung, ein wissenschaftliches Sachverständnis, einen weiten Ideenkreis als die Ausländer, und das sind herrliche Dinge; aber damit hängt doch auch die Unlust zusammen, sich angenehm zu geben und zu fügen; das ausdrückliche Besserwissenwollen macht nicht beliebt und das sich bloß andeutende Gefühl des Besserwissens wohl noch weniger. Dem schulmeisternden Professor geht die sonstige Menschenwelt gern aus dem Wege, und in Deutschland haben viele etwas von diesem Charakter, auch ohne den amtlichen Charakter als solchen zu besitzen. Oder wäre etwa die soziale Kunst, inmitten alles Meinungskampfes stets bei höflicher Form zu bleiben, immer viel Reserve zu beobachten, jede persönliche Verletzung des Gegners zu vermeiden, wäre diese Kunst bei uns verbreitet? Man hört viel über das Gegenteil klagen und kann die Klage wirklich nicht widerlegen.‘

Auch unsere neu gewonnene, aber noch junge nationale Großmachtstellung äußert sich leicht in einer starken und doch wieder vielfach schwankenden Selbsteinschätzung.

‚Wir haben es im ganzen noch nicht zu dem ruhigen Selbstgefühl der schon seit langer Zeit Großen und Anerkannten gebracht und können doch auch nicht die würdige Bescheidung derer anstreben, die vom politischen Weltschicksal zu beschränkter Bedeutung bestimmt sind.

So sind wir denen von draußen nicht ruhig, nicht fertig, nicht bequem, nicht einfach, nicht durchsichtig, nicht geglättet und geformt genug, und mit allem sind wir nicht im ganzen beliebt. Kann es uns gleichgültig sein, wofern man uns nur respektiert? Darüber werden verschiedene verschieden denken. Um sich durchzusetzen, bedarf es freilich für eine Nation anderer Eigenschaften als der angenehm machenden. Sollen wir uns nur unserer Vorzüge bewußt werden? Die Überwindung gewisser ungünstiger Eigenschaften oder Gewöhnungen käme schon unserem eigenen Leben zugute. Wieviel kann der einzelne dazu tun! Vielleicht sehr wenig. Aber er sollte sich nicht zu wenig zumuten.‘

r.

‚Eine mutige und freiheitliche Tat.‘

Die nachstehenden Worte, die der Genfer namhafte Romanschriftsteller Eduard Rod im ‚Journal des Debats‘ Antonio Fogazzaro im Hinblick auf sein Verhalten nach der Verurteilung seines ‚Santo‘ widmet, seien hier als ein Dokument wiedergegeben. Eduard Rod schreibt:

‚Nicht nur gegen die Tyrannen will die Freiheit verteidigt sein: sie hat noch ganz andere, schwer zu umschreibende und schwer zu bekämpfende Mächte gegen sich, Mächte des Vorurteils, der Voreingenommenheit und eines in allen Farben spielenden Fanatismus, die oft auch in ihrer Weise als eine Art von Schreckensherrschaft und Inquisition gelten können . . . Fogazzaro hat, indem er sich dem Dekret der Indexkongregation fügte, den Zorn derjenigen herauf beschworen, die gewiß nicht versäumt hätten, eine Auflehnung des Schriftstellers sich zunutze zu machen und die sich in ihrer Erwartung daher getäuscht sahen. Während sie aber seine Unterwerfung als ein Zeichen von Schwäche und Kleinmütigkeit verurteilen, sehe ich im Gegenteil darin eine mutige und freiheitliche Tat . . .

Will man die Handlungsweise Fogazzaros richtig beurteilen, so muß man das Opfer in Anschlag bringen, das darin liegt, und den moralischen Mut, den er damit bekundete. Man bedenke doch nur einmal, welche herrliche Situation ihm eine Auflehnung geschaffen hätte, die so viele gespannt erwarteten, ankündigten und wünschten!

Die Feinde der Kirche, die in den lateinischen Ländern die Mehrzahl und die Macht für sich haben, harrten nur, daß er das Zeichen der Empörung gebe, um ihn auf den Schild zu heben. Noch ein Schritt, und er war für sie ein Vorkämpfer der Aufklärung, ein Ritter des Geistes, ein Opfer des Obskurantismus, dessen Stirne, soweit unsere sanftmütige Zeit dies noch verträgt, die Gloriole des Martyriums umstrahlte. Der Sturm ihrer Bewunderung hätte ihn auf die Höhe getragen ... Ich glaube nicht, daß die große Seele Fogazzaros jemals solchen Versuchungen ausgesetzt war. Immerhin, unmöglich wäre es nicht ... Nun wohl, wenn schon solche Versuchungen an Fogazzaro herantraten, so hat er sie abgewiesen, so hat er das Beispiel befolgt, das ihm Männer gaben wie Abbé Loisy, P. Agostino, mit dem er, so viel ich weiß, befreundet ist, und P. Didon ... Für Fogazzaro hat es sich nicht um Exil, noch um eine Sühne gehandelt, aber um ein großes Opfer, eines von den größten, die ein Mensch vollbringen kann, der aus der Fülle des Dichterherzens und mit der ganzen Begabung des Schriftstellers eine unermeßliche Liebe zum Guten, zur Wahrheit und zu der Sache, der er zu dienen glaubte, in sein Werk gelegt hat. Und dieses Opfer hat er ruhig vollbracht, ganz schlicht, wie sein Gewissen es ihm vorschrieb, ohne sich einen Augenblick um den Nachteil zu bekümmern, der für ihn in den verschiedensten Formen notwendig daraus entstehen mußte ... Um dieses Opfers willen bewundere ich ihn und spreche ich ihm meine Hochschätzung aus, die nicht weniger herzlich, noch weniger ehrfurchtsvoll ist, weil sie von einem kommt, der nicht glaubt, wie er.'

* *

Rechtspflege.

Das Kolonialrecht, der jüngste Zweig unseres deutschen Staatsrechts, befindet sich noch in der Periode gärender Entwicklung. Deshalb ist es für den, der zum ersten Male der jungen Wissenschaft nahe tritt, schwierig, sich zu orientieren. Erst recht mühevoll aber ist bei dem beständigen Auf und Nieder, bei dem steten Wechsel der Rechtserscheinungen der Weg, den derjenige zu gehen hat, der sich mit einer oberflächlichen Orientierung nicht begnügt, sondern angezogen von der Fülle interessanter Probleme, die sich dem Juristen auf Schritt und Tritt darbieten, nun auch bemüht ist, einen Gesamtüberblick über die kolonialen Rechtsverhältnisse zu gewinnen.

Nur wenige haben bisher Lust und Mut dazu gefunden, durch das wilde Gestrüpp des zerrissenen und überall zerstreut liegenden Rechtsstoffes hindurch sich einen gangbaren Weg zu bahnen, sich an den Versuch heranzuwagen, schon jetzt eine zusammenfassende Darstellung des Kolonialrechts zu geben. Die wenigen dahingehenden Versuche aber, die bisher gemacht worden sind, sind in ihrer Art alle trefflich gelungen. Sache des deutschen Juristen ist es jetzt, sich für die geleistete Vorarbeit dankbar zu zeigen, den Bahnbrechern auf ihren Forschungsreisen in das neue Rechtsland sich anzuschließen, dem Kolonialrecht mehr Interesse entgegenzubringen als bisher. Das ist gewiß: jeder wird sich für seine Mühe reich belohnt finden; ja, mancher empfängt vielleicht Anregung zur eigenen Mitarbeit.

Georg Meyer war von den Rechtslehrern der erste, der im Jahre 1888, also vier Jahre nach Beginn unserer Kolonialpolitik die kolonialrechtlichen Grundlagen in einer heute übrigens größtenteils veralteten Monographie behandelte.[1] Große Verdienste erwarben sich in neuester Zeit K. Gareis[2] und Karl von Stengel.[3] Letzterem ist es gelungen, eine erschöpfende Darstellung des Kolonialrechts zu geben, so weit diese nach den herrschenden Umständen überhaupt möglich ist. Weniger spezifisch juristisch und daher für die weitesten Kreise zur Belehrung geeignet ist die glänzende Darstellung des Kolonialrechts, welche uns Admiralitätsrat Otto Köbner geschenkt hat.[4] Elegant geschrieben und das wirtschaftliche und politische Moment stets berücksichtigend, erfüllt sie am besten den Zweck, in die junge Wissenschaft einzuführen und ihr Freunde zu erwerben. Leider ist die Köbnersche Schrift dem Interessenten nur zugänglich im Rahmen der großen Kohlerschen Enzyklopädie.

1) Meyer: Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. Leipzig 1888.

2) Gareis: Deutsches Kolonialrecht. 2. Aufl. Giessen 1902.

3) v. Stengel: Die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Tübingen und Leipzig 1901.

4) Köbner: Deutsches Kolonialrecht; in Kohlers Enzyklopädie der Rechtswissenschaft, Band II, S. 1077 ff.

Um so mehr ist es zu begrüßen, daß neuestens eine kleine Abhandlung erschienen ist von Franz Florack,[1]) die, wenn sie auch einen Überblick über die gesamten kolonialen Rechtsverhältnisse weder geben kann noch überhaupt geben will, dennoch sehr wohl einen interessanten Einblick in die wissenswertesten kolonialrechtlichen Dinge zu gewähren vermag, indem sie sich darauf beschränkt, die Umrisse der Organisation in Verfassung und Verwaltung der Schutzgebiete zu entwerfen. Gerade diese Beschränkung aber empfiehlt die Schrift zur ersten Einführung in die behandelte Materie; denn sie bürgt dafür, daß dem Leser eine Verirrung in der unwirtlichen terra incognita erspart bleibt.

Einer Darstellung des Kolonialrechts wird stets eine solche der historischen Entwicklung der Kolonisation überhaupt vorauszugehen haben. Das jeweilige kolonialpolitische Programm gibt dem kolonialen Rechtsleben sein besonderes Gepräge. Über die von privater Seite unternommenen Anfänge, über die Unternehmungen der vom Reich geschützten Kolonialgesellschaften hinaus führt die kolonisatorische Entwicklung hin bis zum heute ausschließlich gehandhabten Programm der unmittelbaren Reichsverwaltung. Denn selbst die bei Florack (S. 3) noch genannten Reste von Hoheitsrechten der Jaluitgesellschaft sind inzwischen weggefallen. Der vom auswärtigen Amt mit der genannten Gesellschaft abgeschlossene Vertrag vom 21. Januar 1888 ist vom Reiche gekündigt worden. Gemäß der kaiserlichen Verordnung vom 18. Januar 1906 ist das Schutzgebiet der Marschall-, Brown- und Providenceinseln seit dem 1. April 1906 mit der Inselgruppe der Karolinen, Palau und Marianen vereinigt. Damit scheidet auch der einzige, noch übrig gebliebene Landeshauptmann aus, und lauter Gouverneure stehen heute an der Spitze unserer Schutzgebiete. Die Tatsache aber, daß nunmehr das Reich einzig und allein alle Staatshoheitsrechte in unseren überseeischen Besitzungen inne hat, zeigt, daß die von der Amtssprache beliebte Bezeichnung der Kolonien als ‚Schutzgebiete' juristisch nicht am Platze ist. Das Wort ‚Schutz' deutet auf ein völkerrechtliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Kolonie und Mutterland hin. Die Kolonien im Rechtssinne sind aber nichts anderes als überseeische Provinzen des Reiches. Zur Frage über den rechtlichen Charakter der sogenannten ‚Interessensphären' teilt Florack eine der herrschenden Theorie entgegengesetzte Meinung, indem er sich mit Philipp Zorn auf den Standpunkt stellt, daß die Reichssouveränität sich auch auf diese nur durch eine vorläufige Demarkationslinie umgrenzten Gebiete erstrecke. Auch u. E. scheitert die herrschende Ansicht, daß den Kolonialmächten nur ein ‚ausschließliches Okkupationsrecht' an ihren Interessensphären zustehe, daran, daß da, wo ein Staat die ausschließliche Möglichkeit hat, seine Souveränität zu entfalten, er auch souverän ist. Übrigens gewinnt die von Philipp Zorn zuerst aufgestellte, von Florack mit Geschick verteidigte Theorie mehr und mehr Anhänger.[1])

Bevor in dem ersten, allgemeinen Teile der Abhandlung der rechtliche Charakter der deutschen Schutzgebiete untersucht wird, wird einleitend noch kurz die Gültigkeit der völkerrechtlichen Erwerbstitel für die einzelnen Kolonien nachgewiesen. Dabei entscheidet Verfasser sich bei Samoa für die Okkupation, die seitens des Reiches nach stattgehabter Auflösung des bisherigen Kondominates von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten

1) Florack, Dr. Franz: Die Schutzgebiete, ihre Organisation in Verfassung und Verwaltung. Tübingen, Mohr. 1905.

1) vgl. Schwörbel: Die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. Diss. Berlin 1906; S. 30, Anm. 3.

über die in Betracht kommenden Inseln im Jahre 1899 erfolgte. In der Verpachtung der Kiautschou-Bucht an Deutschland ‚auf vorläufig 99 Jahre' haben wir ein verschleiertes Abtretungsgeschäft zu sehen. Dafür sprechen die tatsächlichen Verhältnisse, unter denen niemand mit Ernst behaupten wird, Deutschland habe die Absicht, nach Ablauf der 99 Jahre Kiautschou wieder an China abzutreten. Bei strenger Vertragsauslegung kommt man allerdings zu entgegengesetztem Resultat.

Von den Kardinalfragen der jungen Wissenschaft des Kolonialrechts ist die nach der staatsrechtlichen Natur der Schutzgebiete die literarisch meist behandelte und demnach heute fast die einzige, auf die eine klare und unzweideutige Antwort gegeben werden kann. Diese läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Das Verhältnis von Mutterland zur Kolonie ist nicht völkerrechtlicher, sondern staatsrechtlicher Natur. ‚Schutzgewalt' bedeutet im vollen Sinne Staatsgewalt, ‚Schutzgebiet' lediglich und ausschließlich Inland und in keinem, auch nicht im völkerrechtlichen Sinne Ausland. Da aber die Kolonien nicht als Bundesgebiet im Sinne des Art. 1 der Reichs-Verf. angesehen werden können, so werden sie allerdings vielfach entweder ausdrücklich oder stillschweigend als Ausland behandelt. Weil die Kolonialländer aber nicht Reichsgebiet im Sinne der Reichs-Verf. Art. 1 sind, so gelten die Reichs-Verfassung und auch alle Reichsgesetze dortselbst nicht, es sei denn, daß letztere eigens für die Kolonien geschaffen oder durch besonderes Gesetz dort eingeführt werden; mit einem Wort: Die Schutzgebiete bilden ein abgeschlossenes Rechtsgebiet. Die Entscheidung der Frage, wann im einzelnen Falle die Schutzgebiete als ‚Ausland' zu betrachten sind, läßt sich schwer unter allgemeine Gesichtspunkte bringen. Hier ist jedesmal die ratio legis der in Betracht kommenden Vorschrift festzustellen.

Die verfassungsrechtliche Organisation der deutschen Schutzgebiete gipfelt in der Kardinalfrage: Wem steht die Schutzgewalt, d. h. die Ausübung der Souveränität, in den Kolonien zu? Nach dem ersten Paragraphen unseres Schutzgebietsgesetzes gebührt sie heute unanfechtbar dem Kaiser als Delegatar der verbündeten Regierungen; vor dem Erlaß dieses kolonialen Grundgesetzes (in ursprünglicher Fassung von nur vier Paragraphen vom 17. April 1886; erste Redaktion vom 19. März 1888; letzte vom 25. Juli 1900) stand sie dem Bundesrat als dem Vertreter des Reichssouveräns, d. h. der Gesamtheit der verbündeten Regierungen zu. Der unbeschränkten Schutzgewalt des Kaisers entspricht sein an sich unbeschränktes Verordnungsrecht für die Kolonien.

Das kaiserliche Verordnungsrecht ist die erste Form der Rechtssetzung in den Kolonien, es hat die Vermutung für sich. Tatsächlich ist es jedoch wesentlich beschränkt, wie sich dies teils aus der Reichsverfassung, teils aus anderen Reichsgesetzen, endlich aus dem Schutzgebietsgesetz selbst ergibt. Letzteres beschränkt das kaiserliche Verordnungsrecht zwar auf staats- und verwaltungsrechtlichem Gebiete kaum, desto mehr aber auf dem gesamten Gebiete der Rechtspflege, wo durch Verweisung auf zahlreiche Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes vom 7. April 1900 eine umfangreiche gesetzliche Regelung erfolgt ist. Wo aber die Reichsgesetzgebung ordnend eingegriffen hat, da ist der kaiserlichen Verordnungsgewalt eine Schranke gesetzt. Auch ist wohl daran festzuhalten, daß die dem Kaiser gesetzlich delegierte Schutzgewalt ihm jederzeit auf demselben Wege wieder entzogen werden kann. Übrigens gestaltet die oben erwähnte, auch

in der neuesten Redaktion des Schutzgebietsgesetzes noch festgehaltene Verweisungsmanier die ganze koloniale Rechtslage zu einer äußerst unübersichtlichen. Betrachten wir einmal daraufhin allein die §§ 2 und 3 des Schutzgebietgesetzes, welche die Rechtspflege regeln. Sie allein verweisen zusammen auf 58 Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes! Diese aber enthalten größtenteils auch keine selbständigen Rechtsnormen, sondern nehmen wiederum bezug auf Reichs- und preußische Gesetze. Daß dadurch eine heillose Verwirrung entstehen muß, liegt auf der Hand. Die dringend erforderliche Abhilfe kann nur durch eine möglichst schleunige und vollständige Verselbständigung des Kolonialrechts herbeigeführt werden.

In der Zivilverwaltung interessieren namentlich die Ansätze zu einer kommunalen Organisation: die Gouvernementsräte einerseits und die in Ostafrika kraft der ihm durch § 1 der kaiserlichen Verordnung vom 3. Juli 1899 erteilten Ermächtigung vom Reichskanzler zu kommunalen Verbänden mit juristischer Persönlichkeit zusammengefaßten Wohnplätze andererseits.

Das Beamtenrecht fällt zum größten Teil in die Sphäre der kaiserlichen Verordnung. Denn wenn auch das Reichsbeamtengesetz mit einigen Abänderungen für die kolonialen ‚Landesbeamten' in Geltung ist, so ist es dies doch nur kraft der kaiserlichen Verordnung vom 9. August 1896. Seine Normen stellen also in den Schutzgebieten die einer kaiserlichen Verordnung und nicht die eines Reichsgesetzes dar. Damit ergibt sich für sie als selbstverständlich die Möglichkeit einer beliebigen Abänderung und Außerkraftsetzung durch den Kaiser.

Noch nicht durch Gesetz geregelt ist die kirchliche Verwaltung in den Kolonien. Zur Regelung dieser Materie wird auch u. E. das Reich berufen sein und nicht die Einzelstaaten.

Die bisher von der Regierung noch nicht eingehaltene vollständige Trennung von Justiz und Verwaltung in den Kolonien ist für die weiße Bevölkerung ein möglichst bald anzustrebendes Ziel, wenn sie auch für die Farbigen nicht angebracht ist.

Was das Finanzrecht (S. 51) anbetrifft, so ist zu bemerken, daß infolge der oben bereits zur Sprache gekommenen neuesten Änderung das koloniale Etatgesetz vom 30. März 1892 heute auch in vollem Umfange auf den Marschallinseln in Geltung ist, da nunmehr das Reich die Kosten ihrer Verwaltung trägt.

Die bis jetzt von der Reichsregierung verfolgte koloniale Zollpolitik ist eine wenig opportune, da die Schutzgebiete als ‚Zollausland', wenn auch mit Meistbegünstigung, behandelt werden. Es wäre zu begrüßen, wenn man die Zollschranke aufhöbe, die Kolonien auch in den Zollverband des Artikel 33 der Reichsverfassung aufnähme und so Mutterland und Kolonien auch durch wirtschaftliche Bande fester aneinander kettete. Jedenfalls entspricht der jetzige Zustand wenig dem von Bismarck[1]) zu Beginn unserer Kolonialpolitik ausgesprochenen Absicht, das deutsche Mutterland bezüglich der kolonialen Erzeugnisse von fremden Märkten unabhängig zu machen und so den deutschen Nationalreichtum zu mehren.

Der Schluß der Floracksschen Abhandlung befaßt sich mit der kolonialen Rechtspflege in ihren Grundzügen. Eine Revisionsinstanz gibt es für die Schutzgebiete bislang noch nicht. Für ihre Einrichtung, die hoffentlich bald erfolgt, sind vier Organisationsformen angeregt worden: das Reichsgericht, das preußische Kammergericht, das hanseatische Oberlandesgericht und ein besonderer, in Berlin zu schaffender oberster Kolonialgerichtshof. Jeder dieser Vorschläge hat gute Gründe für sich, obwohl ein selb-

1) Reichstagssitzung vom 13. März 1885.

ständiger Gerichtshof wohl am besten seinen Zweck erfüllen würde.

Im Schlußwort tut Verfasser einen kurzen Ausblick auf die Ziele der deutschen Kolonialgesetzgebung. Mit aller Schärfe, und das mit Recht, wendet er sich gegen die Befürwortung einer kolonialrechtlichen Kodifikation. Ein solcher Schritt wäre bei weitem verfrüht. Alles befindet sich ja noch im Gären und Wallen, und außerdem drängen die großen geographischen, ethnographischen, kulturellen, wirtschaftlichen und handelspolitischen Verschiedenheiten dazu, jeder einzelnen Kolonie eine ihr eigenartig angepaßte Verfassung zu geben.

‚Ein selbständiges deutsches Kolonialgesetz wird und kann aber erst die späte schöne Frucht der vereinten Arbeit sein. Was aber schon jetzt von der Kolonial-Gesetzgebung hätte abgestreift werden können, das ist die historische Abhängigkeit desselben vom Konsularrecht'. (S. 65). Allerdings stellt sich diese, nur durch die historische Entwicklung des Kolonialrechts gerechtfertigte Erscheinung einer gesunden, ihr eigenes Ziel erstrebenden Fortbildung nur zu häufig hemmend in den Weg. Möge das erstarkende Kolonialrecht alsbald die Kraft finden, die konsularrechtlichen Krücken von sich zu werfen! Die ganze Materie wird dadurch viel von ihrer bisherigen Unerquicklichkeit verlieren, an Übersichtlichkeit aber kann sie dadurch nur gewinnen.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Floracksche Arbeit, wenn sie dem Bewanderten auch nichts Neues bietet, dennoch dem Arbeitenden wegen der überaus fleißig zusammengestellten Literaturnachweise ein brauchbares Hilfsmittel sein kann. Zur ersten Einführung in das Kolonialrecht aber sei sie jedermann empfohlen.

Franz Joseph Sassen.

Volkswirtschaft.

N Der Selbstmord im neunzehnten Jahrhundert. Der Selbstmord hat im 19. Jahrhundert eine immer weitere Zunahme gefunden. Seit dem Verfall des römischen Reiches war er zu einer äußerst seltenen Erscheinung geworden, so daß sein gelegentliches Vorkommen in den mittelalterlichen Chroniken mit allen begleitenden Nebenumständen sorgfältig aufgezeichnet wurde. Erst in der neueren Zeit, namentlich im 18. Jahrundert, ereigneten sich die Selbstmorde häufiger, und im vergangenen Jahrhundert erfolgte eine so schnelle Vermehrung, daß die Staatsverwaltungen sich zu umfassenden statistischen Erhebungen genötigt sahen. Der Jesuit H. Krose, der sich namentlich durch seine Konfessionsstatistik Deutschlands auf statistischem Gebiete bekannt gemacht hat, hat nun an der Hand eines überaus umfangreichen amtlichen Materials die außerordentliche Mühe unternommen, die Selbstmordhäufigkeit in den wichtigeren Staaten zu untersuchen. Aus dem wertvollen Buche* wollen wir nur die interessantesten Daten mitteilen.

Die Häufigkeit des Vorkommens der Selbstmorde ist in den einzelnen Ländern recht verschieden. Die betreffende Ziffer schwankt zwischen 21 und 348 Selbstmordfällen auf eine Million der mittleren Bevölkerung im Zeitraume von 1887—1900. So unterscheidet man Staaten mit hoher, mittlerer und niedriger Selbstmordfrequenz. Zu den ersteren gehören: die Hansestädte (348), Thüringischen Staaten (345), Braunschweig (334), Königreich Sachsen (332), Anhalt (318), Oldenburg (292), Dänemark (244), Hessen (235), Schweiz (225), Frankreich (222), Deutsches Reich (207), beide Mecklenburg (202), Preußen (200), Baden (196), Japan (168), Württemberg (162). Länder mit mittlerer Frequenz sind: Österreich (159), Bayern (135), Schweden (127), Ungarn (122), Belgien (112), Elsaß-Lothringen (117),

* ‚Der Selbstmord im 19. Jahrhundert nach seiner Verteilung auf Staaten und Verwaltungsbezirke', Freiburg i. B. 1906. 111 Seiten nebst einer Karte, Preis 2,20 Mk.

Australien (111), England (87), Norwegen (63). Endlich gering ist die Selbstmordhäufigkeit in Schottland (59), Holland (56), Italien (55), Rumänien (48), Finnland (44), Serbien (37), Luxemburg (35), Rußland (31), Irland (26), Bosnien (22), Spanien (21). Die geographische Verbreitung der Selstmordhäufigkeit in Europa ist hiernach folgende: Es zieht sich ein großes, von den politischen Grenzen unabhängiges Gebiet mit starker Selbstmordfrequenz von Dänemark durch Nord- und Mitteldeutschland über Baden und Württemberg nach der Schweiz und Frankreich.

Im ganzen Süden und Osten Europas ist, abgesehen von Ungarn, der Selbstmord eine seltenere Erscheinung, während er im Nordwesten (also in Belgien, Holland, Großbritannien und Irland) und auf der skandinavischen Halbinsel ein geringes bis mittleres Vorkommen zeigt. Ein Einfluß auf Rasse und Konfession ist aus dieser Zusammenstellung weniger deutlich zu ersehen. Denn obgleich die Staaten mit vorwiegend romanischer Bevölkerung, wie Italien und Spanien, eine geringe Selbstmordfrequenz aufweisen, so finden wir doch in Belgien eine mittlere und in Frankreich sogar eine bedeutende. Nur aus den Ziffern für die rein, beziehungsweise überwiegend slavischen Länder ergibt sich das einheitliche Resultat, daß der Slave nur wenig Neigung zum Selbstmord besitzt. Was die germanische Rasse anlangt, so scheint sie ziemlich stark zur Selbstentleibung hinzuneigen, wie sich aus den oben mitgeteilten Ziffern von selbst ergibt. Inwieweit das Glaubensbekenntnis auf eine Verminderung der Neigung zum Selbstmorde einzuwirken geeignet ist, läßt sich aus den obigen Zahlen nicht mit Deutlichkeit erkennen.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die verschiedenen Selbstmordhäufigkeiten aller einzelnen Bezirke der genannten Staaten eingehen; nur die der größeren Verwaltungsbezirke der beiden größten deutschen Bundesstaaten wollen wir näher berücksichtigen.

Wenden wir uns den preußischen Regierungsbezirken zu, so finden sich bei ihnen ganz bedeutende Unterschiede. Es kommen nämlich im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1900 auf eine Million Einwohner im Bezirk Königsberg 159 Selbstmörder; Gumbinnen 132, Danzig 168, Marienwerder 108, im Stadtkreise Berlin 297, im Bezirke Potsdam 344, Frankfurt a. O. 246, Stettin 204, Köslin 105, Stralsund 266, Posen 87, Bromberg 97, Breslau 330, Liegnitz 389, Oppeln 83, Magdeburg 309, Merseburg 330, Erfurt 258, Schleswig 319, Hannover 224, Hildesheim 220, Lüneburg 250, Stade 243, Osnabrück 106, Aurich 182, Münster 72, Minden 107, Arnsberg 116, Kassel 182, Wiesbaden 220, Koblenz 111, Düsseldorf 129, Köln 118, Trier 72, Aachen 57, Sigmaringen 165.

Was zunächst auffällt, ist die geringe Häufigkeit des Selbstmordes im Oppelner Bezirke, der unter den östlichen Landesteilen die geringste Ziffer aufweist. Um so bemerkenswerter ist das, als sich bei den zwei anderen schlesischen Regierungsbezirken, Breslau und Liegnitz, ganz außerordentlich hohe Zahlen finden; ist die von Liegnitz doch die bedeutendste von allen preußischen Landesteilen. Auch der Posener und Bromberger Bezirk hebt sich deutlich von ihrer Umgebung ab; der Regierungsbezirk Marienwerder zeigt ebenfalls eine für den Osten vergleichsweise geringe Frequenz. In diesem sowie in den beiden Posenschen und im Oppelner Bezirke ist die Bevölkerung eine überwiegend, bezw. stark slavische.

Unter den westlichen Landesteilen zeichnen sich die Bezirke Münster, Trier und Aachen durch besonders niedrige Ziffern aus. Ihre Bevölkerung ist nun aber zum größten Teile katholisch, so daß die Ansicht nahe liegt, als lasse das katholische Bekenntnis die selbstmörderische Absicht weniger zur Tat reifen als andere

Konfessionen, auf welche Frage wir aber hier nicht näher eingehen können.

Die geographische Verbreitung der Selbstmordhäufigkeit in Preußen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sich in der Mitte der Monarchie von Norden nach Süden ein Gebiet hoher Selbstmordfrequenz hinzieht, welches eine Abzweigung nach Südosten, von dem jedoch ein bedeutendes Stück nicht in Betracht kommt, und eine solche nach Südwesten (Kassel und Wiesbaden) erfährt. Östlich und westlich von diesem Landstriche kommt der Selbstmord seltener vor.

Die Selbstmordhäufigkeit in Bayern ist, wie wir bereits wissen, eine bedeutend geringere als in Preußen; sie verhält sich in diesen beiden Staaten wie 13 zu 20. Daher kommen denn auch in den bayer. Regierungsbezirken nicht so hohe Ziffern wie in vielen preußischen vor; so sind die Unterschiede in Bayern geringer als in Preußen; sie bleiben allerdings noch immer beträchtlich. Es entfallen nämlich von 1893 bis 1897 durchschnittlich auf eine Million Einwohner in Oberbayern 132 Selbstmörder, in Niederbayern 63, Pfalz 159, Oberpfalz 61, Oberfranken 171, Mittelfranken 192, Unterfranken 113, Schwaben 128. Also auch hier grenzen Gebiete mit geringer Frequenz an solche mit erheblich größerer.

Im Anfange dieses Artikels ist behauptet worden, im verflossenen Jahrhundert habe der Selbstmord stark zugenommen. Dafür wollen wir nun den Beweis antreten, wobei wir jedoch nur diejenigen Staaten berücksichtigen können, über die wir zuverlässige Angaben für einen längeren Zeitraum besitzen.

Die durchschnittliche Selbstmordziffer betrug auf eine Million Einwohner für die sieben zehnjährigen Perioden von 1831/40 bis 1891/1900 in Schweden: 61, 67, 64, 80, 87, 107, 147; in Norwegen 103, 107, 101, 81, 73, 67, 60; in Dänemark: 211, 238, 279, 269, 256, 255, 234; in Belgien: 45, 59, 60, 55, 82, 114, 124; in Frankreich: 70, 91, 105, 130, 157, 205, 239; in Österreich: 42, 45, 54, 67, 134, 161, 158; in Preußen: 100, 105, 121, 128, 144, 201, 200; in Sachsen: 136, 197, 246, 280, 326, 351, 313; in Baden: 80, 101, 110, 132, 176, 193, 200; und in Mecklenburg-Schwerin: 111, 138, 157, 162, 172, 179, 211.

Es zeigt sich innerhalb dieser letzten sieben Zehnjahr-Perioden fast durchweg eine beinahe stetige bedeutende Vermehrung der Selbstmorde. Nur in Norwegen bemerken wir seit 1841/50 eine fortwährende Abnahme; desgleichen in Schweden seit 1851/60. Darnach dürfte hier die Selbstmordbewegung auch in Zukunft zurückgehen. Was für ein ganz anderes Bild gewährt dagegen Frankreich, wo in steigendem Maße die Selbstmordfrequenz sich ununterbrochen vergrößert und sich innerhalb dieser siebzig Jahre mehr als verdreifacht hat! Nahezu vervierfacht hat sich die Ziffer in Österreich, eine Steigerung um das Doppelte und darüber zeigt sie in den anderen hier aufgeführten Staaten. Ein wahrhaft erschütterndes Bild, das keines Kommentars bedarf, zeigt sich hier dem aufmerksamen Leser, zumal nicht eine Abnahme, vielmehr noch ein weiteres Anwachsen der Selbstmordhäufigkeit zu erwarten ist.

Dr. Georg Neuhaus.

Naturwissenschaft.

Karl Ernst von Baer steht als Begründer der wissenschaftlichen Embryologie, als Entdecker des Säugetiereies, als Förderer der Anthropologie und noch manches anderen Erkenntnisgebietes seit 1828 bei seinen naturwissenschaftlichen Fachgenossen in stetem, hohem Ansehen. Seiner Naturphilosophie dagegen hat man geraume Zeit fast nur noch historische Bedeutung zuerkennen wollen. Man wußte wohl im allgemeinen, daß er mit seiner ‚Typen‘- und ‚Transmutationslehre‘ als ein Vorläufer neuerer Abstammungstheorien zu gelten hat; man erinnerte sich seines entschiedenen Widerspruchs

gegen die Darwinsche Zuchtwahltheorie und nahm von ihm als Vertreter der teleologischen Naturauffassung den neugeprägten Ausdruck ‚Zielstrebigkeit' dankbar in Gebrauch. Aber eines näheren Eingehens auf seine allgemeinen Anschauungen hielt man sich enthoben, solange die ‚englische Krankheit' alles gradgliedrige Denken mit dem großen Bann belegte, solange jedem biologisch gebildeten Gegner Darwins von Haeckel mindestens greisenhafte ‚Rückbildung des Gehirns' andiagnostiziert wurde.

‚Heute liegt,' so schreibt ein ehemaliger Haeckelianer, der Zoologe Wilhelm Haacke, in seiner populären Biographie Baers,[1]) ‚die Sache umgekehrt; Hauptstützen des Darwinismus sind die Alten, dagegen Darwins Gegner, Freunde Baers, in erster Linie die Jungen, natürlich nicht die ganz Grünen. Der „alte Baer" dürfte wieder in Mode kommen.' Es dürfte sich bei Baers wachsendem Ansehen in naturphilosophischer Hinsicht doch um beträchtlich mehr handeln als eine bloße Mode. Besser als aus Haackes ziemlich oberflächlicher, fast rein referierender Schrift erkennt man das aus der überaus gründlichen und umfangreichen Darstellung, die bereits erheblich früher der Würzburger Philosoph Remigius Stölzle von ‚K. E. von Baer und seiner Weltanschauung' gegeben hat,[2]) und von der Haacke charakteristischerweise überhaupt nichts zu wissen scheint.

Stölzle hat auch bereits Baer in den positiven geistesgeschichtlichen Zusammenhang gestellt, dem er angehört, und dargetan, daß er sich vielgeschmähten Schellingianern, wie Oken und Steffens, sehr wohl zu Dank verpflichtet wußte. Freilich *eines* trennte Baer von den rein spekulativen Naturphilosophen: die unmittelbare und praktische Vertrautheit mit der *Naturforschung*. Ihm war es ohne erkenntnistheoretische Spitzfindigkeiten klar, daß weder ‚reine Spekulation' noch ‚reine Erfahrung' in der Wissenschaft ernstlich vorwärts hilft, und aus dieser Erkenntnis heraus formulierte er den Titel seines Hauptwerkes: ‚Über Entwicklungsgeschichte der Tiere. *Beobachtung und Reflexion*.'

Freilich war auch Baers spezielles Beobachtungsfeld, die tierische Keimesgeschichte, in ganz besonderer Weise dazu angetan, ihn auf allgemein philosophische Fragen und Grundsätze und zu einer teleologischen Naturansicht zu führen. Bei einer ganzen Fülle von Umbildungen und Neubildungen, die während der unentwickelten Stadien stattfinden, tritt es ganz unverkennbar zutage, daß sie sich auf das künftige Bedürfnis des Tieres beziehen und hierdurch bestimmt sind. Wenn wir mit Baer nur ein Beispiel anführen, das jedermann in die Augen fällt, so erweisen sich doch die Übergangsstadien der Raupe und Puppe offenbar auf den Ausbau des Schmetterlings als letztes Ziel eingerichtet. Mit dem sogen. ‚biogenetischen Grundgesetz' Haeckels, welches diese Vorstadien als Rekapitulation der Stammesentwicklung zu ‚erklären' vermeint, hat sich Baer auch bereits im voraus siegreich abgefunden. Fand er doch bei Meckel und Oken hinsichtlich des menschlichen Keims bereits die Auffassung vertreten, daß derselbe zunächst die Tierformen des Infusoriums, ‚Insekt-Fisches', Amphibium-Vogels und niederen Säugetiers durchlaufe. Demgegenüber betont Baer, daß z. B. dem angeblichen Fischstadium alles wesentlich Fischartige fehlt, und daß die äußere Ähnlichkeit nur auf der vorläufigen Unbestimmtheit der Charaktere beruht. Diese Beweisführung hat keinen geringeren als Johannes Müller bewogen, aus der 2. Auflage seiner Physiologie die Meckel-Okensche Theorie wieder auszuschalten.

Die Baupläne, nach denen sich die einzelnen Organismengattungen immer

1) Als vierter Band der von Brieger-Wasservogel herausgegeb. ‚Klassiker der Naturwissenschaften', Leipzig 1905, Verlag von Th. Thomas.

2) Regensburg 1897, Nationale Verlagsanstalt.

wieder von Generation zu Generation neu aufbauen, die ‚Typen' oder ‚Gedanken der Schöpfung', wie sie Baer gerne nennt, erweisen sich ihm in der Gegenwart als im wesentlichen unveränderliche. Dagegen nimmt er für frühere, triebkräftigere Entwicklungsperioden namentlich auf Grund der Tiergeographie eine beschränkte Umänderung, ‚Transmutation' innerhalb engerer Formenkreise an; und zwar sollen derartige Übergänge eintreten sowohl auf Grund wiederholter Urzeugungen — in deren Begriff er keine unüberbrückbare Schwierigkeit findet — als durch ‚heterogene Zeugung', d. h. durch sprungweises Auftreten veränderter Entwicklungsgänge im embryonalen Stadium. Kleine Einzelveränderungen, aus denen Darwin in der Hauptsache die Entwicklung summieren will, lehnt Baer überhaupt ab. Denn infolge des einheitlichen Bauplans des ganzen Körpers, der ‚Korrelation seiner Teile' könnten immer nur Gesamtänderungen stattfinden. Beispielsweise seien die augenlosen Insekten und blinden Fische, die sich in unterirdischen Höhlen finden, von ihren nächsten Artverwandten nicht etwa nur durch den Verlust des Sehorgans unterschieden, sondern sie gehörten infolge allgemeinerer Unterschiede ganz anderen Familien an. Geringe Änderungen im Keime hätten hier eine wesentliche Modifikation im ganzen Entwicklungsgang zur Folge gehabt. Kein Wunder also, daß sich Baer zu den spezifisch Darwinistischen Erklärungsprinzipien völlig ablehnend verhielt. Er leugnet die unbegrenzte Variabilität, die ausreichende Wirksamkeit des Kampfes ums Dasein und die geschlechtliche Zuchtwahl, weist den Darwinschen Vererbungs- und Anpassungsbegriff als unklar und übrigens von teleologischen Voraussetzungen durchsetzt nach und erst recht die auch von Darwin betonte ‚Korrelation der Teile' als ein völlig teleologisches Prinzip. Was für die einzelnen Entwicklungsprozesse gilt, muß erst recht für die Gesamtentwicklung der organischen Reiche zu Recht bestehen. Die ganze Formenfolge führt aufwärts, zu wachsender Beseelung und Durchgeistigung, und der Mensch, als höchste Entwicklungsstufe, nimmt auch in der Ökonomie der gesamten Erdenwelt die herrschende Stelle ein. ‚Der Mensch darf mit Zuversicht glauben, daß zu seiner Benutzung der Haushalt der Natur gerichtet wurde.' Freilich fordert Baer, daß man auch diese anthropozentrische Zielbestrebigkeit wie jede andere nach großen Gesichtspunkten und aus Gesamtüberblicken verstehe und nicht im Sinne der kleinlichen Zweckmäßigkeitslehre der Physikotheologen des achtzehnten Jahrhunderts, welche nicht zum mindesten die ‚Teleophobie', die Zweckfurcht vieler neuerer Naturwissenschaftler verschuldet hätten.

Baers Naturphilosophie entbehrt, wie das bei jedem großzügigen und einheitlichen Denker selbstverständlich ist, nicht des Zusammenhangs mit seiner sittlichen und religiösen Weltansicht. Aber es ist charakteristisch, daß trotz der Wandlungen namentlich seines Gottesbegriffes (die Stölzle nachweist, während Haacke davon nichts weiß) seine teleologische Naturauffassung immer die gleiche bleibt. Als seine eigentliche und endgültige Weltanschauung hat trotz zeitweiser pantheistischer Abirrungen die theistische zu gelten. Noch auf dem Totenbett (1876) bekannte er sich in voller Geistesklarheit zu dem ‚persönlichen und lebendigen Gott, der alles vorherbestimmt hat'. Ein solches Zeugnis lernt man noch gewichtiger einschätzen, wenn man selbst bei einem Vertreter anderer Anschauungen wie Haacke hinsichtlich Baers Weltansicht die Sätze liest: ‚Dauernden Einfluß auf eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung gewinnen immer nur Männer von umfassendem Wissen. Diese erste, freilich keineswegs einzige Bedingung hat vielleicht von allen Naturforschern des neunzehnten Jahrhunderts niemand besser erfüllt als Karl Ernst von Baer. Das zeigen seine

Werke. Sie zeigen aber auch, daß er die zweite Bedingung erfüllt hat, deren Erfüllung denen obliegt, die auf die Weltanschauung Einfluß zu gewinnen wünschen, die Bedingung nämlich, dieser Welt, insbesondere dem Menschenleben, dem alltäglichen, dem, um mit Baer zu sprechen, nicht auf Nebel und Morgenrot gegründeten Leben und Treiben der Alltagmenschen, wie es nun einmal ist, nicht fremd und dünkelhaft gegegenüberzustehen. Baer war ein Mann der Wissenschaft. Er war aber nicht minder ein Mann der Praxis, insbesondere auch der Praxis des Lebens.'

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

Ein englischer Thesenroman über katholische Reformprobleme ist Mrs. Wilfrid Wards neuestes Werk ‚Out of due time'* geworden. Ein ‚Thesenroman', das kann kein Lob bedeuten; denn mag man künstlerische Aufgabe und Eigenart der Prosaerzählung bestimmen wie immer, ganz gewiß kann man ihr nicht die Fähigkeit zuschreiben, schwierige Fragen, die das wirkliche Leben stellt, durch Fiktionen zu entscheiden oder zu beschwichtigen. Und beschwichtigend ruft Mrs. Ward bereits im Titel den ‚Reformern' zu: ‚Out of due time! Nicht zur richtigen Zeit!' und fügt alsbald erklärend ein Motto von Fogazzaro hinzu: ‚La modernità è buona ma l'eterno è migliore! Die Zeitgemäßheit ist gut, aber die Ewigkeit ist besser!' Zur Begründung dieser warnenden These ist die ganze Fabel ersonnen: Der Held, Graf Paul d'Etranges, ein zum Kirchenglauben zurückgekehrter Agnostiker, findet die intellektuelle Lage des Katholizismus überaus verbesserungsbedürftig. Mit einem kleinen Kreis ergebener Freunde gründet er ein ‚Reformerorgan', die ‚katholische internationale Revue', und fordert die Preisgabe des Scholastizismus, die Annahme der Denkweise unserer Zeit. Kühne Einzelaufstellungen führen bald zur bischöflichen Zensurierung; der Graf appelliert an Rom. Dort sucht man zunächst durch Verzögerungstaktik einer Entscheidung auszuweichen, aber d'Etranges' Beharrlichkeit nötigt zur Verurteilung. Daran scheitert des Grafen Glaube, er sagt sich von seinen resignierenden Freunden los und kehrt der Kirche den Rücken. Epilog, bezw. die Moral von der Geschicht': Nach zwanzig Jahren taucht d'Etranges als Dominikanerprediger wieder auf, bekehrt durch das herzerschütternde Gebet und Opferleben seiner Schwester Marcelle. Erst durch ihr Beispiel ist nun aus dem intellektuellen Bekenner des Katholizismus ein lebendiger Katholik geworden. Um diese Hauptentwicklung gruppieren sich mancherlei Nebenbegebenheiten, auch zwei zurückgehende Verlobungen. Die ehemalige Braut des Grafen selbst ist es, die uns alles berichtet, und sie tut dies in der vornehm gepflegten, unterhaltsamen Ausdrucksweise des englischen Romanciers, so daß man mit Interesse zuhören muß, auch wo man an der vollen Gedächtnistreue der Erzählerin zweifelt oder ganz wesentliche Gedächtnislücken beklagt. Aber beim interessierten Zuhören bleibt es auch. Zu einem vollen Miterleben des dargestellten Lebens kommt es nicht, also erst recht nicht zu einer Überzeugung von der These, die dies Lebensbild verdeutlichen soll.

Auch wenn Mrs. Ward kein Motto aus Fogazzaro gewählt hätte, würden sich die literarischen Vergleiche mit dessen ‚Santo' unmittelbar aufdrängen. Dabei sehen wir von den gegenständlichen Kontrasten völlig ab und halten uns ganz an die ästhetischen. Bei Mrs. Ward war zuerst die These da, zu ihr wurden dann die Gestalten und Geschehnisse hinzu konstruiert. Kein Wunder, daß jene blutleer, diese ohne zwingende Folgerichtigkeit

* London 1906, Verlag von Longmans, Green und Co. — Die Verfasserin, Gattin des Herausgebers der angesehenen katholischen Quartalschrift ‚The Dublin Review', hat namentlich durch den Roman ‚One Poor Scruple' ihr literarisches Ansehen begründet.

blieben. Bei Fogazzaro war zuerst die Gestalt des ‚Heiligen' da, die sich ja bereits in ‚Piccolo mondo moderno' entwickelt und ankündigt. Was für Ideen ihr dann auch schließlich in den Mund gelegt werden mögen, die Gestalt ist nicht zur Aussprache dieser Ideen geschaffen, sondern deren Aussprache dient der Charakterisierung ihres lebendigen Verlautbarers. Freilich werden die Ideen eines glaubhaft geschilderten praktischen Christen (Piero Maironi) stärker im Gedächtnis des Lesers fortwirken als diejenigen eines unglaubhaft geschilderten Doktrinärs (Paul d'Etranges). Aber dieses Lebendigbleiben der Ideen ist nur eine Folge von dem Lebendigbleiben der ganzen Gestalten, und man kann daraus kein Recht ableiten, Fogazzaros Werk einen Tendenzroman zu nennen. Sehr klar betont dies eine Besprechung des ‚Santo' in der englischen Wochenschrift ‚The Academy', wo es heißt: ‚Es ist nicht im geringsten eine verkleidete Abhandlung, noch selbst eine Tendenzgeschichte im üblen Sinne des Wortes. Schlußfolgerungen, auch moralischer Art, mag man daraus ziehen, aber nur derart, wie man sie auch aus dem wirklichen Leben zieht, ganz naturgemäß und unvermeidlich.' Vergleicht man damit die Wirkung des Wardschen Romans, so kann hier eigentlich überhaupt ein Ziehen von Schlußfolgerungen nicht in Betracht kommen, weil die zureichenden Prämissen fehlen; statt dessen werden die gewünschten Schlußfolgerungen vorweggenommen, man bekommt in einer durch die Erzählungsweise nur äußerlich gerechtfertigten Form eine Menge von fertigen Urteilen über Personen und Geschehnisse aufgetischt, die man auf guten Glauben annehmen soll.

Aus dem künstlerischen Wert allein ließe sich also unser ausführlicher Hinweis auf den Wardschen Roman nicht rechtfertigen. Ein gut Teil Interesse mehr darf er aus allgemeinen geistesgeschichtlichen Erwägungen heraus beanspruchen. Das zunehmende Hinüberspielen der ‚reformerischen' Ideenkämpfe in die schöne Literatur muß in jedem Falle als ein Symptom ihrer wachsenden Bedeutung registriert werden. Zu begrüßen freilich vermögen wir es — bei aller Sympathie für Mrs. Wards friedliebende Absicht — nicht. Denn es lassen sich weder auf diesem Wege vorhandene Gegensätze aus der Welt schaffen, noch wird die schöne Literatur bei solchen Verquickungen gedeihen.

* *

Die Bibliophilie ist eine der kostspieligsten Liebhabereien. Man weiß, wie hohe Preise auf großen Auktionen für handschriftliches und Erstdrucke gezahlt werden. Da ist es denn sehr lehrreich, zu sehen, wie die bibliophilische Schätzung literarischer Originalien mit der literarhistorischen Wissenschaft zusammengeht. Ein besonders in den letzten Jahren auffälliges Beispiel bietet die Romantik dar. Obwohl sie gegenwärtig, und nachdem die Hebbelflut nicht sehr dauerhaft war, eines der meistbearbeiteten Gebiete ist, ist die ästhetische Wertung durchaus nicht im gleichen Maße romantisch, wie sie bei Hebbel eine Zeitlang hebbelisch war. Aber die romantischen Drucke sind ungeheuer im Werte und Preise gestiegen. Ein neuer Katalog (Nr. 85) des Leipziger Antiquariats Adolf Weigel (Wintergartenstraße 4; 1. Abteilung Abbt-Gutzkow) hat eine ganze Reihe sehr interessanter Bücher verzeichnet und läßt auch im genannten Falle dadurch ein gutes Urteil zu, daß die vor- und besonders nachromantische Epoche bemerkenswert vertreten ist. Da ist von Goethe — der Titel umfaßt 569 Nummern; besonders sei auch die Wertherliteratur genannt — eine ganze Reihe Erstausgaben von Einzeldrucken, die im Preise die Zehner nicht erreichen, während ein Werther auf 300 Mk. steht, ‚Götz' zweite Auflage' (Frankfurt 1874) auf 55 Mk., ‚Faust II.' (Cotta 1833) auf 75 Mk., ‚Dichtung und Wahrheit' (1811 bis 22) auf 42 Mk., die erste Ausgabe

von Goethes Schriften (8 Bde.) auf 90 Mk., ‚Die Wahlverwandtschaften' (1809) auf 45 Mk., ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' (1795—96) auf 20 Mk., die ‚Wanderjahre' (1821) auf 50 Mk., die ‚Farbenlehre' (1810) mit den Kupfern auf 40 Mk. angesetzt ist. Das Exemplar der wichtigen ‚Frankfurter Gelehrten-Anzeigen' zu 1450 Mk., wovon nur Jahrgang 1772 Goethe angeht, beiseite gelassen, vergleiche man demgegenüber Arnims sämtliche Werke (alle 22 Bände in 10 geb.; Berlin 1839—57) mit 400 Mk., die ‚Zeitung für Einsiedler', wo Arnim, Brentano, Görres, Grimm, Hölderlin, Tieck, Uhland, Kerner, die Maler Müller und Runge mitarbeiteten, und die nur 1808 in 37 Nummern und einer Beilage erschien, mit 375 Mk., das jetzt sein Jubiläum feiernde ‚Wunderhorn' (1806—08) mit 250 Mk. und eine Ausgabe aus 1808 und 1819 mit 180 Mk., Brentanos ‚Gesammelte Schriften' (Frankfurt 1852—55) mit 200 Mk., das Gockelmärchen allein (Frankfurt 1838) mit 200 Mk., dann sein Erstlingskind, der ‚Godwi' (Bremen 1801), mit 240 Mk., sein Lustspiel ‚Ponce de Leon' (1804) mit 60 Mk., und gewiß warten noch Seltenheiten wie seine ‚Gründung Prags' 1815 (15 Mk.) oder Bettinas ‚Günderode' 1840 (38 Mk.), Chamisso auf eine ähnliche Steigerung. Görres ist mehrfach mit Seltenheiten vertreten, aber der Preis bleibt im ersten Viertel der Hundert. Eichendorff, Golz, Grillparzer, die Grimm u. a. stehen sehr hinter ihm zurück. Auch Arndt fällt unter diesem Gesichtspunkt nur durch die außerordentlich große Zahl wenig gekannter Sachen ins Gewicht, ähnlich Gutzkow. Gottsched steht nicht nur mehrfach verzeichnet, sondern erreicht auch bemerkenswerte Taxen, so seine ‚Kritische Dichtkunst' 80 Mk. Auch mehrere Ausgaben von Bürger, Gerstenbergs Ugolino mit 24 Mk., Gotthelfs Erstlingswerk ‚Leiden und Freuden eines Schulmeisters' (1838—39) mit 25 Mk., Gleims Ausgabe der Minnesinger mit 18 Mk. sind schätzenswerte Stücke; Fouqué, Börne, Geibel, Dingelstedt, Freiligrath, A. Grün, Gaudy, A. Droste, Dreves und aus dem 18. Jahrhundert die Modeschriftsteller Baggesen, Alxinger, Blumauer, Cramer halten sich vorläufig noch ganz beiseite und so auch Gustav Freytag bis auf sein Erstlingswerk, die Gedichte mit dem bezeichnenden Titel ‚In Breslau', zu 40 Mk., das er später selber aufgekauft hat. Alter und Name, Bedeutung und Kuriosität, Angebot und Nachfrage kreuzen sich in der Wertfrage und erzeugen oft ganz individuelle Resultate, und die unglücklichen Sterne bei Erscheinen eines Buches können sich ebenso wirksam dabei betätigen wie die glücklichen oder mehr. Auf die Fortsetzung des angezogenen Katalogs darf man gespannt sein.

..

Theater.

Ein Volksfestspiel in England. Es geschehen doch noch Zeichen und Wunder! Der dürre Baum, der bis in die Wurzeln hinab angefressen und dem Tode verfallen schien, er hat ein grünes Zweiglein bekommen. Im englischen Theaterleben regt sich etwas wie Hoffnung auf eine mögliche, eine schöne und reiche und stolze Zukunft. Mit dem Kunsttheater oder besser gesagt Berufstheater — denn Kunst und Theater waren hier schon zu lang getrennte Begriffe geworden — war es ja eigentlich von Jahr zu Jahr bergab gegangen. Das war nicht die Schuld einzelner Individuen, auch nicht die des Standes der Stückeschreiber, der Schauspieler und Direktoren, es war die logische Folge bestimmter Entwicklungstendenzen, die einer großzügigen Kunstbühne, einer Stätte lebendiger Kunst ungünstig waren. Zu diesen Tendenzen gehörte und gehört vor allem das ungesunde Konzentrieren aller Lebenstätigkeit mit Ausnahme des Essens, Schlafens und Geldgewinnens in die eine Stadt, dieses unheimliche Konglomerat aller Extreme: London; sodann jener echt englische Cha-

rakterzug, alles privater Initiative zu überlassen, der es unmöglich macht, daß eine große nationale Kunst, welcher Art auch immer, am heutigen Tage sich aus der bestehenden Bühne zu entfalten vermöchte, da dieser zarten Pflanze jede Stütze und Pflege von vornherein fehlen würde. Was aber aus einer ‚Kunst', die dem kommerziellen Betriebe, die den Bedingungen der Nachfrage schonungslos und allein anheimgegeben ist, werden muß, erlebt man hier mit Schaudern. Alle Ehrfurcht, alle Liebe zu dem großen Vermächtnis, alles Ringen, ihm nachzueifern, die Fäden wieder anzuknüpfen, scheint erstorben. Und man fühlt dunkel, daß solch ein Zustand nicht bloß für den einen Kulturzweig übles bedeutet, daß vielmehr das ganze Volkstum unter ihm leiden muß.

Ein Theaterfachmann nun, der Direktor einer der vielen englischen Reiseschauspieltruppen, Mr. Benson, ein Mann von akademischem Bildungsgrade und ein Shakespeareenthusiast, fühlte diesen hoffnungslosen Zustand ganz besonders und forderte daher schon vor einiger Zeit Freunde dramatischer Kunst zum Zusammenschluß auf, um seiner Idee einer Reformation der englischen Theaterverhältnisse von der Wurzel auf die Möglichkeit des Erfolges zu sichern. Er wollte wiederum das ganze Volk an der dramatischen Kunst interessieren; nicht eine Luxussache und eine Sache momentaner Befriedigung eines Dranges nach Vergnügen sollte das Theater mehr sein, vielmehr ein wichtiger, in die weitesten Verästelungen kulturellen Lebens weckend und anregend einfließender Strom, eine wirklich nationale Sache wie einst in den Tagen der Griechen. Über das ganze Land hin sollten Mittelpunkte theatralischen Lebens gebildet werden, an die sich die Umgegend in ihren Wünschen und Bemühungen angliedern sollte.

Eine solche Bewegung kann erklärlicherweise nicht von der Kunst als treibendem Motiv ausgehen. Wie der Beginn des englischen und des übrigen europäischen Dramas im christlichen Gottesdienst steckt, also ein religiöses Motiv besaß, so wird das anregende Moment heutzutage meist ein nationales sein; im Spiegel der Kunst will man sich selber und den Weg, den man zurücklegt, sehen, will gleichsam sich seiner selbst und seiner Geschichte bewußt werden.

Und kann eine Kunst, die ihrer Art nach so tief ins Leben hinabsteigen muß, eine höhere und wertvollere Aufgabe erfüllen? Wirkt sie so nicht im höchsten Grade kulturell, moralisch? Die Ausbreitung einer solchen Volkskunst also zu ermöglichen, muß als bedeutsame Tat bezeichnet werden, wert der Mitarbeit der Besten; denn es ist nicht wahr, daß die Kunst aristokratisch im ausschließenden Sinne ist; nur insofern ist sie aristokratisch, als sie erhebt und reinigt. Eine Volkskunst aber hat noch immer und wird immer die breite und sichere Basis abgeben, auf der sich eine hochentwickelte Kunst wird aufbauen können. In der Kunst ist es ja wie in der Natur: aus tausend Keimen kommt einer zur Entwicklung, aus vielen tausend Versuchen entsteht ein großes Kunstwerk. Wer daher die Grundlage schmälert, aus der jene Keime sich ergeben können, wer lebendiges Interesse und Anteilnahme an der Kunst einschränkt, der gräbt der Kunst selbst ihren Nährboden ab. Und solches ist ja in früheren Jahren leider genugsam geschehen. Hier in England kommen ja andere Gründe — puritanischer Geist vor allem — hinzu, jenen Nährboden für die dramatische Kunst noch besonders einzuengen; um so wichtiger und aussichtsversprechender ist somit dieses ‚An der Wurzel packen' des ganzen Problems.

Nun hat man soeben in der heutigen Tages unbedeutenden, aber altberühmten Stadt Warwick, die ganz nahe dem Shakespeareschen Stratford liegt, eine Reihe von Volksfestschauspielen abgehalten.

Diese Schauspiele stellen auch so etwas wie die Früchte einer Art Heimatkunstbewegung zugleich dar, die richtig verstanden und gepflegt jener allgemeinen nationalen Bewegung zur Wiederbelebung der dramatischen Volkskunst reiches und frisches Blut wie in zahllosen Adern und Äderchen zuführen sollte. Das Festspiel wurde zur tausendjährigen Feier des Sieges einer ehemaligen Fürstin dieses Landes, des einstigen Königreichs Mercia, über die eindringenden Dänen gegeben und vereinigte die ganze Stadt und Umgegend zu gemeinsamem Werk für viele Monate. Edelleute und Bürger, reich und arm nahmen daran teil; ca. 2000 Personen allein traten in dem Schauspiel auf (Warwick zählt etwa 12 000 Einwohner). Welch gute Früchte an guter Kameradschaft, an gegenseitigem Verstehen und Schätzenlernen mögen sich da nicht zum Nutzen der ganzen Gemeinde ergeben haben! Doch weiter! Statt eines vagen, in Äußerlichkeiten nur bestehenden Patriotismus welch freier Stolz nun, dieser Stadt, diesem Lande anzugehören, dessen große Vergangenheit man nicht bloß an sich vorüberziehen hat sehen, sondern gleichsam miterlebt hat! Ein Ereignis war es, das in seiner Wirkung auf den Lebensweg des einzelnen, der daran teilgenommen, gar nicht mehr ausgelöscht werden kann: Das sind die — nennen wir es — moralischen Folgen, die solch eine Kunstbetätigung zeitigt, und sie entsprechen genau dem, was in der Meinung vieler die Hauptaufgabe der Kunst im Haushalt der Kultur ausmacht: belebend und erweiternd zu wirken, vorzubereiten für ernste Stunden, vertrocknete Ströme wieder fließen zu lassen. Hier inmitten der abgeschiedenen Provinz, wo alles still und ohne große Ziele dem Tage lebt, was er bringt und nimmt, hier wird ein neu Pannier entfaltet, werden neue Ziele gesetzt im Spiegel einer bewegten, großen und, im rechten Lichte gesehen, würdigen Vergangenheit.

Nun aber die mehr unmittelbaren Folgen, die künstlerischen Folgen. Noch immer zeigte es sich, daß Kunst dem Menschen natürlich ist. Schlummerndes braucht nur geweckt, Vorhandenes organisiert zu werden. Und wiewohl man sich die Hilfe eines Außenstehenden, eines Berufsschriftstellers sicherte, das ganze in seinem Wesen gewordene und gewachsene Volkstum machte sich doch so stark geltend, daß auch in dieser Arbeit des Herbeigerufenen die ganze Art dieses bestimmten Stammes sichtbar wurde. Nun war es interessant, zu sehen, wie diese Art in vielem noch mit der übereinstimmt, aus der einst als reichste und schönste Frucht die Kunst eines Shakespeare hervorgegangen war. Nicht das Stück selber — eine Reihe nur durch Chöre aneinandergefügter historischer Szenen in ihrer zeitlichen Abwicklung — kann das so sehr zeigen; denn in ihm ließen sich ja schriftstellerische Beeinflussungen aufweisen, vielmehr die Art und Weise, wie die Spieler sich ihren Aufgaben hingaben, diese, die oft nur skizzenhaft umrissen waren, mit ihrem vollen und eignen Leben ausfüllten. Jene Hauptzüge, die der so trefflich gemischten englischen Nation ein wirklich nationales Drama zu schaffen ermöglichten und unter neuen günstigen Verhältnissen zweifelsohne wieder ermöglichen werden, ein scharfes Erfassen der charakteristischen Züge aller Einzelerscheinungen, eine bei anderen Völkern selten oder nie in diesem Maße sich findende Objektivität gegenüber diesen Erscheinungen, die auch dem Gegner sein Recht läßt, weil sie sein inneres Wesen begreift, — ein Zug, der ja im englischen Sportsleben immer und immer wieder so schön zutage tritt, — ein die Härten des allzu scharfen Auges mildernder Humor, der ein subjektives Moment und damit ein innerliches Fühlen und Anteilnehmen in das bisher sozusagen nur äußerliche, wenn auch nicht kalte Interesse hineinträgt, und endlich die

Fähigkeit romantischen Träumens und Empfindens, die, wie man sagt, von den keltischen Ahnen herstammen soll, und die sehr glücklich ein sonst zu behaglich spießbürgerliches oder zu scharf wissenschaftliches Kunstschaffen poetisch durchtränkt und gleichsam mit dem Atem des ganzen Weltalls erfüllt, diese Hauptzüge, sie fanden sich in dem Spiel dieser meist doch recht einfachen kleinen Bürger, denen jede Schulung, jede künstlerische Vorbildung abging.

Sicherlich, dieser Mangel machte sich an mancher Stelle bemerkbar, an Stellen namentlich, wo eine auf einer ununterbrochenen Tradition fußende Darstellerschar wie die Oberammergauer sicher viel Bedeutenderes geleistet hätten, nämlich gerade an pathetischen und dramatisch stark bewegten Stellen. Aber wo es galt, humoristische Einlagen zu geben oder bestimmte Charaktere herauszustellen, wo es galt, die Lebenspoesie einer ganzen Szene aufzufangen, da leisteten diese Leute ganz außerordentliches. Aus solchem Material, möchte man meinen, könnte von neuem großes hervorgehen, wenn die Verhältnisse sich dafür günstig gestalten. Daß dem so werde, müßte vor allem das Bestreben aller derer sein, denen die echte Kultur ihres Volkes am Herzen liegt.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst.

William Blake. In der Galerie der Messrs. Carfax und Co. in London fand kürzlich eine eigenartige Ausstellung statt, die auf den ersten Blick ganz und gar unenglisch erschien, als stammten diese Werke aus einem fernentlegenen Lande und einer fernentlegenen Zeit. Und doch schuf sie ein Engländer, dessen Tod sich erst zum achtzigsten Male jähren wird, noch dazu ein Engländer, der kaum je London, niemals aber seine Heimatinsel verlassen hatte. Dieser Künstler ist William Blake. Als interessanter Eigenbrödler ist er Beflissenen der Kunstgeschichte etwas bekannt, auch solchen der Literaturgeschichte und denen, die den dunklen Wegen der Mystiker nachgehen. Denn Blake war Künstler, Dichter und Mystiker zugleich. Ihm formten sich innere Gesichte zu tönenden Worten und ausdrucksvollen Formen. Von außen her borgte er sich nur einige Schriftzeichen sozusagen, um wiedergeben zu können, wessen sein Herz voll war. Und seinen Bildern wie seinen Gedichten merkt man es oft genug an, daß ein Zwiespalt klafft zwischen den aus Not übernommenen Formen und Worten und den Visionen, die vor seinem geistigen Auge auftauchten, die ihn in eine Art Verzückung versetzten und ihn zwangen, ihnen Leben zu geben. So haben seine Werke, die künstlerischen wie dichterischen, etwas Kindliches an sich, sind oft ‚wie von einem inspirierten Kinde' geschaffen, wie das einmal ein Kritiker von ihm sehr glücklich gesagt hat. Immer und immer wieder berührt er das Thema des qualvollen, schmerzdurchzuckten Gebärens, der Lebensentstehung, und auf den Schmerz, das unendliche Ringen, legt er das Hauptgewicht. Sein ‚Eloim Adam erschaffend' zeigt es, und seine häufig wiederkehrende Gestalt eines steinalten Mannes in silbergrauem Haare, den er einmal zusammengekauert, in Fesseln geschlagen, vorführt, wie sich dem Geiste schwer die Gedanken entwinden; und darunter stehen die Worte: Eternally I labour on (In alle Ewigkeit schaffe ich fort). Und einen kräftigen Jüngling läßt er in einer Höhle Steine und Trümmer wälzen und aufeinandertürmen und setzt die Zeilen darunter, die mit einem Fragezeichen schließen: ‚Müht so die Seele sich in Grabes Klüften?'

Und doch hätte Blake mit seinem künstlerischen wie auch dichterischen Können ganz großes zu leisten vermocht, denn es war nicht gering, nur ihm wurde es oft zu kindlichem Stottern. Auf geringe technische Kenntnisse, auf einen Mangel an Sicherheit, in Umrissen zu charakterisieren, in Kompositionen aufzubauen, auf ein

Fehlen an ausdrucksreichen, innere Stimmen zum Klingen und Schwingen erweckenden Worten ist seine offenkundige Unzulänglichkeit nicht zurückzuführen. Aber er vermaß sich, das Unsagbare zu sagen, das Unsichtbare sichtbar zu machen, und dies sein Unterfangen mußte scheitern. In seinen schlichteren Werken, beides, des Wortes wie des Pinsels, gehorchen ihm Zunge, Auge und Hand, und es entstehen Schöpfungen nicht nur von hohem Zauber wie seine Bücher der Unschuld und der Erfahrung, die in ihrer Art der Anwendung der Künste des Wortes und des Stiftes wie Pinsels das Ideal eines ‚Gesamtkunstwerkes' darstellen, sondern auch voll dekorativ stilistischer Sicherheit, die andeuten, daß Blake ohne jene ihn überwältigende Mystik große Werke hätte schaffen können, Werke, die dann wohl in manchem an die eines Puvis de Chavanne angeklungen hätten.

Blake aber warf die süßen Gaben, die ihm verliehen, beiseite, verließ die Erde und wollte in den Wolken wandeln. Seine Stärke wie seine Schwäche sog er aus dem Mittelalter. Dessen freudige Naivität lebte in ihm wieder auf und setzte ihn instand, mitten in der Zeit unnatürlicher und erstarrtester Dichtkunst, ausgeübt als eine Art Geistesgymnastik, mit einer Reihe köstlich frischer Dichtungen hervorzutreten, die aus eigenstem inneren Erleben und Fühlen geboren waren. Aber die andere Tendenz, durch kein Gegengewicht im Zaum gehalten, mystisches Grübeln und eine Art prophetische Raserei bemächtigte sich seiner mehr und mehr und schlug die instinktiv richtig zugreifende und gestaltende Naivität in die Flucht. Was fehlte Blake also, um entsprechend seinen sicherlich großen Gaben und der Richtung seines Geistes sich zu einer Art neuem Michel Angelo zu entwickeln, mit dessen Kunst und Wesen und Wollen die seine gar manche Parallele gemein hat? Die Psychiater würden sagen: Die nötigen Hemmungen; mit Göthe, dessen Zeitgenosse Blake war, könnten wir sagen: Das innere Gesetz. Blake gegenüber war Michel Angelo, der friedlose Titan, der einen Göthe in Italien beunruhigte, noch ein seiner selbst sicherer Mann und Künstler, der bei allem, was sein geistiges Auge schaute und sein Herz ahnte, doch nie die sichere Erde verließ.

Die Formensprache, die Blake übernahm, ist die der italienischen Renaissance, die er sicherlich während seiner Studienjahre auf der damals noch jungen Royal-Akademie gelernt. Aber nicht nur mischt er andere archaistische Elemente hinein, z. B. manche byzantinische, so die Darstellung jugendlicher Personen als verkleinerter Erwachsener, sondern er knetet und bildet sich die überkommenen Formen nach eigenem Wollen um, offenbar in der Absicht, dem, was er ausdrücken will, so näher zu kommen. Ihm ist alles ja nur ein Symbol; am meisten zieht er gegen den Dualismus, der alles als Seele und Körper getrennt sieht, zu Felde; ihm ist alles Seele, alles Einheit, und so kommt er dazu, die menschlichen Leiber gleichsam nur noch als bestimmte Formeln zu behandeln, die er nach Wunsch biegt und bricht. Diese eigenartige Stilmischung macht sein Werk sehr auffallend, abstoßend und verwirrend zunächst, doch wiederum voll großer Möglichkeiten und Ahnungen, die in dem Beschauer aufsteigen. Man fühlt, hier wird oft die Kunst gesprengt, manchmal aber doch auch ihr Gebiet erweitert, neues Land erobert. Und dann und wann gelingt Blake ein Werk, das über die aus seiner Art des Schaffens und Konzipierens sich ergebenden Mängel triumphiert, das man als wundervolle Kunst anerkennen muß.

Da ist z. B. seine ‚Pity' (Erbarmen). Wo anders findet man diesen aus der Erregung einer Seele aufgestiegenen, wie in höchstem Pathos sich ergießenden Linienfluß? Unten auf der Erde liegt ein schönes, junges Weib mit aufgelösten Haaren, die Hände fest über die Brust gefaltet, Schrecken

und Entsetzen und Flehen im Auge. Über ihr stürmen die Rosse des Schicksals daher, die keinen Anfang kennen, kein Ende, keinen Halt. Doch das Erbarmen in Gestalt eines Kindes hat sich aufgeschwungen von der Erde zu der furchtbaren Erscheinung in den Wolken, und die Schicksalsgöttin auf den Rossen, deren Haar im Winde flattert, beugt sich hinab und empfängt das nackte, schwache Kindlein in ihren Armen. Der furchtbare Lauf des unerbittlichen Schicksals ist für einen Augenblick aufgehalten. Künstlerisch ist dies durch den wuchtigen Gegensatz der in ihrer Agonie ganz stilliegenden Figur auf der Erde, der fortstürmenden Gewalt der Rosse am Himmel und der diese für einen Moment verzögernden, dazu die obere mit der unteren Hälfte des Bildes verbindenden Mittelgruppe überaus suggestiv und unmittelbar packend zur Darstellung gelangt. Hier deckte sich bewegender Gedanke und geschautes Bild völlig und brachten ein vollendetes Kunstwerk zustande. Und so ließen sich noch manche andere Werke anführen, die Blakes Bedeutung als Künstler belegen könnten.

Unter seinen Zeitgenossen stand Blake fast allein. Geboren in der Mitte des sogenannten rationalen Jahrhunderts, das nirgends so rational war als gerade in England, aufwachsend zu einer Zeit, als die Kunst in England teils moralisierende Zwecke verfolgte (Hogarth), teils zur Verherrlichung des individuellen Lebens diente (Reynolds), wer hatte da für seine mystische Seelenkunst etwas übrig? Und gar in England, wo der Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Fühlen und Denken weit mehr als anderswo zerrissen war! Später allerdings, als das romantische Zeitalter anhob, als Blake freilich schon bejahrt war, da hätte sich eine größere Gemeinde um ihn wohl bilden können, aber da wußten nur wenige von seiner Existenz. Ziemlich unbeachtet starb er 1827 reif an Jahren. Viele haben aber seitdem an seinem Tische gesessen und von seinen Gerichten genossen. Ein Dante Gabriele Rossetti nennt ihn seinen Meister, Swinburne, der dithyrambische Dichter unter den Präraffaeliten, schrieb einen ausführlichen, begeisterten Essay über ihn, Yeats, der irische Dichter voll mystischer Ideen, gab seine Werke neu heraus. So ist Blake wieder eine lebendige Macht im englischen Kulturleben geworden, wenn er auch stets eine solche bleiben wird, die die Seitenpfade desselben befruchtet; aus solchen aber erblühen oft die schönsten und duftigsten Blüten.

Uns Deutschen steht eine Erscheinung wie Blake eigentlich näher; wir vermögen sie leichter unserem Schatze einzureihen; wir erkennen das Herstammen seiner mystischen Ideen von Gestalten wie Jakob Boehme, seiner schlichten Gesänge von der germanischen Volkspoesie, seiner Kunst von den Quellen, aus denen auch ein Dürer und jetzt ein Klinger getrunken.

Frank E. Washburn Freund.

Die deutsche Jahrhundertausstellung, deren aus allen heimatlichen Gauen zusammengetragene Schätze zunächst nur den Bewohnern und Besuchern Berlins sich darbieten konnten, ist nun auch für uns spreeferne Provinzbewohner eröffnet worden. Der Ausstellungsvorstand hat seine Dankesschuld an die Mitarbeiter und Spender von nah und fern durch das glänzende Reproduktionswerk ‚Die deutsche Jahrhundertausstellung 1906'* in würdiger Weise abgetragen und zugleich allen Kunstfreunden und Kunsthistorikern ein Anschauungsmaterial dargeboten, dessen erfreuender und aufklärender Wert erst mit der Zeit sich ganz

* Der erste Band, von der Münchener Verlagsanstalt F. Bruckmann mustergültig ausgestattet (gebd. M. 20.—), gibt eine Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi. Der zweite Band wird 1200 Abbildungen von sämtlichen Gemälden nebst ihrer farbenanalytischen Beschreibung bringen. Eine große Zahl trefflicher Einzelanalysen bietet bereits Richard Hamann in den drei Heften ‚Ein Gang durch die Jahrhundertausstellung' (Berlin, bei Georg Reimer).

ausschöpfen läßt. Vor allem wird es nun erst, beim ruhig einsamen Betrachten und Vergleichen von Blatt zu Blatt, möglich, gewonnene Gesamtüberblicke bis ins einzelne zu vertiefen und den geschichtlichen Zusammenhängen und Werdegängen Schritt für Schritt zu folgen.

Es liegt im Wesen derartiger Ausstellungen, daß nicht alle Zweige der bildenden Kunst gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen können. Die dekorative Malerei großen Stils, die in Kirchen und öffentlichen Gebäuden ihre bleibende Stätte gefunden hat, läßt sich nicht in Ausstellungsräume übertragen. Daraus erklärt es sich ohne weiteres, daß die religiöse Kunst- und Historienmalerei in der Jahrhundertausstellung nicht zu ihrem Rechte kam. Gerade die Gruppe der Nazarener ist davon um so mehr betroffen worden, als das an einschlägigen Galeriewerken besonders reiche Frankfurter Städelsche Museum das Ausleihen seiner Schätze abschlug, ähnlich wie das Bild von Böcklins Schaffen durch das Versagen der Basler- und Schackgalerie unvollständig blieb.

Aber für diese und ähnliche Lücken entschädigen die vielen neuaufgestellten Partien, die gleichsam erst wieder neuentdeckten Meister, die hier zum ersten Male zu ihrem Rechte kommen. Rudolph Klein hat bereits im Maiheft dieser Zeitschrift die wichtigsten Namen genannt, denen etwa nur noch Friedrich Wasmann nachzutragen wäre als eine eigenartige Übergangserscheinung zwischen der Hamburger Landschaftsmalerei und der Nazarenerschule. Aber statt hier noch auf Einzelheiten einzugehen, wollen wir nur wenige allgemeine Gesichtspunkte noch hervorheben: Die Porträtmalerei drängt sich ganz auffällig in den Vordergrund und bietet von einzelnem, wie Steinles köstlichem Kinderbildnis abgesehen, des Erfreulichen nicht eben viel. Sollten nun neben all' den Anklagen, die auch aus Anlaß dieser Ausstellung das aufschwunghemmende Akademiewesen wieder hören mußte, nicht doch andere Faktoren dem Werden einer großen Kunst noch viel hinderlicher gewesen sein? Sollte nicht das bürgerliche Leben des 19. Jahrhunderts mit seinem weitgehenden Unverstand für die Daseinserfordernisse der Kunst deren Entwicklung noch wesentlich mehr gehemmt haben als alle zopfbelasteten und schultyrannischen Akademieprofessoren zusammen genommen? Wie viele deutsche Künstler gerade dieses Zeitraums zeigen in ihren Jugendwerken Anläufe verheißender Art und erlahmen zusehends immer mehr unter dem Zwange von nichtssagenden Porträtaufträgen, Repräsentationsbildern und sonstiger phantasietötender Fronarbeit! Hat der Bruch mit dem lebens- und sinnenfreudigen Rokoko, just der Zeitpunkt (1775), mit dem unsere Ausstellung einsetzt, den Künstlern wirklich einen Zuwachs an innerer und äußerer Freiheit gebracht oder nicht vielmehr eine vielfache Unterdrückung, von der sie sich erst durch die übertreibende Reaktion des ‚L'art pour l'art'-Geschreis befreiten?

Freundlicheren Eindruck als die Porträtmalerei gewährt die reich vertretene Landschaftsmalerei. Die Natur hat sich gerade in dieser Epoche der Kunst freundwilliger erwiesen als die Menschen. Hier, am Werden des Landschaftsbildes, kann man auch die in allen Stil- und Schulumwälzungen fortdauernde Kontinuität des geschichtlichen Werdegangs verfolgen. Mit Überraschung entdeckt man jetzt auf einmal bei den angeblich so veralteten romantischen Landschaften, bei einem Friedrich, Wasmann, Waldmüller, Kobell und wie sie alle heißen, ganz deutliche Anfänge des neuesten ‚Impressionismus' und Pleinairismus. Man verliert vor diesen Bildern ein gut Teil der Einbildung auf unsere ‚neue Art zu sehen', und findet das Abbrechen der Ausstellung mit dem Jahre 1875 als dem ungefähren Geburtsjahr der impressionistischen Bewe-

gung um so unmotivierter, da ja bereits Leibl, Menzel, Liebermann, Trübner mit ihren früheren Werken vertreten sind.

So scheidet man denn auch nicht mit dem Eindruck, als habe sich gerade noch zuletzt, um 1875, das Tor zu einem großen Neuland geöffnet, sondern ganz beherrscht von dem Eindruck desjenigen Meisters, der sich gerade auf der historischen Folie erst in seiner ganzen, ideellen Bedeutung heraushebt. Für die ungenügende Vertretung der Nazarener, zumal eines Peter Kornelius, entschädigt vollkommen nur einer: Anselm Feuerbach. Dieser erhabenen Einfachheit und Klarheit muß sich selbst ein so spezifisch moderner Geschmack wie der Hugo von Tschudis beugen. Und wenn wir mit manchem andern Urteil, das er im Geleitwort schrieb, nicht einig werden können, so freuen wir uns doch vor Feuerbach der gemeinsamen Bewunderung der ‚Größe dieses Schaffens, das in dem Jahrhundert einzig dasteht'.

Dr. M.

Musik.

Zur musikalischen Renaissancebewegung. Das Bestreben, die musikalischen Schätze der Vergangenheit zu heben und neu zugänglich zu machen, das heute einen so weiten Umfang angenommen hat, daß man die Gegenwart mit Recht ein Zeitalter glänzendster Musikrenaissance nennen kann, hat sein Ziel mit der Vorlage alter Werke im Neudruck erst halb erreicht; sollen solche Neuausgaben mehr sein als ‚ein zweites Begräbnis', um einen treffenden Ausdruck H. Kretschmars zu gebrauchen, so müssen die alten Werke vor allem der Praxis zurückgewonnen werden. So ist man dazu gekommen, neben den namentlich den Zwecken der Musikwissenschaft dienenden kritischen Gesamtausgaben spezielle Ausgaben für den praktischen Gebrauch zu veranstalten, in denen die Schwierigkeiten, welche die alte Musik der modernen Aufführung bietet, nach Möglichkeit beseitigt sind. Solche Zwecke verfolgt auch die uns vorliegende Ausgabe ausgewählter vierstimmiger Werke von Vittoria und Palestrina (Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1904 und 1905), redigiert von Hermann Bäuerle. Von den Ergebnissen unserer Musikrenaissance hat bis jetzt neben der Hausmusik die Kirchenmusik den größten Gewinn gezogen; so liegen auch die Werke Palestrinas und Vittorias bereits in kritischen Gesamtausgaben vor. Aus diesen Gesamtausgaben bringt nun die Publikation Bäuerles einzelne für Neuausgaben besonders geeignete Stücke, wobei die ungewohnten alten Schlüssel durch die herkömmlichen modernen ersetzt, die leicht irreführenden breiten Notenwerke des Originals verkürzt und die vier Stimmen auf zwei Linien zusammengezogen sind. Die bei alter Musik stets fehlenden Vortragsbezeichnungen sind mit bescheidener Zurückhaltung und künstlerischem Takt ergänzt. Das übrige zum Verständnis tun die jedem Bändchen beigegebenen historischen und ästhetischen Erläuterungen, die wir uns nur hie und da noch etwas ausführlicher wünschten.

Daß bei einer Ausgabe altklassischer Kirchenmusik Palestrina als der Gipfelpunkt alter Vokalkunst mit in erster Linie in Betracht kommt, ist selbstverständlich. Zudem entfaltet sich die Kunst des Meisters gerade in den vierstimmigen Kompositionen oft am reichsten und tiefsten. Werke wie die Missa ‚Veni sponsa Christi' oder ‚Dies Sanctificatus' oder ‚Iste confessor', um nur die bedeutendsten aus den zehn mir vorliegenden, von Bäuerle publizierten Messen zu nennen, gehören mit zum Besten, was Palestrina geleistet hat. Besonders erfreulich aber ist, daß durch Bäuerles Ausgaben nun auch Ludovico da Vittoria populär gemacht wird; denn Vittoria ist unter den römischen Zeitgenossen Palestrinas wohl der bedeutendste. Durch seinen herben und strengen Ernst bildet der

spanische Meister gewissermaßen eine Ergänzung zu dem stets in lichten Sphären schwebenden Palestrina. Freilich wird gerade dadurch Vittorias Musik etwas schwerer verständlich; allein die eindringliche Melodik und die ihr innewohnende tiefkünstlerische Auffassung des Textes, die sich oft zu beinahe dramatischer Ausdruckskraft steigert (man vergleiche z. B. das ‚Qui tollis' im Gloria der von Bäuerle vorgelegten Messe ‚Simile est regnum'), werden sie doch stets zur Wirkung gelangen lassen. Rein technisch ist sie dabei manchmal leichter zu bewältigen als die Palestrinas.

Bäuerles Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen, ein erfreuliches Zeichen für das wachsende Interesse, das man in der Praxis den Klassikern der alten Kirchenmusik entgegenbringt.

Dr. Eugen Schmitz.

Neuheiten auf dem Gebiete des Kinderliedes gibt es heute, wo ‚die Kunst im Leben des Kindes' Modesache geworden ist, mehr als genug. Aber wohl nur wenige dürfen sich solcher künstlerischer Bedeutung und Originalität rühmen wie das eben erschienene op. 16 des bekannten Opernkomponisten Karl v. Kaskel: Kleine Lieder auf alte Kinderreime (Verlag Harmonie, Berlin). Es sind Kinderlieder für Erwachsene; ihre verhältnismäßig komplizierte musikalische Fassung entziehen sie der Ausführung durch Kinder, wie auch die ungemein feinsinnig-poetische geistige Ausgestaltung die Grenzen kindlicher Auffassungsfähigkeit weit überschreitet. Der Erwachsene aber greife zu diesem Liederheft, und schon mit der ersten Nummer ‚So reiten die Herren auf ihren stolzen Pferden' wird wie ein schönes Traumbild der Zauber entschwundener Jugendfreuden sich ihm auftun. Am wertvollsten erscheint uns aber das Lied: ‚Und als der Großvater die Großmutter nahm'; bei größter musikalischer Einfachheit ist es von ergreifend tiefer Wirkung. Man meint, man sieht sie da sitzen, das alte Pärchen, am schönen Sommerabend auf der Bank vor dem Häuschen, wie sie in erinnerungsvollem Schweigen der sinkenden Sonne nachblicken; „... und manche liebe Schatten steigen auf ...'

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt.

Rembrandtliteratur. Es war vorauszusehen, daß sich zu Rembrandts 300. Geburtstage ein Strom von Aufsätzen durch die Presse ergießen werde, und daß sich Forschung und Raisonnement zu Büchern verdichten würden. Kunstgelehrte und Künstler, Sammler und Interpreten haben sich zum Wort gemeldet, Verfasser und Verleger haben gewetteifert, Gediegenes und Handliches zu bringen. Es sei hier wieder an das Lieferungsprachtwerk aus dem Verlag R. Bong in Berlin erinnert, Rembrandt in Bild und Wort, herausgegeben von Wilh. Bode und W. Valentiner, das in Größe und Ausstattung wohl an erste Stelle tritt. — Ein guter Gedanke war es, Bilder und Texte zu Rembrandts Gedächtnis in Form eines Almanachs dem täglichen Gebrauch zu übergeben. So hat die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart einen Rembrandtalmanach 1906/1907 herausgegeben mit beiläufig 20 zum Teil farbigen Bildern, Reproduktionen seiner hervorragendsten Meisterwerke und Beiträgen aus bekannten Federn, die Rembrandts Kunst und Wirken vielseitig beleuchten, mögen sie auch in ihrer Auffassung sich gelegentlich schneiden und mag der Leser auch mit ihrem Subjektivismus nicht in allem sich eins finden. Nutzen und Anregung empfängt er von Kunstkritikern wie Richard Muther und Karl Scheffler sicher. — Ebenfalls mit einem Almanach für 1907 verbunden ist die Publikation: Rembrandt zu seinem dreihundertsten Geburtstage von Dr. W. R. Valentiner und J. G. Veldheer, mit Vorwort von Dr. C. Hofstede de Groot, verlegt bei Meulenhoff in Amsterdam und K. F. Köhler in Leipzig. Das Kalen-

darium erinnert an bekannte Daten aus Rembrandts Leben und umrahmt mit Buchverzierungen Abbildungen der Orte, wo der Künstler wohnte und verkehrte. Im Textteil wird Rembrandts Lebensgang und seine Kunst nach Technik, innerem Gehalt und Entwicklungsphasen in großen Strichen gezeichnet. Die prächtigen Bilder, die dazwischen verstreut sind, haben außer dem Zweck, das Beste zu zeigen, auch den, die Technik zu veranschaulichen. Faksimilierte Urkunden aus Rembrandts Leben bilden einen interessanten Abschluß. — Ein Altmeister der Malerei selber, der Niederländer Joseph Israels, hat es sich nicht nehmen lassen, zu Rembrandts Gedächtnistag seine Verehrung für den Meister kundzutun. In ‚Rembrandt', eine Studie (übersetzt von Else Otten, Berlin, Concordia, deutsche Verlagsanstalt H. Ehbock), schildert er, wie er langsam zu Rembrandt in ein fühlendes Verhältnis kam, und kann sich dann nicht genug tun, mit dem Eifer des Zunftgenossen, der wünscht, daß alle mit dem Auge des Malers sähen, in die malerischen Feinheiten der ‚Nachtwache' und der ‚Staalmeesters' einzuweihen. Ein kleines, liebenswürdiges Schriftchen. — Eine prächtige Gabe hat zum Feste die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart beschert mit dem zweiten Band ihrer Rembrandtausgabe: Rembrandt des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen, herausgeg. von Hans Wolfgang Singer. (Der Band mit den Gemälden ist schon früher erschienen.) Der Herausgeber war für diese Seite von Rembrandts Kunst die berufenste Persönlichkeit. Es besteht ja hier die Kalamität, daß von der großen Überzahl der Radierungen die unter Rembrandts Namen gehen, die einen bereits ausgeschieden sind, von anderen die Echtheit sehr zweifelhaft ist. Singer hat eine goldene Mitte eingehalten zwischen dem überstrengen Gelehrten und dem kritiklosen Sammler. Der Band ist in drei Abteilungen zerlegt: Rembrandts Radierungen; Zweifelhafte Blätter und solche, die in reproduziertem Zustand nicht mehr Rembrandts Weise erkennen lassen; Verworfene Blätter. Erläuterungen und ein systematisches Verzeichnis beschließen den Band. Bei seiner Einteilung hat sich der Herausgeber von dem Gedanken leiten lassen, ‚zunächst ein möglichst klares Bild von Rembrandt in seiner Größe zu entfalten. Es würde mir weniger ausmachen, bei einer etwaigen zweiten Auflage manches Werk aus den jetzt zweifelhaften zu den echten hinüberzunehmen, als irgend etwas aus der ersten Abteilung später unter die unechten verbannen zu müssen.' Im übrigen ist die Einleitung so gut wie kurz. In der Richtung der vortrefflichen Winke geht man gern an das Betrachten der Blätter des ‚besten aller Radierer'. — Zum Schluß sei ein Buch genannt, das sich auf breiterer Grundlage aufbaut: Rembrandt und seine Zeitgenossen, Charakterbilder der großen Meister der holländischen und flämischen Malerschule im 17. Jahrhundert von Wilh. Bode, Verlag von E. A. Seemann, Leipzig. Dieses Buch birgt ein gutes Stück Kunstgeschichte und Künstlerpsychologie. Eine Reihe von Aufsätzen bietet Anlaß, auf die verschiedensten Fragen zu sprechen zu kommen, historische Untersuchung und ästhetische Durchdringung, Charakterisierung des einzelnen Künstlers und Vergleichung mit seinen Genossen unter vielfachem Bezug auf die Gestalt Rembrandts, Lösung technischer Probleme von anfänglicher Unbehilflichkeit zu freiester Ausdrucksfähigkeit, altniederländisches Milieu und Streiflichter bis zur Impression und Stimmung der Moderne. Der erste Aufsatz behandelt Rembrandt auch mit Rücksicht auf die religiöse Seite seiner Kunst; nachher kommt Frans Hals, zum Schluß Adriaen Brouwer, der sehr eingehend gewürdigt wird, und Rubens; des näheren wird Anton von Dyck als sein Mitarbeiter und der Einfluß seiner Gattin Helene Fourment auf seine Kunst dargestellt. Die Mitte füllen drei Gruppen von Künstlern aus nach den Kennworten: das holländische Sittenbild, die Landschaftsmalerei in Holland, das holländische Stilleben, wobei in der ersten Rubrik die Genremaler unter dem Einfluß Rembrandts wieder getrennt sind. Sehr instruktiv sind die einleitenden Seiten zu den Gruppen, besonders die über die Landschaftsmalerei und dann im einzelnen die tiefgehenden und feinsinnigen Urteile über Herkules Segers und Jakob van Ruisdael. Der Gewinn aus der Lektüre ist ein bleibender. W.

‚Führer durch die moderne Literatur.' Herausgeg. von Hans Heinz Ewers (Globus-Verlag, Berlin).

Die moderne Literatur in der Westentasche. In diesem Bilde wird man am leichtesten den fünf Kunstrichtern gerecht, — Hans Heinz Ewers, Viktor Hadwiger, Erich Mühsam, René Schickele und Dr. Bläsing, — die sich als ‚Führer

durch die moderne Literatur' anbieten. Auf 200 kleinen Seiten wollen sie ‚ein vielbeschäftigtes Geschlecht, dessen Geschmack durch schlechte Marktware irregeleitet ist', mit dem ‚wirklich Guten', mit der ‚Elite der Kultur unserer Zeit' bekannt machen, d. h. mit ‚300 der hervorragendsten Schriftsteller'. Da kommt es ohne Zweifel auf den Geschmack der Zensoren selber an. Darüber unterrichtet uns die ‚Einführung', wo es von der Literatur der Gegenwart heißt, sie bedeute keinen Verfall, sondern eine Wiedergeburt; eine einheitliche, zielbewußte Richtung hätten die Neuerer zwar nicht, es handle sich immer noch um ein Suchen; ‚aber es ist kein unsicheres Tasten mehr, es ist nicht das Suchen des Kindes, das Blindekuh spielt, sondern das des Chemikers, der auf Grund einer Menge von Kenntnissen experimentiert'. Ein Weiteres zu unserer Information tut die Mitteilung über den als Herausgeber zeichnenden Ewers: ‚Mit einer erstaunlichen Kombinationsgabe versteht es Ewers, die unmöglichsten Phantasien lebenswahr zu gestalten, das graue Alltagsleben unserer Zeit mit einer Überfülle seltsamer, oft erschreckend grauenhafter Gestalten zu beleben.' Wir haben es also mit einer mehr kunstgewerblichen Auffassung zu tun. Wer nicht ‚artistisch' oder ‚freiheitlich' kommt, hat nichts Gutes zu erwarten. Eine lange Strecke hin werden die Schriftsteller in ‚freiheitliche' und ‚reaktionäre' eingeteilt. Zu den ersteren gehören neben Gerhart Hauptmann, dem der ausführlichste Kommentar gewidmet ist, die Nietzsche, Ibsen, Björnson, Strindberg, Zola, Dehmel, Hofmannsthal, sogar Tolstoi. Des ‚freiheitlichen und aufgeklärten Standpunktes' wegen wird wohl Mathieu Schwanns herzlich unbedeutende Broschüre über Elsaß-Lothringen zu den Großtaten gezählt. ‚Rückschrittler' sind die Timm Kröger, Hermann Hesse, Fritz Lienhard, Marcel Prévost, Gorki und Sienkiewicz, von denen einzelne mit ausgesuchter Hochnäsigkeit behandelt werden. Von Bartels ist erst gar nicht die Rede (man kann sich denken, warum!), von Alfred Kerr aber auch nicht, dagegen wohl von Maximilian Harden, der als ‚der bedeutendste Publizist seit Börnes Zeiten' vorgestellt wird. Es liegt hier kein Anlaß vor, für den einen wider den andern irgendwie Partei zu ergreifen; es galt nur, zu zeigen, wie launisch der Führer in dem von ihm selber gewählten Rahmen ist. Seiner Vergeßlichkeit sind Stéphane Mallarmé und Edgar Allan Poë zum Opfer gefallen, die in anderen Steckbriefen doch als das Ausland beeinflussende Kräfte erwähnt werden. Paul Bourget wird bedauern, daß er nicht erst 1871 geboren ist, wie der Führer will, und Gustav Stoskopf, der elsässische Dialektdichter, wird mit Verwunderung hören, daß er ein Stück mit dem Titel ‚G'spaß und Ernscht' geschrieben hat, denn er selber weiß gewiß nur von einem so betitelten Gedichtbuch. Angesichts solcher Flüchtigkeiten ist es schwer, zu sagen, ob Antonio Fogazzaro absichtlich übergangen wurde. Der Umstand, daß der Führer für die Verfasserin der ‚Briefe, die ihn nicht erreichten', Worte übrig hat, während er eine Handel-Mazzetti ignoriert, läßt an das ‚Catholica non leguntur' denken, und Aufklärer-Wendungen, wie ‚Pfaffen und Dunkelmänner', ‚Frömmler und Spießer', ‚abgelegte religiöse und nationale Vorurteile' könnten die Vermutung bestärken. Der einzige Hansjakob bekommt ein paar Zeilen mit.

Inmitten salopper Oberflächlichkeiten und bedeutender Unterlassungssünden sind auch wieder Versuche zur Unparteilichkeit und sachverständige Würdigungen zu bemerken, so, wenn Bläsing einer Clara Müller, also einer durchaus gesinnungstüchtigen Nummer, gegenüber tritt, und bei Pierre Louys von ‚Pornographie' redet, oder wenn Schickele sich über französische Literatur ausspricht, dem man, nach den Proben zu urteilen, diese ganz hätte überlassen sollen. Abschließend kann man nur sagen, daß die Besprechungen sehr ungleichmäßig geraten sind, und dem Publikum an Stelle schlechter Marktware eine oft um keinen Deut bessere Amateurkunst empfohlen wird. In den Grenzen des bestimmten Publikums, an das er sich wendet, — es ist durch unsere Zitate angedeutet, — mag der Führer immerhin mehr nützen als schaden.

Thomas Seltz.

Ernst Boerschel, Joseph Viktor Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen. Berlin 1906, Ernst Hofmann & Co. 384 S. M. 8.50.

Boerschel versuchte in diesem stattlichen Bande eine umfassende und zusammenhängende Darstellung der Beziehungen Scheffels zu seiner Kousine Emma Heim. Dabei begab er sich so skrupellos unter den persönlichen Einfluß der als Frau Witwe Koch noch in Berlin lebenden Dame, daß in seinen Aus-

führungen der schöpferische Geist des Dichters vor der anregenden Kraft seiner ‚Muse' fast zurücktritt. Und doch war das Inhaltreichste, was Emma ihrem Vetter spendete, wohl der Korb, den er sich im Sommer 1853 von ihr holte! Die späteren oft sehr anmutigen und humorvollen, freilich weder an sich noch für die Forschung bedeutenden Briefe Scheffels, die Boerschel publiziert, hinterlassen dem ruhigen Leser kaum mehr als das Gefühl, daß hier ein durch äußeres und inneres Mißgeschick niedergedrückter Dichter mit einer notdürftig hinter Scherzen versteckten Wehmut sich seiner Jugendtage und seiner Jugendliebe erinnert. Hat man sich durch die geschwätzig-phantastische Psychologie des Buches hindurchgearbeitet, — die trotz ihrer großen Worte nicht begreift, daß eine Menschenseele, und erst recht eine Künstlerseele, ein viel zu kompliziertes Gebilde ist, um ihre Anregungen stets nur von einer bestimmten Person, einem bestimmten Eindruck zu empfangen, — so bleibt als Resultat nicht viel mehr, als was sachliche Scheffelforscher schon längst gewußt und ausgesprochen haben, nämlich, daß die Zurückweisung seiner Liebe für den Dichter ein großer Schmerz war, und daß dieser Schmerz namentlich im ‚Ekkehard' künstlerische Gestalt gewann. Die ‚Erinnerungen' sind zum großen Teil wertloser anekdotischer Kleinkram. Jedenfalls hätte das Buch von seinem Werte nichts verloren, wenn drei Viertel des Inhalts ungedruckt geblieben wären.

M. Behr.

Richard Bredenbrücker, ‚Die Flucht ins Paradies'. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. — Derſ., ‚Liebeswirren', ebenda. **Heinrich Bischoff, Richard Bredenbrücker,** der südtirolische Dorfdichter, ebenda.

Der Lütticher Universitätsprofessor Heinrich Bischoff hat sich doch wohl stark vergriffen, als er dem in Berlin lebenden Novellisten Bredenbrücker eine eigene Broschüre widmete und ihn, den geborenen Rheinländer, als den bedeutendsten Tiroler Dorfdichter feierte. Es scheint, daß der Ausländer sich doch nicht genug in den Geist speziell des Tiroler Volkes und namentlich in die Ausdrucksweise der gewöhnlichen Leute hineingelebt hat, um hier überall das Urwüchsige von dem Nachgemachten unterscheiden zu können. Trotzdem ich mit dem redlichen Eifer, ja sogar mit der zuversichtlichen Hoffnung, ein starkes Talent zu entdecken, an die Lektüre der beiden mir vorliegenden Bände heranging, blieb mir nichts als der Eindruck: Hier ahnt einer die schlummernden Kräfte und Leidenschaften eines verhältnismäßig unkultivierten Volkstums, aber die Art, wie er aus den von ihm beobachteten Eigenschaften Konflikte entstehen läßt, wie er überhaupt diese Eigentümlichkeiten darstellt, ist die durchaus äußerliche des Dilettanten. Weil ihm der Volksstamm im Grunde doch fremd ist, sieht er mehr das Fehlerhafte und Lächerliche als das Tüchtige und Kernhafte. Dazu kommt der ‚Los von Rom'-Standpunkt um jeden Preis, der den Roman ‚Die Flucht ins Paradies' geradezu komisch unbeholfen macht. In dem Novellenbande ‚Liebeswirren' vergällt einem die unerträgliche imitierte Kindlichkeit, mit der die Unterhaltungen der drei Spielgenossen im ‚Stiefliebsten' ausgestattet sind, gleich zu Anfang den Genuß. Und wie hier imitierte Kindlichkeit, so ist überhaupt imitierter Erdgeruch und ausgeklügelte Volksmäßigkeit das aufdringliche Parfum, das Bredenbrückers neueste Bände kennzeichnet.

M. Behr.

Die Allgäuer Alpen, Land und Leute. Von Max Förderreuther. J. Köselsche Buchhandlung, Kempten und München.

Das alpine Prachtwerk, das hier geplant ist, und von dem bis jetzt zwei Lieferungen erschienen sind, soll mit 8—10 Lieferungen à 1.20 M. ein Ganzes werden mit ca. 350 Textillustrationen, ca. 24 Vollbildern in Autotypie und Dreifarbendruck nach Originalzeichnungen von E. T. Compton und R. Mahn, einer Übersichtskarte und einem Burgenkärtchen. Die vorliegenden Lieferungen sind ein sicheres und schönes Versprechen für ein glänzendes Gelingen des Projekts. Förderreuther erweist sich als ein vorzüglicher Kenner der Allgäuer Alpen. Dazu trifft er glücklich die Mitte zwischen einem gründlichen, aber trockenen Lehrton und der fortgleitenden Plauderei, so daß er den Zweck der Belehrung wie Unterhaltung erreicht. Die Entstehungsgeschichte der Berge gibt die wissenschaftliche Grundlage und ist in konkreten Zusammenhang mit der jetzigen Gestaltung gezogen. Dann beginnt die Wanderung durch das Alpenvorland, Nagelfluhketten, Berge der Kreideformation, Bregenzer Wald, Walsertal, Oberstdorfer Berge, die Berge von Hindelang und Hinterstein, Tannheimer und Pfrontner Berge usw., einstweilen bis zum Lechtal. Die farbigen Einschaltbilder sind eine

Zierde des Buches, nicht minder aber auch die zahlreichen sehr guten Illustrationen nach Photographien. Der Zug in die Berge ist immer noch im Wachsen begriffen, und viele werden solch ein Werk freudig begrüßen, da sie durch dieses ein ganz anderes Verhältnis zu den Bergen bekommen als durch den besten Reiseführer.

-ss.

Unsere Kunstbeilagen.

Als Herman Schell starb, waren seine Züge nur auf der lichtempfindlichen Platte und hier nicht einmal ohne verwischende Retouchen des Photographen festgehalten. Eine solche Durchschnittsleistung des photographischen Ateliers hier wiederzugeben konnte unser Ehrgeiz nicht sein. Wir glaubten dem Andenken dieses hervorragenden Mannes und Mitarbeiters die besondere Ehrung einer künstlerischen Darbietung zu schulden, so schwierig auch die Aufgabe zu lösen war. Hans Volkert, ein Schüler des Professors Halm in München, hat seine geschickte Nadel in ihren Dienst gestellt. Daß er den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hat, ist gewiß ein großer, kaum zu ersetzender Nachteil. Was jedoch synthetisch verfahrender Künstlerintuition in solchem Fall möglich ist, hat er in glänzender Weise geleistet. Technisch erinnert das Blatt an die Rembrandtschen Bildnisradierungen. — Am liebsten hätten wir unseren Abonnenten Abdrücke von der Originalplatte dargeboten; diese herzustellen reichte aber die kurze Zeit von nur einigen Wochen nicht aus. So mußten denn hier Heliogravürendrucke an die Stelle treten. Doch haben wir eine Anzahl feinster Japandrucke gemacht, die von dem Verlag laut besonderer Anzeige zu beziehen sind.

Über die beiden Beilagen nach Gemälden von Egger-Lienz sagt der betreffende Artikel auf S. 727 das erforderliche. Wir haben hier nur der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart besonderen Dank zu sagen für die gütige Erlaubnis, die beiden Gemälde hier wiedergeben zu dürfen.

Offene Briefe.

F. H. in P. Über die Phonetik der Sprachen des Altertums sind wir nur mangelhaft unterrichtet; doch lassen mancherlei Indizien die Entscheidung über die Aussprache des Griechischen mit großer Wahrscheinlichkeit treffen. Was insbesondere die Konsonanten ϑ, φ, χ und ζ betrifft, so sind die Laute ϑ, φ, χ wenigstens in der klassischen Zeit echte Aspiraten, also t+h, p+h, k+h, keine Spiranten gewesen; vgl. z. B. *ἀντ(ι)-ἔλκω = ἀνθ-ἕλκω, ἀπ(ο)-ἵημι = ἀφ-ίημι, καὶ οἱ* in Krasis *= χᾠ, ὅτου ἕνεκα* in Krasis *= ὁθούνεκα, οὐ(κ) ὅτι = οὐχ ὅτι* usw. Die Bezeichnung des lateinischen f durch φ (vgl. Fabius = *Φάβιος*) geschah aus Not, in Ermangelung eines anderen Zeichens; dagegen werden griechische Eigennamen mit φ im Lateinischen stets durch ph wiedergegeben. — Das griechische ζ hat durchweg den Lautwert sd (mit tönendem s), vgl. *Ἀθήνασ-δε = Ἀθήναζε*, Auramazda (persisch) bei Plato = *Ὡρομάζης* usw.; die Aussprache ζ = tz ist sicher falsch, wenn der Lautwert in einzelnen Dialekten auch Schwankungen unterworfen gewesen ist. Über das Einzelne vergleiche Fr. Blaß, Über die Aussprache des Griechischen, 3. Aufl. 1888. (Berlin, Weidmann.)

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.